

<36636808440018

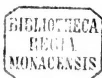


Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

Graesse
Sagenbuch
1



Sagenbuch

des

Preußischen Staats.

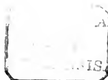
Von

Dr. J. G. Th. Gräße.

Erster Band.



Glogau
Verlag von Carl Flemming.
1868.





Vorwort.

Wenn das vorliegende Buch erst in diesem Jahre zur Hälfte mit dem Schlusse des ersten Bandes beendigt worden ist, so liegt der Grund weniger an dem Verfasser und Verleger, sondern einmal darin, daß das vorige Jahr eine durch die Verhältnisse nothwendig gewordene Unterbrechung herbeiführte, dann aber auch darin, daß der Verfasser stets auf Unterstützung von fremder Hand rechnete. Wir haben sowohl in Zeitungen als auf den Umschlägen der einzelnen Lieferungen wiederholt die Freunde der Sagenliteratur aus den Gegenden, welche unser Buch vor Augen hat, um Beiträge ersucht, da es absolut unmöglich ist, selbst bei der größten Belesenheit eine auch nur annähernde Vollständigkeit zu erreichen, allein leider umsonst; ein einziger Herr, ein Dresdener Sagenfreund, Herr G. Martius, hat mir eine Anzahl Notizen zukommen lassen, die ich jedoch nur für die am Schlusse des 2. Bandes zu gebenden kurzen Nachträge benutzen konnte, sonst habe ich von keiner Seite auch nur die geringste Beihilfe erhalten. Dies hat mich um so mehr befremdet, als bei meinem Sächsischen Sagenbuch ich wenigstens aus einigen Theilen des Landes Mittheilungen erhielt. Das Königreich Preußen aber ist ein so großer Staat, seine Bewohner haben stets so viel Patriotismus gezeigt, daß man eigentlich hätte erwarten sollen, der oder jener würde im Interesse der Sage sein Scherflein beitragen, um ein Buch, das gewissermaßen den Kern dessen, was uns aus der sagenhaften Vorzeit seines Vaterlandes übrig ist, enthalten soll, möglichst vollkommen zu machen. Allein sei es, daß meine Bitte nicht an den rechten Mann gekommen ist, sei es, daß sie übersehen wurde, sie blieb bis jetzt unerfüllt und ich muß mich darauf

beschränken, sie hier nochmals dringend auszusprechen und alle Freunde der preußischen Vorzeit ganz ergebenst aufzufordern, wenigstens für den zweiten Theil des Buches, der den Rhein, das eigentliche Preußen, Schlesien, Pommern und Posen umfassen wird, mich mit Mittheilungen, seien sie auch noch so unbedeutend, zu erfreuen. Ich werde auch das kleinste Körnlein dankbar aufheben und nach bestem Wissen zu benutzen suchen. Allein auch für die bereits bearbeiteten Provinzen (die Marken, Sachsen und Thüringen, der Harz und Westphalen) werde ich etwaige mir noch zugehende Berichtigungen und Mittheilungen dankbar annehmen und am Schlusse des Ganzen unter den Nachträgen zu verwerthen suchen.

Um nun auf mein Buch selbst zurückzukommen, so wird Jeder, der einen auch nur oberflächlichen Blick darauf wirft, sofort erkennen, welchen Zweck der Herr Verleger im Auge hatte, als er die Abfassung desselben dem unterzeichneten Verfasser übertrug. Er wollte dem preußischen Volke eine Sammlung der besten und interessantesten Sagen aus der Vorzeit übergeben und durch populäre Einkleidung sie zum eigentlichen Eigenthum desselben machen. Es mußte also jede gelehrte oder nur für wissenschaftliche Zwecke berechnete Einkleidung oder Anordnung der Stoffe vermieden werden. Aus demselben Grunde mußte Vieles wegbleiben, was sonst unbedingt hier hätte aufgenommen werden müssen, aber ebenso einzelne Sagendarstellungen mitgetheilt werden, welche dem kritischen Auge des deutschen Alterthumsforschers bedenklich erscheinen dürften; das größere Publikum macht andere Ansprüche als der gelehrte Sagenforscher, der höhere Zwecke als die der bloßen Unterhaltung verfolgt. Ich habe indeß möglichst versucht, den wissenschaftlichen Standpunkt festzuhalten und bin nach demselben Plane verfahren, der mir bei meinem ähnlichen Werke über Sachsen vorgezeichnet war. Ich bitte also, daß von Seiten der Kritik bei Beurtheilung meines Buches hierauf gefälligst Rücksicht genommen und nicht Anforderungen an meine Arbeit gestellt werden, welche selbstverständlich die Tendenz derselben ausschließen mußte. Indeß werde ich am Schlusse, wenn mir Raum übrig bleibt, in beizugebenden Zusätzen, wenigstens was Sagenvergleichung angeht, auch nach Möglichkeit den Ansprüchen des gegenwärtigen Standes der Sagenforschung gerecht zu werden suchen.

Die von mir benutzten Quellen, Chroniken, Städtegeschichten, topographischen Werke, Legendensammlungen &c. habe ich gewissenhaft citirt und habe

nie versäumt, diejenigen neueren speziellen preußischen Sagensammlungen, aus denen ich einzelne Partien in diese meine Gesammtcollection aufgenommen habe, als primäre Quellen zu nennen. Mündliche Mittheilungen, die mir sehr willkommen gewesen wären, habe ich eben leider, wie bemerkt, nicht erhalten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der Umfang des Buches selbst es verbot, alle mir etwa bekannt gewordenen Sagen einer Provinz aufzunehmen, ich konnte nur auswählen. Dies wird mich bei dem Leser entschuldigen, wenn er diese oder jene ihm vorzugsweise liebgewordene Sage vermissen sollte. Hauptsachen glaube ich nicht vergessen zu haben, wenigstens habe ich die mir bekannten Quellen sämmtlich fleißig studirt, allein, wie gesagt, absolute Vollständigkeit war eben nicht möglich.

Ich hoffe, daß der zweite Band, der den Schluß des Ganzen enthalten soll, nicht so lange auf sich warten lassen soll als der erste, und bitte nur die geehrten Leser, das was ich ihnen bieten konnte, nachsichtsvoll aufzunehmen.

Dresden, 25. August 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

(Sagen der Hohenzollern.)

(Die Marken.)

(Provinz Sachsen und Thüringen.)

(Der Harz.)

(Westphalen.)

Die Sagen des Hauses Hohenzollern.

1) Die Prophezeiung des Bruders Hermann von Lehnin.

In der Mittelmark an der Havel, etwa zwei Meilen von Potsdam, liegt das jetzige Schloß und Amt Lehnin; dasselbe war ehedem ein berühmtes Kloster, in welchem mehrere Chur- und Markgrafen von Brandenburg begraben liegen. Daselbst lebte einst ein durch seinen heiligen Wandel und seine Gelehrsamkeit hochberühmter Mönch (zwischen 1272—1339), Namens Hermann, der in schlechten lateinischen Reimversen die künftigen Schicksale seines Klosters besang und dabei natürlich auch das Schicksal aller folgenden preußischen Fürsten mit berührte, insoweit dasselbe mit der Zukunft des Klosters in Verbindung stand und von demselben abhing. Ueber die Geschichte dieser Prophezeiung giebt es nun aber zwei verschiedene Berichte. Nach dem einen wäre dieselbe bei der Einziehung des gedachten Klosters (1542) in fremde Hände gerathen, bis der Churbrandenburgische Rath, Erasmus von Seidel, der durch seine glückliche Vertheidigung der Jülich'schen Erbfolge für das Churbrandenburgische Haus in ihren Besitz gelangte und sie als geheimen Schatz in seinem Hause verwahrte und erst gegen das Ende der Regierung des Churfürsten Friedrich Wilhelm Andern mittheilte. Eine andere Sage erzählt, diese Prophezeiung sei in den letzten Jahren des genannten Churfürsten, als derselbe einst in das auf der Stelle des verfallenen Klosters erbaute Schloß gekommen, um sich in der Umgebung desselben mit der Reiherbeitze zu belustigen, daselbst in einer alten Mauer aufgefunden worden.[1]) Aus dieser Handschrift ist die

[1]) Laut handschr. Acten im Geh. Staatsarchive zu Berlin klopften einst zwei Bauern aus dem Amte Lehnin im J. 1617 mit Steinen in dem Gewölbe der Klosterkirche daselbst und brachen an einer Stelle, oben in dem Kreuzgange an der Treppe, wo es hohl klang, eine Oeffnung. Da fanden sie schöne bunte Altardecken, mit Gold und Silber durchwebte Kirchengewänder, Bücher und Handschriften. Die Gewänder zerschnitten sie und nahmen sie mit, rissen aus den Pergamentschriften einige Blätter heraus, die sie zu Wocken, einem Orte bei Lehnin, an ihre Bekannten verschenkten. Bei der zwei Jahre nachher erfolgten gerichtlichen Untersuchung fanden sich noch 82 Bücher und Handschriften vor, die der damalige churfürstliche Hauptmann des Amtes Lehnin, Wichmann, von Lehnin nach Berlin schickte, wo sie der Bibliothek der heiligen Dreifaltigkeit, der jetzigen Domkirche eingereiht wurden. Unter diesen mag sich auch das Originalmanuscript der Lehniner Prophezeiung befunden haben, von dem schon zur Zeit des großen Churfürsten Abschriften existirten. (S. v. Scharff-Scharffenstein, die Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin, frei in gebundener Rede. Hanau 1862. in 8. S. IV. 2c.)

Prophezeiung. dann zuerst von dem bekannten Königsberger Theologen Mich. Lilienthal im II. Theile seines Gelehrten Preußens (Th. IV. S. 286 2c.) durch den Druck bekannt und später von einem gewissen Zoroaster mit einer deutschen metrischen Uebersetzung begleitet unter folgendem Titel herausgegeben worden:

Der Preußische Wahrsager, das ist: Bruder Hermanns von Lehnin wundersame Prophecenungen von den Regenten des Chur-Fürstlichen Hauses Brandenburg und Königreichs Preußen, und deren Besteigung des Kayserlichen Thrones; nebst verschiedener die Europäischen Staaten betreffenden theils raren theils merkwürdigen Prognosticis, aus geheimen Nachrichten und Urkunden sorgfältig zusammen getragen und der curieusen Welt zur Beurtheilung getreulich mitgetheilt von Zoroaster. o. O. 1741. in 4°.

Seit dieser Zeit sind verschiedene Ausgaben dieser merkwürdigen Schriftstücke erschienen, die zum Theil unter sich etwas verschieden sind; wir lassen hier die alte Uebersetzung des schon genannten Zoroaster folgen:

Bruder Hermanns von Lehnin wundersame Prophecenung von den Regenten des Chur-Fürstlichen Hauses Brandenburg, abgefaßt im Jahre Christi 1306.

Nun will ich dir, Lehnin! dein künftig Schicksal sagen,
Das mir der Herr der Welt selbst angezeiget hat.
Denn ob du gleich itzund wie eine Sonne glänzest,
Und ein unsträfliches und heiligs Leben führst,
Auch keinen Mangel spürst an Ruh und Wohlergehen;
So kömmt doch eine Zeit, die dich wird anders sehen,
Da du kaum was wirst sein, wo nur nicht gar vergehen.
Das Volck, das dich gebaut, hat allzeit dich geliebet.[1]
Mit diesem fühlst du auch, und bist nicht mehr so lieb.
Nun hebt sich bald drauf an die höchstbetrübte Stunde,
Darinn Ottonis Stamm auch gänzlich geht zu Grunde,
Dieweil kein eintziger Sohn von selbem überbleibt.[2]
Da fällst du nun zuerst, jedoch nicht gar zu Boden.
Indessen wird die Marck viel schwere Drangsal leiden,[3]
Denn Otton's Wohnung nimmt die Brut der Löwen ein,[4]
Da wird der rechte Erb' alsdann verstoßen sein.

---

[1]) 1180 ward das Kloster Lehnin vom Markgraf Otto I., Churfürst zu Brandenburg, gestiftet. Derselbe ward nach seinem 1198 erfolgten Tode daselbst begraben.

[2]) 1322 starb Johann IV., der letzte Churfürst aus dem Ascanischen Stamme, ohne Erben, nachdem er kaum 3 Wochen regiert.

[3]) Dies bezieht man auf die 1311 erfolgte Vernichtung der Templer, auf die Ermordung des Propstes Nicolaus in der Kirche zu Berlin und die 1316 von dem Papst geschehene Excommunication der Stadt Frankfurt auf 26 Jahre hinaus.

[4]) Damit ist das Haus Bayern gemeint, welches einen Löwen im Wappen führt. Ludwig der Baier erklärte nämlich bei der eingetretenen Vacanz des Churfürstenthums Brandenburg die Mark für ein dem Reiche heimgefallenes Lehen und belehnte mit ihr seinen Sohn Ludwig, obgleich Anhalt, Sachsen und Lauenburg, die noch übrigen 3 Linien des Ascanischen Hauses, die besten Ansprüche hatten.

Wenn fremde Völcker sich biß nach Corin [1]) begeben,
Wird ihren Stoltz gar bald der schlaue Kayser heben.[2])
Doch wird ob diesem Schutz die Marck sich wenig freun.
Der königliche Löw' wird wieder abwärts gehen,[3])
Und dieses Land nicht mehr die rechten Herren sehen.
Viel Herrscher machen dann dem Lande große Pein.[4])
Der reiche Adel wird die Bürger unterdrücken,
Und manchen Geistlichen ohn Recht ins Elend schicken.
Es wird gehn, wie es ist zu Christi Zeit gelauffen,
Man wird ohn alle Scheu viel Menschen selbst verkauffen.
Doch daß du liebe Marck nicht ohne Haupt mögst sein,
Wirst durch zwey Burge du zu größern Ehren steigen [5])
Und dich, doch nur zum Schein, zur Ruh und Friede neigen,[6])
Und durch der Wölfe Tod trifft du der Schaafe Hertz,[7])
Diß sag ich: Dieser Stamm wird lang im Flor bekleiben,
Und deines kleinen Staats viel Jahr Beherrscher bleiben,[8])
Bis die erleget sind, die damahls hochgeehrt,
Die Städte wüst gemacht, den Herrn ihr Recht gewehrt.
Des Vaters Folger wird des Bruders Freiheit kränken [9])
Und den unbilligen Tod nicht billig machen dencken.
Nachdem er müd vom Krieg und manchem Unglücks-Streich,
Folgt ihm der Bruder bald in dem verlaßnen Reich,[10])
Zwar ein sehr tapferer, doch auch sehr eitler Mann,
Der auf den Berg gedenckt, die Brück nicht reichen kann.
Schaut, arme Lehniner! wie er die Schwerdter wetzet,
Der schont die Brüder schlecht, der Väter selbst verletzet.[11])
Sein Nachfahr weiß des Kriegs durch seine Kunst zu spotten [12])
Er sagt den Kindern selbst ein großes Glück vorher,[13])

---

[1]) Das Kloster Corin, ein Filial von Lehnin, ist 1254 von Johann I., dem Bruder Otto's, gebaut worden.

[2]) Albert der Jüngere, Fürst von Anhalt, der nächste Agnat Johann's IV., trat auch als Prätendent um die Churwürde auf, ward aber vom Kaiser hintergangen.

[3]) Sigismund, Sohn Kaiser Carl's IV., erhielt 1378 die Mark Brandenburg von seinem Bruder Wenzel.

[4]) Sigismund versetzte die Mark an seine Vettern Jobst und Procop von Mähren, dann kam sie pfandweise an Wilhelm, Landgraf zu Thüringen, und endlich wieder an Sigismund, damals schon Kaiser, der sie dann 1417 Friedrich von Hohenzollern überließ.

[5]) 1415 ward der Burggraf von Nürnberg, Friedrich IV. von Hohenzollern, auf dem Concil zu Costnitz zum Churfürsten von Brandenburg gemacht und 1417 erhielt er die Investitur.

[6]) Durch Friedrich I.

[7]) Bezieht sich auf die vielen Händel mit dem unruhigen Adel.

[8]) Das Haus Hohenzollern regiert noch heute und hat aus dem kleinen Churfürstenthum eine der fünf Großmächte Europas gemacht.

[9]) Friedrich II. ging seinem ältern Bruder Johann II. in der Regierung vor, da dieser der Goldmacherkunst wegen sich derselben begeben hatte.

[10]) Geht auf Albert Achilles.

[11]) Bezieht sich auf den Streit mit dem Bischof von Bamberg, der hier mit dem Worte Berg bezeichnet wird.

[12]) Johannes Cicero wußte durch seine Klugheit manchen Krieg abzuhalten.

[13]) Kann nur auf Joachim I. gehen, welcher als tüchtiger Astrolog seinen Nachkommen die königliche Würde prophezeit haben soll.

So wartet denn auf sie groß Glück und große Ehr.
Und ihnen soll's so wohl als wie ihm selbst ergehen.
Dann aber wird ein Weib dem Land viel Unglück schaffen,[1])
Ein Weib, das angesteckt durch neues Schlangen-Gifft,
Und dieses wird biß zu dem eilften Stamme dauren.
Nun kommet der herfür, der dich Lehnin sehr haßt[2])
Er schneidet als ein Schwerdt, hat nicht viel Guts im Sinn,
Er störet und verkauft die Kirch und Kirchen-Güter.
Geh, mein verlaßnes Volck! Du hast nun keinen Schutz,
Bis eine neue Zeit wird alles wieder bringen.
Der Sohn bestätiget des tollen Vaters Thun,[3])
Drum wird ein Geistlicher vor einen Thor gehalten,
Und weil er nicht sehr streng, heißt er der beste Herr;
Ihm folgt aus seinem Stamm ein ganz ungleicher Zweig.
Er stirbt im Todten-Jahr an einem hohen Ort.[4])
Drauf fordert der das Reich, der in der Stadt gebohren,[5])
Er nährt sein Kind mit Furcht; durch Hoffnung andere;
Doch was er heimlich fürcht, wird, seht nur! doch geschehen.
Bald läßt sich ein neu Spiel nach Gottes Zulaß sehen;
Allein er lebt nicht lang, der voller Fehler war,[6])
Und durch Gesetze viel, noch mehr durch Strafen störte,
Die doch durch sein Befehl nur immer ärger wurden,
Und besser könnten seyn, wenns dem Geschick gefiel.
Er war verschmitzt genug, doch keines Lobes werth.
Dem Vater folgt der Sohn als Churfürst von der Marck,[7])
Der viele leben ließ nach wohlverdienter Straffe;
Er glaubete zu viel, drum frißt der Wolff die Schaafe,[8])
Doch folgt der böse Knecht bald seinem Herren nach.
Dann kommen, welche sich von dreyen Burgen nennen,[9])
Und unter'm großen Herrn wächst der schon weite Staat.
Die Sicherheit des Volcks ist des Regenten Stärcke,[10])

---

1) Elisabeth, Tochter Johann's von Dänemark und Mutter Joachim's II., nahm 1525 öffentlich den lutherischen Glauben an, mußte aber nach Sachsen flüchten, weil ihr Gemahl sie einmauern lassen wollte.

2) Joachim II., erster Churfürst, der im Jahre 1593, also dem 4. seiner Regierung, den Glauben seiner Mutter annahm.

3) Johann Georg II., der mit Sachsen die Concordia-Formel zu Stande brachte.

4) † 1598. In demselben Jahre starben noch viele andere Fürsten.

5) Joachim Friedrich ward in Berlin geboren, kam aber scheintodt, nachdem seine Mutter künstlich entbunden worden war, auf die Welt.

6) Churfürst Johann Sigismund trat 1614 zur reformirten Religion über, das ist das neue Spiel; er regierte aber nur 10 Jahre lang.

7) Georg Wilhelm IV. folgte seinem Vater 1624.

8) Bezieht sich auf den allmächtigen Günstling Georg Wilhelm's, Graf Adam von Schwarzenberg, der aber in demselben Jahre wie dieser, 1640, starb.

9) Friedrich Wilhelm, benannt der Große, ist hier gemeint; er war gleichzeitig Churfürst von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg und Herzog zu Magdeburg.

10) Damit ist die Vorliebe des Churfürsten für ein starkes Heer gemeint.

Allein sie hilfet nichts, wenn Klugheit niederliegt.
Der folgen wird, wird nicht ins Vaters Fußstapf treten.
Ihr Brüder betet nur! vergießt, ihr Mütter, Thränen!
Des Nahmens Deutung treugt von frohem Regiment.
Es ist nichts gutes mehr: eilt alle Bürger fort!
Es ist nun gäntzlich aus, und keine Hoffnung übrig.
Bald knirscht ein Jüngling, da die große Mutter seuffzet,[1]
Allein wer kann den Staat, der so verwirrt, verbessern?
Die Fahne greifft er an, doch nur zu seinem Schaden,
Bei kaltem Norden-Wind will der ins Kloster gehn;
Der folget, ahmet nach der Väter schlimmen Sitten,
Den Seinen fehlt die Kraft, dem Volcke Stern und Glück;
Der, dessen Hülff er sucht, hat wider ihn gestritten,
Und kommt durchs Wasser um, da alles er umkehrt.[2]
Der Sohn wird blüh'n, und das, was er nicht hofft, erlangen,[3]
Doch hat ein traurig Volck alsdann bethränte Wangen.
Denn nun kommt, wie es scheint, ein seltnes Glücks-Gesicht;
Das Wachsthum seiner Macht weiß selbst der Fürste nicht.
Zuletzt den Scepter trägt der letzte von dem Stamm.
Israel wagt eine That, die kaum des Todes würdig.
Der Hirt nimmt auf die Schaaf, und Deutschland ihn zum König.[4]
Die Marck vergißt durchaus, was übels vor geschehen;
Sie nährt die Ihrgen selbst, mag keinen Fremden sehn.
Lehnin und Corin wird von neuem aufgebaut:
Es kommt die Clerisey zu ihren alten Ehren,
Auch stellt der Wolf nicht mehr dem edlen Schaaf-Stall nach.

Eine ähnliche alte Prophezeiung über die deutsche Kaiserkrone, welche dem Hause der Hohenzollern zu Theil werden solle, will der bekannte Geschichtsschreiber Nicolaus Leutinger (Opera ed. Küster. 1729. Th. II. p. 1239) in einem Kloster gefunden und aufgezeichnet haben. Dieselbe lautet so:

Das weiße Pferd leidt großen Dranck
 Behält doch endlich die Ueberhand.
Das Rauten-Kräntzlein wird wieder blühn
 Und sich in Ehren sehr freuen.
Der Rothe Adler wird gar hoch schweben
 Und sich viel über ander erheben.

---

[1]) Churfürst Friedrich III., der erste König von Preußen, bekanntlich ein sehr friedliebender, aber kluger Fürst. Nach einer andern Ansicht wäre aber auch Friedrich Wilhelm I. gemeint, unter dem Jüngling aber Friedrich der Große zu verstehen.

[2]) Dies bezieht sich auf die Wassersucht, an der der Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., den 31. Mai 1740 starb und welche auch dem Leben Friedrich Wilhelms II. ein Ende machte.

[3]) Geht nach der frühern Meinung auf Friedrich den Großen, der trotz der Abneigung seines Vaters gegen ihn auf den Thron kam, und auf die Einverleibung Schlesiens. Nach der neuern Ansicht ist hier aber Friedrich Wilhelm III. gemeint.

[4]) Damit kann blos gemeint sein, daß die Juden das Land in's Unglück und Elend stürzen und dafür vom Volke vertilgt werden sollen.

2) Die Vision Andreas Otto's von Tangermünde, wie er sie seinem Schwager, Hainno Flörcke, Cantzlei-Actuarius daselbst, erzählt und sie derselbe von Wort zu Wort aufgeschrieben.

Ein Christlicher und Gottesfürchtiger Mann, Nahmens Andreas Otto, von 89 Jahren, aus Tangermünde an der Elbe bürtig, wo sein Vater ein Tuchmacher gewesen, und im Monat October 1532 geboren, hernach zum Dohm-Custos zu Berlin an der Kirche zur h. Dreifaltigkeit bestellet worden, hat Anno 1620 in der Oster-Nacht zwischen dem 8. und 9. April des Morgens gegen 2 Uhr einen sonderbaren und merkwürdigen Traum gehabt, derselbe aber sey ihm vorgekommen, als wenn er wahrhaftig dahin geführet und sichtbarlich alles gesehen, was auf dem Churfürstlichen Althan, der vom Schlosse nach der Kirche gehet, passiret sey, und erzehlet es folgender Gestalt: Ein altbelebter Greis kommt zu mir und rufet meinen Nahmen dreimal: Andreas! stehe auf und gehe mit, ich will dich führen, da du Wunderdinge sehen sollst! Und da er mich zum Althan der ersten Ecke geführet (denn der Althan war vom Schloß nach der Kirche im Quadrat in 4 Ecken gebaut, daß man die Stadt an allen 4 Ecken übersehen konnte), die nach der breiten Straße zuging, mich an das Fenster führte und daselbst mir anzeiget, dabey auch sagte: Das, was du in den 4 Ecken des Althans wirst sehen, wird in Zeit von 200 Jahren erfüllet werden. Den Greis betrachtete ich mit einem dreyfachen Gesichte, und hierüber, da ich mich entsetzte, sagte der Greis: Fürchte dich nicht, diese Visiones, so du in den 4 Ecken sehen wirst, werden unter vier Regierungen dieses Hofes geschehen. Es wird groß und herrlich werden und der letzte wird über alle steigen und ein großer Monarch werden, so das Antichristische Reich über Haufen und Gog und Magog stürtzen wird.

Da er nun zum ersten Eck am Fenster hinaussah, fand er das damahlige Berlin in seinem jetzigen Zustande; ich sahe an alte Wohnungen und Gebäude, die Einwohner gingen in ihrer jetzigen Tracht und die Hofbedienten und Großen gingen zu Fuß, ich sah nicht mehr als 4 Kutschen und des alten Churfürstens, Georg Wilhelms, Kutsche war mit Tuch und seidenen Franzen ausgeschlagen. Doch gingen die Leute in ihrer saubern Tracht, hatten alles, was sie trugen, von massiven Silber. Die Redlichkeit war im Handel und Wandel aufrichtig: was ein Mann bey seinem langen großen Bart und mit dem Daum versprach, das war wie ein Evangelium. Indem ich mich nun nach dem Greis wendete und wieder hinaussehen wollte, wie eine große Veränderung fand ich. Und als ich hierüber erschrack, sagte der alte Greis zu mir: das wird in 40 Jahren alles erfolgen. Der Prinz, so in diesem Jahre geboren und in der Wiege liegt, wird diese Stadt in seiner erfolgten Regierung in solchen Stand setzen, die Stadt befestigen, noch eine Stadt erbauen und sie mit Wällen und Zug-Brücken verschließen; wo du vormahls Schlag-Brücken und Kuppel-Dämme gesehen, stehen jetzo die schönsten Portale, und aus den alten hölzernen Häusern sind steinerne geworden. Ich sahe die neue Stadt, so Friedrichs-Werder, und auch eine kleine Neu-Stadt, nach dem Thier-Garten zu, so Dorotheen-Stadt, nach dessen Gemahlin Nahmen genennet war. Es war der Mühlendamm mit schönen gemauerten Buden bebauet, ein neuer Cran und die Schleuße war alles wohl

gebauet, daß große Schiffe einlauffen konnten; man konnte unter den gewölbten Buden auf den Mühlen-Damm trocken gehen, mitten stund das Porträt auf dem Portal, da eine Brücke angelegt war, daß man wieder nach einer neu angelegten Stadt gehen konnte. Die Leute waren schon politisch und ihre Trachten waren nach der französischen Mode eingerichtet, und also waren auch die Gemüther, in ihren deutschen Knäbel-Bärten anders eingerichtet. Und indem der Greis mir erzählen wollte, von Potsdam, daß er daselbst ein Schloß angeleget und nach ihm hinsah, war der alte Greis weg, und dann ein muntrer, junger Mann in silbern Stück und Purpur-Mantel und glänzte auf seinem Haupt eine Krone, ich erstaunete; aber er sprach: Komm an andere Eck und sieh die Veränderungen an. Als ich dahin kam, hatte Berlin eine ganz andere Gestalt bekommen: es stunden schöne Palläste, das Schloß war umgekehrt, verändert und erweitert. Dieser Mann sagte zu mir: das hat dessen Nachfolger in Zeit von 25 Jahren also in seiner Regierung gethan und zuweg gebracht, er ward König, und also veränderte und vergrößerte sich der Staat; er war ein Liebhaber des Friedens, und war doch dabey ein Sohn Martis et Apollinis, indem er schöne und propre Soldaten hatte, einen großen Hof-Staat führte und also alles in Berlin zu seiner Magnificence und Pracht lebete. Dieser Regent, wie du da siehst, hat die neue Parochial-Kirche in der Kloster-Straße, worauf das Glocken-Spiel, gebauet, das große Arsenal, die Charlottenburg, die vielen Kirchen und die prächtigen Lust-Häuser um Berlin. Absonderlich ist das Andenken von dem seligen Vater, dem großen Chur-Fürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, in der messingenen Statue zu Pferde, auf der langen Brücke zu admiriren. Und da ich dieses alles mit der größten Admiration ansahe, und den Pomp, Splendeur und Lüstre des Hofes, auch das Wimmeln des Volckes und Rasseln der Carossen ansahe, mich nach demselben umsehend zu fragen: Stand ein anderer in muntern Gesicht, mit Helm, Pantzer und Schild angethaner, großmüthiger heroischer Held, aus dessen Auge die Majestät hervorblitzte, hinter mir, der sagte: Komm und sieh die Veränderung des dritten Ecks, in selbigem wirst du ersehen, als du dort wahrgenommen, denn dieser Regent führet keinen magnifiquen aber doch propren Staat, und wirst bekennen müssen, daß bey dem alten vorigen Glantz, dieser Glantz denselben übertrifft. Als ich nun hinaussah, fand ich alles in dem größten Flor und Wohlseyn, und da ich mit dem jungen Mann reden wollte, da diese Vision biß in das 1800te Seculum hinläuft, so sprach derselbe zu mir: Weil Chur-Haus Brandenburg zum Königlichen Hof gestiegen, so betrachte dessen Königlichen Staat und die neuerbaute Hof-Stadt, die da im hellen Glantz prangt, wenn 24 Trompeter und 2 Paar Heer-Paucken jedesmahl zur Tafel blasen. Bey dem Anschauen aller dieser splendeusen Aufzüge und Aufführungen, die ich so prächtig niemahls gesehen, nebst andern großen Kostbarkeiten, wurde ich gantz außer mir selbst gesetzt, und in die größte Verwunderung gebracht, als mir auch der junge Held den König in Lebens-Größe auf einem Piedestal von Messing gegossen auf dem Molcken-Markt und an dem Arsenal im Brustbilde anzeigte, daß derselbe des großen Friedrich Wilhelms Nachfolger und Sohn, Friedrich der Erste, König der Preußen wäre, der das Königreich und Churfürstenthum zu diesem großen Glantz und höchsten Würde gebracht. Nun wirst du aber an diesem dritten

Eck die Folge desselben ersehen, und als ich num dahin meine Augen wandte, so erblickte ich in verschiedenen Veränderungen der vergangenen Zeit, indem ich statt des Rasselns der Carossen die Straßen mit lauter Soldaten wimmeln sahe, und selbige waren vortrefflich disciplinirt und in Exercitien perfect. Hierbey deuchte mich, als wenn die Einwohner nicht so munteres Gemüths waren, wie vor diesem, doch florirten die Handwerker, die da wegen des vielen Bauen große Verdienste bekamen, wenn die Häuser egal, propre und in einer Couleur geziert wurden, welches sehr magnific lasse. Und da die Stadt in ihrem Bezirk prächtig anzusehen war, so schiene es, daß gegen der vorigen Zeit, das man damals nicht angemercket, gewisser Geld-Mangel unter Hohen und Niedrigen sich hervorthat, allermassen die Großen kleinere Besoldung und die Niedrigen keine Nahrung hatten, dem alles durch die Freiheit sehr gehindert, also abgenommen, daß es bei manchen außerhalb den Straßen glänzet und in dem Hause schlecht und elend anzuschauen war. Als ich nun alle diese Magnificence und Pracht in meinem unruhigen Gemüthe betrachtete, und nicht penetriren konnte, wo diese nahrlosen Zeiten herrührten, tief in Gedanken stund, mich umsah, und den alten Greis wiederum bey mir fand, so neben sich einen muntern Jüngling stehen hatte, mich an das vierte Eck hinführte, und mir anzeigte die Magnificence und Herrlichkeit, welche im vollen Glantz wieder hervorbrechen wollte, daß auch alles Volck sich munter regete und bewegete, die Gemüther in vergnügter Ruhe und Zufriedenheit wandelten und lebeten, und alles in vollkommenem Flor sich zeigete. Dieses alles betrachtend, ersahe ich als in einem Blitz, eine große Krone über dem Königl. Palais schimmernd schweben und 9 kleine um derselben herum so gleichsam tantzend sich bewegten, mit der Schrift, die ein großer schwartzer Adler in dem Munde über den Kronen schwebend führte, auf welchen einen ESTO FIDELIS (sey treu) und auf der andern MANEBIS (wirst bleiben) stunde, nicht ohne große Verwunderung entzücket solches anschauete. Siehe, darauf erhub sich ein großer Sturm und gab sich von allen 4 Ecken des Althans zusammen, da dann in der Luft ein großes Prasseln und Rasseln erfolgte, auch ein schwartzer Dampff sich über der St. Petri-Kirche erhub, der sich in helle Flammen ausbreitete durch das große Lamentiren und Geschrei der Einwohner, weil hernach aus den großen Flammen und Dampff von der Kirche sich an dem Himmel ein großes feuriges W zeigete. Hierauf erfolgte ein gräßliches Wehklagen und ich erschrack, es zitterte mir mein gantzer Leib, und darüber erwachte ich aus meinem ängstlichen Traum, gleich da es 3 Uhr war, konnte auch nicht wieder zu meinen Gedancken kommen, sondern da mir dieses stets in Sinn und Gedancken lag, den folgenden Tag dem hochw. Ministerio diesen Traum offenbahrte und erzehlete, die es aufnotiren ließen. Von der Zeit an ich also des Bettes biß an meinen Sterbe-Tag hüten müssen, welcher auch am Himmelfahrts-Tage den 18. May erfolgte und also mein Leben beschloß.[1])

---

[1]) Derselbe H. Flörcke erwähnt in seiner Erzählung auch die Lehnin'sche Prophezeiung und sagt, die von ihm erzählte Vision habe mit derselben viele Aehnlichkeit; allein derselbe muß sich einer ganz andern Abschrift derselben bedient haben, denn er citirt folgende Stelle derselben:

„Eine gebratene Gans bereitet dem Hause Brandenburg einen herrlichen Tisch; eine „Palme geht in Brennus Hause auf und beleuchtet das ganze Prutenische Reich im höch-

3) Die Prophezeiung des Nicolaus Drabicius (hinger. den 16. Juli 1671).

Der aus Mähren vertriebene reformirte Prediger Nicolaus Drabicius sagt in seiner 234. Weissagung (in J. Am. Comenius' Lux in Tenebris S. 198), die er in Folge seiner ihm 1654 gewordenen Offenbarung gethan hat, Folgendes: „Und der Herr sprach: Die Fesseln werden von euren Füßen fallen, und der Weg nach eurem Vaterlande wird euch wieder offen stehen. Dessen (nehmlich Mähren) und der Schlesier Herr, wird der Churfürst von Brandenburg werden, Böhmen aber soll den Churfürsten von Sachsen zum Könige bekommen." [1])

4) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern von den Colonna's.

Es hatte einst der italienische Fürst Petrus Colonna sich mit etlichen andern vornehmen römischen Herren verbunden, Gregor VII., vorher Hildebrand geheißen, nicht als römischen Papst anzuerkennen, weil seine Wahl eine nichtige und vom Kaiser nicht bestätigte sei. Darauf hätten die Verschworenen sich des Papstes bemächtigt und ihn gefangen gehalten, allein es sei ein Aufruhr entstanden, in Folge welches der Pöbel den Papst befreit und die Verschworenen aus Rom vertrieben habe. Von dieses Petrus Colonna Söhnen habe sich ein gewisser Ferfridus, nachdem seine übrigen Blutsverwandten sich durch einen Fußfall mit dem Papst ausgesöhnt, nach Deutschland begeben und sei zum Kaiser Heinrich IV. geflohen, der, nachdem er die Ursache seiner Verbannung erfahren, ihn gar gnädig bewillkommnet und ihn wider Rudolph, Herzog von Schwaben, den Papst Hildebrand zum Kaiser erwählt und die Krone zugesendet hatte, im J. 1080 mit ins Feld genommen habe, wo er dann in dem blutigen Treffen bei Merseburg große Proben seiner Tapferkeit habe sehen lassen. Er habe die feindlichen Schaaren wie im Blitz getrennt und dergestalt Platz gemacht, daß er endlich an des rebellischen Kaisers Rudolphi Leibwacht gerathen, welche er gleichfalls in die Flucht gejagt, und endlich in solchem Nachhauen dem Rudolpho die verrätherische Hand, welche er wider seinen Herrn und Kaiser gewaltthätig gezucket, doch gleichwohl vorhero zur Ablegung der Pflicht meineidig aufgehoben, mit einem gewaltigen Streich vom Arme abgesondert, welche That allein die Ursache gewesen, daß der unbillig aufgeworfene Kaiser sein Unrecht erkennet, und denen

„sten Glanze. Der schwarze Adler im weißen Thal steigt herauf mit Macht, mit seinen „Riesen überwältiget er das Gebürge und macht sich derselben unterthan, doch regieren „unter denselben große Drangsalen. Ein Jüngling aber von 25 Jahren, aus dieses „Adlers Federn entsprossen, erhebet seinen Flug und steiget über des Alten Stärcke „empor. Der Nahme Friedenreich ist dem Hause glücklich und gesegnet; der letztere „davon wird durch ein finsteres Thal endlich in das gelobte Land kommen und alle seine „Nachstellungen überwinden; die Trübsalen werden aufhören und er wird der Simson „seyn, so des Löwen Rachen aufreißt. Ein gewaltiger Fürst wird aus diesem Hause dem „Pabst an die Crone tasten, daß er taumelnd dahin fällt und so leicht nicht wieder auf„stehen kann, weil ihm Kraft und Macht benommen ist. Das ist ein Wunder vor unsern „Augen, so die Welt wird in Erstaunen setzen. Der schwartz- und weißgewürffelte Lappen„Hund, so aus dem Baltischen Meere hervorsteiget, bekommt von dem Adler im weißen „Thal einen tapffern Stoß und dieser scheut sich auch nicht der Sonne zu weichen."

[1]) In der 623. und 621. Offenbarung (Anhang S. 1 und 4) hat er dieselbe Prophezeiung wiederholt, an letzterer Stelle aber namentlich die gänzliche Auflösung des östreichischen Staates verkündet.

anwesenden Bischoffen, die ihn wider Kaiser Heinrichen aufgewiegelt, zugeruffen: Dieses ist die Hand, welche ich zum Meineid gen Himmel erhoben und hernach wider meinen Herrn und Kaiser durch Euere Verführung verrätherisch gezuckt habe. Dieses Heldentreffen hätte zwar noch mehr als eine kaiserliche Gnade verdient, Ferfridus aber soll sich mit erlangter Ehre und einem Stücklein Landes, welches dem überwundenen Herzog Rudolph zuständig gewesen, begnüget haben, welches ihm als einem Reichsgrafen eingeräumt worden. Bald darauf habe der neue Graf Ferfridus in seinem so tapfer erfochtenen Lande ein ansehnliches Schloß gebauet, welches er zum Gedächtniß des in Latio verlorenen Hauses Zagarolla genennet, und solches haben die Schwaben in ihrer Rede-Art zerstümmelt Zollern ausgesprochen, von dem noch diese Benennung dem uralten gräflichen Hause geblieben.[1]) Da nun die Colonnas in ihrem Wappen eine Säule führen, zum Andenken an jene Säule, an der Christus unser Heiland gegeißelt wurde, und diese in der Stadt Damiata den Sarazenen abgenommen haben, so hat man das Scepter in dem Brandenburgischen Wappen, welches aber das hohe Erzkämmereramt andeutet und dem regierenden Churfürsten allein zukommt, auf diese Säule deuten wollen.[2])

5) Die Sage von dem Ursprunge der Zollern'schen Grafen von den Welfen.

Herr Isenbard, Graf zu Altorff (so ehemals ein Dorf in Schwaben gewesen, wo jetzt das Kloster Weingarten ist), welcher um das Jahr Christi 780 gelebt und Caroli M. Feldherr gewesen, hatte Frauen Irmentrand, eine junge und hitzige Dame, der Kaiserin Hildegard Schwester, zur Gemahlin. Indem nun ein armes Weib drei Kinder auf einmal zur Welt geboren, hat diese Gräfin sie öffentlich für eine Ehebrecherin gescholten und davor gehalten, daß von einem Manne nicht zwey oder drey Kinder auf einmal könnten gezeugt werden, und hat die Frau Gräfin bei ihrem Herrn Gemahl es dahin gebracht, daß das unglückliche Weib in einen Sack gestecket, auch als eine Ehebrecherin ins Wasser geworfen und ersäuffet worden. Folgendes Jahr wurde die Frau Gräfin schwanger und gebahr in ihres Herrn Abwesenheit zwölf schöne junge Söhnlein, welche aber, wie leicht zu ermessen, von geringer Leibesgröße sein können. Die seltne Begebenheit verursachte bei dem anwesenden Frauenzimmer einen Schrecken, bei der Frau Gräfin aber eine heftige Ehrfurcht und Scham. Sie bedachte bald, daß männiglich ihre Keuschheit in Zweifel ziehen und sie unordentlicher Liebe beschuldigen würde, gleich wie sie vor so weniger Zeit mit großem Eifer selbst andern gethan.

Die heftigen Gemüthsbewegungen setzten der ohnedem kranken Gräfin Leben und Verstand in Gefahr. Ihren guten Ruf und Nahmen wollte sie erhalten, sollte gleich alle mütterliche Treu und Liebe nebst der Seelen Seligkeit selbst darüber vergessen werden. Sie ließ die Kinder vor sich bringen,

---

[1]) Eine andere Erklärung dieses Namens s. unten S. 14.

[2]) So nach Reineccius, Orig. Brandenburg. Stirpis bei J. Wfg. Rentsch, Brandenburgischer Ceder-Hain. Bareuth o. J. (1682) in 12. S. 5 ꝛc. Nach Mrt. Crusius, Annal. Suev. B. II. C. VI. c. 8. wäre jener Papst nicht Hildebrand, sondern Paschalis II. gewesen, und der genannte Ferfridus nicht zu Heinrich IV., sondern zu Heinrich III. gekommen. Nach Angermann, Churbrandenb. Chronik S. 347 ꝛc. wäre die Sache umgekehrt, und die Colonna's kämen von den Zollern her.

wählte eins unter so vielen, welches sie behalten wollte, und befahl ihrer Wärterin mit ganz ergrimmtem und boshaftem Gemüth, die übrigen eilf an den nächsten Fluß zu tragen und ins Wasser zu werfen. Die Wärterin, welche mehr Gehorsam als Verstand und Gottseligkeit hatte, eilte selbst mit den unglückseligen Kindern fort, warf sie schichtenweis in die Bademulde und lief dem Wasser zu. Allein Gott wachte für diese Verlassenen, welcher es durch seine Regierung so gefüget, daß der tapfere Graf Isenbard eben nach Haus und dieser Kindesmörderin, ehe sie es vermuthete, auf den Hals kam. Er liebete seine Irmentraud sehr inniglich, und lief entweder aus Begierde, nach seiner Gemahlin Zustand zu fragen, oder aus kluger Haus-Sorgfaltigkeit auf sie zu und wollte wissen, was sie trage. Wer dürfte aber eine alte Dirne ohne Antwort vermuthen? Sie war hurtiger zu sagen, daß es junge Hunde wären, so sie ins Wasser tragen wollte, als daß der Graf eine Unwahrheit hätte besorgen können. Doch trieb ihn eine heimliche Regung, die Hunde zu sehen, ob vielleicht selbige von guter Art und zur Jagd möchten abzurichten sein. Allein die Alte wußte ihm mit rauhen Worten zu begegnen, es stände ihm als einem großen Herrn übel an, sich um solche unfläthige Dinge zu bemühen; er sollte nach etwas Schönern sehen, der hündliche Anblick könnte einem großen Herrn Eckel erregen und in schwere Krankheit stürzen, er habe bisher Hunde genug gehabt und könne diese untüchtigen wohl entrathen. Wer muß nicht bekennen, daß Gott hier Alles regieret, nachdem der Graf auf diese ungeschliffene Worte nur desto begieriger worden, die angegebene Hunde zu besehen? Er zwang die Alte, die Decke hinwegzunehmen. Was Wunder aber findet er? So viel schöne, zwar von geringen und kleinen Gliedern, doch wohl proportionirte lebhafte Kinder. Die Barmherzigkeit gegen die unschuldigen Märterer und der Zorn über die unbarmherzige Hunde-Mutter gerieth in Wettstreit; doch wollte er erstlich von der Alten die Eltern dieser Armseligen erforschen, welche, weil ihr eine grausame Todesart angedrohet war, anfing alles umständlig, und was die Gräfin zu dieser Grausamkeit bewogen, zu erzählen.

Der fromme Herr, dem nun der Unschuldigen Elend noch mehr schmerzete, wußte vor Mitleiden, Verdruß und Scham vor der Gemahlin Grausamkeit fast nicht, was er in so verwirrtem Stand vornehmen sollte, resolvirte sich doch endlich, am ersten die Kinder zu retten und das übrige bis auf bequeme Gelegenheit zu verschieben, übergab die Kinder dem daselbst wohnenden und wohlhabenden Müller mit Befehl, ihrer wohl pflegen zu lassen, und befahl der Alten, sie solle nur ohne Furcht zu ihrer Frauen wiederkehren und daß sie die Kinder ins Wasser geworfen, erzählen.

Sechs Jahre sind inzwischen verstrichen und die armen Findelkinder ziemlich erwachsen, als der Herr Vater sie heimlich auf einerlei Weise gar artig bekleiden und in das Schloß zu Weingarten (welches hernach zum Kloster geworden) bringen, ein kostbares Banquet anrichten, auch seine und der Frau Gemahlin nächste Freunde dahin einladen lassen.

Als man allerdings abgespeiset, brachte der Graf das rare Schauspiel, welches vielleicht der glücklichen Veränderungen und Affectenwechsel halber nicht viel seines Gleichen gehabt. Es hatte die Frau Mutter ihr junges Herrlein in schönen Purpur bekleidet, und der Graf hatte heimlich für die übrigen eilf Brüder auch dergleichen Kleider verfertigen lassen; in welchem Habit sie

dann sämmtlich in den Speise-Saal traten, sowohl an Kleidern als Gliedern und allem Ansehen einander so ähnlich, daß männiglich sie vor leibliche Brüder halten konnte. Sie machten dem Befehl gemäß einen höflichen Reverenz, und der Graf stund auf, zeigete mit Fingern auf die liebreichen Kinder und fragete seine werthe Gäste, mit welcher Straff man eine Mutter belegen sollte, welche dergleichen eilf schöne und holdselige Kinder hätte zu erwürgen befohlen? Das böse Gewissen ist ein grausamer Henker, und von solchem wurde Frau Irmentraud dermaßen gefoltert, daß sie anfing zu erblassen, bald zitterten alle Glieder und endlich fiel sie halbtodt vom Stuhl in tiefe Ohnmacht.

Das anwesende Frauenzimmer erschrack heftig, eilte doch mit allerhand kräftigen Wassern, die vor todt liegende zu erquicken, welche sich auch bald aufmachte und zu des Grafen Füßen wieder niederfiel, welchen sie nebst der sämmtlichen anwesenden hohen Freundschaft mit Vergießung vieler Thränen um Christi Willen um Verzeihung bat. Sie setzte beweglich hinzu, daß sie nicht sowohl aus Boßheit als Einfalt und Thorheit diesen Fehler begangen. Sie erzählete, wie die Begebenheit mit der armen Frauen und deren drei geborenen Kindern sie hierzu gebracht und wie sie nicht durch Hochmuth, sondern aus Unwissenheit gefehlet. Sie bat inständig, man solle bedenken, daß sie diesen schweren Fall schon oft bereuet und mit vielem Seufzen Gott abgebeten und daß sie diese sechs Jahre hier niemand mit einer fröhlichen Miene würde gesehen haben.

Die reuige Bekänntnüß und Abbitte des begangenen Fehlers hat eine sonderliche Versöhnungskraft in sich und edle Gemüther sind zur Verzeihung gern geneiget, wenn sie eine Demuth spüren. Dahero geschah es, daß alle Anwesende mit denen häufig hervorquellenden Thränen Mitleiden hatten. Sie erwogen sämmtlich, daß, obgleich die Anschläge und Thaten verdammlich, doch der Ausgang und Erfolg glück- und erfreulich gewesen. Sie traten in die Reihe um den tapfern Grafen Isenbard und baten, daß er diesen Fehler der unglücklichen Frauen vergeben wollte. Diesem nach bückete sich der vorhin fast unbeweglich stehende Graf Isenbard, hub die vor ihm knieende und weinende Gemahlin von der Erde auf. Er dankte zuvörderst mit aufgehobenen Händen dem wunderbaren Gott, der alles so glücklich regieret. Dann wendete er die Rede auf die Frau Gemahlin; und Euch, meine liebe Irmentraud, sagte er, wollen wir sämmtlich vor unschuldig halten, weil es meistens aus Einfalt und Uebereilung hergerührt. Endlich weil seltsame Begebenheiten ein beständig währendes Gedächtniß bei denen Nachkommen verdienen; also wurde von der ganzen Gesellschaft für gut befunden, daß diese junge Grafen zu ewigem Gedächtniß dieser Wundergeschicht die Welfen (Wölfe, junge Hunde), oder wie es andere ausreden, Guelphi, Veliphi (nach Andern bedeutet es Zwölf, die Zahl der geborenen Kinder) sollten genennet werden, wiewohl die Eilffe bald hernach ohne Erben wieder verstorben, und nur der Einige, welcher von der Mutter erzogen worden, das Geschlecht fortgeflanzet, welches aber so hoch durch Gottes Segen gestiegen, daß nicht nur dessen Tochter Juditha Ludovici Pii andere Gemahlin worden, von welcher Kaiser Carolus Calvus, sondern auch die mannliche Descendenten, Conradus, von dem die Herzogen und Könige in Burgund, auch die französischen Könige, dann ferner Rudolphus, von dem die Herzogen zu Bayern alten Geschlechtes und jetzige Braunschweigische herstammen. Von dieser Welfischen hohen Fa-

milie wollen viele alte und neue Scribenten die Abstammung des Hauses Zollern herleiten, so den Welf oder Hund, so anfänglich im Schild gestanden, auf den Helm gesetzt. Sie haben auch Graf Isenbard selbst für den Zollerischen Stammvater angesetzt, welcher nebst Guelfo I. Thassilonem gezeuget, und diesem sey das Hohenzollerische Territorium zugefallen, dahero selbiger Thassilo für den ersten Urheber dieses preiswürdigen Geschlechts zu zählen. Man hat aber gleichwohl aus beider Häuser gegen einander geführten Meinung abgenommen, daß das Zollerische Haus von denen Welfen nicht abstamme. Aus den bewährtesten Geschichtschreibern ist bekannt, daß eine grausame Erbfeindschaft zwischen denen beiden Factionen, der Welfischen und Gibellinischen oder Weiblingischen (vom Kaiser Conradi III. Geburtsort Weiblingen, so jetzo dem Herzog von Würtemberg zugehöret, also genennet) entstanden, welche viel Jahre lang Deutschland und Italien in Unruh gesetzet, in welcher jegliche Familie nicht nur ihre Verwandten, sondern alle Bekannten, so viel möglich, sich anhängig gemacht, um sich bei der höchsten Macht zu schützen und die gegenseitige Faction zu stürzen.

Weil nun sowohl das Haus Zollern als die Burggrafen zu Nürnberg, auch sogar die Colonnensische Familie in Italien, jederzeit gut Gibellinisch oder kaiserlich gewesen, also könne man wohl ermessen, daß diese Häuser nicht von denen Welfen abgestammt, sie würden sonst ihres eigenen Hauses, welches das mächtigste in ganz Europa gewesen, Untergang nicht gesuchet und sich selbst Schaden zugefüget haben.[1])

6) Die Sage von der Abstammung der Hohenzollern aus Frankreich.[2])

Güntherus, ein König aus Frankreich, habe so viel Söhne gezeuget, daß ganz Frankreich gar zu wenig geworden, ihnen zu ihrem Stande und Auffenthalt gebürlichen Sitz und ihre Nothdurfft zu verschaffen. Dahero dieses Günthers Erben aus Noth gedrungen, daß sie Frankreich verlassen und dagegen gemeiner Fürsten, ja auch wol mittelmäßigen Graffen Stand an sich nehmen müssen. Und werden daselbst unter andern Graffen (die daraus entsprossen) auch ihrer viele genannt, die in Deutschland, Burgund, Sundtgau und Schwabenland sich niedergelassen haben, unter welchen insonderheit genannt werden die Graffen von Kyburg, Habsburg, Pirtz, Zering, Zollern &c.

Es berufft sich auch Kaiserlichen Majestät Historicus auff mehr alte Gezeugen, sagende: daß man noch auff heutigen Tag im großen Portal zu Speyer gewisse Anzeigung finde, welche die Nachrichtung haben sollen, von einem Zollerischen Graffen, welchen ein Römischer Kaiser zu einem Fürsten gemacht, und ihm den Titel eines Hochgebornen &c. zugeleget habe. Ja es sey auch gewisse, daß die Römische Kaiser (so vor vielen Jahren unserm lieben Vaterlande Deutscher Nation sehr auffsetzig und gefähr gewesen) von vorernandten Graffen und ihren Mithelffern offtermahlen geschlagen und hintertrieben worden, welches sie schwerlich würden geendet haben, wenn sie nicht von den französischen Königen (als die ihnen Geblutsweise nahe gesipt) mit Raht und That gestärcket und entsetzet worden.

[1]) Rentsch, Brandenburg. Ceder-Hain 17—37.

[2]) Nach Werner, Chronica des Stifts Magdeburg. Magd. 1584 in 4°. S. 152.

7) Wie die Grafen von Hohenzollern Burggrafen von Nürnberg geworden.[1])

Ferfridus von Colum genandt,
Ein Edler Herr, fast weit bekaunt.
An Tugent, Land und Leuten reich,
Leichtlich find man nicht seines gleich.
Dieser vermerckt der Päbst Untreu,
Welsch Practick und groß Büberey,
Wider das heilge Römische Reich,
Macht sich drumb auff und nimmt zugleich
Manch starken Ritter an die Hand,
Läßt hinterher das Welsche Land,
Zeucht in Deutschland mit großer Begierde,
Fügt sich an Kaiser Heinrich den vierten,
Beut ihm seine treue Dienste an,
Recht als ein frommer Lehen-Mann,
Damals der Kaiser in Rüstung war,
Und stund sein Sach in großer Fahr.
Denn Bapst Gregor sünt Hellebrandt,
Erregt meuchlings gantz deutsches Land,
Das wolt wider ihn Rodolff ein Schwabe,
Den thät er mit der Kron begabe.
Davonnen war geschrieben also:
Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolpho.
So waren nun im Römischen Reich
Zwei Kaiser jetzt gewählt zugleich.
Da macht sich auf Heinricus fromm,
Mit ihm Ferfried zur Stelle kam,
Bey Merßburg ein hart Treffen geschah,
Rodolph daselbst darnieder lag,
Verlor sein rechte Hand im Streit,
Damit er hätt gethan den Eid,
Seinem Herrn Kaiser geschworen die Treu,
Starb auch daran in großer Reu.
Ferfridus hat in dieser Schlacht
Viel löblicher Kriegsthat vollbracht,
Wodurch der Siegs-Fürst hoch erfreut,
Ferfrido große Ehr erzeigt,
Gab ihm aus Kaiserlicher Mild
Ein Land neben Wirtenberger Gefild,
Macht ihn zum Graffen lobesan,
Den theuern wolverdienten Mann,
Der bawt die Fest, heißt Hohen Zorn,
Und sprach: mein Glück ist unverlorn,
Hieraus wil ich Bapst Hildebrand
Mein Zorn erzeigen mancherhand,
Darauff man ihn nennt zum Hohen Zorn,
Ein Edlen Graffen Wolgeborn,
Nach ihm ward die Graffschafft genannt
Zu hohen Zöllern wol bekaudt.
Ferfried darnach ohn Erben starb,
Burkhardt sein Bruder die Graffschaft ward,
Ward von Heinrico Quinto genant,
Gefordert rein in Sachsner Land,
Erzeigt sich allweg ritterlich,
Mannlich fest, weis', vernünfftiglich,
In diesem Helden Tugendreich
Erneuern sich die Herrn allzugleich,
Die Graffen zu Zöllern das Edle Blut,
Der Ehre ein Kron es tragen thut.
Als nun Rodolphus Kaiser ward,
Graff Friederich zu demselben fehrt,
Sich umb sein Herrn Kaiser fron,
Mit aller Treu hat genommen an,
Dagegen ihn der Kaiser bedacht,
Hat ihn Burggraff zu Nürnberg gemacht,
Da aber Kaiser Sigißmund
Friederici Quarti Treu empfund,
Erwug sein Mannheit, Tugend groß,
Und wie er ihm ohn Unterlaß
Treulich allweg beygestunden wär,
Erhub er ihn zu großer Ehr.
Schenkt bald zu Brandenburg die Chur
Ihm und seinem Geschlechte für und für,
Von diesem theuren werthen Mann
Geht nun hervor der hohe Stamm
Churfürstlicher Durchlauchtigkeit,
Zu Brandenburg, so dieser Zeit
Gott und seinem Wort Herberg gönn't,
Drumb sie Gott billig wieder krön't,
Der geb denselben allzugleich
Langs Leb'n, Gesund und 's Himmelreich.
Amen!

[1]) S. Werner a. a. O. S. 155.

8) Die Sage von der weißen Frau.

Nachdem Graf Otto von Orlamünde gar jung verstorben, warf die hinterlassene Wittwe (Kunigunde, nach Anderen Beatrix oder Agnes), so zu Plassenburg wohnete, ihre Liebe auf den schönen Burggrafen Albrecht von Hohenzollern; man brachte ihr aber vor, es habe der Burggraf sich vernehmen lassen: Wenn nicht vier Augen im Wege wären, wolle er mit dieser Wittwe zu Plassenburg eine Heirath anschlagen (womit er seine Eltern meinte und nicht ihre zwei Kinder), worauf sie ihren beiden Kindern, deren das eine zwei Jahre alt gewesen, eine große Nadel oben auf den Kopf durch die Hirnschale gestoßen und sie also ohne Anzeig einer Wunden getödtet.[1]) Doch hat endlich göttliche Rache den Mord an den Tag gebracht und sein die beiden Kinder in das Kloster Himmelscron begraben, die Kindermörderin aber zum Hoff in ewige Gefängniß verurtheilt worden; derer Kinder Grab wird noch in Himmelscron fremden Leuten vorgezeiget.[2])

Nach andern Berichten hätte Burggraf Albrecht der Gräfin Orlamünde die Plassenburg abgekauft und ihr dagegen Schloß und Dorf Gründlach überlassen. Die Einnahme von Gründlach hätte sie nach ihrer Rückkehr von einer Pilgerfahrt gen Rom, und nachdem sie als Buße für ihr Verbrechen auf den Knieen von Plassenburg nach dem Thale von Berneck gerutscht, zur Stiftung oder Dotirung des Klosters Himmelscron, wo sie später als Aebtissin gestorben, verwendet. In der Klosterkirche daselbst zeigt man als Erinnerung an jene Sage noch heute die Grabsteine der Mörderin, Gräfin Kunigunde von Orlamünde, ihres Verehrers, des Burggrafen Albrecht von Nürnberg und der getödteten Kinder. In ihrem Kerker soll nun aber die Gräfin den Wunsch geäußert haben, nach ihrem Tode dem hohenzollerschen Hause als eine todanzeigende weiße Frau zu erscheinen, was denn auch geschehen. Zuerst sei sie in Franken in der Festung Plassenburg und in Bayreuth erschienen und dann mit dem markgräflichen Hause in die Mark Brandenburg und in das Schloß zu Berlin eingezogen.

Die erste Erscheinung der weißen Frau soll nun aber im Jahre 1486 nach dem Tode des Churfürsten Albrecht Achilles stattgefunden haben. Man behauptet jedoch, dies sei nicht die echte weiße Frau gewesen, sondern eine Hofdame, ein Fräulein von Rosenau, welches die Rolle derselbigen gespielt. Das früher auf der Plassenburg befindliche alte Gemälde der weißen Frau, welches die Söhne des unglücklichen, angeblich schwachsinnigen Markgrafen Friedrich ihrem Vater als einzigen Zimmerschmuck in der Kammer ließen, in der er unter vielfachen Entbehrungen zwölf ganzer Jahre lang gefangen gehalten ward, soll auch die Züge jener Rosenau getragen haben. Jenes Bild ist jetzt verschwunden, an der Stelle desselben zeigt man aber im dritten Stockwerke des westlichen Flügels in einer Bettnische ein bis zur Unkenntlichkeit übertünchtes Relief, welches die besagte Gräfin vorstellen soll.

Nachdem das Gespenst lange nichts von sich hören lassen, erschien das-

---

[1]) Nach dem alten Volksliede in Brentano's Wunderhorn Bd. II. S. 235 rc. that sie dies nicht selbst, sondern ein gewisser Hager, den Daumer, Geheimnisse des christl. Alterthums (Hamb. 1847) Bd. I. S. 284 rc. für einen Mönch, wahrscheinlich den Klosterkoch hält. Etwas anders ist die Sage erzählt in Hormayr's Taschenbuch 1839, S 311. und bei Grimm, Deutsche Sagen, Bd. II. S. 376 rc.

[2]) So nach Rentsch, S. 318 rc.

selbe zuerst wieder im J. 1540 in der Plassenburg. Markgraf Albrecht der Krieger, ein beherzter, unerschrockener Fürst, wollte aber nicht an diese Erscheinung glauben, bevor er sie selbst gesehen; er verbarg sich also in dem langen, 36 Fuß breiten und 150 Fuß langen Fürstensaale, den man passiren mußte, wenn man aus einem Flügel des Schlosses in den andern gelangen wollte, und erwartete die Erscheinung. Nach Mitternacht öffnete sich die mit dem östlichen, zur Beamtenwohnung benutzten Flügel in Verbindung stehende Thüre, eine verhüllte hohe Gestalt trat ein und schlich leise nach der entgegengesetzten Seite auf die zur Wohnung des Markgrafen führenden Stufen zu. Albrecht sprang vor, umfaßte mit kräftigen Armen die Erscheinung, schleppte sie trotz heftigen Sträubens bis zur steilen, in den Schönhof führenden Wendeltreppe und stürzte sie mit gewaltigem Stoße kopfüber hinab. Auf seinen Ruf erschienen nun Diener mit Licht; man stieg hinunter und fand den Kanzler Christoph Straß mit gebrochenem Genick, bei ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverständniß mit dem Bischoff von Bamberg und auf die Absicht des letzteren deuteten, den Markgrafen heimlich morden zu lassen.

Zwanzig Jahre nachher, als Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg die im J. 1554 in dem Kampfe der Reichstruppen wider Albrecht Alcibiades zerstörte Plassenburg hatte herstellen und neu befestigen lassen und er mit großem Gefolge einritt, um seinen Hof daselbst für längere Zeit zu halten, zeigte sich die weiße Frau wiederum. Sie schien sehr zornig zu seyn, klappernd und mit Ketten rasselnd tobte sie über alle Treppen, durch alle Gänge, schlug an die Thüren, mißhandelte mehrere Hoffräuleins und fürstliche Diener und erwürgte schließlich den Koch und Fourier des Markgrafen, was den Letztern bewog, sofort das Schloß wieder zu verlassen.

Am 26. August des Jahres 1677 ritt der tapfere Erdmann Philipp, Markgraf von Brandenburg, von der Rennbahn in Bareuth in das hochfürstliche Schloß und stürzte mitten im Schloßhofe, etliche wenige Schritte von der Stiege, mit dem Pferde, daß nach zwei Stunden Verlauff er auf seinem Bette selig verschieden, ob er schon nach dem Fall die Treppe hinaufgegangen und sich als ob der Fall nichts zu bedeuten hätte, aus Trefflichkeit seines tapfern Gemüthes angestellet. Es hatte etliche Omina vor seinem Tod im hochfürstl. Schloß gegeben und die weiße Frau (ein Phänomenon, welches dem Vorgeben nach allzeit bei bevorstehenden fürstlichen Trauerfällen zu erscheinen pflegt) auf dieses Prinzen Leibstuhl sich sehen lassen, auch das Pferd die ganze Woche sich ganz rasend und fremd angestellt, worüber dieser unvergleichliche Prinz selbst sorgfältig worden und um S. Hochfürstl. Durchlaucht, Herr Marggraf Christian Ernsten, welcher damals bei der kais. Armee sich befunden, sich bekümmert, auch ein Mehreres nicht gewünscht, als daß es nur seinen Herrn Vettern nichts Uebels bedeuten möchte.[1]

In Berlin zeigte sich das Gespenst im Schlosse am 1. Januar 1598 acht Tage vor dem Tode des Churfürsten Johann Georg, 1619 am 1. December 23 Tage vor dem Tode des Churfürsten Sigismund, 1667 sah die Churfürstin Louise Henriette das Gespenst nach der damaligen Mode frisirt und in Atlas gekleidet an ihrem Schreibtische sitzen, und starb bald darauf, nachdem es sich 1659 auch gezeigt, ohne daß ein Todesfall erfolgte, und im

[1]) So Rentsch S. 714 rc.

Jahre 1656 trat es dem Oberstallmeister des Fürsten von Holstein, von Bernsdorf, als derselbe die Treppe hinuntersteigen wollte, in den Weg und packte denselben, als er es ruhig auredete, am Halse und schleuderte ihn die Treppe hinab. Am folgenden Morgen trifft die Nachricht ein, daß die Mutter des Churfürsten zu Crossen und auch seine Schwester, die Herzogin von Schöningen, mit Tode abgegangen. Desgleichen erblickte der Hofprediger Brunsenius die weiße Frau ein Jahr vor dem Tode des großen Churfürsten (1688), gerade wie sein College, der Hofprediger Berger, sie zwei Jahre vor dem Ableben Johann Sigismund's gesehen hatte. König Friedrich I. erzählte, daß er selbst eine ähnliche Erscheinung erblickt, und auch vor dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm II. soll eine weiße Gestalt auf der Treppe des königl. Schlosses bemerkt worden sein. In den Jahren 1790—1812 ist zwar mehr als einmal von dem Erscheinen der weißen Frau im Schlosse zu Berlin Meldung gemacht worden, allein fast immer hat ein Mißverständniß, Verwechselung mit einer Gardine rc., ja selbst absichtlicher Betrug zum Grunde gelegen, zuletzt ist im April des Jahres 1850 die weiße Frau im Schweizersaale des königl. Schlosses gesehen, von einer Schildwache angerufen und angestochen worden, denn ihre Wiederkehr vor dem Tode des letzten hochsel. Königs Wilhelm IV., von der das Gerücht ebenfalls spricht, ist nicht constatirt. Nichts destoweniger war sie deshalb von Baireuth nicht ganz verschwunden, denn nicht blos erschien sie zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Intendanten der dasigen königl. Schlösser, dem Grafen Münster, mehr als einmal, sondern sie zeigte sich auch nicht blos mehreren französischen Generalen, die im J. 1806 daselbst einquartirt lagen, drohte auch dem im J. 1809 daselbst im Quartier liegenden General Graf d'Espagne mit Erwürgen und prophezeite ihm gewissermaßen seinen in der Schlacht bei Aspern erfolgten Tod, nein, sie scheint selbst Napoleon, als derselbe am 14. Mai 1812 sich im Schlosse zu Bayreuth aufhielt, erschienen zu sein und ihn erschreckt zu haben. Seit dieser Zeit ward sie im dasigen Schlosse noch mehrmals wahrgenommen, doch nicht mehr seit dem J. 1822; bald nachher behauptete nämlich eine in Ansbach und später in Erlangen sich aufhaltende Somnambüle, sie habe in ihrem magnetischen Schlafe die Berufung bekommen, der Gräfin Cunigunde von Orlamünde Ruhe zu verschaffen, und sonderbarer Weise hörte man kurz vor der Genesung jenes Mädchens in ihrem Zimmer einen zweistimmigen Gesang, trotzdem daß sie ganz allein war, und kurz darauf behauptete die Kranke, die Seele der unglücklichen Gräfin sei nun durch sie erlöst.

In neuester Zeit ist nun aber nicht blos die ganze Erscheinung der weißen Frau im Allgemeinen, sondern auch ihr Zusammenhang mit der obgedachten Gräfin von Orlamünde und mit der Familie der Hohenzollern überhaupt in Frage gestellt worden.[1]) Namentlich ist behauptet worden, jene drei Leichensteine im Kloster Himmelcron deckten weder die schuldige Gräfin noch Albrecht den Schönen noch endlich jene zwei unglücklichen Kinder[2]), allein so richtig wie dies in der That ist, so wenig wird dadurch bewiesen, denn aus zwei sichern Quellen ist nachzuweisen, daß jene Leichen sich früher hier befunden haben,

[1]) Durch Jul. v. Minutoli, Die weiße Frau, gesch. Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850 in 8°.
[2]) S. Minutoli S. 5. Derselbe ist von mir gründlich widerlegt im Dresd. Journ. 1850. S. 1754 sq.

aber dann weggebracht worden sind. Es erzählt nämlich der bekannte Brusch in seiner Geschichte der deutschen Klöster hierüber Folgendes [1]): „In dieser Klosterkirche ruhen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, Kinder eines Grafen von Orlamünde und einer Herzogin von Meran, welche auf jämmerliche und grausame Weise von ihrer eigenen Mutter, der Meraner Herzogin, die sich damals zu Blassenburg aufhielt, vor fast nun 200 Jahren, als sie noch kaum zwei Monate alt waren, ermordet wurden... Diese unglücklichen Märtyrer habe ich mit meinen Händen berührt und mit eigenen Augen gesehen. Das Mädchen ist noch so unversehrt erhalten, daß man denken könnte, sie sey noch kein Jahr todt, so wenig sieht man an ihr die gewöhnlichen Spuren der Verwesung; die Brust des Knaben dagegen ist durch die Feuchtigkeit und das Wasser, welches von der Wand der durch die Kälte ausschlagenden Kirche in den nahe an der Wand stehenden Sarg gelaufen ist, einigermaßen beschädigt und fängt an zu Wasser zu werden, allein Kopf, Schultern und Beine sind unversehrt und durchaus nicht verändert." Hieran schließt sich folgende Stelle aus Müllner's Annalen der Stadt Nürnberg (S. 853), wo es heißt: „Der Kinder todte Leichnam sein lange Zeit im Kloster Himmelcron in steinernen Särgen gelegen und dem Ansehen nach über zwei oder drei Jahre alt gewest, im Marggräflichen Krieg aber A. 1552 sein sie für Heiligthum gen Bamberg transferiert worden", wo sie vermuthlich noch sind.

Hinsichtlich der Persönlichkeit der weißen Frau selbst hat man sich jedoch nicht auf die Gräfin von Orlamünde beschränkt, sondern man hat auch andere Personen in ihr sehen wollen, namentlich eine Gräfin von Leiningen, Hofdame am Hofe Joachims I., oder Anna Sydow, die schöne Wittwe des Stückgießers Dietrich, die Geliebte des Churfürsten Joachims II. Ja Mullerus in seinen Curiositäten geht noch weiter und erzählt, es sei unter König Friedrich I. beim Abreißen eines Schloßflügels in Berlin in einer Luftröhre ein Gerippe gefunden und auf Befehl des Königs auf dem Domkirchhofe begraben worden. Aus der Zärtlichkeit desselben zu schließen, sei es das weiße Frauengerippe gewesen, weil bei den Todesfällen Sophie Charlottens, Erbprinzessin von Hessen-Cassel, des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, zweier Prinzen von Oranien und des Königs Friedrichs selbst sothanes Gespenst nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Endlich hat ein gewisser Nagel [2]) die Behauptung aufgestellt, diese Erscheinung sei nicht der Geist einer Gräfin von Orlamünde, sondern einer Gräfin von Rosenberg, Perchta genannt, die an einen wüsten und rohen Mann, den Grafen Johann von Lichtenstein im J. 1449 verheirathet gewesen, nach ihrem Tode als guter Geist auf dem Rosenbergischen Schlosse Neuhaus in Böhmen umgegangen, zuletzt aber als die bewußte weiße Frau nach Berlin ins königl. Schloß übergesiedelt sei und dort die Todesbotin machte, weil der böhmische Oberburggraf Wilhelm von Rosenberg 1561 die Tochter des Churfürsten Joachim von Brandenburg, die allerdings schon 1564 wieder starb, zur Frau nahm und sie somit in die Verwandtschaft der Hohenzollern kam. Dieselbe Perchta soll sich nun aber überhaupt nicht blos auf den Rosenbergi-

[1]) **Brusch, Chronologia monasteriorum Germaniae. Sulsbaci 1682 in 4°. p. 133.**
[2]) **Diss. de celebri spectro quod vulgo die weiße Frau nominant. Viteb. 1743 in 4°.**

schen Schlössern, sondern auch an den fürstlichen Höfen, in welche Rosenberge geheirathet, ja sogar an solchen, die nur mit denselben in Verwandtschaft stehen, sehen gelassen haben, und werden noch als Orte, wo sie zu erscheinen gepflegt, London, Kopenhagen, Stockholm, Zerbst, Cassel [1]) und Parma genannt, bei welchen letztern aber vermuthlich Verwechselungen mit andern derartigen weißen Frauen mit unterlaufen mögen.

Noch muß hier bemerkt werden, daß heute noch in Baireuth zwei Bilder der weißen Frau vorhanden sind, die aber einander gänzlich unähnlich sind. Das eine befindet sich im neuen Residenzschlosse, das andere in der Eremitage. Das Bild in der letzteren trägt ein weißes Schäferinnenkleid, das im Schlosse dagegen einen ganz dunkeln mit Pelz besetzten Anzug und Kappe mit über die Stirne herabfallendem weißen Besatz.[2]) Das letztere ist ohngefähr 100 Jahre jünger als das erstere, wird aber für uns darum wichtig, weil die weiße Frau zu Baireuth, wie sie sich zu Anfange dieses Jahrhunderts zeigte, genau dasselbe Costüm trug. Von diesem Bilde wird übrigens erzählt, es lasse sich durch keinen Nagel an der Wand befestigen, sondern man müsse es stets auf die Erde stellen.[3])

9) Alte Knittelverse von den Marken.

Pisces, languores, Schorff, Febres atque dolores,
Stroh-Dach, Knapp Casei sunt hic in Marchia multi
Et si videres nostras glaucas mulieres
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in Insula Pathmos,
Et caveas tibi quia Grütz-Wurst est etiam ibi.[4])

oder

Strodachi, Schnaphani, Knapkesi sunt in Marchia multi
Si tu videres glaucas nostras mulieres
Fleres, pietatem si tu haberes,
Non venias ad nos, quia sumus in Insula Pathmos.[5])

10) Die Sagen von den ältesten Bewohnern Deutschlands und insonderheit des Königreichs Preußen.[6])

Japhet oder Japeto, Japeta, der erstgeborne Sohn Noah, bekömmet in der Austheilung der Welt das Land Epopho, das hernach Europa ge-

[1]) S. Lothar, Volkssagen S. 81.

[2]) Sonach ist das Bild der weißen Frau in Lebensgröße, wo sie in ein großes Gewand mit Caputze eingehüllt ist, das nur den obern Theil des Gesichts frei läßt, bei Al. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit (Berlin 1831. Bd. 1. S. 56) jedenfalls ein lediglich der Phantasie entlehntes.

[3]) Die neuesten Untersuchungen über die Sagen von der weißen Frau in mythologischer Hinsicht haben Kuhn bei Mannhardt, Zeitschrift f. Deutsche Mythol. Bd. III. S. 368 ꝛc. und N. Hocker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen, Düsseldorf 1857. in 8°. S. 3 ꝛc. angestellt.

[4]) Nach Berkenmeyer, Curioser Antiquarius Bd. I. S. 683.

[5]) So in H. Ammersbach, Churbrandenburgische, Märkisch-Magdeburgische und Halberstädtische Chronica. Halberst. 1682. in 4°. S. 17.

[6]) So nach Ammersbach, Churbrandenb. Chronik S. 19 ꝛc.

nandt, sampt einem Stück vom kleinen Asien, den gantzen Tract gegen Mitternacht und Abend, und wiewol diesem Theil gegen den andern gering, und gleich dem Dornbusch war gegen dem Weinstock, doch nahm er sich das hefftiger an, zeuget mit seiner Haußfraw Funda diese Söhne nach der Sündfluth: 1. Gommer, auch Comer oder Cymer genandt, 2. Magog, 3. Javan, 4. Madai, 5. Thubal, 6. Mesech, 7. Thyras. Gomer aber ist ein Vater und Anher anfänglich aller mitternächtigen Völcker, als da seyn Gombri, Cimerii, Cimbri, die da bewohnet haben Cimeriam, Bosphorum Cimbricam, Chersonesum und Meotischen Pfuel oder Gesümpff um Holstein, Lübeck, Hamburg, Gottland, am Ufer des Baltischen Meeres, und Insulen darinnen. Und seind solche Cimbri die ersten rechten Scandinavianischen Völcker, welche Cimbri hernach von wegen des Meeres Ebenfluth und Auffqualm, auch von wegen der Elben jährlichen Wachsen und Ergießen sich auffwärts begeben und gesetzt ins Land, da nun ist die Uckermarck, Prignitz und Reppin, zu den alten Teutonibus, mit welchen sie denn auch wieder zum Theil auffgezogen seind über den Rhein in Galliam und Hispaniam gefallen. Endlichen in Italien, da sie mit den Römern unter ihren Fürsten Ansonarico große Schlachtung gethan, umb das 100. Jahr vor Christi Geburt, aber von Mario in den Alpen nicht weit von Saltzburg und dem Helffenberge endlich erlegt worden. Gomer der Sohn Japhet zeuget Ascenes oder Tuisconem. Item Ryphat, Togarma, Moses heißt ihn Ascenas, welcher ist ein Vater und Anher aller Deutschen, Tuiscen, Schyten und Sarmaten, das ist Gotten, Polen, Dattern, Reußen, Preußen 2c.

Dieser Ascenes verrückt erstlich von seinem Vater Gomer aus Armenia Saga und dem Lande Ascanien, welches über Phrigiam gegen dem Cimerio Bosphoro gelegen, mit großem Volcke und seinem gantzen Hause nach der Sündfluth, 155 Jahre nach Erschaffung der Welt, 1812 vor Christi Geburt 2150 und kömmet in diese Einöde, kalt, wässerichte, mitternächtige Länder, an beiden Ufern der Elbe gelegen, auff und abwärts am Einfluß der Elbe. Also seind die Ascanes oder Tuiscones die ersten Völcker, so diese Lande recht bewohnet haben, und ist dieser Tuisco, welcher ein großthätiger Herr, der erste König und Herr der alten Tuisconum. Sein Sohn Mannus ist gewesen der ander König und Herr der Deutschen, von welchem sie Manni genannt, deutsch Mann 2c. Hat anfänglichen gewohnt am Haffte oder Welcki bey Dennemarcken, in sinu Venedico et Cotidano, hat über die Deutschen und Sarmaten geherrschet nach Erschaffung der Welt 1963 Jahr, vor Christi Geburt 1999, nach der Sündfluth 306, oder wie etliche setzen, 292.

Dieser hat sich nach dem Rheine auffwerts begeben, hat erbauet Meintz, Worms und Straßburgk, wie denn zu seiner Zeit Trier von Trivero soll erbauet seyn umb die Zeit Abraham.

Dieses Manni Söhne und Einckel seind Ingevon, Istevon, Hermion, Marsus und Gambrivius[1]), welcher ein Vater ist der Sicamber und Francken, hat gezeuget mit seiner Frauen Iside, Herculem, Svevum und Vandalum, nach der Sündfluth 675 Jahr. Dieser Svevus ist ein Vater aller Schwaben, wohnte am Rhein, nach der Sündfluth 661 Jahr. Vandalus ist ein Vater der Heneten, Wandlen, Wenden und Sclaven. Hercules ein großthätiger

[1]) Dies ist Gambrinus, der Bierkönig.

Herr sampt seiner Mutter Iside ist für ein Gott hernach geehrt worden. Von Hercules aber kommen her die Boy. Vandalus aber zeugte Hunum, den Vater der Hünnen, und Humblum, den Vater Dan, von welchem die Dähnen, und Angul, von welchem die Engeländer erstlich kommen seyn. Hunus aber zeugte nach Erschaffung der Welt 2315 Jahr, vor Christi Geburt 1647, nach der Sündfluth 757 Jahr ungefehrlich, Teuton den Vater aller Teutonum und Teutonariorum, dieser satzt sich in diese Länder, zu den alten Tuiscones über die Elbe, und seind die ersten rechten Edlen Holsteiner, Mechelburger, Rugianer, Pommern bey dem Hafft hieher über die Elbe, die Westphalen an der Weser umb den Teutoburgischen Walde, da Saxen und die Alte Marck ist. Diese Teutones, große starcke Leute, mit Fellwergk bekleidet, haben anfänglichen in Hölen der Erden unter den Bäumen und Wälden gewohnt, sich ihrer Viehzucht und geringen Ackerbaws ernehret, ihre Götter seyn gewesen Isis, die Haußfrau Gambrivii, ihres Anhern, und Hercules, der Sohn Gambrivii, den sie in Kriegen hefftig angeruffen, Isidem aber haben sie geehret in Gestalt Cornutae Lunae, als einen zunemenden oder abnehmenden Monden, haben derselben ein sonderlich Phanum gehalten auf Lüneburg, welches sie Isisburg, Isenburg, quasi Castrum Isidis geheißen, da der Namen Lüneburg blieben, daher auch der Fluß die Iser den Namen hat im Lande zu Braunschweig. Item Lunicam, Velledam, Auriviam, Uchtam, Busanam vel Bysam, Gezam, daher die Flüsse der Alten Marck noch ihren Namen führen. Item das alte Phanum Isidis an der Milda vorhanden ist. Also haben solche Teutones geehret einen Gott, den sie Hama magnum genant, und ist eigentlich Jupiter Hammonius gewesen, oder Jupiter cum Maja, dem sie sein Phanum gehalten zu Hamagaburgk, welches nun ist Hamburgk, daß Hamburgk nicht den Namen von dem Kämpffer Hama der Saxen (wie Sialandicus will) hat, sondern von diesem Hamago. Also haben sie Hortellam, eine Göttin der Gartenfrüchte, und Zeram (welches ist Ceres) die Göttin der Erden erdicht, angebetet, und weil sie ihren Wohnungen, den Wäldern, Bäumen und Wassern in ihren Landen die Namen ihrer Götter gegeben, haben wir in der Alten Marck viel desselben Beweis als Sylvam trementem Hortellam, den die Bauern noch heißen den freyen Tremeling. Item die Ortel, welchen die Römer hernach von ihrer Grentzgöttin Oram genannt haben.

Also liegt ein Dorf nicht fern von Osterburg bey Owlosen, heißt Deutsch, und ein Wald und Wasser heißt die Hammey, vom Gott Hammago, und die alte Hammon Clause, bey dem Dorffe Kutzebw, und ein Wasser die Zera genannt, von der Göttin Zera oder Cerere. Also haben solche Teutones ander Götter mehr gehabt, als Mercurium, den sie jährlich einen Menschen geopffert, Item Martem, Vulcanum und die Sonne, haben das Feuer und die Erde besonder angebetet, welche sie Herdt- oder Herthumb genant, als ein Erneuerin aller Ding. Sie haben auch viel zu thun gehabt mit ihre Wündschel Ruthen, geschälten Stäben, Vogelflug und Pferdegeschrey, die sie ernehret in heiligen Wälden rc.

Solche Teutones haben große Kriege geführet mit den Dähnen, besonder unter ihrem Fürsten Scatone, der sich mit Sialdo, dem König der Dähnen geschlagen, umb einer schönen Magd willen, welche Sialandicus Alvildam nennet.

Also seyn Teutones die andern Völcker, so diese Länder an beiden Ufern der Elbe bewohnet haben. Mittler Zeit seyn die Geten, Geters Kinder, des Sohnes Aram von Sem, welche Gotten genannt seyn worden, mit Sala, Arphachsatz Sohns Kindern und Geschlechte, aus Asia vom Flusse Denester oder Nester (welcher auch Tyras vom Tyra, dem Sohne Japhet, dem Bruder Gomer genandt ist) über die Vistel oder Weichsel kommen, und die Länder über der Elbe gantz erfüllet, und sich darein gesetzt, zu den alten Cimbris, Tuisconibus, Teutonibus und Teutonariis, so noch übrig, und Allemani heißen, haben Schweden, Gottland, und was da liegt am Baltischen Meere, umbliegenden Insulen und auffwerts nach der Havel, Sprew oder nach dem Böhmischen Gebirge inne gehabt, daher noch der Name blieben, Gotland, wie sich die Könige zu Dennemarck schreiben, der Gotten König. Item Sinus Goditanus, Codanus und Gedanum, davon Celdos (Celtes?) sagt: sed quoniam Gedanum Gottorum a nomine dictum Hicque sinus Codanus nomine elatus habet. Diese Gotten seyn zum Theil wieder auffgebrochen, von dannen aus diesen Landen, haben erstlich Daciam und Pannoniam eingenommen, wie man noch in der Walachia und Siebenbürgen überblibene Gotten findet, also seyn noch Gotten in Taurica Chersoneso, die da deutsch reden und sich Gotten nennen, bauen Weinberge, denn Gotten seyn Deutsche gewesen. Aus Pannonia seind sie hernach unter ihrem Fürsten Theodorico, den man nennet Diederich von Bern, in Welschland kommen, die bezwungen Rom. Item, anno Christi 554, haben sie Hispaniam überfallen und große Thaten gethan und ein Königreich angericht.

Hier disseit der Elben aber geben sich herauff von Rom die Schwaben, Suevi Kinder und Nachkommen, an welchen Rhein sie kommen waren, vor Christi Geburt, 1743 Jahr, nach der Sündfluth 661 Jahr, auffgetrieben von den Gambriviis oder Sicambris, die Vettern der Francken, welche am Rhein und Mosel ihr Reich angefangen, die sie zwungen und befriedeten. So fielen die Römer über'n Rhein, ohn Unterlaß, waren ihnen verdrüßig. Solche Schwaben satzten sich zu den Teutonibus ein, da nun Hessen, Hartz, Westphalen, Sachsen und Marck ist, nahmen ein den gantzen Tract bis an die Sala und Elbe, waren in viel Fürstenthum und Herrschaften getheilet. Orosius heißt es Pagus, Cäsar ein Aw. Ich will aber jetzt die andern fahren lassen und Kürtze halben geschweigen und allein diese anzeigen, so diese Länder bewohnen.

Als Cherusci haben anfänglich an der Elbe gewohnt umb Zerbst mit dem Anhaldischen Lande zwischen der Sala und Hartz, seynd die rechten Härtzischen Schwaben gewesen, welche, wie Tacitus schreibt, stets mit den Gotten (das seynd Hessen gewesen) gestritten haben. Diese Chirusci seind verrückt über den Hartz, haben Nordhausen und andere Städte erbauet, davon sagt Claudianus: Ingentes Albim liquere Chirusci. Dieses alte Geschlecht seind gewesen die Edlen Freiherrn von Hageborn zu Halleben bei Halle, Item die Herren zu Wallersee, et corrupto nomine Wildensee, ist nun die Graffschaft Dessaw, haben gewohnet da die Elbe und Mulde zusammenfließen, da noch die Anzeigung seyn eines alten Schlosses. Item die alten Grafen von Reveningen, die da haben gewohnet bey Münch-Newburg an der Saal. Bei Kalbe ist ein herrlich alt Geschlecht, von welchem ich drunten schreiben will.

Longobardi, nicht von ihren langen Bärten, sondern von ihren Hartzischen

Parten, damit sie stritten, Langobardi genannt, haben an der Hortel oder Ora bis an den Hartz gewohnet, da nun ist die Bürde und das Ertz-Bischoffthumb Magdeburgk. Es heißt aber die Bürde auf alt deutsch quasi horreum, daß es ein fruchtbar Land von Korn ist. Diese Longobarden haben sich aus der Bürde und Hartz außgebreitet und biß an die Weser und nach der Elbe begeben, halb Verdewigk gebauet, Anno mundi 3015. Ihre alte Fürsten seyn gewesen: Ajon, Theion, Agelmund, Amasius, Litzu, Hildeah, Bodoch, Claffo, Thato, Unatho, Baltarich der Vater Albonii. Da es nun an dem war, daß Gott die Sünde der Völcker mit neuen Völckern straffen wolte, denn er versetzt die Reich: Erhuben sich zum Theil diese Longobardi mit etlichen Senonibus, zogen in Pannoniam und endlich nach 42 Jahre verrückten sie mit diesem Albinio in Welschland, beruffen von Narseto wider die Gotten Anno Christi 568 Jahr, oder wie Blondus will, 579 Jahr, da sie denn das Longobardische Reich angefangen, welches blieben bis auff die Zeit Caroli Magni.

Angrivarii. Diese haben gewohnet an der Elbe, gegen Morgen, und etwas Mittag, am Vorgebirge der Alten Marck, am Pfuhl Thola, die Tholla genannt, von dem Flusse die Anger bis an die Ora, an der Ucht und Balsam, bis an die Bisa und an das Bisenthal, und dem Aland nach Mitternacht. Diese haben gebauet am Einfluß der Anger in die Elbe die Stadt Angermündt, von welcher Stadt dasselbe Land der Angrivarien, das Land zu Angermündt genandt ist worden, Anno vor Christi Geburt 400 Jahr. Item sie haben gebauet das Castel Angern und das Flecklein sampt einen starken Castel an der Uchte, das hernach Heinricus Auceps Stendal ausgebawet hat, Anno 921 und Marggraf Heinrich den Thurm S. Nicolai 1187. Und auff der Heyde baueten die Angrivarii Tolonam sampt einem Castel nahe derbey und etliche mehr Schlösser, von welchen ich abnehme, muß Vorgstal eins seyn und Alt-Newendorff.

Diese Angrivarii verrückten abwerts an der Bructerer Land, an die Weser, Ems, Lippe und haben Engern erbaut, und werden die Angeri genandt in den Historien, aus welchen ihren alten Engerischen Fürsten gewesen sein Boden, Becta, Bectus und Wettgislus, die Söhne seind gewesen Hingst und Horsta, und die Tochter Engla, von welchen hergekommen seind die Könige in England. Und aus diesen Fürsten und Herren zu Engern große Könige, Chur- und Fürsten zu Sachsen, auch in Engelland, auch die Stämme der Hochgebornen Chur- und Fürsten Marggraffen zu Brandenburg und die Hochgebornen Fürsten zu Braunschweig und Lüneburg, auch viel Hochlöblicher deutscher Kaiser, wie drunten soll dargethan werden.

Langobardi die rechten Edlen Altmärckischen Schwaben, haben gewohnet von der Bisa oben an, und dem Bisenthal, das mitten durch die Alte Marck gehet, darinn die Bisa läufft, vor der Cera, der ich droben gedacht, wie sie den Namen hat von der Cerere, bis an und umb die Jetza, den freyen Tremeling nach der Ora, und Lande zu Braunschweig, und nach der Lüneburgischen Heiden, und ist von den Zeren das gantze Land und der Strich das Land zu Zermünd genandt. Diese Langobardi haben hoch geehrt und angebetet der alten Teutonum Götter Isidem, das ist Lunam, Hamagum, Zeram das ist Cererem, aber die nicht Zerem, sondern Zitzam genant (daher das Wort Zitten oder Zitzen kommet); quasi dicerent Mammosam, Poli-

mastin, Altricem als eine Ernehrerin aller Dinge. Sie haben auch fürnehmlich frühe und spat die Sonne angebetet, Inspectorem omnium rerum. Derselben sie ein sonderlich Phanum und Stadt gebauet, vor Chr. Geburt 318 Jahr, und das Solt Wel genannt, als ein Hauß der Sonnen, denn Wel auf Alt Deutsch heißt ein Haus, domus quasi Solis, Soltwel, daher sagt man Welsandt, das ist Sand im Hause oder Haußsandt, damit man scheuret, oder die Schmiede brauchen im Hause. Also sagt man Wellerwand, das ist ein Wandt des Hauses, so umbs Hauß gehet, wie in der Bürde und Thüringen zu ersehen ist. Von dem Worte Salisquella, davon etliche ihre derivation nehmen, weis ich nicht zu sagen. Sollten aber alle Oerter Salisquella oder Saltzwedel heißen, da Salzbrunnen rinnen, müsten viel Saltzwel seyn. Es ist aber der Ort gewesen, da die Stadt gestanden, ehe die Stadt fortgebauet von Druso, davon unten folgen wird.

Der Longobarden Fürsten seyn gewesen die Herren von der Zera oder Zermund, haben gewohnet auff einem alten Schloß an der Bisa, nicht fern da ein Strom gehet aus der Bisa, in welchem läufft die Hamey und wird endlich die Zere genandt, welches Schloß erstlich Zervest genant ist als eine Veste an der Zere, aus welchen Herren von der Zera herkommen seind die Graffen von Aldenhausen und Osterburgk.

Senones haben anfänglich gewohnet hier disseit der Elbe, von der Bisa an biß an die Zera umb und an dem Alande, und abwarts der Elbe, den Tract, die Lentzische Wischke genant, nach Lüneburg, und gegen Morgen nach der Elbe, welches Theil die Wische genant wird, quasi pontum, da hernach niemand gewohnet, von wegen dem Außlaufen der Elbe (wie es nun leider etliche Jahr her geschehen ist). Solches Land Senonum hat man das Senland vor Alters geheißen, von den Senonibus, diese haben erbauet Sen hausen, welches nun Seehausen heißt, um das 400. Jahr vor Christi Geburt, und ist die alte Stadt am Aland, das man jetzt zu S. Jacob heißt, gelegen.

Diese Senones begaben sich mit der Zeit über die Elbe, und nach Aufziehen der Gotten, denen sie verdrießlich, begaben sie sich gantz hinüber, lagerten sich ein zu den heimbleibenden Gotten und Teutonen, vornehmlich umb die Sprew und Havel, ins Bischoffthum Havelberg, ins Haveland und Land zu Rinaw, da sie dem Wässerlein, der Rein genandt, den Namen gaben, zum Gedächtniß ihres alten Vaterlandes, daß sie vom Rhein kommen waren, gaben sich immer auffwerts nach der Oder und Weichsel, bis an das Carpatische Gebirge, welche montes Suevici geheißen, und immer nach dem Sudetischen Gebirge Abnni, die Sala, und abwerts bis an das Baltische Meer, welches mare Suevicum geheißen.

Dieser Senonum Fürst Brenno hat Brandenburg die alte Stadt gebauet, vor Christi Geburt 416 Jahr, und solche Schwaben Senones, haben auch Havelberg, Rathenau, Godabw, Güterbock, Wittenberg anfänglich, die Zann und was hinüber ligt von alten Städten und Flecken, erbauet. Welcher Senonum alte Edle Herren auch gewesen seyn die Herren von der Zaan, haben in Waffen gefuhret im blauen Felde einen Widderkopf mit gülden Hörnern, aus welchen Herren von der Zana die Edlen von der Schulenburg, Gelrn (da sie ins Land kommen seind) ihre Anherrn haben 2c. Es seind aber die Schwaben, die diese Länder bewohnet, sampt den Cimbris, Teutonibus, Tuisconibus und Gotten, ein grausam Volck gewesen, und welchen

die Senones, die Mitternächtigisten, den Römern alles Hertzleid gethan haben, kan aber ihre große Thaten Kürtz halben nicht hier erzehlen, daß sie auch unter ihrem Fürsten Brenno Rom selbst gewonnen haben. Anno Urbis 360, etliche setzen 365, vor Christi Geburt ungefährlich 400 Jahr.

Dieser Senonum Fürst ist gewesen Ariovistus, der sich mit Julio Cäsare 49 Jahr vor Christi Geburt geschlagen hat. Wie denn hernach Herminius oder Herman Fürst der Cheruscer und Longobarden Vari 3 Legiones mit aller Hülffe im Teutoburgischen Walde nicht fern von Paderborn, zwischen der Lip und Ems mit dem Feldherrn Varo erlegt hat, unter dem Kaiser Augusto.

Endlichen ist Claudius Drusus Nero, der Bruder Tyberii über den Rhein kommen, nach der Geburt Christi 7 Jahr, hat mit den Cheruscis und Cattis an der Weser und mit den Bructeris an der Ems sich geschlagen. Und nachdem er die Länder an der Mosel und Weser eröbert, greiff er auch an die Schwaben zwischen der Elbe und Sala, machte die ihm auch zinsbar, vornehmlich die Hermanduros und Angulos, bauet auch alda zur Besatzung und Erhaltung der Lande viel Castella an der Sala, Elster und Lupa, als Marsburg, quasi burgum Martis, darnach die Altenburg an dem Wässerlein Elia, auff dem Berge bei Marsburg nach Mitternacht.

Darumb mit Druso die Schwaben hefftig stritten, auf welcher Altenburg hernach Edle alte Herren der Schwaben gewohnet, die sich geschrieben Herren zu Altenburg, aus welchen Carolus Magnus Graffen zu Altenburgk und Marsburgk gemacht hat, davon drunten weiter sol gesagt werden. Also hat Drusus auch gebauet den alten Gibichenstein und Newburg, auch am Hartz Kiffhausen.

Endlichen greiff Drusus auch an Longobardos und Lacobardos, die zu Hülffe rufften die Senones über der Elbe, rücket mit seinen Legionibus in die Alte Marck, lagerte sich oben am Bache der Rhein, Lausebach, Weteritz, und dem Ursprung der Millda, hält alda sein frey Feldlager, welches die Römer nannten Garda Legionam, bauet allda ein Fleck, und nant es Gardalegionam Claudii. Und dieweil allda ein alt Phanum Jsidis war, von den alten Teutonibus gebauet, bauet er da in den Zusammenlauff der Wasser ein groß starck Castel, nant es mit dem alten Namen der Jsenburg, die Bauern nandten es die Jsern, und die Wenden, so lange hernach dafür gelegen und nicht gewinnen kondten, hießen es Os vel Fauces ferreas, die Eysern Schnippe. Also hat das Schloß den Namen bekommen und die Stadt heißt Gardalegiona eigentlich, und nicht, daß es in dem Garten liegt.

Aus der Gardalegion vorrückt Drusus gegen Abend ins Land Zermund zwischen der Zera und Jetza, stürmet das alte Soltwell, gewann das und bawet darbey ein starck Castel, und new Phanum Solis, welches nun ist die itzige alte Stadt Saltzwedel und das Schloß, wie denn der Thurm im Schloß Saltzwedel und Garlegen eine Gestalt haben, und ließ allda ein große starcke Besatzung der Römer, an den eußersten Grentzen der Römer in diesem Landen, darumb er auch Hortellam, welche den Namen hatte von der Gartengöttin Teutonum, den Namen Ora, der Römer Grentzgöttin gab, welche Ora ist gewesen Hersilia, die Haußfrau Romuli. Setzte alda auch Principem Luctandum als den ersten Marggraffen, mit Namen Clodium, einen Edlen Römer, wider Einfall der Schwaben und Teutonum über der Elbe, und der Sachsen, die sich auffwarts gaben.

Daher es noch heißt die alte Römische Marck oder die Marck zu Saltzwedel, so es doch zuvorn das Land zu Zermund genandt worden ist, von der Zera, welcher Name, wie in alten Briefen zu ersehen ist, auch hernach noch lange geblieben ist. Also daß die erste Marck in diesen Landen Drusus verordnet hat, ungefährlich im 11. Jahre vor Christi Geburt, und war der erste Marggraff, nemlich ein Römischer Fürst Clodius genandt gewesen.

Es bauete auch Drusus zu Erhaltung der Lande an der Elbe viel Castella, denn er nun das Land Zermünd ihm zinßbar gemacht, auch das Land Angermünda, Senland und Balsamerland, auch die Beretz, nemlich Castellum und Phanum Veneris, welches die Schwaben hernach hießen die Magdeburgk oder Meideburg. Item Castellum Ragusii Centurionis ist Ragetz, Castellum Anguriae ist Angermünd, das alte Schloß, da der Thurm stehet, Castellum Aquilarum ist Arnburg, Castellum Vari, zum Gedächtniß des Namens Vari ist eigentlich Werben, da nun der Compterhoff stehet. Es bauet auch Drusus im Biesenthal hinauff nach seinem Lager, Castellum Ostorum, da die Uchta und Bisa, und drunten der Aland zusammenlauffen, welches hernach die Osterburg geheißen, vom Osterlande nach der Elbe, nach dem Osten, da es im Ecke liegt. Item Castellum Centurionum ist eigentlich Crumke, Castellum Clodii, Principis Limitanii, da er seinen Sitz gehabt, ist Gladigaw, davon das Holtz der Cley hieß, quasi arx et silva Clodii, nicht weit von der Zervest, da die alte Herren von der Zera gewohnet haben. Fort hinan ist gebauet Castellum Galba, da die Milde in die Bisa läufft, ist Kalbe. Also bauete auch Drusus mitten in die Ora, in die Grentz, Castellum Galba, das ist eigentlich Kalforda, und nicht fern bey dem Ursprung der Jetza zwey Castel, seind eigentlich Betzendorff und Apenburgk, und wenn der gütige Leser solche alte Römische Castella recht bedenckt, gibt es sonderliche Geschicklichkeit der Römer, diese Lande zu beschützen, und daraus weiter zu kommen.

Es transferiret auch Drusus viertzig tausend Schwaben in Reciam, wie Augustus zuvor auch soll gethan haben, da sie nah wohnen.

Als aber Drusus wieder nach Rom sich gab, und triumphiret von diesen Landen und Cajus Silius Anno Christi 17 wieder schlug die Cattos und Marsos, und Consul Stertinius die Cheruscos, mit Hülffe dieser Römer, die in der Besatzung lagen in der Soltwedelischen Marck und nicht groß Glück bey den Römern war, denn die Schwaben wehrten sich hefftig.

Da kam Drusus Germanicus, Drusi Neronis Sohn, und greiff die Catten (das seyn Hessen) wieder an, aber Drusus Germanicus stürtzte mit seinem Gaul, zubrach einen Schenckel, oder wie Florus schreibet, ward hefftig verwundet und starb.

Da berufften die Schwaben die Sachsen (welche ohne das immer umb sich frassen) wider die Römer, schlugen die Römer zurück, trieben sie wieder aus der Alten Marck und diesen Landen immer auffwarts. Als nun die Schwaben der frembden Gäste gern wären wieder loß gewesen, blieben die Sachsen alda, satzten sich zu den Longobardis, Lacobardis, Angrivariis, Cheruscis, Bructeris, Caucis ein und trieben die aus und hies: veteres migrate coloni, tilgeten und rotteten aus solche Schwaben, was sich nicht unter ihr Joch gab.

Es seind aber die Sachsen (wenn mans klaubt) Saca, rechte alte Tuiscones und Teutones aus Asia, die sich in Scandinaviam anfänglich gelagert haben, und seind die rechten Scandinaviani. Doctor Crantz sagt, das seyn

Catten, C in S mutando Sassi, Saxi, Methodius sagt, sie haben ihren Namen von ihrem Fürsten Sax oder Petroclo. Diese Saca oder Sachsen haben mit den Dähnen große vielfältige Kriege geführet, vornemblich umb Juciam, daraus sie die Thüringer vertrieben hatten, die alda als Gottische Völcker gewohnet haben.

Es mag der gütige Leser selbest sehen Saxonem Sialandicum, von Hericho oder Heinrich, Sigfrido, Hundingo und Geldero, den Königen der Sachsen und ihren Thaten. Item von ihren Fürsten Swertingo und Haneso, unter welchen Christus geboren. Wie sie mit Frontono II., dem Könige der Dähnen Hauß gehalten haben. Item von Sybero und Julio, den Fürsten von Engern, derer ich oben gedacht habe.

Diese Senones aber über der Elbe, weil die Römer hier diesseit der Elbe mit den Schwaben im Gemenge lagen, wurden von den Heneten und obotriten Wenden überfallen, getödtet und verjagt, welchen die Veneti Sclaven folgeten und alles erfülleten, von der Wolga und Weichsel an, bis ans Polnische und Bohemische Gebirge, biß ans Meer, Elbe und Sala, das alte Vaterland Cymbrorum, Ascanum, Teutonum und Gotten, unter welchen Heneten die Obotriten, welche ihren Namen gehabt von ihren bundten Kleidern, haben gebawet die Stadt Mechelburg über Wißmar, Cissin und Rostock, unter ihrem ersten Könige Antzirto, welcher seinen Ursprung von dem alten Edlen Herculis hatte. Unter ihrem Könige aber Hottero ist Christus unser Herr geboren, des Sohn Visislaus I. die Schwaben über Elb gantz tilget und ausrottet.

Dieses Visislai, des ersten Sohn Visilavis der Ander, gewann Brandenburg im 90. Jahr Christi, von welchen Heneten kommen her die Hertzogen zu Mechelburg und Pommern.

Mittlerweil seyn die Sicambri oder Francken ihre Väter gewaltig worden unter ihren sonderlichen Königen, jagten die Römer, welche die Sachsen zurückgeschlagen hatten, überm Rhein und aus gantz Deutschland.

Die Thüringer, recht Edle theure Gotten, herkommende von Tyras oder Thyra dem Sohn Japhet, und Brudern Gommer, waren mit den Fimis und Herulis, aus Jucien von den Sachsen außgetrieben, nun vorlängst überm Hartz kommen, und sich gelägert ins Hartzthal, in der alten Chatten Land, unter welchen Salah Kinds Kinder dem Fluß Salah den Namen gaben, und baueten Salaburg und Salafeld, da ist auch noch mons Herulorum, der Herselberg und das Fimische Gebirge zur Anzeigung. Es hatten aber solche Thüringer das Hartze Thal, das Ost-Francken am Maine bis an den Neckar, Hessen, und die Länder bis an den Rhein, hatten ihre sonderliche Könige, schlugen sich hefftig mit den Wenden über der Sala, die Soraven oder Sorben genandt.

Es seyn auch noch der Thüringer Graffen, als Schwartzburg, Gleichen, Orlamünd und Weymar sampt andere Gottische Edle Geschlechte. Rithmier aber, der Francken König, und Hermanfried, der Thüringer König, schwuren zusammen, griffen die Sorben erstlich an über der Sala, zogen vor auff die Wenden über der Elbe, gewannen Brandenburg wieder, und schlugen den Wenden Visislaum den II. todt, trieben die Wenden mit Macht zurück über die Oder, und zu der Zeit machten die Francken und Thüringer nach dem Exempel Drusi zuvor zwo Grentz-Besetzung und Marggraffthum, besetzten die mit achtzehentausend Mann.

Die erste Grentz-Besetzung gegen die Sorben war auff Landsberg an der Sala, welcher Marck Wapen ist gewesen 2 blawe Strich abwerts im gülden Felde des Schildes. Die ander Marck oder Grentz-Besetzung war auf Landesberg an der Oder gegen den Polnischen Grentzen. Ihr Wapen ist ein schwartzer Hahn mit gülden Beinen und Schnabel gewesen im rothen Felde.

Marcomir Marggraff zu Brandenburg, von welchem die Kriegsleute, die in der Grentz-Besatzung lagen, die Marcksmannen genant seind worden, diesen verjagten erstlich die Wenden, aber er schlug sie wieder gewaltiglich und erhielt Brandenburg wider Triticum König der Wenden.

Brando, Marggraff zu Brandenburg, bauet Brandenburg die Newe Stadt, Anno Christi 230 oder wie etliche setzen 270, ward von dem Wenden Tritico todt geschlagen und gewonnen Brandenburg die Wenden wiederumb, die Hanen frassen die Greiffen auff, dieser König der Wenden Triticus machte mit den Thüringern Freundschafft, gab seinem Sohn Tenerico Bigonnam, die Tochter Fridigerni, Königs der Thüringer. Mit dieser Bigonna zeuget Tenericus, König der Wenden, den großen König Alberich, der Schweden, Gottland und das gantze Land über der Elbe innehatte. Die Francken aber bekamen nunmehr so viel zu thun mit den Gallis, Sachsen und Thüringern, daß sie der Wenden vergaßen, und blieben die Heneten und Wenden über der Elbe unbefehdet lange Zeit, befreundeten sich auch mit den Sachsen, denn Bißmar, der Sohn Alberich, nahm zur Ehe Annalimtham, geborne Königin der Sachsen, machten Bündnis wider die Francken. Also nam diese Marck zu Brandenburg auff Landsberg an der Oder aus dem Königlichen Fränckischen Stamm ein Ende.

11) Vom Markgrafen Hugo zu Brandenburg.[1]

Vom Marggraffen Hugone zu Brandenburg, so der erste Churfürst sol gewesen sein, lieset man, daß ihn Kayser Otto, des Nahmens der dritte, zum Stadhalter in Tuscia und Hetruria angenommen und verordnet habe. In diesem seinem Amt hat er sich anfenglich der regierung wenig angenommen, sondern hat nur des spielens, jagens und panketirens gewartet. Ist aber von solchem seinem faulen Leben wunderbarlich abgefüret worden. Denn als er seiner gewonheit nach sich mit jagen belustiget, sol sich das zugetragen haben, daß er sich auff einer jagt, indem er ein wildschwein gehetzt, von seinen Dienern verlohren, also daß er sich gar allein über Nacht in einer gruben hat behelffen müssen; Vnd als ihm des Nachts allerley gespenst fürkommen, darüber er denn nicht ein wenig erschrocken, hat er sich, sobald nur der Tag angebrochen, daß man wiederumb hat sehen können, gen Florentz begeben, hat sich bey dem Bischoff auffgehalten und hat demselbigen offenbaret, waß ihm begegnet war. Darauff hat ihm der Bischoff ein gut und hart Capitel gelesen, mit ernster vermahnung, er sollt hinfurt das wesen mit dem spielen vnd jagen einstellen, der regierung abwarten, vnnd ihm dieselbe mehr angelegen sein lassen, als seine weltliche frewd vnd wollust. Denn das er vom Kayser zum Stadhalter verordnet war, hatte nicht die meinung, daß er dabey müssig sein, sondern der hendel abwarten solte. So möchte er auch wohl behertzigen, daß er einmal für dem gestrengen Gericht Gottes

[1] Andr. Angelus. Annales Marchiae Brandenburg. Frankf. a. d. O. 1598. in Fol. S. 58 2c.

würde verantworten müssen, daß er seine zeit also auff vogelfangen, fischen, jagen und pancketieren gewendet, da doch herrn vnd fürsten viel ein ander ampt hetten, als nemlich daß sie bedrängter armer Leute klagen anhören vnd streitige sachen entscheiden sollen, vnd gebürete ihm in acht zu nehmen vieler betrübte vnterthanen seufftzen, das weinen der Witwen, das sehnen der Waisen, weil dieselben von niemand beschützet würden, wenn er die hand abzöge vnd sich in der regierung nicht finden ließe. Denn diejenigen, welchen er die Empter befohlen, suchten nur ihren eigennutz, ließen sich mit geschencken bestechen, vnd entschieden die sachen nicht, wie die Rechten vereidichten, sondern nur nach ihrem gutdüncken: Daraus denn erfolgete, daß fromme vnschuldige Leute vnterdrückt vnd diejenigen, welche man durch Vrtheil vnnd Recht straffen solte, geschützt vnd gehandhabet würden. Es vermahnet auch dieser Bischoff Marggraff Hugonem weiter, er solle zur buße soviele Klöster stifften, soviel todsünden weren. Denn damals im Pabstthumb steckten die Leute in einem solchen wahn, daß man zur seligkeit nicht aus lauter Göttlicher gnade vnd Barmhertzigkeit käme, sondern es muste ein jeder dieselbe durch eigene Werck vnd verdienst erwerben, welches doch wider die Prophetische, Evangelische und Apostolische schrifften ist.

Da nun Marggraff Hugo kaiserlicher Stadhalter in Tuscia und Hetruria solch hart Capitel angehöret, ist er gar anders worden, vnd als er sein väterlich erbtheil in Deutschland zu Gelde gemacht, hat er sieben stadliche vnd reiche Klöster in Welschland gestifftet, als nemlich die Abtey zu Florentz; S. Michaelis in monte Imperiali; S. Bartholemaei Bousolatii bey Murell; S. Januarii Copuloneum in der gegend der Stad Aretium: S. Michaelis bey Verrucula nicht weit von Pisis; daß Conuent S. Justinae vnd Septimens bey Florentz, welches daher den nahmen bekommen, daß es in der ordnung das siebente gewesen, so Marggraff Hugo fundiret oder gestifftet hat. In seinem Ampte verhielt er sich hernach so gottselig, löblich vnd weißlich, daß er für allen andern Fürsten, welche zu der zeit in Welschland gewesen, den preiß gehabt. Er hielt täglich etliche gewisse stunden, in welchen er die sachen verhörete vnd örterte, vnd mochte alßdann jedermann, Reich vnd Arm ohn schew zur audientz kommen. Davon sich denn augenscheinlich erweißt, wie merklich ihm angelegen gewesen, daß niemand vnrecht geschehe, sondern ein jeder bey seinem Rechte geschützet würde. Vnd ist zwar kein füglicher Weg, dadurch man der Regierung löblich vnd wol fürstehen könne, als wenn ein Regent vorgewelter gestalt gewisse stunden helt, vnnd alsdann, was bedrengte Leute einzubringen haben, selbst mit anhöret. Denn durch ein solch mittel werden die sachen nicht veberheuffet vnn dürffen die vnterthanen der audientz halben nicht vergeblich vnd mit abbruch vnd verseumnis irer nahrung aufwarten.

Müssigen Leuten, schlemmern vnd dergleichen war er so feind, daß er sie für Gericht hat fordern lassen, daß sie ihre vorhaben und wovon sie sich erhielten, mußten darthun. Und ist solcher damals von ihm eingeführte gebrauch in Tuscia, vnd sonderlich zu Florentz biß auff den heutigen tag geblieben. Denn allda die Obrigkeit auf müssige Leute ein solch aufffehen hat, daß man mit ihnen die nachforschung thut, wovon sie sich erhalten. Wenn nu dieselben solches ampt ihrer vnschuld nicht zu beschönen haben, so straffet man sie am Leibe oder verweiset sie der Stad.

Wenn er sachen entscheidete, ließ er ihm dis sonderlich angelegen seyn, daß er kein widerwertig vrtheil spreche, sondern in einerley sachen auch einerley vrtheil sellte: Deßgleichen daß die sachen, welche einmahl gerichtlich entschieden, und hiebey gelegt weren, nicht retractiret werden. Denn er pflegte zu sagen, die Gerechtigkeit were ein beständiger vnwandelbarer wille, darumb solten auch der Regenten sentents oder Gerichts vrtheil vnwandelbar sein. Als er auff eine zeit gebeten worden, er solte einem Gentilomen zu Florentz, der den hals verwircket hatte, das leben schencken, hat er solches abgeschlagen vnd geantwortet: Wenns einer hoch verwircket hette, so solte man ihm keine gnad erzeigen, sondern der Gerechtigkeit jhren gang lassen; denn mit bösen buben durch die finger sehen, were keine gnade, sondern nur eine blutdürstigkeit.

12) Von der Grausamkeit des Marggrafen Woldemar.[1])

Als in dem Jahre 1314 etliche Chur vnd Fürstliche Personen zu Frankfurt am Mayn zusammen gekommen, wegen der erwehlung eines newen Kaysers, Marggraff Woldemar aber entweder nicht gewolt oder gekond hat daselbst vnd dabei zu sein, hat er einen Legaten dahin gesand, der Nicolaus Bock oder Büeck geheißen, vnd hat ym ein Pergament vnbeschrieben, jedoch mit seinem Secret versiegelt gegeben, auff das er dessen nahmen, der die meisten vota oder Wahlstimmen haben würde, einschreiben kundte. Da nun etliche Hertzog Ludwigen aus Bayrn erwehlet, hat des Marggraffen Legat auch dessen nahmen auff sein Pergament geschrieben vnd den andern vbergeben. Ist darauff am 17 tage Nouembris Hertzog Ludwig in Bayrn zu Keyser declariret worden. Weil aber Marggraff Woldemar lieber hette wollen zu Keyser haben Hertzog Friderichen aus Osterreich vnd vernommen, daß sein Legat nicht gentzlich nach seinem willen gethan, hat er ihn ins Gefengnis geworffen vnnd allda hungers sterben lassen. Man sagt, Marggraff Woldemar habe ihm einen Apffel lassen ins gesicht hengen, den er aber nicht hat erreichen können, habe auch lassen das gefengniß wol verschließen und bey leibßstraffe verboten, ihm nichts zu essen zu verschaffen, andern zum exempel vnd abschew, daß niemand seines herrn befehl vberschreiten solte.

13) Die Sage von dem falschen Woldemar.[2])

Wes wunderbarlicher Sache sich unter Otto, dem einunddreißigsten Erzbischoffe von Magdeburg zugetragen, ob sie wol einer Fabel mehr denn einer Geschichte ähnlich, mag ich doch an dieser Stelle mit Stillschweigen nicht übergehen, sonderlich weil wir fast dergl. Historias von Herzog Carle von Burgund (welcher Anno Christi 1477 gelebt vnd am Abend Trium Regum itzgenannten Jahres vor Nansen erschlagen worden) bey glaubwürdigen Scribenten lesen. So ists auch bey vielen noch unvergessen, wes Abentheur sich bey Querfurt vor wenig Jahren zugetragen, da sich ein Eisgrauer alter Mann aus einem Berge herausgemacht vnd bey männiglichem vorgeben dürffen, als daß er der verstorbene Keyser Fridrich wäre ꝛc.

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae, S. 125.

[2]) Nach Werner, Chronica des Stiffts Magdeburg, S. 76 ꝛc.

Es ist zu dieses Herrn Zeiten ein Man in der Marck Brandenburg hervor kommen, welcher sich vor einen Marggraffen zu Brandenburg außgegeben, und Woldemarum nennen lassen, ungeachtet daß Marggraff Woldemar zu dieser Zeit allbereit vor neun und zwantzig Jahren in Gott verschieden und in vieler Leute Gegenwart, die damals noch im Leben, im Kloster Corin, cistercienser Ordens, war begraben worden.

Dieser weil er dem abgestorbenen Woldemaro von Leibesgestalt vnd Angesicht durchaus ähnlich, hat er dadurch viel guter Leute hohes vnd niedriges Standes gleichsam verzaubert vnd geäffet. Denn da er hierüber zur Rede gesetzt worden, ob er denn Marggraff Woldemar wäre, so vor Jahren allbereit gestorben und begraben ꝛc., hat er beständiglich darauff geantwortet, daß ers ja sey, aber er sey damals weder gestorben noch begraben worden, sondern er hab sich kranck gestellet und habe einen andern an seine stell begraben lassen. Er sey aber mitlerweile willig in das Exilium gegangen und diese schwere Wallfahrt auff sich genommen. Da man ihn aber weiter gefraget: warumb er denn sein erbliches Fürstenthumb so eine geraume Zeit verlassen hätte? da hat er geantwortet: er hätte solches seines Gemahls halben gerne gethan, welche er im verbotenen Grad, und also viel zu nahe ins Geblüte gefreiet, damit er nun für diese Mißhandlung schuldige Buße wircken und seinem Gemahl an anderweiter Verheiratung keine Verhindernis zufügen möchte, habe er aus guter Vorbedachtung sich also von ihr abgesondert.

Auff solche und mehr dergleichen Anschläge ist erfolget, daß auch etliche von Fürsten, Graffen, auch viel vom Adel, und etliche erbare Städte ihn vor Marggraffen Woldemarum auffgenommen und erkennet haben, darunter auch dieser Erz-Bischoff Otto, die Hertzogen von Sachsen, die Hertzogen von Stettin und Sunde, auch die Fürsten von Anhalt, neben etliche Städten Berlin, Brandenburg, Stendal und andere gewesen seyn, welchen doch ein gut Theil baldt wiederumb von ihm abgelassen haben. Ja auch Kaiser Carolus Quartus selbst hat ihme im Reichstagen und andern Versammlungen den Sitz der Marggraffen zu Brandenburg willig eingeräumet. Nachdem er nun neun Jahr lang in solcher reputation gesessen, ist er gestorben und zu Dessaw in einer Capelle vor Marggraff Woldemarum honorifice begraben worden.

14) Der zerbrochne Ring.[1])

Einst als die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich des Dritten, aus dem Hause Hessen, auf ihrem Lustschloß, unweit Berlin, dem Sterben nahe war, da hat ihr der geliebte Fürst, klagend vor ihrem Todbette stehend geloben sollen, nie eine andere Gattin zu nehmen, sondern unvermählt zu bleiben bis an sein Ende. Solches hat ihr der Kurfürst versprochen, dann ist sie fröhlich in dem Herrn entschlafen. Als es nun gekommen, daß der Kurfürst wieder eine Gemalin sich auserwählt, da ist der schöne goldige Ring, den er am vorigen Verlobetag empfangen und worauf sich zeigten zwei in einander geschlossene Hände, plötzlich mitten von einander gebrochen. Dieser Ring findet sich noch heutigen Tages.

[1]) Lothar, Volkssagen und Märchen. Leipzig 1820. in 8. S. 91.

15) Das Unwetter und Churfürst Joachim I.[1]

Vor anderm ist merkwürdig, was sich Anno 1525 zu Berlin den 15. Juli mit Churfürst Joachimo begeben. Diesem hatte ein Astronomus feierlich gewarnet, daß an demselben tag ein groß Wetter würde kommen, und wäre zu besorgen, beide Stäte Berlin und Kölln möchten untergehen. Ist also mit seiner Gemahlin, der jungen Herrschafft und vornemsten Bedienten auf den Tempelhofischen berg gezogen, um die begebenheit der beiden Stäte abzuwarten. Als er aber sich lange da aufgehalten, und nichts daraus worden, hat ihn seine Gemahlin, wie sie denn eine sehr gottesfürchtige und christliche Fürstin gewesen, gebeten, daß er möchte wieder hineinziehen, und bei seinen armen Unterthanen auswarten, was Gott thun wollte, weil sie es vielleicht nicht allein verschuldet, darüber er bewogen, und um 4 Uhr gegen abend wieder gen Kölln gefahren. Ehe er aber an das Schloß gelanget, hat sich ein Wetter bewiesen, und wie er unter das Schloßthor gekommen, dem Churfürsten 4 pferde vor dem wagen samt dem Kutscher erschlagen, sonst keinen schaden mehr gethan.

16) Die Vision des Churfürsten Joachim II.[2]

Churfürst Joachim jagte einst in der Haide bei Köpenik (nach Andern war es aber Joachim I. im Jahre 1533, und zwar in der Heide bei Liebenwalde), da kam ihm ein überaus großer wilder Keuler in den Weg, der Churfürst wollte ihn absangen und stieß ihm sein Fangeisen in den Rachen. Da fuhr eine große Flamme dem Thiere aus dem Halse, so daß der Heft des Fangeisens abbrannte, der Churfürst aber dadurch ins Bloße gestellt, jedoch von seinen Bedienten gerettet ward. Anderthalb Jahre darauf war der Churfürst todt. Von dieser Begebenheit hat man vorgegeben, daß sie in einer Tapete auf dem Schlosse zu Köpenik eingewirket und abgebildet stehe. Allein diese Tapete stellet kein Schwein, sondern einen geflügelten im Wasser stehenden Hirsch, und ohnweit auf dem Lande eine knieend betende Person vor, welcher der Churfürst sein soll, der 1570 auf dem Kopfe eines Hirsches etliche Mahl ein Crucifix soll wahrgenommen haben und bald darnach gestorben sein (den 3. Januar 1571). Der Hirsch soll nach der Zeit sich nicht wieder haben sehen lassen.

17) Bärens' Kirchhof bei Grimnitz.[3]

In der Mittelmark liegt das alte von den Anhaltischen Marggraffen gebaute Jagdschloß Grimnitz an dem Werbeliner See. Hier sollte einst eine Schweinejagd abgehalten werden, und drei Tage vorher der damalige Heidereuter, Namens Bärens, die Schweine zu körnen und zu beobachten sich auf den Boden begeben, den der Churfürst stellen lassen, dieser nach 12 Uhr des Nachts eine Stimme gehöret aus einem nahebei gelegenen Bruche, welche gefraget: ist der Stumpfschwanz da? und auch geantwortet: der soll dem Heidereuter Bärens das Leben nehmen. Welche Stimme er die folgende Nacht

[1] Nach Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Berlin 1751. in Fol. Th. III. S. 509.
[2] Nach Bekmann, Th. III. S. 781.
[3] Nach Bekmann, Th. III. S. 782.

wieder gehöret und dem Churfürsten erzählet, dabei aber vermuthet habe, daß es Hofbedienten wären, welche ihn suchten furchtsam zu machen. Der Churfürst aber habe ihm befohlen, Niemandem etwas zu sagen, auch die folgende Nacht zu Hause zu bleiben, und des Churfürsten Büchsenspänner habe auf gedachtem Boden sitzen und körnen müssen, welcher eben die Stimme gehöret. Da nun die folgende Nacht der Boden zugemacht und die Jagd des folgenden Tages gehalten worden, habe der Heidereuter müssen zu Hause bleiben, sey aber nach geendigter Jagd doch hingeritten und wirklich eines Stumpfschwanzes unter den getödteten Sauen gewahr worden, und da solcher aufgeladen, hinzugegangen und gesagt: Du sollst mir das Leben nehmen und bist eher todt als ich? Inzwischen hinzugetreten, um das Schwein so lange zu halten, bis die Bauern die andere Leiter vom Wagen vorgeschoben, daß es nicht herunterfallen sollte, binnen welcher Zeit aber des Schweins oder Stumpfschwanzes Kopf heruntergefallen und dem Heidereuter mit dem Gewehr den Leib aufgeschlagen, woran er auch bald gestorben. Man weiß von dieser Begebenheit weder Zeit noch andere Umstände anzugeben und beruft sich lediglich auf die Tradition und auf einen mit Steinen rund herum besetzten Platz, welcher bis diese Stunde Bärens' Kirchhof genennet werde.

18) Der Miggelberg bei Köpenick.[1])

Der Miggelsee in der Mittelmark liegt vor dem Städtchen Köpenick zwei Meilen oberwärts Berlin und ist von der Miggelbude bis Ransdorf eine halbe Meile ohngefähr lang. Die Spree fließt mitten durch, so daß man sie gleich wie einen breiten Fahrweg von dem andern Wasser unterscheiden kann. Von diesem See hat auch die daran gelegene und aus vielen Hügeln von verschiedener und zum Theil gar merkwürdiger Höhe zusammengesetzte bergige Höhe den Namen des Miggelberges, so mit vielen schlanken Eichen und Fichten besetzt ist. Man ziehet auch von einem gewissen Stein, so daselbst auf einem etwas niedrigen Hügel liegt und 7 Fuß ohngefähr lang und 6 Fuß breit und weißlich von Farbe ist, allerhand Zeitungen von einem darunter verborgenen Schatz, welches zwar keinen Grund hat, dieses aber wohl sein kann, daß einiges Metall darin verborgen, weil er aus vielem Kieß und dergleichen scheint zusammengesetzt zu seyn, die Stücken auch in Vergleich mit andern Steinen gleicher Größe ziemlich schwer sein. Ingleichen erzählet man, daß sich vor diesem eine ansehnliche Jungfrau daselbst sehen lasse, welche vorgegeben, verwünscht zu sein und um davon befreiet zu sein, verlanget hätte, um die Kirche zu Köpenick herum getragen zu werden, so aber nicht gelingen wollen, nicht viel anders als man in den Geschichten der Melusine von dem König Hermann in Norwegen und seinen Töchtern liest. Endlich wird auch vorgegeben, daß man zu Zeiten ein Getöse von Jagdhörnern und Gebelle von Hunden daselbst gehöret. Am Fuß des Miggelberges liegt der Teufelssee, den Ursprung des Namens weiß man nicht, ist aber kein Zweifel, daß wie es hier an allerhand Erzählungen von Jagdgespenstern nicht mangelt, eine solche Gespenstergeschichte den Anlaß gegeben. Welche Bewandniß es mit mehren Teufelsseen der Mark Brandenburg haben

[1]) Nach Belmann Th. IV. S. 1098.

mag, als mit dem Teufelssee zwischen Kolminchen und Petersdorf, mit dem Teufelssee bei Beliß, dem Teufelssee in der Kunersdorfischen Haide, dem Teufelssee bei Bötzow in der Nähe von Spandau, und dem Teufelssee bei Dobbriskau im Amte Zinna.

19) Ein Schreiber wegen eines Scherzes zu Berlin geköpft.[1])

Im Jahre 1364 haben die Bürger zum Berlin des Erzbischoffs von Magdeburg Theodorici Schreiber, so damals den Hertzogen von Sachsen war nachgezogen und zum Berlin an gedachtes Fürsten Tisch gesessen, durch die Stadtdiener, denen sonst auch ein ander großer Hauff zugeordnet worden, gegriffen, also bald auff den Marckt geführet und ihm den Kopf abschlagen lassen. Die Vrsach soll diese gewesen sein, daß er für wenig tagen, als er hatte wollen inß bad gehen, mit einer erbarn Frawen, so ihm wol bekand gewesen, sprach gehalten vnd sie in schertzweise genöthiget hatte, daß sie mit ihm zum bade gehen solte. Ich meine ja (spricht Krantzius lib. IX. Saxoniae c. 35) das sey eine schöne vrsach gewesen, einem das leben darumb zu nehmen. Doch haben sie solchen muthwillen mit leiblichen und geistlichen straffen genugsam müssen büßen.

20) Der Teufel dreht einem Juden zu Berlin den Hals um.[2])

Dienstags nach Ostern des Jahres 1548 ward Michael Jüde, der Juden Rabbi zu Frankfurt an der Oder von etlichen Magdeburgischen Reutern gefangen. Vnnd wiewol sich die Magdeburgischen theileten vnd ihrer fünff sich mit dem gefangenen gen Torgaw wanten, der meynung, denselben sicherer allda zur Elbe werts nach Magdeburg zu bringen, wurden sie doch in einem Dorffe beym Sagan sampt den Juden angegriffen, vnnd zu Torgaw auff den siebenzehenden tag deß Maymonats mit dem Schwerdte hingerichtet. Bald dieselbe Nacht hernach, als die Magdeburgischen Reuter zu Torgaw gerichtet waren, starb der Jüde zum Berlin geheliges Todes vnnd ward des Morgens todt im Bette gefunden, da er doch den Abend zuvor frisch vnd gesund zu Bette gangen war. Zu mercken aber ist, daß Jobus Fincelius im andern Buch der wunderzeichen davon schreibt, daß Michael Jüde bey etlichen der andern Jüden auff ein Panketh vnd frewdenfest gewesen, vnd nachdem er mit jhnen Chrystum vnd Mariam die hochgelobte Junkfraw vnd Gottesgebererin auffs grewlichste gelestert, sich auch daneben gerühmt, wie er wider der Christen Gott gesieget, habe er wollen eine Treppen hinabgehen vnd sey vom Teuffel hinuntergestürtzt vnd in Sünden dahingestorben.

21) Die Hagelmacherinnen zu Berlin.[3])

Im Jahre 1563 wurden zum Berlin zwo Zauberinnen gefangen, welche sich vnterstanden, Hagel vnnd Vngewitter zu verderbungen der Früchte auff dem Lande zu machen. Diese zäuberischen Weiber bekandten, daß sie einem andern Weibe aus der Nachbarschafft ein klein Kindlein gestolen, dasselbe zerstücket vnd auch letztlich haben kochen wollen. Aber Gott der Allmächtige vnd

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 159.
[2]) S. Angelus S. 345.
[3]) Nach Angelus, Annales Marchiae. S. 551.

allwissende habe es also geschickt, daß des Kindes Mutter dazu kommen und deß Kindes glieder im topffe gesehen ꝛc. Sie bekandten auch, wenn diese jhre kochung deß kindleins war volbracht worden, solten alle Früchte auff dem Lande durch Vngewitter sein verderbet worden. Aber wie sie gedienet, also wurden sie auch wie billig gelohnet.

22) Die gespenstigen Mäher bei Berlin.[1])

In der Erndten, da man den Hafer pflegt abzuhawen, trug sich diese warhafftige geschicht in der Marck nicht weit von Berlin zu, wie folget. Es wurden plötzlich viel Manßpersonen auff dem Felde gesehen, erstlich funffzehen, darnach zwölffe. Vnd waren die letzten zwölffe viel greßlicher vnnd abschewlicher gestalt, denn die ersten funffzehen. Denn sie waren ohne Häupter, da doch die andern alle Häupter hatten. Diese sieben vnd zwantzig Männer hieben mit ihren Sensen mit aller Gewalt in den Hafer, daß mans hörete rauschen vnd blieb doch gleichwohl der Hafer stets stehen. Da solch geschrey gen Hofe kam, ging viel Hofgesindes, auch von Bürgern hinaus, solches zu sehen, welche es dann also befunden. Als aber die Männer gefraget wurden, wer sie weren, woher sie gekommen vnd was sie machten, antworteten sie nichts, sondern hieben immer fort in den Hafer. Vnd als die Leute bißweilen nahe hinzu traten, vnnd sie angreiffen wolten, entwuscheten sie jhnen, lieffen geschwinde hinweg vnd hieben nichts desto weniger vnter dem lauffen in den Hafer. Da nun die Leute wieder in die Stadt kamen, wurden sie von den andern gefraget, wofür sie diese Männer ansehen. Darauff gaben sie jhnen die antwort, daß sie dieselben für böse Geister ansehen, weil sie so schnell hätten können lauffen, vnd so greßlich vnd vnmenschlich außgesehen hetten. Derwegen ließ auch der Durchlauchtigste Hochgeborne Fürst vnd Herr, Herr Joachim der ander, Churfürst vnd Marggraff zu Brandenburg ꝛc., die fürnembsten Prediger in der Marck versamlen, von jhnen zu erfahren, was durch solches Gesichte bedeutet würde. Aber man hielt es dafür, daß dadurch Göttliche straffe der Pestilentz angezeiget solte werden.

23) Die Kohlhaasen-Brücke.[2])

Kohlhaasen-Brücke, eine kleine über die in den Gräbnitzsee fallende Bach oder Tolle gehende Brücke, hat ihren Namen von Hans Kohlhaas, einem angesehenen Bürger aus Kölln-Berlin, der besonders mit Vieh und Pferden handelte. Da ihm um 1530 bei seinem Handelsstreit über Pferde mit einem sächsischen Edelmann der Churfürst von Sachsen seiner Meinung nach nicht Recht hatte widerfahren lassen, so entsagte er, nach damaligem Gebrauch, dem Churfürsten durch einen Fehdebrief und griff die sächsischen Unterthanen an, nahm sonderlich einen Seidenkrämer Georg Reiche gefangen und hielt ihn fest in seinem Hause an der krummen Spree, auf dem köpenickschen Werder. Er machte sich so furchtbar, daß der Churfürst von Sachsen zu Jüterbogk einen Tag ansetzte und seine Räthe dahin absandte, um sich mit Kohlhaas zu vertragen, der auf diesen Tag mit zwanzig Pferden erschien und den Vertrag schloß. Da aber die Sachsen denselben, wie er sagte, nicht

[1]) Nach Angelus S. 357.
[2]) Nach Lothar, Volkssagen S. 58. Anders bei B. Reinhard, Sagen aus Potsdam's Vorzeit S. 105 ꝛc.

hielten, so entsagte er dem Churfürsten aufs neue und obgleich Doctor Luther an Kohlhaas schrieb, ihn abzumahnen, so that er den Sachsen vielen Schaden, plünderte viele Dörfer an der Grenze und verbrannte das Städtchen Zahne im Churkreise. Der Churfürst von Brandenburg, Joachim II., und der Erzbischof von Magdeburg gaben ihm hierbei Schutz und sicheres Geleite. Endlich brachte es der Churfürst von Sachsen dahin, daß dieser aufgehoben wurde. Dafür beraubte nun Kohlhaas den brandenburgischen Factor Konrad Drazigen der Silberkuchen, die er im Mannsfelde und Stolbergischen für den Churfürsten gekauft hatte, nicht um dies Silber zu behalten, sondern seinen Landesherrn zu zwingen, ihm wieder Schutz zu geben. Er versenkte es daher unter der Brücke, die seitdem seinen Namen erhalten hat, in die Bach. Der darüber äußerst entrüstete Churfürst befahl Meister Hannsen, dem Scharfrichter, einem ausbündigen Schwarzkünstler, Kohlhaas mit seiner Gesellschaft nach Berlin zu zaubern. Kohlhaas ließ sich wirklich in Berlin betreten und ward auf dem Nicolaikirchhof beim Küster gefangen genommen.

Am Montage nach Palmarum 1540 ward ein Gerichtstag angesetzt, wo ihn der Churfürst durch seinen Anwalt anklagte, und Kohlhaas sich drei Stunden lang mit großer Beredtsamkeit und allgemeinem Beifall vertheidigte. Weil aber der Churfürst sehr erbittert war, ward Kohlhaas zum Rade verdammt. Der Körper blutete viele Tage, welches man damals für ein Zeichen der Unschuld hielt, und den Churfürsten soll nachher das Urtheil sehr gereuet haben.

24) Die drei Linden zu Berlin und die Herren von der Linde.

Auf dem heiligen Geist-Kirchhof zu Berlin standen bis ins 17te Jahrhundert drei große Linden, der Brüder Linden genannt, welche sich über den Kirchhof verbreiteten; unter ihnen wurde oftmals Gottesdienst gehalten. Dieselben hatten folgende Geschichte.[1])

Am Schlusse des 16ten Jahrhunderts unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg lebten zu Berlin drei Brüder, Bruno, Michael und Gotthold mit Namen. Dieselben liebten sich, wie selten zu geschehen pflegt, wirklich als Brüder und lebten zusammen in ungestörter Liebe und Eintracht, ohne daß eine Leidenschaft des einen oder des andern diesem Liebesbunde Eintrag gethan hätte. Da trug es sich zu, daß Gotthold, der jüngste derselben, im Hause seines Onkels die Tochter Meister Rapposi's, des ersten Kapellmeisters des Churfürsten, eines Italieners, kennen lernte und sich also in sie verliebte, daß er keine Ruhe hatte, wenn er sie nicht gesehen hatte, was sehr leicht war, da ihr Vater im Hause seines Onkels wohnte. Bald gelang es ihm auch, die Gegenliebe der schönen Italienerin zu erlangen und er beschloß nun, seine Brüder von seinem Glück in Kenntniß zu setzen und ihren Rath einzuholen, wie er es einrichten solle, die Einwilligung ihres stolzen Vaters zur Verheirathung mit seiner Geliebten zu erlangen. Diese beschlossen nun, es solle der ältere Bruder Bruno, der zufällig ein tüchtiger Geiger war und vom Churfürsten die Aufforderung erhalten, einmal in einem Hofconcerte vor

[1]) Nach Al. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Berlin 1831. Th. I. S. 1—24. W. Ziehnert, Preußische Volkssagen. Leipzig. o. J. Th. I. S. 173 sq. und der kürzern Darstellung bei Lothar, Volkssagen S. 93. Sehr romantisirt bei Alfr. Oldenbach, Auswahl der schönsten Preußischen Volkssagen. Berlin 1840 in 12. S. 1—41.

ihm zu spielen, bei dem stolzen Italiener für seinen Bruder den Freiwerber machen. Dies geschah auch, denn als Bruno mit solchem Beifall gespielt, daß ihn der Kurfürst auf frischer That zu seinem zweiten Kapellmeister ernannte, glaubte er, der Zeitpunkt sey zu seinem Vorhaben vorzüglich günstig, weil Rapposi wohl seinem Collegen die erste Bitte nicht abschlagen werde, wandte sich daher an ihn und brachte seine Werbung vor. Allein es kam anders, als er gedacht, der Italiener, neidisch auf den Beifall, den Bruno davon getragen, und ärgerlich, daß er an demselben einen Nebenbuhler bekommen, schlug es ihm rund ab und wußte es so einzurichten, daß seiner Tochter aller Verkehr mit ihrem Geliebten abgeschnitten ward.

Da begab es sich, daß im April des Jahres 1585 eine Kindesmörderin auf der Langenbrücke gesäckt werden sollte: ganz Berlin strömte zu diesem Schauspiele, natürlich auch der Italiener Rapposi, und es fügte sich, daß in dem Gedränge derselbe neben jene drei ihm wohl bekannten Brüder zu stehen kam. Auf einmal erscholl ein lautes Geschrei, der Italiener stürzte nieder und indem er auf ein in seiner Brust bis an's Heft steckendes Messer und die neben ihm stehenden Brüder zeigte, gab er seinen Geist auf. Niemand zweifelte, daß einer derselben den Mord begangen habe, aber wer es gewesen, ob Bruno oder Gotthold, darüber sollte erst ein Verhör derselben entscheiden. Zuerst ward also Bruno, auf den als den dem Ermordeten zunächst Gestandenen der meiste Verdacht fiel, befragt, ob er der Thäter sey, derselbe aber verneinte nicht blos entschieden die That, sondern leugnete auch, daß er wisse oder gesehen habe, von wem sie begangen sey. Gleichwohl ward derselbe, da der Schein wider ihn war, zum Tode verurtheilt. Da beschlossen seine zwei Brüder, jeder für sich, ohne den andern in Kenntniß zu setzen, sich für ihren Bruno dem Tode zu weihen, sie begaben sich vor Gericht und erklärten, nicht Bruno habe den Mord verübt, sondern sie. Kaum hatte aber Bruno gehört, wie jeder seiner zwei Brüder dem Gericht gegenüber sich als den Thäter ausgebe, da erklärte er selbst, er habe nur aus Furcht vor der Strafe vorher sein Verbrechen in Abrede gestellt, er selbst sey der wahre Mörder, nicht seine Brüder. Nun kamen aber die Richter in Verlegenheit, einer mußte den Mord begangen haben, aber drei verschiedene Personen nannten sich als Urheber desselben; sie wandten sich also, um nicht einen Unschuldigen zu strafen, an den Kurfürsten und baten um seine Entscheidung. Derselbe befahl aber, die Entscheidung Gott dem gerechten Richter zu überlassen. Er befahl, drei gesunde Lindenbäumchen sollten von den drei Brüdern verkehrt, die Wurzeln nach oben, auf dem heiligen Geist-Kirchhofe in die Erde gepflanzt werden; welches Bäumchen nun nicht Wurzel schlagen und grünen werde, dessen Pflanzer sollte als von Gott verurtheilt für den Mörder geachtet und hingerichtet werden. Und so geschah es auch; in feierlicher Procession, begleitet von allen Geistlichen Berlins, dem Gerichtshofe und vielen Berliner Bürgern, wurden die drei Brüder auf den Kirchhof geführt; nachdem alle gebetet hatten, und fromme Lieder gesungen worden waren, pflanzte jeder der drei Brüder sein Bäumchen und ging dann frei nach Hause. Allein seht, was geschah, keines der Bäumchen ging ein, die gepflanzten Linden schlugen sämmtlich aus dem obersten Ende des Stammes kräftige Wurzeln in die Erde, die eigentlichen Wurzeln verwandelten sich in Kurzem in blätterreiche Zweige, so daß die Bäume statt in die Höhe, gar üppig in die Breite wuchsen.

Als somit der allmächtige Gott selbst das Urtheil gesprochen, wagte Niemand mehr, an der Unschuld der drei Brüder zu zweifeln, sie wurden ganz freigesprochen. Gotthold heirathete die Tochter des Italieners, der Kurfürst aber erhob die drei Brüder, um ihnen auch seinerseits eine Anerkennung für ihre gegenseitige Aufopferung zu Theil werden zu lassen, unter dem Namen der Herren von den Linden in den Adelstand und setzte die Linden in ihr Wappen, welches man vor nicht gar langer Zeit in der heiligen Geist-Kirche sehen konnte; die Linden aber wuchsen so frisch heran, daß sie bald den ganzen Kirchhof überschatteten und im Jahre 1623 mit Stützen versehen werden mußten. Später sind sie jedoch eingegangen. Wer der wahre Mörder gewesen, ist nie an den Tag gekommen, man vermuthet aber, der Italiener habe sich selbst den Tod gegeben, um seinen verhaßten Nebenbuhler Bruno so am besten stürzen zu können.

25) Die drei Blutstropfen zu Berlin.[1])

Auf der Lindenstraße zu Berlin hat im 17. Jahrhundert ein Brauhaus gestanden, das wegen des daselbst gebrauten und ausgeschenkten Bieres eines großen Zuspruchs genoß, obgleich der Besitzer desselben, ein gewisser Wolff (?) sich nicht des besten Rufes erfreute und sowohl als Familienvater wie als Staatsbürger durchaus nicht seine Schuldigkeit that. Derselbe hatte nun aber eine Baierin, die Tochter seines ehemaligen Lehrherrn, der aber verarmt war, als Schenkmädchen in sein Haus aufgenommen, allein wie dieselbe durch ihre Schönheit und liebreizendes Wesen der Gäste immer mehrere in das Brauhaus zog, so gewann sie auch wider ihren Willen leider gar bald die Zuneigung ihres Herrn, der ohne an die Pflichten zu denken, die er als verheiratheter Mann und Vater gegen seine Familie zu erfüllen hatte, gar bald dem Mädchen seine Leidenschaft bekannte, aber auch von derselben entschieden zurückgewiesen ward. Wie dies aber bei allen Wüstlingen, namentlich wenn sie schon in reifern Jahren stehen, zu geschehen pflegt, Widerstand gegen ihre Lüste giebt ihrer Leidenschaft stets neue Nahrung, statt dieselbe abzukühlen, und so war es auch hier. Der Brauherr drang eines Abends in die Kammer des Mädchens und versuchte sie erst durch Versprechungen und schöne Worte zu seinem Willen zu bringen, und als dies nicht gelang, ging er zu Drohungen und Gewaltthätigkeiten über, allein das resolute Mädchen entriß sich seinen Armen, erreichte das zufällig offen stehende Fenster und sprang durch dieses auf den Hof hinab, von wo aus es ihr gelang, die auf die Straße führende Thüre zu öffnen und zu einer Freundin zu flüchten. Der durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen in Wuth versetzte Brauherr eilte zuerst in den Hof hinab, um zu sehen, was aus dem Mädchen geworden sey, allein er fand denselben leer und die auf die Straße führende Thür offen, was ihm natürlich sofort klar machte, was aus dem Mädchen geworden sey. Verletzt konnte sie sich bei ihrem Sprung auch nicht haben, denn er erblickte nur 3 kleine Blutstropfen auf den weißen Fliesen, womit der Hof gepflastert war.

Der Brauherr beschloß nun, sich an dem Mädchen für die ihm nach seiner Ansicht angethane Beschimpfung bitter zu rächen; er rief am andern

---

[1]) Nach Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Bd. II. S. 1—20, metrisch behandelt von W. Ziehnert, Preußische Volkssagen. Bd. I. S. 1—12.

Morgen seine Leute zusammen und erklärte, in der vergangenen Nacht sey sein Geldkasten erbrochen und bestohlen worden. Die Lage der Sache war so, daß nur ein Bekannter der Thäter sein konnte; die Kammer des Schenkmädchens war leer, man fand unter ihren Sachen verschiedene Goldstücke, die freilich der Brauherr selbst im Laufe der übrigen Nacht hinein versteckt hatte, brachte natürlich ihre Abwesenheit mit dem Diebstahl in Verbindung und so konnte es nicht fehlen, daß auch das Gericht sich durch den Schein täuschen ließ und ihre Verhaftung verfügte. Es hielt natürlich nicht schwer, die Unschuldige aufzufinden; dieselbe leugnete freilich Alles und erzählte, sie sey zwar des Nachts durch ihr Kammerfenster entsprungen, allein nicht um den Raub in Sicherheit zu bringen, sondern einzig um ihre Person den Nachstellungen ihres Brotherrn zu entziehen. Zwar sprachen die drei Blutstropfen, die sich nicht hatten wegschaffen lassen, für den einen Theil ihrer Aussage, allein gerade die Hauptsache, der Grund ihrer Flucht blieb unbewiesen, denn ihr Herr leugnete Alles hartnäckig und da er früher bei seinen Liebesbewerbungen stets wohlweislich Zeugen zu vermeiden gewußt hatte, konnte sie nicht einmal Jemanden namhaft machen, der ihre Beschuldigungen gegen den Brauherrn auch nur im Entferntesten bestätigt hätte. Das Gericht ging von dem Grundsatze aus, sie habe diese Geschichte nur erfunden, um ihren Diebstahl zu bemänteln, und verurtheilte sie nach der damaligen Strenge des Gesetzes zum Tode, welchen sie auch standhaft erlitt, nachdem sie noch vorher aufs heiligste ihre Unschuld betheuert und versichert hatte, ihr Blut werde nach ihrem Tode über ihren Ankläger kommen.

Nun ließ aber das Gewissen dem Brauherrn keine Ruhe, zumal da auch viele Bürger laut an der Gerechtigkeit des gefällten Urtheils zweifelten; er beschloß also, die Fliesen, aus denen sich die drei Flecken nicht vertilgen ließen, ganz wegnehmen zu lassen, theils um dem Gerede ein Ende zu machen, theils um nicht länger durch den Anblick derselben an sein Verbrechen erinnert zu werden. Allein kaum war dies geschehen, so entstand ein Volksauflauf vor seinem Hause, denn siehe da, jene drei Blutstropfen zeigten sich auf einmal auf der weißen Vorderwand desselben, so daß sie ein Jeder von der Straße aus sehen konnte. Die Volksstimme erklärte dies für das Gericht Gottes wegen des unschuldig vergossenen Blutes, und wahrscheinlich wäre es dem Hause und seinem Besitzer schlecht gegangen, hätte sich nicht die Behörde eingemischt und die drohenden Volkshaufen entfernen lassen. Wolff aber wagte sich nicht mehr auf die Straße, er stellte sich krank, um sein Zimmer nicht verlassen zu dürfen, allein die Strafe des Himmels ereilte ihn früher, als die irdische Gerechtigkeit Hand an ihn legen konnte, seine Gewissensbisse ließen ihm nicht eher Ruhe, bis ihn Wahnsinn aus Furcht vor der Strafe ergriff, er mußte bewacht werden, und doch wußte er eines Nachts seinen Wächtern zu entschlüpfen, stieg durch das Fenster auf einen am Hause befindlichen Vorsprung, über welchem man die Blutflecken bemerkte, und begann unter fürchterlichem Geheul die drei Blutflecke abzukratzen, welche jedoch nicht schwinden wollten. Ein vorüber gehender Nachtwächter, der ihn erkannte, rief ihn beim Namen, er erschrack aber so sehr darüber, daß er das Gleichgewicht verlor, auf das Steinpflaster herabstürzte und nach wenig Augenblicken seine schwarze Seele aushauchte. Wie sehr sich auch seine Erben bemühten, die Blutflecke am Hause zu vertilgen, es war umsonst, so oft dasselbe neu an-

gestrichen wurde, die drei Blutstropfen wurden nach einiger Zeit immer wieder sichtbar, bis endlich das Denkmal der Blutschuld mit dem Hause verschwand, das ein Nachkomme Wolff's wegreißen ließ.

26) Der Stock als Verräther.[1])

In Berlin hat einst ein reicher Bäcker gelebt, der aber sein Geschäft aufgegeben hatte und mit dem gesparten Gelde Wuchergeschäfte trieb. Zuletzt gingen aber dieselben nicht mehr so recht, weil er gar zu hohe Zinsen nahm und wer einmal in seine Hände fiel, sicher nicht zum zweiten Mal zu ihm borgen kam. Er beschloß, auf andere Weise Geld zu verdienen, selbst als Borger aufzutreten und alle, die ihm vertrauten, um ihr Geld zu bringen. Zuerst ging er also zu seinem frühern Gesellen und jetzigen Nachfolger im Geschäft, welches er an ihn verkauft hatte, und bat ihn, er möge ihm doch auf drei Tage mit 50 Ducaten aushelfen, da er sich gerade selbst ausgegeben und eine bedeutende Zahlung zu machen habe. Sein früherer Geselle hatte auch kein Arg, er wußte, daß sein früherer Meister selbst Geld vollauf habe und ihm ein sicherer Schuldner sey; er gab ihm also die verlangten 50 Ducaten sofort, ohne einen Schuldschein zu verlangen. Jener aber lachte sich ins Fäustchen und nahm sich vor, seinem vertrauensvollen Geschäftsnachfolger auch nicht einen Heller wiederzugeben. Es vergingen also drei Tage und kein Schuldner ließ sich bei dem Darleiher sehen; derselbe wartete geduldig noch ganze acht Tage, als dann sein alter Meister immer noch nicht erschien, da ging er zu ihm und bat sich sein Geld aus. Allein wie ward ihm, als jener zwar nicht in Abrede stellte, die 50 Ducaten geliehen zu haben, aber hoch und theuer versicherte, sie ihm am bestimmten Tage wiedergebracht zu haben. Vergebens stellte er seinem früheren Meister vor, daß er sich irre und ihm seine Schuld nicht bezahlt habe; derselbe ward grob und beschuldigte ihn geradezu, er wolle das Geld zweimal bezahlt haben und ihn betrügen, nicht er ihn. Gleichwohl ließ der junge Bäcker sich dadurch nicht irre machen, sondern ging hin vor Gericht und brachte seine Sache an. Nun wurden aber zu der Zeit, wo dies geschehen ist, noch nicht so lange Prozesse geführt, als dies jetzt der Fall ist, sondern die Händel zwischen Kläger und Beklagten wurden einfach nach mündlicher Verhandlung beider Theile durch den Richter geschlichtet. Es wurde also dem alten Wucherer ein Tag anberaumt, wo er vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten hatte. Wie vorher schon räumte er auch hier das Factum des Darleihens ein, behauptete aber, die geliehene Summe zu rechter Zeit zurückgegeben zu haben und erbot sich, die Wahrheit seiner Aussage eidlich erhärten zu wollen. Sein Gegner nahm auch sein Anerbieten an, weil er glaubte, der Wucherer werde zuletzt doch wegen einer für ihn so geringfügigen Summe keinen Meineid schwören, allein er irrte sich; als der zum Schwur angesetzte Tag erschien, da war auch der alte Wucherer da und erbot sich, den von dem Richter formulirten Eid, daß er nämlich dem jungen Bäcker richtig und gewissenhaft die geliehenen 50 Stück Ducaten zurückgegeben habe, zu leisten. Er reichte seinem herzu getretenen Gegner seinen Hut und Stock mit den Worten hin: „Haltet doch Eurem alten Meister aus Gefälligkeit einen Augenblick sein spanisches Rohr“ und

[1]) Nach Cosmar Bd. I. S. 24 rc. und Ziehnert Bd. II. S. 93 rc.

sprach dann, nachdem derselbe, er wußte selbst nicht warum, seinen Wunsch erfüllt und Hut und Stock in seine Hände genommen hatte, ohne Bedenken die vorgeschriebene Eidesformel. Kaum hatte er dieselbe aber vollends ausgesprochen, so entstand unter den Anwesenden ein lautes Murren, weil Jedermann überzeugt war, daß eben ein Meineid geschworen worden sey. Als er jedoch natürlich von dem Richter freigesprochen und der junge Bäcker mit seiner Klage abgewiesen ward, da drängten sich Letzterer und seine Freunde hinter dem alten Wucherer her, und dieser, Mißhandlungen fürchtend, blieb auf der hölzernen Treppe vor der Thür der Rathsstube in dem alten Thurme des Berliner Rathhauses plötzlich stehen, indem er sein gewichtiges spanisches Rohr drohend gegen seine Verfolger aufhob und rief: Ihr sollt mich nicht ungestraft um meine Ehre und guten Ruf gebracht haben, denn wer selbst betrügen will, traut Andern dasselbe zu! Dies war aber doch dem jungen Bäcker und seinen Freunden zu arg, sie stürzten auf ihn los, um ihn wenigstens die Treppe hinunter zu werfen, allein der alte Wucherer hielt festen Stand und ließ seinen Stock wacker auf den Rücken und Köpfen seiner Widersacher tanzen. Da auf einmal, o Wunder! sprang der Stock bei einem gewaltigen Schlage mitten auseinander und eine Menge Goldstücke rollten aus dem Innern desselben die Treppenstufen hinab. Der alte Bösewicht hatte einen hohlen Stock gehabt, in denselben die 50 Ducaten gethan und beim Schwörungstermine buchstäblich die 50 Ducaten, ehe er schwur, dem Kläger in die Hand gegeben, also dem Wortlaut nach keinen Meineid geschworen. Allein das Volk war anderer Meinung über diesen jesuitischen Kunstgriff, es fehlte wenig, er wäre der allgemeinen Entrüstung auf der Stelle zum Opfer gefallen, wäre nicht sein Gegner selbst zu seiner Vertheidigung und Schutze aufgetreten. Das Gericht aber verurtheilte den meineidigen Wucherer nicht blos zu reichlicher Wiedererstattung, sondern auch Zeit seines Lebens eine seidne Schnur um den Hals zu tragen, welche die Stelle eines Stricks vertrat und nach der der Scharfrichter von Berlin jährlich einmal von Amtswegen sehen mußte, für welchen Dienst ihm aber der Bäcker jedesmal funfzig Gulden auszuzahlen hatte.

27) Das Kreuz auf dem Marienkirchhofe zu Berlin.[1])

Auf dem Marienkirchhofe zu Berlin befindet sich rechts vom Eingange unter dem Thurme der Kirche ein uraltes, ziemlich roh gearbeitetes steinernes Kreuz mit 6 Löchern (wahrscheinlich zum Anbringen eines Crucifixes bestimmt), welches aber früher an einer andern Stelle sich befand, nämlich da, wo im Jahre 1726 das Küsterhaus hingebaut worden ist. Nach der gewöhnlichen Annahme soll dasselbe nach der hier im Jahre 1335 geschehenen Ermordung der Probstes Nicolaus von Bernau errichtet worden sein. Derselbe war nämlich in der Marienkirche wegen einer Aufforderung Rudolphs von Sachsen mit einigen von der Gemeinde hart zusammengerathen und hatte, als dieselben sich nicht fügen wollten, mit dem Bann gedroht, allein dadurch waren dieselben noch mehr erbittert worden, sie drängten ihn aus der Kirche heraus

[1]) Nach Cosmar Bd. I. S. 43 ꝛc., wo eine Abbildung, die jedoch von der in der Illustrirten Zeitung 1858 S. 338 übertroffen wird. Metrisch ist die Sage behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 215 sq.

und vor der Thüre derselben ward der Unglückliche von dem wüthenden Pöbel zu Boden gerissen, mit Füßen getreten und hauchte bald unter den Streichen der Rasenden sein Leben aus. Der Bischoff von Brandenburg Johann III. that hierauf die Stadt in Bann und sein Nachfolger Stephan hob denselben nur erst 1347 wieder unter der Bedingung auf, daß die Gemeine an der Stelle, wo der Mord verübt worden, ein Kreuz errichten und eine ewige Lampe in einem Kapellchen unterhalten würde. Eine Spur von diesem Lichtgestifte war lange, nachdem das Kapellchen verschwunden war, noch vorhanden, denn das Haus in der Spandauer Straße Na. 76 wurde noch lange die Lampe genannt, und der Besitzer desselben, ein Schmied, hieß im Volksmunde der Lampenschmied. Die Sage erzählt jedoch über die Entstehung dieses Kreuzes ein anderes Märchen. Es soll nämlich der Teufel dereinst gefunden haben, daß seit der Erbauung der Marienkirche ihm viele Seelen entgangen seien und mancher Sünder, auf den er schon mit Sicherheit gerechnet, sich gebessert habe und von unserem Herrgott wieder zu Gnaden angenommen worden sey. Da beschloß er denn, den ersten Besten, den er an der Kirche erwischen könne, seinem Grimme zu opfern. Nun trug es sich zu, daß gerade ein Feiertag war und ein armer Musicant nach alter frommer Sitte hoch oben auf des Thurmes Zinnen einen frommen Choral in früher Morgenstunde blasen sollte, da packte ihn der Teufel beim Kragen und schleuderte ihn mit gewaltigem Ruck auf die Straße herab. Allein unser Herrgatt hatte Erbarmen mit dem armen Manne, es erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, der Wind versackte sich in den Falten des Mantels des Herabstürzenden und sa ward derselbe langsam aus der schwindelnden Höhe hinab auf die Erde getragen, und die Stelle, wa er gesund und mit ungebrochenen Gliedern ankam, wird durch das steinerne Kreuz bezeichnet. Andere erzählen freilich, der vom Teufel herabgeschleuderte Stadtmusicus (Hausmann) hätte an dieser Stelle wirklich seinen Geist aufgegeben, während wieder Andere berichten, beim Neubau des Thurmes sey einer der Bauleute vom Teufel herabgestürzt worden und sey an jener Stelle verstorben.

28) Die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen in Berlin.[1])

Im tausend fünfhundert dreiundfünfzigsten Jahre nach Christi Geburt, den neunten (etliche sagen den achten) Januarius erhab sich in Berlin ein starker Wind und warf Herzog Moritzens, des Churfürsten von Sachsen Bilde, welches auch inwendig im Schlosse war, den Kopf herab und that gleichwohl den andern Bildern keinen Schaden. Ist ohne Zweifel eine Anzeigung gewesen des zukünftigen Unglücks, welches Herzog Moritzen im Heumonat begegnet, wo er in der Schlacht bei Sievershausen bei dem Schlosse Pirna in Sachsen einen tödtlichen Schuß bekam, davon er am dritten Tage hernach in seinem 33sten Jahre verschieden ist.

29) Der Thürträger in der Wallstraße.[2])

Eins der ältesten Wahrzeichen der Stadt Berlin befindet sich am Hause No. 25 der Wallstraße. Es ist der sogenannte Thürträger und besteht in

[1]) Nach Angelus, Ann. March. S. 349.
[2]) Nach W. Cosmar a. a. O. Bd. I. S. 99, benutzt von W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 370. Poetisch bearbeitet von Ziehnert a. a. O. Bd. II. S. 1 sq.

einem Relief, auf welchem ein nackter, nur mit einem Schurze um die Hüften versehener kräftiger Mann dargestellt ist, welcher den Flügel eines Stadtthores mit gewaltigen Riegeln auf seinem Rücken von einer im Hintergrunde sichtbaren Stadt bergaufwärts zu tragen scheint. Nach der prosaischen Erklärung wäre dies weiter nichts als die Abbildung des Simson, der nach der Bibel (B. d. Richter XVI, 3) die Thorflügel der Stadt Gaza auf die Höhe von Hebron trug, und würde sich als eine Gedenktafel auf das früher gestandene Köpenicker Thor (dieses verschwand um 1735) beziehen, wie denn in demselben Hause, welches eben jetzt noch dieses Bildwerk trägt, die eisernen Haspen von dem abgetragenen Thore aufbewahrt werden sollen.

Die Sage selbst aber, wie sie noch im Munde des Volkes lebt, lautet freilich anders. Es lebte nämlich einst[1]) in der Stadt Berlin ein armer Schuhmacher, der aber sehr sparsam war und was er sich und seiner Familie am Munde abdarben konnte, hinlegte, um sich ein Lotterieloos kaufen zu können, weil er sich einmal fest eingebildet hatte, auf diesem Wege allein sey es ihm beschieden reich zu werden. Endlich hatte er auch das nöthige Geld beisammen, kaufte sich ein Loos, und als der Tag der Ziehung gekommen war, eilte er auf das altköllnische Rathhaus, wo dieselbe stattfand, um selbst anwesend zu sein, wenn sein Loos mit einem Gewinn herauskäme. Siehe da, seine Ahnung ging in Erfüllung, er hörte seine Nummer ausrufen und gleich darauf den höchsten Gewinn. Er eilte spornstreichs nach Hause, theils um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich die glückliche Nummer im Besitz habe, theils um sein Loos herbeizuholen. Allein nicht wenig erschrack er, als er dasselbe nicht mehr an seinem Orte fand, er schaute sich überall um, und wie ward ihm, als er dasselbe plötzlich an der Stubenthüre haftend erblickte. Eins seiner Kinder hatte sich in seiner Abwesenheit den Spaß gemacht, das Loos mit Schusterkleister an die Thüre zu kleben. Er versuchte es anfangs mit Wasser abzulösen, allein dies gelang ihm nicht, und da er sich nicht anders zu helfen wußte, so hing er die Thüre aus, nahm sie auf den Rücken und trug sie auf das Rathhaus, um sich so als Besitzer des Glückstreffers zu documentiren. Trotz der sonderbaren Form der Aufbewahrung des Looses erhielt er aber seinen Gewinn ausgezahlt, baute sich ein eigenes Haus und ließ sich selbst über der Thür desselben als der entschlossene Thürträger mit dem Loose, das der Beschauer aber freilich nicht sehen konnte, in Stein aushauen.

30) Der Neidkopf in der Heiligengeiststraße.[2])

An der Stelle des jetzigen stattlichen Gebäudes No. 38 der Heiligengeiststraße stand noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein kleines Häuschen, in dem ein Goldschmied, Namens Bergner, wohnte, der ein fleißiger, aber sehr armer Mann war. König Friedrich Wilhelm I., der es liebte, zu allen Tagesstunden, besonders aber Abends die Straßen Berlins zu durchwandeln und selbst aufs Recht zu sehen, namentlich aber die Faullenzer und Pflaster-

[1]) D. h. dies müßte nach 1740 gewesen sein, wo die erste Berliner Lotterie im Monat Juli gezogen ward, jedes Loos einen Thaler kostete und der größte von den 4028 Gewinnen ein Haus an Werth von 24,000 Thlr. war.

[2]) Nach Al. Cosmar Bd. I S. 14 (mit Abbildung), W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 14. und Ziehnert Bd. II. S. 223.

treter seiner Residenz kennen zu lernen, hatte nun auch zu wiederholten Malen den fleißigen Goldschmied bei seiner Arbeit noch spät am Abend sitzen sehen und trat zuletzt einst selbst in seine Werkstatt, um zu hören, wie es ihm gehe. Da schenkte ihm aber derselbe reinen Wein ein und sagte, daß er sich gar sehr zu würgen habe, wenn er mit Ehren durch die Welt kommen wollte, weil es ihm unmöglich sey, in Ermangelung eines Arbeitsfonds etwas aufs Lager anfertigen zu können, da die bestellten Arbeiten in der Regel nur wenig lohnten. Der König, der ein großer Freund fleißiger Bürger war, beschloß ihm zu helfen und bestellte sofort ein reiches Service bei ihm, hieß ihn auch des andern Tages das dazu nöthige Metall in der Hofschatzkammer, sowie auch in der Hofcasse einen Vorschuß auf die Arbeit selbst in Empfang nehmen. Nach einigen Tagen kam der König wieder und sah, wie der Meister in der bestellten Arbeit fortschritt, und da ihn die Unterhaltung mit demselben Vergnügen machte, so kam er immer wieder, setzte sich zu ihm und sprach mit ihm über seine Arbeit und andere Dinge. Dabei aber sah er, daß, während er bei dem am Fenster arbeitenden Meister saß, an dem Fenster des gegenüber stehenden Hauses zwei häßliche Frauenzimmer lehnten, welche mit hämischen Gesichtern auf den Goldschmied herüberlugten. Auf das Befragen des Königs, wer diese Personen seyen, erfuhr er, es seyen die Töchter eines reichen Goldschmieds, welche aus Aerger darüber, daß der König die niedere Wohnung des armen Bergner mit seiner Anwesenheit beehrte, dem fleißigen Manne Fratzen zu schneiden pflegten.

Als nach einiger Zeit die bestellte Arbeit fertig war und dem Könige vorgelegt ward, bezeigte derselbe nicht allein dem fleißigen Arbeiter seine Zufriedenheit, sondern befahl ihm auch, er möge sich sobald wie möglich eine andere Wohnung suchen, er sey gesonnen, ihm an dieser Stelle ein neues Haus aufführen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß der glückliche Goldschmied, so schnell er konnte, dem Befehle seines gnädigen Herrn gehorsamte; der König, der bekanntlich eine ungemeine Lust zum Bauen hatte, führte auch sein Versprechen aus, gab aber Befehl, zwischen der zweiten und dritten Etage in der Mitte des neuen Hauses in einer Nische ein die Zunge herausblöckendes Frauenbild in Hautrelief auf Stein gehauen anzubringen, damit die häßlichen Weiber stets ihr Ebenbild vor Augen hätten. Dieses Bild erhielt vom Volke den Beinamen der Neidkopf und ward eins der Wahrzeichen der Residenz. Bergner's letzte Arbeit für den König soll übrigens ein Goldservice gewesen sein, das noch 1807 im Gebrauche des Hofes war, und an dem auf Königs Befehl Bergner die Fratzengesichter jener zwei Frauenzimmer in den Verzierungen wiederholt hatte anbringen müssen.

31) Das Roß nebst der Frauengestalt am K. Schlosse in Berlin.[1])

An dem obersten Friese in der östlichen Ecke des innern großen Schloßhofes, wo Portal 5 in denselben einmündet, befindet sich ein Hautrelief, welches eine sitzende weibliche Figur darstellt, die ein zu ihrer Größe verhältnißmäßig sehr kleines unbezügeltes Roß, das eben steigen will, zu besänftigen sucht. Daneben sieht man ein zweites Relief, welches höchst wahrscheinlich als Pendant eine weibliche Figur mit einem Löwen zeigt, während

[1]) S. W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. S. 30.

die benachbarten zwei Felder noch ihrer Bestimmung, zwei andere allegorische verwandte Bildwerke aufzunehmen, harren. An diese Bilder hat zwar der Volksmund ebenfalls verschiedene Sagen, darunter eine ziemlich unsittliche und nicht wiederzugebende, geknüpft, allein gänzlich ohne Grund. Es findet sich nämlich im Rittersaale, der jetzigen Bildergalerie, des Schlosses fast dasselbe Relief unter den über den vier Eingangsthüren von A. Schlüter selbst in Stukko ausgeführten Bildwerken der vier Welttheile wieder, und constatirt ist es, daß auch diese beiden Reliefs am Friese des innern Schloßhofes von demselben Hofbildhauer A. Schlüter herrühren, der von 1699 bis 1706 den Schloßbau führte. Nun stellt aber die weibliche Gestalt mit dem Rosse auf dem Basrelief des Rittersaales unzweifelhaft nach einer seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts angenommenen Allegorie der Welttheile die Europa vor, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die erwähnten vier Füllungen des Frieses am östlichen Theile des innern Schloßhofes für dieselben Allegorien bestimmt waren, daß aber durch die in Folge einer Hofintrigue herbeigeführte Entfernung Schlüter's vom Schloßbau zwei derselben nicht zur Ausführung gekommen sind. Ein ähnliches Bildwerk befindet sich übrigens noch jetzt am Zeughause zu Küstrin.

32) Die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der Langenbrücke und das Hufeisen.[1])

Churfürst Friedrich III., nachmaliger König Friedrich I., beauftragte den Oberbaudirector Schlüter mit Anfertigung eines Modelles zu einem Standbilde des großen Churfürsten, welches der berühmte Meister auch sehr bald zum Beifalle aller Kunstverständigen lieferte. Ein gewisser Johann Jacobi, aus Homburg in Hessen, goß darauf nach Schlüter's Modell eine Statue in Erz. Der Guß geschah den 22. October 1700 Nachmittags im Gießhause hinter dem Zeughause und gelang vollständig. Die Statue selbst ward am 12. Juli 1703, dem Geburtstage des Königs, unter großen Feierlichkeiten eingeweiht. Der Künstler soll nun auf sein Werk höchst stolz gewesen seyn und sich vermessen haben, dasselbe sey ohne Fehler, und so ihm Jemand einen solchen nachweisen könne, wolle er sich das Leben nehmen; da habe einer seiner Gesellen ihn darauf aufmerksam gemacht, daß am rechten Vorderhuf des Pferdes das Eisen fehle, daß also bei einem so bedeutenden Fehler er durchaus keine Ursache habe, mit seiner Arbeit so wichtig zu thun, und der ehrgeizige Schlüter habe sich diesen Vorwurf so zu Herzen genommen, daß er von derselben Brücke, auf der sein letztes Werk aufgestellt war, in die Spree gesprungen sei. Allein obgleich dem Pferde wirklich das Eisen fehlt, so ist doch die Sage von dem Selbstmord erfunden, denn Schlüter behielt bis 1713 seine Stelle als Hofbildhauer und starb, nachdem er das Jahr vorher freiwillig Berlin verlassen hatte, 1714 als Baumeister des Zaren Peter des Gr.

Auch das Hufeisen, welches an einem links vom Portale gelegenen Fenster der zweiten Etage des Palais des Königs Friedrich Wilhelm III. angebracht ist, sieht man als eine Art von Wahrzeichen an.

Bekanntlich bewohnte Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seiner unvergeßlichen Gemahlin Louise die früher von ihr bewohnten Räume der zweiten Etage des Palais, während er vorher die erste Etage innegehabt hatte. Nun

[1]) S. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. Bd. II. S. 45. Cosmar a. a. O. Bd. I. S. 21 ꝛc.

trug es sich im Jahre 1821 zu, daß der König eben in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtische saß, als sein Schwager, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz im Carriere am Palais vorübersprengte, bei welchem Schnellritte dem Pferde das Eisen von einem Hinterhufe sich löste und mit großer Gewalt durch das Fenster schlug und auf den Schreibtisch des Königs niederfiel, ohne jedoch denselben zu verletzen. Zum Andenken ließ der König das Eisen am Fenster anheften.

33) Der Fisch und der Kolk am Berliner Rathhause.[1])

Am Berliner Rathhause in der Spandauer Straße war vordem ein eiserner Fisch angebracht, der nach der Sage anzeigen sollte, wie hoch einst da das Wasser gestanden. Allein dies ist unrichtig, jener eiserne Fisch gab nämlich früher den Fischern die Größe an, unter welcher sie keine Fische mit dem Garne fangen und zur Stadt bringen durften. Ein anderes ähnliches Bild, dessen Erklärung nicht ganz sicher ist, ist der sogenannte Kolk, ein aus Sandstein geformtes Spottbild in Vogelgestalt, mit menschlichem Antlitz und langen Thierohren, das sich an einem der niedrigen Strebepfeiler des Rathhauses befindet und eine Allegorie des Prangers sein sollte, insofern früher gerade über das Halseisen angebracht war.

34) Die Ribbe.[2])

Auf dem Molkenmarkt an der Ecke der Bollengasse befindet sich ein Haus (No. 13), welches als Abzeichen ein Schulterblatt und eine Ribbe von bedeutender Größe hat und davon den Namen führt. Nach einem Kindermärchen hätte einst ein Riese Berlin erobert und in diesem Hause sein Quartier aufgeschlagen, einige herzhafte Bürger hätten ihn aber in der Nacht überfallen, ermordet und die Stadt von ihrem Feinde befreit, zum Andenken an die Heldenthat aber jenes Haus mit dem Schulterblatt und einer Ribbe des Riesen geschmückt. Diese übrigens aus Holz gemachte Ribbe ist nichts als das frühere Aushängeschild eines Wirthshauses, welches früher in diesem Gebäude war.

35) Die Entstehung des Namens der Jungfernbrücke.[3])

Nach der Berliner Volkssage ist der Name der Jungfernbrücke, wie man die Spreegassenbrücke auch genannt hat, daher gekommen, daß, als nach der Aufhebung des Edicts von Nantes zahlreiche vertriebene Reformirten nach Berlin flüchteten und daselbst um Aufnahme baten, auch ein gewisser Herr Blanchet mit neun heirathsfähigen Töchtern, die namentlich durch die kunstvollen Spitzen, die sie zu klöppeln verstanden, berühmt wurden, hier seinen Aufenthalt nahm und eine Bude an der sogenannten Friedrichsgracht oder Friedrichsgraben errichtete, wo sie ihre Arbeiten zum Verkauf ausboten. Ebenso berühmt wie aber diese neun Mädchen durch die kunstvollen Arbeiten ihrer Hände wurden, ebenso gefürchtet wurden sie wegen ihrer spitzen Zungen und ihrer Klatschsucht, so daß jede böse Neuigkeit und hämische Erdichtung den Jungfern an der Brücke zugeschrieben und der Brücke selbst im Laufe der Zeit von ihnen der Name Jungfernbrücke beigelegt ward.

[1]) S. Al. Cosmar a. a. O. B. I. S. 117. W. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. S. 386.
[2]) Nach Al. Cosmar Bd. I. S. 115.
[3]) Nach Al. Cosmar Bd. I. S. 133 zc.

36) Die Sage von den vier Brüdern.[1])

Zu den ältesten Straßen Berlins gehört die Brüderstraße, welche wahrscheinlich ihren Namen von dem in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gestifteten Kloster der schwarzen Brüder erhielt, das an ihrem Eingange lag und dessen Kirche auf dem Schloßplatze zwischen der Brüder- und Breiten-Straße stand. Dasselbe soll aber von vier Brüdern gestiftet worden sein und zwar aus folgendem Grunde. Es sollen vor grauen Jahren in Cölln an der Spree vier Brüder gelebt haben, die wegen ihrer treuen Liebe zu einander in Jedermanns Munde waren. Sie wohnten in einem Hause, was einer that, thaten alle, ging einer aus, so begleiteten ihn die andern drei, ja sie ritten wie einst die vier Haimonskinder zusammen auf einem Pferde. Ueber diese brüderliche Eintracht ärgerte sich aber der Teufel, er beschloß Uneinigkeit zwischen ihnen zu säen und er bediente sich dazu wie fast immer eines Frauenzimmers. Als sie einst zusammen ausgegangen waren, ließ er ihnen ein wunderschönes Mädchen in den Weg kommen, die Brüder wurden plötzlich alle von einer heftigen Leidenschaft für dasselbe entflammt, und als es nahe am Thore auf einmal verschwand, da trennten sich zum ersten Male die Brüder, ohne daß einer dem andern ein Wort sagte, von einander und jeder schlug einen andern Weg ein, in der Hoffnung, das schöne Mädchen wieder zu finden und für sich zu gewinnen. Da dachte der Teufel, er habe schon gewonnenes Spiel, und schickte die schöne Dirne zum zweiten Male aus und zwar gleich in das Haus der vier Brüder, damit sie sich denselben als Magd anbieten sollte, um nun die Brüder, weil natürlich sie Jeder besitzen wollte, erst recht zu entzweien. Allein als sie das Zimmer derselben betrat, sah sie die vier Brüder mit einander beten, und erhielt von ihnen, nachdem sie ihnen ihre Dienste angeboten, die strenge Antwort, sie solle ihres Weges ziehen, sie würden bis an ihr Lebensende sich selbst bedienen, und damit kein irdischer Reiz jemals wieder zwischen sie treten könne, hätten sie gelobt, ein Kloster zu erbauen und selbst als die ersten Brüder in dasselbe zu treten. Wie gedacht, so geschehen; auf derselben Stelle, wo ihr Haus stand, erbauten sie das Kloster der sogenannten schwarzen Brüder, welches aber, als Churfürst Joachim II. 1536 jene aus Brandenburg verwies, in ein Domstift verwandelt ward, welches erst im Jahre 1747 bei Erbauung der jetzigen Domkirche am Lustgarten abgerissen ward. Vor langer Zeit sah man noch an einem Hause der Brüderstraße, aux quâtre Philémons genannt, ein Bild jener vier Brüder, alle auf Einem Pferde sitzend.

37) Das Haus mit den Widderköpfen.[2])

In Berlin, Alexanderstraße No. 45, steht ein Haus, an dem eine Anzahl Widderköpfe angebracht sind; der Grund dieses Abzeichens soll folgender gewesen sein. Friedrich der Große hatte einem auf dem jetzigen Alexanderplatze wohnenden Bürger für mehrfache Verdienste um die Stadt ein schönes

[1]) Metrisch behandelt von Al. Cosmar a. a. O. Bd. II. S. 79 sq. cf. Bd. I. S. 129 sq. und Ziehnert Bd. II. S. 267.
[2]) Nach Al. Cosmar a. a. O. Bd. II. S. 95 rc. W. Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858. S. 46. weiß keinen Grund dieser Sage anzugeben.

Haus bauen und mit mehrern Statuen zieren lassen. Ein Nachbar desselben, welcher an der Ecke der neuen Königsstraße wohnte, beneidete denselben natürlich um die ihm wiederfahrene Auszeichnung und sann darauf, wie ihm selbst eine gleiche zu Theil werden könne. Er erbot sich also gegen den König, einige reiche Stiftungen für die Armen zu machen, und der König, der dieselben annahm, konnte nicht wohl anders, als den Bittsteller durch ein ähnliches Geschenk, also den Bau eines Hauses ehren. Er that dies um so lieber, als ihm dadurch Gelegenheit geboten ward, seinen Lieblingswunsch, seine Residenz mit möglichst vielen neuen, schönen Häusern zu schmücken, zu erfüllen. Das Haus ward gebaut und dem neuen Besitzer übergeben, allein als der König später dasselbe besuchte, um sich von der Ausführung seines Bauplanes zu überzeugen, zeigte der aufgeblasene Bürger so wenig Freude über das königliche Geschenk, daß es dem König selbst auffiel und derselbe ihn frug, ob denn das neue Haus nicht nach seinem Geschmacke sey. Jener aber versetzte, daß dies allerdings der Fall sey, daß er aber gehofft habe, der König werde ebenso, wie er das Haus seines Nachbars durch schöne Statuen geziert, auch sein Haus durch ein solches Zeichen seiner Gnade schmücken. Der König beschloß, den Unverschämten empfindlich zu strafen und versprach ihm auch, seine Bitte zu erfüllen. Schon am nächsten Tage erschien bei dem Bürger ein Künstler, der nach einer Ordre des Königs das neue Haus mit einem Abzeichen, nämlich 99 Widder- oder Schafsköpfen schmücken mußte. „Mit den neun und neunzig Abzeichen wird Er hoffentlich zufrieden sein," schrieb ihm der König, „für den hundertsten Schafskopf aber sorgt Er wohl selbst." Die Zahl jener Köpfe ist jedoch im Laufe der Jahre unvollständig geworden.

38) Das Haus des starken Mannes.[1])

In vielen ältern Schriften über Berlin ist von dem Hause des starken Mannes die Rede gewesen, allein jetzt weiß man nichts weiter davon, als daß es an der Zimmer- und Charlottenstraßen-Ecke gestanden haben muß. Seinen Namen hat es von seinem Erbauer bekommen, dem sogenannten starken Mann, Johann Carl von Eckenberg, einem dänischen Adligen, der im Jahre 1717 in Berlin erschien, um seine Künste in einer damals auf dem Neuen Markte erbauten Bude zu produciren und dazu am 14. Juni ein königliches Privilegium erhielt. Dasselbe ward unterm 27. September 1732, als Eckenberg auf Verlangen des Königs neben seinen bisherigen Künsten auch theatralische Vorstellungen geben sollte, in ein Generalprivilegium verwandelt und Eckenberg zum Hofcomödianten ernannt, der größte Theil seiner Vorstellungen aber, welche er bis zu seinem Tode zu zeigen pflegte, bestand jedoch nur in den Proben seiner Körperkraft und der besondern Geschwindigkeit seiner Frau.

39) Der Todeswürfel.[2])

Unter dem großen Churfürsten hat in Berlin ein reicher Waffenschmied gelebt, der nur ein einzig Kind, ein wunderschönes Mädchen, besaß. Um

[1]) S. Al. Cosmar Bd. II. S. 104 sq.
[2]) Romantisch bearbeitet von Al. Cosmar Bd. II. S. 33 ꝛc. und in Versen von Ziehnert Bd. I. S. 81 sq.

diese bewarben sich zwei Leib-Trabanten des Churfürsten, Heinrich und Rudolph, beide bei ihrem Herrn sehr beliebt, und obwohl sie gleich außer ihrer Stelle dem Mädchen nicht viel zu bieten hatten, wagte doch der Vater derselben sie wegen der Gunst, in der sie bei dem Churfürsten standen, nicht zurückzuweisen. Die Jungfrau selbst entschied sich anfangs für keinen, allein endlich fühlte sie sich doch mehr zu dem stillen Heinrich hingezogen, als zu dem heftigen Rudolph. Als nun Ersterer eines Abends den alten Waffenschmied aus den Händen roher Gesellen, die ihn mißhandeln wollten, befreit hatte und überdieß auch gleichzeitig durch eine Erbschaft zu Gelde gekommen war, da gab ihm auch der Vater den Vorzug vor seinem Cameraden, und dieser räumte zwar nothgedrungen demselben das Feld, beschloß aber, bittere Rache zu nehmen. Er schlich nun den Liebesleuten auf Tritt und Schritt nach und als er sie eines Abends im Schatten der Häuser versteckt am Brunnen belauert hatte, ward er durch die Liebkosungen, welche das Mädchen ihrem Liebhaber zu Theil werden ließ, so zur Wuth entflammt, daß, als jener sich von ihr entfernt, er auf sie losstürzte und ihr sein Schwert in die Brust stieß. Er entfernte sich unbemerkt, und als das Mädchen in ihrem Blute gefunden ward, fiel natürlich der Verdacht nicht auf ihn allein, den Niemand gesehen hatte und auf den man eben nur darum denken konnte, weil seine Eifersucht bekannt war, sondern auch auf Heinrich, den mehrere Zeugen noch ganz kurz zuvor mit dem Mädchen hatten sprechen sehen. Der unglückliche Vater flehte den Churfürsten um Bestrafung des Verbrechers an und dieser ließ beide Trabanten verhaften, weil nur einer von ihnen es gewesen sein konnte. Beide leugneten entschieden und auch die Tortur brachte aus ihnen kein Geständniß heraus, so daß der Churfürst nicht wagte ein Urtheil zu fällen, sondern die Entscheidung Gott anheimstellte. Er befahl nämlich, jene zwei sollten um den Tod würfeln, dergestalt, daß wer den höchsten Wurf gethan, für unschuldig zu erachten sey, der andere aber hingerichtet werden sollte.

Sämmtliche Trabanten mußten aufmarschiren, vor der Front ward eine Trommel hingestellt, dabei stand ein Geistlicher und unfern davon ein Sarg. Beide Angeklagten schritten fest zu dem furchtbaren Gottesgerichte, Heinrich forderte noch einmal, indem er seine Unschuld betheuerte, seinen Kameraden auf, sich schuldig zu bekennen, allein umsonst; derselbe nahm die Würfel, schüttelte sie und warf zwei Sechsen, so daß sonach eigentlich seines Gegners Loos entschieden war. Allein dieser ließ sich nicht beirren, gläubig sah er gen Himmel und flehte zu Gott, er möge ein Zeugniß seiner Unschuld ablegen. Und siehe, was geschah, als er die Würfel auf die Trommel warf, zersprang der eine, der andere zeigte eine Sechs und die zwei Seiten des zersprungenen eine Sechs und eine Eins, so daß er dreizehn, also eins mehr als sein Gegner geworfen hatte. Letzterer aber ward von diesem offenbaren Gericht Gottes so ergriffen, daß er seine Schuld nicht mehr leugnete, sondern ehrlich gestand, wie die Sache zugegangen war. Der Churfürst aber wagte auch nicht, die Hinrichtung des Schuldigen zu befehlen, sondern verurtheilte ihn, um ihm Zeit zur Reue zu lassen, zu ewigem Gefängniß, jener Todeswürfel aber kam in die Kunstkammer des königlichen Schlosses zu Berlin als ein Wahrzeichen von des Schicksals wundersamen Fügungen und der ewigen Gerechtigkeit des Himmels.

40) Das Galgenhaus in Berlin.[1])

Das Haus No. 10 der Brüderstraße in Berlin führt den Namen das Galgenhaus; es befand sich an demselben ein Loch, das mit einem eisernen Gitter versehen war und als Kellerloch benutzt wurde; dieses hat dem Hause den Namen gegeben.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. hatten die Hausdiebstähle in Berlin dermaßen über Hand genommen, daß der König diesem Unfug nicht anders ein Ziel setzen zu können glaubte, als durch den harten Befehl, Jeden, der als Hausdieb entdeckt wurde, sofort und ohne lange weitere Untersuchungen vor dem Hause, in dem er gestohlen, an einem dazu aufgerichteten Galgen, der aus einem Schandpfahle mit einem Arme bestand, aufzuhängen. Kaum war der Befehl bekannt gemacht, als abermals ein Diebstahl ruchbar ward, in dem Hause eines Ministers war ein silberner Löffel, auf den der Minister großen Werth legte, entwendet worden. Es ward eine strenge Untersuchung angestellt, aber Niemand wollte es gewesen sein und Alle wälzten natürlich den Verdacht nach Möglichkeit von sich ab. Endlich blieb derselbe auf einem armen Dienstmädchen, die nur erst seit kurzer Zeit in Dienst getreten war, haften, sie konnte sich nicht von demselben reinigen, und da sie arm und freundlos war, auch keinen Vertheidiger fand, ward sie zum Tode verurtheilt und so unlieb es auch dem Minister war, daß gerade vor seinem Hause eine solche Execution stattfinden sollte, er mußte es sich gefallen lassen, daß der Befehl des Königs vollzogen ward. Das Mädchen ward ohne Gnade unter ungeheurem Menschenzusammenlauf gehängt. Ein Jahr war schon ins Land gegangen und noch immer war die Hinrichtung nicht vergessen, zum großen Verdruß des Ministers standen fortwährend Gruppen von Menschen auf der Straße, welche das Haus angafften, vor welchem das traurige Schauspiel stattgefunden hatte. Da kam auf einmal die Unschuld der armen Hingemordeten ans Licht. Eine zahme, im Hause gehaltene Ziege hatte den Löffel verschleppt und ihn auf einmal wieder aus ihrem Versteck hervorgebracht. Nun drängten sich täglich die Menschen haufenweise vor das Haus, um die Ziege, den Löffel und den Ort zu sehen, wo ihn jene verborgen hatte. Der Minister konnte und wollte nicht länger in dem Hause bleiben, er bot es vergeblich zum Verkauf aus, aber Niemand wollte das Galgenhaus — so nannte man es fortan spottweise — haben, da ließ der König, der natürlich sogleich das strenge Gesetz wegen der Hausdiebe, nachdem ihm die traurige Geschichte zu Ohren gekommen war, aufhob, dasselbe durch den Magistrat ankaufen, allein es behielt den ominösen Namen für immer und das Volk glaubt noch heute, daß in dem erwähnten Loche einst der Galgen gestanden hat.

41) Der Jude Lippold.[2])

Unter der Regierung Joachims II., 1535—71, spielte in Berlin ein Jude, Namens Lippold, eine sehr wichtige Rolle; er stand in hoher Gnade bei seinem Herrn, war sein Kammerdiener, Leibarzt, Münzmeister und Rath-

[1]) Nach Ziehnert, Preuß. Volkssagen Bd. II. S. 242 ꝛc.

[2]) Nach Möhsen, Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig. 1781 in 4. S. 514 sq.

geber, so daß er überall seine Hände im Spiel hatte. Da begab es sich, daß der Churfürst zu Köpenick, wo er zur Wolfsjagd gewesen, am 3. Januar des Jahres 1571 in der Nacht plötzlich starb, nachdem ihm Lippold zum Schlaftrunk ein Glas Malage gereicht hatte. Nun führte zwar der Rath Maienburg in seiner Leichenrede an, daß der Churfürst wahrscheinlich an einem Stickfluß gestorben und dieser aus einem offenen Schaden entstanden wäre, den er am linken Beine gehabt und der von einer vormals übel curirten Rose zurückgeblieben sey, allein die allgemeine Volksstimme behauptete, jener habe den Churfürsten vergiftet. Nun hatte aber einer der Wächter, die ihm ins Haus gesetzt waren, um ihn zu bewachen, während eine Untersuchung wegen von ihm getriebenen Unterschleifs gegen ihn im Gange war, gehört, wie seine eigene Frau in einem Streite mit ihm gesagt hatte: „wenn der Churfürst wüßte, was Du für ein böser Schelm bist, und was Du für Bubenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, so würdest Du schon längst kalt seyn"; diese Worte wurden dem Churfürsten hinterbracht und es ward nun sofort eine Untersuchung gegen ihn wegen getriebener Zauberei und wegen Vergiftung des verstorbenen Churfürsten angestellt. Wegen des gedachten Verbrechens ward Lippold ohne Weiteres auf die Folter gebracht und derselbe gestand unter den unmenschlichsten Martern Alles, was man von ihm wissen wollte. Das bewußte Zauberbuch ward ihm abgefordert und von einem dazu vereideten Juden ins Deutsche übersetzt, da es in hebräischer Sprache abgefaßt war. In demselben standen gar wunderliche Dinge, z. B. wie man ein, zwei und mehr Teufel in ein Glas bannen und es oben versiegeln könne, daß sie darin bleiben und im Nothfall auf alle Fragen antworten mußten. Eine andere Art Teufel ließ sich mit vier Haselstöcken und Haaren von einem gefangenen Diebe bannen. Nach der bei den Acten jenes Prozesses befindlichen Urgicht sollte er zu seinen Zaubereien allerlei Dinge gebraucht haben, z. B. einen Zahn von einem schwarzen Hunde, Menschenknochen, eine gekaufte Schwalbe, zerbrochene Nähnadeln in einem Federkiel eingeschlossen, neun Faden Zwirn in einer Nähnadel, einem Hahn durch die Zunge gezogen, zauberische Charactere auf Pergament geschrieben und dergl. Um den verstorbenen Churfürsten zu bezaubern und seine Gunst zu gewinnen, hatte er etwas von dessen Haaren, Rock und Hosen genommen und solches vor dem kleinen Wendelstein unter der Schwelle zu Grimnitz eingegraben u. s. w. Später bekannte er auf der öfters mit ihm vorgenommenen Tortur noch, daß er den Churfürsten durch einen Trunk vergiftet und durch Zauberei eingenommen habe. Er wurde auf dieses Bekenntniß hin Mittwochs vor Fastnacht 1573 am Gerichtstage vor gehegter Bank vorgeführt, um sein Bekenntniß öffentlich abzulegen und sein Urtheil mit dem Zauberbuche am Halse gebunden anzuhören, wie er aber hier Alles wieder leugnete, so peinigte ihn der Scharfrichter auf dem Berliner Rathhause zu guter Letzt, bis ihm das Blut zum Halse herauslief, darauf bekannte er Alles, was der Richter wollte, und wiederholte seine vorigen Aussagen. Er wurde hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem Neuen Markte zu Berlin auf einem dazu erbauten Gerüste an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert, nachmals in vier Stücke zerhauen und das Eingeweide mit dem Zauberbuche verbrannt. Wie sogleich eine große Maus unter dem Gerüst hervorkam, die nicht mit verbrennen wollte, so haben solche viel fromme

4*

Leute für den Zauberteufel gehalten. Die Stücken des verurtheilten Lippold's wurden an vier besondern Galgen an den Landstraßen aufgehängt und der Kopf auf das Georgenthor gesteckt. Von seinem Vermögen bezahlte man die Gerichtskosten und seine Schulden, das übrige, was etwa noch 1000 Thaler betrug, erhielt seine Wittwe, die aber mit ihren neun unerzogenen Kindern aus dem Lande geschafft wurde.

42) Der Edelstein im Brandenburgischen Churhute.[1])

Als der Burggraf Friedrich von Hohenzollern auf seiner Burg die Boten des Kaisers empfangen hatte, welche ihm verkündigten, daß ihn derselbe zum Churfürsten gewählt habe, und er nach Costnitz kommen sollte, wo ihn der Kaiser mit der Churwürde belehnen wolle, da trat in der Mitternacht desselben Tages, als er schlaflos auf seinem Bette lag, eine wunderbare Erscheinung vor ihn, ein liebliches Wesen, halb Jungfrau halb Kind, ganz so wie uns die Engel geschildert werden, und verkündigte ihm des Glückes viel und Sieg in der Schlacht, reichte ihm auch einen wunderbar in allen Farben des Regenbogens schimmernden Karfunkelstein und hieß ihn sich mit demselben schmücken, darauf verschwand sie. Als aber der Morgen anbrach, glaubte der Burggraf fast geträumt zu haben, allein vor ihm lag der bewußte Stein, doch leuchtete derselbe nicht mehr in heller Farbengluth, wie die Nacht zuvor, sondern war trübe und glanzlos. Doch Friedrich warf ihn nicht verächtlich weg, sondern schloß ihn zum Andenken an das nächtliche Gesicht sorgsam in seine Truhe ein. Nach manchem schweren Streit war endlich der Tag gekommen, wo er im festlichen Schmuck in seine gute Stadt Berlin einziehen sollte, siehe da zeigte es sich, daß von den Diamanten, welche den Churhut schmücken, der kostbarste verloren gegangen war, da erinnerte sich der Churfürst jenes Steines, den er in jener Nacht von dem Engel zum Geschenk erhalten hatte, er holte ihn aus seiner Truhe hervor und versuchte, ob er in die Lücke passe, und siehe, kaum hatte derselbe den Hut berührt, da saß er so fest, daß man ihn nicht mehr drehen oder wenden konnte, und auf einmal leuchtete er so hell, wie keiner der andern Edelsteine um ihn. Jener Stein aber ist von da an als Talisman vom Vater auf den Sohn als das kostbarste Stück der Brandenburgischen Krone fortgeerbt.

43) Der starke Schapelow.[2])

Es ist einer vom Adel des Geschlechts von Zabelitz oder Zadeltitz in der Mark gewesen, so von ziemlicher Länge, doch hagern Leibes, aber so stark gewesen, daß er ein neues Hufeisen, wie man es den Pferden und reisigen Gaulen aufzuschlagen pfleget, desgleichen auch zwei harte Thaler auf einander gelegt, ohne allen Vortheil mit bloßen Fingern hat können entzweibrechen. Ingleichen wird erzählt von Herrn Joachim von Schapelow, dessen Grabschrift in der Kirche zu Quilitz annoch befindlich, daß er nicht nur einstmals einen ungeheuern großen und starken Mann, den ein fremder Fürst mit nach

---

[1]) Metrisch behandelt von Ziehnert Bd. III. S. 34 ꝛc.
[2]) Nach Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Th. I. S. 278.

Berlin gebracht, und mit dem er auf Befehl des Churfürsten sich einlassen müssen, niedergeworfen, sondern selbigen auch von Neuem ergriffen, die Hände gehalten und zum Fenster hinauswerfen wollen, so ihm aber nicht gestattet. Als der Churfürst ihm hierauf die Erlaubniß gegeben, aus seinem Weinkeller so viel Wein zu holen, als er mit einem Male heraustragen könne, soll er ein Gefäß Wein unter den rechten, eins unter den linken Arm, und ferner in jeder Hand am Spundloch mit den vier Fingern eins, insgesammt 4 Gefäße Wein aus dem Keller getragen, der Churfürst aber gesagt haben: Schaplo! Schaplo! dießmal mags geschehen: wir werden Dich aber wohl nicht wieder in unsern Weinkeller schicken! Nach obgedachter Grabschrift ist er 1574, mithin zu Churfürst Johann Georgs Zeiten gestorben.

44) Das Bernauische Bier.[1]

In der Mittelmark ist das Bernauische Bier wegen seines guten und aromatischen Geschmackes von vielen Jahren her in sonderlicher Achtung gewesen und daher durch die ganze Mark und Pommern häufig verführet und bei großen Ausrichtungen zum Ehrentrunk gebraucht worden. An jedem Brautage ward daselbst in einer Schenkstube folgende Probe dieses Bieres veranstaltet. Es erschienen einige zur Prüfung eingeladene Brauherren in ledernen Beinkleidern mit einer Kanne ihres frisch gebrauten Bieres, von welchem Einer dem Andern zu trinken gab. Fand nun dasselbe gegenseitig Beifall, so war dies noch lange nicht genug. Die Knechte bestrichen die Schemel der Brauherren, welche in einem Kreise standen, mit ihrem Biere, und nur derjenige, welcher mit seinen Beinkleidern an dem Schemel kleben blieb, konnte sein Bier gut nennen, gelang dies nicht, so wurde es für schlecht erkannt. Es hat nun ein Liebhaber dieses Getränkes zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein besonderes Gedicht darauf gemacht, welches seinem größten Theile nach also lautet:

Schönster Preiß von allen Säften
Werthestes Bernauer Bier,
Welcher Trank kann dir an Kräften
Und an Tugend gehen für?
Keiner, keiner kann dir gleichen,
Aller Nektar muß dir weichen;
Ja es ist gar nichts auf Erden,
Das dir kann verglichen werden.

Wer dich sieht im Glase stehen
Recht in deiner Majestät
Möchte gleich im Durst vergehen,
Bis er näher zu dir geht.
Da wird Herz und Seel entzukket
Wenn man dich so frisch verschlukket,
Ja du kannst den Geist und Leben
Solchen schwachen wiedergeben.

Dich muß billig jeder loben,
O du edler Nektarsaft;
Denn durch deine Wunderproben
Wird verdoppelt Geist und Kraft.
Mancher wär vor zwanzig Jahren
Schon in Nobis Krug gefahren,
Wenn er dich nicht brav gelekket
Und den Tod so abgeschrekket.

Thee, Coffee und Chocolade,
Trinke Wasser, wer da will;
Ros solis und Limonade,
Diese acht ich auch nicht viel;
Wein ist theuer und zu hitzig,
Brantewein macht aberwitzig;
Alle diese müssen passen
Und Bernau die Ehre lassen.

[1]) Nach Bekmann, Th. III. S. 651.

Zerbster, Kroßner und Rupiner,
Breihan auch von Halberstadt,
Duchstein, Kotbußer, Berliner,
Was man sonst für Tränke hat,
Alles sind zwar gute Säfte;
Doch Bernauer giebt mehr Kräfte.
Diesem müssen alle weichen
Und vor ihm die Segel streichen.

Summa, allen Groß und Kleinen,
Jung und Alten ist's gesund.
Wer mir will den Schluß verneinen,
Der hat weder Schmack noch Mund,
Ja wer diesen Nektar siehet
Und nicht gleich den Hut abziehet,
Der soll seinen Frevel büßen
Und nur Wasser trinken müssen.

Doch wer ihn will recht gebrauchen
Und genießen den Geschmack,
Muß vor allen Dingen rauchen
Eine Pfeife gut Tobak.
Denn so wird es erst recht schmekken,
Daß man muß die Finger lekken,
Ja die beiden Medicinen
Werden uns vor allen dienen.

Hiermit sey genug besungen
Der Stadt Bernau schönes Bier;
Ist es nun nicht recht gelungen,
Trete nun ein ander für.
Niemand kann es besser machen
Als wie er versteht die Sachen.
Doch wer Bernausch Bier verachtet,
Der ist werth, daß er verschmachtet.

Von diesem Biere wird aber in der Mark folgende Geschichte erzählt, daß nemlich ein gewisser Lehrling in Berlin für seinen Meister habe in einer zinnern Flasche Bernauer Bier holen sollen, derselbe sey aber mit der Entfernung des Ortes von Berlin unbekannt gewesen, habe also gemeint, der Meister schicke ihn direct dorthin, statt daß derselbe doch ihn eben nur in ein Wirthshaus in Berlin geschickt hatte, um sich dort dasselbe geben zu lassen. Der Knabe sey auch richtig nach Bernau gelaufen, allein als er dort angelangt und das Bier gekauft, war es bereits Abend geworden und als er nun tief in der Nacht nach Berlin zurückgekehrt war, da fiel ihm erst ein, wie dumm er gewesen; aus Furcht vor der Strafe getrauete er sich nicht nach Hause zurückzukehren, sondern grub die Flasche sammt dem Biere vor dem Thore in die Erde, ging unter die Soldaten und kam soweit, daß er Hauptmann wurde. In dieser Würde wollte er sich doch einst seinem vorigen Meister zeigen, welcher dergleichen große Veränderung von seinem Lehrling nicht glauben wollte, von selbigem aber durch die in seiner Gegenwart ausgegrabene Flasche überzeugt ward, in welcher das Bier so wohl erhalten gewesen, daß es einem Oel ähnlich und so wohl geschmeckt, als wenn es noch frisch gewesen.

45) Der Schmied von Bernau.[1])

In der Stadt Bernau hat einmal ein Grobschmied gelebt, ein arger Sünder, Flucher und Schlemmer. Endlich ist er krank geworden und da ihm das Stillliegen im Bett und Hungern nicht gefiel, da hat er laut ausgerufen: ach, wenn mich doch der Teufel holte! Aber der Teufel ist wirklich gekommen, hat ihn beim Kragen genommen und durch die Luft geführt. Als sie nun so dahingefahren und vor dem Himmelsthor vorbeigekommen, da hat der listige Schmied den Teufel gebeten, er möge ihn doch, ehe er ihn zur Hölle schleppe, einmal durch die Himmelspforte hineinschauen

[1]) Nach Th. Hell's Abendzeitung No. 253 metrisch bearbeitet von L. Tarnowski in Nodnagel's Poet. Sagenbuch der Deutschen S. 195.

lassen, und der Böse, der sonst mit Niemand Mitleid gehabt, hat sich des armen Schelmes erbarmt, und ihm seinen Willen erfüllt und gestattet, einen Augenblick durch die Pforte hinein zu schauen zu den seligen Geistern. Der aber hat schnell seine Mütze durch das Gitter hineingeworfen und zu dem Teufel gesagt, er solle so lange warten, bis er sich seine Mütze wiedergeholt, ist auch stracks hineingegangen und auf Befragen St. Peters, was er hier wolle, sich schnell auf seine Mütze gesetzt und geantwortet: Ich sitze auf meinem Eigenthum! Als nun der Teufel mit lautem Geschrei seine Seele verlangte, da ist der Herr selbst zu dem Schmied getreten, hat ihm geheißen, der Wahrheit gemäß seine Sünden zu bekennen. Das hat er auch treulich gethan, der Herr hat aber mit dem armen reuigen Sünder Mitleid gefühlt, ihn heißen sitzen bleiben und der Teufel mit langer Nase abziehen müssen.

46) Vom Wunderblut zu Belitz.[1])

Im tausend zweyhundert sieben vnd viertzigsten Jahr nach Christi Geburt ist das Wunderblut zu Belitz aufkommen, auch im selbigen Jahr, II. Cal. Septbr., confirmirt vnd bestettigt worden. Der Anfang solches Wunderbluts ist dieser. Etliche Juden haben mit einer Magd gehandelt, daß sie zum Sacrament gehen, ihren Gott im Munde empfahen, aus dem Munde hinter dem Altar in der Schürtzen fallen lassen vnd ihnen zubringen solte, so wolten sie ihr ein genandtes Gelt dafür geben. Da solches geschehen, haben die Juden die geweyhete Hostien (wie es vorzeiten geheißen worden) dem Herrn Christo zu Vnehren gemartert, zerhauen vnd gestochen, die auch zugleich anfangen zu bluten. Darauff als sich die Juden gefürchtet, es möchte offenbar werden, vnd ihnen solche That vbel bekommen, haben sie es der Magd wieder gebracht, dieselbe auch gebeten vnd ihr Geld gegeben, daß sie es wieder angenommen vnd im Haus vnter das Dach versteckt hat. Daselbst haben hernach die Stadwächter alle Nächte viel Lichter vnd Kertzlein gesehen vnd habens den Herren angezeiget, welche in der Haussuchung die Hostien gefunden, die Thäterin außgekundschafftet, dieselbige auch mit allen Jüden, auff die sie bekaud, gefenglich eingezogen vnd semptlich auf einem Berge vor dem Müllerthor nicht weit von der Stadt vnd vom Dorfe Schönfeld, welches biß auff den heutigen Tag der Judenberg genennet wird, verbrand. Die Hostien hat man in einem herrlichen Pompe vnd procession mit großen klagen, beten vnd reuerentz in die Kirche getragen vnd an einen besondern ohrt gesetzt. Die Papistischen Pfaffen haben bald einen Abgott daraus gemacht vnnd es das Wunderblut genennet, haben auch dazu sonderliche Indulgentz vnd ablaßbrieffe außgebracht.

47) Von dem Wunderblut zu Wilßnack an der Prignitz.[2])

Im tausend dreyhundert vnnd drey vnd achtzigsten Jahr nach Christi Geburt ist die große Wahlfahrt zur Wilßnack in der Prignitz vnter dem Bischof zu Havelberg angangen, wegen der blutigen Hostien, so nach Abbrennung der Kirchen daselbst am vier vnd zwantzigsten tage deß Augustmonats

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 101.
[2]) Nach Angelus a. a. O. S. 167. 345 sq.

gefunden worden. Denn als auff gedachte Zeit ein Prignitzischer, mit Namen Heinrich von Bülow, das Dorf Wilßnack (wie auch sonst noch andere zehen) feindlicher Weise gantz abgebrand vnd zerstöret vnd der Pfarrherr zu Wilßnack, Herr Johannes, sampt den Bawern nicht allein die Glockenspeise vnnd andere Sachen fleißig zusammengesucht nach dem Brande, sondern auch die drey Hostien, so er vmb der Kranken willen (wie im Bapstthumb gebräuchlich) in einer Büchsen sonderlich verwaret, gleich als mit Blut besprenget gefunden, sollen sich viel Wunderwerke bei gedachte dreyen blutigen Hostien begeben haben, daß auch die Kranken aus Schweden, Nordwegen, Vngern, Franckreich, Engelland, Schottland, Dennemarck rc. dahin gekommen, gesundheit zu erlangen. Und solch abergläubisch werk ist also fortan geblieben biß auffs 1552 Jar. Sonnabents vor dem Sontage Exaudi, welcher damals war der 28. tag des Meymonats, ward das vermeynte h. Blut durch Joachimum Ellefeld Pritzwaldensem, Pfarherrn daselbst, verstöret vnd verbrandt, in maßen wie folget: Der jetzt gedachte Pfarherr kam am gemelten tage des Morgens von Kyritz, da er den Pfarherrn D. Laurentium Paschium wegen des heiligen Bluts vmb rath gefraget, wiederumb anheims, gieng in die Capellen, darinne das falsche Wunderblut verwaret ward vnd lies ihm einen kleinen Kessel voll glüender Kohlen durch den Baccalaurien vnnd Sacristen Thomam Bremern zubringen. Als er nu in die Capellen kam, riß er alsbald das Reservaculum, darin das Wunderblut in einer vergüldeten Monstrantze stund, auff, schlug das Crystallinen Glas entzwey, nam das Idolum heraus vnd sagte dabey: Maledicte Diabole, ego hodie destruam te in nomine Patris et Filij et Spiritus Sancti quoniam tu destruxisti multos. Darnach warf er dasselbige Idolum in Gegenwart vnd Beisein Herrn Lucassen Lindtbergers des Caplans, Johannis Wewers des Schulmeisters vnd Thomassen Bremers des Sacristen auff den Kohlen im Kessel vnd verbrandte es. Welches nichts anders denn ein veraltes Bocksblut gewesen vnd wie es angerüret ward, als Fischrägen von einander gefallen vnd bald im Feuer vergangen. Es ist auch für sich nicht roht gewesen, allein wenn der Schein von einem brennenden Liechte in die Crystall geleuchtet vnd einen Widerglantz verursachet hat. Die consecrirte vnd geweihete Hostie aber, welche vber dem Idolo nach dem Decret Bapst Nicolai des funfften vnd des Concilij zu Basel vmb der anbetung willen gestanden, sol der Prediger mit sonderlicher reuerentz auffgehoben vnd des nechstfolgenden Sontages Exaudi denen Communicanten ausgetheilet haben. Wie solches volnbracht vnd ausgerichtet, ist es alsbald lautbar worden vnd an das Thumbcapittel zu Havelberg gelanget. Es ward aber gedachter Pfarherr Joachim Ellefeld neben dem Schulmeister Johann Wewern am Pfingstabend wegen des zerstörten heiligen Bluts gefenglich gen Plattenburg geführet vnnd daselbst als gefangene, doch nicht in enger Kustodi gehalten. Vnd als der Caplan Lucas Lindberg vnd Thomas Bremer der Sacrist sahen, was es für einen Außgang mit dem Prediger vnd Schulmeister gewonnen, vnd sie sich bedüncken ließen, man möchte mit jhnen gleichen Proces fürnemen, warff ein jeder das Hasenpanier auff, hielten sich zu der Mäuse Wagenburg vnd gedachten, es were besser außerhalb dem Loche, denn darinnen. Ward also Kirch vnd Schuele jhrer Diener durch diesen weg auff einmahl gentzlich beraubet. Vnnd obwol der Hauptmann zur Plattenburg mit namen Caspar Welle auff anhalten des Raths zur Wilßnack an

das Capitel zu Hauelberg wegen erledigung deß Schuelmeisters auf genugsame Caution umb der Schüeler vnnd jugend willen fürbittlich anhielt, möchte er doch nichts fruchtbarliches außrichten noch erlangen. Endlich hat seine Churfürstliche Gnade in Folge einer Intercession vnd Fürbittschrifft dem damaligen Hauptmanne der Prignitz vnd Landes Ruppin, Conrad Rothen in einer Schrifft aufferleget vnd befohlen, sich gen Plattenburg zu verfügen und die Gefangenen ihrer langwierigen Custodien vnnd verhafftung auff gewisse Condition vnnd maße, auch genugsame Caution, versicherung vnnd vorgewissung zu entledigen.

Darauff vorgemelter Hauptmann umb das Fest Sanct Martini sich gen der Plattenburg begeben, auch die Capitularen von Havelberg zugleich dahin gefordert. Da sind die Sachen in vorgedachter Capitularen Anwesen dergestalt abgelauffen, daß obwol der gefangene Prediger seiner Gefengnüß los geworden, so hat er doch dabey zusagen vnd verbürgen müssen, sich an fremde Oerter außer der Marck Brandenburg zu wenden vnd sich deß Predigens oder anderer Gottesdienste in der Kirchen zu Wilßnack ferner nicht anzumaßen, demselben er auch steiff nachkommen ist. Der Schuelmeister aber, so wol beide bißhero verflüchtige vnd Landreumige als Lucas Lindberg vnd Thomas Bremer sind wiederumb in ihr voriges Ampt ohn alles Entgelten gesetzt vnd damit alle sachen in friedlichem wesen bracht worden.

48) Vom Wunderblut zu Zehdenick vnnd von der Stiftung des Klosters daselbst.[1])

Im 1249. Jar hat ein Weib zu Zehdenick eine geweyhete Oblate in Wachs gedrückt, vnd vor ihrem Bierfasse begraben, damit die Leute ihre Biere desto lieber möchten holen vnd trinken. Da sie aber hernach einen scharffen Gesetzprediger gehöret, ist sie dadurch zur Erkenntniß ihrer begangenen Sünde gekommen. Vnd ob ihr wol eine schwere Buße von ihrem Beichtvater ist aufferleget worden, dennoch hat sie sich in ihrem Hertzen vnd Gewissen nicht können zufrieden geben, bis die sache recht an den tag käme vnd von ihr selber ausgebracht würde. Hat demnach solches dem Pfarherrn zu Zehdenick geoffenbaret, wie auch, da der Pfarherr nicht hat glauben wollen, dem andern gemeinen Volck. Darauff hat man im Keller angefangen zu graben, vnnd ist an dreyen oder mehr Oertern Blut herausgequollen, daß sich auch die Vmbstehenden sehr darüber verwundert. Die blutige Erde hat man darauff außgegraben vnnd in die Kirche getragen mit großer Reuerentz. Da das Gerüchte außkommen, ist ein großer Zulauff von allen Oertern her gen Zehdenick worden, vnnd sind vnter andern auch dahin kommen Bischoff Ruthgerus von Brandenburg vnd die beyden Marggraffen Johannes vnd Otto, gebrudern, sampt ihrer Schwester Mechtild, Hertzogin zu Braunschweig vnnd Lüneburg. Zum Gedächtniß dieser Geschicht hat man allda mit Raht Bruders Hermanni von Langele, Lectoris im Grawen Closter von Berlin, der der Marggraffen Beichtvater gewesen, ein Jungfrawen-Kloster Cistertienser Ordens gestifftet vnd auffgerichtet in folgendem tausend zweyhundert vnnd funfftzigsten Jahr.

---

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae, S. 102 rc.

49) Von dem Namen der Stadt Strausberg. [1])

Etliche haltens dafür, daß Strausberg den Namen habe von dem großen vngehewren Vogel Straus vnd sagen, daß an dem ort der Stad, der nun eine lange Zeit biß anhero der Buchforst genennet, viel große gewaltige Buchbäume gestanden, darin sich der Vogel Straus gehalten habe. Aber diese Meinung hat gar keinen Grund. Denn obwol am gedachten Orte mögen Buchbäume gestanden sein, so gebens doch die Historienschreiber vnd sonderlich die Kosmographen nicht nach, daß der Vogel Straus in diesen kalten mitternächtigen Ländern sein Nest vnd Wohnung haben solte, sondern sagen, daß er hie zu Lande niemals gesehen werde, es sey denn, daß er durch sonderliche Practiken in Afrika oder Egypten, da er sich am allermeisten auffhelt, gefangen vnnd also hieher gebracht werde zc. Kann also die Stadt Strausberg nicht daher den Namen bekommen haben. Eigentlich aber wird sie also genennet von dem großen vnd sehr tieffen See, der Straus genand, der nahe an der Stad ist, gegen Abendwerts vnd von den großen Bergen, die vmb vnd neben diesem See sind. Wie denn auch die Stad an jhr selber nach dem See werts auff einen Berg gebawet ist.

50) Die Gotteslästerer zu Straußberg. [2])

Den zwey vnd zwantzigsten May Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1588 trug es sich zu, daß drey Zimmerleute zu Straußberg hinausgiengen, sich mit einander im großen See, so nahe der Stadt liegt vnd der Straus genennet wird, zu baden. Indem sie hingiengen, wurden sie gefraget, wo sie hinaus wollten. Da andtwordtete der einer vnd sprach, sie wolten hingehen vnd sich erseuffen. Was geschahe? Da sie die Kleider abgelegt vnn sich nu all drey ins Wasser begeben hatten, fahet derselb wieder an, vnd spricht: Christ ist erstanden, funffzehn Huren machen eine Mandel, vnd speyet noch mehr gottlose vnd vnchristliche Reden aus. Weil er aber mit Gottes Wort spöttisch vmbgangen vnd zuuor selber gesagt, er wolte sich erseuffen, lies Gott seinen gerechten Zorn vber jhn ergehen, daß er von Stundt an, ehe es die andern beyde gewahr wurden, jämmerlich im Wasser ertrinken vnd vmbkommen mußte, zum Exempel allen denen, die Gottes Wort vnd seinen heyligen Namen mißbrauchen vnd auff ander Narrenwerck deuten.

51) Von den beyden Abgöttern Sole vnd Crodone. [3])

Der Abgott Sol, so in der alten Stad Soltwedel gestanden und den die Heyden in diesen Landen angebetet, war ein halb Mensche, trug in beyden Henden vor der Brust ein gros Rad mit brennenden Flammen vnd hatte einen breyten Kopff mit gelben glentzenden Stralen zum Zeichen, daß er solte einen Schein geben, damit sich Jederman darin besehen köndte. Der Abgott Crodo hat ohne Zweifel den Namen vom Griechischen Κρόνος, das ist Saturnus, also daß der Buchstabe R in D verwandelt vnd der letzte Buchstabe davon hinweggeworffen worden.

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 104.
[2]) Nach Angelus S. 400.
[3]) Nach Angelus S. 32.

Es ist aber dieser Teuffelßkopf, so zu Gardeleben gestanden vnd von Carolo Magno gleich dem Abgott Sol zerstöret worden, also gestalt gewesen. Ein alter vnd magerer Mann hat auff einer Seulen mit barem Haupt vnnd bloßer Brust auf einem Barßfisch mit spitzigen gestreubten Fischfedern gestanden. Ist nur mit einem leinen weißen Kleide angethan vnd darüber mit einem schwebenden Fechel begürtet gewesen. In der rechten Hand hat er gehalten einen Eymer mit Wasser, Rosen vnd andern Früchten, in der linken Hand hat er ein Rad geführet.

Dieses Bildnis vnd Abgotts Bedeutung ist zweyerley. Etliche sagen, daß er auff der Seulen stehe, bedeute, daß alle, die ihn ehreten, wolten auff festen Füßen stehen. Daß er barfuß auff dem Barßfisch stehe, solle bedeuten, daß sie lieber barfuß auff scharffen Schermessern gehen, als sich Jemand zu eigen ergeben solten. Dann der leinen Schortz solte eine Anzeigung sein, daß sie von ihrem Gotte Saturno her frey weren vnd sich gegen ihre Verfolger, gleich wie der Barsch gegen den Hecht streuben vnnd aufflehnen solten. Das Radt solt bedeuten, daß sie sich gleich wie ein Radt in einander schließen vnd zusammen halten solten. Das Wasser im Eymer solte bezeichnen, daß dieser Abgott were eine vrsache der Kälte, die Rosen, daß er were ein fruchtbarer Brun der Früchte, denen so seine Macht darumb anruffen, daß die Kelte ihren Früchten nicht schadete.

Andere geben diese Bedeutung. Durch die Blöße des Haupts vnnd Hertzens, sagen sie, haben die alten Heyden dem Bilde vnnd Gottesdienst Saturni nachgeschlachtet, vnnd zugleich daneben anzeigen wollen, daß jhm als einem Gotte mit entblößtem Haupte vnnd aller Reuerentz auch vnuerdecktem vnd vnerhobenem Hertzen solle gedienet werden. Durch die freyschwebende Kleidung vnnd Fechel erinnerten sie sich jhrer Freyheit, darfür sie mit darstreckung Leibes vnnd Gutes streiten, vnnd sich wider jhre Feinde, gleich wie der Barsch gegen den Hecht, streuben vnd wehren solten. Dazu denn von Nöten, daß sie gleich wie ein Radt sich in einander fölgerten, in einen Bund schlössen, vnnd für einen Mann zu Hauffe hielten, wie durch das Radt in der linken Hand erinnert ward. So vermahnete sie auch das weiße vnnd mit dem Fechel oder Bande vmbschürtzte Kleid, daß sie in ihrem Verbündniß vnnd Freundschafft rein, ohne Flecken, Betrug vnd Falsch sein, vnnd vnaufflößlich zusammenhalten solten. Der Eymer aber mit Wasser, Rosen vnnd andern Blumen vnnd Früchten gefüllet, bedeute, daß Saturnus vnnd Crodo wohl ein Ursach der Kelte (wie denn der Planet Saturnus gemeiniglich Kelte bringt) aber dennoch ein Gott der Fruchtbarkeit were, der die blüende Rosen vnnd andere Früchte wachsen ließe, darumb man jhn vmb gut gedeyen aller Früchte vnd für Abwendung schedlicher Kelte anruffen vnd ehren solte.

52) Von dem Wendischen Abgott Trigla, der vorzeitten in diesen Landen ist geehret vnd angebetet worden.[1])

Der wendische Abgott Trigla, sonst auch Triglaff vnnd Triglatt genennet, ist ein dreyköpffiger Gott gewesen, der vor Brandenburg in der Kirchen S. Marien auff dem Harlungerberge gestanden. Sabinus im Tractetlein von

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 309.

der Stadt Brandenburg giebt davon diesen Bericht vnd saget: Vor Zeiten war in dieser Kirchen nemlich auf dem Harlungerberge ein dreykôpffichter Abgott, TRIGLA genandt, den die Wenden höchst geehret haben. Es war aber ein Bildnüß der Abgöttin Dianä. Denn der Griechische Scribent Eustathius meldet, daß die Diana ehemals sey Trigla genennet worden.

Man hat aber solchen Abgott nicht allein hie zu Lande vnnd sonderlich zu Brandenburg geehret, sondern die Wenden in Pommern zu Stettin, zu Grimm in Meissen, in Mechelburg vnd in Rügen ꝛc. haben solches ebenso wohl gethan vnd sein Bildnüß bey sich gehabt, wie die Historien außweisen. Valentinus von Eickstädt, weyland Hertzog Philippi in Pommern Cantzler, schreibt von der Stettiner Trigla also: Der fürnehmbste Stettiner Abgott ist damals gewesen Trigeloff mit dreyen Köpffen, daher er auch genennet worden. Diesen haben sie gar höchlich geehret als einen Gott des Himmels, der Erden vnd der Höllen; da sie aber zum christlichen Glauben gebracht worden, haben sie diesen jhren Abgott S. Otten geschenckt, der jhn ferner dem Bapst Honorio zugeschickt. D. David Chyträus in Prooemio Metropolis helts dafür, daß die Wenden von etlichen jhren Landßleuten, so in Italia vnd Affrica gekrieget, etwas von der heiligen Dreyfaltigkeit gehöret, vnd daher dieselbe in diesem Abgott haben abbilden wollen.

53) Von dem Ursprung des Namens der Stadt Havelberg.[1])

Der erste Bischoff zu Havelberg hat Vdo geheißen, wie beyde der Stiffter vnd Bischoff in folgenden Versen, so (lateinisch) im Havelbergischen Stiffts-Chronico vnd auch beim Chytraeo zu finden, namenkündig gemacht werden.

Ey nun du Kirche löbelich
Zu Havelberg hinfurt frew dich,
Vnd für die große Wohlthat all
Sag lob Gotte im Himmelssaal.
Vorzeiten hastu geehret zwar
Plutonem, Ben vnnd Triclaff gar:
Jetzt abr (Gott lob) du worden bist
Ein klerte Kirch des HErrn Christ.
Der Harlunger König weiland hat
Mit Mawren befestigt die Stad.
König Carlus hat dich belehrt,
Erhoben vnd auch sehr geehrt.
Otto das Bißthumb hat gestifft,
Vnd es mit viel Gütern begifft.
Sanct Norbrecht hat dir angezeigt,
Wie du dich halten solt jederzeit,
Da er dich als eine schöne Braut,
Weiß angezogen vnd getaufft.
Du edel Kirch, die du vor alln
Geadelt bist nach Gottes gfalln,
Gar köstlich du fundiret bist,
Vnd stehest auff das allerbest.
Derwegen Gott dem HErren dein
Sag Lob vnnd Danck von Hertzen sein,
Das er dir solche gros Wohlthat
Erzeigt vnd mitgetheilet hat.
Erheb dichs nicht, sondern schaw an,
Was für Bedeutung hab dein Nahm:
Denn Hauelberg zu dieser Frist
Vom Wasser vnd Berg du gnennet bist,
Wenn mirs wolgeht, schaw an das Thall
Vor dir, demütig dich vbrall.
Der Flus auch, der vor dir leufft vbr,
Vnd nicht zurücke kömpt herwidr,
Schaw an, vnd bdenck die bedeutung wol,
Die man von ihm behalten soll:
Nemlich daß die jtzt gros glück han,
Den kome bald ein Vnglück an.
Wirstu gewar, daß vberlaufft
Der fluß, so seh gen Himl hinauff

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiac. S. 48.

Vnd zweiffel nicht, denn du bist fest
Auffn Felß gebawt auffs allerbest.
Der Keyser in dir verordnet hat,
Aus hohem bedenckn vnd weisen Raht,
Bischoff Vdonem, der da solt
Predign das Euangelium hold
Den Christgleubigen ingemein,
Doch sonderlich den Slauen rein.

54) Der Teufel geht in Brandenburg auf der Gasse herum. [1])

Im Jahre nach Christi Geburt 1551 ist der Teuffel an vielen Oertern der Marck Brandenburg deß Nachts sichtiglich auff den Gassen vmbgegangen, hat an den Thüren angepocht, hat offt weiße Kleider angetragen, ist mit zur Leichen gegangen vnd hat sich trawrig gestellet, hat auch offt andere Geberde getrieben, vnd die Leute erschrecket.

55) Der Teufel kommt zu Gaste. [2])

Vmb Michaelis des Jahres 1583 sind jhrer zween gute Freunde fürnehmes Geschlechts an einem Orte der Marck Brandenburg zusammen gewesen vnd haben bis in die Mitternacht hart gezecht, also daß sie fast nicht mehr haben hineinbringen können. Endlich ist der Teuffel in eines Menschen Gestalt zu jhnen gekommen vnd hat sich zwischen jhnen niedergesetzt. Da sie nu erschrocken vnnd gar zu stummen Fischen geworden, hat sie der Teuffel erschrecklich angefahren vnd gesaget: na, trincken wir nicht einmal herumb? Das ist eine warhafftige Geschicht vnd solte billich alle Christliche vnd Ehrliebende Leute von langem vnd vollem Sauffen abhalten.

56) Historia von der Jüden erschrecklichen Vbelthat, die sie in der Mark Brandenburg an einer consecrirten Hostien vnd an etlichen Christenkindern begangen, auch was sie darüber haben leiden müssen. [3])

Am Mitwoch nach Liechtmessen oder nach dem Fest der Reinigung Mariä des Jahres 1510 in der Nacht ist einer in die Kirche des Dorffes Knoblauch, welches im Hauellande ligt, gestigen, hatt das Ciborium oder Sacramenthäußlein erbrochen, daraus eine kupferne vergüldete Monstrantz vnd zwo consecrirte Hostien in einem Messingen Büchßlein gestolen vnn weggebracht. Solche vnchristliche erschreckliche That ist am dreyzehenden Tage Februarij an den Churfürsten von vielen glaubwürdigen Leuten gelanget, welcher denn dieselbe als ein löblicher hochberühmbter Liebhaber Gottes des Allmechtigen vnd seiner heiligen Sacramenten mercklichen zu Hertzen genommen vnd darauff in allen seiner Churfürstlicher Gnaden Landen vnd Städten ernstliche Beschaffung gethan, gute Achtung, beydes auff Christen vnd Jüden zu haben, ob sich solche gestolene Monstrantz vnnd sonderlich die Hostien bey jemand ereugen würden, daß mans alßdann von Stund an seiner Churfürstl. Gnaden anmeldete.

Darauff sind im Stadtgraben zu Bernaw am funffzehenden Tage gemeltes Monats bey dem Scheunenthor etliche Stücke von der obberürten gestolenen Monstrantzen gefunden worden, die andern Stücke aber zerstrewet,

[1]) Nach Angelus, Annales Marchiae S. 345.
[2]) Nach Angelus S. 394.
[3]) S. Angelus S. 269 ꝛc.

etliche weit von der Stadt, auch etliche inwendig der Mawern: die dann der Bürgermeister daselbst zu Bernaw vnd etliche Rechtsverwandten auffgehoben vnnd verwahret haben.

Dieweil aber einer, mit Namen Paul Frohm, ein Kesselbüsser zu Bernaw, in einem Gäßlein, Hagen genandt, nahe gegen der Maweren, dahinter die großen Stücke der Monstrantzen im Graben gefunden worden, wonhafftig, sobalde der Diebstal vnnd Kirchenbruch erschollen, entwichen vnd weil er auch sonst eines verdächtigen leichtfertigen Lebens gewesen vnd man auch das Creutz, so auff der Monstrantzen gestanden, sonsten bey jhm vnd in seiner Hand gesehen (weil ers einem Thorwächter vnd Wagner daselbst gezeiget vnnd es jhm vor einen Wagen hat geben wollen), ist er dadurch verdacht vnd berüchtiget worden.

Wiewol nu gedachter Kirchenbrecher Paul Frohm, sobald das Gerüchte deß begangenen Kirchenbrechens vnnd Diebstals außgerissen, geflogen, vnnd sich der Stadt Bernaw etliche Monat lang enthalten, so ist jhm dennoch unmöglich gewesen, als er hernach zum öfftern bekandt, sich der Stadt lenger zu eußern vnd zu enthalten, sondern sein eigen Gewissen, welches ein stettfressender Wurm ist, hat jhn also gedrückt, genaget vnnd gefressen, daß er endlich gen Bernaw wiederumb hat kommen müssen, damit er seinen verdienten Lohn wegen seiner begangenen Mißhandlung empfangen möchte. Ist demnach am Sontage, welches damals der ander Tag deß Monats Juny gewesen, auff den Abend gar spät in Sanct Georgy Hospital vor Bernaw eingekehret, vnangesehen das jhm den vorigen Abend zu Bötzaw vnd Liebenwalde von etlichen angezeiget worden, wie ein böß Gerücht vber jhn gienge, daß er die Hostien sampt der Monstrantzen solte gestolen haben, vnd wo er sich dessen schuldig wüste, daß er sich der Stadt enthalten vnd dieselbe mit dem Rücken ansehen solte. Deß Montags darnach ist er in die Stadt gangen, da jhm denn die Stadtdiener bald auff den Dienst gewartet, jhm auf heißen Fuße nachgefolget biß in sein Haus vnd jhn gefänglich angenommen vnd eingezogen. Da das geschehen, hat er alsbalde frey öffentlich vnd vngemartert bekandt, daß er deß Mitwochs nach Liechtmessen in die Kirch zu Knoblauch gestiegen vnd mit eynem Lotheysen das Ciborium auffgebrochen vnd daraus zwo consecrirte Hostien in einem messingen Büchßlein vnd eine küpfferne vergüldete Monstrantzen gestolen vnd weggetragen hatte. Als er aber auff diß sein eigen bekendtnüß weiter gefraget worden, wo er denn die consecrirte Hostien gelassen, ist auff das Mal seine Antwort gewesen, er hette beyde Hostien zu sich genommen vnd hette sie vernützet. Dabey es denn die von Bernaw damals haben wenden lassen. Doch haben sie solches Herrn Hieronymo, dem Bischoff zu Brandenburg, als den rechten Oberherrn deß Dorfes Knoblauch vnnd warhafftigen Ordinario, anzeigen lassen, mit Erbietung, daß sie dem Bischoffe oder seine Anwalden gegen Paul Frohmen vmb der bösen begangenen That halben, rechts verhelffen wolten.

Diß Erbieten deß Rahts zu Bernaw hat Heinrich von Betschitz, deß Stiffts zu Brandenburg Hauptmann, zu Danck angenommen, vnnd ist bald hernach, den neundten Tag Junij kommen, vnd hat auff alle vorermelte vnd andere geschehene Indicia, Confessiones vnd dergl. von Paul Frohmen wissen wollen, wo er die Hostien gelassen, sintemal jhm nicht zu glauben stunde, daß er die heiligen Hostien zu seiner sündlichen Vernützung gestohlen hette.

Da man jhn darauff mit dem Scharffrichter gedrewet, hat Paul Frohm von Stund an mit klaren vornemlichen Worten außgesagt vnd nicht allein in der Pein, sondern auch vielmals hernach frey vnd ledig in Gegenwart des Hauptmanns, Bürgermeisters vnd Rahtmannen zu Bernaw bekandt, wie er in die Kirch zu Knoblauch gestiegen, die Hostien vnd Monstrantze heraus gestolen, vnd die eine Hostie zu sich im Munde genommen, vnd vernützet, die andere aber habe er balde den folgenden Donnerstag Salomon Juden zu Spandaw vmb neun Märckischer Groschen verkauffet, die jhm Salomon mit eitel Berlinischen Pfennigen bezahlet, welche er von jhm empfangen vnd zu seinem Gefallen wiederumb außgegeben hatte. Hat auch sonderlichen bekandt, so bald er die eine Hostien in seinen Mund genommen vnn vernützet (welches im Felde bey dem Dorff Stacken, eine halbe Meil wegs von Spandaw geschehen) da sey es Alles vmb jhn her gantz dunckel vnd finster worden, also daß er bey einer Stunden von der Städte nicht habe kommen mögen.

Solche vorangezeigte begangene That, Indicia vnd Confessiones vnd sonderlich wie Salomon Jude die eine Hostie zu sich gekaufft vor neun Märckischen Groschen, ist abermal an hochgemelten Churfürsten zu Brandenburg durch ein offenbar Gerüchte vnd andere glaubwürdige Leute gelanget, darauff denn jhre Churf. Gnaden aus sonderlicher Liebe, so Jhre Churf. Gnaden zu Gott vnd dem hochwirdigen heiligen Sacrament gehabt, gedachten Salomon Jüden gen Berlin hat bringen vnd jhn vnnd Paul Frohmen gegen einander verhören lassen. Da haben sie alle jhre begangene Vbelthaten bekandt, ein jeglicher insonderheit, als Salomon Jude, daß er die eine Hostien, am Donnerstag nach Mariä Liechtmessen gekaufft vnnd jhm dafür neun Groschen an Berlinischen Pfennigen bezahlet hette, vnd das Paul Frohm die consecrirte Hostien in einem kleinen Messingen Büchßlein zu jhm gebracht vnnd jhm die Hostien aus dem Büchßlein vberantwortet, aber das Büchßlein bey sich behalten hette. Es hat auch Salomon Jude weiter bekandt, wie er die Hostien vor sich auf ein Tischtuch geleget, mit Messern darein gehawen vnnd gestochen, auch mit lästerlichen Worten geflucht vnd geschmehet vnnd wiewol er durch viel Arbeit die Hostien seines Gefallens nicht habe zerbrechen mögen, so sey sie doch in dem letzten Stich in Stücklein von einander gesprungen vnnd als er solches gesehen, sey er hertzlich erschrocken vnd bekümmert worden vnd habe sich vnterstanden, eine Particel zu vernützen, aber weil jhm solches vnmöglich gewesen, habe er aus weitern Bedencken zwey Particel genommen, vnnd jedes in ein blechen Büchßlein eines Daumens lang geleget, das Büchßlein mit einem ledern Beutel vberzogen vnd verpitschiertet vnd die eine Particel Jacob Jüden mit Schmoll seinem Sohn gen Brandenburg, die andern auch also verwaret durch einen, Salomon Heller genandt, Marx Jüden gen Stendal in der alten Marck geschickt.

Durch diß bekendnüß des Salomon Jüdens ist der Churfürst verursachet worden, alle Jüden in seinen Landen vnd Städten anzunemen vnd biß zu ferner Erkundigung der Schuldigen gefänglichen zu enthalten vnd wol zu verwaren. Welches auch also geschehen.

Weiter hat Salomon Jüde bekant, daß er die dritte Partikel, die er nicht hat vernützen können, nirgends habe verwaren mögen, dieweil er in Sorgen gestanden vnd gedacht, ob er sie gleich in ein Fewer würffe, daß sie doch wieder daraus sprünge, oder in ein Wasser, das sie doch auffschwimme,

dadurch denn hernachmal sein begangene Missethat möchte an den Tag kommen. Derwegen so habe er endlich dieselbe Partickel in einen reinen Weitzenteig mit Wasser gedrückt, aber so balde das geschehen, sey der Teig roth worden, dessen er abermal zum hefftigsten erschrocken. Habe aber nichts desto weniger einen Kuchen daraus gemacht, denselben in ein Backofen, darinnen kein Fewer noch Kolen gewesen, nach allen andern Kuchen geschoben, vnd habe darauff im Ofen einen gar schönen hellen Glantz vnd sonderlich vber demselbigen Kuchen zu zweyen Mallen ein feuberliches kleines Kindlein schweben sehen. Darumb er denn solchen Kuchen sonderlich wol verwahret in die Synagog gehangen, der auch an demselben Ort, wie er angezeiget, also befunden worden.

Mitlerweil hat der Chur- vnd Landessfürst Jacob Jüden vnd Schmol seinen Son vnd Sloman jhren Rabbi von Brandenburg holen lassen. Als aber Jacob Jude in der alten Stadt Brandenburg angekommen vnd im Gefängnüß vber Nacht gesessen, hat er deß nechsten Tages hernach zu Martin Bellin, dem Bürgermeister derselben Stadt geschickt vnd jhn vmb Gottes vnd Marien Willen bitten lassen, daß er zu jhm kommen wolte, denn er hette mit jhm zu reden, daran der gantzen Christenheit gelegen sey. Es hat sich auch gedachter Bürgermeister vber jhn erbarmet vnd ist selb drite zu jhm vor dem Kerker kommen. Da hat jhm der Jude vermeldet, wie er die vergangene Nacht so ein schön Gesicht gesehen, dauon das gantze Gefengniß, darinnen er sesse, so klar vnd licht worden sey, daß er auch mit seinen Augen in solchen klaren Schein nicht mehr hette sehen können, sondern hette seinen Mantel vmb sein Haupt schlagen müssen. Nach einer Weile aber hette er den Mantel wieder auffgethan, vnd eigentlich auff einer jeden Seiten des Fensters im Gefengnüß vier schöne Jungfrawen gesehen vnnd sonderlich sey eine mitten im Fenster gestanden, die noch viel schöner denn die andern gewesen, mit vielen schönen Sternen gekrönet, daß er auch nicht anders gedenken können, denn das es Sanct Maria muste gewesen seyn. Hat auch darauff den Bürgermeister mit höhestem Fleiß gebeten, er wolte jhm zum Sacrament der heiligen Tauffe vnd zum heiligen Christlichen Glauben behülfflich seyn. Es hat aber Merten Bellin deß Juden Worten keinen Glauben geben wollen, sondern hat zu jhm gesaget, daß er berüchtiget sey, daß er das heilige Sacrament empfangen vnd damit gar schmehlich solte vmbgegangen seyn vnd solte es gar nicht dafür halten, daß er sich mit diesen oder dergleichen Worten retten möge, sondern solle wissen, daß der Scharffrichter in zweyen Stunden kommen vnd jhn mit der Schärffe fragen werde. Darauff Jacob Jude diese Antwort gegeben: hette er etwas verdienet, so wolte er auch dafür leiden. Er sage aber bey seinen höhesten waren Pflichten, daß jhm solch Gesichte also vnd nicht anders widerfahren sey vnd bitte noch fleißig, er wolle ihm zur heiligen Christlichen Tauffe vnd Glauben helffen, denn er sey nu drey Jahre damit vmbgangen, daß er sich gerne hette wollen täuffen lassen, vnd habe der Christen Essen vnd Trincken niemalß gemeidet, aber sein Gebrechen vnd Nahrung hetten ihn bißhero zurückgehalten. Es hat es aber der Bürgermeister Merten Bellin dabey wenden vnd den Jüden mit der Pein fragen lassen. Desselbigen Tages gegen den Abend hat der Raht zu Brandenburg Jacob Jüden mit eysern Ketten vnd andern Banden am Halse, auch an Beinen vnd Händen vnnd mit einem guten Daumenstock,

daran sonderlich zwey Schlösser gewesen, wol verwaren lassen vnd jhn auff einem Wagen nach Berlin geschickt. Vnterwegen, als sie mit jhm in einen langen Wasserfurth bey dem Dorffe Rossaw kommen, hat der Jude den Knecht, so neben jhm geritten, zu sich geruffen vnd gesaget, daß die edle Mutter Gottes Maria bey ihm were, die hette jhm den Daumenstock abgenommen. Wie nu die Knechte gesehen, das des Juden Hände frey vnd ledig gewesen, sind sie hart darüber erschrocken, fürnemlich weil sie die Schlösser vnnd den Stock geschlossen gefunden.

Der Jüde hat angezeiget, daß Maria die Mutter Gottes für jhm stände, ob sie dieselbe nicht sehen. Deßgleichen hat er auch den Pfarrherrn zu Rossaw, der in einem andern Wagen ohngefehr hart hinter ihm gefahren, zu mehrmalen gefraget, ob er nicht die schöne Jungfraw in dem Furth sehe dahin gehen. Sie haben aber alle gesagt, daß sie nichts sehen. Der Stadtdiener aber hat den Daumenstock wiederumb auffgeschlossen vnd denselben Jacob Jüden mit sonderlichem Fleiß wieder angelegt, vnd auffs Härteste wieder angezogen, auch die Schlösser eigentlich vnd wol zugedrückt vnd geschlossen.

Bald hernach als sie vor das Dorff Tremmen kommen seyn zu der wüsten Capell, auff dem Berge daselbst gelegen, hat Jacob Jüde den Dienern abermals angesaget vnd mit seinen Händen beweißliche Anzeigung gethan, daß er von Marien der reinen Jungfrawen abermals vom Stocke vnd den Schlössern erlediget sei. Dessen der Diener noch mehr erschrocken in Betrachtung, wie fleißig er jeden Daumenstock wiederumb angeleget vnd hat doch denselbigen Stock vnd Schlösser geschlossen, vnuorsehret vnd wolverwaret gefunden. Der Jüde hat jhm je mehr vnd mehr von der h. Jungfrawen gesaget, auch angezeiget, wie sie jtzunder vor jhm gehe zu der Capellen vnd in der Capellen, welche aber der Diener nicht hat sehen können.

Von diesem Gesichte hat hernachmal Jacob Jude vor vnd nach der Tauffe vielen Geistlichen vnd Weltlichen, Prelaten, Graffen, Herren vnd Bürgern vnd andern guten Leuten zum Offtern gesaget, wie er Mariam erstlich im Gefängnüs zu Brandenburg, hernach im Furth vnd fürs Dritte vor der Capellen vber Tremmen gesehen vnd wie sie jhn vom Daumenstock zu zweyen vnterschiedlichen Zeiten erlöset hatte.

Am dreyzehenden Tag des Monats Juni hat Jacob Jüde wiederumb in Gegenwart vnd auff Ermahnen vieler redlicher Personen, sowol Weltlichen als Geistlichen die vielberürte Anzeigung vnd Bekentnüß, so er zuuor in vnd außerhalb der Pein außgesagt, reiteriret vnd wiederholet, auch an den Enden, da er sich keiner Peinlicheit mehr zu fürchten gehabt.

Nemlich daß Salomon Jude von Spandaw jhm mit seinem Sohn Schmol genandt, die eine Particel des heiligen Sacraments in einem blechen Büchßlein mit einem ledern Beutel vberzogen, verpitzschieret zugeschickt, welches er auch von seinem Sohn also empfangen. Vnd wiewol er etliche Zeit mit Schloman Juden jhrem Rabbi in Vnwillen gestanden, so habe er jhm doch solch Thun nicht verhalten wollen. Darnach hat er bekandt, daß sie solch Sacrament aus der Büchsen genommen vnd auff einen kleinen fichten Tisch zweyer Spannen breit vnd anderthalb Ellen lang geleget vnd mit einem Weidemesser zweier Spannen lang, mit Birnbäwmenschalen darauff, einmal gehawen, da denn von Stund an soviel Bluts herausgeflossen, daß man

einen Finger dauon hette können naß machen. Vnd hierbey seien auch gewesen Isaac Jüde der alte, Schmol vnd Nathan, beyde Jacobs Söhne, deren ein Jeder auch dazumal darum gehawen vmb gestochen. Ferner hat Jacob Jüde bekandt, daß er die Particel der Hostien dem Rabbi Schloman Jüden vberantwortet hatte, welcher es eine halbe Ellen lang auff den Tisch geleget, vnd zween Stiche vnd Hiebe darein gethan hatte mit dem angezeigten Weidemesser vnd sey soviel Bluts, als in einer Nußschalen gehen mag, mildiglich auffm Tische dauon geflossen, aber die Hostien sey dennoch unuersehret blieben. Obwol aber Jacob Jude vnd der Rabbi Schloman daran gewaschen, so hetten sie dennoch das Blut nicht können herabbringen. Derwegen so hatte Schlomann ein Stücke zweyer Finger breit, darauff das Blut, so aus dem Particel geflossen, mit seiner Barthen aus dem Tisch gehawen. Item Jacob Jude hat gesagt, daß er das Particel des Sacraments wiederumb in die blechen Büchsen mit dem Leder vberzogen gethan vnd zusampt dem Stück vom Tische mit dem Blute Schloman vberantwortet, der hatte jm zugesaget, er wolle es Meyer Jüden gen Osterburg bringen, wie denn auch geschehen. Desselbigen aber hatte Meyer vnd der Rabbi zu Osterburg, mit Namen Joseph, empfangen vnd bewaret, biß auff den Freitag nach Pfingsten. Als aber Meyers Sohn, mit Namen Isaac, seine Hochzeit vnd Beylager am gemelten Freytage gehalten, da hatte Meyer Jude die Particel, so noch in jrer Substantz gantz gewesen, vnn auch das Stücke vom Tische mit dem Blut in der Mittagsmalzeit vor die Jüden getragen, als nemlich vor Wendel Jüden seinem Vater, Isaac seinem Sohn, Hertzen Moschen vnd Jost seine Diener, Joseph dem Rabbi vnd Seligman Jüden, alle zu Osterburg wonhafftig; Schloman von Brandenburg, Dauid, Abraham, Hans, Schmol vnd Josepff von Werben, Mendle von Rawen, Jacob vnd Dauid von Gardeleben, Schmol von Perleberg, Mosche von der Kyritz, Benedictus von Stendal, Mosche von Pritzwalck, Mosche vnnd Abraham von Lentzen, Meyer von Spandaw vnd Schimel von Wüsterhausen. Welche dann allesampt auff einem Tische in die Particel mit Messern vnd Pfriemen gestochen, daraus abermal das Blut mildiglich gangen. Letzlich hat Jacob Jude bekandt vnd außgesaget, daß Meyer zu Osterburg gedachtes Particel wieder zu sich genommen, vnd als er seine Zeit vnd Raum ersehen, am selben Freytage, zusampt dem Spahn in seinem Hause in Beyseyn Schloman vnd Josephs, der Jüden Rabiner, vnd Mendle seines Vaters, begraben, aber nicht lange hernach hatte er die begrabene Sachen wiederumb auffgegraben vnd dieselbe mit einem andern Juden weiter nach Braunschweig den Jüden zugeschickt.

Salomon Jude von Spandaw hat bekand, daß er die dritte Particel des heiligen hochwürdigen Sacraments (wie mans zur selbigen Zeit genennet) durch Salomon Heller dem Marx Jüden zu Stendal in einem blechen Büchslein, mit sehmischen Leder wie das erste vberzogen, zugeschickt hatte, welches auch Marx Jüde also empfangen: wie denn auch hernach Marx Jüde selbst bekandt vnd außgesaget, der denn auch weiter vermeldet, daß sie vnd neben jm Benedictus, Salomon, Beyer, Mosche von Kyritz vnd Joseph von Seehausen, ein Jeder in dieselbe Particel mit Messern auff seinem Tische viel Stiche gethan vnd sonst auch gehawen hatten, vnnd daß auch diese Particel viel Blut von sich geben hatte.

Zudem so haben die boßhafftigen vngetrewen Jüden außgesaget vnd be-

kandt, daß sie aus sonderlicher Begierlicheit nach Menschen Blut etliche vnschuldige Christenkinder zu sich gekaufft, grewlich gemartert vnd letzlich vom Leben zum Tode gebracht hatten. Als zum ersten haben sie bekandt, daß Salomon Jüde, Jacob, Aaron, Levi, Jsaac, Mosche der Rabbi vnd Jacob Jüde der Schlechter, alle zum Berlin wohnhafftig, ein Christenkind vnd Knäblein, drey oder vier Jahr alt, von einem frembden Christenmann ohngefehr vor zehen Jahren vmb zehen Gülden abgekaufft, welches Kind sie nachmals in einem Keller auff einen Tisch geleget, jhm die Adern, darinnen das meiste Blut zu seyn pfleget, auffgestochen vnd ihm auch letzlich die Gurgel abgeschnitten, das sie davon ein Nössel Blutes bekommen. Darnach haben Meyer von Osterburg, Benedictus vnd Marx von Stendal, Elias von Tangermünde, Abraham vnnd Joseph von Kyritz, Grote, Jacob vnd Mosche von Lentzen, David von Gardeleben, Mosche von Havelberg, Mosche von Pritzwalck, Mendle von Nawen, vnnd viel andere mehr bekandt, daß sie vor acht Jaren auff Martini, als sie zu Werben bey einander versamlet gewesen, daselbst zu Werben ein Christenkind von vier Jahren vmb zehen Gülden gekaufft, welches Kind jhnen ein Jude aus Böhmen zugebracht, dem hatten sie im Keller die Medianader geschlagen vnd es mit Nadeln vnd Pfriemen gestochen, jhm auch den Halß abgeschnitten, vnnd es also jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht, davon sie auch ein Nössel Bluts bekommen. Mehr haben Jacob Jüde vnd seine Söhne Schmol vnd Nathan vnd Michel Monalt bekandt, daß sie im 1509. Jahr auff Ostern ein Christenkind von einer Bäwerin zu Brandenburg vmb 24 Groschen gekaufft vnnd ihm daselbst allein vmb deß Bluts willen den Hals abgeschnitten. Auch haben die verstockten Jüden, als nemlich Meyer vnd Jsaac sein Sohn, vnd Michel seiner Tochter Mann, Joseph der Rabbi, Schloman, Hertze vnd Mosche, Meyers Diener, Abraham Jude von Werben, Joseph von Seehausen, Jacob vnnd Abraham von Gardeleben, Mosche von Lentzen vnd viel andere mehr bekandt, daß sie in diesem tausend fünffhundert und zehenden Jahr vier oder fünff Tage nach Ostern ein Christenkind, ohngefehr fünff Jahr alt, gekaufft vnd zu Osterburg in Meyer Jüdens Haus, in der Synagoge jhm die Adern gelassen, es mit Nadeln jämmerlich gestochen, jhm den Hals abgeschnitten vnd es also getödtet.

Zum letzten haben Mosche von Pritzwalck, Schloman, Jacob vnd Goß von Brandenburg vnd Schmol von Plawen ꝛc. bekand, daß sie im vergangenen tausend fünffhundert vnd neundten Jahr auff Reminiscere ein Christenkind von fünff oder sechß Jahren zu sich gekaufft vnd demselben zu Brandenburg die Adern gelassen vnd ihm ferner den Halß abgestochen.

Es haben auch etliche Jüden angezeiget, warumb sie also die consecrirte Hostien an sich zu bringen pflegen, nemlich daß sie die Christen hiedurch verachten, Christum schmehen vnnd Wunderwerck davon sehen wollen. Aber der vnschüldigen Christenkinder Blut musten sie haben zu ihren Kranckheiten, als zu jrem Blutgang, vnd vielen andern Kranckheiten, denn sie machtens mit Paradißäpfel, Honig vnd Jngffer ein, damit sie es also erhalten vnnd allzeit haben kunnten, weil sie es gar nicht entrahten möchten. Auch würden sie dadurch in jhrem Gemühte etwas grimmiger vnnd hitziger wider die Christen.

Dieweil aber offenbar vnd am Tage, daß Paul Frohm in die Kirche zu Knoblauch gestiegen, zwo consecrirte Hostien vnd die Monstrantz daraus

gestolen, darinnen auch sein Lotheysen vnd Messer gefunden, dergleichen sein vnd Salomon Jüdens eintrechtige Bekentnüß, auff welchen Tag vnd Stunde, auch wie thewer er jhm die Hostien verkaufft, vnnd nu die Jüden auch bekandt hatten, wie jetzund vernommen, daß sie mit dem heiligen hochwürdigen Sacrament so erschrecklich vnd erbärmlich gehandelt vnd vmbgangen, hat der Chur- vnd Landesfürst, als ein besonderer Liebhaber der Gerechtigkeit, die Schuldigen zu straffen vnd die Vnschuldigen mit Gnade anzusehen, alle Jüden, welche in einigerlei Verdacht haben seyn können, gen Berlin bringen lassen vnnd wider die berüchtigten vnnd verdächtigen, da rechte Vermuthungen vnd Anzeigungen gewesen, befohlen, erstlich in der Güte, darnach aber mit der Schärffe nach Ordnung der Rechte vnd Gewohnheit dieser Laude zu inquiriren vnd zu uerfahren. Als man nun befunden, daß viel Juden an diesen schweren Mißhandlungen, dazu auch an vielen armen vnschuldigen gepeinigten vnnd ermordten Christenkindern große Schuld hatten, als haben jhre Churfürstliche Gnad noch zum mehren Vberfluß vnd zu Erkundigung der Wahrheit, auch zu Uermeidung deß Vnrechten etliche vornehme gelarte vnnd verständige Rähte, auch Bürgermeister, Rahtmanne, Richter vnd Schöppen beyder Städte Berlin vnd Cöln, auff dem Rahthaus zu Berlin am ersten, dritten vnd vierdten Tage Julij zu sitzen verordnet vnd Paul Frohmen vnd einen jeden Jüden seines mannichfaltigen Bekentnüß zu erinnern vnd anzuhören, ob er dabey bleiben oder solches gar oder eins Theils verendern, mindern oder vermehren wolte.

Es sein aber Paul Frohm vnd alle Jüden auff jrer vorigen Aussage vor den Verhörern vnd Notarien, auch den verordneten Schreibern vnd erbettenen Zeugen geblieben, mit freyer Bewilligung, das ein Jeder vnter jhnen solch sein Bekentnüß mit seinem Tode bekräfftigen vnnd bezeugen wolte.

Darauff hat nu der Churfürst aus hohem Raht vnd Meynung beschlossen, diese Mißhandlung zu straffen vnd hat Hansen Grackaw, dem Richter zum Berlin, gegen jhnen mit Recht aus Krafft seines Amptes auch gegebener Commission zu exequiren vnnd zu uerfahren befohlen. Dieser hat sein Gerichte mit Schöppen, Beysitzern, Aduocaten, Gerichtsschreibern vnd Zeugen am Donnerstage nach Chiliani deß Merterers besetzet vnd bestellet, dasselbe lassen beleuten, die empfangene Commission, auch die Inquisition vnd titulum inquisitionis öffentlich vorlesen, den Christen vnd die Juden mit Judenhüten frey vnd ledig, wie Rechts Sitte vnn Gewohnheit ist, vor Gericht kommen lassen vnnd daselbst einem Jeglichen, insonderheit seiner begangenen Vbelthat stückweise lassen vorlesen vnd darauff einen Jeglichen seine Antwort, wie auch vormahlen offt geschehen, thun lassen.

Am Freytage nach Margarethen hat obgemelter Richter zu Berlin sein vorangefangen peinlich Halßgericht continuiret vnd hat auff den großen Plan zum Berlin bey S. Marien Kirch, der newe Marckt genandt, drey große geraume Gestüle vnnd Palatia, eines jmmer höher denn das ander, auffrichten lassen. Auff dem obersten sind gestanden etliche hochgelahrte vnd Rechtsverständige Leute, bey denen sich Richter vnnd Schöppen, wenn es etwa Not gewesen were, Rahts hetten erholen können. Auff dem mittelsten Pallast saß der Richter mit seinen Schöppen, vnd daneben auch die Gerichtsschreibern, Zeugen vnd Procuratores. Auff dem vntersten wurden Paul Frohm vnd alle angezeigte Jüden, außgenommen jhrer zween, die das heilige Sacrament

der Tauffe empfangen hatten, zugleich mit gelben vnnd weißen spitzigen Hüten geführet, die auch mit jhrem Jüdischen Gesange vor Gericht kamen.

Als solches Alles geschehen vnd die Jüden nach einander sind vorgestellet worden, hat der Richter den gehaltenen Prozeß gegen Paul Frohm vnd die Jüden von Anfange biß zum Ende vnd sonderlich die mannichfaltige Indicia vnnd Anzeigungen, auch jhre vnd eines Jeglichen Aussage vnd Bekentnüß zusampt der Churfürstlichen Commission ordentlich vnd öffentlich mit lauter Stimme von Wort zu Wort lesen lassen, in Beysein einer großen vnd mercklichen Anzal Geistlicher vnd Weltlicher Personen. Dieweil aber nach solcher Vorlesung Paul Frohm vnd die Juden solch jhre vorige Bekendnüß gar nicht verneinet oder widerruffen, als hat der Richter mit Vernewerung vnnd Wiederholung aller Händel vnd Acten die Schöppen vmb Recht gefraget, als nemlich nachdem das peinliche Gerichte hiebevor vnd abermal, wie Rechts Sitte vnd Gewohnheit ist, bestellet, dafür Paul Frohm vnd die Jüden ein zum andern mal öffentlich vorgeführet vnnd sich zu jhrer Aussage rechtlich bekandt, vnd mit jhrem Eyde bekrefftiget, auff solch Bekendtnüß solle vnd möge ergehen in Rechts Krafft vnd möge weiter darauff mit der Schärffe gegen jhnen in Recht verfahren werden. Darauff die Schöppen jhre Bedencken genommen vnd erstlich der elteste auff die eine deß Richters Frage, folgend der ander, vnnd der dritte ꝛc. jhre Vrtheil bedächtiglich gefunden vnd mit Erlöbung deß Richters, öffentlich in bester form vnd Weise außgesagt, wie in den weltlichen vnd peinlichen Gerichten Sitte vnd Gewohnheit ist, biß so lange das peinliche Vrtheil, wie die obberürten Vbelthäter solten gestrafft werden, dem Scharffrichter ist befohlen worden. Derselbe hat vnter andern Worten gesagt: dieweil der böse Christ sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestolen vnd verkaufft ꝛc., darumb so solte man jn auff einen Wagen binden, die Gassen auff vnnd niederführen, mit Zangen reißen vnd darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boßhafftige, schnöde vnd verstockte Jüden jre böse Mißhandlung auch zu mehrmalen vor vnd außerhalb Gerichts bekandt, darumb so solte man sie zu Pulver verbrennen, damit alle andern ein Beyspiel vnd Exempel von jhnen nemen möchten, daß sie solche vnd dergleichen Vbelthat auch nicht begehen möchten.

Darauff hat der Scharffrichter Paul Frohmen genommen, hat jhn auff einen niedrigen Wagen halb nackend gesetzet vnd seines Gefallens auff vnd angeschmiedet, durch die fürnembsten Gassen beyder Städte Berlin vnd Cöln geführet vnnd mit glüenden Zangen zerrissen.

Indem er aber mit Paul Frohmen vmbgefahren vnnd gehandelt, haben die schnöden Juden allerley Lästerungen erdacht vnd hat der eine Rabbi vnter jhnen gelesen, wie sonst ein Christlicher Prediger eine Oration lese, dazu denn die andern in jhrer Jüdischen Sprache alle mit lauter Stimme geantwortet: Amen. Vnd da sie dasselbe vollendet, haben sie alle zugleich mit lauter Stimme, wunderlichem Geschrey vnd seltzamen Geberden je mehr vnd mehr gesungen, biß sie zu der Städt deß peinlichen Gerichtes geführet vnd gekommen seyn.

Es hat dar zuvor der Scharffrichter mit seinen Helffern, deren aus eigner Bewegnüß vnerfordert viel dazu kommen, einen wunderlichen Baw zu jhrer Straff hinter dem Rabenstein zugerichtet, dergestalt vnd also. Paul Frohmen hat er allein an eine Seule mit Halßeisen vnd Banden angebunden,

vnd die Seule mit viel gutem Holtz, Reiß vnd Pech vmbleget, den Jüden aber hat er ein solch Tabernackel, dreyer Mann hoch, als starcke Röſten vber einander gebawet vnd derer jeglicher mit vielem Holtze, Stro vnd Pech ꝛc. beleget vnd auff eine jede Röſten in die Lenge vnd Breite starcke Bäume gezogen, daran er die Jüden, ein Theil auff die vnterſten, die andern auff die mittelſten, vnnd alſo förder die vbrigen auff die dritte Röſten, alle bey den Hälſen mit eyſern Banden auff vnd angeſchmiedet, alſo daß einer hat in die Höhe vnd der ander vor ſich nieder ſehen müſſen.

Als nun die Jüden alſo von den Scharffrichtern angemacht worden vnd nu haben ſollen verbrand werden, hat ein Geiſtlicher noch dem armen elenden Chriſten Paul Frohmen das Leiden vnſers Herrn Jeſu Chriſti vorgehalten, vnnd jhn vermahnet, daß er ſich deſſelben tröſten wolle: welcher es auch zu Danck angenommen vnnd ſolche Zeichen von ſich gegeben hat, daß man hat mercken können, daß er in rechter warer Rew vnd im Glauben an den gecreutzigten Chriſtum ſterben wolte. Aber etliche verfluchte vnn ſchnöde Juden haben da jre Boßheit noch nit laſſen können, vnangeſehen, daß ſie da Gottes Zorn vnn Straff vnd den jämmerlichen ſchmertzlichen Tod vor Augen geſehen, ſondern haben Gott vnd die Chriſtenheit geſchmehet vnd nach dem Crucifix, Prieſter vnd andern Chriſten öffentlich geſpyen. Daraus man genug hat mercken können, daß ſie jhrer vorigen Bekentnüß nach Chriſtum vnd ſeinen Anhang alle Tage gehöhnet: vnd ſein alſo mit einem ſchnellen Fewer dahin gefahren.

Den folgenden Sonnabend ſind die zween getauffte Jüden, als nemlich Gurgen, der zuuor groſſe Jacob von Brandenburg geheißen, vnd Paul, ſo Joſeph von Seehauſen zuuor genennet worden, auch vor Gericht geführet worden, an den alten gewöhnlichen Ort, vnd iſt gegen jhnen auch jhre Recht verfahren, wie oben mit den andern angezeiget.

Es ſind aber dieſe zween ſo wol vor dem Verurteilen als hernach, allzeit biß in den Todt bey dem Chriſtlichen Glauben blieben vnd haben alle Vmbſtehende mit groſzem demütigen Fleiß gebeten, Gott vor ſie zu bitten; haben ſich auch zu allen obenberürten Handlungen, Indicien vnd Anzeigungen wie zuuor bekandt, vnd haben ſich je mehr vnd mehr freymütig erboten, ſolches mit jhrem Tode zu bekrefftigen. Sonderlich hat Gurgen, vngefehrlich des Tages zuuor, wiewol er wol gewuſt, das er folgendes Tages hat ſterben ſollen, in Beyſeyn vieler Prelaten vnd anderer guter Leute angezeiget, wie ſchändlich ſeine Gehülffen, die Juden zu Brandenburg, mit dem heiligen Sacrament auff dem Tiſche gehandelt. Es hat auch derſelbe Gurgen, als er allbereit auff dem Rabenſtein geweſen, den Henker gebeten, das er jhm vergönnen wolte, vmbher zu gehen vnnd ſeine Notturft zu reden: welches jhm auch vergönnet worden. Darauff hat er Jederman angeſprochen vnnd gebeten, ob er Jemand erzürnet, oder ſonſt in andere Wege zu nahe geweſen, jhm ſolches zu uergeben. Item er hat auch neben dem andern getaufften Jüden alle gegenwertige Leute höchlich gebeten, ſie wolten vor Gott dem Almechtigen jhre warhafftige Zeugen ſeyn, daß ſie als rechte fromme Chriſten geſtorben weren. Sind alſo beyde geköpfft worden, denen Gott in jener Welt mit allen andern Chriſtgläubigen Seelen wolle gnädig vnd barmhertzig ſeyn. Amen.

Weil aber die obenberürten Jüden, deßgleichen auch etliche andere mehr, die mit den vnschuldigen Kindern sind bezüchtiget vnnd befraget worden, vnter andern vielen Vbelthaten bekandt, daß sie alle, soviel jhrer in einem Fürstenthumb, Lande oder Gebiete wohnen, ein Geld zusammen zu legen pflegen, davon sie die Kinder käufften, vnnd darnach, wie oben berüret, erwürgen, hat Marggraff Joachim, deß Namens der erste, Churfürst zu Brandenburg ꝛc., solche Vbelthat in seiner Gnaden Landen, so viel möglich zu verhüten, alle Jüden der Marck vnd aller seiner Herrschafften verwiesen, vnnd durch jhren Jüdischen Eyd verschweren vnd aus Fürstlicher gnad vnd angeborner Mildigkeit biß außerhalb seiner Gnaden Lande, wo ein Jeglicher hingewolt, führen vnd geleiten lassen. Zu Brandenburg im Thumb ist der Tisch, darauff die eine Partickel zu Brandenburg gestochen worden, noch vorhanden, wie auch die Messer vnd Pfriemen, item, der Kuchen, darein das eine Stück ist gebacken worden ꝛc. Man hat auch die gantze Historiam oben im Chor im Thumb an einem Spinde abcontrefehet, da es ein Jeder noch sehen kan.

Es hat auch damals einer, mit Namen Jacob Winter, ein Lied von dieser Geschicht gemacht vnd zum Druck verfertiget, welches ich (weil mans nicht viel mehr findet) dem günstigen Leser zu Gute hieher setzen wil. Dasselbige ist nu dieses, wie folgt:

Als man schrieb tausend fünffhundert vnd in dem zehenden Jahr,
Da ist ein böser Christen wol in die Marck gekommen,
Als ins Dörfflein Knoblauch ist das genandt,
Das da ist gelegen daselbst in Havelland.

Das geschah auff einen Mitwoch in einer finstern Nacht,
Deß Mittwochs nach vnser lieben Frawen Liechtmessen Tag,
Als da derselbig Christen ist in das Dorff gekommen,
Da hat er das heilige Sacrament wol aus der Kirchen genommen.

Mit einer kupffern Monstrantze, von Golde ist sie roth,
Zwo Hostien waren darinne, die eine klein, die ander gros.

Er trug sie mit sich von dannen, daß er kam allein,
Da setzte er sich nieder auff einen harten Stein,
Auff that er die Monstrantze zu derselben Stund,
Die größte von den Hostien stack er in seinen Mund.

Gott that ihm dar ein Zeichen, das nicht kleine war,
Daß er in einer halben Stunden noch höret oder sach.

Darnach gieng er gerichte gen Spandaw in die Stadt,
Der Salomon Jude auch gesessen was,
Er sprach, Gott grüß Dich Jude, ich bring Dir hier ein Pfand,
Das wil ich Dir vorsetzen oder verkäuffen nu allzu Hand.

Der Jüde sprach behende, daß ist ein kupffern Faß,
Ich rede das für ware, die Christen haben jhren Gott darein gefatzt,
Das wollt ich gerne käuffen, käuffen vmb ein Geld,
Da sprach sich der Christen, möcht es bleiben vngemelt.

Er zog jhn aus der Taschen bey dem Jüden an einem Tisch,
Ich spreche das für ware, daß das der Christen Gott ist,
Was sol ich Dir darumb geben, sprach sich der Jüde zu Hand,
Da sprach sich der Christen, siebenzehen Groschen zum Pfand.

Der Jüde sprach gar balde, das ist zu thewer kaufft,
Doch wil ich Dir bezahlen dasselbe kleine Brod,
Er zog aus seiner Taschen neun Märckische Groschen trint,
Dafür hat er gekauffet Jesum Marien Kind.

Die Christen möge betrachten vngleichen kauff,
Wer möchte den bezahlen, der Himmel vnd Erden schuff.

Der Jüde nam das heilige Sacrament, vnd warff es da auff den Tisch,
Nu wil ich von dir wissen, ob du der ware Gott bist,
Die Jüden allzumale trieben jren Spott,
Er sprach: thu mir ein Zeichen, bistu Teuffel oder Gott.

Sie haben das angespeiet, bespottet mit großem Geschrey,
Da that sich das heilige Sacrament an dreyen Stücken selbst entzwey.

Ein Theil haben sie gedrucket in ein Kuchen trint,
Sie meynten, sie wolten verbrennen Jesum Marien Kind,
Es stund ein Ofen nicht ferne, da man das Brot einbuch,
Darein setzten sie den Kuchen wol in die heiße Glut.

Nun sein auch alle Jüden in jhrem Hertzen blind,
Oben auff dem Kuchen sahen sie schweben einen schönen Jüngling.

Ein Theil haben sie geschicket zu Osterburg in die Stadt,
Da waren viel Jüden zusammen vnd hatten da eine Wirthschafft,
Sie legten das zwischen zwo Schüsseln, sie trugen das vor die Braut,
Die Juden tantzten vnd sprungen, vnd schreyen alle jauch.

Die Jüden allzumale trieben jhren Spott,
Sie sprachen, des sind wir all erfrewet, das wir haben der Christen Gott.
Sie haben das auch gen Steudal geschickt, auch gen Franckfurt am Meyn in frembde Land,
Wo das weiter ist hinkommen, das sey Gott in dem Himel bekandt.

Ein Theil haben sie geschickt gen Brandenburg in die Stadt,
Da der Jude Jüde innen besessen was,
Daß er solte schawen, auch schawen der Christen Gott,
Da huben sie an zu heben einen trefflichen Spott.

Er lies sich herbringen einen Tisch, der war nicht gut,
Darauff wolte er schawen, ob das were Fleisch vnd Blut,
Sie haben darein gehawen vnd gestochen mit Messern, klein vnd groß,
Da sahen die Juden alle, daß das Blut mildiglich daraus floß.

Ihr Christen mögt das glauben, vnd seyd das alle gewiß,
Zu Brandenburg in der Thumbkirchen möget Ihr den Kuchen schawen, die Messer vnd auch den Tisch.

Der Christe ist gekommen zu Bernaw in die Stadt,
Er trug in seinem Busen noch das kupfferne Faß,
Er warff das vber die Mauer auff einen Holunder-Baum,
Das erfuhr ein frommer Christe, Gott wolle jhm geben das Lohn.

Er ging sich vor Gerichte, da er die Herren fand,
Mit also großem Fleiße that er jhnen das bekand,
Der Christe ward gefangen, gebunden also gewiß,
Zum Berlin ward er geführet, da der edle Marggraff gesessen ist.

Da hub er an zu reden ohn eincherley Pein,
Was Gott selbst wird verhengen, das mag nicht verholen seyn.

Er sprach, jhr edlen Herren, das solt jhr wissen gewiß,
Daß das heilige Sacrament wol bey den Jüden ist,
Salomon dem Jüden hab ich dasselbe gebracht,
Thut mit mir, was jhr wollet, ich hab das wol vorbracht.

Die Herren seumpten nicht lange, sie wurden bald bereit,
Darumb so mannich Edelmann auff seinem Sattel streit,
Sie zogen mit Fleiße alle vber das gantze Land,
Sie fiengen die Jüden alle, die Jüden jung vnd alt.

Zum Berlin wurden sie geführet darnach auff einen Tag,
Das man acht vnd dreyßig Jüden da verbrennen sah,
Dazu denselben Christen, der ward gezogen mit Zangen heiß,
Das geschah auff einen Freytag, als ich nicht ander weis.

Zween Jüden ließen sich tauffen, die nahmen den Christen-Glauben an,
Gott habe sie in seiner Hute, die Christen vberall,
Von dem Schwerte musten sie sterben, so kamen sie dauon.

Dieß Lied hab ich gesungen zu Lob dem ewigen Gott,
Gott müsse die Juden schänden, die Mariam halten für Spott,
Die wollen wir alle loben, Mariam die Mutter seyn,
Vnd alle Gottes Heiligen, die in dem Himmel seyn.

57) Sagen von dem Einfall der Polen vnd Litthauer in Brandenburg. [1]

Im Jahre 1326 ist der König Vladißlaus von Polen mit den Litthawern vnd Reussen, die er zu Hülff genommen, in die Newe, Mittel- vnd Vckermarck gefallen vnd hat er in kurtzer Zeit vber hundert vnd viertzig Dörffer, auch wol soviel Kirchen, Klöster vnd Klausen geplündert vnd außgepochet vnd ohne den andern mercklichen Raub auch bey sechs Tausend Christen gefangen weggeführet. In welchem Zuge sonderlich die vngleubige Litthawer vnd Reussen gegen die Christen große Tyranney geübet, viel Menschen jung vnnd alt jämmerlich ermordet, Frawen vnd Jungfrawen Geistliches vnd weltliches Standes geschwechet vnd genothzüchtiget vnd andere viel mehr vnchristliche Sachen weggenommen vnd getrieben. Bey welchem sich ein Exempel oder

[1]) Nach Angelus a. a. O. S. 134.

zween zugetragen, die nicht unwirdig, dieses Ohrts zu beschreiben vnd zu mercken. Vnter den gefangenen Jungfrawen, aus denen die Bojaren, Reussische vnd Litthawische Herren die schönsten zu jhrer Lust außlaßen, war sonderlich eine vom Adel fürtrefflich schöne, vmb welche sich jhrer zween von den fürnemesten Herrn fast zanckten, auch so weit einer dem andern im Wege stunden, daß keiner ohne des Andern Tod seinen Willen haben oder volnbringen möchte. Dieses sahe ohngefehr der Litthawer Oberster Feldhauptman Dauid von Garthin, des Großfürsten Gedemini Marschalck, den verdros es sehr, daß vmb ein eingefangen Weibßbild zween so tapffere Helden (wie er sie dafür schetzete, denn das Vnrecht, so sie an die Jungfraw gar unbilliger Weise legen vnd vben wolten, achtet er gar geringe) sich selbst vnter einander verderben vnd vmb Leib vnd Leben bringen solten, legte sich bald dazwischen, sagte, sie solten jhm die Sache anheimstellen, er wolte den Hader leichtlich entscheiden. Als sie nun beyde darin verwilligten, hieb er mit seinem Säbel die Jungfraw in jhrer Gegenwart mitten von einander vnd sprach, es möchte nun ein Jeder vnter jhnen ein Stück vnd also zugleich einer soviel als der ander von der geliebten Jungfrawen heimnemen.

Ein ander Bojar vnter demselben Hauffen hatte eine schöne Jungfraw aus einem Kloster geraubt [1]), vnnd ob er wol balde mit Bitten balde mit Drewworten an jhr gewesen, das sie seinen Willen thun solte, hat er sie dennoch nicht können erweichen. Derwegen hat er sich vnterstanden, dieselbe wider jhren Willen mit Gewalt zu schwechen. Da sie nu der Gewalt zu widerstehn viel zu gering vnd schwach war, bat sie den Barbarum jtzt mit weinenden Augen, bald aber mit Liebkosen, er wolte jhrer Ehre verschonen, so wolte sie jhm dagegen eine solche Verehrung thun, dauon er sich vnter allen sterblichen Menschen wol den glückseligsten in der gantzen Welt schetzen möchte. Jenem wurden von diesen Worten die Ohren so weit, daß er aus Wunder fragete, was köstlicher Verehrung das immer sein möchte. Sie antworte jhm, es were eine bewerte Kunst, wenn sie jhm dieselbe lehrete, so köndte er die Tage seines Lebens mit keinem Waffen, Schwerd, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder versehret werden. Ob er nun wol gentzlich entschlossen war, seinen Willen zu schaffen, jedoch damit er die Kunst erst lernen möchte, verzog er sein Fürhaben vnd sagte ihr zu, sie bey Ehren zu behalten, wo sie jm die Kunst, jhrer Verheißung nach würde lehren. Es sind (sagte sie) wenig verborgene zauberische Worte, die ich dafür spreche, vnd damit Du an solcher Kunst nicht mögest zweiffeln, magstu sie an mir erstlich probieren. Jndem knieete sie für ihm nieder, segnete sich mit dem Creutze vnd betete den Verß aus dem ein vnd dreißigsten Psalmen: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum. Diese Worte verstund jener nicht, sondern meinete, es weren die starcken vnuerstendlichen Zauberwörter, darauff die gantze Kunst beruhete. Da sprach die Jungfraw ferner mit ausgestrecktem Halse, er solte nun getrost zuhawen, so würde er gewisse Prob vnd Bewehrungen der Kunst befinden. Was geschahe? Er zückte ohn ferner Hinterdencken den Sebel vnd schlug jhr mit dem ersten Streich das Haupt herab. Da sahe er allererst, daß er durch diese List betrogen vnnd sie jhre Ehre lieber als das Leben gehabt hatte.

---

[1]) Diese Sage versetzt Curaeus, Chron. Silesiae S. 8 nach Schlesien.

58) Das wunderliche Schaf zu Templin. [1]

Freytags nach Jnuocavit des Jahres 1583, welcher da war der zwey- vndzwanzigste Februarij, auff den Mittag vmb neun oder zehen Uhr, hat ein Schaff zu Templin zwey junge Lämmer gehabt. Bald hernach aber vmb ein Uhr nach Mittage hat dasselbige Schaf ein monstrum oder mißgeburt gehabt, dergestalt wie folget: es war dieß monstrum wie ein ausgestopft Paar Pumbhosen, doch inwendig nicht holl vnd war vmbgeben mit krauser Lämmerwolle, die man Schmaschen nennet, an der Farbe braunlächtig, wie junge Lämmerwolle mitbringet. Wenn mans von oben angriff vnd hielt, so hieng es an der Form gantz vnd gar als obengemelte Beingewande, aber in der Mitte hat es einen Darm als seinen Nabeldarm, dadurch es vielleicht seine Nahrung vom Schafe hatte haben können, doch etwas dicker als ein Lämmerdarm. Wenn man sie angreiff an dem Ort, da sonsten das Gewand die Knie der Menschen pfleget zu bedecken, so fühlete man in einem jeden einen großen starken Knochen, allenthalben geschickt, als wenn man Pumbhosen angriffe, darinn ein Menschenbein wäre. Zu vnterst da sich diese Kleidung an den Knien endiget, so man die Wolle bestrich, da schub sich die Haut an den Beinen etwas vber, doch war es Alles zugewachsen vnd inwendig, wie zuuor gemeldet, nicht holl. Allein wenn mans in der Mitten angrieff, fühlete man einen starcken Hufftknochen drinnen. Die gantze Länge dieser Mißgeburt war bey einer kurtzen halben Ellen, die Breite aber war bey anderthalb Viertheil von der Ellen oben weiter als unten, gar durchaus wie Pumbhosen zu seyn pflegen.

59) Der Wechselbalg zu Cüstrinichen. [2]

Jm Jahre 1565 ist in dem Dorff Cüstrinichen, in der Newen Marck gelegen, einem Bawern, Andreas Prawitz genandt, von seinem Weibe ein Kind geborn, dem in der Tauffe der Namen Matthias gegeben worden. Das Kind ist zwar an allen äußerlichen Sinnen vnnd Gliedmaßen vollkommen gewesen, aber doch, ob es wol etliche zwantzig Jahr erreichet, ist's doch ohn alle Vernunft abschewlich anzusehen geblieben. Vnd obs schon sein justam Staturam, auch einen Barth vnter dem Kinn bekommen, hats doch niemals können gehen noch stehen, hat auch nicht können reden, sondern wenns hungrig gewesen, so hats nur gewinselt vnd gebrüllet. Auch hat sichs selbst von keinem Ort gemacht vnd hat nichts anders gethan, denn daß es gefressen vnd gesoffen vnd die eingegebene Speise vnd Tranck verzehret hat. Es haben viele Leute dafür gehalten, daß es ein Kielkropff were oder ein Wechselkind, deren auch Lutherus in seinem Colloquiis gedencket.

60) Die Erscheinung zu Neustadt-Eberswalde. [3]

Jm tausent fünffhundert vnd sechszigsten Jahr nach Christi Geburt, dem vierten Tag Martij, deß Nachts hat man nicht weit von Newstadt-Eberßwalde

[1]) Nach Angelus S. 392 u. Ulr. Zanni Neue Zeitung, wie von einem Schafe in der Uckermarck zu Templin 1583 drey Früchte sind kommen, als zwey wohlgeschaffen Lämmer, die dritte aber eine Mißgeburt, in Gestalt eines Paar Pumbhosen, allen Hoffährtigen in Kleidung zur Warnung gestellet mit Dr. Jac. Coleri Vorrede. Berlin 1583 in 4°.

[2]) S. Angelus S. 363. — [3]) Nach Angelus S. 359.

am Himmel gesehen zwo Leichbaren, als hette sie ein Maler gemalet, mit schwartzen Tüchern vberzogen, die eine gros, die ander etwas kleiner. Hart bey den Baren sind etliche schwartze Mannßköpfe gesehen worden, welche vber der Leiche herfür gesehen vnd dieselbe angegriffen, als wolten sie damit dauon lauffen. Neben dabey sind auch vier außgeworffene Todtengräber dergestalt, als weren sie allererst new gemacht, gesehen worden. Vnd solch Gesicht ist fast etliche Stunden am Himmel gestanden, ehe es verbliechen.

61) Die drei Boten Gottes. [1])

Im Jahre 1557 ist einem Manne in der Marck nachfolgend Gesicht erschienen. Als er aus einem Walde gangen, hat er ein Kindlein auff einer Stauden sehen sitzen, welches Angesicht lieblich anzusehen gewesen, braunfärbig, mit einem weißen Hembdlein bekleidet vnd mit einem kahlen Kopffe, darauff es gar kein Haar gehabt. Diß Kindlein hat angefangen vnd zu jhm gesaget: Wo wiltu hin? thue deinen Spieß von Dir, denn wir wollen nicht fechten. Als er sich aber gefürchtet vnd für Schrecken nicht hat reden oder etwas sagen können, hat es jhm den Hut mit einem Stabe vom Haupte gestoßen vnd befohlen, etwas näher zu ihm zu treten, sintemal es weiter mit jhm zu reden hätte. Hat darauff gesagt: fürchte Dich nicht, denn ich wil Dir kein Leid thun, ich habe Dein lange gewartet, biß Du mir zu Henden kommen bist, vnd Du aber bist der, dem ich anzeigen wil, was ich thun vnd was ich der Welt verkündigen sol. Gott hat vnser drey außgesand in die Welt, daß wir der Welt verkündigen sollen folgende Dinge. 1. Daß die Wucherer von jhrem Wucher abstehen vnnd das Getreyde nicht so thewer verkäuffen. 2. Daß sich die Leute enthalten von jrem grewlichen Fluchen vnd Schweren, damit sie Gott im Himmel lästern. 3. Daß sich die Jugend sonderlich deß Fluchens enthalte. 4. Daß auch die Gewaltigen vnd Spitzhüte dauon abstehen. Auch hats gesagt, es were eine solche große Pestilentz vorhanden, daß der vierdte Mensch nicht würde lebendig bleiben. Item es würde nach dieser Zeit ein voll vnd reich Jahr kommen, aber wenig würden desselben gebrauchen. Weiter hats gesagt, der Mann solt Solches nachsagen vnd nicht verschweigen, hat jhm daneben gedrewet, wenn ers verschweigen würde, solte jhm wehe vnd bange werden, vnnd wenn er schon vber hundert Meilen von dannen were, wolte es nicht ferne von jhm seyn. Würde ers aber außbreiten, so würde ihm kein Arges widerfahren. Auch hats gesagt, es wolte jhm wol ein Zeichen geben, aber es dürffte nicht. Doch hats ihm souiel gesagt, daß es ein Engel were.

62) Das unverbrennliche Haus zu Stendal. [2])

Im Jahre 1553 haben zu Stendal in einem Hause etliche Leute kranck gelegen, sind sie in solcher jrer Kranckheit wunderbarlicher Weise mit Fewer vberfallen vnd sichtiglich verbrand worden, also daß sie im Fewer erstickt vnd gestorben. Das Haus aber, darinn sie gelegen, ist unversehret geblieben, ist auch vom Fewer nicht angesteckt worden. Vber den dritten Tag hernach, als man die verbrandte vnnd verdorbene Leute hat begraben wollen, haben sie durch die Särge vberflüssig geblutet.

[1]) Nach Angelus a. a. O. S. 355. — [2]) Nach Angelus S. 351.

63) Die Sage von Iron, dem Markgrafen von Brandenburg. [1]

In dem Lande, welches Bertengenland (Britannien) heißt, war zur Zeit Alteus des Heunenkönigs ein König, Artus genannt: das war ein mächtiger Mann und schon bei Jahren, der hatte zwei Söhne, der ältere hieß Iron, der jüngere Apollonius. Da ward er krank und starb und es kam der gewaltige König Isung mit seinen eilf Söhnen, alles starke Recken ohne gleichen, nach Britannien und bemächtigte sich des Reiches. Des Artus beide Söhne flohen hinweg mit ihren Mannen und zogen weit umher, bis sie nach Etzelenburg zu König Etzel in Heunenland kamen, welches dieser sich kurz vorher unterworfen hatte. Etzel nahm sie zu seinen Mannen auf und machte Iron zum Grafen von Brandenburg und Apollonius zum Grafen von Thüringen am Rheine. Apollonius war einer der schönsten Männer und ein starker ritterlicher Held. Auch Iron war schön und stattlich, stark und gewandt in Ritterschaft, seine größte Lust aber war die Jagd.

In seinem Lande war der Walslöngwald [2]), auf der Grenze westlich an Frankenland. [3]) Dort herrschte der mächtige und tapfere König Salomon; der hatte mit seiner Gemahlin Herburg eine ebenso genannte Tochter, die schönste Maid und ihm so lieb, daß schon mancher Königssohn vergeblich um sie geworben hatte. Apollonius hörte von ihr und sandte seine Mannen hin, um um sie zu werben. König Salomon nahm sie wohl auf, aber nicht ihr Gewerbe, und unverrichtet kamen die Boten wieder heim.

Mißmuthig darob fuhr Apollonius zu seinem Bruder Iron, sagte ihm den Schimpf und sein heftiges Verlangen nach der Schönen und bat um seinen Beistand, sie mit Gewalt zu gewinnen. Iron fand es bedenklich bei Salomons großer Macht, und seine Gemahlin Isolde, die schönste und weiseste der Frauen, rieth deshalb, daß beide selber mit wenigen stattlichen Rittern nochmals werben sollten, und verhieß einen andern Rath, wenn es wieder fehlschlüge. Sie gab dem Apollonius einen goldenen Fingerring, welchen ihr Vater ihrer Mutter zur Verlobung gegeben und dessen Stein die Kraft hätte, wenn ein Mann ihn einem Weibe anstecke, ihr unwiderstehliche Liebe zu erregen. Beide dankten für den Rath, befolgten ihn und reisten nach Frankenreich.

König Salomon empfing sie wohl und veranstaltete ein großes Gastmahl. Die Brüder brachten nun die Werbung an, Salomon aber versagte, weil Apollonius kein König wäre. Apollonius sah unterdessen Herburgen, und sie gefiel ihm so sehr, daß er um so mehr auf sie gereizt wurde. Er offenbarte ihr seine Bewerbung, sie aber ergab sich in den Willen ihres Vaters. Da betheuerte Apollonius ihr seine heftige Liebe, und steckte ihr zum Pfande derselben den Ring an den Finger, und sie entließ ihn freundlich.

Unmuthig rüsteten sich die Brüder zur Heimfart, und vom Rosse herab drohte Apollonius, noch einst den Schimpf zu rächen. Salomon achtete es

[1]) Auszug aus der Wilkina Saga S. 220—247 bei Fr. Hr. von der Hagen, Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen 2c. Breslau 1821. Th. II. S. 386—411. Unter Iron könnte der Markgraf Otto I. († 973), ein berühmter Jäger, gemeint sein.

[2]) Der Schwarzwald scheint gemeint, obwohl der Name und die Sage auf den Wasgenwald weist.

[3]) Das Rheinische Francien.

gering. Seine Tochter aber, seitdem sie den Ring erhielt, liebte den Apollonius so sehr, daß sie lieber mit ihm bei Nacht leben wollte, als mit ihrem Vater daheim bei Tage.

Und als Apollonius hinwegritt, trat sie vor der Burg mit ihrer Mutter ihm entgegen, küßte ihn und gab ihm zum Abschiede einen großen und schönen Apfel, roth wie Blut. Unterwegs spielte Apollonius mit dem Apfel, warf ihn in die Luft und fing ihn wieder auf. Einmal faßte er ihn so hart, daß er in zwei Stücke zerbrach. Da fand er darin einen Brief, worin Herburg ihm ihre Gegenliebe bekannte und ihn bat, auf ihre Botschaft zu kommen und sie zu entführen, doch ohne dem Reiche ihres Vaters zu schaden. Da ward Apollonius vergnügt, verbarg es aber, und ritt heim zu seiner Burg Tyra. Auch Iron war daheim in seiner Burg, und beide rüsteten sich zu der Heerfahrt, welche über ein halbes Jahr verabredet war.

Noch vor Ablauf dieser Zeit kam eines Abends ein Spielmann nach Tyra und brachte dem Apollonius heimlich einen Brief von Herburg, worin sie ihm meldete, daß ihr Vater zu einem Gastgebote König Ermenrichs nach Rom gefahren; drum möchte er eiligst mit zehn bis zwölf Rittern heimlich zu ihr kommen. Apollonius war erfreut, rüstete sich mit zehn Rittern und verließ heimlich die Burg und ritt auf ungebahnten Wegen, Nacht und Tag, bis ins Frankenland, und hielt dicht vor der Königsburg im Gebüsche. Morgens früh ging Apollonius allein auf Kundschaft. In einem kleinen Dorfe ließ er sich von einem Weibe ihr Kopftuch und ihren Stock geben für seinen Goldring und Rock, verkleidete sich und ging auf die Burg. Er trat in das Frauengemach der Königin und nannte sich Heppa. Die Königin erinnerte sich dieses fahrenden Weibes, welches eine der ärgsten Huren gewesen und größer als der längste Kerl war. Die Mädchen trieben ihren Scherz mit ihr und Herburg fragte sie, wie manchen Mann sie wol in Einer Nacht genommen. Heppa that, als könnte sie nicht so höflich in Fränkischer Zunge reden und hob alle ihre Finger über den Kopf auf.

Alle lachten, Herburg aber verstand, daß Apollonius so viel Mann mit sich gebracht. Da nahm sie Aepfel, vertheilte sie unter ihre Frauen und warf der Heppa auch einen zu. Diese zerschnitt und aß ihn auch, fand aber darin einen Brief und beurlaubte sich. Die Königin schenkte ihr noch ein schönes Hemde und Kopftuch. Sobald er allein war, las Apollonius den Brief, worin Herburg versprach, in der Nacht zur verabredeten Stelle zu kommen. Er ging nun wieder zu seinen Mannen und erwartete die Nacht. Um Mitternacht kam Herburg zu dem Gebüsche und rief ihn lieblich. Er sprang herfür, umarmte und küßte sie und schwang sich alsbald mit ihr zu Rosse. Der armen Frau, welche Herburgen von der Burg begleitet hatte, schenkte er das Hemd und Kopftuch von der Königin, und gab ihr einen Brief an diese, worin er sie tröstete, daß ihre Tochter bei ihm wäre. Dann ritt er heim nach Tyra, wo Alle sich mit ihm freuten. Er wollte sich nun mit seiner Geliebten vermählen, sie aber bat ihn, sich zuvor mit ihrem Vater zu versöhnen. Nach einem Monate sandte er Boten hin und bat um Sühne. Salomon, obwohl beleidigt, willigte ein und eine Zusammenkunft wurde bestimmt. Unterdeß hatte aber Herburgen ein schweres Siechthum befallen und wenige Tage nach Heimkehr der Boten starb sie. So zerschlug sich die Aussöhnung und blieb Feindschaft zwischen Salomon und Apollonius und Iron.

Iron zu Brandenburg war ein so eifriger Jäger mit Hunden und Habichten, daß er oft sieben, neun, zwölf Nächte in seiner Burg blieb. Solches gefiel seiner Frauen Isolden übel. Als er sich einst wieder zu einer zwölftägigen Jagd rüstete, verwies sie es ihm, daß er des Waidwerkes wegen Land und Leute versäumte, und warnte ihn vor den Marken seines Feindes, König Salomons. Iron bekannte die Jagd als seine höchste Lust und fürchtete sich nicht, selbst in Salomons Marken zu jagen. Isolde schwieg unmuthig. Es war Winter und frischer Schnee gefallen. Frühmorgens stand Iron auf und rief seinen Waldgesellen. Alsbald stand auch Isolde auf, ging hinaus vor die Burg zu einem schönen Lindenbaum, entkleidete sich ganz und ließ sich lang in den Schnee fallen. Dann stand sie wieder auf, zog sich an und ging heim. Iron saß schon beim Frühstücke, und sie bat ihn, er möchte doch lieber in der Nähe jagen, so daß er Abends heim reiten und in seinem Bette schlafen könnte. Iron erwiderte, dort umher gäbe es nur kleine Thiere, nach welchen er seine Hunde nicht loslassen möchte. Isolde aber behauptete, es wären in der Nähe solche Thiere, wie er weit und breit nicht jagen würde, und eben habe sie vor der Burg das beste von ihnen im Schnee gespürt; wenn er es aber nicht jagte, würde ein anderer Mann es jagen. Sogleich stand Iron auf und ging mit ihr hinaus zu dem Lindenbaume. Da fragte ihn Isolde, ob er an dem Lager das Thier erkennte. Iron erkannte im Schnee die Spur des Frauenbildes, und Isolde wiederholte, daß ein anderer Mann das Thier jagen würde, wenn er nicht wollte. Iron aber gelobte, daß niemand es jagen sollte, außer ihm. Er ging mit ihr zurück in die Burg, ließ die Rosse wieder absatteln und die Hunde anbinden, und blieb daheim.

So gieng ein Halbjahr dahin, da kam eines Abends ein Wandersmann auf die Hofburg und bat um Herberge. Iron bewirthete ihn gut und fragte ihn mancherlei Mähre. Der Wanderer erzählte, wie er von König Salomon in Franzien käme, bei welchem er den ganzen Winter gewesen, und daß derselbe, ein gewaltiger Waidmann, meist in dem Walslöngwalde jagte, wo unter Bären, Hirschen und allerley Gewild, insonderheit ein Wisend oder Auerochs gienge, das stärkste aller Thiere, welches Salomon schonte zur Zucht, so daß bereits zehn Wisende beisammen wären. So unterhielten sich beide den ganzen Abend beim Trunke. Am Morgen wanderte der Mann weiter, Iron aber dachte seiner Rede nach.

Nun fanden des Apollonius Mannen auf einer Jagd im Walde viele Thiere, Hirsche und Bären, von Hunden erbissen, und sie vernahmen von einigen Waldbewohnern, daß König Salomons Leute dort gejagt hatten, und berichteten solches ihrem Herrn. Dieser nahm es sehr übel, meldete es durch Boten und Briefe seinem Bruder und forderte ihn mit seinen Hunden und Waidmännern zu einer Jagd auf.

Alsbald rief Iron seinen besten Waidmann Nordian, seine Hunde zu koppeln, als Stappen seinen besten Bracken (Leithund), und Stutten und Bracka, und alle die besten Hunde, auch Loska die Petze und Ruska den raschesten Jäger. Da umhalsete Isolde ihren Gemahl und bat ihn, diese Jagd zu meiden. Iron aber wollte auf seines Bruders Botschaft nicht ausbleiben; und sie bat ihn weinend, nur nicht in dem Waslöngwalde zu jagen.

Er wollte es nicht zusagen, wenn Salomon in seines Bruders Walde gejagt hätte; und sie verkündete ihm das große Unheil, welches, zumal um die Wisende, daraus entstehen würde.

Da ritt Iron aus Brandenburg mit seinen Waidmannen und Hunden, und es wird gesagt, daß nie bessere Jagdhunde gefunden worden, und die zwölf besten darunter werden alle in deutschen Liedern genannt; es waren ihrer aber sechszig. So kam er zu seinem Bruder und ritt mit ihm und sechszig Jägern zuvörderst in den Ungarwald, wo sie einige Tage jagten. Darnach aber ritten sie Tag und Nacht, immerfort, bis in den Walslöngwald, ließen ihre Hunde los und erlegten Hirsche und Hinden, und Bären und allerley Thiere. Da spürten sie auch den Wisend mit drey Jungen aus und hetzten sie; diese aber tödteten manchen guten Hund, der alte Wisend entkam und nur die drei Jungen wurden erjagt. In allem erlegten die Brüder hier sechszig große Thiere, Hirsche, Bären und Wisende, ließen sie aber liegen und nahmen nicht mehr davon, als was ihre Hunde fraßen und ihre Knappen brieten. So blieben sie einen Monat im Walslöngwalde und Iron rieth nun, heimzureiten, nachdem sie ihren Schaden zwiefältig gerochen. Apollonius war noch nicht zufrieden, weil sie so manchen guten Hund verloren und den großen Wisend doch nicht erjagt hätten, Iron aber gelobte, noch einmal wiederzukommen und es nachzuholen; und beide ritten heim und waren fröhlich.

König Salomon aber vernahm die Zeitung aus dem Walslöngwalde, ritt mit vierzig Mannen und vielen Hunden dahin, und sah den Schaden und die Schande an den unzähligen erlegten Thieren, und manche Feuerstatt der Jäger. Er ritt hierauf nordwärts in den Ungarwald und jagte da so gewaltig, daß der Wald fast ganz verödet war.

Apollonius hatte seinen Waidmann Rolf mit einigen Rittern in denselben Wald auf die Jagd geschickt, und als sie vergeblich umritten, fanden sie die erlegten Thiere; sie spürten den Jägern nach und trafen sie sammt den Hunden auf einem Gereute. Rolf ritt kühnlich auf sie zu, erkannte den König Salomon und fragte ihn, weshalb er gekommen. Salomon erwiderte, seinen Schimpf zu rächen. Da fragte ihn Rolf, ob er sich getraute, hier zu warten, bis er es seinem Herrn gemeldet hätte. Aber Salomon wollte das so wenig, als Apollonius seiner im Waslöngwalde gewartet hätte, hielt sich für genugsam gerochen und ritt heim.

Rolf berichtete Alles an Apollonius und dieser meldete es seinem Bruder. Iron rief zornig seinen Waidmann Nordian und gebot ihm, alle Hunde zu nehmen und sich auf eine Ausfahrt von zween Monaten zu bereiten. Da ward Isolde betrübt und weinte bitterlich; sie umarmte ihren Gemahl und bat ihn, lieber daheim auf seinem Lager bei ihr zu bleiben, und verkündete ihm das Unheil von dieser Jagd. Iron bestand auf seinem Willen; da bat und weissagte ihm dasselbe sein zwölfjähriges Töchterlein Isolde. Iron versagte auch ihr und rief seine Mannen auf; Weiber sollten ihn nimmer zurückhalten. Die junge Isolde aber wiederholte die Weissagung.

Iron ritt nun mit seinen Jägern und Hunden aus Brandenburg nach Tyra. Er fand seinen Bruder siech, wollte aber auf ihn nicht warten, sondern verstärkte nur sein Gefolge und ritt mit sechzig Rittern rastlos fürder,

bis in den Walslöngwald. Dort jagte er Alles, was ihm vorkam, und ließ kein Thier am Leben.

Eines Tags spürte er auch den großen Wisend aus. Dieser wandte sich gegen die Hunde und wehrte sich mit den Hörnern. Da kam zuerst Nordian heran, mit den beiden besten Hunden, Stutt und Stapp, am Seile; darnächst Jron mit Paron und Bonicke; dann der Truchseß mit Bracka und Porla, und der Schenke mit den Petzen Ruska und Luska, von welchen alle die besten Jagdhunde Jrons gefallen waren. Jron hieß zuvörderst den Truchsessen seine Hunde loslassen: der Wisend aber stieß beide durch den Leib und schleuderte sie von seinem Geweihe todt hin. Darauf ließ Jron den Schenken seine Hunde anhetzen: Luska unterlief den Wisend und packte ihn beim Gemächte, daß er zurückwich, dann aber sprang er mit beiden Hinterfüßen ihr auf den Rücken und zerbrach ihr den Rückgrat, und die Ruska stieß er mit dem Geweihe zu Tode. Nun ließ Nordian seine Hunde los: Stapp sprang dem Wisend auf den Hals und biß sich fest, aber der Wisend schleuderte ihn mit seinem Haupte so gewaltig empor, daß alle Gebeine des Hundes zerbrochen waren, beoor er zur Erden kam, und als auch Stutt ihm auf den Hals springen wollte, stieß er ihn mit dem Gehörne und schleuderte ihn todt nieder. Hierauf ward der Wisend scheu und floh. Jron hetzte seine Hunde und jagte nach.

Jn Jrons Gefolge war ein Ritter, Waldemar, groß und stark, aber höchst verzagt: als der Wisend ihm nahete, sprang er vom Rosse und stieg auf einen Baum; der Wisend lief unter demselben Baume hin, da kletterte der Furchtsame hoch hinauf in die Aeste, brach aber ein und fiel herab, gerade zwischen die Hörner des Thieres und kam auf dessen Hals zu reiten; er klammerte sich fest mit den Händen, und fuhr so auf dem nun noch wilder gewordenen Wisend dahin, die Hunde und Jäger hinterdrein. Jron sah die wunderliche Reiterei; Nordian erkannte den Gesellen, welcher das Thier bald ermüden werde, und Alle jagten nach, so schnell die Rosse mochten. Der Wisend mit seinem Reiter, seinen sieben Jungen, den bellenden Hunden und dem Jägerhalloh hinterdrein, lief nordwärts bis in den Ungarwald: dort überholten ihn die Hunde Paron und Bonicke und packten ihn an; er konnte unter der Last des Reiters sein Geweihe schwer zur Wehr bewegen; so kam Jron heran mit seinem Jagdspieß und erlegte das Thier. Dabei rühmte er den Waldemar, welcher, sonst so feige, heute das kühnste Wagestück vollbracht, und versprach ihm Belohnung. Nordian und die übrigen Jäger kamen auch heran und priesen Jrons Heldenthat; keiner aber wußte, außer Waldemar selber, wie es sich zugetragen hatte. Sie bereiteten sich das Wild zum fröhlichen Mahle und gaben auch den Hunden ihr Theil davon. Dann ritten sie heim und Jron freute sich seiner Rache.

Als Jron Brandenburg nahete, kamen seine Gemahlin und Tochter Jsolde ihm entgegen und empfingen ihn mit Freuden. Jron nahm seine Tochter und führte sie dem Ritter Waldemar als Lohn zu. Waldemar dankte, wurde mit ihr vermählt und war fortan Jron's Graf.

Nach manchem Tage mahnte Jron seinen Waidmann Nordian an die im Ungarwalde zurückgebliebenen jungen Wisende: jetzt wäre es wohl Zeit, sie zu jagen. Nordian war bereit dazu. Das hörte Jsolde, sie weinte bitter-

lich, umhalsete ihren Gemahl und bat ihn, daheim zu bleiben. Iron wollte nicht, da verkündete sie ihm Unheil aus einem Traume, und Iron versprach, nur in seinem Walde zu jagen.

Er ritt dahin mit zwölf Rittern und Hunden, und kam in dreien Tagen an den Ungarwald. Am Abend ritt er hinein und sah darin manch großes Feuer. Als nämlich König Salomon erfuhr, daß Iron seinen großen Wisend und soviel andere Thiere gejagt hatte, saß er auf mit fünfhundert Rittern und ritt in den Ungarwald, sich zu rächen. Dort schlug er sein Gezelt auf, und gedachte in der Nacht des Apollonius Gebäude zu verbrennen. So traf ihn Iron dort und ritt auf ihn ein. Als aber seine Mannen die große Schar der Gegner sahen, flohen sie alle in den Wald. Iron wollte jedoch lieber sterben als fliehen, und auch sein getreuer Geselle Nordian verließ ihn nicht. Doch wurden beide überwältigt, gefangen und gebunden. Darnach zog Salomon wieder in sein Reich, und ließ Iron ins Gefängniß setzen.

Waldemar und die andern geflohenen Ritter kamen heim mit dieser Zeitung, worüber große Trauer im Lande war.

Als Iron drei Nächte im Gefängnisse gelegen hatte, kam der Thurmhüter und brachte ihm Speise. Iron ließ durch ihn den König um eine Unterredung bitten. Salomon kam, und Iron bat ihn, Nordianen mit einer Botschaft nach Brandenburg zu entlassen. Salomon gewährte, obwohl Iron es nicht verdient hätte. Und Iron sandte den Nordian heim zu Isolden und bat sie, mit den besten Kostbarkeiten seines Reiches zu kommen, um ihn auszulösen.

Nordian ritt hin und traf im Ungarwalde den Apollonius mit gewaffneter Schaar auf der Heerfahrt gen Frankenland, seinen Bruder zu befreien; es hatte ihn hier aber ein schweres Siechthum befallen, und wenig Tage darauf starb er und das Heer fuhr wieder heim.

Nordian eilte nach Brandenburg und brachte Isolden Irons Schreiben. Isolde gebot ungesäumt eine Schatzung über das ganze Reich, brachte großes Gut, an Gold und Silber und edlen Kleinigkeiten zusammen, und belud damit einen Wagen. Dann fuhr sie zu König Etzeln, Irons Oberherrn, und bat um Briefe an König Salomon, auf daß er ihren Gemahl freiließe. Etzel gewährte, weil gute Freundschaft zwischen beiden bestand, und Salomon den Iron nicht Etzels wegen befehdet hatte.

Hierauf fuhr Isolde nach Frankenland zu König Salomon, und brachte ihm Etzels Brief. Sie wurde wohl empfangen, und der König setzte sie neben sich und die Königin. Nach diesem ersten Abend stand Isolde auf, kniete vor den König, klagte ihm ihr Leid, und erbot ihm alle die mitgebrachten Kostbarkeiten, Gold und Silber, Purpur und Perlen, Rosse und Rüstungen und manchen adligen Ritter zum Lösegeld für ihren Gemahl. Salomon lobte ihren Edelmuth und hieß sie mit all ihren Kostbarkeiten heimfahren, weigerte sich jedoch, ihren Gemahl, der ihm soviel Schimpf und Schaden gethan, loszugeben. Da stand seine Gemahlin auf, umhalsete und küßte ihn, und bat für Isolden, und mahnte ihn zugleich an Etzels, ihres liebsten Freundes, Fürsprache. Hierauf gebot Salomon seinen Rittern, den Gefangenen aus dem Thurme zu holen. Das geschah und Salomon gab ihn seiner edeln Gemahlin und seinem Herrn, König Etzeln zurück. Isolde um-

armte ihren Gemahl und küßte ihn und beide waren herzlich vergnügt. Dann dankte sie dem König für die Gnade. Salomon setzte nun den Iron neben sich auf einen Hochsitz und ließ seine Knappen ihn bedienen. So blieben sie dort über Nacht.

Am Morgen stund Iron mit dem Gefolge seiner Gemahlin vor König Salomon und beschwur mit zwölf Rittern die Sühne, und daß er nimmer diese Gefangenschaft rächen wollte. Reich beschenkt von König Salomon fuhren Iron und Isolde heim nach Heunenland.

Zuvörderst kam Iron zu König Etzeln, meldete ihm seine Sühne, und fragte, was er nun über ihn geböte. Etzel hieß ihn, seine Mark wieder einnehmen, sowie er zuvor sie gehabt hatte. Iron dankte ihm für seine Gnade und fuhr heim.

Nicht lange darnach ward Irons Gemahlin, Isolde, siech und starb. Iron betrauerte sie als seinen größten Verlust.

Hierauf fuhr König Etzel zu einem Gastgebote König Ermenrichs nach Rom und mit ihm viele seiner Häuptlinge, darunter auch Iron von Brandenburg, in allem hundert Ritter und viele Knappen. Sie kamen in Amelungenland zuvörderst nach Breisach zu Herzog Hache, genannt Harlunger Trost.[1]) Hier wurden sie köstlich bewirthet und am Abend schenkte ihnen des Herzogs Gemahlin Bolfriana den Wein ein. Diese war (eine der neun Schwestern) von Drachenfels und die minniglichste der Frauen. Sie ersah da bei dem König einen großen Mann, der hatte langes schönes Haar wie geschlagenes Gold, eine weiße Haut, ein schönes Antlitz, helle Augen und weiße Hände: dieser, der schönste Mann in der ganzen Gesellschaft, war Graf Iron von Brandenburg. Bolfriana blickte ihn oft verstohlen und freundlich an; und auch Iron bemerkte ihre Schönheit, achtete wenig des Trinkens und ward ganz liebesiech. Die Uebrigen aber tranken lustig, bis Alle zu Boden lagen: da verständigten sich Iron und Bolfriana über ihre Liebe, und Iron gab ihr den Ring, welchen Apollonius einst an Herburg gegeben hatte.

Am Morgen zog Etzel fürder zu Ermenrich nach Rom. Bei diesem Gastmahle war auch Dietrich mit Wittig und Heime; und Dietlieb bestand damals den Wettkampf mit Walther von Wasgenstein.

Auf der Heimreise war Etzel wieder bei Hache in Breisach zu Gaste. Und da gelobten sich Iron und Bolfriana stäte Minne, wenn sie auch nie mehr zusammen kämen, und verabredeten Wahrzeichen. Dann fuhr Etzel heim nach Heunenland und Iron nach Brandenburg, wo die Jagd fürder seine Lust war.

Nach einiger Zeit rüstete sich Iron mit Nordian, Jägern und Hunden zu einer Ausfahrt auf zween Monden. Sie ritten aus und jagten lange auf öden Marken. Dann ritt Iron allein südwärts in Amelungenland nach Breisach. Da vernahm er, daß Hache mit Dietrich zu einem Gastgebote bei Ermenrich in Rom geladen war, und sandte einen Ritter in die Burg mit einem Briefe an Bolfriana um eine Zusammenkunft. Der Ritter kam als Spielmann verkleidet in den Saal zu einem großen Trinkgelage. Bolfriana schenkte dem Herzog ein und trat eben zu einer Kanne, welche der Schenke

[1]) Amelungen-Land ist das Gothenreich in Oberitalien, und unter Breisach ist Brescia zu verstehen.

hereingebracht hatte; da gab ihr der Bote den Brief und das Wahrzeichen. Sie steckte den Brief in ihren Säckel und bestellte Iron zur Nacht, nach Hache's Abfahrt, in die Burg. Dann nahm sie die Kanne und schenkte dem Herzog ein. Dieser nahm den Becher, trank ihr zu, und hieß sie neben ihm sitzen und mit ihm trinken. Das that sie, ward trunken und schlief ein. Der Herzog hieß sie zu Bette tragen, und seine Ritter legten sie in ihren Kleidern auf das Bette, an welchem zu den Häupten und Füßen sechs Kerzen brannten. Dann ging er selber schlafen, und als der Kammerdiener ihn entkleidet hatte, verschloß er die Thüre, nahm seiner Frauen den Säckel ab, und fand den Brief, in welchem Iron sie zu einer Zusammenkunft in dem nahen Walde einlud, sobald ihr Gemahl hinweg wäre. Dieser steckte den Brief wieder an seinen Ort und legte sich schlafen. Frühmorgens weckte er Bolfrianen und war sehr freundlich zu ihr. Dann ritt er mit zwölf Rittern, wohlgerüstet und gewaffnet, gen Rom.

Als sie durch den nahen Wald bis zur neunten Stunde geritten waren, ließ der Herzog wieder umkehren, weil er Dietrichen noch daheim erwarten müßte, um zusammen nach Rom zu reiten. Sie kamen wieder in den Wald, und bald nach Sonnenuntergange sahen sie einen Mann daher reiten, mit zween Hunden, einem Habicht auf der linken Hand, und einem goldnen Habicht und Hund in seinem glänzenden Schilde. Daran erkannte Hache den Grafen Iron von Brandenburg und rief sogleich seine Mannen auf, ihn zu erschlagen; er zog sein Schwert und ritt zuvorderst auf ihn ein. Iron erkannte auch ihn an dem goldnen Leuen im rothen Schilde. Beide rannten zusammen und schlugen auf einander. Iron wehrte sich ritterlich, stürzte aber zuletzt mit schweren Wunden todt vom Rosse. Hache ließ ihn liegen, ritt zu einem ihm gehörigen Hause im Walde und beherbergte da diese Nacht. Denselben Abend kam Dietrich von Bern mit seinen Mannen, darunter Wittig und Heime, nach Breisach, und übernachtete dort bei guter Bewirthung. Am Morgen ritten sie fürder durch den Wald und fanden den todten Mann, bei ihm das ritterliche Roß, welches gegen sie biß und schlug und nicht von seinem Herrn weichen wollte, und zween Hunde, welche ihn nicht anrühren ließen, und auf einem Baume über ihm saßen zween Habichte und schrieen laut. Dietrich schloß daraus, daß es ein trefflicher Mann sein müßte, ließ Alle absteigen, und erkannte den Grafen Iron von Brandenburg. Er beklagte ihn und hieß ihn dort bestatten. Sie machten ein Grab, legten den Todten mit all seinem Heergeräthe hinein und machten aus Bäumen und Steinen ein würdiges Grabmal über ihm. Während der Arbeit gesellte sich Hache zu ihnen und gestand Dietrichen, daß er den Iron erschlagen, weil derselbe in seiner Mark mit List und Verrath ein zweifüßiges Thier jagen wollte. Darauf ritten alle fürder nach Rom.

Als Iron zu lange ausblieb, ritt Nordian mit drei Rittern ihm nach. Sie sahen im Walde das Grabmal, dabei das Roß, die Hunde und Habichte, und fanden darin den Leichnam ihres Herrn mit schweren Wunden. Sie nahmen die treuen Thiere zu sich und weilten doch so lange in Amelungen-Land, bis sie gewiß waren, daß Herzog Hache ihren Herrn erschlagen hatte. Dann ritten sie heim nach Heunen-Land und brachten König Etzel die Mähre. Dieser setzte nun einen andern Grafen über Brandenburg und die Mark Irons.

64) Vom großen Ruland zu Brandenburg.

Es hat Carolus Magnus zu Brandenburg auf dem Markte der neuen Stadt ein Bildniß, der Ruland geheißen, setzen lassen, wie er auch zuvor an andern Orten mehr gethan, und solches seinem Ohm Rulando zu Ehren, der im 778. Jahr nach Christi Geburt in einem überaus harten Treffen vor Durst und Mattigkeit gestorben, zu bedeuten fürnehmlich, daß Carolus Magnus allda gewesen und den Ort oder Stadt mit großen Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten begnadet.

Diese steinerne Ritterfigur, die sehr hoch und stark ist, auf einem erhabenen Piedestal steht, geharnischt ist, in der Rechten ein langes Schwert und in der Linken ein Degengefäß hält, ward im Jahre 1716 am 27. October von ihrem frühern Platze weg und an die Thür des Rathhauses gerückt, so daß sie mit dem Gesichte zum Steinthor hinaussieht. Bei dieser Gelegenheit ward die ganze Figur mit Aschfarbe überstrichen und der Küraß mit Gold ausstaffirt.[1])

65) Der Jude Teyle zu Brandenburg.[2])

Um das Jahr 1514 hat eine Jude, Namens Teyle, in der Altstadt Brandenburg mit einer geweihten Hostie Unfug getrieben, sie mit Schmäh- und Lästerworten verhöhnt und mit seinen unheiligen Händen betastet. Um solches wieder gut zu machen und den Zorn Gottes zu beschwichtigen, hat der Magistrat an der Stelle, wo diese Entweihung geschehen, zum Seelenheile aller Guten und zum Lobe Gottes und seiner Mutter Maria eine neue Capelle bauen lassen; dieselbe ist zwar nicht mehr vorhanden, hat aber vermuthlich der Capellenstraße ihren Namen gegeben.

66) Der Traum von der Kuttenlinde.[3])

Vor dem Pfarrhause oder der Superintendentur der Stadt Brandenburg befand sich eine große Linde, die Kuttenlinde genannt, weil sie zum Andenken eines Rectors daselbst, Matthias Kuttenius, gepflanzt war. Von dieser träumte einst der Frau des Rectors Caspar Gottschling, als sie noch nicht völlig ein Jahr hier gewohnt, etliche Male, als wenn sie aus der Kirche ohne Kopf ins Haus käme und ihr Kopf unter der Linde läge: Sie ist sehr bald nach diesen Träumen gestorben und unter diese Linde begraben worden.

67) Das sonderbare Kind zu Brandenburg.[4])

In dem Jahre 1548 ist zu Brandenburg ein Kind geboren worden, welches Zähne gehabt und zerschnittene Wangen als ein zerschnitten Koller.

---

[1]) Eine Abbildung bei Angelus, Annales March. S. 26, und in Berckenmeier, Curienser Antiquarius, Bd. I. S. 688.

[2]) S. Heffter, Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg. Potsdam 1840. in 8°. S. 293.

[3]) S. Joach. Fromm, Beschreibung der Stadt Brandenburg. Brandenburg 1727. in 8°. S. 155.

[4]) S. Angelus S. 340.

Denn das Fleisch ist ihm herunter gehangen als ein Unterzug in zerschnittenen Hosen. Neben dem Leibe hat's eine Haut gehabt, damit es bedeckt worden, und dieselbe hat ihm weit heruntergehangen, wie eine hispanische Kappe. Wenn man aber dieselbe aufdeckte, hat man an des Kindes Brust eine Wunde gesehen, daraus immerdar Blut geflossen.

68) Woher der Name Ketzerdörfer kommt? [1]

Im Jahre 1432 sind die Hussiten in die Mark Brandenburg eingefallen und haben daselbst greulich gewüstet, haben sich auch an die Dörfer um Königsberg gemacht, etliche zerstört, andere aber wieder aufgebaut, die noch heut zu Tage die Ketzerdörfer genannt werden. Man sagt auch für gewiß, daß man in etlichen Kellern derselben Dörfer Altäre finde, darauf die Hussiten, so man Ketzer genennet, lange ihren Gottesdienst heimlich verrichtet.

69) Historia und Bericht von der Magd, die zu Frankfurt an der Oder Geld gefressen. [2]

Im Sommer des Jahres 1536 hat sichs zugetragen, daß eine Magd, Marx Fischer's Tochter zu Lebus, mit Namen Gertrud, vom leidigen Teufel, der in eines Kriegsmanns Gestalt zu ihr gekommen, sey angeredet worden, so sie seinen Willen würde thun und ihn lieben, so wollte er ihr soviel Geldes verschaffen, daß sie dessen überflüssig sollte bekommen und haben. Was geschieht, sie als eine einfältige Magd läßt sich leicht überreden und sagt ihm zu, was er von ihr begehret. Bald aber darauf läßt er sich in anderer Gestalt sehen und besitzet sie von Stund an leibhafftig. Derhalben, damit sie desto besser mit Beten von den Geistlichen und von dem gemeinen Volke möchte geholffen werden, ward sie gen Frankfurt an der Oder (weil Lebus nur eine Meile Weges davon liegt) gebracht, und der Rath daselbst verordnete ihr gute Wartung und starke Wache, damit sie ihr selber nicht am Leib und Leben Schaden zufügte.

Dieses ist aber ganz wunderbar, dergleichen nie gehöret noch erfahren, auch in keinen Historien oder Chroniken beschrieben, daß, wenn sie an eine Mauer, Wand, Tisch, Bank, Rock, Bareth oder dergleichen Ding griff, bekam sie die Hand voll Geldes, mancherley Müntze, doch die dazumal im Lande gänge und gäbe war, als Märkische, Pommerische, Meißnische, Polnische, Preußische, Böhmische Groschen und Pfennige. Ja, was noch mehr zu verwundern ist, wenn sie das Geld also in die Hand bekam, ließ sie es dabei nicht bleiben, sondern fuhr damit alsbald zum Maul zu, zerkäuet es, daß mans hörte knirschen, that auch oftmals das Maul auf, steckte die Zunge heraus, ließ das Geld im Maul sehen und schluckte es zuletzt ein. Nun trieb sie solches etliche Wochen und geschahe nicht scheinweise, wie mit den Gauklern geschieht, die Flachs fressen und Feuer ausspeien, sondern die Münze, die sie fraß, war ächt und wahrhaftig. Denn die Leute, so bei und um sie waren, und die Bürger, welche oft auf den Stadthof, da sie verwahret ward,

---

[1] Nach Angelus, Annales Marchiae S. 210.

[2] Nach Angelus S. 324.

gingen, ergriffen ihr die Hände, brachen dieselben mit großer Stärke und Gewalt auf, ehe sie damit zum Maul kam, und nahmen ihr das Geld, unangesehen, daß sie darüber sehr zornig ward, schrie und sich übel stellte. Zuletzt wenn sie irgend einen Angriff that, erwischte sie Nadeln und fraß die auf. Zudem führte sie seltsame wunderliche Reden, wie sie da und dort gewesen, dieses und jenes ausgerichtet, und lachte überlaut dazu, als wenn sie gar wohl gethan hätte.

Dieses ist zwar ein seltsam Wunder, aber eine gewisse und wahrhaftige Geschichte, daraus zu ersehen, daß der Teufel durch Gottes Verhängniß und Zulassen auch wunderliche Dinge thun kann.

Es ist aber ein noch viel größer Wunder, das darnach folgte. Denn obwohl die Papisten, welche zu der Zeit noch das Kirchenregiment inne hatten, einen Exorcisten oder Teufelsbanner holen ließen, und er, der Exorciste, sich's mit seinem Beschwören und Bannen ließ sauer werden, die Magd auch oft im Weihwasser badete: jedoch war Alles vergeblich, und die Magd oder vielmehr der Teufel aus ihr trieb Gespötte daraus.

Es war auch dazumal zu Frankfurt ein evangelischer oder Lutherischer Prediger, mit Nomen Andreas Ebert, von Grünberg aus Schlesien bürtig, welcher Lutherum zu Wittenberg gehört und von etlichen frommen Bürgern auf Zulassen seiner Churf. Gnaden zu Brandenburg unterhalten ward. Dieser Herr Andreas, da die Papistischen mit ihren Exorcismus und Beschwörungen nicht konnten fortkommen, that auf Dr. Luthers Rath (denn an den hatte er's schriftlich gelangen lassen) in der Gemeine Gottes täglich Fürbitte für sie, und ließ sie in alle Predigten, die er that, führen. Und obwohl unter der Predigt der Teufel viel Ungemachs trieb und oft ein groß Geplärr und Geschrei machte, auch den Prediger Lügen strafte, sonderlich wenn des Herrn Christi gedacht ward, ward doch gleichwohl die Magd mit Verleihung göttlicher Gnaden durch der Christen Vorbitte erledigt, und diente hernach zu Frankfurt noch lange Zeit. Wenn sie aber hernach gefraget ward, wie ihr geschehen wäre, antwortete sie, sie wüßte nirgends von und wie ihr geschehen wäre oder was sie gethan hätte.

70) Der Poetenbrunn zu Frankfurt an der Oder. [1]

Vor der Stadt Frankfurt an der Oder liegt ein wunderbarer Brunnen, der Steinbrunn oder Poetenbrunn genannt, welcher allerhand Muscheln von sich giebt und die hineingeworfenen Sachen mit Stein überzieht. Poetenbrunn ist er genannt worden, weil ehemals die vornehmen Poeten ihre Lust an diesem Brunnen gehabt und sich gerne dabei aufgehalten.

71) Die Besessenen zu Spandau. [2]

Im Jahre 1594 hat der Teufel zu Spandau wunderbare Spiegelgefechte mit Besessenen gemacht und sich durch dieselben seltsamer Worte ver-

[1] S. Beckmann, Th. III. S. 615.
[2] S. Angelus S. 414 2c. Ein Bedenken, was von dem Zustande der Besessenen in Spandow und englischen Erscheinungen zu halten. Braunschweig 1609 in 4°. Möhsen, Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg, S. 501.

lauten lassen. Man erzählet, er habe Geld, Kränze, Nadeln, Knöpfe, Messer, Ringe, Bänder und andere Sachen ausgestreut, und wer sie aufgenommen, wäre vom Teufel besessen gewesen. Er habe sich in mancherlei Gestalt sehen lassen und ganz wunderliche Dinge getrieben, weshalb niemand des Abends auf der Straße gehen wollen, aus Furcht, er möchte besessen werden. Die Besessenen hätten ausgesagt, sie empfänden zum Oesteren, daß ein kalter Wind sie anwehete, der sich wie eine Schlange drehete, bis er ans Herz käme, wodurch sie sofort ihrer Sinne beraubet würden, daß sie nicht wüßten, was sie redeten und thäten. Unter den Besessenen werden als die merkwürdigsten genannt: Gabriel Kummer, ein Hutmachergesell aus dem Fürstenthum Jägerndorf, Andreas Reiche, ein Huf- und Waffenschmied, und eine Dienstmagd Katharina Richtern. Außer diesen werden noch 30 Personen nahmhaft gemacht, sowohl erwachsene Manns- und Frauenspersonen, als auch Knaben und junge Mädchen. Erstere geben auch englische Erscheinungen vor, die alle darauf hinausgiengen, daß ein Engel sie ermahnet habe, zum Inspector Magister Albert Colerus zu gehen und ihm anzuzeigen, daß er seine Zuhörer mit rechtem Ernst und Eifer zur Besserung ermahnen sollte, damit sie vornehmlich von ihrer gewöhnlichen Hoffarth und Kleiderpracht, von übermäßigem Fressen und Saufen u. s. w. abstehen möchten, sonst schreckliche Strafgerichte erfolgen würden. Besonders zeichnete sich der Hutmachergesell durch seine vorgegebenen Erscheinungen und Gesichte des Engels Gabriel vor Andern aus.. Durch eine Stimme, die er des Abends gehört haben wollte, und die ihm zugerufen, daß er die Kirche öffnen, die Sturmglocke läuten und auf den Straßen schreien sollte: Thut Buße oder Wehe, Wehe Euch, Wehe mir selbst! brachte er die Einwohner der Stadt, da er Letzteres wirklich that, nachdem ihm die Oeffnung der Kirche und das Läuten untersagt und er daran gehindert worden war, in solchen Aufruhr, daß dieselben einige Stunden lang in großem Schrecken und Angst in der Stadt herumliefen, dabei er den nachfolgenden Tag selbst gestanden, daß er bei seinem Geschrei in großer Furcht und Bangigkeit gewesen. Diese Besessenen führte man täglich in die Kirche und stellte dabei Betstunden an, davon noch bis jetzt in der Stadt Spandau das Anschlagen der Glocken zu gewissen Stunden seinen Ursprung herleitet. Im folgenden Jahre geschahe solches auch im ganzen Lande, da wider die Türken Befehl Gebete verordnet wurden. Der Graf Rochus zu Lynar ließ gleichfalls wegen häufig Betstunden in seinem Hause halten, richtete auch am 29. November 1594 deshalb ein Schreiben an den Churprinzen Joachim Friedrich.[1]) Endlich hat aber bei diesen anhaltenden gottseligen Handlungen das teuflische Unwesen, welches vom 16. September bis 17. December des Jahres 1594 gewährt, aufgehört. Es sind auch die vornehmsten Theologen von Berlin und Frankfurt nach Spandau gekommen, um die ganze Begebenheit zu untersuchen, die denn auch gefunden, daß es eine wahrhafte teuflische Besitzung sey, wie sie in ihrem weitläufigen theologischen Bedenken auch dargethan.[2])

---

[1]) Abgedruckt bei Dilschmann, Diplomatische Geschichte und Beschreibung der Stadt Spandow. Berlin 1785 in 4°. S. 160 ꝛc.

[2]) Abgedruckt bei Angelus, a. a. O.

72) Der wunderbare Hirsch bei Spandau.[1]

Im Jahre 1705 hat man in der Spandauischen Stadthaide einen Hirsch angetroffen und gefangen, welcher ganz tiegricht (d. h. tiegerfarbig) gewesen, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck gleich einem englischen Sattel, um die Augäpfel einen rothen Ring und rothe Schalen als Korallen gehabt und für was Seltsames gehalten worden. Deshalb ist er auch abgeschildert worden und noch jetzt auf dem Königl. Schlosse, auch bei andern Jagdbedienten zu sehen.

73) Der Zauberer zu Zossen.[2]

Es ist im Jahre 1663 ein alter Haideläufer, Namens Claus, aus dem Amte Zossen als Zauberer verurtheilt und vor Berlin enthauptet worden, weil er den Leuten Nachricht gegeben hatte, wo sie ihre verlorenen Sachen wieder bekommen könnten; er soll auch vorgegeben haben, daß er einen verdammten Geist habe, der ihm Alles sage, allein auf der Folter hat er gleichwohl nichts davon bekannt.

74) Der Sackpfeifer und der Wolf bei Spandau.[3]

Man hat in der Nähe von Spandau um das Jahr 1690, um die vielen dort hausenden Wölfe zu fangen, hin und wieder gewisse Wolfsgruben gemacht, welche unten weit, oben aber etwas enger und mit glatten Brettern ausgelegt waren. So ist ein Sackpfeifer, der in Spandau von seinem Gewerbe sich einen Trunk zu Gute gethan, des Weges gekommen und in eine solche Wolfsgrube hineingefallen, hat sich aber sehr verwundert, als er gesehen, daß die Stelle schon von einem Wolfe besetzt gewesen, welcher dazu über diese hastige Zusprache etwas beunruhigt worden und sein Mißfallen durch Weisung seiner Zähne zu verstehen gegeben. Hierüber hätte der verirrete Musicus sich nun wohl einige verlegene Gedanken machen sollen, allein der annoch frische Rausch hat ihm einen so guten Muth zugesprochen, daß er seine Sackpfeife zur Hand nimmt und dem Wolfe eins vorspielt, der auch nicht faul gewesen und mit seiner durchdringenden Stimme dem Concert einen guten Nachdruck gegeben und den Sackpfeifer accompagniret, wobei jedoch der Sackpfeifer nach seinen Pausen von der Instrumental- zur Vocalmusik geschritten und bald ein Adagio, bald ein Presto, endlich auch ein Lamento angestimmt, und die Jäger solchergestalt herzugebracht, welche ihn von dem gefährlichen Bassisten befreit.

75) Das Grab des Remus bei Rheinsberg.[4]

Nahe bei der Stadt Rheinsberg befindet sich auf dem bei derselben gelegenen See eine Insel. Als man einst hier beschäftigt war, tiefe Gräben zu machen, grub man dabei verschiedene Menschenknochen von ungewöhnlicher Größe aus und entdeckte zugleich ein altes Grab, das aus zwei Steinen bestand, davon einer etwas kleiner, der andere aber etwas größer und von

[1] Nach Beckmann, Beschreibung der Mark Brandenburg, Th. I. S. 776.
[2] Nach Dilschmann, S. 29 &c.
[3] Nach Beckmann, Bd. I. S. 790.
[4] Nach Beckmann, Th. II. S. 49 &c., wo auch (S. 429 und 430) die Abbildung.

Marmor war, drei Viertel Ellen lang, eine halbe Elle breit und eine Viertel Elle dick. Auf der einen Seite sind sechs Vögel zu sehen gewesen, so ohne Zweifel die sechs Habichte bedeuteten, welche sich dem Remus auf dem Berge Aventinus zuerst zeigten, obwohl Romulus hernach auf dem Palatinischen Berge ihrer zwölf erblickte. Auf der andern Seite befand sich eine Inschrift, welche aber vom Alter sehr angegriffen und nicht genau lesbar war, darum sollte die Stadt nicht Rheinsberg, sondern Remsberg, auch der Fluß eigentlich Rehm, Remus, und nur verderbt Rhein oder Rhin heißen. Remus hat auch leicht nach Teutschland gehen können, weil die Tuscier, so zu den Zeiten in Italien das Meiste vermochten, wahrhafte Teutsche, Tuiscones gewesen.

76) Der Stein bei Stolzenhagen. [1]

An dem Wandelitzischen See auf dem Stolzenhagenschen Felde unter dem Amt Müllenbek befindet sich ein ungeheurer Stein, der etliche Fuß in die Erde hineingeht, oben aber einen Eindruck von einer sehr großen starken Mannshand in ihren fünf Fingern ganz deutlich und klar zeigt. Davon erzählen die Wandelitzer Einwohner, daß in alten Zeiten ein Riese diesen Stein diesseits des Wandelitzer Sees aufgehoben und zum Beweis seiner großen Stärke mit seinen fünf Fingern in den Stein hineingegriffen, ihn auf die Hand genommen, über den See hinweggeschleudert und den Eindruck seiner Hand darin gelassen hätte. Hierbei erinnert man sich der Steine unten am Petersberg und bei Wettin, in welchen ebenfalls Klauen von gleichem Ursprung angegeben werden, wie auch der zwei Hände in einem Stein bei Sonnewitz. [2]

77) Die sieben Steine bei Morin. [3]

Unweit des Städtchens Morin in der Neumark stehen auf dem Felde sieben große Steine beisammen, nur die sieben Steine genannt. Nach der Sage sind dies einst sieben junge Burschen gewesen, welche aus Uebermuth ihren Käse und ihr Brod auf eine unanständige Weise benetzt haben. Zur Strafe für ihren Frevel sind sie sofort in jene Steine verwandelt worden.

78) Die Steine bei Reidenitz und Parchnitz. [4]

Bei dem Dorfe Reidenitz nicht weit von dem Amte und Städtlein Zehden, auf der Spitze des daselbst befindlichen Berges gegen die Mühle zu, liegt ein sehr großer Stein, auf welchem eine menschliche Fußtapfe einer Person von etwa zehn Jahren und als wenn es der linke Fuß wäre, tief eingedrückt, die Zehen auch, als wenn sie hineingeschlippt wären, zu sehen. Ganz so wie die Reisebücher des H. Landes von dem letzten Tritt und Fußtapfen des Herrn Christi auf dem Oelberge, wie er von da gen Himmel gefahren, melden.

In eben dem Amte Zehden in einem Busch und Hegeholz, die Parchnitz genannt, liegt ein mittelmäßiger Stein, welchen man die Kuhtrappe nennt,

[1] Nach Beckmann Th. II. S. 377.
[2] S. Dreyhaupt, Saalkreis Th. I. S. 650.
[3] S. Beckmann, Th. I. S. 362.
[4] Nach Beckmann, Th. I. S. 375.

und nach Aussage des Zehdenschen Amtsbuches zu einem Grenzstein, die Felder von Zehden, Lubbichow und Parchnitz zu unterscheiden dient. Er hat den Namen von einer darauf befindlichen und wohlausgehauenen Kuhtrappe, neben welcher auch eine Hundetrappe, und gegenüber noch eine große und zwar ziemlich tiefe, aber doch wenig kennbare Trappe steht. Ob es einen alten Herrn bedeute, der die Viehzucht und dabei die Jägerei betrieben, welches die Hunde- und vielleicht auch die Pferdetrappe bedeuten möchte, oder was es sonst zu sagen habe, kann man nicht gewiß melden.

79) Der Stein bei Bellingen.[1]

Bei dem Ausgange des Dorfes Darnstädt nach Bellingen zu, eine Meile von Stendal in der Altmark, liegt ein Stein, etwa der Größe nach wie ein Sack von zwei Scheffel Korn, in welchem ein unbeschlagener und etwas tief hineingedrückter Pferdefuß zu sehen ist. Davon wird vorgegeben, daß der böse Geist von da eine Krügerin, welche erschrecklich geflucht, auf einem Pferde weggeführt, und wäre dieses die Fußtapfe des Pferdes. Andere sagen, es hätte daselbst eine Schlacht sollen gehalten werden, der General aber sehr an einem glücklichen Erfolg gezweifelt und gesagt, so gewiß als sein Pferd in den Stein hineintreten würde, so gewiß würden sie auch die Schlacht gewinnen, und wäre darauf des Pferdes Fuß eingesunken, die Schlacht auch erhalten worden. Und mag vielleicht auch die Schlacht des alten Anhaltischen Markgrafen Alberti mit Graf Hudern, als welche auf der Höhe bei Darnstädt gehalten worden, hier gemeint gewesen seyn.

80) Der Stein bei Osthernn.[2]

Man zeigt auf den Aeckern des Dorfes Osthernn, so eine halbe Meile von Darnstädt liegt, den Weg nach Stendal zu, da sonsten viele Steine bei einander liegen, einen Stein, worin ein Kinderschuh, gleichsam wie in Wachs eingedrückt, befindlich, und soll auch auf der andern Seite auf solche Weise ein Weiberschuh zu sehen sein.

81) Der Stein bei Reez.[3]

Zwischen dem Amte Reez und dem Dorfe Rietzig am Wege stellt ein großer Stein, um welchen kleinere Steine herumliegen, allerhand eingedrückte Figuren dar von Händen und Klauen, unter welchen aber ein Fußpfad von einem Kinde oder Frauenzimmer, eine Hand und ein Hufeisen oder Fußpfad von einem Pferde sich ganz deutlich ausdrücken. Und wird davon erzählt, es habe der Satan eine Krügerin geholt und selbige auf diesen Stein gesetzt, da dann um dieselbe herum viele andere Geister mit Pferde- und Bocksfüßen getanzet. Es wären aber des Weges zwei Kinder gekommen, welche auf diesen Stein sich gesetzet, unwissend, weil es Geister gewesen, was da vorgegangen: worauf aber Alles verschwunden.

[1] Nach Beckmann, Th. I. S. 375 ꝛc.
[2] Nach Beckmann, Th. II. S. 376.
[3] Nach Beckmann, Th. II, S. 376 ꝛc.

82) Der Adamstanz bei Virchow. [1])

In den sogenannten Wolfsbrüchen bei dem Dorfe Virchow in der Neumark, Dramburger Inspection, befindet sich ein Kreis von Steinen, der von den Einwohnern der Adamstanz oder Steintanz genannt wird, weil vor etlichen Jahren am Pfingstfest einige Menschen einen nackenden Tanz daselbst sollen gehalten haben, und darüber zu einer sonderbaren Strafe wären in Stein verwandelt worden. Wie denn auch die Steine, 14 an der Zahl, noch Paarweise daselbst zu sehen sind, unter welchen einer in der Mitte, so zwei Ellen hoch und wie mit Reifen umgeben, eine Tonne Bier und gar der Bierschenker, und zwei außerhalb des Kreises etwas höhere Steine ein Paar Spielleute sollen gewesen sein, an denen man noch die Spuren von Violinen und dergleichen mehr bemerken will; die übrigen sind die Tänzer und Tänzerinnen gewesen.

83) Die alte Stadt im Blumenthal. [2])

Im Oberbarnimschen Kreise unweit Prötzel, einem Rittergute, 4½ Meile von Berlin, 1½ Meile von Wriezen, in dem sogenannten Walde Blumenthal befindet sich ein Nachlaß von Mauerwerk in einem solchen Umfang, daß man noch gewisse Abtheilungen und Straßen, mithin den Ueberrest eines Städtleins wahrnehmen kann. Die südliche Seite hält 190 Rheinländische Ruthen, die nördliche 160, die westliche etwa 80 und die östliche etwa 60. Man bemerkt dabei 4 Thore, eine Hauptstraße, welche auch noch den Weg nach Strausberg hält, und 6 Quergassen; außerdem noch verschiedene Gruben als Ueberreste von Kellern oder Brunnen, und vier ummauerte Plätze, welches vermuthlich der Nachlaß von einer Kirche, Rathhaus, Schloß, Kloster oder desgleichen sein mag. Auch liegen innerhalb noch drei runde Hügel, welche man zwar für Begräbnißhügel ausgiebt, aber deswegen nicht wahrscheinlich, weil man nirgends dergleichen Begräbnisse innerhalb einer Stadt antrifft. Es wäre denn, daß solche Hügel erst nach der Zerstörung wären aufgeworfen worden, in welchem Fall die Stadt aber ziemlich alt dürfte gewesen sein. Den Ort selbst nennen die benachbarten Einwohner Blumenthal, und soll der Wald davon den Namen haben. Jetziger Zeit ist Alles mit starken Bäumen bewachsen und der Rest von Steinen hat sich sehr gemindert. Es scheint also allerdings ein Städtchen gewesen zu sein, welches zwar in einer sehr angenehmen Gegend gelegen, aber sowohl wegen des Gebüsches, als wegen Mangel des Wassers die Bequemlichkeiten nicht mag gehabt haben, welche sich sonst bei Städten finden: weshalb sie nach und nach den Ort verlassen und etwa Wriezen oder Strausberg mit mögen haben bauen helfen.

84) Die vermauerten Thore in den Marken. [3])

Da die meisten Städte ihre Mauern und Thore haben, so ist doch ein sonderbares Merkmal bei denselben, desgleichen sich in andern Ländern, so viel man weiß, wenig findet, daß bei ihnen neben den gewöhnlichen Thoren ein anderes zugemauertes Thor zu sehen ist, welches auch wol das allererste

[1]) S. Beckmann, Th. II. S. 362.
[2]) S. Beckmann, Th. II. S. 446 ꝛc.
[3]) S. Beckmann, Th. I. S. 283 ꝛc.

und gleich mit Errichtung der Mauern mag gesetzt worden sein, weil sie mehrentheils gerade auf die Straße der Stadt gehen, die jetzigen offnen hingegen nicht gerade, sondern schräg in die Stadt führen. Sie sind auch unterschiedlich: oftmahl nur eins, zuweilen zwei, auch wohl alle so beschaffen. Die Exempel sind in allen Marken bekannt, deren etliche man auch hier namhaft machen wollen, als in der Prignitz zu Kyritz das Wusterhausische Thor, zu Wittstock das Gräpische; in der Grafschaft Ruppin zu Wusterhausen das Kampelische, zu Gransee beide. In der Neumark sind zu Soldin alle drei so beschaffen; zu Friedeberg auch die beiden, zu Morin und Berlinichen gleichfalls beide Hauptthore; zu Königsberg zwei, das dritte aber und Bernikowische geheißen nicht; zu Schönfließ auch nur zwei, zu Landsberg an der Warthe eins am Mühlthor unter dem dabei befindlichen Thurme; zu Beerwalde auch eins. Zu Woldenborg ist das hohe Thor vermauert gewesen, als aber die Stadt nach dem im Jahre 1710 erlittenen großen Brand wieder erneuert und in eine regelmäßige Gestalt gebracht: so ist solches wegen mehrer Regelmäßigkeit wieder eröffnet und hingegen das bisherige vermauert worden. In der Mittelmark zu Bernau, Fürstenwalde und Mittenwalde eins. Von der Ursache finden sich unterschiedene Vermuthungen. Zu Gransee ward vorgegeben, daß dermaleins ein Kaiser durchgereist, welchem zu Ehren hernach die Thore wären zugemauert worden, damit Niemand mehr durchreisen sollte; welches zwar einige Gleichförmigkeit mit dem zugemauerten Thore in der Alhambra oder königlichen Schlosse zu Granada in Spanien haben möchte, als von welchem Spanische Geschichtschreiber erzählen, daß wie der letzte Mohrenprinz daselbst sich mit der Stadt dem König Ferdinando Catholico ergeben, er unter andern bedungen, daß durch das Thor, aus welchem er herausritte, hinführo Niemand weder aus- noch eingehen sollte, welches auch Ferdinand bewilliget und selbiges fest verbauen lassen.

Aber wenn solche Vermauerung zu Gransee allein geschehen wäre, so möchte diese Ursache statthaben; nachdem aber soviel andere Städte in gleichmäßigem Zustand sich befinden, so ist darauf nicht zu sehen. Etwas scheinbarer ist, was Andere vermuthen, daß es eine Anzeige der vertriebenen Wenden sey, und die Teutschen die Thore, durch welche die Wenden aus- und eingegangen, nicht würdig geachtet, sich ihrer mehr zu gebrauchen, sondern ihnen neue Thore machen lassen, wie man denn auch noch in etlichen Kirchen auf dem Lande findet, daß die teutschen Einwohner sich der gewöhnlichen Thüren gebrauchen, den Wenden aber solches nicht erlaubt worden, als welche durch eine kleine hierzu gemachte Thüre hineingehen müssen. Aber die Wenden auf dem Lande sind nicht haufenweise verjagt worden, sondern haben gemächlich abgenommen, und die Stadt Königsberg in der Neumark ist lange nach der Wenden Zeit erbaut worden und sind dennoch zwei zugemauerte Thore daselbst befindlich. Ist also wohl vermuthlich, was von vielen Andern dafür gehalten wird, daß es ein Andenken des Waldemarischen Krieges und gleichsam eine poena moralis derjenigen Städte gewesen, welche sich auf des von Neuem angekommenen Waldemars Seite begeben, und nachdem sie sich hernach mit dem Markgrafen Ludwig dem Aeltern und Ludwig dem Römer ausgesöhnet, ihnen solches auferlegt worden, daß, weil sie im Abwege von ihrem einmal erkannten Landesherrn gerathen, sie hernach durch solche abwegige Thore auch aus- und eingehen müssen.

85) Die geharnischten Männer zu Küstrin. [1]

Vor Bartholomäi des Jahres 1585 hat man zu Küstrin eine große Feldschlacht am Himmel gesehen, mit jämmerlichem Geschrei und großem Getümmel. Auf dem Markte aber sind zween unbekannte geharnischte Männer erschienen, welche einander die Hände gegeben und bald darauf mit einem kläglichen Geschrei verschwunden sind.

86) Die Zaubersäcke zu Küstrin. [2]

Im Jahre 1562 nach Christi Geburt, den 19. Tag des Augustmonats, als Herr Wenceslaus Kielman, Pfarrherr und Superintendent zu Küstrin, gestorben, hat sich folgenden Tags um ein Uhr, da er begraben worden, ein solches Donnern, Blitzen, Regen und Ungewitter erhoben, daß man vermeinet, die Stadt würde untergehen. Dies Ungewitter sollen etliche alte Zaubersäcke, auf welche er zuvor heftig geprediget, zu Wege gebracht haben, wie sie selber bekannt, daß man hat denken sollen, des Pfarrherrn Seele wäre im Ungewitter vom Teufel hinweggeführt worden.

87) Die Wahrzeichen der Stadt Küstrin. [3]

Auf dem Schlosse der Festung Küstrin in der Neumark ist ein eiserner Fisch, eine Spanne lang, aufgehängt zu sehen gewesen, der Fischerei zum Besten, daß nämlich keiner Netzen und Fischgarn haben darf, welches kleinere Fische, als das Maaß ist, aufhalten könnten. Ueber der Thür des Weinkellers ist die Inschrift zu lesen: Mir ist nicht wohl, ich bin denn voll.

88) Die Magd und die Männlein zu Help. [4]

Am Palmsonntag des Jahres 1374 ist ein Mägdlein von 17 Jahren im Dorfe Help, eine halbe Meile von der Stadt Arnßwalde in der Neuen Mark gelegen, neben andern zum Sacrament des Altars gegangen. Da sie aber des Abends den andern Mägdlein, die auf den Gassen umhergelaufen und gespielet, zugesehen, hat sie ein kalter Wind angeblasen, davon sie im Haupte schwach geworden, also daß sie sich zusammt den Kleidern ins Bett gelegt, und ist von der Zeit an nie aus dem Bett gekommen, hat auch bis ins fünfte Jahr also lahm, blind, ungegessen und ungetrunken gelegen und nichts geredet, ausgenommen wenn sie gefragt worden, hat sie Ja oder Nein gesagt. Es haben's viele dafür gehalten, als sollte sie besessen gewesen sein. Am zweiten Tag des Augustmonats des Jahres 1578 ist sie nach Arnswalde gebracht worden, da sie denn im Hospital des h. Geistes Tag und Nacht bewacht worden. Als sie nun allda auch bis am vierten Tag im Bett gelegen, hat sie angefangen, mit dem Munde Anzeigung ihres Hungers zu geben, und als sie gefraget worden, ob sie essen wollte, hat sie wider ihre Gewohnheit Ja gesagt, und ist ihr darauf eine Weinsuppe auf Geheiß des Pfarrherrn allda gebracht worden, die sie mit einem Löffel gegessen. Da sie aber ge-

[1] S. Angelus, Annales Marchiae S. 354.
[2] Nach Angelus, S. 360.
[3] Nach Berckenmeier, Curieuser Antiquarius Bd. I. S. 689.
[4] Nach Angelus, S. 372. 378.

fraget worden, wie es schmeckte, hat sie geantwortet: wohl. Letztlich hat sie der Wärterin auf ihre Frage Bericht gethan, daß sie stets zuvor die fünf Jahre auch gegessen und getrunken, aber kleine Männlein und Jungfräulein, schön geschmückt, die doch keiner im Hause ohne sie gesehen, wären alle Tage unter dem Bette herfürgegangen und hätten ihr Speise von Allem, was sonst im Hause gekocht oder gebraten gewesen, gebracht, hätten sie auch gerne hinweggetragen und ein ander Bild an ihre Statt gelegt, wenns nicht einer im gelben Kleide widerrathen. Sie hat auch gesagt, daß sie gedachte Männlein und Jungfräulein dermaßen gedrückt, daß sie davon an einer Seite lahm geworden, und hätten ihr die Augen zugedrückt, daß sie nicht sehen müssen (wie ihr denn die Augen gar braun gewesen), sie hätten auch ihren Mist und Harn (mit Verlaub zu melden) heimlich in weißen blanken Becken von ihr abgetragen. Da sie auch zuletzt, ehe sie in die Stadt gebracht, von ihnen gespeist worden, hätten sie unter einander gesagt, wenn sie im Dorfe bliebe, wollten sie ihr wohl Speise bringen, aber über Land könnten sie solches nicht thun, hätten sich auch unterstanden, sie wegzutragen, welches aber auf eines Vorbitte unterblieben wäre. Von der Zeit an hat sie zwar alle Wege wie andere natürliche Menschen gegessen, aber gar wenig, hat selten geredet, mit einem Fuß gehinkt und hat niemals wollen allein im Hause bleiben.

Um dieselbe Zeit (1574) ist des Raths Bote zu Arnßwalde, mit Namen Hans Kurtzhalß, krank worden an der fallenden Sucht, ist auch an Händen und Füßen gar verlahmet und hat also etliche viele Jahre gelegen auf geringen Hadern, daß er auch im harten Winter in keine Stuben gekommen. Endlich hat er angefangen greulich zu schreien als ein Besessener, hat geweissaget, auf Bayerisch geredet und hat alle Menschen, auch die ihm sonst von Angesicht unbekannt gewesen, erkannt und genennet, hat die Zauberinnen verrathen, auch ihre Bubenstücke ausdrücklich angezeigt, daß noch ihrer viele darüber haben müssen herhalten. Er hat auch geprediget Gottes Zorn und insonderheit des Herrn Christi verkündigt, dazu auch gewisse Zeichen am Himmel, das Gewitter und den jüngsten Tag. Ueber dies Alles hat er die Leute fleißig zur Buße ermahnt und sich selbst ein Zeichen genannt, daß gleich wie der Bauer im Jüdischen Lande den Untergang der Stadt Jerusalem, er eben also das Ende der Welt anzeigen sollte. Wie es aber endlich mit ihm kommen, weiß man nicht.

89) Die Wundereiche bei Wittstock.[1]

Es diente im Jahre 1668 ein Knecht, von Wiburg aus Holstein bürtig, Namens Christian, zu Wittstock bei einem Fleischer Joachim Lebenzier für einen Ackerknecht, bekommt aber einen Zufall in den Gliedern, daß er seine Arbeit auf eine Zeitlang nicht verrichten konnte, bis sich endlich dieses Malum in den Füßen zusammenzieht, sonderlich in den Gliedern an den Schenkeln in der Beuge des Blattfußes, darin er große Schmerzen empfindet, daß er am Stocke sich forthelfen muß. Sein Meister aber wird ungeduldig darüber und redet ihn hart an, er müsse sich zwingen, seinen Dienst zu verrichten, damit er ihm das Brot nicht müßte umsonst geben, und befiehlt ihm einst auf

[1] Nach Beckmann, Th. III S. 744 zc. Eine Abbildung des Baumes ebendas. Taf. XVI. No. 5.

den Sonnabend, er solle des Morgens am Sonntage, weil er nicht gehen könne, ein Pferd nehmen und nach Blesendorf reiten, ein erkauftes Kalb von einem Bauern daselbst abzuholen, worüber er mit großer Betrübniß zu Bette gehet, und deucht ihm, wie er nach Mitternacht durch eine Stimme aufgeweckt wird, die ihm Befehl giebt, er solle in seiner Reise an den Eichbaum hinter Zaske am Wege nach Blesendorf stille halten, sich vom Pferde begeben und durch den von einander gewachsenen Eichbaum durchkriechen, so würde er gesund werden, welches er gethan, und wird zur Stunde gesund, daß er seine Hilfsstöcke am Baum hinwirft und gehen und stehen kann. Dieses wird nach etlichen Jahren kund, worüber ein großer Zulauf entstanden, viele Leute, so daselbst mit Krücken hingekommen, sind nachher fröhlich davon gegangen und haben die Krücken in großer Menge allda liegen lassen. Dieser Zulauf hat sich auch im Jahre 1680 von Neuem erhoben, und weil Wittstock eine Meile abgelegen, so haben die vornehmen Patienten in Zaske ihr Quartier genommen, auch die Kirche reichlich beschenkt, bis endlich Churfürst Friedrich Wilhelm bewogen worden, weil das ganze Werk auf einen Aberglauben hinausgelaufen, diesen Baum umhauen zu lassen. Es war ein dicker und krauser Baum und daran etliche Aeste in einander und Löcher durchwachsen, und wurde geglaubt, daß, wer da durchkröche, gesund würde, sonst aber so ästig und knorrig, daß er nicht könne gespalten oder weggeführt werden. Und heget der gemeine Mann noch eine sonderbare Ehrerbietung gegen dieselbe Eiche, die endlich, als vor Jahren die wüste Feldmark daselbst geräumt worden, mit verbrannt ist.

90) Wie die Frösche in den Marken zu Bauern geworden sind. [1])

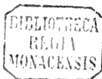
Im Froschmäuseler von Rollenhagen wird berichtet, daß, als die Schlacht zwischen den Mäusen und Fröschen vorgegangen und diese geschlagen worden wären, da habe Friedlieb, einer von den Mäusegeneralen, im Abzug etliche gefangene Frösche mit sich genommen und selbige hernach in der Mark zu Bauern und Mühlknechten gemacht, welche daher auch noch immer in den Krügen und Schenken im Nassen lebten. Es heißt dort so: „Versamlet eilend „seine Leut, Und Frösch so er bekam zur Beut, Führt sie mit heim in seine „Land, Daselbst durch Gottes Wunderhand, Frösch, Padden, Eutzen Menschen „worden, Haben der Geubscher Bauern Orden, Bauen zur Clauß der Mägde „Straßen, Leben beim Schenken gern im Nassen, Wie auch der Schulen„burger Eutzer, Sind unverzagte Kannenschneutzer. Die auch des Friedlieben „Rathmann, Für sich für sein Ausbeut bekam, Und in den Brandenburger „Marken, All ihr Elend ließ bequarken, Kame in Bernauschen Wald zurecht, „Worden Entzdorfer Müllerknecht. Da sie nah bei eim tiefen See, Quarken „und mehlen immer mehr, Auch mit Geyrn, Mäusen, Schlangen, Hechten, „Täglich haben allgnug zu fechten."

91) Die stummen Frösche zu Schwante. [2])

In dem Dorf Schwante, eine halbe Meile von Kremmen und eine Meile von Oranienburg, sind zwar um den Rittersitz der Herren von Redern und

[1]) Nach Beckmann, Th. III. S. 588.
[2]) Nach Beckmann, Th. III. S. 588 rc.

einen ziemlichen District herum genug Frösche vorhanden, aber keiner läßt seine Stimme hören. Wenn auch schon einer sich etwas verlauten läßt, so kriegt er doch keine Beistimmung. Die Ursache davon wird folgendermaßen erzählt, wie Herr Joh. Grüwel in seiner Kremmischen Schaubühne umständlich aufgesetzt. Es wäre einer von Redern in dem Frühling mit einer Krankheit befallen worden, dabei er viel Unruhe empfunden, die sich aber durch das vielfältige Geschrei der Frösche dermaßen vermehrt, daß er gar keinen Schlaf mehr gehabt, den auch keine Arznei wiederbringen können, und hätte man daher an seiner Genesung zu zweifeln angefangen, die Frau des Hauses auch deshalb allezeit nasse und weinende Augen gehabt. Dieses wäre ein armer Mann gewahr worden, der sich an der Thür befunden, ein Almosen zu erbitten, erkundigte sich also derselbe, was die Ursache des Weinens ihrer Frauen wäre? Wie man ihm berichtet, daß der Junker krank wäre, und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solchergestalt auch nicht lange leben könnte, spricht dieser: O, wenn eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald stille schweigen. Dieses Erbieten wird erstlich der Frauen, hernach dem Herrn selbst vorgebracht, die sich darauf herausgelassen, daß sie dem armen Mann ein Sack voll Roggen wollten geben und an den Ort seiner Wohnung lassen bringen, wenn er sein Versprechen würde ins Werk richten. Hierauf begiebt sich derselbe von dem Adeligen Hofe, umgehet denselben im Zirkel, soweit als ihm gedenkt, daß der Frösche Stimmen könnten verdrießlich sein, gebraucht darunter seine Wissenschaft und bringet damit zu Wege, daß der Frösche Geplärre aufhört. Und in diesem Stande ist es hernach mit den Fröschen noch bis auf diesen Tag geblieben, also daß sie zwar in dem Wasser und Morast bei dem Adeligen Sitz in der Menge gefunden werden, kein solch Geschrei aber, als außer dem Zirkel verführen. Und so ja einer gehört wird, so geschieht es doch nur selten und zudem ohne Zusammenstimmung der andern. Es will zwar dabei berichtet werden, daß dieses Stillschweigen nur auf 100 Jahre währen solle, wie von dem Bettler versprochen sey, solches läßt man aber dahin stehen und ist hiermit zu vergleichen, was Suetonius vom Kaiser Augustus c. 94 erzählet, daß, sobald als derselbe angefangen zu reden, in der Gegend, wo er geboren, die Frösche verstummet. Von dem Korinischen Amtssee aber wird ebenfalls gesagt, daß es eine gewisse Art Frösche gebe, welche stumm sein, wie dergleichen in England gefunden werden, und liest man beim Plinius (XI. 50. VIII. 59 u. 58), daß in Macedonien bei Acanthus und auf der Insel Ruphus die Frösche ebenfalls stumm gewesen. Kann also wohl sein, daß auch die Frösche zu Schwante und an andern Orten, wo man auch nicht mag beobachtet haben, eine Art solcher stummen Frösche sein; auf welchen Fall das Verstummen, weder von dem Wasser noch von dem Erdboden oder andern Umständen des Orts, auch nicht von dem Bettler herrühren würde, und würde man Solches gar leicht haben entdecken können, wenn von dieser Art einige an einen andern Ort und fremde Frösche, die des Schreiens gewöhnt sein, in dieses Wasser hinein wären gebracht worden. Vor einigen Jahren ist dieser Graben bei Aufbauung eines neuen adligen Hauses zugeworfen und diese Merkwürdigkeit aufgehoben worden.



92) Der Basilisk bei Bernau.[1]

Zu Blumberg bei Bernau ist im Jahre 1590 ein neuer Brunnen gegraben gewesen und da drei Gesellen hinter einander hinuntersteigen wollten, sind sie alle drei nach einander erstickt und gestorben, ehe sie noch hinabgekommen, und vermuthet man, daß ein Basilisk daselbst gewohnt.

93) Das Prügelgespenst zu Hansberg.[2]

Im Jahre 1590 ist zu Hansberg, welches ein Dorf ist, eine halbe Meile von Königsberg gelegen, ein armes Mädchen von einem unsichtbaren Geiste, der doch mit ihr redete, jämmerlich zerschlagen und gemartert worden, auf Anstiftung einer alten Zauberin, die zu Königsberg eingezogen und hernach zu Küstrin ist verbrannt worden.

94) Warum in Neustadt-Eberswalde keine Ratzen mehr sind.[3]

Nach einem Bericht des Bürgermeisters Daniel Dobritz zu Neustadt-Eberswalde hat es in früherer Zeit in der Kornmühle daselbst viele Ratzen gegeben, die daselbst auch großen Schaden angerichtet haben; es hat sich aber um diese Zeit, um das Jahr 1606—7, ein gewisser Mai bei dem Rathe angegeben und sich erboten, dieses Ungeziefer wegzubringen, dergestalt, daß hinführo, so lange die Mühle stehen würde, sich nimmermehr keine Ratze darin aufhalten sollte, hat auch eher keinen Groschen begehrt, bis ein Jahr hernach, wenn er seine Probe würde gethan und dieses Ungeziefer weggeschafft haben, bevor dann 10 Thlr. gefordert, welche ihm auch versprochen worden, und hat ihm der Rath sofort 2 Thlr. darauf bezahlt. Hierauf hat er etwas in die Mühle gelegt, auch sonst etwas an einem verborgenen Orte versteckt. Worauf des folgenden Tages sich die Ratzen haufenweise aus der Mühle gemacht und mit Verwunderung aller den dortigen Fluß, die Finow, hinuntergeschwommen sind, welches auch ihm, Bürgermeister Dobritzen, etliche alte Männer erzählet, daß sie die Wegschwimmung mit Augen angesehen hätten. Nach Verfließung des Jahres ist der Mann wiedergekommen und hat die übrigen ihm versprochenen 8 Thlr. abgefordert. Es sind auch nach der Zeit keine Ratzen weder in der Stadt noch in der Mühle mehr zu spüren gewesen. Man ist nun aber ungewiß, ob dies von verbotenen Künsten hergerührt oder ob natürliche Ursachen vorhanden gewesen, denen man dies beilegen können. Man hat aber vermuthet, daß es daher käme, weil daselbst viele Böcke und Ziegen gehalten wurden, deren Geruch diese Kreaturen nicht vertragen konnten und daher den Ort meideten, wie denn auch sonst die Ziegenböcke hin und wieder bei den Pferden gehalten werden und als Ursache davon insgemein angegeben wird, weil die Pferde bei diesen Thieren wohl gedeihen.

95) Der Rattenkönig bei Krossen.[4]

Die sogenannten Ratzenkönige in der Mark sind nicht einzelne oder größere Ratten, wie Einige behaupten wollen, sondern viele Ratzen, so mit

[1] S. Beckmann, Th. III. S. 823.
[2] S. Angelus a. a. O. S. 406.
[3] Beckmann, Th. III. S. 828. nach Wegner, Meletemata philosophica. Danzig 1699, S. 46 ꝛc.
[4] S. Beckmann S. 829 ꝛc. nach Wegner S. 28.

den Schwänzen so in einander verwickelt und gleichsam zusammengewachsen sind, daß sie nicht von einander kommen können, und einen solchen Klumpen von Ratzen pflegt man Ratzenkönig zu nennen. Dergleichen ist einer im Jahre 1694 am 8. Juni bei Krossen in der Bobermühle gefunden worden, da ertheiltem Bericht nach 15 große Ratten mit den Schwänzen dergestalt zusammengeflochten gewesen, wie ein Frauenzopf oder eine geflochtene Semmel, die auch nach dem Tode nicht von einander gerissen werden konnten. Etliche Schwänze sind auch ganz aus der runden Form gewachsen gewesen und haben gleichsam zerquetscht ausgesehen. Sie haben, nachdem sie entdeckt worden und aus ihrem Gehalte hervorgekrochen, auf dem Boden herumgehuckt und zwar entwischen wallen, sind aber mit einem Besen, womit man sie gleichwohl nicht von einander schlagen oder tödten können, so lange aufgehalten worden, bis jemand von den Hausgenossen heißsiedend Wasser gebracht und sie damit getödtet. Nachgehends sind sie an öffentlicher Straße an einer Eiche aufgehangen und von vieln hundert Leuten besehen worden, welche theils aus der Stadt theils vom Lande dahin gekommen, bis sie endlich in die Stadt geholt und daselbst gleichfalls wahl betrachtet, endlich aber hinters Schloß geworfen worden und daselbst verfault. Man liest auch in den Ephemerid. German. Dec. II. Ann. IX. S. 254, daß zu Jena in einem vornehmen Hause unter dem Anrichtetisch dergleichen 14 zusammengeflochten entdeckt worden. Ein anderer salcher Klumpen ist auch vor einiger Zeit zu Bernburg in dem Fürstenthum Anhalt in der Schloßmühle zum Vorschein gekommen, welcher aus 11 dermaßen verwickelten Thieren bestanden, und noch einer in der verwittweten D. Orloben Keller daselbst, davon Herr Beckmann noch sieben, da sonst ihrer neun gewesen, aufgetrocknet bei einander gesehen hat. Und von diesen ist's wahr, daß die Ratzen nicht allein aus dem Hause, wo ein solcher Klumpen sein Quartier hat, sondern auch aus den benachbarten Gegenden zusammenlaufen und ihnen Nahrung zutragen. Was es aber sonst für eine Beschaffenheit damit hat, salches steht noch zu untersuchen.

96) Warum zu Bernau, Stargard und Prenzlau keine Schlangen sind. [1]

Zu Oderberg lassen sich zu gewissen Zeiten des Jahres keine Schlangen finden, da sie doch zu andern Jahreszeiten daselbst häufig anzutreffen sind. Auch in den Gegenden der Adelichen Dörfer Grünthal und Sydow sind gar keine solche Kreaturen anzutreffen. Auch sind keine zu Arnsdorf, einem Universitätsdorfe 2½ Meile von Frankfurt, und in der da herum liegenden Gegend, ob sie wohl zu Dämnitz, eine halbe Meile von diesem Arnsdorf, häufig anzutreffen; desgleichen keine in und um das Städtchen Teltow, so gar daß wenn schon die Störche etliche hinführen und etwa herabfallen lassen, solche dennoch sterben, auch nicht zu Trebatsch, einem Dorfe eine Meile jenseits Beskow an der Spree, auch nicht bei Trampe, dem Herrn Grafen von Sparr zuständig, auch bei Stremmen in der Inspection Wusterhausen, so weit man die Glocken hören kann. Um auch größerer Oerter zu gedenken, so wird von Wriezen gleichfalls gemeldet, daß daselbst und in den Grenzen kein solches Ungeziefer zu spüren, so weit als der Schall der dortigen großen Glocke geht.

[1]) Nach Beckmann, Th. III. S. 832 rc.

Welche Bewandtniß es auch haben soll, zu Bernau, auf deren Feldmarken ebenfalls, soweit als die sogenannte Bürgerglocke kann gehört werden, nicht allein keine Schlangen, sondern auch keine Nattern sich antreffen lassen, außer alle 7 Jahre etwa ein Stück oder drei. Davon giebt man diese von Alters her bekannte Ursache, daß, als man diese Glocke gegossen und die nach damaligem Gebrauche erbetenen Pathen Silber, Erz ꝛc. dazu verehrt, ein altes Weib dazu gekommen und gesagt, weil sie nichts dazu verehren könnte, so wollte sie doch etwas schenken, und mit dem eine lebendige Schlange und Natter in den Guß mit einlaufen lassen, mit dem Bedeuten, daß die damals häufig gewesenen Schlangen und Nattern sich verlieren würden, welches denn auch geschehen. Auch sagt man, daß, als im vorigen Jahrhundert die Glocke einen Riß bekommen und nicht gezogen werden können, dieses Ungeziefer sich häufig wieder eingefunden, welches sich aber Anno 1649, da diese schadhafte Glocke in der Stadt wieder umgegossen und geläutet worden, sogleich bald wieder verloren. Welche Sage viel Aehnlichkeit hat mit dem, was von der Stadt Stargard in dem Königl. Preuß. Pommern mit diesen Umständen erzählt wird, daß, wie die Glocken zu S. Marien daselbst gegossen worden, man Schlangenfett mit untermenget, um das Gut, welches zum Gießen sich nicht bequemen wollen, desto leichter zu zwingen. Nachdem aber solche Glocke zum ersten Mal geläutet worden, so hat man allenthalben innerhalb einer Meile um die Stadt todte Schlangen gefunden, und haben sich die Schlangen dermaßen verloren, daß, obgleich die Glocken nachdem (wiewohl von eben dem Gut) wieder umgegossen worden, sich dennoch keine wiedergefunden; man weiß auch bis dato von keinen Schlangen, als zwei Meilen von Stargard in der Friedrichswaldischen Haide. Es haben auch zwar etliche Apotheker einige Schlangen lebendig, so sie mit Weizenkleie fütterten und fettmachten; sie hielten aber solche in finstern Kellern und ist gleich ihnen das Gift benommen, so daß sie alsdann ganz zahm werden, sie sterben aber, sobald sie herausgesetzt werden. Von Prenzlau, der Hauptstadt in der Uckermark, hat man eben die Sage, daß um Prenzlau herum, so weit man die große Glocke hören kann, keine Schlangen anzutreffen sind und erzählt man, daß ihrer vor diesem eine große Menge dagewesen, sie wären aber von einem Mann, der das Leben verwirkt gehabt, aber sich erboten sie wegzubringen, wenn man's ihm schenken wollte, alle vertrieben worden. Allein dieses Vorgeben ist ungegründet, dergestalt als man sowohl auf dem Felde und nahe bei der Stadt, als auch in der Stadt selbst zum Oefteren Schlangen angetroffen hat.

97) Der bestrafte Sabbatschänder. [1])

Zu Frezdorf unweit der Stadt Wittstock ist einst ein Müller Namens Hildebrand gewesen, der nicht viel aus dem Sabbattag gemacht, am Sonntag aufs Feld gegangen und hat sein Getreide abgebracht. Binnen der Zeit aber ertrinkt sein Sohn, ein Kind, in der Dosse, und wie er die Nachricht davon bekommt und nach Hause eilet, schlägt das Gewitter in seine aufgesetzte Stiegen und verzehrt seine Arbeit.

---

[1]) Nach Beckmann, Th. V. B. II. S. 304.

98) Die Blutkammer zu Wilsnack. [1])

Im Jahre 1711 hat sich folgende Begebenheit mit einem Tischlergesellen Mathias Schulzen in der Kirche dieses Ortes begeben. Selbigen treibt sein Fürwitz durch eine geheime Thüre in die sogenannte Blutkammer zu sehen, darin die Adeligen Leichen derer von Saldern zuerst gesetzet worden, bekommt aber im Zurückgehen von einer harten und eiskalten Hand eine starke Maulschelle, daß die Zeichen von der Hand und Fingern ein ganzes Jahr lang auf der Backe zu sehen gewesen, und ist dieser Mathias Schulze auf Befragen beständig auf dieser Aussage beharrt.

99) Der Grabstein zu Legde. [2])

Zu Legde in der Inspection Wilsnack ist die Geschichte von der gewaltthätigen Entleibung des damals jüngern Dietrichs von Quitzow, dessen Begräbniß sonst zu Ruhestätt ist, und seiner Bedienten, auch was die Thäter für einen Lohn bekommen, an einem auf der Straße an dem Ort, wo die Mordthat verrichtet worden, aufgerichteten Quaderstein, über welchem des Erschlagenen Bildniß geharnischt in Lebensgröße, in folgender Inschrift ausgehauen:

Gönstiger Leser sey bericht,
Was sich begeben vor Geschicht
Allhier, als man zehlet tausend Jar
Fünfhundert drey und Neuntzig zwar.
Am fünf und zwantzigsten Octobris,
Wie solchs drum hie beschrieben ist,
Es war ein junger Edelman
Und Dietrich von Quitzow sein Nahm.
Dietrichs Sohn, der hat seinen Sitz
Am Ohrt, da Er begraben itzt.
Dreyßig Jahr hat Er erreicht,
Und gelebt im Ehstand, dasmahl gleich
Dreyzehn Monat ohne Leibes Erben,
Und must endlich hie kläglich sterben.
Denn als er zween Tag vor der Zeit
Nach Gläven auf die Jagt ausreit,
Und Sich wieder anher kehren thät
Nach seinem Erbsitz, heist Ruhestäht:
Wird Ihm unterwegens gesagt,
Daß seine Unterthanen geplagt
Und gedrengt würden im Gericht
Von Lands Knechten, welchs Ihm nicht
Zu dulden wäre, und daß die Schaar
Bey Sechtzig eben zu Legde war.
Als er darauf gen Legde kahm,
Und vom Führer wolt hören an,
Mit was befehlig Er versehn,
Thät der Führer gar trotzig stehn
Neben seinen Knechten und alsfort
Lügen strafen des Junckers Wort
Zu dreyenmahln, ungeacht
Der Juncker ihm nichts Böses sagt,
Saß auf dem Pferd, laß das Patent
So Ihm der Führer in die Händ
Gegeben hat, aber was geschicht,
Es kount die Wort verdulden nicht
Christoff von Rhetstorff, der Ihm dient,
Und solchen Trotz zu rechen meint,
Erscheust den Führer also bald:
Die Landsknecht drauf mit gantzer gewalt
Auf den Juncker eindrungen hart,
Daß er vom Pferd gerissen ward.
Und jämmerlich ohn alles erbarmen,
Ob er schon that flehen und Karmen,
Er gar tödtlich ward verwund,
Daß Sechtzig Wunden man an Ihm fund;
Und als Er lag im Koht und Schlam,
Die Knecht zum Theil auch warn davon,
Des Führers Weib schaut ohngefehr,
Daß Er sein Haupt noch richt empor,
Alsbald sie zu Ihm einlauft,
Mit ihren Schuen Ihn tritt und rauft,

---

[1]) Nach Beckmann, S. 315.
[2]) Nach Beckmann, S. 316.

Endlich die Kehl ihm schneidet ab,
Ja das vom Weib war viel zu grob,
Die Augen Ihm auch ausstechen thut,
Also must bleib'n des Adelich Bluht
Zwar erbärmlich: die Seel bei Gott
Ohn Zweifel ewig Ruhe hat,
Den Leib zu Ruhstät anher bracht
Hat sein Ruh bis an jüngsten Tag.
Der Knecht, seinen Juncker zu rächen,
Thät sich unter die Knechte stechen,
Verwund einen, must aber doch
Ins Schultzen Hof kriechen zu Loch,
Dahin er floh für ihren Händen.
Der von Rehtstorf der thät sich wenden
Bald aus dem Dorf, aber bekam
Auch soviel Stich, daß Er da nahm
Ein kläglich End; Gott wol uns geben
Samt Ihm das Ewige Leben.
Der Thäter Sieben bekommen han
Dafür auch ihren verdienten Lohn,
Welchen die Köpfe abgehauen,
Die man auf Stecken thut schauen
Von der Heerstraßen nicht sehr weit,
Daß ander dadurch werden abgescheut;
Ihr zween zur Staup man geschlagen hat,
Zwantzig des Lands verwiesen that;
Diß Geschicht man drum wolt beschreiben,
Daß sie sollt im Gedächtniß bleiben.
Der lieb Gott wolle uns allzumahl
Bewahrn für einem solchen Fall,
Wenn wier Ihm uns täglich befehlen,
So seyn wir behüt an Leib und Seelen,
Das gieb uns Herr durch deinen Nahmen,
Wers mit begehrt, der spreche Amen.
Anno Domini 1590.

100) Die Kapelle des h. Kreuzes zu Perleberg.[1])

In der Stadt Perleberg in der Priegnitz befand sich eine Kapelle des h. Kreuzes zu Jerusalem auf dem Felde vor dem Parchimer Thor, welche ein gewisser Matthäus Dambeck Anno 1505 erbauet, mit dem Bescheide, daß im Fall entstandener Kriegsläufte sie wieder möchte niedergerissen werden. Wobei erzählet wird, daß gedachter Dambeck zur Buße habe müssen nach Jerusalem reisen und die Weite der Schädelstätte von Jerusalem bringen, und soll solches die Weite von dem Köppelberge bis an die Kapelle sein. Jetzt sind von dieser Kapelle nur noch einige Mauertrümmer in der Erde zu sehen.

101) Der wunderbare Mühlstein zu Perleberg.[2])

In der Johanniswoche am 26. Juni 1650 gingen zwei Mägdlein, Christoph Riekens Schneiders und Clemens Rotens Bierspunders in Perleberg beide Töchter nach dem Morgenmahl spielen bei einem untersten dicken Mühlstein, welcher an der Dammmühlen gelehnt stund, da sie Zweifelsfrei aus kindlicher Einfalt ihn im Sande so viel ausgescharret, daß der Mühlstein über sie zugefallen, so daß von beiden Kindern nichts zu sehen. Als gegen dem Mittagsmahl die Eltern ihre Kinder vermißten, können sie dieselben nach ängstlichem Suchen nicht finden, endlich werden sie unter dem Mühlstein eines Zipfels von einem Kindesröcklein gewahr, derwegen die Nachbarschaft mit Hebestangen den Stein leichtete, da die Kinder breit gedrückt und ganz braun für todt herausgebracht wurden, um 2 Uhr des Nachmittags; erholten sich aber durch Gottes Allmacht wieder, daß sie an Gliedern unverletzt beim Leben geblieben und groß worden. Eben dieser sehr schwere Stein trieb hernach zur Winterszeit eine gute Ecke auf dem Wasser fort, bis er am

[1]) Nach Beckmann, Th. V. B. II. S. 44.
[2]) S. Beckmann, Th. V. B. II. S. 83.

Ufer sich legte an den Ort, da er noch lag anjetzo 1679, mit unglaublicher Verwunderung der Reisenden. Er war mit dickem Eise umgeben, und da vom plötzlich geschmolzenen tiefen Schnee die Stepenitz eine erschreckliche große Fluth brachte, riß die Gewalt des schnellen Stroms den befrorenen Stein mit dem Eise zugleich fort.

102) Der Ursprung des Namens und des Wappens der Stadt Pritzwalk.[1])

Der Name der Stadt Prizwalk oder Prizwald in der Priegnitz hat seinen Ursprung von der Wendischen Sprache. Es kann soviel heißen als Priz oder Przez, mache dich weg, und Walk oder Wolk, Wolf. Und wird erzählt, es wäre vor Alters her ein großer Wald gewesen, und hätten sich unterschiedene Handwercks- und Landsleute zusammengefunden und Lust bekommen, sich hier niederzulassen, hätten aber, indem sie den Anfang machen wollen, einen Wolf unter einer Linde liegen gefunden, und denselben angeschrieen Pritzwolk oder Prizfouk (der Wolf solle sich wegpacken), und sey daher bei dem Orte auch nachmals, wie eine Stadt daraus worden, dieser Name geblieben und daher auch ein Wolf in das Wappen derselben kommen.

103) Die Klemenskuhle bei Pritzwalk.[2])

In alten Zeiten hat einmal ein Räuber, Namens Klemens, oder Heinrich (Heine) Klemann, diese Gegend in der Priegnitz und sonderlich die Stadt Prizwalk befehdet, seinen Schlupfwinkel oder Höhle aber, Klemens Kuhle genannt, im Hainholz gehabt, davon noch ein Nachlaß vorhanden sein soll. Man hat dieses aber endlich durch eine Magd, welche die Räuber dahin geschleppt und einige Zeit bei sich gehabt, erfahren: indem sie, da sie den Räubern schwören müssen, sie nicht zu verrathen, auf Zureden es einem Ofen gesagt, in welchem sich Jemand gestecket, der es gehört und kund gethan, worauf denn dieses Raubnest verstöret worden.

104) Das blutende Hirschhorn zu Schönhagen.[3])

Im Dorfe Schönhagen in dem Hause des Herrn Karl von Brietzke ist ein Hirschhorn gewesen, das, als er seine Mutter begraben ließ, den ganzen Tag und Nacht Blut geschwitzt hat, obgleich es bereits vierzehn Jahre vorher dort angeheftet gewesen war.

105) Der Altar zu Tüchen bei Pritzwalk.[4])

In der Kirche zu Tüchen bei Pritzwalk ist noch ein Altar aus dem Papstthum vorhanden, der gar künstlich geschnitzet und stark vergoldet ist. Er stellt in 4 Fächern und zwar in dem ersten ein wohlgestaltes Frauenbild vor, begleitet von etlichen Mannspersonen, unter welchen ein Mohr befindlich, im zweiten aber die Frauensperson mit zwei Engeln, in dem dritten eben dieselbe in einer aus Baumzweigen geflochtenen Hütte, mit einem Thier, so einem Reh ähnlich sieht und mit den Füßen nach ihrem Schooß eilet, in dem

[1]) S. Beckmann S. 89.
[2]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 142.
[3]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 147. Eine ähnliche Geschichte vom Hause Würtemberg erzählt Wolf, Lect. Memor. Th. II. S. 973.
[4]) Nach Beckmann S. 148.

vierten abermals Beides, das Frauenbild und Reh, welches letztere von Hunden angefallen und verfolgt wird, dabei ein Mann, so ein Horn gleich als ein Jägerhorn am Munde führt. Diese Altarbilder sind ganz ungewöhnlich und scheint ein besonderer Vorfall von Unschuld solches veranlaßt zu haben, obwohl Näheres nicht bekannt ist.

106) Das Fräulein von Wittenberge. [1])

Die heutige Stadt Wittenberge an der Elbe hat nicht allezeit da gestanden, wo sie jetzt steht, sondern ursprünglich an einem andern Orte. Es liegt nämlich außerhalb derselben eine ebene beackerte Gegend, welche man die Alt-Stadt nennt und wovon man noch die Graben und Wälle herumsieht, ingleichen vorwärts einen hohen Hügel, so mit einem sonderlichen Graben umgeben ist, und worauf das Schloß soll gestanden haben, an welchem auch noch viele Mauersteine ausgegraben, mithin längs an denselben verschiedene Urnen oder auch Stücken davon gefunden werden. Man giebt auch vor, daß noch jetzt ein Keller daselbst vorhanden, aber verfallen wäre. Ingleichen daß sich zum Oeftern Gespenster daherum hören und sehen lassen, und ist eine beständige Erzählung allhier, daß obige Veränderung daher entstanden, daß dermaleins vor langen Jahren ein gewisses Fräulein dieses Orts, welcher Namen jedoch unbekannt, sich an einen Vornehmen von Adel ehelich versprochen, und dieser sich darauf in den Krieg begeben, um sich noch weiter zu versuchen, und hernach, sobald es die Zeit würde leiden wollen, die versprochene Ehe zu vollziehen. Nicht lange hernach aber hätte sie diesen Ritter aus den Gedanken gesetzt und einem andern vornehmen Herrn die Ehe zugesaget, sich auch mit ihm copuliren lassen, welches, als es der erste Bräutigam erfahren, so hätte er die Stadt und Burg mit Krieges Gewalt angegriffen und erobert und darauf beide zerstöret, und dergestalt die Untreu seiner gewesenen Braut gerochen. Die Einwohner aber wären dadurch veranlaßt worden, nachdem die Kriegsunruhen vorbei, einen andern in der Nähe gelegenen bequemen Sitz zu suchen und daselbst eine neue Stadt anzulegen, woraus denn endlich das jetzige Wittenberge entstanden.

107) Der Hildebrand bei Wittenberge. [2])

Nahe bei der Stadt Wittenberge sind noch zwei freiherrliche Häuser auf zwei besondern Bergen befindlich, und werden diese die Freiherrlichen Berge genannt oder Freieburg. Der erste ist vor etwa 80 Jahren, der andere vor etwa 150 Jahren bebauet, und ist bei diesem noch ein Gefängniß, der Hildebrand genannt, von einem Fährmann dieses Namens also genannt, welcher oft darin in Verhaft gewesen, auch darin gestorben. Nachgehends ist ein Haus darauf gebauet, darin aber der Hildebrand noch erschrecklich rumoren und lärmen soll.

108) Die Mißgeburt zu Jütkendorf. [3])

Am 21. November 1738 ist zu Jütkendorf in der Köllnischen Inspection ein Knabe geboren worden, der zwar sonst gesunde Gliedmaßen, an der Nase

[1]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 328.
[2]) S. Beckmann Th. V. B. II. S. 336.
[3]) S. Beckmann Th. III. S. 869.

aber ein Gewächs wie ein Taubenei und an jedem kleinen Zehen und an jedem kleinen Finger ein Ende Fleisch gehabt, wie ein Glied vom Finger. Wobei noch dieses merkwürdig, daß, da der Mann die Frau mit dem Knecht in Verdacht gehabt, selbige gesagt: wenn das wahr wäre, so sollte Gott ein Zeichen geben an dem Kinde. Welche Vermessenheit sie dem Prediger des Orts auch selbst gestanden. Das Kind ist aber drei Tage nach der Geburt gestorben.

109) Die eilf Berge bei Potsdam.[1])

In die Burg von Potsdam — die von der Havel und einem breiten Graben umschlossen an der Stelle der jetzigen Heiligengeistkirche lag — waren einmal zur Feier des Osterfestes viele Gäste gekommen, darunter eilf junge Ritter, welche sich alle um die Hand der Tochter des Schloßherrn bewarben. Als nun am Ostermorgen die Gäste beim Frühmahle saßen und die Freier in das Burgfräulein drangen, sich für einen von ihnen zu erklären, sie sich aber nicht entscheiden wollte und doch gleichwohl auch dem Drängen derselben und dem Wunsche ihres Vaters nicht länger Widerstand entgegensetzen konnte, erklärte sie, sie wolle dem von ihnen die Hand reichen, den sie am nächsten Morgen, als dem zweiten Feiertage, an dem Punct treffen werde, von wo man die schönste Aussicht in das Land habe. Nun haben die Ritter, jeder für sich, nachgesonnen, was dies wohl für ein Punct sein könne, und so sind sie denn am andern Morgen hinausgeritten, jeder auf die Kuppe eines Berges, wo er das Fräulein erwarten zu können glaubte. Jeder hat sich für einen andern Punct entschieden; diese waren der Heineberg bei Baumgartenbrück, der Krähenberg bei Caput, der Telegraphenberg, der Ravensberg, der Babelsberg, der Klein-Glienicker Berg bei der Sandgrube, der Schäferberg bei Klein-Glienicke, der Pfingstberg, der Berg bei Sanssouci und der Panberg bei Bornim. Allein Keiner von den zehn hatte den richtigen Ort getroffen, denn als die Jungfrau am tiefen Morgen aufwachte, war es schon zu spät geworden, um einen weiter entfernten Berg zu erreichen; sie setzte daher mit der Fähre über und eilte dem Brauhausberge zu, und siehe, wen traf sie auf dem Gipfel? gerade denjenigen unter den eilf Rittern, den ihr in der vergangenen Osternacht ein Traumbild als ihren Auserwählten gezeigt hatte, und dieser hatte wieder diesen nähern Punct gewählt, weil er von hier aus die Fenster des Zimmers im Schlosse, wo das Fräulein wohnte, sehen konnte. Natürlich hat dieser nun auch die Jungfrau heimgeführt.

110) Der düstere Teich bei Lindstädt.[2])

Wenn man von den am Neuen Palais zu Potsdam entstandenen Anlagen aus dem kleinen Bache folgt, der die grünen Wiesen des Gutes Lindstädt bewässert, so kommt man an einen dunkeln Weiher, der einsam zwischen den steilen Höhen des Pan- und Herzberges liegt. Früher erhielt jener Bach sein Wasser aus sieben Quellen, von denen eine auf dem Grunde dieses Teiches befindlich ist. Dieser Ort war früher sehr verrufen wegen des Spukes, der an seinen Ufern vorgehen sollte, und ist auch jetzt noch gemieden. Es

[1]) Nach K. v. Reinhard, Sagen und Mährchen aus Potsdam's Vorzeit. Potsdam 1841 in 8. S. 95 ꝛc.

[2]) Nach Reinhard S. 122 ꝛc.

soll nämlich einst ein großer Stein, der Teufelsstein, an der Stelle dieses Sees gelegen haben, und erst zur Zeit des schwedischen Krieges verschwunden, dann aber Wasser aus der Tiefe an dieser Stelle hervorgedrungen sein und jenen Teich gebildet haben. Ueber den Ursprung dieses Steines existiren aber zwei verschiedene Sagen. Nach der einen soll ihn der Teufel von dem Berge hinter der Krempatz aus nach dem Kirchlein auf dem Kirchberge im Hainholze, ohnweit der Nedlitzer Fähre, der ersten christlichen Kirche in jenen Landen, aus Aerger über die Einführung des Christenthums geschleudert haben, derselbe sey aber über das Kreuz hinweggeflogen und am Fuße des Panberges liegen geblieben. Nach Andern wäre er ein heidnischer Opferstein gewesen, der früher auf der Kuppe des Panberges gelegen habe, dann aber in die mit dichtem Wald und Gestrüpp bedeckte Schlucht hinabgerollt sey, wo aber die Anhänger der alten Götter noch lange im Geheim ihren Gottesdienst und Opferfeste gefeiert hätten. Später habe sich nun ein Stamm der Unterirdischen unter dem Steine angesiedelt, von wo aus der Eingang in ihre Gemächer und Höhlen gegangen sey. Von diesen kleinen Männern werden nun aber in der Umgegend verschiedene Sagen erzählt, welche sie bald als gutmüthige, bald als tückische, schadenfrohe Wesen erscheinen lassen. Man sagt nun, es zerfielen diese kleinen Leutchen in drei Klassen, nämlich in die weißen und grauen, die stets in diesen Gegenden heimisch gewesen seien, und in die schwarzen, welche erst mit dem Teufel ins Land gekommen wären. Die weißen sind guten Sinnes, verkehren gern mit den Menschen und leisten ihnen bereit willig Hülfe, so lange sie nicht geneckt oder beleidigt werden; die grauen sind weniger gut, denn sie necken und foppen die Menschen gerne, ohne viel zu fragen, welches Unheil sie damit anrichten. Am schlimmsten sind aber die schwarzen, sie thun den Menschen nur Böses, können aber von diesen durch gewisse geheime Künste gebannt und dienstbar gemacht werden. Um dies zu können, braucht man sich nur etwas ihnen Angehörendes zu verschaffen, dies müssen sie wieder einlösen. Am leichtesten geschieht dies, wenn man sie bei ihren Tanzfesten überrascht, die sie in den Vollmondsnächten auf einsamen Waldplätzen feiern. Schleicht man sich an sie heran und wirft mit Erbsen oder kleinen Steinen unter sie, so müssen sie liegen lassen, was getroffen wird. So machte es ein Bauer aus Bornim, der fand auf dem Platze eine kleine Glocke, wie sie die Kleinen an ihrer Mütze tragen. Am andern Morgen kam der Zwerg, dem sie gehörte, als ein Jude verkleidet in das Haus des Bauern, feilschte um die Glocke und kaufte sie für 200 Goldgülden. Oft begeben sich die weißen und grauen Zwerge in die Häuser, wenn Musik darin gemacht wird, oder setzen sich Nachts auf die warmen Feuerstellen, gehen auch wohl den Mägden und Knechten hilfreich zur Hand. Haben sie dies einmal gethan, so bleiben sie gern dienstbar, essen auch die für sie hingestellten Speisen, nur wenn man ihnen etwas schenkt, halten sie sich für abgelohnt und kommen nicht wieder.

In die Höhlen der Unterirdischen, zu welchen der Eingang unter dem genannten Teufelssteine war, sind auch von Zeit zu Zeit Menschen aus der Umgegend gekommen, besonders Kinder, alle auf sonderbare und unvorhergesehene Weise. Einige haben Geld und Kleinodien mit zurückgebracht, Andere sind nach kurzer Zeit ganz alt und verändert wiedergekommen oder von argem Spuck geneckt worden. Alle aber konnten nicht genug erzählen von der Pracht

und Ausdehnung der Höhlen und Gänge, von den Schätzen und wunderbaren Dingen, die sie unten gesehen und erlebt. Man erzählt auch von einer frommen Wittwe, die sieben Töchter gehabt, welche sie in Sorgen erzogen. Diese Kinder hätten die Zwerge mit in den Berg genommen, mit ihnen gespielt und sie ernährt, wenn die Mutter bei der Arbeit auf dem Felde war. Die Frau hat es wohl gewußt und es gern gesehen. Der Pfarrer aber hat sie sehr gescholten, und sie geheißen die Kinder zurückzuhalten, auch ihr einen Bannspruch gelehrt, dem die Zwerge gehorchen mußten. Als sie nun eines Tages früher vom Felde kam und die Kinder nicht zu Hause fand, ist sie zum Teufelsstein gegangen und hat die Kinder gerufen, wie ihr der Pfarrer geheißen. Da haben die sieben Mädchen an sieben verschiedenen Stellen die kleinen Köpfchen aus der Erde gesteckt und die Mutter recht wehmüthig angesehen. Als diese nun aber den Bannspruch gesagt, sind die Köpschen in die Erde zurückgesunken und an ihrer Stelle sind die sieben Quellen hervorgekommen. Der Stein aber soll von den Unterirdischen in die Tiefe hinabgezogen worden sein, als der bekannte Alchimist Kunkel einst unter ihm nach dem Golde der Zwerge gegraben hatte. Dann sind sie selbst nach und nach aus der Gegend weggezogen und nur selten noch soll sich einer von ihnen, der die Schätze bewachen muß, am düstern Teich oder in den Kellern des Hauses Lindstädt sehen lassen.

111) Die hohen Bäume auf dem Brauhausberge.[1])

Von welcher Seite man sich auch Potsdam nähert, so sind es zuerst die hohen, dunkeln Kiefern, welche sich auf dem Gipfel des Brauhausberges über die helleren Laubbäume und das Gebüsch an ihren Füßen erheben, die verkünden, daß man sich den freundlichen, blühenden Fluren an den Ufern der blauen Havel nähert. Mit diesen Bäumen soll es folgende Bewandniß haben.

Ein vornehmer, um's Jahr 1840 noch lebender Mann ist einmal in einer dunklen Neujahrsnacht Mitternacht von einer Reise über Nedlitz her nach Hause gekommen. Es war kalt und stürmisch, unter den Buchen im Schragen aber ist es ihm ganz still und unheimlich gewesen. Auf dem Kreuzwege in dem Wäldchen hat er dann sonderbare Stimmen gehört, aber Niemand sehen können, weil es so finster war, und verstehen konnte er sie auch nicht recht. Wie er nun näher hinzutrat, vernahm er, daß eine Stimme sagte: so lange noch dreizehn von den alten hohen Kiefern auf dem Brauhausberge stehen, wird die Stadt kein Unglück treffen, dann aber ...... In dem Augenblicke hat es zwölf geschlagen, dann wunderlich um ihn her gerauscht und gehuscht, und der Ostwind hat die Zweige der alten Buchen geschüttelt, so daß der Reif hörbar auf die starren welken Blätter am Boden gefallen ist.

112) Der geheimnißvolle Saal.[2])

An einem schönen Herbstabende des Jahres 1795 haben Kinder in Potsdam auf der Straße mit einander verschiedene Spiele gespielt und zwar in der Nähe des Rathhauses und in den angrenzenden engen Gassen. Es sind ihrer nach und nach immer weniger geworden, am längsten ist aber ein kleiner

[1]) Nach Reinhard S. 225.
[2]) So Reinhard S. 222.

Knabe geblieben, so daß ihn zuletzt seine Mutter gesucht hat, allein gerade da ist er gekommen, hat aber gleich ins Bett verlangt. Am andern Tage aber befragt, warum er so spät nach Hause gekommen, hat er erzählt, er sey gegen Abend spät in einem Hause, wo er sich habe verstecken wollen, eine Treppe hinauf oder hinabgegangen und an eine Thüre gekommen, durch deren Spalte ein helles, gelbes Licht herausgeleuchtet. Als er durch die Spalte gesehen, hätte er in einen langen, gewölbten Saal mit runder Decke und Wänden von braunem Holze mit goldenen Zierrathen geblickt, an den Wänden umher hätten Tische mit krummen Füßen und eckige Schränke gestanden, ganz besetzt mit prächtigem blitzenden Geschirr von Krystall, Gold und Silber. In dem langen Saale aber wären Menschen in Mänteln und langen Bärten umher gegangen, als er jedoch diese sonderbaren Leute sich habe ansehen wollen, da habe mit einem Male ein so entsetzliches und greuliches Gesicht mit rollenden Augen dicht vor der Ritze gestanden, daß er sich sehr erschreckt habe und nicht wisse, wie er zu Hause gekommen sey.

Mit der Zeit ist das Kind immer schwächer geworden, ohne daß ihm eigentlich etwas gefehlt hat, als daß es oft schreiend aus dem Schlafe auffuhr, weil ihm das greuliche Gesicht mit den drohenden Augen im Traume erschien. Dann zitterte und weinte es heftig und war schwer wieder zu beruhigen. Im Frühling darauf ist der Knabe gestorben und sein kleines Grab ist das erste gewesen auf dem neuen Kirchhofe vor dem Teltower Thore, zu dessen Einweihung viele Menschen versammelt waren.

113) Der tiefe Grund bei Glienicke. [1])

Nach der Sage bewohnte einst die Gegend zwischen der Havel und Spree ein germanischer Volksstamm, die Sennonen. Sie verehrten Feuer und Erde, Sonne und Mond als Gottheiten und brachten ihnen in ihren dunkeln Hainen blutige Opfer. Da drangen die Slaven in die heutige Mark Brandenburg und drängten die germanischen Ureinwohner nach und nach bis in die Spree- und Oderbrüche zurück, welche jene aber mannhaft vertheidigten und lange Zeit behaupteten. Auf dem Glienicker Werder aber, der damals auch auf jenen Strecken mit Wasser umgeben war, wo jetzt bei Stolpe niedrige Wiesen sich hinziehen, hatten sie einen der Erde geweihten Tempel, zu welchem sie in den Nächten des Neumondes weither zogen, um auf dem Thingplatze den Sprüchen ihrer Priester zu lauschen. Die Abhänge des fast kreisrunden Grundes, der beim Bau der Chaussee eine ganz andere Gestalt erhalten hat, auf dessen Boden aber man jetzt noch ein mit Schilf umzogenes Wasserbecken sieht, waren mit hohen tausendjährigen Eichen bewachsen, an der Nordseite des tiefen Sees, den sie mit ihren Aesten beschatteten, befand sich eine aus rohen Steinen erbaute Höhle, und im Hintergrunde aus der knorrigen Wurzel eines Erlenstammes geformt stand das blutbefleckte Götzenbild, auf dem schmalen Raume zwischen dem Eingange der Höhle und dem See lag der flache Opferstein mit den Blutrinnen, und auf der andern Seite des Sees waren im Halbkreise die Steine aufgerichtet, welche den Häuptern des Stammes zum Sitze dienten, während der Priester das blutige Menschenopfer vor dem Bilde brachte. Eine kleine Strecke von diesem Orte auf der

[1]) Nach Reinhard S. 8 ꝛc.

breiten Kuppe des Schäferberges war in dem dichten Walde ein kreisförmiger Raum ausgehauen, von welchem nach allen Himmelsgegenden hin Wege ausliefen. In der Mitte lag ein mächtiger Felsblock und rings herum bezeichneten große Sitzsteine, die bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts noch zu sehen waren, den Thingplatz, wo von den wehrhaften Männern des Stammes über Krieg und Frieden Beschluß gefaßt ward. Ein unterirdischer Gang führte von der Stelle, wo der Tempel im tiefen Grunde (an der Berliner Chaussee) stand, bis zu der Kuppe des Schäferberges. Immer weniger wurden aber der Männer an den Tagen des Thinges, denn die siegreichen Wenden drangen immer weiter vor und das Häuflein der Vertheidiger schmolz immer mehr zusammen; da versammelte der alte hundertjährige Priester zum letzten Male die Männer seines Stammes und feuerte sie zum Kampfe an, indem er ihnen endlichen gewissen Sieg verhieß, zum letzten Male floß das Blut eines unglücklichen Gefangenen auf dem Opfersteine, das Götzenbild war aus der Höhle herausgebracht und mit allen seinen in vielen Kämpfen erbeuteten Schätzen geschmückt dicht an dem dunkeln See aufgestellt worden, vor ihm lag betend der Priester und um ihn die zu dem Stamme gehörigen Kinder, denn die Eltern, Männer und Frauen, waren ausgezogen, um ihre Heimath zu vertheidigen. Allein umsonst; als der Abend herabsank, waren alle gefallen, und wie die siegreichen Wenden am Morgen den tiefen Grund betraten, fanden sie nur noch die Kinder, die sie zu Sclaven aufzogen und dann nach und nach unter sich aufnahmen; der Priester und das Götzenbild aber waren verschwunden, der tiefe See hatte sie verschlungen. Dort mögen die Schätze noch liegen, allein Schlamm und Wurzelgeflecht überzogen den Boden des Sees bald dergestalt, daß es unmöglich war, bis auf den eigentlichen Grund desselben zu bringen.

114) Die alte Mühle in Klein-Glienicke.[1])

Vor langen grauen Jahren, als noch die Gegenden an der Havel von den Wenden bewohnt wurden und die Welt noch so weit zurück war, daß man nur mühsam Hafer- und Gerstenkörner zu einem groben Mehle zu zerstampfen oder auf unbeholfenen Handmühlen klein zu machen verstand, lebte auf dem Glienicker Werder ein Mann, der sich davon nährte, dergleichen Instrumente zu verfertigen, aber wenig verdiente, weil er sich stets vergeblich abmühte, dieselben zu verbessern oder gar eine neue practischere Art derselben zu erfinden. Dadurch ward er aber immer ärmer und seine Frau machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß sie und ihre neun Kinder wegen seiner Ungeschicklichkeit Hungers stürben. Dies brachte ihn zur Verzweiflung, und als er einst bis tief in die Nacht an einem Rade schnitzte, da trat ein schwarzer Mann zu ihm und versprach ihm, sein Glück zu machen, wenn er ihm eine Seele opfern wolle. Der Mann aber erschrak sehr und schlug es ihm ab. Dies that er auch das nächste Mal, als der Geist wieder kam, allein als im dritten Monat der Böse ihn abermals anredete und er es abermals abschlug, da erwachte seine Frau aus ihrem sorgenvollen Schlummer — denn seit dem ersten Besuche desselben war es ihnen nicht gelungen, das Geringste fertig zu bringen — fragte, was der fremde Mann wolle und beredete ihren

[1]) Nach Reinhard S. 16.

Gatten, eine Seele wegzugeben, damit sie nicht alle verhungern müßten. Als nun derselbe ja sagte und der Fremde eins der neun Kinder verlangte, da schrie und heulte sie so, daß dem Geiste bange wurde, und als der Mond aufging, mußte er weg. Vorher aber fuhr er mit der Hand über den Kopf der Frau, da gingen ihr alle ihre schönen langen Haare aus, die nahm der Fremde mit und sprach: warte.

Die andere Nacht klopfte er abermals um Mitternacht an, rief den Mann leise heraus und führte ihn auf den Berg bei Glienicke, da wo jetzt die große Sandgrube ist; dort warf er drei Rabenfedern in die Luft und alsbald kam ein großer Sturm, der Griebnitzsee brauste auf, seine Wellen brachen durch zwischen ihnen und dem Babelsberge und stürzten in die Havel, und als die Wässer wieder ruhig geworden waren, floß ein heller Bach aus dem Griebnitzsee in den Fluß. An diesen Bach führte der Geist den armen Mann und lehrte ihn eine Mühle bauen, deren Rad das Wasser trieb; das war die erste Wassermühle weit und breit in diesen Landen, und dreimal vierzig Jahre hat auf drei Hahnenrufe weit keine andere gebaut werden können. Der Mann aber wurde bald gar reich und schaffte fleißig in der Mühle mit seinen neun Söhnen, die seine Mühlknappen machten. Da kam die Pest ins Land, die raffte alle neun Söhne hinweg, nur er blieb am Leben mit seiner Frau; allein er grämte sich sehr, weil er allein nicht mehr so viel fertig bringen konnte, und so starb auch er, und seine Frau begrub ihn zu den neun Söhnen, wo jetzt die große Linde vor dem Försterhause steht. In die Mühle aber setzte der Grundherr einen andern Müller, der die alte Müllerin bald aus dem Hause vertrieb. Niemand wußte, wo sie sich aufhielt, allein in jeder Nacht erblickte man sie an den Gräbern und noch heute soll sich eine graue Alte um Mitternacht unter den hohen Linden bei der Mühle sehen lassen.

115) Der Babelsberg.[1]

Der Babelsberg soll einst noch eine dritte Kuppe gehabt haben, da wo er jetzt bei der Mühle nach der Stadtseite steil gegen die Havel zu abfällt, deren langsamer Lauf dort in eine kreisende Bewegung übergeht. Auf dieser Kuppe stand die Burg eines mächtigen Wendenritters, der Alles, was durch sein Gebiet zog, brandschatzte und von allen Schiffen, welche die Havel befuhren, einen hohen Zoll erhob. Zu diesem Zwecke hatte er auf den beiden Landzungen bei Sakrow und unterhalb des Babelsbergs zwei Thürme errichtet. Zuweilen dehnte er seine Raubzüge bis jenseits der Elbe aus und von einem derselben brachte er einst ein schönes sächsisches Ritterfräulein zurück, deren Stammsitz er gebrochen und deren Eltern und Verwandte er erschlagen hatte. Er zwang dieselbe seine Gattin zu werden, allein sonst war ihr ein trauriges Loos beschieden, denn nicht allein durfte sie unter den wilden Heiden nicht zu ihrem Gott beten, sondern sie war auch gezwungen, die rohen und schwelgerischen Gelage ihres verhaßten Gemahls zu theilen oder, wenn sie das nicht wollte, mit der Nadel und Spindel sich die einsamen Stunden zu verkürzen. Da kam die Zeit heran, wo sie Mutter werden sollte; ihr Mann war eben auf einem seiner Raubzüge abwesend, und in der Nacht, da sie eines holden Mädchens genas, war sie ganz allein in ihrem Gemach und

[1]) Nach Reinhard S. 27 rc.

ohne Hilfe, denn ihre wendischen Dienerinnen verabscheuten sie als eine dem verhaßten Volke der Christen angehörige Person. Da öffnete sich der Boden und kleine Frauen, seltsam anzuschauen, stiegen aus der Erde herauf, standen ihr bei und pflegten sie, badeten dann das neugeborne Mädchen und bekleideten es mit buntem, sonderbar geschmückten Gewande, blieben auch bei der Wöchnerin, bis am Morgen die Diener kamen; als sie aber diese sich nahen hörten, stiegen sie eilig hinab in den Boden, der sich sogleich hinter ihnen schloß. Mechtildis, so hieß die arme Rittersfrau, entsetzte sich erst über diese wunderbaren kleinen Wesen mit den großen Köpfen; als sie aber sah, wie die sie freundlich anschauten und pflegten, faßte sie Vertrauen zu ihnen und trauerte, als sie sie nicht mehr sah. Dies waren die Frauen der kleinen Wichtelmänner, welche ihre Wohnungen in dem Berge hatten, auf welchem die Burg stand. Diese hatten sonst mancherlei Verkehr mit den Menschen gehabt, allein seit der grausame Wende sich in der Burg angesiedelt, waren sie scheu geworden und ihr Fürst hatte ihnen jede Verbindung mit der Oberwelt untersagt, doch hatte er einige kluge Frauen heraufgeschickt, um der armen Mechtildis beizustehen. Dieselben kehrten auch in den folgenden Nächten wieder zurück, nahmen ihr aber das heilige Versprechen ab, Niemandem von diesem Besuche etwas zu sagen. Das Kind war fast einen Monat alt, als der Vater zurückkehrte. Statt sich aber über das holde Mägdlein zu freuen, zürnte er heftig, weil es kein Knabe sei, und machte seiner Gattin die bittersten Vorwürfe. Als er sie im heftigen Zorne verlassen hatte, kehrten die kleinen Frauen wieder zu ihr zurück, trösteten sie und führten sie hinab mit sich in das Innere des Berges, wo sie ihr alle die Herrlichkeiten des Erdreiches zeigten.

Zwei Winter darauf genas Mechtildis mit Hilfe der Zwerginnen wieder eines Kindes; als sie aber hörte, daß es wieder ein Mägdlein sei, fing sie bitterlich zu weinen und laut zu wehklagen an, so daß sie die kleinen Frauen gar nicht beruhigen konnten. Der Ritter aber, der das Jammern seiner Gattin in seinem Gemach vernahm, trat so plötzlich in das Schlafzimmer derselben, daß die Zwerge nicht mehr Zeit hatten, sich in den Boden zu verbergen, ehe er sie erblickte. Als der Bösewicht sah, daß seine Gattin ihm abermals ein Mädchen geboren, schalt er sie eine Zauberin, die Umgang mit bösen Geistern pflege und seine Kinder vertauscht habe gegen Wechselbälge. So ließ er sie ergreifen und sammt den Kindern hinabstürzen in den tiefen Brunnen auf dem Schloßhofe. Allein die Wichteln fingen sie mit ihren weichen Armen auf, richteten ihr eine freundliche Wohnung ein und pflegten sie wie vorher. Hier wohnte sie, bis das Eis auf der Havel borst und der Schnee an der Mittagsseite des Berges verschwand. Da bemerkte sie auf einmal eine große Unruhe und ein geschäftiges Treiben unter den kleinen Leuten; nicht mehr ward von ihnen gescherzt und gespielt, sondern sie hämmerten und gruben und pochten tief unten in den Eingeweiden des Berges. Auf ihre Frage, was dies zu bedeuten habe, erklärte ihr der Fürst der Zwerge, er sei genöthigt, mit allen seinen Leuten den Berg zu verlassen, weil der Ritter einen Zauberer zu ihrer Vertreibung in die Burg aufgenommen habe. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche werde er mit seinem Volke in das Land der Christen nach den Harzbergen ziehen und dorthin möge sie ihn mit ihren Kindern begleiten. Ueber die Ursachen, warum die Zwerge so tiefe Höhlen

und Gänge in den Berg trieben, sprach er sich nicht aus, ließ aber eine dunkle Andeutung fallen, daß sich hier bald eine große Veränderung zutragen werde. Als nun der Frühling eingezogen war, da senkten sich dichte Nebelballen über die ganze Gegend und aus ihnen fielen dicke Wassertropfen herunter auf die Erde. Dies hielt mehrere Tage an, dann hob sich der Nebel wieder und bald trieb ihn der Ostwind in langen Streifen aus einander; als aber der blaue Himmel wieder sichtbar ward, da war die dritte Kuppe mit der Burg verschwunden und steil fiel der Abhang des Babelsberges nach der Havel zu ab, welche sie verschlungen und sich an seinem Fuße zu einem weiten Becken ausgedehnt hatte. Die Stelle aber unterhalb der Babelsmühle in der Havel ist noch jetzt die tiefste weit und breit in ihrem Bette, und selten bedeckt hier das Eis den kreisenden Strom.

116) Der Teufelssee. [1])

Am Fuße des Ravensberges, einer 200 Fuß hohen waldigen Bergspitze unweit Bergholz, befindet sich der Teufelssee, ein schwarzer unergründlicher Pfuhl, umgeben von alten dunkelgrünen Kiefern, die seine Oberfläche noch dunkler machen; aus seinem Gewässer trinkt kein Vogel und nur eine einzige Art sonderbarer schwarzer Fische hält sich in ihm auf. Da, wo er sich jetzt befindet, soll früher ein Götzenbild gestanden haben, zu welchem die Wenden auch noch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum heimlich des Nachts bei Mondschein pilgerten und ihm opferten. Das Bild aber hat einst der Teufel bei Nacht weggenommen und sein eigenes an dessen Stelle gesetzt und die dummen Wenden haben den Tausch nicht gemerkt, da sie eben nur des Nachts hinkamen, und haben so den Teufel selbst angebetet. Es hat aber die christliche Geistlichkeit sich eifrig bemüht, diesem heidnischen Götzendienst ein Ende zu machen und der Bischof von Brandenburg hat zu Saarmund im Kloster ein Ketzergericht niedergesetzt und dieses hat alle, so der Sünde der heidnischen Ketzerei überwiesen wurden, hinrichten lassen. Dann aber hat der oberste Ketzerrichter, ein durch seine Teufelsbeschwörungen berühmter Mönch aus Italien, den der Bischof zu diesem Zwecke dorthin hatte kommen lassen, die Ritter und Herren, sowie die Bürger und Bauern des ganzen Sprengels aufgefordert, zusammen zu kommen und mit ihm von Saarmund auszuziehen und das Götzenbild, das man freilich nur vom Hörensagen kannte, da jeder Christ, der sich demselben bisher hatte nähern wollen, durch teuflische Verblendung im Walde in der Irre herumgeführt worden war, zu zerstören. Als der Zug am frühen Morgen aus dem Kloster auszog, war der schönste reinste Himmel, je näher man aber dem Fuße des Ravensberges kam, desto dunkler ward er und schwere Gewitterwolken thürmten sich über dem Gipfel desselben auf. Endlich gelangte die Prozession in später Nachmittagsstunde an die runde Mooswiese im Grunde des Thales, in deren Mitte unter dem uralten Kreise von fast abgestorbenen Kiefern das Götzenbild vor dem Opfersteine stand. Um diese Wiese schritt nun der Mönch, geheimnißvolle Gebete murmelnd, mit dem Weihwasser, pflanzte am Rande derselben kleine Kreuze von geweihtem Holze hin und stellte sich dann außerhalb des so bezeichneten Ringes dem Götzenbilde gegenüber mit seinen Gehülfen und den heiligen Geräthen auf.

[1]) Nach Reinhard S. 58 rc.

Hierauf begann er seine Beschwörung, allein bei den ersten Worten derselben begann sich die finstere Wetterwolke ins Thal herab zu senken, schwere Regentropfen und Hagel prasselte aus derselben herab und eine gewaltige Windsbraut bog die Wipfel der Bäume tief herab zur Erde, helle Blitze jagten einer den andern und furchtbares Donnerrollen übertönte die Stimme des Beschwörers. Allein dieser ließ sich nicht irre machen, immer lauter erhob er seine Stimme und es gelang ihm auch, sich in dem Wüthen der Elemente hörbar zu machen; als er aber mit dem Krucifix in der einen und dem Weihwasser in der andern Hand sich dem Kreise näherte, da erschollen von allen Seiten aus der Erde und den Lüften so furchtbare nie gehörte Laute, daß alle Anwesenden erschreckt auf ihre Kniee sanken, der Mönch aber setzte furchtlos seinen Fuß über den Kreis, und siehe die Erde um das Teufelsbild borst auseinander, es versank in die Tiefen, und seit dieser Zeit erfüllt ein schwarzer See den Boden des Thales. Noch heute aber sagt man, müsse der, welcher mit dem Bösen Umgang pflegen wolle, um Mitternacht an diesen See gehen und dreimal den Namen desselben rufen, wenn er von demselben erhört sein wolle.

117) Der faule See zu Potsdam.[1])

In der alten Stadt Potsdam lag einst außerhalb der alten Stadt in der Mitte des jetzigen Wilhelmsplatzes ein tiefer, trüber Wasserpfuhl, der faule See genannt. Diesen benutzte man zu der Zeit, wo man noch auf Hexen und Zauberer fahndete, dazu, auf seiner Oberfläche bei angeblichen Hexen die sogenannte Wasserprobe anzuwenden. Man legte sie gebunden auf das Wasser, und wenn sie untersanken, galten sie für der Zauberei überführt und man verdammte sie zum Feuertode. Die ganze Gegend um den Pfuhl bestand aber aus einem trügerischen, morastigen Boden und oft sank während der Nacht eine scheinbar feste Stelle mit allem, was darauf war, ein. Nun trug es sich einmal zu, daß eine alte Frau zu Potsdam von einem Landstreicher, der ihr hatte Geld abschwindeln wollen und von ihr abgewiesen worden war, aus Rache von diesem beschuldigt wurde, sie habe ihm versprochen, ihn stichfest zu machen, wenn er ihr ein dreijähriges Kind bringen würde, dessen Zunge, Herz und Finger sie zu ihrem Zauber gebrauche. Trotz ihren Betheuerungen, daß sie unschuldig sei, ward ihr nicht geglaubt, sie ward zur Wasserprobe verurtheilt und von dem Henker nach der Wiese am faulen See geführt; derselbe schnürte ihr Hände und Füße fest zusammen, und der Ketzerrichter forderte den anwesenden Ankläger der alten Frau auf, noch einmal seine Anklage zu wiederholen. Derselbe trat auch bereitwillig auf eine etwas erhöhte Stelle in die Nähe des Sees und rief Gott zum Rächer auf, wenn er nicht die Wahrheit spräche, und siehe, plötzlich sank die Stelle, wo er stand, mit ihm in die Erde und der schwarze Moorschlamm schlug über ihm zusammen. Das Volk aber schrie Wunder über Gottes weises Gericht, die alte Frau ward losgebunden und freigesprochen und in feierlicher Prozession zur Kirche geführt, um dem Herrn zu danken. Später ward dieser Pfuhl durch einen Kanal, der in ähnlicher Richtung, wie der jetzt durch die Stadt fließende, geführt war, mit der Havel verbunden; als sich aber Potsdam

[1]) Nach Reinhard S. 90 2c.

unter Friedrich Wilhelm bis an das Bassin erweiterte, ließ der König den faulen, die Luft verpestenden Sumpf ausfüllen und seine jetzige Gestalt geben, was aber nur erst nach langer Arbeit gelang, denn der Morast schien unergründlich und oft versank in einer Nacht, was an Steinen und Erde während mehrerer Monate aufgebaut worden war. Endlich kam man aber doch zu Stande, allein noch jetzt senkt sich an manchen Stellen die Fläche des Platzes, der fast alljährlich neu geebnet werden muß.

118) Die Schlangenkönigin im See zu Sakrow.[1])

In dem nach dem uralten wendischen Orte Sakrow so genannten Sakrower See befindet sich eine kleine schwarze Schlange, mit einem rothgelben Flecke auf dem Kopfe, oder, wie Andere sagen, mit einer glänzenden goldnen kleinen Krone auf demselben. Dies soll eine Schlangenkönigin sein und wer sie sieht, dem bringt sie Glück. Sie steckt zuweilen ihren Kopf mit der goldnen Krone aus dem Wasser, meist in der Nähe von Wasserlilien, wer sie da sieht und dabei einen Wunsch ausspricht, dem wird er sogleich erfüllt; es muß aber ein rechter Herzenswunsch sein und der Wunsch muß einem so zu sagen auf den Lippen schweben, denn sie ist eben nie länger sichtbar, wie eine Sternschnuppe fliegt, und das ist freilich nur ein Augenblick.

Dergleichen Wünsche sind viele ausgesprochen und erfüllt worden, namentlich vor einigen 40 Jahren einem gewissen Richter, einem weitberühmten Jäger, Fischer und Vogelsteller. Als der einmal im Sakrower See am Fuße des Fuchsberges angelte, tauchte die Schlange plötzlich aus dem See auf und legte ihren Kopf auf das Blatt einer Wasserlilie. Da rief jener laut über den See, daß er lange leben und Alles fangen wolle, was da schwimmt, fliegt, läuft und kriecht. Darüber ist die Schlange erschreckt untergetaucht, allein der alte Richter hat von da an nie einen vergeblichen Schuß auf ein Wild gethan oder seine Angelschnur umsonst ausgeworfen; er konnte thun, was er wollte, sich jedem Wetter und jeder Jahreszeit aussetzen, nie ist ihm etwas zugestoßen, und so starb er hochbetagt, ohne je krank gewesen zu sein. Dem Grundherrn des Orts Sakrow soll aber die Schlangenkönigin, die einst eine Prinzessin gewesen ist, von jeher wohlgesinnt gewesen sein und die Kinder, die da geboren, sollen viel Glück, namentlich in der Liebe haben.

119) Der alte Jäger.[2])

In dem halbverfallenen einsamen Plantagenhause im Walde an der Saarmunder Straße hat lange ein alter Heideläufer gelebt, der durch seine scharfen, tief eingegrabenen Züge seines vertrockneten Gesichts Jedermann auffiel und selbst durch seine in Wind und Wetter verblichene Kleidung etwas Unheimliches hatte. Vor ihm war kein Holzdieb oder Wildschütz sicher, er fand sie alle heraus und der Volksmund erzählte, er könne an mehreren Orten zugleich im Walde sein. Er sprach nur wenig, und wenn ihn Jemand, der sich verlaufen, im Dickicht begegnete und um den Weg fragte, da gab er fast immer kurze und barsche Antworten. Allein bei bösartigen Wunden und Geschwüren, bei Krämpfen der Kinder, bei Krankheiten der Hausthiere nahm

[1]) Nach Reinhard S. 179 ꝛc.
[2]) Nach Reinhard S. 205 ꝛc.

man seine Zuflucht zu ihm, denn er wußte immer den besten Rath, und wenn ihm dann einer aus der mitgebrachten Feldflasche zutrank, wurde er gesprächig und erzählte wunderbare grausige Geschichten von Wölfen und Füchsen und Hirschen, die keine Kugel treffe, und vom Festmachen und andern wunderlichen Dingen. Unter andern erzählte er, er sei einst in der Nacht auf die Fährte von Wilddieben ausgezogen, zwar sei der Himmel ganz schwarz und mit Regenwolken dicht überdeckt gewesen, allein es habe sich doch kein Blatt bewegt. Da sei auf einmal vom Brauhausberge eine große dunkle Masse mit schaurigem Geräusche durch die Luft geflogen gekommen und es sei ihm gewesen, als zögen große dunkle Flecken, einer hinter dem andern, durch die Luft, wie Vögel und doch auch wieder nicht so; er habe die Büchse angelegt und auf gut Glück darauf zu geschossen, und siehe, da habe er etwa in der Entfernung von zwanzig Schritt einen harten Fall auf die Erde gehört, aber nicht gesehen, sondern nur etwas über das Feld nach den Mühlen zu laufen hören, aber mit Schritten, wie sie etwa ein Hinkender so ungleich thue. Er habe sich nun an jener Stelle ein Zeichen gemacht, und als er am andern Morgen wieder hingekommen, habe er auf der Erde Splitter von einem Besenstiel und ein Geflecht von verblühten Pflanzen mit langen grauen Samenfedern, einem Daunenball ähnlich gefunden. Es müßten dies wahrscheinlich Hexen gewesen sein, die von einem ihrer Sabbathe zurückgekehrt seien. Seit jener Zeit wachse nun auf jener Stelle, es war dies der Exercierplatz, der sogenannte Hexenbart, die Brockenanemone [1]), die sonst nirgends in dieser Gegend gefunden wird.

120) Die Tornowspitze. [2])

Der untere Theil der sogenannten Tornow-Halbinsel erhebt sich nach Templin zu etwas über den weiten blauen Havelsee, bis in dessen Mitte sie sich erstreckt, und gewährt eine sehr schöne Rundsicht bis zur Stadt Potsdam und nach den entfernten mit Wald bedeckten Höhen. Diese Landzunge ist nur durch ein im Sommer gewöhnlich mit Getreide bedecktes Feld mit dem Ufer verbunden und fällt nach dem Wasser zu in einem mit deu schönsten Wiesenblumen bedeckten Rasenplatze ab. Auf diesem findet man zuweilen Kreise oder Ringe, wo das Gras fetter emporgewachsen ist und die Blumen üppiger sprossen. Diese Stellen nennen die Schnitter Feen- oder Nixenringe und glauben, sie rührten von den Fußspuren dieser lustigen Wesen her, die hier getanzt hätten. Einst hat sich ein neugieriger Bauerbursche in den niedrigen Erlenbüschen, die dort standen, versteckt, um dem Tanze dieser Geister zuzuschauen. Er hat auch wirklich etwas gesehen, denn von diesem Tage ist er stets gedankenvoll und trübsinnig gewesen, allein er hat keiner Menschenseele etwas von dem, was er erblickt hat, mitgetheilt; nach und nach ist er aber verfallen und hingesiecht und gerade ein Jahr nach diesem Abend gestorben.

121) Der Spuck am Entenfängersee. [3])

Zwischen den Havelseen bei der Inselstadt Werder und einer bewaldeten Hügelreihe zieht sich längs den Ufern des Flusses ein breites Wiesenland hin,

[1]) Es ist dies eine Verwechselung der Pulsatilla Alpensis mit der Pulsatilla pratensis.
[2]) Nach Reinhard S. 202 rc.
[3]) Nach Reinhard S. 199.

durchschnitten von einzelnen gewundenen Wasserzügen und wellenförmigen Höhen; unterhalb der höchsten Waldhügel unweit des unter dem Namen des Entenfängers bekannten Gehöftes liegt ein Erlengehölz, wie gewöhnlich schattig, feucht und auf seinem Boden mit Giftpflanzen und üppig wuchernden Schlingkraut bewachsen. In der Mitte desselben befindet sich ein ziemlich umfangreicher See, der wegen seiner Einsamkeit und Ruhe zum Fange der wilden Enten benutzt wird, indem die Lockenten letztere herbeirufen und sie durch Binsen und Rohr bis in die Netze der sogenannten Todtenkammer führen, welche dann der lauernde Jäger hinter ihnen schließt.

An heitern Abenden sieht man über diesem verborgenen Orte ein kleines Wölkchen schweben, welches langsam bis auf die Wasserfläche herabsinkt und sich wie ein weißer Nebel in flockigen Streifen über die benachbarten Wiesen verbreitet. Dies nennt der Landmann: „der Fuchs badet sich" und verkündet gut Wetter auf den folgenden Tag. Nach Andern aber soll diese Erscheinung von einem Gespenste herrühren. Ein Pfarrer soll seiner Tochter, deren Mann eine bessere Stelle als er bekam, das Brod verflucht haben und dafür an den See verwünscht worden sein. Dort sitzt er im Nebel und droht mit der Faust, ruft man aber den wohlbekannten Namen seiner Tochter, so stürzt er plötzlich ins Wasser.

122) Die fliegende Frau. [1])

Bevor das Christenthum sich über das nördliche Deutschland verbreitete, da war es die gute Frau Hare (oder Harke, Hertha), welche den Menschen Alles, was sie brauchten, gewährte. Zwölf Nächte nach dem kürzesten Tage flog sie über das waldige, schneebedeckte Land, und wo sie in den Häusern fleißige und geschickte Arbeiter fand, da zog sie ein durch irgend eine Oeffnung und segnete die Wohnung mit Glück und Freude für das nächste Jahr; wo sie aber Unreinlichkeit und Versäumniß sah, da bestrafte sie die Nachlässigen. Am großen Jul- oder Weihnachtsfeste opferte man ihr fette Schweine, überall ertönte der Ruf: „Frow Hare da vlughet" und lud die fliegende Frau zum Besuch ein. Als nun die christlichen Priester die heidnischen Götter vertrieben und die Tempel derselben brachen, blieb doch die gute Frau Hare, oder wie man sie später nannte, Holle im Lande und flog in den 12 Nächten vom heiligen Abend bis zum hohen Neujahr oder Dreikönigstag nach wie vor durch die Lüfte und besuchte die Häuser, namentlich auf dem Lande.

Nun lebte damals zu Grubow ein alter Schäfer, der hatte einen Sohn, der bei ihm als Knecht diente, aber schon verheirathet war und ein einziges Kind besaß. Zu diesem trat er am heiligen Abend, wie gerade die junge Frau vor der Wiege ihres Kindes saß, und ermahnte ihn, in diesen mit heute beginnenden 12 Nächten ja recht achtsam auf die Heerde zu sein und den Pferch wohl verschlossen zu halten, auch ihn (d. h. den Wolf) nicht zu nennen, damit er, da er umgehe, nicht böse werde, er solle den Keil für den Wagen der Frau Hare hauen und ihn auf die Schwelle legen, daß sie ihn finde, wenn sie ihn brauche, wo nicht, so solle er ihn später in den Wagen stecken, die Frau und die Magd sollten aber bis Groß-Neujahr den dicken Flachsknoten abspinnen, damit sie nicht von der Hare gekratzt und besudelt würden,

[1]) Nach Reinhard S. 161 ꝛc.

die Frau solle keine Hülsenfrüchte kochen oder berühren, vor Allem aber das Kind hüten.

Der Sohn blieb nun bei den Schafen und die Frau vor der Wiege, der Alte aber ging hinaus auf den Voßberg var dem Dorfe, sah sich nach allen Seiten um und hielt den naßgemachten Finger empor, um zu fühlen, woher der Wind wehe, denn Frau Hare machte die Witterung für das ganze Jahr in den 12 Nächten und jeder Monat ist ganz so, wie sein Tag zwischen Weihnachten und Graß-Neujahr. Der Ostwind wehte aber eisig von den Bergen und darum hielt sich der Alte nicht lange auf und eilte seiner Wohnung zu. Nun war aber sein Haus das erste im Dorfe; als er bald an dasselbe herankam, sah er ein graßes zottiges Thier quer über den Acker nach dem Walde eilen, und als er an die Hausthüre kam, fand er dieselbe offen stehen. Er eilte in die Stube, doch sah er Niemand, die Kammer der Magd war verschlossen, das Kind in der Wiege aber fort. Seine Schwiegertochter hatte nämlich, sabald er fortgegangen war, der Magd aufgetragen, an ihrer Statt sich an die Wiege zu setzen und war in den Garten gegangen, um frischen Kohl bei dem Nachbar zu stehlen, denn man glaubte, daß wenn man dem Rindvieh in der Christnacht frisch gestohlenen Kahl zu fressen gebe, erkranke dasselbe in diesem Jahre nicht. Die Magd war aber auch nicht in der Stube geblieben, sondern war in ihre Kammer gegangen, hatte sich ganz nackt ausgezogen und so stillschweigend Alles, was darin war, gescheuert, denn wenn sie dies thue, hatte man ihr versichert, käme in dem Jahre ein Freier.

Der alte Schäfer stand verzweifelt und die Hände ringend in der Stube, denn er war überzeugt, daß der Wehrwolf das Kind geraubt habe. Plötzlich aber stürzte seine Schwiegertochter leichenblaß ins Zimmer, in der einen Hand den Korb mit dem gestohlenen Kahl, im andern Arm aber mit dem in seine Windeln gehüllten Kinde. Sie erzählte, als sie über die Hecke des Nachbargartens gestiegen, habe sie einen großen Wolf auf sich zurennen gesehen, sie habe darüber einen lauten Schrei gethan und in demselben Augenblick habe sie gewaltiges Rauschen in den dürren Blättern der Bäume über sich gehört und einen dunkeln Schatten über sich hinschweben sehen, der Wolf habe dann das Kind aus seinem Rachen zu ihren Füßen fallen lassen und sei über den Acker dem Walde zu gelaufen. Da faltete der Schäfer andächtig die Hände und sagte: das war die gute Frau Hare.

123) Der Panberg.[1])

Die zweite Gemahlin des großen Churfürsten, Dorothea von Holstein-Sonderburg, hielt sich lieber zu Potsdam als in Berlin auf, und verlebte den größten Theil des Jahres theils dort, theils auf den von ihrem Gemahle erbauten Lustschlössern zu Caput, Fahrland, Klein-Glienicke und Bornim. Namentlich hielt sie sich am liebsten in dem letztern Schlosse auf, dessen Schloßgarten vorzüglich von ihr gepflegt wurde. Sie ergötzte sich aber mit ihrer Umgebung nicht blos an der schönen Natur, sandern sie sann auch auf andere Unterhaltung, und dazu bot ihr nun namentlich der geheime Kammerdiener des Churfürsten, der Alchymist Kunkel van Löwenstern die Hand, der sich zuweilen von ihr bewegen ließ, seine Experimente ihrem Hofe zu zeigen und

[1]) Nach Reinhard S. 167 2c.

namentlich manche Neckereien geheimnißvoller Art auszuüben. Unter andern wußte er an schönen Abenden die dunkeln Gänge des weitläufigen Schloßgartens oft auf ganz wunderbare Weise zu beleuchten und denselben ein ganz anderes zauberisches Ansehen zu geben. Auch sagte man, er könne Geister citiren, und z. B. ward erzählt, er habe einst in einer Vollmondsnacht dreien Hoffräulein die Wiesennixe sehen lassen, welche auf der von Erlen umgebenen Wiese wohnte, die jetzt einen Theil des Parkes von Charlottenhof bildet. Man glaubte nämlich, wem es gelinge, diese einmal zu schauen, dem vergingen alle Sommersprossen und Maale im Gesicht und sein Auge werde hell und klar. Zwar wollten die drei Fräuleins niemals so recht mit der Sprache heraus über das, was sie gesehen, allein die übrigen Hofleute plagten doch den Goldmacher dermaßen, ihnen doch auch einmal ein solches Schauspiel zu zeigen, daß er es ihnen endlich zusagte und die ganze Gesellschaft am neunten Tage des Neumonds, eine halbe Stunde vor Mitternacht, wenn die Churfürstin sich zurückgezogen habe, an das südliche Thor des Gartens bestellte.

Von dem, was an jenem Abend geschehen, hat ein Augenzeuge Folgendes erzählt.

„Wir Alle, Männer und Frauen, hatten jedes Metall ablegen müssen, „auch durfte sich keine Seide an unserem Anzug befinden. Kunkel war in „einen weiten schwarzen Mantel gehüllt und trug ein schwarzes eckiges Barett. „Zuerst sonderte er die Gesellschaft in Abtheilungen von Dreien, deren Lebens„alter jedesmal eine ungerade Zahl ausmachte. Diese, immer zwei Frauen „und ein Mann oder umgekehrt, mußten sich anfassen und versprechen, sich „nicht loszulassen und kein Wort zu reden. Dann sagte er, er wolle ver„suchen, uns die verzauberte Gräfin im Panberge zu zeigen. Das war uns „sehr lieb, denn wir Alle kannten die alte Sage von der eitlen Mutter, „welche so verliebt in die Schönheit ihrer Tochter und besonders in deren „lange, blonde Haare war, daß sie darüber alle ihre Pflichten vergaß, nicht „an Gott dachte und sich vermaß, nicht selig werden zu wollen, wenn ihr „nur das schöngelockte Kind bleibe. Da ist sie denn in den Berg verwünscht „worden, so lange, bis ein Mädchen mit noch schönerem blonden Haar sie „erlösen würde, die dann alle ihre Schätze bekäme. Kunkel ging voran. Der „Weg führte unter den hohen Buchen hin bis auf die Spitze des Panberges, „da wo jetzt die drei Linden stehen und die schöne Aussicht ist. Unter den „Bäumen war es sehr dunkel, nur einige Glühwürmer schwärmten über das „Moos. Drei derselben setzten sich wie eine Agraffe auf Kunkel's Barett. „Als wir auf der hohen Kuppe angelangt waren, sahen wir, wie Kunkel „einen Maulwurf unter dem Mantel hervorzog, den er auf die Erde setzte „und dann gebückt wie suchend einige Zeit hin- und herging, bis wo der Maul„wurf sich in die Erde eingrub, wie Einige bemerkt haben wollen. Dann „ordnete er uns schweigend zu einem Kreise, in dessen Mitte er sich nieder„kauerte. Nun sahen wir, wie er an den Glühwürmern ein kleines blaues „Flämmchen entzündete, dies in ein Loch in die Erde senkte und ein schwarzes „Pulver in dasselbe streute. Sogleich entstand ein dichter, weißer Dampf, „der jedoch nicht in die Höhe stieg, sondern sich in einem einige Schritte „weiten Kreise über die Erde ausbreitete und dann in die Tiefe einzudringen „schien. So wie er aber den Sand durchzog, verwandelte sich derselbe in ein

„helles durchsichtiges Krystall, durch welches man immer tiefer in den Berg „hineinsehen konnte. Auf diese Weise wurde nun nach und nach das ganze „Innere des Berges sichtbar, und in der Mitte auf einem prächtigen Sessel, „umgeben von vielen Kostbarkeiten, sah man regungslos eine Frau in reich „verzierter alterthümlicher Tracht sitzen, in ihren Armen ein zartes, liebreiches „Mädchen haltend, dessen lange hellblondgelbe Locken sie in der Hand hielt, „als wäre sie beschäftigt, sie zu kämmen und zu ordnen. Nur wenige Augen„blicke war uns dieser seltsame Anblick gewährt. Der Berg verdunkelte sich „schnell auf ähnliche Weise, wie er früher durchsichtig geworden, von innen „nach oben, und bald glänzten nur noch die drei Leuchtwürmer auf dem Barett „Kunkel's durch die finstere Nacht."

124) Das älteste Haus in Potsdam. [1])

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand Potsdam fast nur aus vier Straßen, in deren Mitte auf einer kleinen Erhöhung des Bodens die mit einem Begräbnißplatze umgebene Kirche und unweit davon ein kleines Rathhaus stand; so hatte sie auch nur zwei Thore, das eine, das Brandenburger, führte durch den Wall in der Gegend des neuen Marktes, das andere, in der Gegend der grünen Brücke, hieß das Berliner, und war nur zum Theil durch eine Mauer, größtentheils aber durch einen Graben und ein festes Pfahlwerk mit dem ersteren verbunden. Von dem Berliner Thor längs der Havel hin bis über die jetzige Burg und Heiligegeiststraße lag eine doppelte Reihe von Fischerhäusern, der Platz an der Havel aber, auf dem jetzt die Heiligegeist-Kirche steht, war durch einen breiten Graben zur Insel gemacht, auf der Landseite geschützt durch Mauer und Wall, auf der andern durch den breiten Fluß. Hier stand die Burg, das sogenannte alte Haus Potsdams, ein viereckiges steinernes Gebäude mit spitzen Giebeln und einem runden Thurm an jeder Ecke. Da wo jetzt das Schloß sich erhebt, war durch Joachim ein kleines Lustschloß errichtet, unweit der hölzernen Brücke, welche Friedrich I. statt der Fähre 1406 über die Havel hatte erbauen lassen. Unterhalb der Stadt, dem Tornow gegenüber, und von ihm durch einen dichten Eichenwald getrennt, der sich weithin nach Fahrland und Nedlitz erstreckte, lag der Kiez, ein Fischerdorf, dessen wendische Bewohner unter einem Schulzen lebten.

Dieser Schulze hatte nun ein ganz junges niedliches, schwarzäugiges Mädchen von kaum sechszehn Jahren zur Mündel, die allen jungen Burschen des Dorfes den Kopf verdrehte, und so auch ihrem Vormunde. Ob derselbe nun gleich zum dritten Male Wittwer war, so ließ er es sich doch beikommen, einem vierten Frauenzimmer seine welk gewordene Hand anzubieten, und siehe, er ward erhört, am Osterfeste 1536 ward seine rothbäckige Mündel seine vierte Frau. Sie lebte als solche gerade so fort wie vorher als Mädchen, sie trug nach wie vor ihre Fische zu Markte und ging an den Sonntagen in die Schenke zu Tanze, wo es ihr keine Andere an Frohsinn und Scherzen zuvor that.

Da ist sie einstmals im nächsten Sommer, als sie wieder Fische in die Schloßküche tragen wollte, wie der Churfürst Joachim II. sich gerade der

[1]) Nach Reinhard S. 113.

Jagd wegen mit zahlreichem Gefolge im Schlosse zu Potsdam aufhielt, im Walde unweit des Kiezes mit einem großen stattlichen Herren unter einer großen Eiche zusammengetroffen, der hat sie freundlich angeredet und sich über das und jenes mit ihr unterhalten, hat sie auch bis ans Thor begleitet. Später hat sie den Mann noch oft auf ihrem Wege zur Stadt getroffen und stets mit ihm eine längere oder kürzere Zeit gesprochen, ja sie hat sich ordentlich geärgert, wenn sie einmal zur Stadt ging und ihren Gesellschafter nicht traf. Es ist ein großer schöner Mann in der Mitte der Dreißiger gewesen, hat sich ihr gegenüber für einen Beutner, der viele Bienenstöcke in den hohlen Eichen besäße, die er aber an Andere verpachtet hätte, ausgegeben und gesagt, er halte sich hier in der Nähe auf, um Acht zu haben, daß ihm nicht die jungen Schwärme entführt würden. Er hat aber über alle möglichen Gegenstände mit ihr Rede gepflogen, und da sie ihn um Vieles, was sie nicht wußte, gefragt, sie gewissermaßen unterrichtet, so daß sie bald viel mehr wußte als alle ihre Gespielinnen, und das ganze Dorf erstaunt war, wie des Schulzen Frau plötzlich eine so kluge Frau geworden sei. Gegen das Ende des Herbstes blieb aber der Herr plötzlich aus und die Frau Schulzin sah nun erst, was derselbe ihr geworden war, ohne ihn wurde ihr das Leben fast unerträglich, und dies um so mehr, weil sie Niemanden hatte, dem sie ihre Noth klagen oder ihr Herz ausschütten konnte.

Eines Tages, als sie wieder einmal zur Stadt ging, da sah sie eine große Menge Arbeiter bei der Eiche, die gruben die Erde aus und schienen eine Grundmauer errichten zu wollen. Auf ihr Befragen erfuhr sie, Churfürst Joachim, wegen seiner Klugheit Nestor genannt, lasse hier ein Jagdschloß bauen, auf dem Hofe desselben solle aber die Eiche in der Mitte der Gebäude stehen bleiben. Im nächsten Jahre ließ sich der Bienenvater wieder sehen und als er mit ihr zusammenkam, that er gar nicht, als wäre längere Zeit zwischen ihrer letzten Zusammenkunft verflossen, sondern war gerade so vertraulich, als hätten sie sich erst gestern gesehen. So ging es einige Zeit fort und die arme Schulzin ward immer mehr verliebt in ihn, so daß sie gar nicht mehr an ihren Mann dachte. Da trug es sich zu, daß in dem Herbst desselben Jahres ein Wolkenbruch in der Gegend von Potsdam fiel, die Havel stieg über ihre Ufer, viele Schiffe der Bewohner vom Kiez wurden zerstört oder vom Strom mit fortgeführt, und als in der darauf folgenden Nacht im Dorfe auch noch eine Feuersbrunst ausbrach, welche unter andern auch das Haus des Schulzen verzehrte, da war große Noth in dem armen Fischerdorfe, denn der größte Theil der Bewohner war in den Fluthen umgekommen und die übrigen hatten alle ihre Habe in der Feuersbrunst verloren. An den Folgen dieses Schrecks starb der alte Schulze in wenigen Tagen, seine Frau aber blieb seit dem Tage verschwunden. Einige Monate nachher bezog nun aber der Churfürst sein neues Lustschloß und bewohnte dasselbe seit jener Zeit nur mit wenigen Unterbrechungen. In der Umgegend aber ward die Rede laut, man sehe ihn in den Gängen des das Schloß umgebenden Gartens oft mit einer jungen schönen Frau lustwandeln, die große Aehnlichkeit mit der verschollenen Frau Schulzin habe. Auch nach seinem Uebertritt zur evangelischen Kirche im Jahre 1536 ist er häufig auf jenem Jagdschlosse gewesen, allein keiner der Hofleute, die er dorthin mitnahm, hat, darum befragt, über jene schöne Dame Rede gestanden, so daß man

zuletzt gar nicht mehr davon gesprochen und die ganze Sache für einen Spuck gehalten hat. Zwanzig Jahre nachher brannte das ganze damalige Potsdam ab und nur das Jagdschloß im Eichenwalde beim Kiez blieb von allen Gebäuden aus früherer Zeit übrig, wurde aber später vom Churfürsten Friedrich Wilhelm auf den Wunsch seiner frommen Gemahlin zu einem Wittwenhause eingerichtet. Dasselbe ist bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts stehen geblieben, da wurde es zwar niedergerissen, allein das neu aufgebaute Predigerwittwen-Haus steht genau auf den Grundmauern des alten Jagdschlosses, ist also streng genommen das älteste Haus der Stadt Potsdam.

125) Der Schimmel auf dem Wall zu Potsdam.[1])

König Friedrich Wilhelm I. hatte auf dem linken Ufer der Havel, von der Mündung der Nuthe bis zur Mitte der langen Brücke einen breiten und tiefen Graben ziehen und längs desselben einen Damm aufwerfen lassen, der an seinem obern Ende durch eine hölzerne Brücke mit dem Kirchhofe der Heiligengeist-Kirche verbunden war. Dieser Kanal, der im Winter von den Fischern frei vom Eise gehalten werden mußte, sollte namentlich dazu dienen, das Desertiren der Soldaten zu verhindern, und darum war er im Osten, Norden und Westen mit einer hohen Mauer umgeben, und längs dem Kiez an der Havel erstreckte sich eine dichte Reihe von Pallisaden. Früher war es nämlich vielen von den Deserteuren gelungen, die Havel zu durchschwimmen und sich nach der damals nur wenige Stunden entfernten sächsischen Grenze zu retten. Da trug es sich zu, daß ein Predigersohn aus Baruth von Werbern in eine Schenke gelockt und im Rausche veranlaßt worden war, Handgeld zu nehmen. Vergeblich war alles Protestiren, als er aus seiner Trunkenheit erwacht war, er mußte mit nach Potsdam und ward hier unter ein Reiterregiment gesteckt. Hier mußte er zwei lange Jahre aushalten, ohne daß es ihm gelang, auch nur einen Schimmer von Hoffnung zu erblicken, sich aus dieser schrecklichen Gefangenschaft zu erlösen. Endlich machte er den Plan, in der nächsten Nacht vom Sonntag zum Montag, wo kein Mondschein war und wo er die Stallwache hatte, durch die Havel zu schwimmen, leise zwischen den Posten auf dem Wall hindurchzukriechen und dann zu suchen, längs dem Ufer der Nuthe fortzukommen, oder sich im Schilf bis zur nächsten Nacht zu verbergen. Am Abend hatte er seinen Kameraden tüchtig zugetrunken und es war ihm gelungen, die Wachtmannschaft im Stalle zu bezechen. Eine Stunde nach Mitternacht machte er sich auf den Weg, nachdem er Gott auf den Knieen um Beistand zu seinem Unternehmen angefleht und von seinem treuen Schimmel, dem Einzigen, von welchem die Trennung schwer wurde, Abschied genommen hatte. Glücklich kam er durch die öden Straßen, unhörbar schwamm er über den Strom, als er hinter sich laut plätschern und schnauben hörte. Als darüber der Ruf der Wachen erscholl, barg er sich ängstlich auf dem Boden, da rauschte es hinter ihm, eine weiße Gestalt erhob sich schüttelnd aus dem Wasser und der arme Flüchtling erkannte seinen Schimmel, der sich losgerissen hatte und ihm nachgeschwommen war. Eilig lief er über die Wiese und den Wall, der Schimmel dicht hinterher; weil aber auf das wiederholte Anrufen der Wachen keine Antwort erfolgte, so schoß man von allen

[1]) S. Reinhard S. 174 ꝛc.

Seiten nach ihm und bald stürzten Mann und Roß von Schüssen durchbohrt zu Boden. Seit dieser Zeit sind nun aber die Posten auf dem Wall in den Nächten, wo kein Mondschein ist, nach Mitternacht oft durch ein Plätschern im Wasser erschreckt worden, dann sahen sie einen Schimmel, der nach der Behauptung Vieler keinen Kopf haben soll, auf der Wiese hin- und herlaufen, ohne daß man seinen Hufschlag vernahm.

126) Die Quelle in Templin.[1])

In dem Dorfe Kaput lebte einmal ein munteres kleines Mädchen, mit Namen Else, die ging einst mit ihrer Mutter nach Potsdam auf den Wochenmarkt und ward von dieser, die verschiedene Geschäfte in der Stadt zu besorgen hatte, angewiesen, voraus bis ans Teltower Thor zu gehen und dort auf die Mutter zu warten. Allein das kleine Ding vergaß den Befehl der Mutter, sondern fing an auf der Wiese vor dem Thore nach Blumen zu suchen, und kam so, ohne daß sie es gewahr ward, ein großes Stück weit auf den Weg zur Heimath vorwärts. Da fiel es ihr auf einmal ein, daß sie auf ihre Mutter hätte warten sollen, und sie fing an sich gewaltig nach ihr zu sehnen. Dabei aber begann sie schrecklich an zu dursten, denn es war im Hochsommer um Mittag herum, in der Heide war es glühend heiß, kein Lüftchen regte sich und in dem Kieferwalde war es unerträglich dunstig und schwül. Da fiel ihr die klare, kühle Quelle ein, welche unter den dichten, schattigen Bäumen der Templiner Wiese rieselt. Gedacht, gethan, mit schnellen Schritten eilte sie den Berg hinab zum Quell. Da sah sie eine alte Frau auf den Steinen knieen, die mit einem kleinen Maße das Wasser in einen großen Eimer schöpfte und der, wie es schien, das Bücken große Mühe verursachte. Mitleidig eilte sie ihr beizustehen, schöpfte ihr auch den Krug erst ganz voll, ehe sie selbst ans Trinken dachte, und da gab ihr die Alte aus dem Quell drei grüne Wasserlinsen und hieß sie dieselben wohl aufheben, „denn", sagte sie, „wenn Du eine derselben ins Wasser wirfst und dabei einen Wunsch aussprichst, so wird er Dir alsbald erfüllt werden."

Nun machte sie sich wieder auf den Weg, aber sie war kaum hundert Schritte weit gegangen, als sie die Worte der guten Alten vergessen hatte. Allein ihr Durst war nicht gestillt, sondern nur noch brennender geworden; sie kehrte also noch einmal nach der Quelle zurück und fing an mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und so zu trinken. Natürlich bekam sie aber so nur sehr wenig in den Mund, und so sah sie sich nach einem Gefäß um, das sie zu diesem Zwecke benutzen könnte. Als sie aber natürlich keins fand, erinnerte sie sich an das Maß, welches die Alte gebraucht hatte und gleichzeitig an das sonderbare Geschenk derselben. Schnell warf sie eine der grünen Linsen in die Quelle und wünschte sich das Maß, welches auch gleich auf dem Wasser schwamm. Kaum hatte sie getrunken, da fand sie, daß der Kranz von Wiesenblumen, den sie vorher geflochten hatte, verwelkt war, alsobald warf sie eine zweite Linse ins Wasser und wünschte, derselbe möge wieder frisch sein, und siehe, dabei fiel ihr der Kranz aus der Hand in den Quell, und als sie ihn wieder herauszog, waren alle Blüthen wieder frisch. Nun warf sie aber auch die dritte Linse ins Wasser und wünschte, ihre Mutter

[1]) Nach Reinhard S. 82 rc.

möge nun bald kommen, und siehe, da kam dieselbe den Berg herab und freute sich, ihr Kind, um welches sie sich schon geängstigt hatte, wieder zu haben.

Mittlerweile ward nun aber Else größer und älter, da trug es sich zu, daß, als sie als ein schon recht großes Mädchen von zwölf Jahren wieder einmal in der Stadt gewesen war, sie am Abend zu der Quelle von Templin kam und dort die graue Alte von damals sitzen fand, an die sie gar nicht wieder gedacht hatte. Dieselbe rief sie zu sich und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein nnd von ihren Verhältnissen erzählen. Beim Abschied ermahnte sie jene, ja recht fromm und fleißig zu sein, und schenkte ihr drei Fischschuppen, die solle sie sorgsam aufbewahren, bis sie groß geworden sei; hätte sie dann einen Wunsch und würfe eine derselben ins Wasser, so werde derselbe auch erfüllt werden. Else band die glänzenden Schuppen fest in ihr Tuch und begab sich auf den Heimweg; als sie aber aus dem Walde vor Kaput heraustrat, da wo die tiefe lockere Sandschelle ist, da sah sie einen alten Mann aus ihrem Dorfe mit Mühe einen schweren, mit Gänsen beladenen Karren durch den Sand ziehen. Sofort sprang sie hinzu und half den Karren schieben, allein sie war zu schwach und der Sand zu tief und trotz aller Mühe kamen sie nur wenig weiter. Da sprang Else schnell entschlossen nach der Havel hinab, warf eine der Fischschuppen ins Wasser und wünschte, der Wagen möge leichter werden, damit er sich besser ziehen lasse. Da hörte sie den alten Mann hinter sich herschreien, der Wagen war umgefallen und die Gänse herausgeflogen, die nun mit den Flügeln schlagend nach allen Seiten schnatternd davon liefen. Erschrocken warf sie nun auch die zweite Schuppe ins Wasser und wünschte, der alte Mann möge seine Gänse wieder bekommen, und siehe, dieselben liefen flatternd nach einer ebenen Stelle auf dem Wege zusammen, nnd als nun Else mit dem leicht gewordenen Wagen bis dahin gekommen war, ließen sie sich mit den Händen greifen und ohne alle Mühe fangen. Freilich hatte nun aber Else zwei ihrer kostbaren Schuppen geopfert, allein sie beschloß nun dafür die dritte desto sorgsamer aufzubewahren, legte sie, zu Hause angelangt, in eine kleine Kapsel und trug diese von nun an beständig an einer Schnur um den Hals.

So verging abermals eine Reihe von Jahren und aus der kleinen Else war ein hochaufgeschossenes schlankes hübsches Mädchen von 18 Jahren geworden, der alle jungen Burschen nachliefen. Ihr aber gefiel von allen nur einer, das war der Fischer Conrad. Allein sie hatte eine Nebenbuhlerin, die Tochter des Dorfschulzen, die auch recht hübsch war und dazu noch wohlhabend, was ihr vielen Kummer machte. Da trug es sich zu, daß Kirchweih im Dorfe war und natürlich an demselben Tage Tanz in der Schenke, da fühlte die Else eine solche Eifersucht, daß sie vom Tanzplatze, ehe noch die Musik begann, nach dem Wasser lief, die Schuppe ins Wasser warf und den Wunsch ihres Herzens aussprach, ihr Conrad solle nicht mit der Schulzentochter tanzen. Siehe da, ihr Liebster kam aber den ganzen Abend nicht in die Schenke und auf ihr Befragen, wo er sei, erfuhr sie, er sei vor zwei Tagen mit einer Ladung Fische nach Berlin gefahren, aber noch nicht zurückgekehrt. Da erfaßte sie namenlose Angst, denn sie glaubte, ihr Geliebter sei verunglückt, und als sie bei anbrechendem Morgen am Ufer vergeblich nach seinem Kahn spähete, lief sie in Verzweiflung nach der Quelle zu Templin

und schüttete vor der Alten, die wie zufällig dort saß, ihr Herz aus. Allein dieselbe beruhigte sie und scheint ihr abermals ein Geschenk gegeben zu haben, denn sie ging mit freudiger Miene nach Hause, und in einem Jahre war sie ihres Conrads Frau.

127) Das Grab am Spring. [1])

Am Fußwege nach Templin unweit des Tornow's bei Potsdam am sogenannten Spring befindet sich ein hoher Hügel, von Brombeerkraut und Farrenkräutern dicht bewachsen, das soll der Sage nach das Grab eines jungen Ritters sein, der einst die Wassernixe in dem Spring geliebt habe. Dieselbe soll wunderbar schön gewesen sein und deshalb die Liebe des Nix vom Schwilow, der seine reich geschmückte Wohnung im See bei Caput, auf sich gezogen, dieselbe ihn aber verschmäht haben. Dies verdroß den bösen Nix sehr, darum that er ihr alles mögliche Leid an: bald stauete er das Wasser des Schwilow's vor der schmalen Flußenge bei Caput, daß das Havelwasser nicht ablaufen konnte und alle Wiesen und Erlenwäldchen der Nixe überschwemmte, bald verlockte er ihre Lieblingsschwäne, tödtete sie und warf sie entseelt ans Ufer, oder häufte die Eisschollen im Frühlinge hoch am Wendorf auf, daß sie vom Thauwinde zurückgetrieben noch lange auf dem Wasserspiegel umherschwammen. Da trug es sich zu, daß auf der Burg Potsdam sich ein junger Ritter zu seiner Heilung von einer Wunde, die er in einer Schlacht davon getragen hatte, aufhielt und zu seiner Erholung sich manchmal auf dem Kahne auf dem blauen Spiegel der Havel schaukeln ließ. Da erblickte ihn die Nixe und konnte sich gar nicht an seinen schönen freundlichen Zügen satt sehen, so daß sie bald in solcher Liebe zu ihm entbrannte, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnte, wo sie sich ihm zu erkennen geben durfte. Dies ging aber nicht so leicht, weil der Ritter nie allein war. Endlich aber war er so weit genesen, daß er das Ruder selbst führen und sich also selbst fahren konnte. Auf diesen Augenblick hatte sie gewartet und sie warf einen sanften Schlummer über ihn, dann tauchte sie auf, stieg in den Kahn und nahm den Schlafenden in ihre weichen Arme. Zwar erwachte er, allein als er in ihre blauen seelenvollen Augen blickte, glaubte er von einem Traumbilde umfangen zu sein, und schloß die Augen wieder, bis er nach längerer Zeit sie wieder öffnete und von dem holden Wesen nichts mehr sah. Am andern Tage bestieg er jedoch seinen Kahn abermals und hatte dieselbe Erscheinung und so auch an den folgenden Tagen: immer wiederholte sich derselbe Traum; allein gleichzeitig ging auch seine Genesung so schnell von Statten, seine Kräfte kehrten so zusehends wieder, daß ihn der Arzt bald für völlig genesen erklärte und ihn seiner Obhut entließ. Dies geschah am Tage des Vollmondes im Julius. Am Abend bestieg er seinen Kahn wieder und ließ sich von den Wellen, ohne daß er selbst es bemerkte, an die kleine grüne Insel treiben, welche noch jetzt unweit des Badehauses von flüsterndem Schilf umgürtet daliegt. Ueber der Insel schwebte aber unter den Erlen ein so wunderbarer Duft, der Vollmond ließ Alles darauf wie in einem Silberglanze erscheinen, daß es ihm ganz geisterhaft zu Muthe ward, als er den Boden der Insel betrat und plötzlich jenes wunderschöne Frauenbild aus seinem

[1]) Nach Reinhard S. 40 rc.

Traume im blauen Gewande vor ihm stand. Da merkte er wohl, daß alles Wahrheit und keine Täuschung gewesen war. Die schöne Nixe schlang ihren Arm um ihn und führte ihn kosend über die Rasenfläche der Insel, und so kam er denn jeden Abend wieder zu der Insel, wo ihn seine Geliebte bald am Ufer, bald an einem Quell der Uferbucht erwartete. Als aber wieder ein Monat vergangen war und abermals der Vollmond am Himmelszelt glänzte, da sagte sie ihm, es sei ihr vergönnt, in jeder Vollmondsnacht einen Menschen in ihre Wohnung zu führen, und so leitete sie ihn zu dem hellblinkenden Quell unter den bemoosten Buchen, da leuchtete es gar wunderbar aus der Tiefe desselben, und hinunter stieg sie mit ihm in ihren krystallenen Palast, der prächtig mit Muscheln und Goldadern geziert sich in weithin gehenden Windungen bis tief in den Berg hinein ausdehnte. Der Ritter aber sah alle die Pracht nicht, ihm genügten die klaren Augen seiner Wasserfrau, nach allen ihren Schätzen trug er kein Verlangen. So lebten sie denn in süßer Gemeinschaft einige Jahre fort, er besuchte sie fast täglich auf der Insel und in den Vollmondsnächten auch in ihrem Krystallhause unter dem Spring, und nur dann, wenn er im Gefolge seines Lehnsherrn zuweilen zu Fehden und Tournieren ausziehen mußte, ward ihr Verkehr unterbrochen. Vor Wunden und sonstigen Fährlichkeiten hatte sie ihn durch einen Talisman geschützt, den sie in dem Knoten seiner Feldbinde befestigt hatte, und daher hatte er eigentlich nur einen Feind zu fürchten, dies war der eifersüchtige Nix vom Schwilow; allein da derselbe nur Macht über diejenigen hatte, welche sein Gebiet betraten, und die Nixe ihrem Geliebten das Versprechen abgenommen hatte, dasselbe stets meiden zu wollen, so glaubte sie, für ihn auch nichts fürchten zu müssen.

Nun traf es sich aber, daß der Ritter sich mit seinem Lehnsherrn auf einen Streifzug gegen Räuber auf dem südlichen Ufer der Havel begeben hatte, um dieselben für die Verwüstungen, welche sie den Besitzungen der frommen Mönche von Lehnin zugefügt hatten, zu züchtigen. Die dankbaren Mönche bewirtheten ihre Retter auf das Prächtigste, allein da es wieder zufällig der Tag vor dem Vollmonde war, so zog es den Ritter mächtig nach dem Spring, er nahm Abschied von seinen Kameraden und begab sich auf den Heimweg. Um nicht dem Schwilow zu nahe zu kommen, wählte er einen wenig betretenen Waldweg, und schon stieg der Nebel von den Wiesen auf, als er zu einem einsam gelegenen Weiher gelangte, an dem jetzt das Linowitzer Forsthaus liegt. Der Weg führte quer über die Wiese und durch das seichte Fließ, welches in dem Weiher seinen Ursprung hat. Hier erhob sich plötzlich ein feuchter Nebel, der jeden Augenblick dichter und drückender ward. Vergebens versuchte der Ritter die Umkehr, sein Roß sank jeden Augenblick tiefer in den moorigen Boden ein, große Dunstballen thürmten sich um ihn auf, er konnte weder vor- noch rückwärts, graue Gestalten legten sich von oben auf ihn und drückten ihn endlich mit Gewalt in den weichen Boden, der unter ihm wich und sich über seinem Haupte wieder schloß. Er fand sich in einer dunkeln feuchten Höhle wieder, deren Decke und Wände widerliche Gezweige und Wurzelgeflechte bildeten, vom Boden stiegen blaue Flämmchen auf, die ihm mit ihren giftigen Schwefeldünsten den Athem beengten; vergeblich versuchte er zu entrinnen, der giftige Brodem raubte ihm nach und nach Kräfte und Sinne, bald athmete er nur noch schwer, der

bösartige Schwaden hatte ihn erstickt. Er war der tückischen Eifersucht seines Nebenbuhlers, des Nix von Schwilow als Opfer gefallen, denn jener Weiher gehörte zum Gebiete desselben, denn von ihm aus ergießt sich das schmale Fließ nach langen weiten Krümmungen in den Schwilow. Der boshafte Nix führte den entstellten, aufgedunsenen Leichnam des Ritters davon, hochauf peitschte er die Wellen seines Sees und ein heulender Nordweststurm schleuderte der Nixe im Spring ihren todten Geliebten zu Füßen. Stumm nahm sie ihn in ihre Arme und suchte ihn zu erwärmen, allein umsonst, am frühen Morgen aber bettete sie sein Grab dicht zur rechten Seite am Quell, wo es noch zu sehen ist, sie selbst aber verließ die Gegend, und der helle Wasserstrahl, der sonst so lebendig hervorsprudelte, wurde ein trüber melancholischer Bach, der langsam durch die Erlen dahingleitet.

128) Liefeld's Grund. [1])

Zwischen dem Brauhaus- und Ravensberge zieht sich dicht vom Wege nach Langenwisch bis zur Havel beim Tornow ein tiefer Thaleinschnitt hinunter, der früher von mächtigen Kiefern überwachsen und durch Brombeerranken und Gestrüpp mancherlei Art versteckt und unwegsam gemacht war, da soll einst die Höhle des bösen Räubers Peter Dönges gewesen sein. Jene Gegend war früher wenig besucht und nur sehr selten zog ein Wanderer die unwirthliche Straße, welche durch den viele Meilen sich ausdehnenden, nur von Räubern und wilden Thieren bewohnten Wald führte. Die große Landstraße, welche bei Wittenberg über die Elbe ins nördliche Deutschland führte, theilte sich bald: der eine Arm ging bei der festen Burg Rabenstein vorbei, längs der Plane auf Brandenburg, der andere über Treuenbriezen und Saarmund nach Berlin; Potsdam war noch zu unbedeutend und der Weg über die Havelarme und Brüche zu beschwerlich und unsicher, als daß hier an eine Handelsstraße gedacht worden wäre. Daher war jeder Einzelnreisende verloren, wenn ihn sein Weg in diese Einöde führte; fiel er einem der zahlreichen Wegelagerer in die Hände, so konnte nichts ihn vom Tode oder Gefangenschaft retten, denn auf etwa nachkommende Hilfe hatte er nicht zu rechnen. Der schlimmste von allen war eben ein gewisser Peter Dönges, der sich mit seiner noch bösern Mutter, der sogenannten rothen Hanne, die einst wegen Diebstahl zu Potsdam gestäupt worden war, im Lieseldtsgrunde eine Höhle in den Boden gegraben und dieselbe so geschickt mit Baumstämmen, Moos und Rasen überdeckt hatte, daß sie auch den schärfsten Späheraugen verborgen blieb. Hierher schleppte er die Beute seiner Raubzüge, mit Gefangenen befaßte er sich nicht, denn gewöhnlich überfiel er nur einzelne Reisende, an Mehrere zusammen wagte er sich nur dann, wenn es ihm gelang, sie vereinzelt zu ermorden. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, daß nie Jemand davon kam, den er angegriffen hatte, und darum ließ er sich nie durch Bitten eines seiner Opfer erweichen, ihm das Leben zu schenken. Mit Hilfe seiner Mutter versenkte er die Erschlagenen gewöhnlich in das sogenannte Teufelsmoor am jetzigen Fahrweg nach Drewitz und verbrannte alle ihre Kleidungsstücke, sowie alles Geräth, was etwa leicht wieder zu erkennen gewesen wäre. An allen Hauptwegen waren im Dickicht Schlupfwinkel an-

[1]) Nach Reinhard S. 143 ꝛc.

gelegt, in denen er sich zeitweilig aufhielt, und in deren Nähe er eine Schnur über den Weg gezogen hatte, welche an einer Glocke in der Höhle befestigt war. Zog dann ein Wagen oder Wanderer vorüber, so machte die Berührung der Schnur die Glocke läuten, dann schlich er herbei und überfiel die Unvorbereiteten gewöhnlich von hinten. Besonders aber hatte seine Mutter ihn vor jeder nähern Verbindung mit dem andern Geschlechte abzuhalten gesucht, allein da trug es sich zu, daß er eines Morgens ein junges Fischermädchen aus Neuendorf im Walde traf, welches Netzgarn nach Saarmund trug. Statt sie zu ermorden, redete er sie an, fragte sie aus, wann und auf welchem Wege sie zurückkehren werde und begleitete sie bis kurz vor die Stadt in die Nähe des Eichberges. Bei ihrer Rückkehr am Nachmittage überfiel er sie im Dickicht, verband ihr den Mund und die Augen und schleppte sie auf vielen Umwegen zu seiner Höhle im Liefeldtsgrund. Allein seine Mutter verlangte zornig, er solle sie sofort ermorden und nahm endlich, da er dies ein Mal ihr nicht nachgab, der zum Tode geängstigten Dirne einen furchtbaren Schwur ab, daß sie den Räuber nicht verrathen, ja nie zu einer lebenden Kreatur von ihm sprechen wolle. In dieser Höhle lebte nun das arme Geschöpf lange Jahre, ohne je das Licht der Sonne zu erblicken, entweder blieb stets eins, Mutter oder Sohn, bei ihr zurück oder Dönges verrammelte die Thüre der Höhle so von außen, daß das schwache Weib sie nicht zu öffnen vermochte. Mittlerweile war sie Mutter geworden, da nahm die Alte das Kind und sagte, sie wolle es in die Stadt zu einer Amme tragen, denn hier könne durch das Schreien desselben einmal ein Vorübergehender zur Entdeckung der Höhle veranlaßt werden. So geschah es dreimal und jedesmal ward der Zank zwischen Mutter und Sohn deswegen heftiger, allein erstere blieb dabei, die Kinder müßten unbedingt in die Stadt zu einer Amme. Allein vier Jahre, nachdem das unglückliche Frauenzimmer in die Höhle geschleppt worden war, starb die Alte und nun sah sich der Räuber gezwungen, das Mädchen ihrer Gefangenschaft zu entlassen, denn wer hätte sonst Lebensmittel herbeischaffen sollen? Er ließ ihr aber vorher jenen furchtbaren Eid noch einmal schwören, und siehe, die arme Person hielt ihn auch gewissenhaft, sie kehrte jedesmal getreulich wieder zurück. Nun ging sie eines Tages den Grund hinauf, um frisches Moos zu holen, da stieß sie plötzlich auf drei gleich große Steine, die wie Grabsteine in einer Reihe da lagen. Ohne recht zu wissen warum, fing ihr bei diesem Anblick an das Herz zu pochen, sie mußte wissen, was unter den Steinen lag; sie rollte sie von der Stelle, grub die Erde unter ihnen auf und fand die Leichen ihrer drei Kinder unter ihnen. Da sann die unglückliche Mutter auf Rache; als sie das nächste Mal wieder von Dönges ausgeschickt ward, um Lebensmittel einzukaufen, verließ sie den vorgeschriebenen Weg und ging nach Potsdam. Dort ging sie zuerst in die Kirche und betete zu Gott um Beistand zu ihrem Vorhaben und um Vergebung, wenn sie ihren Eid breche. Dann ging sie gegen Abend zur Schloßwache, und trat an den Pfeiler, wo die Fahne stand, und erzählte dem leblosen Pfeiler Alles, was ihr geschehen war, sagte auch, daß sie heute Abend beim Zurückgehen nach der Höhle Mehl auf den Weg ausstreuen wolle, dem möge man nachgehen und wenn man Peter Dönges fangen wolle, möge man morgen nach dem Mittagsessen, wenn er schlafe, kommen, dann könne man ihn sicher überraschen. So hatte sie freilich keiner lebenden Kreatur den Aufenthalt des

Mörders ihrer Kinder verrathen, allein der Soldat, der neben dem Pfeiler auf Wache stand, hat Alles mit angehört und demnächst angezeigt. Am andern Tage aber ist eine starke Mannschaft ausgeschickt worden, welche der Mehlspur bis an den Liefeldtsgrund folgte, der Mooshügel, an welchem sie sich verlor, ward von Soldaten umstellt und dann der Eingang, wiewohl mit vieler Mühe, gesucht und gefunden. Zwar leistete der Räuber heftigen Widerstand, allein er ward überwältigt, nach Potsdam gebracht und dort nach wenigen Tagen, als er seiner Schandthaten überführt und geständig war, vor dem Brandenburger Thore lebendig verbrannt.

129) Die Pfaueninsel. [1])

Die als Lieblingsort des Königs Friedrichs des Großen berühmte Pfaueninsel bei Potsdam war zur Zeit des großen Churfürsten ein allgemein gefürchteter und von Jedermann gemiedener Ort. Sie war nämlich der Aufenthaltsort des als Schwarzkünstler verschrieenen Goldmachers und geheimen Kammerdieners des großen Churfürsten, Kunkel von Löwenstern, der bekanntlich auf Kosten desselben eine Glashütte an der Ruthe unweit der Wassermühlen am Hakschen Damm und eine Glasschleiferei zu Berlin errichtet hatte und bei seinen kostspieligen Versuchen zur Erzeugung der Edelsteine auf die Entdeckung des berühmten Rubinglases gekommen war. Derselbe schlug auf dieser Insel seinen Wohnsitz auf, bis er nach dem Tode seines Herrn nach Schweden ging, und benutzte seine physikalischen Kenntnisse, um durch scheinbare Zauberkünste das Publikum von der Insel fern zu halten. Darum wagte auch nie ein Fischer mit seinem Kahne an dem ungastlichen Ufer der Insel zu landen, denn wer es versucht hatte, mußte seine Neugierde mit dem Untergange seines Fahrzeuges büßen, das auf unerklärliche Weise wie faules Holz zerfiel oder wie ein Schwamm Wasser einsog und untersank. Sobald Jemand den gefürchteten Goldmacher nur von fern sah, wich er ihm erschreckt aus, und auf der Insel selbst hatte er, nachdem ihn sein alter Diener Klaus verlassen hatte, der Heideläufer geworden war, aber im Jahre 1650 zu Berlin wegen erwiesener Zauberei hingerichtet ward, Niemanden als einen mißgestalteten Menschen, der bald nachher auch noch die Sprache verlor, ihm aber treu anhing, sowie einen großen schwarzen zottigen Hund bei sich, mit dem er durch den Wald strich und der von dem Publikum seiner glühenden Augen wegen für einen bösen Geist gehalten ward. Auch nach seinem Tode soll sich der Geist des Goldmachers von der Pfaueninsel nicht haben trennen können und zuweilen noch jetzt dort wahrgenommen werden. Der feurige Hund aber soll sogar noch jetzt zuweilen längs dem Strande der Havel bis zu der Badebucht seines Herrn, da wo jetzt der Weg Sakrow gegenüber zur Havel hinabführt, hineilen und dann mit jämmerlichem Geheul im Walde verschwinden.

130) Die Bittschriften-Linde. [2])

Friedrich II., dem bekanntlich Potsdam Alles, was in dieser Stadt schön und großartig ist, seine Paläste, Stiftungen und Manufakturen verdankt, bewohnte die Eckzimmer im Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo aus

[1]) Nach Reinhard S. 153.
[2]) Nach Reinhard S. 210 ꝛc.

er die freundliche Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg genießen und selbst von seinem Schreibtische aus vermittelst dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses übersehen konnte. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, die noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standplatz zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gemeiniglich herab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen, allein zuweilen mußten die Bittsteller, welche nicht etwa blos aus Potsdam, sondern aus dem ganzen Lande dorthin zusammenkamen, lange stehen, und da sollen sie denn oft in der Angst ihres Herzens unbewußt in die Rinde des Baumes Figuren und Namen eingegraben haben und davon mögen wohl die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der äußern Oberfläche des Baumes zu sehen sind, herrühren, der Volksglaube hat es sich auch nicht nehmen lassen, daß der König auch jetzt noch, umspielt von seinen Lieblingshunden, des Nachts als Schatten über die gewohnten Pfade der Terrasse von Sanssouci oder durch die Alleen im Rehgarten nach dem Neuen Palais zu dahinschwebe oder einsam und ernst an seinem Schreibtische sitze oder sich auch im Zwielicht oder Mondschein am Fenster seines Arbeitszimmers zeige.

131) Das Grab im Neuen Garten. [1])

An der Stelle des Marmor-Palais stand vor dem Jahre 1786 ein freundliches zweistöckiges Haus mit einem ziemlich großen Saale, der sogenannte Puschel'sche Weinberg, welcher von den Offizieren der Garnison in jeder Jahreszeit fleißig besucht ward, theils um dort ihre freie Zeit hinzubringen, theils um kleine Feste unter sich zu feiern. Selbst der Kronprinz und nachmalige König Friedrich Wilhelm II. nahm, angezogen von der schönen Aussicht über den Heiligen-See, oft daran Theil. Später erkaufte er diesen Weingarten nebst noch dreizehn andern, sämmtlich vom großen Churfürsten angelegt, um daraus den freundlichen Park zu bilden, der sich jetzt längs den schön gebogenen Ufern der hellen Wasserfläche hinzieht. Unter den Offizieren, welche diesen Ort zu ihren Spaziergängen wählten, befand sich auch ein junger Mann aus alter Familie, der von Natur einen gewissen Hang zur Schwärmerei hatte und denselben noch durch eifriges Lesen der Dichter jener Zeit vermehrte. So war er auch einst an einem schönen Frühlingsabend zwischen den Gängen der Rebengärten hin an des Weinmeisters Haus gekommen, welches am obern Ende des Sees, da wo jetzt das grüne Haus erbaut ist, stand. Unter dem dichten blühenden Kastanienbaum genoß er den reizenden Anblick über den Heiligen-See nach der Stadt und dem fernen Brauhausberge, und während er so in die durch den schönen Abend in ihm erweckten Träumereien versunken dastand, trat auf einmal die 17jährige schöne Tochter des Weinmeisters aus dem Hause ihres Vaters heraus. Sei es nun, daß das Mädchen wirklich so reizend war, sei es, daß der Offizier diesen Abend in einer mehr als gewöhnlich erregten Stimmung war, er fühlte sich so mächtig zu ihr hingezogen, daß er nach einer kurzen Unterredung ihr seine Liebe gestand. Das junge Mädchen, die ihn schon öfter gesehen hatte, fand

[1]) Nach Reinhard S. 215 2c.

sich ebenfalls für ihn eingenommen und so kam es, daß schnell ein Herzensbund geschlossen ward. Sie trafen sich von nun an jeden Abend an diesem Orte und pflanzten einst im Uebermuthe ihrer Wonne zwei junge Lindenbäumchen mit den Zweigen in die Erde, indem sie an das Fortkommen derselben eine frohe Vorbedeutung für ihre baldige Vereinigung im Leben knüpften. Siehe da, die Zweige trieben Wurzeln und die Wurzeln grünten und trieben kräftige Zweige und Blätter, die beiden Linden aber stehen noch jetzt am Ufer des hellen Sees zwischen dem Marmor-Palais und dem rothen Hause und die Zweige aus ihren Wurzeln sind hoch emporgewachsen und wölben sich blühend zu einer schattigen Laube; allein gleichwohl ist diese Vorbedeutung für die Liebenden trügerisch gewesen, noch ehe der Herbst die Blätter von den Bäumen warf, trat der Ernst des Lebens zwischen sie und bald sahen sie ein, daß die Verhältnisse ihre Vereinigung unmöglich machten. Sie beschlossen also, dem Schicksale Trotz zu bieten und suchten zusammen in der Nähe der Stelle, wo sie so oft zusammen gestanden, in der Tiefe des Sees die Ruhe, die sie im Leben nicht mehr finden zu können dachten. Befreundete Hände bargen in einer rauhen Herbstnacht die starren entseelten Hüllen in einem gemeinsamen Grabe, welches sie ihnen in der Mitte der Wiese, die zwischen dem grünen Hause und der Meierei von Erlengebüsch und hängenden Weiden umgeben ist, gegraben hatten. Die beiden Eichen, die noch jetzt auf diesem Hügel stehen, erinnern allein daran, daß hier unten zwei liebende Herzen im Tode vereint schlummern, welche das Leben zu trennen suchte.

132) Gottesgericht an einem Pfarrer. [1]

Im Jahre 1202 (oder 1203) in den heiligen Pfingstfeiertagen, als der Pfarrherr zu Ossemer [2] bei Stendal in der Altmark, wo damals eine starke Wallfahrt und ein Jahrmarkt stattfand, den Bauern daselbst zum Tanze vorgegeigt, hat ihm der Donner aus Gottes Schickung und Verhängniß die rechte Hand, darin er den Fidelbogen geführt, abgeschlagen und sind sonst noch 24 Personen zugleich vom Wetter erschlagen worden.

133) Von der Mißgeburt und dem unverbrennlichen Hause zu Stendal. [3]

Den 21. Tag Novembris des Jahres 1553 ist zu Stendal in St. Peters Pfarr ein curioses Monstrum geboren worden. Es sind zwei Kinder weiblichen Geschlechts von Mutterleib kommen, welche die Beine in einander geschrenkt, als wären sie in einander gewachsen. Das eine Kind hat ein sehr scheußlich Angesicht gehabt, wie ein alt runzliches Männlein, das andere hat ein sehr liebliches Angesicht gehabt, wie ein Engel, daß man's auch nicht schöner hätte malen können. Sie haben beide spitzige feurige Zungen aus dem Munde einen Finger lang hervor gestreckt. So hat man auch bei dem Kinde mit dem schönen Angesicht einen Nabel gesehen, eines Armes dick, der wie ein Schwanz gar auf der Erden gehangen.

---

[1]) Nach Krantz, Chron. Sax. p. 294. Angelus S. 94.

[2]) Im Chron. Magdeb. bei Meibom., Script. T. II. p. 329 heißt das Dorf Heffewick (Essenick?). Nach Bünting, Braunschweiger u. Lüneb. Chronik Bd. 2. S. 66. 79, und Temme, Sagen der Altmark S. 20 ꝛc. wäre aber diese Begebenheit bei Tangermünde vorgefallen und der Pfarrer der der beiden Dörfer Ost- und Westheeren gewesen.

[3]) Nach Angelus S. 351.

Da auch im selbigen Jahr etliche Leute daselbst in einem Hause krank gelegen, sind sie in solcher ihrer Krankheit wunderbarlicher Weise mit Feuer überfallen und sichtiglich verbrannt worden, also daß sie im Feuer erstickt und gestorben. Das Haus aber, darin sie gelegen, ist unversehrt geblieben, auch vom Feuer nicht angesteckt worden. Ueber den dritten Tag nachher, als man die verbrannten und verdorbenen Leute hat begraben wollen, haben sie durch die Särge überflüssig geblutet.

134) Von dem Anfang der Reformation zu Stendal.[1])

Im Jahre 1530, während der Churfürst von Brandenburg zu Augsburg war, entstand zu Stendal ein Aufruhr wegen der Religion. Es hatte nämlich der Rath daselbst in allen Pfarrkirchen von den Predigtstühlen verkünden lassen, es solle sich ein Jeder nach alter kaiserlicher Gewohnheit halten und von Martin Luther's Ding fern bleiben. Das ist auch so geschehen, ausgenommen am St. Annentage, da hieß Herr Kuchenbecker, der Mönch im St. Franciscuskloster, in der Predigt die Leute deutsch singen, wie man zu Magdeburg und in vielen andern Städten singe und zwar die Lutherischen Lieder, welche die sächsischen Tuchmachergesellen aus ihrem Vaterlande mit nach Stendal gebracht hatten. Da schwiegen die Leute noch eine Weile still, da fing er wieder an und sagte: „We et kan, der heve an", er selbst könne es nicht. Da huben die Handwerksgesellen und andere lose liederliche und böse Gesellen an zu singen und sangen hernach in allen Sermonen; der Rath ließ es verbieten, sie sangen aber gleichwohl, denn es war um diese Zeit so viel los Volk und arme Gesellen zu Stendal, wie nie zuvor. Nun hat der Churfürst einen Hauptmann und andere Ritter nach Stendal geschickt, um Ruhe zu stiften, der hat die Bürger vor das Rathhaus kommen lassen und den Willen des Churfürsten kund gethan, auch dem Kuchenbecker befohlen, die Leute nicht singen zu lassen, und wenn sie das nicht thun wollten, vom Predigtstuhl herabzugehen. Dies ist auch so geblieben bis zum Himmelfahrtstag, dann sind aber der Hauptmann und seine Leute ins Kloster gegangen, um den Kuchenbecker zu ermahnen, allein der ist aus Furcht entwichen und hat sich zu den losen Gesellen begeben und sie aufgefordert, sich seiner anzunehmen, und so ist denn ein greulicher Auflauf entstanden, bei dem viel Blut vergossen ward, und als am andern Tage der Markgraf Joachim II. in die Stadt gerückt, sind sechs Bürgern die Köpfe abgeschlagen, die Rädelsführer mit Weib und Kind aus der Stadt gejagt, und die jährlichen Schmausereien der Tuchmacher, Pantaleons Collation genannt, am 28. Juli, bei welcher, als ihnen das Bier in die Köpfe gestiegen, der erste Funken entzündet worden, aufgehoben und der Stadt 30,000 Gulden Strafe auferlegt worden.

135) Das Wendenthor zu Stendal.[2])

Bis vor dem Jahre 1830 sah man an den Spitzbogen in der Stadtmauer, welche die Stendalsche Wendenstraße begrenzt, und an den anders ge-

[1]) Nach Rüdemann, Altmärkische Sammlungen S. 223, 296 2c. und S. L., Anweisung zu einer Chronik von Stendal. Halle 1747. in 8. Th. II. S. 3 2c.

[2]) Nach Weihe, Die Sagen der Stadt Stendal. Tangermünde 1840. in 8. Bd. I. S. 1 2c.

formten und gelegten Mauersteinen in der Mitte des Bogens, daß dort ein offenes Thor gewesen und daß dasselbe später zugemauert worden sei. Dies soll aber zu der Zeit stattgefunden haben, als Markgraf Albrecht der Bär die Wenden mit der Schärfe des Schwertes aus Stendals Mauern vertrieb. Er soll, als die geschlagenen Feinde aus diesem engen Thor ins Freie flüchteten, befohlen haben, dasselbe fortan das Wendenthor zu nennen, aber es zum ewigen Gedächtniß seines Sieges zuzumauern, daß es fortan weder Freund noch Feind durchschreiten könne.

136) Die Gründung des Hospitals zu St. Jürgen in Stendal. [1])

Das alte St. Georgen-Hospital zu Stendal befand sich früher vor dem Uengelinger Thore gerade an der Stelle des allgemeinen städtischen Begräbnißplatzes, welcher daher auch den Namen St. Georgen-Kirchhof erhalten hat. Da es aber mit der Zeit immer baufälliger ward, ward es im Jahre 1800 abgebrochen und, jedoch in verkleinertem Maßstabe, in der Mitte der Viehthorstraße wieder aufgebaut. Das alte Hospital bestand aus zwei großen Gebäuden und hatte eine Kirche, deren Altar mit dem Bilde des h. Georgs und des Lindwurms, seines gewöhnlichen Attributs, geschmückt war. Dasselbe Bild findet sich auch wiederholt auf den Schildern der Schlosser und Schmiede zu Stendal, und in der St. Petri-Kirche sieht man auf einem sehr schönen Schnitzwerke am Altar dieselbe Begebenheit dargestellt. Nach der Sage wäre dieselbe auch wirklich hier vorgefallen. Es hätte nämlich vor alter Zeit in einem Walde vor der Stadt Stendal einst ein greulicher Lindwurm oder Drache gehaust, dem man täglich ohne die zahlreichen Schafe und Kühe auch zwei Jungfrauen zum Futter hätte bringen müssen; zuletzt sei von den Stendaler Mädchen nur noch allein die Tochter des Bürgermeisters übrig gewesen und derselbe habe dem eine große Summe Geldes und die Hand des Mädchens versprochen, welcher die Gegend von dem Ungeheuer befreien werde. Da sei der Ritter St. Georg aus Cappadocien hierher gekommen und habe nach gewaltigem Kampfe den Drachen getödtet, allein er habe die Jungfrau nicht zur Gemahlin angenommen, weil seine Bestimmung eine andere sei als ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen, das Geld aber habe er dazu bestimmt, daß davon ein Hospitium für 15 alte alleinstehende Frauen begründet werde, die dort für ihr Alter versorgt würden. Dies ist auch geschehen und die That des wackern Ritters ist in Holz dargestellt worden, jede Hospitalitin aber mußte seitdem bei ihrem Eintritt in das Haus das Bild mit frischen Kränzen zieren.

137) Das Gespenst in der Sacristei des Doms zu Stendal. [2])

Nach der Sage soll man zuweilen an den Fenstern der Sacristei des Doms zu Stendal um Mitternacht ein Knochengerippe im Priesterrocke und Halskrause hinauf- und herabklettern sehen, man weiß aber nicht, welches Predigers nicht zur Ruhe gekommener Geist es sein soll.

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 7 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. I. S. 15 ꝛc.

138) Der Roland zu Stendal.[1])

Auf dem Markte zu Stendal vor dem Rathhause befindet sich wie in andern Städten der Altmark ein sogenannter Roland, der im Jahre 1837 neu wiederhergestellt worden ist. Er stellt wie gewöhnlich einen mächtig großen Ritter im kräftigen Mannesalter dar, hat aber eben so wenig wie alle andern (mit Ausnahme des Perleberger) einen Kinn- oder Vollbart, sondern nur einen Schnurrbart. In der linken Hand hält er ein mit einem Adler geschmücktes Wappenschild, was entweder das Brandenburgische oder Anhaltische ist, in der Rechten aber hat er ein gezogenes, 12 Ellen langes Schwert, was auf das Recht der Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit für die Stadt hindeutet, wie man denn auch früher vor oder doch in der Nähe der Rolandssäulen an Missethätern das Todesurtheil zu vollziehen pflegte; zwischen seinen Beinen sieht man eine sich anstemmende Figur, die eine Geißel oder Strick in den Händen hält, was vermuthlich den Henker bezeichnen soll, und unter derselben sitzt auf einem Steinwürfel ein grinsender Affe mit einem Tambourin oder Spiegel in der Hand. Am Hintertheile des Roland endlich befindet sich der Eulenspiegel und unter demselben ein häßlicher Narr mit der Narrenkappe, welcher vermuthlich die einstige Anwesenheit des berühmten Spaßmachers in dieser Stadt verewigen soll. Die Jahreszahl 1525 auf der Bildsäule bezieht sich vermuthlich auf die Errichtung der Säule in diesem Jahre, was sich schon aus der mit dem Worte renov(atus) 1698 bezeichneten zweiten Zahl ergiebt. Von diesem Roland erzählt uns die Volkssage, daß er sich zuweilen des Nachts auf seinem Fußgestell herumdrehe, oder gar von demselben herabsteige und auf den Straßen langsam herumwandle, allein in der Nähe hat dem steinernen Gaste noch Keiner Stand gehalten, und nur ein einziges Mal hat Einer und zwar ein halb betrunkener Stendaler Bürger versucht, sich an ihm zu reiben. Der ist eines Abends aus dem Wirthshause gekommen und der Uebermuth hat ihn geplagt, den steinernen Roland zu verhöhnen, ihm Gesichter zu schneiden und ihn zu bedauern, daß er nicht auch einmal ein Gläschen trinken dürfe. Der Roland hat sich den Unfug lange geduldig gefallen lassen, allein auf einmal hat er sich auf seinem Fußgestell umgedreht und dem Trunkenbold den Rücken zugekehrt. Darüber ist derselbe so erschrocken, daß er augenblicklich wieder nüchtern ward, und er hat laut um Hilfe gerufen mit den Worten: „He dheit mi wat! he dheit mi wat! (er thut mir was, er thut mir was!) Am andern Morgen hat aber der Roland wieder an seiner alten Stelle gestanden, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, der Mann hat aber niemals wieder getrunken, und seit der Zeit ist in Stendal ein Sprichwort entstanden, womit man vor dem Uebermuth im Trinken warnt. Das lautet:

„He dheit mi wat, he dheit mi wat!
Is doch, als hätt' ich das Drinken satt."

---

1) S. Weihe Bd. I. S. 19 ꝛc. mit Abbildung als Titelkupfer. Temme, Die Volkssagen der Altmark, S. 4 ꝛc.

139) Das steinerne Schaf an der Marienkirche zu Stendal.[1])

An dem noch jetzt erhaltenen Theile des steinernen Kranzes, der mit einer zinnenartigen Bekrönung den Eckpfeiler des hohen Chores der St. Marienkirche zu Stendal umgiebt, erblickt man ein Schafsbild, das freilich mehr einer Rinne ähnlich sieht, welche das hinter dem Kranze sich sammelnde Regen- oder Schneewasser ableiten soll. Die Volkssage giebt diesem Wahrzeichen folgende Erklärung. Es hätte vor grauen Jahren einmal ein Schäfer seine Heerde vor den Thoren der Stadt geweidet und als er vom Schlafe übermannt eingenickt und nach einiger Zeit wieder erwacht sei, habe er seine sämmtlichen Schafe zerstreut gesehen, er habe also dem Hunde befohlen, die Heerde wieder zusammen zu treiben; das habe derselbe auch getreulich gethan, allein ein einziges Lämmchen sei nicht von der Stelle gegangen, sondern habe in einem fort geblöckt, darauf sei der Schäfer selbst hingegangen und habe gesehen, wie das Schäfchen vor einem kostbaren Schatz von Gold, Silber und Edelsteinen gestanden, welchen sein Fuß aus der Erde gegraben. Er habe nun den Schatz gehoben und sei mit dem Schafe in die Stadt zurückgekehrt, dort sei dasselbe aber entlaufen, in das hohe Chor der Marienkirche geeilt und habe dort aus Herzens Lust geblöckt. Der Schäfer aber habe dies für eine Stimme Gottes gehalten, den ganzen gefundenen Schatz zum Bau der Kirche bestimmt, das Bild des Lammes aber in Stein am hohen Chore aushauen lassen.

140) Der Trommler zu Stendal.[2])

Nach der Volkssage führte zur Zeit, als Brandenburg noch katholisch war, ein unterirdischer Gang vom wüsten Thurm der Marienkirche bis zum St. Annen-Kloster auf dem Mönchenkirchhofe oder nach Andern bis zum wüsten[3]) Domthurme. Man kann den Eingang zu demselben noch heute finden, wenn man von der Orgel aus den Thurm hinabsteigt. Am Fuße desselben stößt man zur Seite auf einen etwa fünf Fuß hohen, gewölbten und mit Nischen versehenen Gang, der sich immer tiefer in die Erde senkt, aber nicht weit verfolgen läßt, weil er, wenn man einige 30 Schritte weit hinein gekommen ist, sich als verschüttet erweist. Derselbe Fall ist es mit der Domkirche, wo ebenso aus dem wüsten Thurme ein Gang tief in die Erde führt. Es soll nun im vorigen Jahrhundert der Stadtrath beschlossen haben, untersuchen zu lassen, ob dieser Gang wirklich bis zum Dome führe; man habe also einem auf den Tod sitzenden Missethäter, einem Tambour, die Wahl gelassen, entweder als Verbrecher auf dem Blutgerüste zu sterben, oder trommelnd das Labyrinth auszukundschaften, und falls ihm dies gelinge, auf freien Fuß gestellt zu werden. Er wählte, heißt es, nicht lange, sondern stieg muthig von dem wüsten Thurme des Doms aus in die Erde hinunter.

[1]) Nach Weibe, Bd. I. S. 29 ꝛc.

[2]) Nach Weihe, Bd. I. S. 35 ꝛc. und Temme, Sagen der Altmark S. 7.

[3]) Den Namen „wüste" haben diese Thürme darum bekommen, weil man sie wegen des beschwerlichen Hinaufsteigens ungern und nur selten zu besuchen pflegt. Nach Andern kommt der Name davon her, daß in beiden keine Glocken hängen, während doch jeder der beiden andern Schwesterthürme der Dom- und Marienkirche dergleichen besitzen.

Man hörte ihn noch trommeln unter dem ganzen Domhofe hinweg bis mitten in die Hallstraße, dann aber ward es stille und der Tambour ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

141) Das Kirchenmütterchen in der Marienkirche zu Stendal.[1])

An der Südseite der Marienkirche befinden sich zwischen den Pfeilern der Mauer ziemlich geräumige Nischen, die man auch heute noch zu Logen für die vornehmern Kirchenbesucher benutzt und wo früher die zu Stendal anwesenden fürstlichen Personen und Rathsherren saßen. Außer diesen ist aber auch in einem der genannten Pfeiler selbst noch eine kleinere Nische, mit einer Thüre versehen, welche nach oben zu eine Oeffnung hat. Macht man die Thüre auf, so sieht man über dem Treppchen eine Art von steinernen Sessel. Auf diesem soll vor Alters Tag und Nacht eine früh zur Wittwe gewordene Person bis an ihren Tod gesessen haben, die der Prophetin Hanna gleichen wollte, von welcher es im Neuen Testamente heißt: „Sie kam nimmer vom Tempel". An hohen Festen pflegten nun alle die Kirche Besuchenden zu ihr zu kommen und sie anzureden, sie aber dankte ihnen durch einen frommen Spruch. Das war das sogenannte Kirchenmütterchen.

142) Der Katzensteig zu Stendal.[2])

Am Tangermünder Thore dicht am St. Katharinenkloster befindet sich ziemlich dem Inquisitoriatsgebäude der Altmark gegenüber (die Hals- oder Hallstraße mit dem Schadewachten verbindend) ein schmaler unebener Steig, der heißt seit einigen Jahrhunderten der Katzensteig, während man ihn früher bis nach 1567 den Geiststeig nannte. Nach der noch jetzt gehenden Volkssage ist es auf diesem nicht geheuer, denn bald sieht man daselbst um Mitternacht einen Nonnenzug, die h. Katharina an der Spitze, hin- und herwandeln, bald hüpft auf demselben eine knöcherne Todtenhand umher, die Hand eines Mörders, der kurz vor seiner Hinrichtung auch noch zum Selbstmörder ward, bald kommt von der Seite des Doms her auf demselben eine Schaar Mönche, große Bücher in den Händen haltend, gezogen, bald erscheint auf demselben hoch zu Roß das Ritterpaar derer von Schadewachten, welche ihr Haus auf der nach ihnen benannten Schadewachtenstraße hatten, bald erblickt man auf den Hollunderbäumen bis vor dem Steige einen gespenstigen Kater, der nach einem auf dem Boden liegenden Gulden zu schielen scheint; will nun Jemand den Gulden aufheben und bückt sich nach demselben, so springt ihm der Kater auf den Rücken und fängt ihn an zu zwicken. Jener Kater soll einst ein reicher Verschwender gewesen sein, der all sein Besitzthum mit liederlichen Frauenzimmern verbracht hat. Dieselben sind auch in Katzen verwandelt worden, die in der Mitternachtsstunde auf den Fliederbäumen sitzen und während der Kater die vorübergehenden Männer beißt, die sich dorthin verirrenden Frauenzimmer überfallen und hacken. Selbst Priester und Aerzte vermeiden, wenn es angeht, noch heute diesen Weg in der Mitternachtsstunde aus Scheu vor den bösen Katzengespenstern.

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 42 2c.
[2]) Nach Weihe, Bd. I. S. 47 2c.

143) Das Kreuz am Uengelinger Thore zu Stendal.[1]

An derjenigen Barriere des Uengelinger Thores zu Stendal, welche dem Gertrud-Kloster gegenüber um den äußern Thorzwinger herumläuft, befindet sich noch heute ein altes verwittertes Steinkreuz, welches an einen hier einst begangenen Mord erinnern soll.[2] Es hat nämlich im 15. Jahrhundert ein geschickter Baumeister das noch heute existirende Tangermünder Thor gebaut, und einige Jahre später der Schüler desselben das Uengelinger. Letzteres ist nun besser ausgeführt als das erstere, und der Meister soll aus Eifersucht auf den Ruhm seines Schülers denselben da, wo jetzt das Kreuz steht, mit dem Hammer erschlagen haben. Der Sage nach soll man nun in mondhellen Nächten an jener Stelle eine bleiche Jünglingsgestalt erblicken, welche mit ausgestreckten Armen hohläugig nach jenem Thurm hinstarrt, während hoch oben um die Zinnen des Thurmes ein klapperndes Gerippe herumschwebt, welches mit einem Hammer Steine von der Mauer herabschlägt.

144) Der Fisch in der Marienkirche zu Stendal.[3]

Im Jahre 1415 ist die Stadt Stendal von einer sehr großen Ueberschwemmung heimgesucht worden; es hat nämlich die Elbe im Frühling dieses Jahres den Deich am Dorfe Hemerten durchbrochen und die ganze nach Stendal gehende Niederung unter Wasser gesetzt, so zwar, daß die Fluth bis in die Marienkirche gedrungen ist. Als sich nun die Gewässer wieder verlaufen haben, so hat die Geistlichkeit beschlossen, die Gotteshäuser zu reinigen und mit Besemen zu kehren. Als nun der Propst von der Domkirche St. Nicolai aus mit dem ganzen Domkapitel die Marienkirche betrat, hat er namentlich am Eingange in den Hochaltar eine ungeheure Schlammmasse und in derselben einen Hecht von 16 Pfund Schwere angetroffen. Zum ewigen Gedächtniß ist dieser Fisch in Stein gehauen, später aber in Eisenblech nachgeformt und 9 Fuß über dem Straßenpflaster an dem linken Kirchenpfeiler beim Eingange in den Hochaltar aufgehängt worden, wo er noch heute zu sehen ist.

145) Der Kindfresser zu Stendal.[4]

Im Jahre 1638 ist in der ganzen Altmark und namentlich zu Stendal große Hungersnoth gewesen. Erstlich ist sehr spät Frühjahr geworden, dann haben die Mäuse die Wurzeln des jungen Getreides zerstört und die wenigen Aehren, die noch auf den Feldern gewachsen sind, sind nach der Ernte mit den Garben zugleich durch große Regengüsse verdorben worden, also daß man so gut wie gar nichts eingeerntet hat. Im darauf folgenden Winter haben nun in Folge dessen die Leute fast gar nichts zu essen gehabt, und so hat es sich zugetragen, daß ein Soldat, der sammt Frau und Kindern zu Stendal wohnte, auch große Noth litt. Eines Tages nun hat ein kleiner

[1]) Nach Weihe, Bd. I. S. 53 ꝛc.
[2]) Diese Sage ist nicht mit einer ähnlichen zu verwechseln, welche unten von dem Steinkreuz bei Großmöringen erzählt werden wird.
[3]) Nach Weihe, Bd. II. S. 1 ꝛc.
[4]) Nach Weihe, Bd. II. S. 25 ꝛc. Sammlung zu einer Chronik von Stendal S. 55.

Knabe diesen Soldaten, seinen Vater, gar erbärmlich um Brod angesprochen, dieser aber ist darüber in Wuth gerathen, hat zum Schwerte gegriffen und sein Kind mit einem Hiebe niedergestreckt, dann dem Hingewürgten den Leib aufgeschlitzt, ihm Lunge und Leber herausgerissen und die Mutter, die vor Schluchzen fast erstickte, gezwungen, ihm, dem vor Hunger fast Vergehenden, Beides zu kochen und zu braten. Sie that es aus Furcht vor dem Grimm des Mannes, der Elende hat auch gierig des eigenen Kindes Eingeweide verzehrt, allein die Mahlzeit ist ihm schlecht bekommen, denn schnell hat er wüthende Schmerzen in seinem Leibe empfunden, wie wenn er von tausend glühenden Zangen gezwickt würde; er klagte sich schreiend an als seines eigenen Kindes Mörder, verfluchte sich selbst und sank dann plötzlich wie einst Ananias und Sapphira zu Boden und seine schwarze Seele entfloh, darauf kamen Henkersknechte, ergriffen seinen Leichnam und begruben ihn auf dem Schindanger. Diese schauderhafte Begebenheit hat sich aber in eines Bürgers Lorenz Buschels Hause in der großen[1]) (d. h. in der jetzigen) Bruchstraße zugetragen.

146) Das Haus des Kaisers zu Stendal.[2])

Die Stadt Stendal, welche früher die Hauptstadt der ganzen Altmark war, ist vom Kaiser Heinrich dem Finkler zum Schutze gegen die Wenden erbaut worden. Ihr Name soll eigentlich Steinthal gewesen sein, davon, daß sie in einem steinigen Thale liegt. Der genannte Kaiser hat sich nun hier oftmals aufgehalten und seine Wohnung in einem Hause gehabt, welches noch jetzt gezeigt wird, ob es gleich seit jener Zeit umgebaut worden ist. Es steht an der Ecke der Jakobskirche, nach dem sogenannten alten Dorfe hin, dem ältesten Theile der Stadt. Es ist zum ewigen Wahrzeichen, daß der Kaiser Heinrich einst daselbst gewohnt, oben in seiner Giebelwand nach der Jakobikirche hin ein schwarzer Mohrenkopf eingemauert worden.

147) Erbauung des Doms zu Stendal.[3])

Der Dom zu Stendal, eines der herrlichsten alten Bauwerke in der ganzen Mark Brandenburg, ist nach Einigen von dem Grafen Heinrich von Gardelegen, nach Andern von dem Grafen Heinrich von Osterburg gestiftet worden. Nun ist einer derselben ein gar arger Sünder und Spötter gewesen, also daß ihn der Erzbischof von Magdeburg in den Bann that. Der Graf aber hat sich deß wenig gekümmert, sondern hat höhnend gesagt, er wolle doch einmal zusehen, ob es wahr sei, was die Leute sagten, daß selbst die Hunde nichts annehmen von einem, der im Bann sich befinde. Er ließ also seine Hunde alle zusammenkommen und warf ihnen Brod vor, und siehe da, keiner derselben wollte auch nur ein einzig Stücklein aufheben. Da ging der Graf in sich, erkannte seine vielen und großen Sünden und stiftete, um dieselben zu büßen, den Dom zu Stendal. Dies geschah im Jahre 1188, und darauf hat der Erzbischof ihn aus dem Bann gethan.

[1]) Damals gab es noch eine kleine Bruchstraße, welches die jetzige Priesterstraße ist.
[2]) S. Sammlung zu einer Chronik von Stendal Th. I. S. 4.
[3]) Nach Temme S. 2 ꝛc. und Weihe Bd. II. S. 127 ꝛc.

148) Von dem Bürgermeister zu Stendal, der das Feuer versprochen hat.[1])

Die Stadt Stendal ist im 17. Jahrhundert gar häufig von Feuersbrünsten heimgesucht worden und es scheint, als wenn die Löschanstalten in jener Zeit in sehr schlechter Verfassung gewesen wären. Nun ist auch wieder einmal ein Feuer ausgekommen und trotz aller Anstrengungen hat man desselben nicht Meister werden können. Da hat der anwesende Bürgermeister laut zum Himmel um Rettung gebetet. Siehe, da ist auf einmal ein fremder Mann auf einem Schimmel geritten gekommen, der ist vom Pferde gestiegen und hat den Bürgermeister aufgefordert, den Schimmel zu besteigen und mit demselben das Feuer zu umreiten, dabei aber still im Herzen zu Gott zu beten; so werde das Feuer auf das gerade brennende Haus beschränkt bleiben. Das hat der Bürgermeister auch gethan, und siehe, es ist gekommen, wie der Fremde gesagt, das Feuer ist stehen geblieben. Allein der Fremde ist verschwunden gewesen und man hat dem zurückgebliebenen Schimmel auf Stadt-Unkosten einen Stall gebaut und ihn gut mit Hafer und Heu genährt, und so oft wieder ein Feuer ausgekommen, da hat der Bürgermeister allemal den Schimmel bestiegen und ist um das brennende Haus herumgeritten, und niemals ist wieder ein zweites in Brand gerathen. Endlich aber ist der gute Schimmel gestorben und Alles hat um ihn getrauert und geweint, namentlich die Kinder, die ihn sehr lieb gehabt haben. Nun aber stand abermals ein Haus in Flammen, da dachte der Bürgermeister: wer weiß, ob dir nicht Gott die Kraft giebt, das Feuer zu besprechen auch ohne Schimmel. Er versuchte es also, ging um das brennende Haus herum, betete und ermunterte winkend mit der Hand, und siehe, Alles ging nach Wunsch wie ehedem, und seit dieser Zeit haben die folgenden Bürgermeister von Stendal, wenn ein Haus in Brand gerieth, es ihrem Vorgänger nachgethan, und bis zum Jahre 1840 ist, sobald der Bürgermeister stillschweigend und leise zu Gott betend das brennende Haus umkreist hat, immer nur dies eine Haus zu Asche geworden.

149) Der aus den Schalllöchern der Domthürme lugende Mönch zu Stendal.[2])

Der Churfürst von Brandenburg Joachim I., genannt Nestor, einer der ausgezeichnetsten Fürsten, die je gelebt haben, war ein großer Freund der Stadt Stendal, wo er sich häufig aufhielt und 1535 starb. Er war aber kein Freund der Reformation und verfolgte die Anhänger Doctor Martin Luther's gar eifrig. Wenn er in die Stadt kam, stieg er in der Domherrn-Curie ab, welche sich an den Thurm und an den Kreuzgang des hohen Doms lehnte; hinter der Curie aber war ein großer Garten und in demselben eine kleine Kapelle. Hierher ging er fleißig, las in seinem Gebetbuche und betete oft so laut, daß die Vorübergehenden es deutlich hören konnten. Ihm zur Seite stand gewöhnlich bei den gottesdienstlichen Handlungen ein Pater aus dem Franziskanerkloster oben an der Weberstraße, unsern des Mönchenkirchhofes. Der mußte das Hochamt halten und vor einem Pulte stehend predigen. Wenn er aber allein beten wollte, dann hieß er ihn auf den

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 33 zc.
[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 44 zc.

Thurm steigen und Achtung geben, ob, wenn die Betglocke dreimal anschlug, die Christen auf den Straßen auch stillständen und zum Dreieinigen beteten und sich bekreuzigten. Dies that der Mönch auch gar gern, und wenn er, der Luchsaugen hatte, Einige sah, die nicht nach katholischer Weise beteten, und er sie kannte, was meistens der Fall war, so verrieth er sie dem Churfürsten und dieser strafte sie nun gar hart als Ketzer. Dadurch ward aber der Mönch gewaltig bei dem Volke verhaßt und Alle, die er verrieth, wünschten ihm Böses auf den Hals und daß er nach seinem Tode als Verräther keine Ruhe finden solle. Nun sagt die Volkssage, dies sei in Erfüllung gegangen und man sehe ihn noch jetzt um neun Uhr früh, um zwölf Uhr Mittags und halb vier Uhr Nachmittags, so oft die Betglocke ertöne, aus diesem oder jenem Schallloche der Domthürme herauslugen.

150) Der Stock auf dem Rathhause zu Stendal.[1])

Vor 300 Jahren lebte zu Stendal ein Bürger, der von seinen Eltern ein großes Vermögen ererbt hatte; allein da er faul und träge war und alle Tage in Freuden lebte, so geschah es, daß er bald herunterkam und seine Zuflucht zum Borgen nehmen mußte. Da er aber immer noch den Schein rettete, so geschah es, daß einer seiner Freunde ihm wirklich die 200 Goldgülden, um die er ihn ansprach, lieh. Er dachte aber nicht ans Bezahlen und gab seinem Gläubiger drei Jahre lang weder Zinsen noch auch das Kapital wieder. Als aber Letzterer ungeduldig ward und ihn mahnte, da stellte er sich ganz entrüstet und sprach: „Wie kannst Du das Geld zum zweiten Male von mir verlangen? ich habe Dir ja schon längst die ganze Summe nebst Zinsen zurückgezahlt!" „Das lügst Du", sprach der Gläubiger, „ich werde Dich als einen betrügerischen Schuldner verklagen." Und es geschah also, die beiden Männer wurden aufgefordert, sich vor Bürgermeister und Rath zu stellen und ihre Sache anzubringen. Sie gehorchten auch, und als sie auf der Rathsstube erschienen waren, da fragte der Syndicus den Beklagten: „Habt Ihr wirklich dem Kläger da die Euch geliehene Summe wieder zugestellt und könnt Ihr das beschwören?" „Ja", sagte der Schuldner, „das kann und will ich." „Nun, dann hebt die Finger auf und schwört", sprach darauf der Syndicus. Und der Beklagte sprach: „Recht gern, nimm Du nur — sich an den Kläger wendend — so lange meinen Stab in Deine Hand und halte ihn, bis ich die heilige Handlung vollbracht habe." Solches geschah denn auch, und der Bösewicht schwur, er habe seinem Gläubiger die Summe baar und richtig in die Hände zurückgegeben. Als er den Schwur geleistet, hieß der Bürgermeister Beide gehen, und so gingen sie, der Schuldner voll Freude, der Gläubiger voll Leides. Als sie aber mitten auf der Rathhaustreppe waren, da begab es sich, daß der Gläubiger über seinen eigenen Stock, den er in der Rechten hielt, ins Stolpern kam und beide Beine brach. Allein, was viel wunderbarer war, der Stock zerbrach auch mitten entzwei und mit hellem Klange fielen lauter Goldgülden aus dem Innern desselben heraus und rollten die Treppe hinab. Da erkannte man wohl, aus welcher Ursache der Bösewicht seinem Gläubiger den hohlen Stock zum Halten in die Hand gegeben hatte: er hatte sich eingeredet, so keinen falschen Eid zu schwören,

[1]) S. Weihe, Bd. I. S. 55.

wenn er jenem den Stock, worin er das geborgte Geld versteckt hatte, zu halten gebe. Der ehrliche Gläubiger sammelte schnell alle die ihm gehörigen Goldgülden und ging froh nach Hause, der Meineidige aber mußte in seine Behausung getragen werden; zwar starb er nicht, allein er mußte Zeit seines Lebens an Krücken gehen, und Jeder, der ihn so hinken sah, wies mit Fingern auf ihn und erinnerte sich seiner Missethat. Der Stock aber ist zum ewigen Andenken auf dem Rathhause verblieben.[1])

151) Der Hirsch und die Wundertannen zu Stendal.[2])

An einem schönen Sonntagsmorgen des Jahres 1618 hat es auch einmal sehr heftig an die sogenannte Nothpforte, eine in der Stadtmauer zu Stendal befindliche Oeffnung, welche mit einer Thüre versehen war, die nur im Nothfall sich aufthat, gepocht. Nun war aber die Umgegend der Stadt in jener Zeit sehr wald- und wildreich, und die genannte Pforte lag dicht auf dem linken, dem Mönchenkirchhofe ganz nahen Uchte-Ufer. Der Pförtner wollte anfänglich nicht öffnen, weil er fürchtete, es sei Raubgesindel draußen, welches in die Stadt dringen wollte. Allein als die Schläge immer heftiger wurden, wagte er doch nicht länger zu widerstehen, sperrte also die Pforte auf, und siehe, keine Räuber standen vor ihm, sondern ein großer Edelhirsch von 16 Enden. Der ließ aber dem erschrockenen Pförtner keine Zeit zu schreien oder nach ihm zu greifen, er flog durch die Pforte hindurch, lief über den Mönchenkirchhof in die Weberstraße, und da er just die Thüre des Hauses eines Tuchmachermeisters geöffnet sah, stürmte er durch die Hausflur, durchrannte mehrere Gärten, deren Zäune er übersprang, und kam so in den Hof eines andern Meisters derselbe Gilde, wo er aber in der Eile in einen offenen Brunnen, der in der Mitte des Hofes war, stürzte, aber ohne sich Schaden zu thun. Von dem Lärmen erschreckt eilte der zufällig im Hause befindliche Meister mit seinen Leuten herbei; allein es war ein mitleidiger Mann, flugs entschloß er sich, dem armen Hirsch zu helfen, seine Gesellen holten Seile herbei, die warf man dem Hirsch um Leib und Geweihe und so zogen sie das geängstigte Thier aus der Tiefe heraus. Allein ehe sie sich noch überlegen konnten, was mit demselben anzufangen sei, sprang der Hirsch über die Köpfe der Gaffenden hinweg und jagte die Weberstraße hinab nach dem Dome zu. Vor dem Portale der Thürme dieses Gotteshauses stand aber damals eine Kapelle, in welcher die zu ordinirenden Priester examinirt wurden. Gerade mußte einer derselben die Stelle aus dem Psalm lesen: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir", als die Thüre der Kapelle sich leise öffnete und der Hirsch sanftmüthig in dieselbe hineintrat, dem Altare sich nahete und die Augen, wie wenn er Gott danken wollte, zum Heilandsbilde erhob, das auf dem Altar stand. Das hat den Priester gewaltig ergriffen und er hat das arme Geschöpf in seinen Schutz genommen und nicht geduldet, daß dasselbe eingefangen würde. Man hat ihm also wieder die Thüre der Kapelle geöffnet und so ist er

[1]) Eine ähnliche Geschichte ist S. 40 unter den Berliner Sagen erzählt worden, eine dritte wird unten unter den Salzwedeler Sagen berichtet werden, und in der Nikolaikirche zu Gardelegen befindet sich ein sehr altes Gemälde, worauf derselbe Gegenstand dargestellt worden ist.

[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 66 2c.

ungehindert zum Tangermünder Thore hinaus wiederum in den Stendalschen Stadtbusch, der damals ein großer dichter Wald war, zurückgeeilt. Seit jenem Tage aber sind aus dem Gemäuer jener Kapelle plötzlich junge Tannen emporgewachsen, ganz so, wie sie in dem genannten Stadtbusche stehen, und die Tannen sind von Jahr zu Jahr höher geworden und haben frisch gegrünt bis zum Jahr 1637. Da stürzte die Kapelle mit dem Dache ein, allein das Gemäuer blieb unversehrt, erst einige Jahre nachher haben ruchlose Soldatenhände die Tannen mit der Wurzel niedergerissen und so dieses Denkmal wunderbarer Rettung für immer vernichtet.

152) Der Quadersteig in Sanct Marien zu Stendal.[1])

Die St. Marienkirche zu Stendal zeichnet sich durch ihr wunderschönes Geläute aus, sie hat nämlich 8 Glocken, von denen die älteste vom Jahre 1440 ist. Nun lebte damals, als die Kirche erbaut ward und zum ersten Male zum Gottesdienste geläutet wurde, daselbst eine reiche Jungfrau, die aber eben so frommen als heiteren Gemüthes war. Dieselbe besuchte jeden Tag die Kirche, allein eines Tages sah sie, wie eine Leiche in einem Sarge in die Kirche gebracht und in dem Gange nach der Mitternachtsseite der Kirche zu unter Grabgebeten und Sterbegesängen in die darunter befindliche Gruft hinabgelassen ward. Da dachte die Jungfrau, es sei doch sonderbar, daß die Todten, die nicht mehr hören und sehen könnten, in die Kirche kommen sollten, und sie beschloß eine Stiftung zu machen, daß wenigstens auf dem Wege, den sie von ihrem Hause aus bis zu ihrem Kirchstuhl zu durchwandeln habe, d. h. vom kleinen Altar bis zum Taufstein unter der Orgel Niemand mehr begraben werden solle. Sie erbat sich also von dem Stadtrath die Erlaubniß, den genannten Gang der Kirche mit schönen Quadern auf ihre Kosten pflastern zu lassen, mit der einzigen Bedingung, daß dort kein breiterer Stein — und darunter verstand sie die Leichensteine für reiche Leute, denn die Armen wurden so wie so hier nicht begraben — die einzelnen Quadersteine verdrängen solle. Auf diese Bedingung ist auch der Magistrat eingegangen, und als sie selbst nach einiger Zeit starb, ist sie auf dem gemeinsamen Friedhof begraben worden, und bis diese Stunde ruht kein Todtengebein unter dem Quadersteig der Marienkirche.

153) Der Launenwinkel zu Stendal.[2])

Von der Zeit an, wo Albrecht der Bär das Thor der kleinen Straße, die man seitdem die Wendenstraße nannte, vermauern ließ, ist jene Stätte für jeden Bewohner von Stendal stets ein Ort des Grauens gewesen. Zwar war dieselbe im Sommer bei Tage gar anmuthig, denn sie war mit verschiedenem Gebüsch und Strauchwerk besetzt und man hörte dort wie im Wald die Nachtigallen singen, allein Abends sollte es dort nicht geheuer sein und die Volkssage erzählte, es gingen daselbst in der Nacht die Geister der Erschlagenen um; daher ward jener Platz namentlich von Kindern möglichst gemieden. Da trug es sich zu, daß eine in dieser Gasse wohnende Bürgerfamilie das Weihnachtsfest beging; die Kinder erhielten natürlich nach der

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 75 ꝛc.
[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 89 ꝛc.

alten Sitte Geschenke, allein eines, ein zwölfjähriges Mädchen, war so unzufrieden mit ihrem Theile, daß sie laut zu schreien und zu wehklagen anfing. Die Eltern ließen es sich anfangs ruhig gefallen, als sie aber sich gar nicht beruhigen und zureden ließ, da nahmen sie dieselbe beim Arm und führten sie zur Thüre hinaus ins Freie und brachten sie in jenen arg berüchtigten Winkel in der Nähe des zugemauerten Thores, ließen sie dort stehen und gingen ins Haus zurück. Das Mädchen aber fing noch ärger an zu schreien, so daß ihre Stimme den Sturmwind übertönte, und versprach laut Besserung. Das erbarmte die Eltern, sie eilten sie hereinzuholen, und siehe von Stund an war das Mädchen ganz anders geworden, man sah keine Launen und Unarten mehr an ihr. Seit dieser Zeit nannte man nun jenen Winkel den Launenwinkel, und die Sage erzählt, daß von dieser Zeit an derselbe vielfach zu gleichem Zwecke besucht ward. Zeigte sich ein Kind launenhaft, war ein Jüngling unzufrieden mit seinem Schicksale, war in der Ehe ein Theil mit dem andern uneinig geworden, flugs ging er in den Launenwinkel, und siehe, vorbei war jegliche Mißstimmung. Seit mehreren Jahren ist nun aber die Mauer sammt dem Thore zum größten Theil abgebrochen und der Launenwinkel ist nur noch auf einen sehr kleinen Raum beschränkt; nichts desto weniger hat er aber immer noch seinen alten Namen behalten, ob man wohl jetzt seine geheime Kraft nicht mehr versuchen mag.

154) Die Fußeisen in der Kapelle von Sanct Marien zu Stendal.[1])

Zu der Zeit, als das Licht der Reformation noch nicht Deutschland erleuchtete, lebte in Stendal ein sehr frommes Paar, welches von Gott reich mit Glücksgütern gesegnet war, so daß sie mit ihrem Geld und Gut nicht wußten wohin. Sie hatten aber ein einziges Töchterlein, welches sie zeitig in die Schule des Nonnenklosters daselbst schickten, um es zu einer frommen Jungfrau zu erziehen. Nun trug es sich aber zu, daß die Pest in Stendal einzog und die beiden Eltern hinwegraffte; darüber wollte sich das Mädchen gar nicht wieder beruhigen, sie that ein Gelübde, Zeit ihres Lebens in Trauerkleidern zu gehen und sich nie zu vermählen. Ihre einzige Beschäftigung aber bestand im Beten und Fasten und ihre einzige Lust im Almosengeben und Krankenpflegen, worauf sie namentlich alle ihre Einkünfte verwendete. Da sie aber immer noch nicht genug in der Frömmigkeit zu thun glaubte, so beschloß sie neben der Kirche von St. Marien eine Kapelle zu bauen, worin sie wie einst die Prophetin Hanna in der heil. Schrift Tag und Nacht dem Herrn mit Beten und Fasten dienen könne. Das that sie denn auch, und jene Kapelle, welche gegen Süden halb an den Thurm, halb an die Kirche gebaut und namentlich in den Fensterhöhlen und Capitälern mit zierlichen Ornamenten und einem mit feinem Schnitzwerk versehenen Altar geziert ist, steht noch bis auf den heutigen Tag. Die Wände derselben sind mit vergoldeten Grabsteinen der Familien Lüdecke und Lautenbach — einer derselben gehörte die Jungfrau an — bekleidet und an der Mauer gegen Morgen zu sieht man sehr schwere eiserne Reifen mit plumpen Gelenken ohne Seitenöffnung an einem Ringe hängen. Dies sind die Fußeisen, welche der unglücklichen Jungfrau angelegt werden mußten, als sie, unvermögend ihr Gelübde

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 97.

zu erfüllen, welches sie nach Vollendung der Kapelle gethan hatte — sie wollte nämlich wie Jesus 40 Tage und 40 Nächte fasten — aus Körperschwäche in Wahnsinn verfiel und sich zu Tode raste. Sie starb noch ehe jene 40 Tage um waren, und liegt in der genannten Kapelle begraben.

155) Die Perrücke auf dem Elsterneste zu Stendal.[1])

Im 17. Jahrhundert hat zu Stendal an der St. Petri-Kirche ein Küster gelebt, der sowohl bei seinen Vorgesetzten als der ganzen Bürgerschaft wegen seinem gewissenhaften Lebenswandel und seinem freundlichen gefälligen Wesen sehr beliebt war. Er hatte eine Frau und fünf Kinder, allein sein Einkommen war nur gering und es wollte kaum zureichen, vorzüglich weil seine Frau viel auf Aeußerlichkeiten hielt und sich, ihren Mann und Kinder immer möglichst gut zu kleiden suchte. Nun waren damals gerade die Perrücken aufgekommen und trotz seiner Armuth ließ sie ihrem Manne nicht eher Ruhe, bis er sich auch ein solches Instrument anschaffte, namentlich da auch der Herr Pfarrer sich ein solches schon zugelegt hatte. Diese Perrücke ward nun aber nur dann aufgesetzt, wenn er in Amtsgeschäften thätig oder ein Besuch zu machen war, sonst ruhete sie in der Oberstube an der linken Seite eines Spiegels an dem Fenster, das nach dem Hofe hinausging. Aus diesem Fenster konnte der arme Küster gerade in sein Gärtchen hinter dem Hofe hineinschauen, und in diesem stand mitten unter vielen Obstbäumen ein hoher Erlenbaum, auf dem sich eine Elster ihr Nest gebaut hatte. Im Sommer ließ er nun aber das Fenster dieser Stube, in welcher er sich nach dem Schulehalten zu erholen pflegte, stets offen, daß frische Luft eindringen konnte, und schloß es nur am Abend. Nun trug es sich aber zu, daß eines schönen Tages der Pfarrer den Küster eines Amtsgeschäftes wegen aus der Schulstube holen ließ. Schnell eilte derselbe die Treppe hinauf, um seine Perrücke aufzusetzen, allein wie ward ihm, als er dieselbe nicht an ihrer gewohnten Stelle fand. Natürlich lief Alles im Hause zusammen, um die verlorene zu suchen, allein sie fand sich nirgends und es blieb dem armen Manne nichts übrig als zu einer Nothlüge seine Zuflucht zu nehmen und dem Pastor sagen zu lassen, der Küster sei plötzlich erkrankt, er liege im Bette und könne nicht kommen. Da kam auf einmal sein kleiner Sohn gelaufen und sagte, er und die andern Schulkinder hätten ganz deutlich die Perrücke auf dem Elsterneste liegen sehen. Zwar wollte er diese wunderbare Geschichte erst nicht recht glauben, allein nachdem er sich durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugt, holte er schnell eine Leiter herbei und stieg zu dem Elsterneste hinauf, um seine liebe Perrücke wieder zu holen. Dies gelang ihm auch, aber da er einmal oben war, beschloß er, sich auch noch in dem Neste selbst umzusehen und das diebische Thier für seine Frechheit dadurch zu züchtigen, daß er ihre Jungen ausnähme. Wie gedacht so geschehen; er fand darin ein junges, bald flügges Elsterlein, welches er schnell einsteckte, allein wie ward ihm, als er unter demselben einen kostbaren mit Edelsteinen besetzten Ring erblickte. Den nahm er natürlich auch mit, und da, trotzdem daß er ihn viele Male durch den Gassenvoigt ausrufen ließ, um ihn seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, sich kein Besitzer vorfand, so behielt und verkaufte er ihn und bekam soviel

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 107 rc.

dafür, daß er mit dem Erlös nicht blos seine Kinder gut erziehen, sondern auch noch jedem derselben bei seiner Verheirathung eine reichliche Mitgift geben konnte.

156) Das Gespenst am Sandberge bei Stendal.[1])

Bald nach Einführung der Reformation in der Altmark lebte in dem Dorfe Borstel bei Stendal ein Pfarrer, mit Namen Wohlgemuth, ein sehr braver Mann, der in Allem dem Mann Gottes Dr. Luther nachzustreben sich bemühte. Der begab sich einst früh am Weihnachtsheiligenabend mit seinem Küster auf den Weg nach Stendal, um daselbst für seine Kinder Honigkuchen und Spielsachen einzukaufen. Beim Weggange aus seinem Hause aber trat eine arme Frau zu ihm und bat ihn, ihrem todtkranken Manne noch heute das Abendmahl zu reichen, doch setzte sie hinzu: es hat damit noch Zeit bis auf den Abend um sieben Uhr. Der Pfarrer sagte zwar, er wolle lieber, damit es nicht etwa zu spät werde, jetzt gleich mit ihr gehen, allein die Frau nahm es nicht an, und so machte sich denn der Pfarrer auf, um in der Stadt seine Geschäfte zu besorgen. Als sie ausgingen, war heiterer Himmel, allein schon als sie in die Stadt kamen, verdüsterte sich derselbe; sie machten ihre Einkäufe und wollten, als es mittlerweile zu schneien anfing, sofort wieder nach Hause eilen, allein ihre Bekannten und Freunde redeten ihnen zu, doch noch zu bleiben, es werde schon wieder aufhören. Allein es hörte nicht auf, der Schnee fiel immer dichter und als die fünfte Stunde herankam, da ließ sich der Pfarrer nicht länger halten, sondern machte sich mit seinem Begleiter trotz des schlimmen Wetters auf den Heimweg. So kamen sie tief im Schnee watend vor dem Sandgarten vorbei bis an den Sandberg und in die Nähe des Hochgerichts. Dort aber war der Himmel rabenschwarz, kein Sternlein ließ sich blicken, so daß sie natürlich sehr bald vom Wege abkamen. Vergebens war all ihr Bemühen sich zurecht zu finden, im Gegentheil sie fühlten, wie sie immer im Kreise herum gingen; zuweilen sahen sie Schatten an sich vorüber huschen, dann kam es ihnen wieder vor, als ob klappernde Gerippe um den Galgen herumtanzten oder der arme Sünder auf dem Rade sich den Kopf auf die Schultern setze und zu ihnen herabsteige. Dabei wüthete der Sturm immer heftiger und die armen Wanderer hatten genug zu thun, nicht selbst noch auseinander zu kommen. Da rief endlich der ehrliche Wohlgemuth: Ach Hilfe, Hilfe, Gott, barmherziger Gott! Und siehe, eine ängstliche Stimme antwortete ihm ebenso: Ach Gott, ach Gott! Vollkommen überzeugt, dies sei die Stimme des auf das Abendmahl lauernden Kranken, verdoppelten sie ihre Anstrengungen vorwärts zu kommen, allein umsonst, ganz außer Athem mußten sie bald wieder Halt machen. Da rief der Pfarrer wieder: Hilfe, Hilfe, ach Gott, ach Gott! Und abermals hallte es zurück: Ach Gott, ach Gott! Und nochmals strengten sie alle ihre Kräfte an, wieder auf den Weg zu kommen, und zwar diesmal nicht umsonst, bald sahen sie den Thurm von Borstel vor sich aufsteigen und erfreut rief der Pfarrer aus: Gott sei gelobt, nun wollen wir gleich mit Kelch und Patene zu unserem Kranken, der so ängstlich nach Gott verlangt hat, denn noch ist's wohl nicht sieben Uhr. Siehe, da schlug die Glocke im Thurme Eins. Dennoch

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 118 ꝛc.

gingen sie in das Haus des Kranken, der aber war längst verschieden und die Wittwe sprach laut weinend: Gestern Abend gegen sieben Uhr ist mein Mann im Herrn entschlafen. Da merkten sie wohl, daß es um die Stunde geschehen sei, in welcher sie in der Nähe des Sandberges vor Stendal die Worte gehört hatten: Ach Gott, ach Gott! Der böse Feind hatte sie dort in der Irre herumgeführt, daß der Pfarrer sein heiliges Amt nicht an dem kranken Manne verrichten und derselbe ohne die letzte Wegzehrung sterben, also zur Hölle fahren solle. Einige Tage darauf ward der Todte unter Sang und Klang in Begleitung der ganzen Gemeinde begraben, der gute Geistliche hielt ihm eine herrliche Standrede, empfahl ihn der Gnade des himmlischen Vaters und bat, derselbe möge ihn auch so zu den Engeln des Lichtes führen und seiner unfreiwilligen Verschuldung wegen nicht dem Teufel verfallen lassen.

Seit jener Zeit ist das Hochgericht dort schon lange nicht mehr vorhanden, der Galgen längst verschwunden, der Sandberg aber, eine von dem kleinen Exercirplatze aus über den Vorstelschen Weg, den großen Exercirplatz und die Mühlenberge bis zum Sandgarten sich erstreckende Reihe von Hügeln, die ursprünglich wohl zu Wendengräbern gedient haben mögen, was die dort noch häufig aufgefundenen Urnen mit Knochen und Zierrathen beurkunden, ist immer noch vorhanden. Noch heute sagt der Volksmund, daß wenn ein Mensch zur Nachtzeit bei bösem Wetter an jener Stätte vorbeiwandele, gehe er leicht irre, und rufe er dann: Ach Gott, ach Gott! so hallten diese Worte zurück; das sei die Stimme des kranken Mannes aus Vorstel, der sehnsüchtig nach dem Pfarrer verlangte, welcher von Wind und Wetter, Hölle und Teufel behindert wurde, ihm das Sacrament zu reichen.

157) Der Bierkönig Gambrinus zu Stendal.[1])

Die Mark Brandenburg war im Mittelalter wegen ihrer Biere sehr berühmt; dieselben hatten gar wunderbare Namen, so hieß das Bier, welches zu Gardelegen gebraut wurde, Garlei, das Salzwedeler Soltman, das Hallische Puff und Breihahn, das Stendalsche Taubentanz. Noch sonderbarer klangen die Namen des Boitzenburger: Biet den Kerl, des Hadler: Sähl den Kerl, des Stader: Kater, des Wittenberger: Kukuck, des Buxtehuder: Ich weiß es nicht &c. Allein in Stendal muß der Taubentanz sehr hoch geschätzt worden sein, denn noch im Jahre 1840 hatte ein dortiger Brauherr, Namens Baumann, ein altes Bild, welches einen wohlbeleibten Herrn, einen sogenannten Malzgrafen, mit Ordensband und Stern vorstellte und folgende Unterschrift trug:

Camprinus im Leben ward ich genannt,
Ein König in Flandern und Brabant.[2])
Aus Gersten hab' ich Malz gemacht
Und das Bierbrauen daraus erdacht;

[1]) Nach Weihe, Bd. II. S. 153.

[2]) Eine genaue Untersuchung über diesen König Gambrinus, unter dem man sich wahrscheinlich Johann I. von Brabant zu denken hat, gab Coremans im Comte rendu de la Comm. d'hist. de Bruxelles Th. V. p. 378 sq.

Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
Daß sie einen König zum Meister haben.
Trotz komm' ein ander Handwerk her
Und zeig' uns dergleichen Meister mehr!

158) Der Tumult in der Kirche zu Stendal.[1])

Am Sonntag Oculi 1640, als eben der Pastor zu St. Marien in Stendal das Evangelium predigte, ist ein übel beleumundeter Bürger, der namentlich das sechste Gebot oft verletzt und in seiner letzten Krankheit sich gar selbst zu erschießen gesucht hatte, ganz von Pulver geschwärzt mit umgekehrtem Schafpelz in die Kirche gedrungen, ist bei dem Gotteskasten dem Prediger gegenüber niedergekniet und betete laut: Gott sei mir Sünder gnädig. Darüber hat sich der Geistliche so entsetzt, daß er sofort krank geworden und bald darauf gestorben ist. Darauf ist der Gottlose aus der Kirche und zur Stadt hinausgelaufen, aber bald nachher auf der Straße nach Tangermünde todt gefunden worden.

159) Wie Eulenspiegel nach Stendal kam.[2])

Als Eulenspiegel auf seinen vielen Wanderungen auch aus dem Magdeburgischen in die Altmark kam, da ergrimmte er gewaltig über den vielen Sand, den er durchwaten mußte, und über die vielen Tannen und Fichten, deren Geruch ihm gar nicht sonderlich gefiel. Erst in der Gegend des Landsberges verließ ihn die böse Laune wieder, und als es bergab ging, ward er wieder froh und der alte lustige Geselle, der er immer gewesen war. Nun blühte damals zu Stendal keine Zunft mehr als die der Tuchmacher; er beschloß also, sich bei einem Meister derselben als Geselle zu verdingen. Dies that er auch und zwar bei einem, der in der Weberstraße wohnhaft war. Derselbe sprach zu ihm: „Knapp, Ihr Gesellen macht einen Feiertag an dem Montag, und welcher das thut, den habe ich nicht gern in meiner Arbeit, denn ich will, daß meine Gesellen die ganze Woche arbeiten.“ Eulenspiegel versetzte: „Meister, das ist mir auch recht.“ Und Eulenspiegel stand des Montags Morgens auf und schlug Wolle, des Dienstags auch, das gefiel dem Meister wohl. Nun war aber am Mittwoch ein Aposteltag, derselbe wurde in der ganzen Stadt gefeiert und an ihm durfte nicht gearbeitet werden. Eulenspiegel aber that, als wenn er dies nicht wisse, stand des Morgens früh auf nnd schlug Wolle, daß man es über die ganze Straße hörte. Der Meister aber sprang erschrocken aus dem Bett und frug den Eulenspiegel, warum er an einem heiligen Tage Wolle schlage? Der aber antwortete, er habe dies gethan, weil der Meister gesagt, seine Gesellen sollten die ganze Woche über arbeiten. Der Wollenweber aber sagte, er habe es nicht so gemeint, er solle keine Wolle weiter schlagen, seinen Lohn aber werde er doch bekommen. Am andern Tag, als Eulenspiegel wieder Wolle schlug, meinte der Meister, er schlage sie nicht hoch genug; da stand Eulenspiegel des andern Tages zeitig auf, ging mit seiner Wolle auf den Boden und schlug sie dort; der Meister aber hörte den Lärm, sprang aus dem Bett und sah, was

[1]) S. Anweisung zur Chronik von Stendal. Halle 1747. S. 53.
[2]) Nach Weihe, Bd. II. S. 11, und der Original-Erzählung im alten Ulespiegel c. 51.

jener mache. Da sprach Eulenspiegel: „Meister, schlage ich jetzt hoch genug?" Der Meister aber versetzte zornig: „Ständest Du auf dem Dache, so wäre es noch höher." Das ließ sich Eulenspiegel nicht zweimal sagen, stieg auf das Dach und schlug die Wolle, so daß sie weit über die Dächer flog. Da liefen die Leute auf der Gasse zusammen und riefen den Meister herbei, der schrie wüthend zu Eulenspiegel hinauf: „Was machst Du? Höre auf, man pflegt die Wolle nicht auf dem Dache zu schlagen!" Eulenspiegel aber sprach: „Was wollt Ihr denn, erst habt Ihr gesagt, es wäre noch besser auf dem Dach als auf dem Boden, und jetzt ist es wieder nicht recht!" Der Weber aber sagte: „Willst Du Wolle schlagen, so schlage sie, und willst Du Narrerei treiben, so treibe sie; steige von dem Dach und hoffire bei der Hurt!" Nun ging der Weber in das Haus, Eulenspiegel aber stieg eilends vom Dache, ging ins Haus und that buchstäblich, wie ihn der Weber geheißen. Der Wollenweber kam aber aus dem Hofe, sah was Eulenspiegel gethan hatte und sprach: „Daß Dir nimmer Gutes geschehe! Du thust, wie alle Schälke thun!" Eulenspiegel aber sprach: „Meister, ich habe blos nach Euren Worten gethan!" Der Meister aber sprach: „Geh und nimm weg, was Du gethan hast, und trage es dahin, wo es Niemand hin haben will!" Das that der gehorsame Eulenspiegel auch, er trug es in die Speisekammer. Das ward dem Meister doch zu arg, er nahm ein Holzscheit und trieb damit den Schalksknecht zum Hause hinaus.

160) Der Stein mit dem Huftritt bei Stendal. [1])

Ohnweit Stendal ist in einem großen Feldsteine die tiefe Spur eines eingedrückten Pferdehufes zu sehen. Davon geht folgende Sage.

Markgraf Albrecht von Anhalt hatte den Markgrafen Huder von Brandenburg schon zweimal aufs Haupt geschlagen, und stand ihm wiederum beim Dorfe Darnstädt gegenüber. Des Sieges gewiß hielt er stolz zu Roß und rief seinen zur Vorsicht mahnenden Kriegsgefährten lächelnd zu: „Was schwatzt Ihr da? So gewiß mein Roß tief in diesen Stein hineintreten wird, also gewiß wird auch der Sieg unser sein." Somit sprengte er auf einen großen Stein an, der ihm nicht fern lag, und siehe, der Huf des Pferdes drang tief in denselben ein, als wenn er weiches Wachs wäre. Mit dem Ungestüm fester Zuversicht griff darauf Markgraf Albrecht den Feind in den Bergen an und gewann den dritten Sieg über ihn.

Damals soll auch das Bergflüßchen, der rothe Bach, seinen Namen erhalten haben, weil es von dem Blute der Erschlagenen geröthet worden sei.

Nach einer andern Sage hätte aber jenes Zeichen einen weit schlimmern Ursprung. Es wäre nämlich in Darnstädt eine Krügersfrau gewesen, welche die Gewohnheit hatte, schrecklich zu fluchen. Dieses hatte sie auch eines Tages gethan, schwörend, der Teufel solle sie holen, wenn sie nicht die Wahrheit spreche. Da erschien wirklich der Teufel, packte sie auf und führte sie auf einem Pferde davon. Im Davonjagen aus dem Dorfe trat das Pferd auf jenen Stein und davon soll noch jene Spur herrühren.

[1]) Nach Ziehnert, Preuß. Volkssagen Bd. I. S. 265 ꝛc., und Beckmann, Historische Beschreibung von Brandenburg Th. I. S. 375.

161) Die Glocke in Großmöringen bei Stendal.[1])

Auf der wüsten Feldmark Kobbelake oder Kobla sind noch die Grundmauern von der Kirche des ehemaligen Dorfes zu sehen. An ihnen wühlte eine Sau ein Loch und warf darin ihre Jungen. Der Hirt untersuchte das Loch genauer und entdeckte, daß es das Innere eines großen Kessels sei, worüber er sich ungemein freute. Er machte sich sogleich an das Ausgraben desselben und fand statt des Kessels eine sehr schöne Glocke, auf deren Besitz sogleich die Domgemeinde in Stendal Anspruch machte und zu ihrer Abholung einen besonderen Wagen bauen und mit sechszehn Pferden bespannen ließ. Aber aller Mühe und Anstrengungen ungeachtet konnte das Stendalsche Gespann sie nicht von der Stelle rücken. Da traten die Bauern in Großmöringen zusammen, spannten nur acht Pferde vor die Glocke und jagten mit ihr nach ihrem Dorfe zu,[2]) wo sie auch aufgehängt ward. Neidisch darüber behaupteten die Stendaler, der Ton dieser Glocke sei so stark, daß sie davon getäuscht würden und glaubten, es läute in der Nikolaikirche. Obwohl nun dies, da beide Orte zwei Stunden von einander liegen, nicht möglich sein konnte, so mußten dennoch die Großmöringer in ihrem Thurme die nach Stendal hinweisenden Schalllöcher fast ganz zumauern lassen. Später ist aber im Jahre 1649 von ihnen diese Glocke für 200 Thaler nach Magdeburg verkauft worden.

162) Der Betrug um die Leichengebühren zu Stendal.[3])

Zu Stendal lebte vor vielen Jahren eine adlige Wittwe, die mit ihrer Tochter dorthin vom Lande gezogen war. Nun war die Tochter aber eine sehr geizige Person. Als die Mutter endlich nach einigen Jahren gestorben war und ihre Leiche, wie sie festgesetzt hatte, aus der Stadt fortgeführt und auf dem Dorfe, wo sie her war, begraben werden sollte und die Kirchenväter der Domgemeinde, bei welcher die Verstorbene ihre Seelenweide gehabt hatte, den üblichen Abtrag für das Abführen der Leiche forderten, da führte die Tochter sie mit einer frechen Lüge zurück und ließ die Leiche heimlich zur Stadt hinaus führen. Dafür traf sie aber ein harter Fluch, denn von Stund an gingen ihre Sachen zurück und in wenigen Jahren war ihre ganze Erbschaft so weit verthan, daß ihr Mann in den Krieg ziehen, ihre Kinder aber zu mildherzigen Menschen ausgethan werden mußten. Sie selbst starb aber in der bittersten Armuth.

163) Die betenden Straßenräuber.[4])

Es lebte vor vielen Jahren in einem Dorfe bei Stendal ein Prediger, der sehr geizig war. Der war eines Tags in der Stadt gewesen und hatte dort viel Geld eingenommen, was drei Soldaten gesehen hatten. Als er nun die Stadt verließ, um nach Hause zurückzukehren, folgten ihm dieselben in der Absicht, ihm sein Geld abzunehmen. Da sie nun aber nicht Gewalt

[1]) Nach Ziehnert, Bd. III. S. 52, und Temme S. 13.
[2]) Nach einer andern Sage hätte dies nur ein Bauer mit einem einzigen Pferde zu Stande gebracht.
[3]) S. Temme S. 11.
[4]) Nach Temme S. 11 rc.

anwenden wollten, bedienten sie sich folgender List. Als nämlich der Pfarrer mitten im Felde war, traten sie zu ihm und baten ihn demüthig um eine Reiterzehrung. Der geizige Prediger aber antwortete ihnen, es thue ihm sehr leid, daß er ihnen ihre Bitte abschlagen müsse, insofern er kein Geld bei sich habe. Da sprach einer der Galgenvögel heuchlerisch: so lasset uns, lieber Herr, mit einander beten, daß Gott uns etwas bescheeren wolle, und was er uns dann zuwenden wird, das wollen wir redlich mit einander theilen. Der Pfarrer konnte sich natürlich dem nicht entziehen und so knieeten sie denn alle hin und fingen an mit einander zu beten. Nachdem sie ihr Gebet beendet, standen sie alle auf und einer fragte den andern, ob ihm denn der Herr nichts bescheert habe. Die drei Soldaten verneinten dies natürlich und der Prediger sagte selbstverständlich auch, daß er nichts erhalten habe. Allein damit waren jene nicht zufrieden, sondern behaupteten, er wisse es wahrscheinlich selbst nicht, er möchte nur in seinem Kober nachsehen und seine Taschen untersuchen, es werde schon etwas darin sein. Der arme Pfarrer mußte wohl oder übel dem Willen der Bösewichter nachkommen, und siehe, es fanden sich gar viele harte Thaler, die nahmen sie, theilten sie ehrlich in vier Theile, davon gaben sie dem Pfarrer einen, sie selbst aber nahmen sich die andern drei und zogen damit fürbaß.

164) Das steinerne Kreuz bei Großmöringen. [1])

Vor dem Dorfe Großmöringen steht am Stendaler Wege ein altes steinernes Kreuz, das ist zum Andenken an einen Mord gesetzt, den dort ein Glockengießer an seinem Gesellen verübt hat. Dem Meister nämlich, der ein jähzorniger und ungeduldiger Mensch war, wollte der Guß einer Glocke nicht gelingen, die er für das Dorf zu fertigen hatte; er lief daher nach Stendal und wollte sich dort noch einige Species holen, die gedachte er in die Masse hineinzuwerfen, weil er meinte, daß ihm dann der Guß wahrscheinlich glücken werde. Kaum war er aber fort, so machte sich der Geselle, der wohl gesehen hatte, woran es fehle, an die Arbeit, und weil er sich die gehörige Zeit nahm und sich nicht überstürzte, gelang es ihm auch; der Guß der Glocke war fertig, ehe noch der Meister aus der Stadt kam. Wie derselbe aber zurückkehrte, ergriff ihn bitterer Neid und er erstach den Gesellen auf demselben Flecke, wo jetzt das Kreuz steht.

165) Das Marienbild zu Schleus. [2])

In dem Dorfe Schleus, welches früher der Universität zu Frankfurt a. d. O. gehörte, sonst aber ein Filial von Lüderitz war, ist die sonderbare Sitte gewesen, daß aus der Schmiede daselbst dem Prediger jährlich am ersten Weihnachtsfeiertag drei rothe Aepfel geschickt werden mußten, welches von einem Gelübde, das zu alten Zeiten dem Marienbilde daselbst geschehen, herrühren soll. Solches ist noch jetzt in der Mitte der Altarstafel nebst noch einem Heiligen, welcher vielleicht den Patron der Kirche bedeutet, und einen ganz vergoldeten langen Bischofsmantel um und die zwei ersten Finger der rechten Hand wie zum Segensprechen hervorgereckt hat, befindlich. Es hält

[1]) Nach Temme S. 14.
[2]) S. Beckmann, Th. V. Buch I. Cap. VI. S. 61.

ein nacktes Kindlein auf dem Arm, welches einen rothen Apfel in der rechten Hand hat und etwas zum Munde hält, als wollte es denselben anbeißen. Die eigentliche Bedeutung des Bildes aber kennt Niemand.

166) Der Teufel und der Schreiber zu Klein-Schwechten. [1]

Auf dem Rittergute Klein-Schwechten, anderthalb Meilen von Stendal, lebte vor ungefähr 200 Jahren ein Schreiber, Namens Heinrich Meier. Der hatte eines Tages eine Gotteslästerung ausgestoßen und war deshalb zur Untersuchung gezogen worden. Wie nun der Prozeß gegen ihn im Gange war und er eine harte Strafe fürchtete, da erschien ihm eines Tages der Teufel als ein feiner Herr ganz schwarz gekleidet. Er erbot sich gegen den Schreiber, er wolle ihn aus aller Verlegenheit ziehen und ihn von der Strafe befreien, wenn er Gott abschwören und sich ihm ergeben wollte. Der Schreiber aber wollte nichts mit ihm zu thun haben und widerstand allen seinen Lockungen. Als dieser jedoch gar nicht von ihm weichen wollte und immer wieder von Neuem anfing, da hob er laut an zu beten, worauf der Versucher verschwand. Als den Richtern aber solche Standhaftigkeit und Frömmigkeit des Schreibers bekannt ward, da ließen sie ihn für diesmal mit einer geringen Strafe los.

167) Die rothe Erde bei Dantz. [2]

Vom Jahre 1236 bis 1252 (oder 1253) saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg der Erzbischof Hildebrand oder Willebrand, ein Graf von Kiberg oder, wie Andere sagen, von Heim. Derselbe war sehr kriegerisch gesinnt und führte auch insbesondere gemeinschaftlich mit dem Harzgrafen einen schweren Krieg gegen die Altmark, in welchem Osterburg, Kalbe, Krumcke, Gladigau und viele andere Oerter verheert wurden. In diesem Kriege trug es sich zu, daß im Jahre 1240 oder 1244 der Feldoberste der Harzgrafen Busso von Erxleben in die Altmark plötzlich einfiel und viele Kühe wegnahm, die er eilends fortschleppen wollte, und namentlich hatte er viel Vieh weggetrieben, welches zur Stadt Stendal gehörte. Dies erfuhren die Stendaler, die sehr tapfer und muthig waren; sie setzten dem Erxlebener nach, holten ihn an der Dantzer Warte auf dem halben Wege zwischen Stendal und Gardelegen ein, lieferten ihm eine große Schlacht, in welcher sie ihn besiegten, und bekamen die ihnen geraubten Thiere wieder. In dieser Schlacht verloren viele Menschen, unter ihnen Busso von Erxleben selbst, das Leben, also daß davon die Erde ganz roth wurde. Dies ist sie zum Zeichen der Schlacht durch ein sonderbares Wunder geblieben bis auf den heutigen Tag.

168) Das Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde. [3]

Bei dem Bau der St. Stephanskirche zu Tangermünde hatten ganz vorzüglich zwei Gewerke mitgeholfen, die Waffenschmiede und Schuhmacher. Zum ewigen Andenken hieran findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Hufeisen und eine Schuhsohle von Eisen eingemauert. Das Huf-

[1] Nach Temme S. 16.
[2] Nach Auersbach, Chronik des Erzstifts Magdeburg S. 55.
[3] Nach Pohlmann und Stöpel, Geschichte der Stadt Tangermünde S. 212.

eisen zeigt an, daß bis dahin, wo es eingemauert ist, die Schmiede die Kirche gebaut haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin von dem Hufeisen an die Arbeit der Schuhmacher reicht.

169) Die Jungfrau Lorenz und der Hirsch zu Tangermünde. [1]

Es lebte vor langen Jahren zu Tangermünde eine holde Jungfrau, Emerentia Lorenz geheißen, die war ebenso gut als schön, und die ganze Stadt war stolz auf ihre Jungfer Lorenz. Sie war aber auch sehr reich, denn außer einem Hause in der Stadt, das voll war von Kostbarkeiten und herrlichem Hausgeräthe und Betten und Weißzeug, gehörte ihr auch vor der Stadt ein großes Stück Wald und am Saume desselben gar viele lachende Felder. Nun geschah es, daß zu Anfang der Frühlingszeit, als die Sonne wieder mild und freundlich hineinlächelte in die erstarrte Welt und die Lerchen jubelnd dem jungen Lenze entgegensangen, Frühlingssehnsucht die Jungfrau hinaustrieb in die Waldeinsamkeit. Da es aber gerade um die Pfingstzeit war, so war Niemand auf den Feldern, und die Jungfrau war ungesehen in den Wald getreten. In diesen vertiefte sie sich immer mehr, und nachdem sie einige Stunden in demselben gelustwandelt, da kam der Schlaf über sie, sie setzte sich ins Gras und schlief bald ruhig ein. Als sie wieder erwachte, da war die Sonne schon ziemlich tief im Westen und sie dachte, es sei Zeit heimzukehren. Allein da sie keinen Laut im dichten Walde hörte, fing ihr an recht bange zu werden und sie sehnte sich nach Hause. Sie schlug auch, wie sie glaubte, den richtigen Weg ein, allein als sie eine Weile darauf fortgegangen war, kam ihr doch die Gegend weniger bekannt vor, sie wurde zweifelhaft und ängstlich, fing an einen andern Waldpfad zu betreten, allein sie kam nur noch mehr ins Dickicht, zuletzt ward gar der Weg alle und sie mußte sich gestehen, daß sie sich verirrt habe. Mittlerweile war es finster geworden, sie mußte also die Hoffnung aufgeben, für heute nach Hause zurückzukehren und sich entschließen, die Nacht im Walde unter freiem Himmel zuzubringen. Dies that sie denn auch, warf sich laut weinend auf den Rasen, allein obwohl sie den ganzen Tag keinen Bissen gegessen, schlief sie doch bald vor Müdigkeit ein. Als sie erwachte, war der Morgen angebrochen, die Sonne glänzte durch die Gipfel der Bäume und alle Stimmen des Waldes wurden laut. Mit dem Tageslicht kehrte auch wieder Muth in ihr angsterfülltes Herz zurück, sie machte sich von Neuem auf den Weg, um den ihr so wohl bekannten Pfad nach Hause zu suchen, allein es ward Abend und sie hatte ihn noch nicht gefunden. Zwar hatte sie ihren Hunger durch einzelne halbreife Beeren zu stillen gesucht, allein als die Sonne abermals untersank, fühlte sie sich noch matter und schwächer als gestern, sie sank in Verzweiflung zu Boden und ein wohlthätiger Schlaf raubte ihr das Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage. Als aber der dritte Morgen anbrach, da hatte sie der Schlaf doch soweit erquickt, daß sie sich vornahm, noch einmal den Versuch zu machen, aus dem Waldlabyrinth herauszukommen. Vorher aber betete sie inbrünstig zu Gott und that das Gelübde, daß, wenn er ihr den Ausgang

[1] Nach Huldreich, Jungfer Lorenz. Tangermünde 1842 in 8. Pohlmann und Stöpel a. a. O. S. 6 rc. Kahlbau, Erzählungen und Sagen aus der Altmark. Tangermünde 1845 in 8. S. 153 rc.

aus dem Walde zeigen und sie in ihr friedliches Vaterhaus zurückführen wolle, werde sie sich ihm allein ergeben und Zeit ihres Lebens nur ihm dienen und sich nie vermählen. Kaum hatte sie dieses Versprechen ausgesprochen, da brach ein Edelhirsch durch das Dickicht und blieb im Laufe anhaltend vor der Knieenden stehen. Furchtlos verharrte das herrliche Thier an ihrer Seite und schien sich gewissermaßen über ihre Anwesenheit an diesem Orte zu wundern. Zuletzt berührte er sie gar mit seinem Geweih und schien sie aufzufordern zu wallen, mit ihm fortzugehen. Als sie ihn aber nicht verstand, da ließ er sich auf die Kniee nieder und lud sie anscheinend ein, sich seinem Rücken anzuvertrauen. Die erschrockene Jungfrau zögerte auch nicht, denselben zu besteigen und, o Wunder, das Thier trug sie mit sicherem Tritt durch den Wald bis an den Ausgang desselben, da wo Tangermünde mit seinen Thürmen vor ihr lag. Aber selbst hier machte der Hirsch noch nicht Halt, sondern er trug seine zarte Bürde furchtlos mitten durch das zusammenströmende Volk bis in die Straßen der Stadt und nahm seinen Lauf bis zur Kirche, dort ließ er sich freiwillig auf die Kniee nieder, Jungfrau Lorenz stieg ab, trat in das Gotteshaus, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, der Hirsch aber hatte unterdessen ruhig vor der Kirchenpforte gewartet und begleitete sie von da wie ein frommes Lamm in ihr Haus, wo er van Stund an blieb. Zwar kehrte er manchmal auf Stunden in seine alte grüne Heimath zurück, allein nie blieb er lange weg, und da sie ihm ein Halsband angelegt hatte mit der Inschrift: Emerentia's Hirsch, so kannte ihn Jedermann und Niemand in der ganzen Umgegend hätte gewagt, dem guten Thiere etwas zu Leide zu thun. Jungfer Lorenz aber blieb dem frommen Gelübde, welches sie vor dem Altare der Nikolaikirche gethan hatte, eingedenk, sie blieb unvermählt und gab das Lorenzfeld der Kirche zu erb und eigen für ewige Zeiten, in der Kirche aber ließ sie einen Hirschkopf aufhängen, auf welchem sie selbst in ganzer Figur dargestellt ist. Derselbe ist nach vorhanden, zwar wird die Kirche jetzt nur noch als Lazareth benutzt und es sind alle andern Bilder und Zierrathen darin zerstört, allein das Bild der Jungfer Lorenz hat nach kein Mensch von der Stelle zu rücken gewagt, und die Lazarethwächter hören oft einen gewaltigen Lärm, der durch das ganze Gebäude dringt, wenn es einmal Einer wagte, auch nur an die Zacken des Hirschgeweihes zu fassen oder auch nur etwas daran aufzuhängen. Zwar ist jener Wald, der zwischen den Dörfern Grobleben und Böhlsdarf lag, jetzt verschwunden, und statt der Bäume erblickt man auf seiner Bodenfläche nur lachende Felder und Wiesen, allein sein alter Name, das Lorenzfeld, ist ihm bis heute geblieben.

170) Der rothe Mann zu Tangermünde.[1])

Vor uralten Zeiten lebte in der kleinen Straße zu Tangermünde ein altes ehrwürdiges Ehepaar; ein kleines Häuschen war ihr Eigenthum und ihr Erwerb bestand in Handarbeiten und Bienenzucht, welche letztere der Mann in seinem Hausgärtchen betrieb. Eines Tages war der Greis auch in seinem Garten und sah nach seinen arbeitsamen Lieblingen. Die Frau wollte ihn zum Mittagessen hereinrufen und trat in die Hinterthür des Hauses,

[1]) Nach Kahlbau a. a. O. S. 73, 149 ꝛc.

welche in den Garten führte. Sie fand aber ihren Mann nicht allein, sondern gewahrte, daß derselbe einen Zuschauer bei seiner Arbeit hatte, dessen sonderbare Tracht und unheimliches Aussehen sie mit Schrecken erfüllte. Ein langes, feuerfarbenes Gewand umschloß die kleine Gestalt und eine rothe Kappe bedeckte sein Haupt, welches mit todtbleichem Gesichte sich über die Schulter des emsig arbeitenden Greises neigte. Entsetzt zog sich das Mütterchen zurück und wagte es nicht, ihren Gatten zu rufen. Ihr Schrecken aber ward noch vermehrt, als sie, im Wohnzimmer angekommen, auf ein altes seit undenklichen Zeiten an der Wand dieses Hauses hängendes Gemälde blickte, welches täuschende Aehnlichkeit mit dem Fremden im Garten hatte. Als nach längerer Zeit ihr Mann ins Zimmer trat und sie fragte, warum sie ihn denn nicht schon längst zum Essen gerufen, da wagte sie es, ihn nach dem Fremden zu fragen. Ihr Mann aber wollte von keinem Fremden etwas wissen und meinte, sie müsse geträumt haben und wolle ihn wohl zum Besten haben. Da sie natürlich das Gegentheil behauptete, so entstand zwischen den beiden Eheleuten ein Zank, der erste in ihrer langen Ehe. Als nun die Frau am andern Tage wieder um Mittag ihren Mann aus dem Garten zum Essen hereinrufen wollte, sah sie dieselbe gespenstige Gestalt ihrem Mann bei der Arbeit zuschauen. Der Fremde und der Alte sprachen kein Wort mit einander, ja sie gewahrte, wie ihr Mann dicht zu der Erscheinung hintrat, sogar durch sie hindurch zu gehen schien und darauf ihr freundlich zunickend sagte: „Nun, ist das Essen fertig und siehst Du etwa wieder den gestrigen Besuch neben mir?" Diese Worte gaben der armen Frau die Ueberzeugung, ihr Mann habe entweder ein Bündniß mit dem Bösen gemacht oder dem letztern gelüste nach seiner Seele. Sie antwortete deshalb nicht, sondern ging noch an demselben Tage zu ihrem Beichtvater, um demselben ihre Besorgnisse mitzutheilen. Dieser gab ihr den Rath, des andern Tags zur Mittagsstunde in den Garten zu gehen, vor der Erscheinung ein Kreuz zu schlagen und dieselbe im Namen Jesu Christi zu fragen: von wannen kommst Du? und: wohin willst Du? Dann werde der Geist, ob heilig oder unheilig, ihr gewiß Antwort geben. Die alte Frau erwartete mit Zagen und Beben den folgenden Tag. Ihr Mann ging, obgleich sie ihn drängte, nicht in den Garten, und so mußte sie allein die Beschwörung unternehmen. Mit der Mittagsglocke war auch die feuerfarbene Gestalt da. Die Frau that zitternd die ihr gebotenen Fragen. Da berührte die Erscheinung mit eiskalter Hand ihre Backe, so daß sie ohnmächtig niederstürzte. Ihr Mann fand sie ausgestreckt auf der Stelle, wo im Garten sich zwei Steige kreuzen, liegen, hat aber selbst den Rothmann nicht erblickt. Die Frau starb, nachdem sie ihrem Manne und dem Beichtvater die Begebenheit erzählt hatte, am dritten Tage und nahm fünf schwarze Streifen im Gesicht als Malzeichen des bösen Geistes mit ins Grab. Seitdem geht der rothe Mann in dem Garten besonders am Kreuzsteige um, spricht aber nie und thut Niemand etwas zu Leide.

So hat die Urenkelin der erwähnten Frau ihren Kindeskindern oft erzählt. In dem Garten, in welchem sich die Begebenheit zugetragen haben soll, findet sich noch zehn Fuß tief in der Erde ein altes Gemäuer. Beim Graben in der Gegend des Kreuzsteiges fand man vor langen Jahren ein Gewölbe, in welchem sich ein menschliches Gerippe befand, dessen Kopf mit

einem Hohlziegel bedeckt war. Noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts lebte in dem genannten Hause ein zweijähriges Mädchen, welches durch nichts, selbst nicht durch Androhung harter Strafen bewogen werden konnte, über den Kreuzsteig im Garten zu gehen. Ueberall in den Nebengängen lief es furchtlos herum, fragte man es aber, warum es nicht über den Kreuzsteig gehen wolle, da antwortete es ängstlich: rothe Mann, rothe Mann! Es verlor auch die Furcht vor dem Kreuzsteige nicht bis in sein fünftes Lebensjahr, in welchem es starb, und gab als Grund seiner Abneigung nur an, es stehe dort ein rother Mann. Möglich daß das Kind eine Art zweites Gesicht hatte und Dinge sah, die andern Augen verborgen blieben.

Fragt man nun aber, was dieser Sage zu Grunde liegt, so wird eine zweite erzählt, die allerdings etwas zu romantisch klingt, als daß sie ächt sein könnte. Es hatte nämlich einst ein Sohn des Tangermünder Stadthauptmanns Helmreich durch diesen Rothmann seine Geliebte und mit ihr einen großen Schatz bekommen. Derselbe liebte nämlich ein armes Mädchen, und sollte von seinem Vater gezwungen werden, die Tochter einer reichen Wittwe, gegen welche letzterer große Verbindlichkeiten hatte, zu heirathen. Nun war keine Aussicht vorhanden, daß sich die Liebenden je einander bekommen würden. Da saß eines Abends das Mädchen seiner Liebe, deren Mutter das genannte Haus einst besaß, kummererfüllt in der Laube des dazu gehörigen Gartens bis tief in die Nacht hinein, plötzlich erblickte sie im Lichte des Vollmonds auf dem Kreuzsteige ein kleines rothes Männchen stehen, sie wollte angsterfüllt ins Haus flüchten, da trat das Männchen zu ihr, sprach ihr Muth ein und hieß sie die andere Nacht wiederkommen, er wolle ihr helfen. Dies that sie auch und das Männchen war wieder da, setzte sich zu ihr in die Laube und erzählte ihr, er sei der abgeschiedene Geist eines wendischen Prinzen, der einer christlichen Jungfrau wegen das Christenthum angenommen und seine frühere Braut, ein schönes Wendenmädchen, wegen jener verlassen habe. Letztere sei gerade dazu gekommen, wie er der Christenjungfrau in der Nähe des Elbufers seine Liebe gestanden, aus Verzweiflung sei sie ins Wasser gesprungen und von ihm hier begraben worden. Von ihrem Vater zur Strafe des ewigen ruhelosen Herumirrens auf der Erde verflucht, bis er durch ein treues Liebespaar, welches sich durch keine Hindernisse von einander trennen lasse, von dieser Pein erlöst werde, habe er zwar ein Kloster erbaut und demselben all sein Gut und Geld geschenkt, auch sei er selbst als Mönch daselbst gestorben, allein seine Seele irre bis diese Stunde noch unerlöst hier umher. Er hieß nun das Mädchen den andern Abend wieder zurückkehren und einen Spaten mitbringen. Die Jungfrau ließ auch nicht lange auf sich warten, das Männchen führte sie an den Kreuzsteig und hieß sie muthig in die Erde graben und sich durch nichts irre machen zu lassen. Das muthige Mädchen that auch so, und obwohl ein furchtbares Unwetter heraufzog und ein Blitzstrahl eine dicht an diesem Steige stehende Eiche in Brand setzte, fuhr sie doch fort zu graben und fand auch bald einen eisernen Kasten voll von Gold und Geschmeide. Sie bedeckte ihn wieder mit Erde und eilte ins Haus zurück, am andern Morgen aber ging sie abermals heraus, hob den Schatz und händigte ihn ihrem Geliebten ein, der damit die Verpflichtungen seines Vaters gegen die Wittwe deckte und nun dafür von ihm

die Erlaubniß erhielt, seiner Geliebten sein Wort zu halten und sie zu ehelichen. Am Abend ihrer Hochzeit eilten beide um Mitternacht in den Garten, um dem guten Rothmann für seine Hilfe zu danken, allein sie mochten ihn noch so sehr rufen, er erschien nicht und Niemand hat ihn dann lange Zeit wieder erblickt; zur Erinnerung an ihn ließ aber das dankbare Ehepaar ihn so, wie die Jungfrau ihn erblickt, abconterfeien und in dem Hause aufhängen. Allein es scheint doch, als wäre seine Erlösung noch nicht ganz vollständig gewesen, sonst hätte er ja nicht wiederkommen können, und doch geht aus obiger Erzählung hervor, daß er noch hin und wieder zurückgekehrt ist und sich einzelnen Personen gezeigt hat.

171) Der Teufelsstein zu Ostheeren. [1])

Auf dem Schulzenhofe zu Ostheeren, einem Dorfe unweit Tangermünde, liegt dicht neben dem Brunnen ein großer breiter Stein, der oben so breit ist, daß man, wie die Bauern sagen, eine Menuet darauf tanzen kann. Einer der Vorfahren des Schulzen hat vor langen Jahren den Brunnen graben und ausmauern lassen. Der Teufel aber hat dies, warum? weiß man nicht, nicht leiden wollen und darum den großen Stein genommen und damit nach dem Brunnen geworfen, um ihn so zu verschütten. Er hat ihn aber nicht getroffen, sondern der Stein ist neben dem Brunnen niedergefallen, wo er noch jetzt liegt.

172) Die Papenkühle bei Bellingen. [2])

Bei dem Dorfe Bellingen unweit Tangermünde liegt ein großer Sumpf, das Kaisermoor genannt. Eine Stelle desselben, über welche ein Fußpfad führt, heißt die Papenkühle. Dieser Name ist aber auf folgende Weise entstanden. Es lebte vor Zeiten in dieser Gegend ein katholischer Priester, der das Laster des Trunkes an sich hatte. Der Himmel hatte ihn oft gewarnt, aber es war vergebens bei ihm gewesen. Als er nun eines Tages wieder betrunken über den Fußsteig ging, war ihm dieser nicht breit genug, wie solches bei Betrunkenen zu geschehen pflegt. Der Pfaffe in seinem trunkenen Uebermuthe fing darauf an mit dem Stege zu zanken, und rief: warte, ich will dich wohl breiter kriegen. Er hatte aber kaum diese Worte gesprochen und dabei seine Brille fester auf die Nase gesetzt, als er herunterfiel und in dem Sumpfe seinen Tod fand. Seitdem heißt diese Gegend die Papenkühle.

173) Das Büchelchen. [3])

Unweit der Stadt Tangermünde liegt das Dorf Buch, welches aber früher ein Flecken war, seinen Roland und eigene Gerichtsbarkeit besaß. Einst hat nun ein vornehmer Hofbedienter bei Churfürst Friedrich Wilhelm mit einiger Verkleinerung von diesem Orte gesprochen und dabei um Schenkung desselben gebeten mit den ungefähren Worten: es hätten Se. Churfürstl. Durchlaucht ein Büchelchen unfern Tangermünde und möchten Sie ihm solches schenken, es sollte zu ihrem allerunterthänigsten Andenken von ihm jederzeit

[1]) Nach Temme, Sagen der Altmark S. 17 ꝛc.
[2]) Nach Pohlmann und Stöpel, Geschichte von Tangermünde S. 345.
[3]) Nach Beckmann, Histor. Beschreibung von Brandenburg Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 71.

werth gehalten werden. So hat der Churfürst, nachdem er davon etwas Nachricht eingezogen, geantwortet: er könne dieses Büchelchen aus seiner Bibliothek nicht missen, sondern gebrauche es selbsten, man möchte sonsten etwan eine andere Gnade suchen.

174) Der Ursprung der Schulenburg. [1])

Apenburg ist ein Flecken in der Nähe von Salzwedel, früher der Botmäßigkeit der Herren von Schulenburg unterworfen gewesen. Nun liegt in der sogenannten Holzwiese oder kleinem Gebüsche daselbst an der Jeere ein Berg, mit morastigem Erdreich umgeben und mit dicken Sträuchern so bewachsen, daß man nur bei starkem Frost und trockenem Erdreich dahin gelangen kann, der Schulenberg genannt, woraus wegen naher Verwandtniß des Namens mit dem der Schulenburg will behauptet werden, daß daselbst ein altes Schloß und Stammhaus derer von Schulenburg gestanden. Dieser Meinung sind zum Theil diejenigen, welche den Ursprung dieses Namens von dem deutschen Worte „Schulen", d. h. lauern, insgeheim Acht geben, aufpassen, herholen. Diese finden hier eine Burg, auf welcher man in den Zeiten, da unvermutheter Ueberfall für eine Heldenthat gehalten wurde, geschulet und auf die Vorbeigehenden gelauert habe; welche Burg auch daher den Namen bekommen, solches auch nachgehends demjenigen Geschlecht gegeben, dem dieselbe in die Hände gerathen, daß sie genennet wurden Herren von Schulenburg, die aber deswegen nicht gleich Anlaß zur Benennung des Berges oder der Burg gegeben, weil diese den Namen eher gehabt, als er auf dies Geschlecht gekommen.

175) Der Name Gans von Putlitz. [2])

Das Geschlecht derer Gans von und zu Putlitz war früher auch in der Altmark ansäßig. Der Name desselben ist aber auf folgende Weise entstanden. Im 12. Jahrhundert lebte ein junger Graf Gerhard von Mannsfeld; dieser war mit in der mörderischen Schlacht am Welpholze im Jahre 1115, und weil er fast der einzige war, der von einer großen Menge tapferer Ritter in dieser Schlacht sein Leben behielt und in die Gefangenschaft des Kaisers Lothar gerieth, so veranlaßte ihn dies in seinem Unmuthe zu sagen: „Hier stehe ich wie eine verflogene Gans!" Davon behielt er den Namen, den er späterhin, als ihm der Kaiser die Burg Podlyst oder Potlitz in der Priegnitz schenkte, mit dem Namen dieser Burg vereinigt führte. Eine fliegende Gans ist seitdem auch das Wappen dieses Geschlechtes. Von diesem edlen Geschlechte giebt es aber noch eine andere Sage und ein altes Volkslied, welches wir gleich hierher setzen wollen.

Mittwochs nach Judica des Jahres 1420 hat Markgraf Friedrich, Churfürst zu Brandenburg, die Stadt Neu-Angermünde in der Uckermark, welche in die siebenzig Jahre von den Herzogen zu Stettin innegehalten, bestritten und eingenommen, und weil er das Schloß nicht bald sammt der Stadt hat erobern können, hat er's belagert. So schreibt man auch, daß der Kastner

---

[1]) Nach Beckmann, Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 90.

[2]) Nach Temme S. 65, und Angelus S. 201.

der Herzoge von Stettin nicht allein das Schloß, sondern auch das eine Thor noch inne gehabt habe. Da nun Herzog Kasimirus in Pommern, dieses Namens der Sechste, vernommen, daß er das eine Thor und die Stadt noch frei hätte, ist er Willens gewesen, mit Gewalt da hinein zu fallen und die Märker aus der Stadt zu jagen. Weil er aber von seinen Kundschaftern gehört, daß sich die Märker mitten auf dem Markt wohl beschanzt hätten, daß ein Herr von Putlitz mit 400 Reitern vor dem Thor zum Hinterhalt läge, hat Herr Dethleff von Schwerin, ein Ritter, gerathen, er solle sich erstlich an des von Putlitz' Haufen machen und denselben trennen, damit er hernach desto besser in die Stadt ohne Widerstand kommen möchte. Diesen Rathschlag hat der Herzog nicht annehmen wollen, sondern ist mit seinen hellen Haufen in die Stadt gezogen, und da er durch das Thor, so ein Kastner noch innen gehabt, hineingekommen, hat er in dreien Gassen drei Paniere aufgerichtet. Nun hatte der Markgraf sein Volk am Meisten in den Herbergen logiret und hin und her in der Stadt gelassen. Er selbst aber hatte sich mit etlichen Reitern auf dem Markt mit den Wagen beschanzt und sich darauf zur Ruhe begeben, weil er die vorige Nacht in Eroberung der Stadt große Mühe und Arbeit gehabt und nicht viel geschlafen hatte. Als nun Herzog Kasimirus unversehens in die Stadt gekommen und nun mit den Seinen nicht anders gedacht, denn sie hätten die Stadt wieder in ihrer Gewalt, haben sie Alle geschrieen: Stettin, Stettin, Stettin! Von solchem Geschrei ist der Churfürst sammt den Seinen erwacht, hat sich mit seinem Panier der Mark Brandenburg bald herfürgemacht und ist mit den Pommern in einen harten Streit mitten in der Stadt gekommen und ist da Dethleff von Schwerin und Peter Trampa, beide Ritter in der Spitzen des Herzogs, mit vielen andern geblieben und erschlagen worden, und weil der Herr von Putlitz mit seinen 400 Reitern auch hinzugedrungen, und die Pommern also recht mitten unter den Feinden gewesen, daß sie sich hinten und vornen haben wehren müssen, ist's ihnen unmöglich gewesen, etwas Treffliches auszurichten, sondern haben wieder durch das Thor, durch welches sie gekommen, zurückweichen müssen. Da das geschehen, hat der Markgraf mit gewaltiger gewappneter Hand den Kastner vom Schlosse getrieben, über dreihundert Mann von den Pommern und Polen und über 500 Pferde gefangen bekommen, welche die Märker folgenden Tages unter sich getheilt haben.

Von diesen Sachen findet man ein altes Sächsisches Lied, welches also lautet:

Wy willen singn ein nyen Rey,
Na dem Winter kömpt vns de Mey,
Dat hebbn wy wol vernamen,
Dat Kettr Angrmünd gewonnen ward, dat nam die Marggraff framen.

Bischoff Magnus die vel edl Man,
De sick die Muer thom erste anklam,
Vor die Hauelude alle
Vordienete wol vier vnd vefftig Schock met dem ersten anklamen.

Janicke van Briesn leth sick vthjagn,
Van Ketter Angermünd bet thom Gryffnhagn,

Verkündigte nye mehre tho Stettin
Vp deß hertigen Hoff, da sprack he tho sinem Erffherren.

Gnedige Herr, dat sy ju bekandt,
Kettr Angermünd dat Stolperland,
Dat wert so gar verdoruen,
Dat duth ock Marggraff Friderick, sie sprackn he were gestoruen.

Die hertig leth thosamen vorbadn
Der dutschen nock mehr denn der Paln,
Sulffst reth he an der spitzen,
Tho den vierradn vp dat hohe Hues, do ethen sy suete Fische.

Sie rehden dann tho den vierraden dauon,
Folget na Stade vnd alle gude Man,
Folget gy miner glitzen.

Sie quemen vor Angermünde vp den plan,
Die Dohre weren en wit vp gedhan,
He reth henin mit schalle,
Sie riepen all thomal Stettin, Brandenborg were gefallen.

Die Ganß von Putlitz lag hinder den Grawen,
Wo grimmig streckte sie eren kragen
Bauen die Gryffen alle,
Die Gryffen hatten die Flögel verlahrn, die Adler schwewete dar bauen.

Die Ganß war des Mudes also vol,
Dorch die Muer brack sie ein hol
Dörch die harte Feldsteine,
Da sie vp den Marckte quemen, da weren erer thene vör einen.

De Schwerder gingn den Klincker den Klanck,
Herr Dethleff van Schwerin die was der manck,
Den pres wolde he erweruen,
Des muste Herr Dethleff van Schwerin vör seinen Erffherrn steruen.

Da die Hertig dat gesach,
Dat da Herr Dethleff vör jm lach,
Gespettet als ein Brade,
Ach milder Christe van Himmelrick, weren wy nu tho dem vierraden.

Da sprack sick des Hertige neheste Knecht,
Gnedige Herr wern wy nu weg,
Weren wy wente vth dem Dahre,
Ick schwere ydt yuw by truwen vnd vorware,
Den Priß hebben wy verlarn.

Die Hertig quam wol für dat Dahre,
Dem Rosse gab he so balde die Sparen,
Syn drawen muste he laten,
Dho dem vierraden vp dat hohe Huß, darup ward er gelaten.

He ging sick an der Borg tinnen stahn,
Sin Höuet stack he thom Fenster vth,
Van jammer vnd ock van lede,
Kettr Angermünd du vele gute Stadt, wie kleglick mut ick van die scheiden.

Die vns dit nye Lied gesang,
Ein Schmede Knecht is he genand,
He heet sick köne fincke,
He furht ein Hemmercken op sine Hand, gut Biercken mag he wol drincken.

176) Die drei Korporale zu Kleinau. [1])

Zu Kleinau bei Apenburg wird erzählt, daß zu den Zeiten des dasigen Predigers Johann Prätorius ums Jahr 1650 sich etliche junge Bauern zur damaligen Kriegszeit auf die Räuberei gelegt, und damit sie nicht möchten erkannt werden, sich der eine den Tauben Corporal genennet und sich gestellet, als könne er nicht hören, der zweite den Stummen Corporal und gethan, als könne er nicht reden, der dritte den Krummmäuligen Corporal und habe allezeit, wenn er reden sollen, den Mund verzogen. Es habe aber Gott der Herr diese Bosheit augenscheinlich an ihren Kindern gestrofet, indem dem Tauben Corporal zum ersten Mal ein ganz tauber Sohn geboren worden. Und ob er wohl viel Kinder mehr gezeugt, sei doch fast keines davon gewesen, so recht wohl habe hören können. Dem Stummen Corporal sei der erste Sohn ganz taub und stumm geboren, der noch ihm geboren, habe auch eine schwere Sprache gehabt, so gar daß man kaum habe verstehen können, was er geredet, und seien Beide 1712 noch am Leben gewesen. Dem sogenannten Krummmäuligen Corporal sei auch ein Sohn geboren worden, welchem der Mund ganz auf die eine Seite hingezogen gewesen; ist gleichfalls 1712 noch am Leben gewesen.

Auf der Westseite von Kleinau am Wege steht ein steinernes Kreuz in Mannshöhe, davon mon erzählt, daß es zum Andenken einer vornehmen Dame gesetzt worden, welche, da ihre Pferde hier scheu geworden, aus dem Wagen gesprungen und zu Boden gefahren worden.

177) Die goldene Laus bei Bismark. [2])

Außerhalb der Stadt Bismork ist eine wüste Kirche gelegen gewesen, neben welcher ein schöner Kirchhof sich befindet, so zum h. Kreuze auch Moria Himmelskönigin genannt worden. Im Jahre 1350 ist zu derselben eine Wallfahrt entstanden, indem man daselbst ein Kreuz gehabt und vorgegeben, daß bei demselben viel Zeichen geschähen, wäre also häufig zugelaufen und geopfert worden, daß sich auch die Leute unter einander über dem Opfer erschlagen hätten, worüber auch die Wallfahrt wieder gefallen. Ein Weg geht noch auf den Kirchhof zu, welcher noch jetzt die heilige Straße genannt wird, vermuthlich daher, weil unter dem Papstthum die Prozession oder Wallfahrt durch diesen Weg nach der Kirche zu angestellt worden. Zu dieser mußte

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I Cap. IX. S. 92.
[2]) Nach Angelus S. 155. Beckmann Th. V. Bd. I. S. 75 und Verbesserungen S. 27. Ueber die Altmark Th. II S. 229.

früher selbst der Bischof von Halberstadt hierher kommen. Es geschahen aber fortwährend in der Kirche viele Wunder. Das merkwürdigste in derselben war aber eine große Laus, welche oben auf dem Thurme über dem Gewölbe der Kirche an einer goldnen Kette festgehalten wurde. Diese Laus verzehrte täglich ein Pfund Fleisch, und ist so groß gewesen, daß man sie unten in der Kirche hat ganz deutlich sehen können, wenn sie, wie das an den Wallfahrtstagen geschehen, oben vom Gewölbe her gezeigt worden ist. Eine Abbildung dieser Laus hat man unten an der Thurmmauer gesehen, die Kirche freilich ist jetzt längst zerstört, aber ihre Trümmer sieht man noch auf dem Felde unweit Bismark auf der Seite nach Stendal zu. Sie heißen jetzt die goldne Laus oder auch die verwünschte Laus.

178) Das Gespenst zu Schorstedt. [1])

Im Jahre 1643 und im Januar 1644 hat in der Altmark und zwar in einem Dorfe Schorstedt, zwei Meilen von Stendal, ein wunderlicher Geist sich hervorgethan, und in einem Hause, so Joachim Sandmann, einem Bauer, zuständig, viel seltsame Dinge getrieben. Mit Poltern, Ruthen- und Stockschlägen, mit Umherwerfen heißer Steine sahen sich die Leute geneckt. In die Speisen wurden Lehmklöße und Ziegelsteine geworfen, unter dem Bette entdeckte man einen Brand gelegt, auch ein Stall ward angesteckt, daß man genug zu löschen hatte. Eine Person verlangte von dem bisher unsichtbaren Unholde, er solle sich doch abmalen. Da zeigten sich denn an der Wand scheußliche Gestalten eines Drachen, Wurms und Basiliskenkopfs. Bald ward der Kindermagd des Bauern geboten, sich in eine Kammer zu begeben. Mit Blut hier im Gesichte bestrichen, umhangen mit einem Bluttuche erhielt sie den Befehl, ins Dorf und auch in die Stadt zu gehen, um den Leuten die Nähe des Weltendes zu verkündigen und zur Bekehrung zu ermahnen. Außerdem prophezeite das Gespenst die Auferstehung zweier kürzlich verstorbenen Predigerfrauen und rief über N. N. (der Name ist nicht genannt) ein trauriges Wehe aus. Für den Teufel wollte indeß der Geist nicht gehalten werden, sondern vielmehr für einen Engel vom Himmel. Unser sind drei, ließ er sich vernehmen: des Joachim Sandmanns erste Frau und seine verstorbenen zwei Kinder. Die Magd bezeugte auch, drei Geister, einen großen und zwei kleine, gesehen zu haben. Um sich recht als guter Geist darzustellen, ließ der Spuck in der Kirche sechsmal für sich bitten, gebot das Zeichen des Kreuzes vor ihm zu schlagen und forderte einen Kreuzthaler. Er verlangte auch, daß die Leute auf den Knieen beten und singen sollten, unter andern das Kirchenlied: Nun laßt uns Gott den Herrn 2c. Er reichte ferner den Versammelten Brot und Käse mit Blutstropfen vermischt als heilige Speise, ja stellte ein förmliches Katechismusexamen mit ihnen an.

[1]) Nach Johann Strelius, Altmärkischer Superintendent. Φασματοστηρια. Schorstediana. Das ist christliches Bedenken und Gutachten, was von dem Polter und hernach redendem Geiste, So sich in einem Dorffe, Schorstädt genannt, hat herfürgethan, zu halten, sambt Nützlichem Unterricht, was dabei zu bedenken, in eine kurze Predigt gefasset und Dom. IV. post Epiphanias in Stendal gehalten A. Chr. 1644. Berlin bei George Rumpens. 1644 in 4°. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. II. S. 261 2c. Christ. Skriver, Das verlorene und wiedergefundene Schäflein. Berlin 1695 in 4°. Anh. S. 276—279. Kahlbau, Erzählungen und Sagen aus der Altmark S. 1, 65 2c.

Dem Besitzer des Hauses, in welchem er sein Wesen trieb, und welcher dasselbe verlassen hatte, hieß er getrost, aber an einem Freitage zurückzukehren. Zu dem damaligen Pfarrer in Schorstedt schickte er einige Gemeindeglieder ab, die ihn auffordern sollten mit ihm zu singen und zu beten. Die Ungläubigen bedrohte er indeß mit Feuer, Schwert und Mord. Sein Vorgeben, der Geist der ersten Frau Sandmanns zu sein, suchte er durch eine besondere Sorgfalt für das nachgelassene Kind derselben zu beweisen. Er untersagte der Stiefmutter mit Strenge jede Härte gegen dasselbe und befahl es mit ordentlichen Kleidern zu versehen. Die Sache machte das größte Aufsehen, denn die Sage drang bis zu dem Hofe Friedrich Wilhelms des Großen. Der Superintendent Johann Strelius erhielt den Befehl sich persönlich nach Schorstedt zu verfügen, Alles mit Fleiß zu untersuchen und genauen Bericht zu erstatten. Auf dieser Reise soll sich nun nach der Erzählung seines Schwiegersohnes, des M. Christ. Scriver, folgender Vorgang zugetragen haben. Ein Prediger des Stendalschen Kreises, zu Neuendorf, auf dem Wege nach Schorstedt, erbot sich seinem Vorgesetzten und Freunde zum Begleiter. Strelius erinnerte ihn zuerst an Sirachs Worte: Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz, ließ sich aber doch hernach die Mitreise gefallen. Kaum ist indeß der Prediger in dem verhängnißvollen Hause angelangt, so empfindet er ein unerträgliches Jucken und Beißen am ganzen Körper. Er kann die Zeit nicht erwarten, bis er, nach geendigter Untersuchung, in das Pfarrhaus zurückgekehrt ist. Hier findet er sich denn von einer unzähligen Menge sechsfüßiger Insekten von grüner, rother, schwarzer, weißer und blauer Farbe übersäet. Erst nachdem er wieder zu den Seinen gelangte, ward er durch leibliche und geistliche Mittel von dieser schlimmen Strafe seines Vorwitzes befreit. Was nun die Untersuchung selbst anlangt, so kam eigentlich so gut wie nichts zu Tage; zwar fanden sich auch hier bei der von der gastlichen Commission im Hause des Sandmann gehaltenen Mahlzeit Lehmklöße und Ziegelsteinbrocken unter den Speisen, allein als der Geistliche drei Kreuze in die Luft machte und eine Beschwörung aussprach, ertönte ein Wehlaut durch das ganze Zimmer, das Licht erlöschte und das Haus erbebte von einem herzurollenden Donner, der Küster aber ward mit heißen Steinen geworfen. In der Nacht selbst vernahm man Sturm durch das Haus dröhnen und plötzliche Lichtstrahlen fuhren durch dasselbe. Weiter konnte aber Herr Strelius dem Churfürsten nichts berichten. Am andern Tage hielt er eine Predigt, in welcher er die ganze Erscheinung für ein Blendwerk des Teufels erklärte und beschloß den Gottesdienst mit einem Gebet um Abwehr des Bösen. Allein bei seinem Weggange aus dem Hause ordnete er an, die Magd, die Tochter des Küsters am Orte, zu entlassen, und sonderbar genug, von diesem Augenblicke an kehrte der Spuk daselbst nicht zurück.

Ein ähnlicher Spuk ist im Jahre 1659 zu Türitz, vier Stunden von Apenburg gelegen, wo auch am Tage des 15. Junius das Pfarrhaus zur Hälfte abgebrannt ist, vorgekommen. Dort hat man nämlich vorher vielfaches Poltern im Hause gehört und zu dreien Malen in den Zimmern glühende Kohlen liegen gefunden. Allein letzteres scheint wohl dahin zu gehen, daß man die Unvorsichtigkeit mit dem Feuer darunter hat verstecken oder die Schuld auf Andere schieben wollen. Wohin auch wohl die Strei-

tigkeit gehört, in welcher damals der Prediger mit der Gemeinde soll gestanden haben. [1])

179) Die Stadt Salzwedel. [2])

Die Stadt Salzwedel ist eine der ältesten Städte der Altmark. Der Name soll von dem lateinischen Worte sol, die Sonne, und von dem deutschen Worte: Welle, welches so viel bedeutet als Wand, wie man z. B. noch spricht: Wellenwand. Der Sage nach ist sie schon von Julius Cäsar, der zu Ehren der sieben Planeten in Deutschland sieben Städte errichtete, dem vierten Planeten, also der Sonne zu Ehren erbaut worden, und soll sie daher auch davon ihren Namen Sonnenstadt erhalten haben. Von der Zeit her soll sie auch noch einen Sonnentempel, den Einige dem Drusus zuschreiben, und darin ein Bildniß der Sonne gehabt haben, welches Alles Carl der Große hernachmals zerstört habe.

180) Das Stadtholz zu Salzwedel. [3])

Die Stadt Salzwedel besitzt einen großen Wald als Eigenthum, der als Flächeninhalt ungefähr 9000 Morgen Landes enthält. Vor Zeiten war derselbe aber noch viel größer, und ist er erst durch folgenden Vorgang kleiner geworden.

Es hatte nämlich vor vielen hundert Jahren ein Markgraf seinen Fürstensitz in Salzwedel; der hatte eine Liebschaft mit der Frau des Freischulzen in Brieg, welches Dorf nahe am Stadtholze liegt. Als er nun eines Tags bei dieser Frau zum Besuche war, da kam ihm sehr ungelegen der Schulz nach Hause. Der Markgraf aber, um seiner los zu werden, versprach ihm einen solchen Strich vom Stadtholze abzutreten, als er in einer Viertelstunde umgehen könne. Das ließ sich der Schulz nicht zweimal sagen, und er eilte flugs in das Stadtholz, schritt auch seine Viertelstunde lang rüstig zu. Als er aber nach Verlauf derselben zurückkehrte, kam er dem Markgrafen immer noch zu früh, und dieser versprach ihm daher noch einen solchen Strich, als er in einer zweiten Viertelstunde umgehen könne. Auch dieses ließ sich der Schulz gefallen, und es kam auf solche Weise ein großer und schöner Theil von dem Stadtholze auf ewige Zeiten fort und an die Erben des Schulzen zu Brieg, die ihn noch jetzt besitzen.

181) Klaus Ule. [4])

In dem Altstädter Kirchenbuche zu Salzwedel ist eine Geschichte von einem gottlosen Religionsspötter, Namens Claus Schulze, gewöhnlich Ule genannt, der vor mehreren hundert Jahren zu Salzwedel lebte, verzeichnet. Derselbe verspottete die Diener und den Dienst des Herrn, war auch dreizehn Jahre lang nicht zum heiligen Abendmahl gewesen. Dafür aber hat ihn

---

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 94.
[2]) Nach Beckmann, Beschreibung von Brandenburg Th. II. S. 3.
[3]) Nach Pohlmann, Geschichte der Stadt Salzwedel S. 51.
[4]) Nach Pohlmann a. a. O. S. 70.

Gott der Herr gestraft an seinen Füßen, denn seine Beine sind kohlschwarz geworden; worüber er denn zur Einsicht seines Frevels kam, sich bekehrte und vor seinem Ende in seinem Hause noch mit der letzten Wegzehrung versehen wurde.

182) Der bestrafte Meineidige zu Salzwedel.[1])

In der Stadt Salzwedel lebte einst ein Mann, der 100 Ducaten geborgt hatte. Als nun die Zeit des Wiederbezahlens kam und sein Gläubiger ihn mahnte, da leugnete er frech es ab, überhaupt von ihm auch nur einen rothen Heller erhalten zu haben. Er wurde deshalb von Letzterem verklagt und natürlich von dem Rath vorgefordert, und ihm ein Eid auferlegt, daß er überhaupt kein Geld erhalten oder es doch seinem Gläubiger zurückgegeben habe. Der böse Schuldner hatte das vorhergesehen und daher listigerweise die 100 Ducaten in seinen Spazierstock eingespundet. Diesen nahm er so mit aufs Rathhaus; und weil er nicht falsch schwören wollte, sondern sein Gewissen dadurch zu retten glaubte, so bat er seinen Gläubiger, ihm während des Eides seinen Stock zu halten. Darauf schwur er mit großer Frechheit, daß er das Geld ehrlich zurückgegeben habe, und sein Gegner wurde mit seiner Klage abgewiesen. Aber die Strafe ereilte den Meineidigen auf der Stelle. Denn wie er nun zu seinem Hause zurückkehrte, da begegnete ihm ein Müllerwagen, vor dem die Pferde scheu geworden waren. Der überfuhr ihn, daß ihm die Räder über den Leib gingen und er sofort starb. Auch sein Stock wurde bei dieser Gelegenheit durch das Ueberfahren mit zerbrochen, und als aus demselben die Ducaten herausfielen, da wurde der Betrug offenbar, und ein Jeder erkannte die Strafe des Himmels an dem Meineidigen. In der Katharinenkirche zu Salzwedel hängt ein Bild, worauf die Begebenheit abgebildet ist.

183) Der Elternmörder zu Salzwedel.[2])

Am 15. April des Jahres 1614 ist unter dem Thorwege des damals noch zu Salzwedel stehenden St. Annenklosters ein greuelvoller Meuchelmord geschehen. Ein Kaufdiener, mit Namen Dietrich Schulze, erstach nämlich seinen Vater und seine Mutter, zuerst den Vater mit vier Stichen, dann als die Mutter dem Vater zu Hilfe eilen wollte, auch diese mit dreien. Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt und dieses Urtel wurde am 4. Mai desselben Jahres an ihm vollzogen. Zuerst wurde ihm die rechte Hand abgehauen, womit er die Greuelthat begangen hatte, dann wurde er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, nämlich einmal auf dem Markte, dann vor dem Hause, wo er den Mord verübt, und zuletzt im Thore selbst. Hierauf wurde er zur Gerichtsstätte geschleift, und daselbst von unten auf gerädert. Sein Körper wurde auf das Rad gelegt, halb sitzend und halb liegend. Dabei war es denn wunderbar anzusehen, wie die rechte Hand des Mörders, womit er seine verruchte That verübt hatte, noch drei Tage lang auf dem Rade blutete.

[1]) Nach Pohlmann S. 204 ꝛc.
[2]) Nach Pohlmann a. a. O. S. 387.

184) Die weiße Kirche zu Daner.[1])

Bei dem Dorfe Daner an dem kleinen Flusse Jeetze steht eine alte weiße Kirche. Die alten Bauern erzählen, daß darin vor Zeiten ein alt hölzern Bild gewesen, welches eine heidnische Göttin, Namens Goza, vorstellte. Die Bauern haben es Sanct Vilhaar (Vielhaar) genannt und haben es angerufen und ihm Gelübde gethan für alles Vieh, so Haare hatte, wenn das krank oder unfruchtbar geworden. Solche Abgötterei ist noch bis vor wenigen hundert Jahren getrieben worden.

185) Die großen Steine bei Ballerstädt.[2])

Bei den Dörfern Groß- und Klein-Ballerstädt, an dem Ort, wo Markgraf Albert aus Anhalt Markgraf Hudern zum andern Male geschlagen hat, findet man in einem Dornbusche noch sehr große Steine, unter denen die getödteten Wenden begraben sein sollen. Darauf bezieht sich auch die Aussage der dortigen Bauern, daß man allerhand Gespenster und seltsam Geschrei bei Tage und Nacht hier oft hört und sieht. Und in der That findet man noch jetzt hinter dem Dorfe Groß-Ballerstädt dreierlei solcher Steine, einen Theil auf dem sogenannten Hundsrücken, den andern auf den sogenannten Hasenäckern, den dritten und bedeutendsten aber auf dem sogeheißenen Krummenschlag, nur daß sie nicht in Busch und Dornenwerk verwachsen sind, sondern frei auf den Aeckern liegen; wiewohl die Bauern sagen, daß vor diesem daselbst Buschwerk gewesen. Die ersten davon sind der Zahl nach ohngefähr 12 und liegen auf dem Hundsrücken, jedoch ziemlich unordentlich umher. Nicht weit davon auf den Hasenäckern liegt der andere Part in die Länge hinunter, wiewohl auch etwas unordentlich, die wie jene länglich rund sind, und hat ein Müller aus der Nähe einen von diesen großen Steinen abgespaltet und einen Mühlstein daraus machen wollen, hat auch das abgehauene Stück endlich zum Mühlstein gefertigt. Es hat aber doch nicht mahlen oder Mehl machen wollen, sondern das Getreide ist wie gequetscht darunter liegen geblieben. Nach einer nicht großen Entfernung aber, nach dem Dorfe Grebenitz zu, liegt der dritte Part, so wie ein ansehnliches Heldenbett, von lauter großen, in die Länge gesetzten Steinen, in welchen oberwärts, wie bei den Novizen, der Altar innerhalb gleich großen und den andern ganz gleichen Steinen in einem länglichen, doch ziemlich zu erkennenden Viereck steht.

186) Der Markgraf von Brandenburg und die wilde Jagd.[3])

Von einem vormaligen Markgrafen zu Brandenburg schreibt man, daß er der Jagd allzusehr nachgehangen und mehr einen Jägermeister als einen Regenten abgegeben. Als er aber eines Tages einem wilden Schweine sehr beständig und eifrig nachgeeilt, habe er sich darüber in dem Walde verirrt, also daß seine Jagdleute und Diener ihn verloren und er des Nachts über in der Wildniß sein Quartier nehmen müssen. Je weiter er geritten, je finstrer ist es ihm vor den Augen geworden. Weil nun im Finstern zumal in einem

---

[1]) Nach Engelt, Chronik der Alten Mark S. 11.

[2]) Nach Engelt, Beschreibung der Altmark S. 100 (S. 87 d. 2. Aufl.) und Beckmann Th. II. S. 350.

[3]) Nach Er. Francisci, der höllische Proteus S. 543.

Walde übel fortzukommen und man leicht mit dem Pferde stürzt, dabei denn weder Arm noch Bein, ja sogar der Hals für den Bruch versichert sind, hat er sich müssen gefallen lassen abzusteigen und unter einem Baum niederzusitzen. Wie grauerlich bei solcher Entfernung von allen Menschen einem solchen Herrn, der mit vielen Menschen umgeben und von ihnen bedient zu sein gewohnt war, vorgekommen, zumal bei der häßlich schwarzen und unleutseligen Nacht, fällt leicht zu ermessen. Nachgleichwohl hätte dieser Herr damals lieber mit Einsamkeit vorlieb genommen, als sich von einer höchst verdrießlichen und unmenschlichen Gesellschaft erschreckt gewußt. Denn es ist nicht lange angestanden, da hat der höllische Nachäffer, der Teufel, vor seinen Ohren gleichfalls ein Jagdgehetz angestellt, und ist er von allerlei teuflischen Gespenstern grausentlich angefochten und geplagt worden, darum daß er die armen Unterthanen mit seiner unmäßigen Jägerei gar zu unbarmherziglich mitgenommen und zu Schaden gebracht. Daher er denn auch daselbst ein ziemliches Schweißbad ausstehen und lernen müssen, daß Fürsten und Herren, wenn sie in ihrem Beruf stehen, auch solchem hohen Beruf gemäß wandeln, als göttliche Statthalter vom Satan gescheuet und gefürchtet werden; wenn sie aber solchen ihren obrigkeitlichen Stand mit Ueppigkeit, Ruchlosigkeit und Bedrückung der Unterthanen überschreiten, alsdann sie hingegen den Satan und seine Anfechtungen zu scheuen haben. Darum hat auch dieser Fürst, nachdem er solche Jäger und Schreckgeister um sich gehabt, solchen Nachtschweiß, Tribulirung, Angst und Schrecken ihm zu einer guten Correction dienen, durch selbige sich zur Besserung bewegen und die zu diesem Angstbade ausgeschwitzte Jagdsucht hinfort nicht mehr so einnehmen lassen.

187) Die geldfressende Besessene.[1])

Philippus Melanchthon erzählt, daß in der Mark Brandenburg[2]) eine junge Dirne mit dem bösen Geist besessen gewesen. Diese zog von den Kleidern der Umherstehenden oder Vorbeigehenden die darauf befindlichen oder hervorstehenden Fäserlein, welche sich in ihren Händen in Münzen verwandelten von der Art, wie sie im Lande gangbar waren; diese zerkaute sie mit einem abscheulichen Zähneknirschen. Etliche nahmen ihr diese Stücken und fanden, daß es gut Geld war und bewahrten sie zum Gedächtniß. Bisweilen ward sie vom Satan geplagt, aber nach etlichen Jahren von diesem tyrannischen Geiste erlöset auf unaufhörliche Fürbitte der christlichen Gemeinde und hat man auch nicht die geringsten Ceremonien dazu gebraucht. Dies hat sich begeben im Jahre 1538. Andere melden, daß sie auch glühende Kohlen vom Heerde genommen und gegessen habe.

188) Die in der Luft gesehenen Kugeln.[3])

Im Anfang des Julius 1677 hat sich bei Berlin dieses folgende Wunder zugetragen, welches von vielen hundert Menschen gesehen worden. Gegen den Untergang der Sonne flogen durch die Luft etliche tausend Kugeln, etliche so wie die aus Feuermörsern, andere so wie die man aus grobem

[1]) Nach Remigii Daemonolatria Th. II. S. 114.
[2]) Es ist dieses wohl dieselbe Sage, die nach Frankfurt a. d. O. versetzt wird, oben S. 86.
[3]) Nach Remigii Daemonolatria Th. II. S. 425.

Geschütz und Musketen schießt. Sie gingen aus dem Westen nach Norden, gleich als nach dem Domhofe und von dannen wieder zurück nach der Mühlenpforte und drehten sich ostwärts hin. Dieses wehrete länger als eine Stunde, hernach fielen diese Kugeln auf die Erde herab, aber als geronnen Blut, etliche groß und andere klein; wenn man dieselben aufhob und das Blut zu fassen vermeinte, so war es weg; wenn man aber die Kugeln wieder niederlegte, war das Blut wieder wie zuvor zu sehen, bis daß endlich Alles wieder verschwand.

189) Bündniß mit dem Teufel zu Berlin. [1])

Es hat um die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Berlin eine Weibsperson, Namens Maria Dorothea Steffin, ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Derselbe ist zu ihr in Gestalt eines preußischen Offiziers gekommen; er hat ihr zu verschiedenen Malen Geld und zwar allezeit in goldenen Münzen gegeben, sie zur Unterschrift eines aufgesetzten Bündnisses genöthigt, dieselbe geritzt, daß sie sich mit ihrem Blute unterschreiben konnte, und sie gezwungen, Gott und Alles zu verleugnen, hingegen dem Teufel zu huldigen, welcher ihr versprach, in Allem treue Hilfe und Beistand zu leisten. Doch diesem Letzten zuwider hat sie der böse Geist ins Gefängniß stecken lassen, in demselbigen sie selbst recht übel traktirt und sie nothwendigerweise dazu gebracht, daß sie ihre begangene Bosheit bereuen, sich wieder zu Christo, mit welchem Belial nicht stimmt, wenden und das Vorgegangene entdecken müssen, woraus man gar bald sehen kann, daß es ihm kein Ernst gewesen, eine Seele in seinen Klauen zu behalten, worauf doch sonst sein Sinn vornehmlich gerichtet ist.

190) Das Gespenst zu Kossenblat. [2])

Zu Kossenblat, einem Brandenburgischen Adelssitze, starb im Jahre 1665 Herr David von Oppen, ehemaliger Besitzer desselben Gutes, aus einer sehr alten Familie. Es wurde demselben nach hergebrachtem Brauch von David Stern, Pastor desselbigen Orts und des ganzen Kreises Senior, die Parentation und Leichenrede gehalten, [3]) da er denn unter andern Umständen seines Lebenslaufes folgende merkwürdige Dinge hat mit einschließen lassen.

In den angehenden Jahren des menschlichen Alters hat sich bei dem wohlseligen Herrn David von Oppen ein Geist eingefunden in Gestalt einer weißgekleideten Jungfer, welcher sich vor ihm hat sehen und hören lassen, mit ihm geredet, eins und das andere von ihm begehrt, ihn auf allerlei Weise gequält, den Leib zerdehnet u. dergl. Dieser Geist nun ist sowohl Tags als Nachts wiewohl nicht beständig vor seinem Bette gestanden und hat ihm mit mancherlei Art solcher Aengstigung zugesetzt. Woher ihm das Unglück entstanden, hat man nicht wissen können, wiewohl man auf eine gewisse Jungfer den Verdacht geworfen, inmaßen dieser Geist allezeit in solcher Tracht und Kleidung sich gezeigt, womit dieselbe zu eben solcher Zeit angethan gewesen. Man hat derowegen offen an den Ort hingeschickt, wo die Jungfer sich be-

[1]) S. Monatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Th. I. S. 55 2c.
[2]) S. Monatl. Unterred. Bd. III. S. 7 2c.
[3]) Gedruckt zu Frankfurt a. d. O. durch Erasmus Stößner 1666 in 4°.

funden, und ihren Habit in Augenschein nehmen lassen, dieser denn allezeit mit demjenigen, welchen der Geist gehabt, übereingekommen, so daß sogar die Stecknadeln in dem Schleier und anderswo auf gleiche Art sind eingesteckt gewesen. Die Geistlichkeit selbst, da sie von der Sache Nachricht erhalten, konnte sich in dieses ungewöhnliche Schattenspiel nicht finden noch begreifen, was es damit für eine Bewandniß habe. Nach einiger Zeit, da gedachter David von Oppen im Begriff war, sich seinem Stande gemäß zu vermählen, wollte dieser Geist solches auf keine Weise zugeben, wie sich denn auch jener von seinem Vorhaben abschrecken ließ, bis er endlich auf Zureden seiner Brüder sich dennoch entschloß, seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Hierauf ist der Geist nächtlicher Weise zu ihm in die Kammer gekommen, da auch andere Personen, so bei ihm zugegen waren, denselben gesehen und gehört, wie grimmig er sich bezeiget und sich an sein Bette gelehnet, als wenn er mit Gewalt hinein oder ihn herausziehen wollte, und wie er darauf mit großer Wuth in der Kammer hin- und hergelaufen. Zu gleicher Zeit schlief Herr Dr. Gottfried Weidner, Professor zu Frankfurt, so ihm bei diesem Zufall gedient, in derselben Kammer; desselben Jungen hat der Geist aus dem Bette genommen und ihn mitten in der Kammer niedergeworfen. Nunmehro kam dem Herrn Doctor der Glaube in die Hände, welcher es vorhin dem von Oppen nicht hat glauben wollen, sondern Alles für seine Phantasie gehalten hatte. Noch merkwürdiger sind die Umstände an dem Hochzeitstage selbst gewesen, welche nicht sattsam können beschrieben werden. Denn der Geist hat sich nicht allein an Braut und Bräutigam gemacht, zwischen denselben sich in das Brautbett gelegt und nach seinem Gefallen mit ihnen umgegangen, sondern es hat auch die ganze Freundschaft und Gesinde seine Anfechtung empfinden müssen. Etliche sind niedergefallen und gleichsam für todt liegen geblieben. Ist einer aufgestanden, hat der andere wieder fallen müssen. Einige hat er zum Tanzen genöthigt, wobei sie sich der besten Art und Weise bedient, dergleichen keiner von ihnen jemals gelernt oder gesehen hatte. Er hat gemacht, daß sie sich aufs Hurtigste und zwar einer immer allein herumdrehen müssen; die Pferde in den Ställen sind von ihm gequält, und die Schafe ausgelassen worden. Unter die Musikanten hat er sich gleichfalls gemischt, daß nichts als Unordnung und Verwirrung unter ihnen entstanden. Die Speisen wurden von dem Tische geworfen, die mit Wein angefüllten Gläser bewegten sich, und was dergleichen ungemeine Wirkungen mehr waren. Nach der Zeit hat der Geist den Trauring von ihm verlangt, da er ihm aber denselben nicht geben wollte, sondern ihn festgehalten, hat er ihm solchen auf dem Finger zerbrochen, wiewohl auf eine besondere Weise und Art, daß er zwar einen großen Knall gehöret, der Ring aber auch alsobald in Stücken gegangen. Da sich der Herr von Oppen einstmals, um einige Ruhe zu genießen, bei dem Herrn von Holzendorf zu Bretschen aufgehalten, hat dieser Geist ihn nicht nur heftig gequälet, sondern auch die güldenen Armbänder von ihm haben wollen, und ob er sich gleich dessen geweigert, sind ihm selbige dennoch von den Armen und Händen weggekommen, daß er nicht gewußt, wo selbige geblieben. Es hat ihm zwar der Geist angezeigt, daß sie da und dort zu finden wären, aber allezeit solche Oerter genannt, da man ohne Gefahr wegen der Höhe nicht hat hinkommen können. Endlich hat er gesagt, daß sie zu Bretschen oben in der Stube unter dem

getäfelten Boden lägen, allwo sie auch hernachmals gefunden wurden. Gleichwohl hat sich keine Spalte noch Ritze allda gezeiget, durch welche sie ein Mensch hätte hineinbringen können, und hat man die Dielen von dem Tischler des Ortes aufreißen lassen. Noch mehr ist aber zu bewundern, daß das erste Kind aus dieser Ehe todt auf die Welt gekommen, gleichwie dieser Geist ihnen vorher angezeiget und sich mit diesen Drohworten vernehmen lassen: wenn er je die Ehe nicht verhindern könnte, so sollte doch die erste Frucht nicht lebendig zur Welt kommen. Sonsten hat wohlgedachter Herr von Oppen mancherlei Krankheit, Qual, Pein, Marter, Anfechtung und Versuchung von dem Geiste auszustehen gehabt, wie auch solches allhier zu Kossenblat insgesammt zur Genüge bekannt ist. Am allermeisten wird die hochbetrübte Wittwe des Verstorbenen davon zu berichten gewußt haben, welche solche Mühe, Herzeleid, Schrecken, Sorge und Angst bei Tage und bei Nacht mit ihm ausgestanden, auch manchmal ganze Wochen ohne einigen Schlaf oder Ruhe zugebracht, daß kein Wunder gewesen wäre, sie hätte vor Gram und Bekümmerniß vorlängst das Leben eingebüßt oder wenigstens die Augen mit unaufhörlichem Weinen verdorben. Zwar hat der Geist sich während der Ehe des Verstorbenen nicht so oft sehen und spüren lassen, doch hat er ihm auf andere Art mehr als zuviel geschadet, indem er ihm oftmals die gefährlichen Gedanken beigebracht, er solle sich nur das Leben verkürzen, ihm auch sogar die Mittel angezeigt, wie bald und leicht er davon kommen könnte. Er hat ihn überredet, daß seine Gestalt sehr häßlich und scheußlich sei, daher er sich oftmals vor keinem Menschen hat wollen sehen lassen, sich an abgesonderte finstere Oerter gemacht, und die Fenster, um das Tageslicht wegzunehmen, mit Tüchern verhüllen lassen. Er ist erschrocken, wenn Jemand zu ihm gekommen, hat auch den Seinigen befohlen, Niemand zu ihm zu lassen. Des Morgens und mit abnehmendem Tage ist ihm am Uebelsten zu Muthe gewesen, er hat sich auf nichts besinnen können, sondern ist gleichsam in der Epilepsie dagelegen, daß es ein Jammer anzusehen gewesen. Auch hat er sich oft besorgt, er werde seinen Verstand verlieren und von Sinnen kommen. Inzwischen muß man sich wundern, daß, wenn er gegen Abend Linderung empfunden und Gesellschaft gehabt, ihm gleichwohl möglich gewesen, mitzuessen, zu trinken, zu spielen und mit Andern um die Wette guter Dinge zu sein; zuweilen hat er auf seinen Gütern weder Rast noch Ruhe gehabt, sondern hat mit Gewalt hinaus und hinweg gemußt, oder so er je zu Hause geblieben, hat er sich müssen inne halten, nicht dürfen aus dem Gemache kommen noch über die Schwelle treten, viel weniger an die Haushaltung gedenken, welches Alles manchmal bei ihm lange gewährt. Zum Oefteren hat er sich auch von seinem Gute hinweggemacht, an andere Oerter begeben und daselbst Ruhe gesucht, aber auch bei diesem Unternehmen wenig Besserung gefunden. Auch dieses ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß wenn er gleich sich wohlauf befunden, daß er auch seine Nachbarn und gute Freunde besuchen und bei ihnen guter Dinge sein können, ihm dennoch, sobald er nur nach Hause gedacht oder die Zeit seiner Abreise herangerückt, eine Furcht und innerliches Grauen angekommen. Es hat sich zu solcher Zeit sogar seine Farbe verändert und er ist mit großer Angst und Bangigkeit überfallen worden. Oder wo ihm je an dem fremden Ort nichts gefehlet, so ist ihm dennoch, wenn er kaum auf die Grenze seines Gutes

gelanget, daß er dasselbige sehen können, immer übeler geworden, je mehr er sich demselben genähert. Wenn er in sein Haus getreten, ist er niedergefallen und in eine Ohnmacht gesunken, daß man ihn reiben und kühlen müssen. Bei der Nacht hörte er unterschiedene Wehklagen, bald hier zu Kossenblat, bald zu Falkenberg, nachdem es vorher etliche Male an die Thür geklopft, bald zu Balo in seiner Tochter Begräbniß, da es denn solche grauerliche Klagen geführet, geächzet, gewinselt und geflucht, daß es kein Mensch in der Welt nachmachen kann, zu geschweigen, daß ihm auch dann und wann bei der Nacht in der Kammer helle Säulchen erschienen sind.

191) Der Kobold zu Beseram.[1])

In der Mark Brandenburg, eine kleine Meile von der Stadt dieses Namens, liegt ein Kapitelsdorf mit Namen Beseram, wohin Anno 1709 ein Candidat der Theologie, mit Namen Christian Bernardi, vocirt worden, welcher einen sehr guten und christlichen Lebenswandel geführt. Es verheirathete sich dieser mit Jungfrau Regina Gerlach in N., Johann Gerlachs, Prediger in Wittstock, Tochter, führte auch mit selbiger einen sehr christlichen Ehestand. Ohngefähr ein halbes Jahr nach seinem Anzuge äußerte sich was Ungemeines in dem Pfarrhofe, welches zuerst den Knecht und die Mägde betraf, wie solches der im Jahre 1731 noch lebende Knecht Johann Wiis Gozette in diesem Dorfe aussagte, solches auch damals über 50 noch lebende Personen bekräftigten, gleichwie es ebenfalls in der ganzen umliegenden Gegend bekannt war. Es warf hinter dem Gesinde auch am hellen Tage mit Steinen her, besonders aber gegen die Mittagsstunde. Es fühlten nun zwar selbige dieses wohl, sahen auch die Steine fallen, doch geschah es ohne Schaden und Beulen, ja man hätte glauben können, daß es von Nachbarsleuten geschehen müsse, wenn nicht der Pfarrhof von dem Dorfe abgesondert wäre, und auf einer Seite die Kirche nebst dem Kirchhofe, auf der andern aber die Scheune und den verschlossenen Garten zur Bedeckung hätte. Dieserwegen beschwerten sich der Knecht und die Mägde bei dem Pfarrer und verlangten ihrer Dienste entlassen zu sein. Dieser aber speiste sie mit guten Worten ab und verwies sie, wie es einem Prediger gebührt, zur Geduld. Nach besserem Erachten aber mag er wohl selbst ein Thomasianer gewesen sein, welcher von den Geister- und Koboldgeschöpfen keinen Begriff mag gehabt haben. Mit Steinwerfen und Poltern in einem Hause kann wohl ein verstellter Kobold eine Probe thun, welcher dabei einen andern Zweck sucht, dieser aber, welcher sich in eines Predigers Hause einlogirt, wollte auch einen ganz verkehrten Oeconomum abgeben, vielleicht aus der Ursache, weil insgemein von den Pfarrern gesagt wird, daß sie gar zu sehr dem Geiz huldigten. Sein Oeconomus aber war nun gar zu possirlich. Zum Exempel wenn die Mägde den Kühen zu fressen geben wollten, fanden sie solche mit gebundenen Füßen in der Rause liegen und mußten deswegen die halbe Gemeinde zusammenrufen, damit sie diese gehörnten Puppen aus ihrer ungewöhnlichen Wiege möchten an Ort und Stelle bringen helfen. Es hat dieses nebst dem Folgenden ein augenscheinlicher Zeuge mit Namen Christoph Nicolai, welcher dazumal als Rathmann in Brandenburg ansässig

[1]) S. Monatl. Unterred. Bd. III. S. 564 ꝛc., 583 ꝛc.

war und öfters in diesem Kirchspiel zu thun hatte, mit angesehen. Also brauchte ferner der gute Herr Pfarrer keine Bereiter, weil dieser Geist seine Pferde dergestalt zu dressiren wußte, daß sie öfters eine ganze Woche nicht auf den Füßen stehen konnten. Gänse, Enten, Hühner, oder was von Geflügelwerk in dem Pfarrhofe war, fand man oftmals zusammengebunden auf dem Schwengel des Brunnens, der mitten im Dorfe stand, oder auf des Küsters Hausdache, ja wohl gar auf den Bäumen in den Gärten, welche außer dem Dorfe standen, des Morgens früh aufgehangen. Mancher Bauer hätte wohl daran einen bessern Fund gethan, als wenn er einen Bienenschwarm seines Nachbars auf seinem Grund und Boden erhascht hätte, wenn er nicht oft von der Kanzel gehört hätte, daß wenn einer sich ein Predigergut anmaßet, diese Sünde nicht mit unter die Vergebung der 77mal mit könne gerechnet werden. Also hatten die Bauern noch dazu die Mühe, selbige herunterzulangen, und dem bedrängten Pfarrer wieder zuzustellen. Was nun noch mehr ist, so nahm er sich auch der Küchenwirthschaft an, er überhob die Magd im Feuermachen, sowohl in der Küche als in dem Backofen, jedoch mit dem Unterschied, daß man öfter geglaubt, der ganze Pfarrhof müsse in Feuer aufgehen, obschon niemals einiger Schade geschehen. Er reinigte das Küchengeschirr, füllte es aber wohl dann und wann mit etwas anderem, was sich für eine geistliche Küche nicht geziemen will. Das Possirlichste aber war, wenn der gute Pfarrer sich etwa einen Sonntagsbraten wollte zurichten lassen, denn da durfte sich weder Knecht noch Magd, wenn sie nicht für ihre Mühe ein Paar unsichtbare Ohrfeigen davon tragen wollten, in der Küche blicken lassen. Er war Bratemeister und Alles. Man sah den Braten herumlaufen, ohne die Hand, welche ihn wendete; ja man gewöhnte sich dieser Arbeit also an, als wenn sie von einem Dienstboten wäre verrichtet worden; dann und wann aber, wenn man das Fleisch oder Vorkost anrichten wollte, dann war es dergestalt gesalzen oder mit gewisser Würze gemacht, daß es auch einem heißhungrigen Magen den Appetit vertrieben hätte. Absonderlich wußte er sich aus dem Schweinestall solcher Brühen zu bedienen, daß der Geruch einem von selbst das Essen verbot und der gute Pfarrherr mit seiner Familie bei dem nächsten besten Pfarrkinde mit etwas wenigem Zugemüse vorlieb nehmen mußte. Als aber diese Abenteuer gar zu lange dauerten und der gute Herr Pfarrer sich nicht mehr zu retten wußte, hat er auf öffentlicher Kanzel seine Gemeinde gebeten, ein andächtiges Gebet für ihn und seine Familie zu thun, daß ihn doch Gott von diesem Uebel erretten möchte. Je eifriger aber der Bauern Gebet war, desto beschäftigter war unterdessen zu Hause dieser unsichtbare Dienstbote, und wollte der gute Prediger mit Familie und Gesinde was Weniges zu essen haben, so mußte er das Bauerngebet in der Kirche und sein eignes im Hause unterwegs lassen. Doch da die Komödie zu lange gespielt wurde, mußte er endlich selbige höherer geistlicher Obrigkeit anzeigen, obgleich die ganze umliegende Gegend davon genugsam überzeugt war. Das löbliche Oberkonsistorium aber wußte anfänglich nicht, was auf dergleichen Bericht für ein Entschluß sollte gefaßt werden, zumal da das Gebet in der öffentlichen Kirche von der ganzen Gemeine nichts hatte verfangen wollen. Es wollte also in einer so stachlichten Geistermaterie keinen Bescheid geben, besonders weil es keiner fernern Untersuchung nöthig war, auch die abgeordneten Commissarien vielleicht kein besseres

Tractament in dem Pfarrhofe von diesem unsichtbaren Speisemeister als der Hausvater selbst zu erwarten gehabt hätten. Deswegen ist die Sache unentschieden geblieben und der gute Prediger zur lieben Geduld verwiesen worden.

Nachdem dies Gerücht mehr und mehr erschollen, zog es gewisse kuriose Gemüther nach sich, welche sich bei diesem unsichtbaren Speisemeister zu Gaste bitten wollten. Es waren dieses drei Domherren aus obgedachtem Stift Brandenburg, die ohnedies um Michaelis ihr gewöhnliches Kapitel hielten, und sich verabredeten, daß sie des andern Tages nach diesem Fest nach dem Mittagsessen dahin reiten wollten. Zum Voraus schickten sie einen fetten Consistorialvogel (Truthahn) nebst einem guten Flaschenfutter Rheinwein ab, mit Befehl an den Prediger, daß er selbigen von seinem unsichtbaren Küchenjungen sollte braten lassen, weil sie selbigen mit ihm verzehren wollten. Der gute Prediger that, was ihm befohlen wurde, ließ ein Gericht Fische und Krebse auf sein Conto holen, damit er seine werthen Gäste bewirthen könne; den Puterhahn aber ließ er an den Spieß stecken und übergab solchen seinem unsichtbaren Handlanger, welcher auch sogleich zu treiben anfing. Der Pfarrer ging seinen ankommenden Gästen entgegen, um sie zu bewillkommnen, welche, nachdem sie von ihren Pferden gestiegen, ohne weiteres Verweilen sogleich in die Küche gingen, ob ihr eingesandter Consistorialvogel wirklich in einem christlichen Hause von einem unsichtbaren Geiste servirt würde, wie solches zum Voraus der Prediger bekräftigt hatte. Sie sahen aber beim Eintritt in die Küche ein wunderliches Abenteuer. Anstatt des Bratens steckte der Kober oder Insel, wie man es zu nennen pflegt, darinnen der Puthahn eingesteckt worden, am Spieß, welcher sich bei dem Feuer herumdrehete, ohne daß man eine Hand oder was anderes gesehen, welches diese Bewegung verursachte, vom Braten aber war nichts zu sehen. Die sich selbst eingeladenen Gäste sahen einander an und wußten nicht, ob sie lachen oder zürnen sollten. Der Prediger suchte den Braten ängstlich und sah ihn endlich hinter dem Heerde gebraten in dem Wust liegen. Da er denselben aufhob, ward er mit einer solchen Sauce begossen, daß er einem den Appetit vom Neumond an bis auf das dritte Viertel hätte vertreiben können. Dabei hörten sie ein helles Lachen, ohne daß sie eines einzigen andern Menschen hätten ansichtig werden können, jedoch waren sie zur Genüge überzeugt, daß sie nicht umsonst die Macht eines Kobolds selbst anzusehen gereiset wären. Sie fanden sich aber darin betrogen, daß sie von ihrem eingesendeten Braten etwas genießen wollten, da sie nun übrigens selbst mit den Fischen und Krebsen nicht trauten, so ließen sie selbige bei dem Schulmeister außerhalb des Pfarrhofes zurecht machen und gingen unterdessen in des Predigers Garten hinaus. Einer aber von diesen lieben Herren, welcher vielleicht auf einer Universität der sogenannten Cyniker studirt hatte, und dem dieser Affront nebst der Sauce über den Puthahn etwas mehr in die Nase roch, forderte diesen unsichtbaren Speisemeister mit herben Worten auf ein Duell heraus, welches vielleicht der überflüssige Trunk von der Mittagsmahlzeit mag veranlaßt haben. Obgleich die Andern dieses Unternehmen mißbilligten, so fuhr doch dieser liebe Herr Canonicus mit seinem Schimpfen fort, ob sich schon der Geschimpfte nicht im Geringsten verantwortete. Sie verzehrten endlich in dem Garten ihr bei dem Schulzen bestelltes Abendbrot, man war dabei guten Muthes, trank ein Glas Wein, so daß von dem Mitgebrachten dem

Prediger nicht viel übrig blieb, und die Gäste wollten bei Mondschein nach Hause reiten. Als man aber die Pferde aus dem Stall ziehen wollte, sahen die Knechte ein widerliches Spektakel, welches bei der Nachwelt allen denjenigen eine Einprägung machen kann, so die körperliche Gewalt und Kraft einem unsichtbaren Geiste entziehen wollen. Das Pferd desjenigen, welcher den Kobold geschimpft hatte, stand zwar bei der Krippe, die ganze Zunge aber nebst dem Schlunde war ihm aus dem Rachen gerissen, und auf der Erde sah man eine große Pfütze Blut liegen. Wie nun der Knecht das Pferd umlenken wollte, fiel es in Beisein der Herren nebst dem Prediger und dem Knechte todt zur Erde nieder. Hätte der gute Domherr gleich wie die andern stille geschwiegen, und in Gedanken bei dem Geisterconsistorium diese Uebertreter und Beschimpfer der hochwürdigen Geistlichkeit verklagt, so wäre es für ihn viel besser gewesen, und hätte er wie die andern sein Pferd behalten, welches er kurz vorher mit 100 Ducaten gekauft hatte. Es war aber bei ihnen nun kein Verweilen mehr, die Probe von der Macht des Koboldes war ihnen gar zu handgreiflich. Sie setzten sich also zu Pferde und ritten wiederum nach Hause, da derjenige, welcher sein Pferd verloren, mit seines Knechtes Pferd den Rückweg nehmen mußte. Dieser Zufall machte noch mehr Lärmen, zumal er nicht so heimlich hat tractirt werden können, daß nicht der Scharfrichter, um das Pferd abzuziehen, aus der Stadt hätte gerufen werden müssen. Dieser hat in Untersuchung solcher Begebenheit ausgesagt, daß sechs der stärksten Männer, wenn auch ein Pferd in dem Nothstall befestigt wäre, nicht im Stande wären, dergleichen zu verrichten, ja wenn es auch mit einer eigenen dazu verfertigten Maschine hätte geschehen sollen, so hätte doch die Zunge abreißen müssen.

192) Das todverkündende Gespenst.[1])

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein junger Candidat bei einem wohlbegüterten Edelmann in der Neumark Brandenburg als Informator angestellt, wo er drei Junker und zwei Fräuleins zu unterrichten hatte. Der älteste von diesen Junkern, ohngefähr 15 Jahre alt, war von Jugend auf sehr zur Jagd geneigt, daß wo er nur eine Flinte erreichen konnte, er selbige versteckte und mit ihr verstohlenerweise in das dem Edelsitz naheliegende Holz eilte, um einen oder den andern Vogel zu schießen, und ob er schon öfter von dem Informator deswegen mit Worten hart gestraft wurde, so sahen die Eltern selbst ihm durch die Finger, und der Papa ging in seiner Affenliebe gegen den Sohn so weit, daß er ihm eine von seinen eigenen Flinten gab, mit welcher sowohl er als sein jüngerer 12jähriger Bruder sich im Schießen exerciren sollte. Was geschieht nun aber eines Tages, da die Junker Nachmittags in ihrer gewöhnlichen Lehrstunde waren und der Lehrer neben ihnen saß, die Flinte aber an einem Nagel an der Mauer hing, da sie geladen war? Da hörten Alle, wie eine unsichtbare Hand den Hahn ordentlich aufzog und wiederum in Ruhe versetzte, und dieses geschah dreimal hintereinander. Da stand denn der Informator, wiewohl nicht ohne Schaudern auf, um zu sehen, wie dies zugehe; wie er aber zu dem Gewehr kam, fand er dasselbe in demselben Zustand, wie er

[1]) Nach den Monatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Th. III. S. 638 rc.

es selbst hingehängt, und schrieb es seiner starken Einbildungskraft zu, wiewohl die Junker dasselbe Geräusch mit angehört hatten. Kaum hatte er sich wieder an seinen Ort gesetzt und ließ die gewöhnliche Lection aufsagen, da erhob sich das vorige Krachen von Neuem und zwar, wie er ordentlich hörte, viermal hintereinander, also, daß es in Allem siebenmal war, worauf es ganz still ward. Die Junker, absonderlich der größte, erschraken hierüber am meisten, wiewohl dieser davon keine Ursache anzugeben wußte und der Lehrer ihm auch keine beibringen wollte, damit nicht etwa dadurch einige Lehrsätze von den sogenannten Geistern beigebracht würden, was gegen die evangelischen Principien gewesen wäre. Allein trotzdem daß Niemand davon sprach, verlangte doch keiner der zwei Junker mit der Flinte ins Holz zu gehen und die Recreationsstunden mit Ballspiel oder anderem Zeitvertreib zu vollbringen. Allein nach sechs Tagen war dieser Eindruck wieder verschwunden. So gingen beide mit dem Hauslehrer und einem Bedienten in das Holz, wo sie Sprenkel aufgestellt hatten, und waren Alle begierig zu sehen, ob in einem oder dem andern etwas haften möchte. Unterdessen lehnten sie die Flinte an einen Baum. Da nun Alle mit dieser Arbeit beschäftigt waren, ging der zwölfjährige Junker zur Flinte, nahm sie in die Hände und probirte, ob er den Hahn aufziehen könne: da mittlerweile der älteste Junker nebst dem Lakai ihm entgegenlief, um ihm das Gewehr aus den Händen zu nehmen, der Lehrer aber etwas von ihnen entfernt war, ging plötzlich in seinen Händen die Flinte los und schoß seinen ältesten Bruder Knall und Fall zur Erde, so daß er nur noch wenige Minuten gelebt hat, der Lakai aber bekam etliche Schrote sowohl ins Angesicht als in die Brust. Hieraus ist nun aber der nothwendige Schluß zu machen, daß jenes unsichtbare Gespenst, welches damals zuerst den Hahn aufzog, der Schutzgeist des ältern jungen Herrn gewesen ist, der, weil gerade diese Flinte seine Passion war, ihm dadurch anzeigen wollte, und zwar weil es siebenmal geknackt hat, daß er am siebenten Tage und zwar mit demselben Instrument ums Leben kommen sollte, wie es denn auch wirklich erfolgt ist. Die Begebenheit selbst hat sich am 19. September 1724 zugetragen, und der jüngere Bruder war im Jahre 1741 als Hauptmann zu Berlin noch am Leben.

193) Der seinen Kopf fordernde Gehenkte. [1])

Ein ganz glaubwürdiger Prediger erzählte, daß zu der Zeit als er zu Stendal Diaconus gewesen, allda ein Branntweinbrenner die Hirnschale von einem gehenkten Diebe gebraucht, den daraus destillirten Geist oder Spiritus unter seinen Branntwein zu mengen, damit er desto besser abgehen möchte, wie denn dergleichen Leute oftmals aus verfluchtem Geiz sich auf solche abergläubische und zauberische Händel legen. Als er nun in der Nacht, wie denn solche Kinder der Nacht meistentheils ihre Werke der Finsterniß im Dunkeln verrichten, damit beschäftigt war, trat dieser vor wenigen Tagen gehenkte Dieb (oder der böse Feind in dessen Gestalt) durch die Thüre, die sich von selbst aufthat, in die Kammer, sah diesen Branntweinbrenner und Alle, die in der Kammer waren, eine Weile steif an und sagte endlich zu diesem: Höre, gieb mir meinen Kopf wieder.

[1]) Nach Remigius Th. II. S. 250.

194) Die Miggelsberge[1]) bei Köpenick.[2])

Bei Köpenick unweit Berlin liegen die Miggelsberge und der große dunkle Miggelsee, in welchem die Spree, eine helle Stromlinie, sich ergießt. An diesem See und in der romantischen Waldgegend ließ sich vordem eine schöne Jungfrau sehen, bald im einfachen Frauengewand, bald im Putz des fürstlichen Standes. Sie war Ottocars, Königs aus Böhmen, Tochter, von dem sie auf einige Zeiten hierher verwünscht wurde.

Alle dreimal sieben Jahre, vom Tage ihrer Verzauberung an, zeigte sie sich in Gestalt eines lieblichen Seefräuleins und bat mit flehender Geberde den von ihr erwählten Mann, sie aus ihrem Banne zu befreien, welcher dafür in Besitz großer Schätze gelangen werde. Die Befreiung bestand darin, daß der Entschlossene sie furchtlos vor drohenden Gefahren dreimal auf dem Rücken um die Hilbertskirche zu Köpenick tragen müsse. Nur Wenige haben sich zu diesem Versuche entschlossen, Keiner hat ihn bestanden und Alle sind vor Entsetzen geflohen. Ein fremder, muthiger und entschlossener Ritter hatte einst die Jungfrau schon zweimal um das Gotteshaus getragen, das dritte Mal aber traten ihm entsetzliche Schlangen und feurige Schreckgestalten in den Weg; voll Todesahnung sank er zur Erde und Jungfrau und Erscheinungen verschwanden. Die Sage läßt einen schwarzen Wassergeist, der im Teufelssee unter den Gebirgen seine Wohnung hat, den Schatz der Prinzessin von Miggelsee bewachen, der sich zwanzig Klafter tief unter einem weißen Steine befindet. Jäger und Holzschläger vernehmen zuweilen ein grauenhaftes Geräusch von Hornblasen und Hundegebell durch die Eichwaldung brausen und sie sagen dann, der böse Geist schwärme durch's Dickicht und suche die Jungfrau auf.

195) Hexengeschichten aus Neuendorf in der Altmark.[3])

Im Jahre 1652 den 17. Mai hat ein Weib, Namens Clara, von Kaßika, einem zum Kloster Neuendorf gehörigen Dorfe, welche wegen der Hexerei sehr verdächtig gewesen, und auch schon einmal deswegen torquirt worden, aber nichts bekannt hat, sich selbst des Morgens mit einem Messer im rothen Häuschen die Gurgel abgeschnitten und ist vom Henker begraben worden. In eben dem Jahre, den 17. December, ist Anna Görges wegen der Hexerei, daß sie dem Müllermeister Jürgen Wibeken, seine Frau, Sohn und zwei Pferde vergeben, etwa eine halbe Meile vom Kloster bei dem Neuendorfschen Gerichte öffentlich verbrannt worden.

Den 20. Julius 1660 ist Grete Schulzin, genannt die Meckelbursche, nachdem sie in der Tortur, der der Pfarrer des Klosters Neuendorf, Jeremias Jocardus, auf Begehren des damaligen Amtmanns, Herrn Johann Witte, beigewohnt, bekannt, daß sie mit dem Teufel, den sie Hans genannt,

---

[1]) Wir theilen diese schon oben S. 33 angedeutete Sage hier nach einer andern Version mit.

[2]) Nach Ed. von Felsthal, Deutscher Sagenschatz, Schwäbischhall o. J. in 8° S. 286.

[3]) Nach El. K. Reichard, Vermischte Beiträge zur Beförderung der nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, Helmstädt 1788, Bd. II. S. 417 rc.

allbereit bei Pappenheims Zeiten (im 30jährigen Kriege), da der in der Altmark gelegen, angefangen ein Pactum aufzurichten, da sie denn Gott hat verschwören, sich hat dem Teufel übergeben und seines Willens zu vielen Malen pflegen müssen, auch sonsten hin und wieder auf Wiesen, Kreuzwegen und anderswo mehr auf des Teufels Befehl und Antrieb, der ihr auch Ort und Stelle benennet, wo sie es hingießen solle, Gift ausgegossen hat, dadurch Menschen und Vieh zu Schaden gekommen sind, wie sie denn hierum, da sie es nicht gern hat thun wollen, vom Teufel übel tractirt worden ist. Selbige obgemeldete Hexe ist auf solch ihr Bekenntniß, wobei sie beständig verblieben, nach Ausspruch der Rechtsgelehrten in der Universität Helmstädt verurtheilt und am 20. Juli vor dem Kloster Neuendorf auf dem sonst gewöhnlichen Richtplatze lebendig auf einen Holzhaufen gesetzt und so, daß Jedermänniglich wohl hat sehen können, verbrannt worden. Mit dieser Hexe ist auch zu gleicher Zeit die alte Schmedtsche aus Helmstädt und zwar noch etliche Wochen nachdem jene verbrannt, gefänglich gehalten worden. Und ob sie gleich zur Tortur gebracht und mit ihr ziemlich ist verfahren worden, hat sie doch zu keinem Bekenntniß gebracht werden können, weswegen sie wiederum auf freien Fuß gestellt worden. Es hat aber die Meckelbursche öffentlich vor Gericht, da sie ihr Urtheil anhören mußte, auf sie bekannt, ist auch darauf beständig geblieben.

Im Jahre 1669 ist die alte Schulzin von Einow, so wegen der Hexerei längst verdächtig gewesen, von Paul Dravenen aus Einow dem Amte denuncirt worden, welches auch sofort die Inquisition gegen diese verdächtige Person angestellt und nachher von der löbl. Juristenfacultät in Helmstädt darüber erkennen lassen, die denn ihr nach eidlicher Abhörung der Zeugen die Tortur zuerkannt, welche auch, nachdem sie oft gütlich ermahnet worden, endlich am 3. Januar 1670 Morgens um 2 Uhr bei ihr durch den Scharfrichter von Gardeleben vorgenommen, da sie eben nichts mehr bekannt, als daß sie Paul Dravenen nachgesehen. Um 4 Uhr desselben Morgens ist Kaspar Kratz, Pastor des Klosters Neuendorf zu ihr gefordert worden und hat sie nochmals ermahnet; sie hat aber nichts bekannt, sondern immer vorgewendet, sie wisse von nichts, sie sei unschuldig. Darauf weil der Pfarrer nichts bei ihr hat ausrichten können, ist er von ihr gegangen. Es ist aber diese Schulzin noch denselben Tag gegen Abend um 5 Uhr eines natürlichen Todes gestorben, und sie soll noch vor ihrem Tode zu verstehen gegeben haben, daß sie Paul Dravenen behext, wie aber und womit, hat man von ihr nicht herausbringen können. Nach dem Spruch der juristischen Facultät zu Helmstädt ist ihr das Begräbniß auf dem Kirchhofe zu Einow zuerkannt worden, doch ohne Klang und Gesang.

Anno 1671 auf heil. drei Könige ist eine Magd mit Namen Trine von Alt-Salzwedel bürtig, so bei dem Krüger allhier gedient, wegen eines bösen Geschreies vom Churfürstl. Amte eingezogen worden, da sie denn nicht allein gegen den Amtmann, sondern auch gegen den obgedachten Pastor Kratz bekannt, daß sie, wiewohl aus großer Bestürzung, da ihr ihre Mutter bei ihrem Abschiede übel nachgefluchet, ein Pactum mit dem Teufel, und nachher, wiewohl gezwungen, Beischlaf mit ihm gehalten. Der Pfarrer ist denn zu ihr am andern Tage ins Thurmhaus gegangen und hat sie, äußerlich davon zu judiciren, gute Anzeigung einer rechtschaffenen Pönitenz verspüren lassen. Weil sie denn bei ihrer gethanen Confession beständig beharret, hat endlich

nach vorhergegangenen vielen Interlacutarien die fürstliche Facultät zu Helmstädt ein salch Endurtheil gefället, daß ihr vorher der Kopf abgehauen und nachgehends der Kärper sallte verbrannt werden. Seine Churfürstl. Durchlaucht aber haben gemeldetes Urtheil solchergestalt gemildert, daß ihr die Lebensstrafe völlig erlassen, nur daß sie auf dem Amte lebenlang spinnen und verwahrlich bleiben sollte. Sie hat sich aber wenig Tage nach Publicirung salches gemeldeten Urtheils des Nachts davon gemacht und ist in der Raggenernte davon gegangen.

Anno 1727 den 27. Junius ist Herrn Wiehen's Knecht, Hans Peter Berendt (ein ruchloser Kerl, ein Frevler und muthwilliger Sonntagsentheiliger, der mit Wissen und freimüthigem Vornehmen, er wisse, daß am Sonntag zu arbeiten Sünde sei, er wolle es aber doch thun, den Sonntag entheiligt und der in dem Rufe, daß er mit Schencken seinem Eheweibe, ob er gleich selbst sein Weib hier hatte, in unzulässiger Freundschaft lebe) auf der Algenstedtschen Wiese, mähet Gras aus dem Busche und Nachmittags um 3 Uhr ohngefähr, als er die Sense schärfet, wird er neben sich gewahr einen graßen schwarzen Kerl, den Hut um den Kopf hängend, ein schwarz Gewand tragend, so geschienen als sey es aus einem Stück gemacht, tragend in seinen Händen einen schwarzen Stack mit weißem Knopf. Er erschrickt dergestalt, daß er ganz verstummet und auf dessen Anrede, was er da mache und wa sein Herr sey, kein Wart antworten kann. Der Kerl faßt ihn beim Arme, schleppt ihn fort, und indem er vor dem Werweln Busch vorbeikam, windet er eine Weide aber Weidengerte, schneidet sie ab, drehet sie vallends zurecht, stößt ihm den Hut ab, steckt ihm die Weide über den Kopf, sprechend: „Hier will ick di uphangen!" Der Berendt wehret sich mit einer Hand und stäßt die Weide wieder ab vam Kopf und pfeift auf dem Finger zweimal. Inzwischen hat der schwarze Kerl, der nichts Weißes als die Zähne an sich gehabt, ihn mit der Faust auf die Brust gestaßen, und mit dem Fuß in den Rücken, daß er zu Boden gefallen und graße Schmerzen darab empfunden. Als auf das Pfeifen und Rufen: „Helpe! hier will my ein schwarzer Kerl uphangen", der Herr, der Dienstjunge, die Fiehmannsche, die Sonnenscheinsche herbeigelaufen sammt der Schencksche sind, da sie gehört: mich will einer aufhangen, haben ihn auch ganz blaß und zerstört auf der Sense aufgerichtet sich lehnend gefunden. Er selbst aber hat referirt, da die Andern geantwortet, habe der Schwarze ihn verlassen und sey wieder in den Busch gegangen. Er, der Knecht, will ihnen davan erzählen, fällt auf den Rücken ohnmächtig nieder mit Ungeberden und starkem Herzklapfen. Sie stehen Alle und sehen ihn an, meinend, er werde sterben; erdreistet sich endlich die Fiehmannsche, greift ihn an und ermuntert ihn wieder. Da er ihnen denn Obiges erzählt und beigefügt, er habe sa viel gekriegt, daß er's im Jahre nicht verwinden werde, wie er denn etliche Tage sich nicht zur Erde beugen können, auch mit der Hand kein Brot schneiden, vor der Brust auch empfindliche Schmerzen empfunden. Die Weide haben abgedachte Persanen in Händen gehabt, aber auf der Wiese liegen lassen. Dieses ist allerdings der Teufel mit seinen eisernen Klauen gewesen und hat's der Berendt selbst mit erzählt, wie er ihn gestaßen, geschleppet, die Weide gewrungen, mit einem Messer, sa er aus der Tasche genammen, abgeschnitten und ihm über den Kapf gesteckt, so er wieder abgestoßen.

196) Die Hexenriecherin und die Hexenstecknadeln. [1])

Es hat sich in Potsdam in der Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Wittwe, mit Namen Katharina Brückmannin, deren Mann, ein Maurer seiner Profession, in einer andern Stadt in der Mark Brandenburg gewesen war, aufgehalten. Jener hatte durch einen unglücklichen Fall bei der Reparatur des Stadtthurms sein Leben geendigt und die Wittwe noch etliche Jahre in dieser ihrer Vaterstadt zugebracht. Während der Zeit aber wollte diese gute Frau eine Entzückung gehabt haben, durch welche sie zu einem Erkenntniß gekommen sey, alle Hexen und Hexenmeister nicht allein prüfen zu können, sondern sie wollte von solchen sogar den Geruch haben. Welches freilich wohl etwas lächerlich erscheint, ja die gute Frau ging in dieser ihrer unschuldigen Einfalt zu weit, indem sie sich auf ihre gehabte Entzückung zu viel verließ, zumal zwar bekannt ist, daß den Aposteln und ihren Nachfolgern unterschiedliche Gnaden versprochen worden sind, doch von Kenntniß der Hexen und dergleichen Geheimnisse nirgendwo etwas geschrieben steht. Diese aber, ob sie sich schon sowohl bei geistlichen als weltlichen Gerichten wegen ihrer vermeint erlangten Gnade gemeldet, ist doch als Närrin verlacht und abgewiesen worden. Ja sie ging so weit in dieser ihrer Einbildung, daß sie dem regierenden Herrn dieses Orts selbst aufpaßte und selbigem ein ganzes Register von dergleichen Hexengeheimniß hersagte und eine und die andere Person darunter mit Namen nannte, welche aus der Zucht Levi wohl bei vernünftigen Leuten hätten sollen verschwiegen bleiben. Und obwohl der Fürst zu allen diesen Dingen lachte, zumal die Reformirten nur wenig von dergleichen zu halten pflegen, so war doch die Anklage der vermeint Beleidigten desto schwerer und mußte der Fürst, um den Titel eines Landesvaters zu erhalten, diese Anklägerin der Justiz überliefern, welche selbige mit Eisen belegt in den finstern Thurm bei Wasser und Brot zur Satisfaction der vermeint Beleidigten werfen ließen. Und da sie eine geraume Zeit in diesem elenden Stande hat bleiben müssen, wurde ihr auferlegt, eine öffentliche Kirchenbuße nebst Abbitte zu thun und darauf ward sie auf ewig des Landes verwiesen, nach welcher Zeit sie sich nach Potsdam mit ihrer Tochter gewendet, und weil sie auch der reformirten Religion angehört, ist sie von der Geistlichkeit allda aus der Almosenbüchse unterhalten worden. Kaum war sie aber in dieser Stadt angekommen, hob sie an aus dem alten Ton zu pfeifen und erzählte öffentlich zur Bescheinigung des ihr angethanen Unrechts, was mit ihr in ihrer Geburtsstadt passirt war. Dadurch ist sie denn in großen Ruf gekommen, und sie hat in vielen Häusern erscheinen müssen, um Alles zu erzählen, hat auch manches Almosen durch ihre Erzählungen zu ihrer hinlänglichen Nothdurft erhalten. Kurzum sie hat sogar in das Haus eines der Prediger in der Stadt Potsdam Zutritt erlangt, derselbe hat auch ihre Tochter in Dienst genommen, die im Jahre 1739 noch am Leben war, auch die Mutter, da sie das Jahr vorher (1738) gestorben, begraben lassen. Kurz vor ihrem Tode ereignete sich aber in ihrer Geburtsstadt folgender merkwürdiger Zufall. Der reformirte Hofprediger daselbst, welcher im Jahre 1739 noch am Leben war, ging eines Tages mit seiner Frau und Kindern

[1]) S. Monatl. Unterred. Bd. III. S. 609 ꝛc.

zu der gewöhnlichen Mittagsmahlzeit, und nach gehaltenem Gebete, da der gute Prediger für sich und seine Kinder ein großes hausbackenes Brot aufschneiden wollte, sah er mit Verwunderung, da er mit dem Messer nicht durchkommen konnte, aus demselben eine große Menge Stecknadeln herausfallen, welcher Anblick, wie leicht zu erachten, ihn in ein nicht geringes Erstaunen setzen mußte. Er besah die Nadeln an allen Orten, konnte aber nichts anderes finden, als daß es kein Blendwerk, sondern rechte natürliche Nadeln waren, und zwar in solcher Menge, daß vielleicht, weil die Predigerfrauen nicht viel von Putz halten sollen, in seinem ganzen Vermögen nicht so viel vorhanden waren. Er raffte diese in ein Papier zusammen und legte sie auf's Fenster, bei sich, wie er anfänglich auch sagte, vermeinend, daß sie ihm eine gewisse Freundin zum Schabernack in den Teig geworfen habe. Er legte also dies Brot bei Seite und ließ durch die älteste Tochter ein anderes Brot aus der Speisekammer holen, welches die Predigerfrau selbst aufschnitt, ohne in demselbigen etwas zu finden, und da sie ihrem Ehegemahl seine Portion vorlegte und selber mit dem Messer ein Stückchen davon herunterschneiden wollte, fuhren wieder sieben ganz rostige Stecknadeln heraus, ohne daß in der Frau oder in der Kinder Stückchen nur die geringste Spur zu finden war, als welche auch das Ihrige mit gutem Appetit hineinaßen und dem guten Prediger als Hausvater das Nachsehen hinterließen, welcher, er mochte Brot schneiden oder brechen, mehr und mehr dergleichen Nadelkonfekt vor sich liegen sah, welches auch den Mitanwesenden allen fernern Appetit benahm, wie dies leicht zu glauben sein wird. Der gute Prediger sah nun wohl in seiner Gelassenheit, daß dieses Bescheidessen für seine Person allein zugerichtet wäre, es war aber über seinen Horizont, dies widernatürlichen Ursachen zuzuschreiben, wie er denn als ein reformirter Geistlicher an teufelische Dinge weder glauben noch etwas davon reden oder drucken lassen durfte. Was war also zu thun? Er durfte das was er dachte, daß es nämlich ein Affenspiel des leidigen Satanas sei, nicht einmal seiner Frau, Kindern und Dienstboten kundgeben, seinem eigenen hausbackenen Brote wollte er auch nicht weiter trauen, weil er sich fest einbildete, daß das ganze Gebäck für seine Person allein mit dergleichen stachlichem Gewürze versehen sei; er schickte also zu dem entlegensten Bäcker in der Stadt und ließ sich ein frisches Brot holen. Da er aber dasselbe aufschnitt, war eben derselbe Vorrath wie in dem eignen hausbackenen für seine Person zu finden, wenn aber die Predigersfrau in dasselbe schnitt, waren nicht die geringsten Spuren davon zu sehen. Er hielt es zwar für Blendwerk, schob also einen Brocken in den Mund, welches ihm schier gar übel bekommen wäre, zumal die Stecknadeln sich am Gaumen festsetzten und zwischen den Zähnen knirschten. Dieses Brot kam unserem guten Prediger sehr unappetitlich vor, er ließ es also fallen, war auch nicht im Stande zu beten, wie es in solchen Zufällen zu geschehen pflegt. Er wagte aber auch von der Sache nicht zu reden, damit in einer Stadt, wo obgedachte Brückmannin so scharf gestraft worden war, nicht durch ihn selbst, einen reformirten Prediger, die Hexerei eingeführt zu werden scheinen möchte und man in dergleichen gottesfürchtigen Städten, wo die reformirte Religion allein florirt, von den Werken des Teufels nicht das Geringste wissen will. Der gute Prediger mußte also eine Wolfsnatur annehmen und entweder mit bloßem Fleisch sich sättigen oder aber seinen

Hunger mit anderer Vorkost zu befriedigen suchen. Die gute Predigersfrau that aber alles Mögliche um diesem Unheil abzuhelfen, sie siebte das Mehl eigenhändig, sie knetete den Teig ein, schob ihn selbst in den Ofen, blieb dabei bis er ausgebacken war, schnitt das gebackene Brot auf, fand auch nicht die geringste Spur einer Nadel, sobald es aber der Prediger nur in die Hand nahm, davon schnitt oder abbrach, so fielen dieselben wie vorhin heraus. So war also auch diese Vorsorge vergebens und kein anderes Mittel übrig, als von andern Bäckern sowohl durch ihre eignen Hausgenossen als durch Freunde, ja sogar vom Lande Brot holen zu lassen. Aber die Sache blieb beim Alten! In diesen betrübten Umständen hat dieses wunderliche Gerücht nothwendig durch die ganze Stadt erschallen müssen und daraus wider der Meisten eigenen Willen ein neuer Glaubensartikel statuirt werden müssen, daß ein neuer reformirter Teufel in diese vermeinte heilige Gemeinde sich eingedrungen habe. Endlich mußte nothwendig auch der Fürst davon Kunde bekommen, welcher, je weniger er nach seinen Grundsätzen davon glauben konnte, es doch auch nicht begriff, die Sache selbst aber nicht in Zweifel zu ziehen wagen durfte, weil sie eben einem seiner eigenen Geistlichen widerfahren war. Der gute Fürst wollte also selbst eine Probe thun, ob die Sache sich wirklich so verhalte. Es mußte also seine eigene Gemahlin nebst ihren Hofdamen in Beisein der Oberhofmeisterin das Mehl sieben, und damit alle Vorsicht gebraucht werde, so mußte diese durchlauchtigste und hochadelige Bäckerzunft sich dabei so in Negligé einstellen, daß sie nach geschehener Arbeit, welche ihnen gewiß nicht eine gewöhnliche war, gleich kurzum zu Bette gehen konnte, damit ja keine Stecknadel von ohngefähr in das Mehl oder den Teig fallen möchte. Ja, dieser eifrige Verfechter seiner Religion wollte selbst dabei sein, wie das Brot in den Ofen geschoben und wie es wiederum herausgenommen wurde, damit ja kein Versehen dabei oder Betrug von einem oder dem andern Deputirten aus dem Hexencollegio vorgehen möchte. Zum Ueberfluß mußte das gebackene Brot in Papier versiegelt, von seinem ersten Adjutanten in Beisein eines Obersten lutherischer Religion, der ein sehr christlicher Mann war, dem Prediger überbracht, in ihrem Beisein von dem Prediger entsiegelt und angeschnitten werden. Die zwei abgesandten Offiziere machten nicht kleine Augen, da sie gleich bei dem ersten Anschnitt Stecknadeln nebst rostigen Nähnadeln herausfallen sahen, und da der Prediger mit dem Messer im Schneiden nicht fortkonnte, und dasselbe Stück abgebrochen werden mußte, sah man mit Verwunderung, daß eine große Stecknadel quer durch das Brot ging, als wenn diese die Heckemutter aller dieser Nadeln wäre, über welchen Anblick die Herren Offiziere nicht wußten, was sie für einen Rapport abstatten sollten. Doch weil sie von Allem augenscheinliche Zeugen waren, durften sie freilich der Wahrheit dieser Sache nicht zuwidergehen, nahmen also die Stecknadel nebst dem übrigen Gepäck zu sich und legten es ihrem Fürsten unter die Augen, daß es, wovon sie augenscheinliche Zeugen waren, nämlich in dem Brote, welches sie versiegelt empfangen, gefunden worden wäre. Der gute Fürst machte freilich große Augen, weil er an der Wahrheitsliebe seiner Abgesandten keinen Zweifel haben konnte, wußte aber auch kein Mittel dieser Sache abzuhelfen, befahl also eine Quantität von diesem stachlichen Brotgewürz an das höchste geistliche Tribunal zu schicken, daß selbiges mit diesem eine Aufschließung dieser kitz-

lichen Materie durch ihre Weisheit geben möchte. Aber diese wollten auch in dieser Sache keine Hand anlegen, weil es wider den allgemeinen Styl der reformirten Kirche sei, und sie überhaupt in einem ihnen unbekannten Geisterprozesse keine Schiedsrichter seien, und so ist denn unter schwerer Strafe verboten worden, von dieser ganzen Sache überhaupt zu sprechen oder auch die geringste Untersuchung deshalb anzustellen. Nachdem diese Comödie bereits die siebente Woche gespielt, hat sie entweder von selbst aufgehört oder ist durch Gegenmittel einer vielleicht noch stärkern Hexe vertrieben worden.

197) Wittenberge.[1])

Die kleine Stadt Wittenberge in der Priegnitz, im Alterthum Weißenburg geheißen, erbaute Karl der Große. In der Nähe derselben, an der Elbe, liegen die Ruinen der vormaligen weit größern Stadt, von der noch gewölbte Gänge, Gruben und Wälle zu sehen sind, sowie auf einem Hügel dabei die Ueberbleibsel eines befestigten Schlosses.

Zur Zeit als die slavischen Schmaldinger mit den benachbarten Ligondern sich bekämpften, lebte in Wittenberge ein vornehmes Fräulein, welches mit einem mächtigen Fürsten verlobt war. Dieser zog in die Fremde, nachdem er vorher das Versprechen gegeben, nach seiner Zurückkunft, die in Kurzem erfolgen werde, die Hochzeitsfeier mit seiner Geliebten zu vollziehen. Da erhielt er die Kunde, daß das Fräulein ihm die Treue gebrochen und ihre Hand einem Andern gegeben habe. Wüthend eilte der betrogene Bräutigam zur Heimath und racheentflammt griff er mit seinem Heere die verschanzte Stadt an und nahm und zerstörte sie sammt dem Bergschlosse bis auf den Grund. Die unglücklichen Bewohner aber kehrten nach eingetretener Ruhe zurück, bauten jedoch die verheerte Stadt nicht wieder auf, sondern legten eine neue in einiger Entfernung davon an, welche den Namen Wittenberge erhielt und von der Stepnitz bewässert wird.

Um die Gegend der verheerten Stadt ist es aber noch jetzt nicht ruhig, schreckende Geister und Nachtgestalten zeigen sich oft dem Volk. In einem Hause auf einer Kuppe aber läßt sich außerdem der Geist eines verstorbenen Fährmanns sehen und hören, den man dort allgemein den alten Hildebrand nennt.

198) Die eine Hostie begehrende Zauberin.[2])

Anno 1636 trug sich in der Stadt Belitz in der Altmark ein erschrecklicher Zauberhandel zu. Eine alte Hexe hatte von ihrem Buhlen, dem Satan, gehört, daß er eine jüngere habe und sie gern loslassen wollte, wenn sie ihm eine gesegnete Hostie verschaffen könnte. Sie begab sich demnach alsbald zu einer Wittib mittelmäßigen Alters. Diese hatte einen Sohn, ohngefähr 15 Jahre alt, der noch nie zum Abendmahl gewesen. Die Alte versprach ihr 6 Reichsthaler, wenn sie ihr eine solche Hostie liefern könnte. Dieselbige ließ sich, weil sie von geringem Vermögen war, durch das angebotene Geld dazu bewegen und befahl ihrem Sohn, zum Sacrament zu gehen, aber das gesegnete Brot hinter dem Altare aus dem Munde zu

[1]) S. Edm. v. Felsthal a. a. O. S. 289.
[2]) Nach Remigius Th. II. S. 82 2c.

nehmen und ihr zu bringen. Dieser Bube that es, der Küster aber und einige Andere wurden es gewahr und hielten ihn beim Ausgange aus der Kirche an und gaben es dem Pfarrer zu erkennen. Als derselbe nun die gesegnete und schon ausgetheilte Hostie von ihm forderte und ihn deshalb befragte, gab er zur Antwort, er hätte gemeint, es wäre eben so viel, ob er sie hier oder zu Hause genieße. Die Obrigkeit ließ ihn nun in ein gelindes Gefängniß legen, der Stadtschreiber ging zu ihm und ermahnte ihn zu einem gutwilligen Bekenntniß; im Anfang blieb er zwar bei seinem Vorgeben, bald nachher aber bekannte er, seine Mutter habe es ihm befohlen, wozu sie aber die Hostie gebrauchen wolle, wußte er nicht. Hierauf ward das Weib alsbald geholt und etliche Male verhört, sie wollte aber nichts bekennen. Weil nun der Sohn bei seiner Aussage blieb und es seiner Mutter ins Angesicht sagte, ward sie in einen Thurm geworfen und mit der Peinbank bedroht. Unterdessen kam die alte Hexe, Gabriel Schulzens Wittib, vor den Thurm und brachte ihr Käse und Brot, davon zu essen, mit der Vermahnung, daß sie nichts bekennen sollte, denn also werde sie sicher sein; auch wollte sie ihr einen Buhlen bestellen, nämlich Meister Hans, der solle ihr ferner guten Rath ertheilen. Ob nun schon die Gefangene nichts von der Speise genießen wollte, so kam doch Meister Hans zu ihr als ein langer Mann, mit einem schwarzen Barte, gelben magern Kinnbacken, Ochsenfüßen und mit den Händen in der Seite; auf dem Hute hatte er einen schwarzen Federbusch. Er bot ihr seinen Dienst an zu ihrer Erlösung, wenn sie sich ihm ergeben wollte, zeigte ihr auch einen Beutel voll Geld, mit dem Versprechen, daß er ihr solchen schenken wollte; er hielt aber hernach sein Wort nicht. Ob nun gleich dieses Weib ihn im Anfang abwies, so kam doch dieser unverschämte Gast vielmals wieder, versprach ihr auch, er wollte sie zwanzig Jahre lang reichlich mit Kost, Trunk und mit Allem, was sie nöthig hatte, versorgen, also daß sie ohne Arbeiten gute Tage haben sollte, wollte ihr auch aus allen Nöthen helfen ꝛc. Endlich willigte diese Unglückselige ein. Der Satan brachte Speise, sie setzte ihren Trank daneben und sie aßen also mit einander. Darnach kam er wieder, legte sich zu ihr und trieb mit ihr Unzucht; sie befand ihn aber sehr kalt. Dieses Werk trieben sie zu unterschiedlichen Malen und Zeiten. Ehe sie sich ihm aber ergab, half er ihr noch einen Schleier und Mütze zerreißen und einen Strick davon machen, rieth ihr auch, sich selber zu erhenken. Unterdessen leugnete sie aber hartnäckig Alles, was ihr Sohn gegen sie bezeugte. Endlich bekannte sie gleichwohl, daß ihr Gabriel Schulzens Wittib sechs Reichsthaler für die Hostie verheißen, und zugleich auch, was sich zwischen ihr und dem Satan im Gefängniß zugetragen. Hierüber ward sie enthauptet und darnach verbrannt.

Die alte Zauberin ward demnächst geholt und obwohl die jüngere Wittib ihr ins Angesicht gesagt, daß ihr das gemeldete Geld für die Hostie angeboten worden und sie auch darauf starb, wollte sie doch nicht bekennen, obgleich sie mehr als einmal erschrecklich gepeinigt ward. Meister Wolf, der Scharfrichter zu Brandenburg, wußte keinen Rath mehr, sie durch Peinigen zum Bekenntniß zu bringen, jedoch ward ihm auferlegt, selbiges noch einmal zu versuchen. Vorher aber ermahnte sie der Secretarius und andere Herren mit beweglichen Worten, für ihre Seele zu sorgen ꝛc. Hierauf wich der Satan von ihr und sie bekannte: Erstlich, daß sie die Hostie für 4, und

nicht 6 Reichsthaler begehrt, weil ihr Buhle sie habe haben wollen, mit der Verheißung, sie alsdann loszulassen. Zweitens, daß der Satan vor drei Jahren zu ihr gekommen sei in obgedachter Gestalt des Meister Hans. Drittens, daß er zweimal mit ihr Unzucht getrieben. Viertens, daß sie aus dieser Vereinung drei Dinge geboren, wie junge Mäuse, welche sie weggeworfen. Fünftens, daß er ihr, als er das erste Mal zu ihr gekommen, drei Reichsthaler gegeben, als zwei Sächsische und einen Kaiserlichen, welche sie auch zeigte, und waren solche 1634 gemünzt. Sechstens wäre er nicht allezeit bei ihr gewesen, habe ihr auch gesagt, daß er noch mehr Buhlen hätte, und da sie ihn gefragt, welche? habe er ihr zur Antwort gegeben: alte H***, soll ich Dir das sagen? Doch hätte er obbenannte Wittib Anna Kappen genannt.

Ehe noch das Urtheil gefällt ward, ging der Pfarrer Herr Heinrich Sebaldus zu ihr und vermahnte sie, bei ihrem gethanen Bekenntniß zu beharren, auch dasjenige geduldig zu leiden, was wider sie werde ausgesprochen werden, that auch ferner Alles, was sein Predigeramt erforderte; aber sie begann wieder Alles zu leugnen, klagte, daß man ihr so viel Unrecht gethan und so übel mit ihr verfahren, nahm den Geistlichen selbst zum Zeugen, wie fleißig sie zur Kirche gegangen, bei dem Predigtstuhl gesessen und allezeit ihre Augen auf den Geistlichen gerichtet, wenn er gepredigt. Sie betete auch einige Reimgebetlein her ohne einigen Anstoß, ob sie schon in allen ihren andern Worten sehr stammelte. Der Prediger verwunderte sich darüber und redete ihr gebührlich zu, insonderheit weil er aus den Umständen merkte, daß der verdammte Geist nicht weit von ihr sein mußte. Als sie auch diesem Gesellen keinen Titel nach seinem Sinn gab, bezeigte sich das Weib so unbändig, daß man merken konnte, daß der Satan ihr auf dem Leibe säße. Der Prediger gedachte also, dieses elende Weib zur Reue und Bekenntniß ihrer Sünden zu bewegen, aber sie blieb hartnäckig, worauf derselbe von dannen ging und dem Rath, was ihm mit ihr begegnet sei, wissen ließ. Der Secretarius ward alsbald zu ihr gesendet, der ihr das Gewissen dermaßen schärfte, daß sie wohl nicht ferner leugnete, doch konnte er sie zu keiner herzlichen Reue und Neigung, sich mit Gott zu versöhnen, bringen. Also ist sie in ihren Sünden gestorben und hat der Satan, ehe noch das Urtheil an ihr vollzogen werden konnte, ihr den Hals umgedreht. Man hörte sie zwar rufen: beichten, beichten! doch dazu war keine Zeit. Man warf sie in einem Sacke Hals über Kopf die Treppen in dem Gefängniß hinab und ward ihr Leichnam unter dem Galgen begraben. Vier Wochen nachher ward er von den Hunden, oder wie Andere meinen, von den Wölfen aus der Erde herausgescharrt, zerrissen und aufgefressen, die Gebeine wurden hin- und hergeschleppt, der Sack aber war in der Erde geblieben.

199) Die Hexe zu Hillgenfelde. [1])

Im Jahre 1687 den 28. Januar ist der Bauer Joachim Reitmann zu Hillgenfelde, einem Dorfe unweit Arendsee in der Altmark, zu dem da-

[1]) Nach Reinhard, Vermischte Beiträge zur Beförderung einer nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, Bd. I. S. 100 ꝛc. Das Urtel ist abgedruckt bei Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 39 ꝛc.

figen Prediger Herrn Joh. Schelius gekommen und hat ihm mit thränenden Augen erzählt, daß seine Tochter Susanna von Ilsaben Berendts, Asmi Berendts daselbst Tochter, zur Zauberei verführt worden, und zwar dergestalt: Vor vier Jahren, ohngefähr vier Wochen vor Ostern, hat sie sich mit der Ilsabe Berendts am Sonntage auf Jakob Berendts Kossatenhofe, nächst der Pfarre gelegen, wechselsweise im Schafstalle gebürstet, da sie dann unter andern gepflogenen Reden auch aufs Freien gekommen und Ils. Berendts angefangen, man hätte nicht nöthig zu Freien, man könnte auf andere Art und zwar mit den höllischen Buhlern Umgang pflegen und der Unlust mit Wartung der Kinder überhoben sein. Worauf der Susanne Reitmann heftig zu grausen anfing, und es ihr anfangs sehr zuwider gewesen, solches einzuwilligen, allein sie ist ihrer Einbildung nach von Ilsaben Berendts bezaubert worden, daß sie dazu große Lust gewonnen und noch selbigen Tages eingewilligt. Sobald sie das Jawort gegeben, sind sofort zwei Teufel in schwarzer Kleidung, jeder mit einem Menschen- und einem Pferdefuß, aufgetreten, davon der eine Andreas genannt der Ilsabe Buhle war, der andere aber, Klaus genannt, der Susannen Bräutigam sein sollte, worauf die Verlobung durch den Handschlag geschehen, wobei Susanne Reitmann versprochen, dem Teufel alle Wochen ein hausbackenes Brot zu geben und in ihrer Lade zu überliefern, welches Brot auch alle Sonntage weggewesen ist. Der Teufel hat auch angelobt, alle Nächte zu ihr zu kommen, worauf er auch sofort die folgende Nacht in ihres Vaters Haus gekommen und mit ihr die Ehe vollzogen hat. Hierauf hat sie nach verflossenen vier Wochen eine Eidechse geboren, welche mit ihrer gewöhnlichen Reinigung fortgegangen ist. Dieses eheliche Zusammenleben ist aber bei sommerlicher Zeit immer continuirt worden, so daß sie vierzehn Eidechsen nach einander zur Welt gebracht hat, die sie alle lebendig unter die Schwelle habe laufen sehen. So hat sie auch berichtet, daß sie sich jederzeit nach der Teufelsgeburt drei Tage lang krank befunden und sonderlich über Schwerigkeit der Füße klagen müssen. Nach geschehener Verlobung, da Ilsabe des Teufels Hand in Susannens Hand gelegt und gesagt: „Siehe, da hast Du Deinen Liebsten", sind sie beide mit den Teufeln gepaart Hand in Hand bei hellem Tage über die Gasse nach Asmus Berendts Hofe gegangen, indem die Teufel sie versichert, daß sie von Niemandem sollten gesehen werden, allwo Susanne nach dem Schulzenhofe wärts einen Stecken ohngefähr mitten im Zaune fassen und schwören mußte, daß sie von Gott ablassen und ihren Klaus lieb haben wollte. Ferner hat Ilsabe der Susanne in einem schwarzgefärbten leinenen Tuche eine lebendige Eidechse mit nach Hause gegeben, von welcher sie gesagt hat, daß sie solche von ihrem Umgange mit Satanas geboren, und sie wäre dazu gut, daß sie damit, wenn sie dieselbe zu Pulver verbrennte, Menschen und Vieh Schaden thun könnte, daß sie verlahmen, ja gar sterben müßten; darum sollte sie sie fleißig in ihrer Lade aufheben. Diese Eidechse aber hat die Reitmann dem Prediger bei ihrer Examination nicht schaffen können, und hat gesagt, sie wüßte nicht, wo sie geblieben wäre. Ilsabe aber hatte noch hinzugesetzt, dergleichen Kräfte würden auch die Eidechsen haben, die sie künftig selbst zur Welt bringen würde.

Ob nun wohl die Susanne Reitmann dießfalls eingewilligt gehabt, namentlich weil ihr Ilsabe Berendts weiß gemacht, solchen Buhlgeist hätten die meisten unter dem Frauenvolke, wiewohl sie es nicht einem Jeden auf

die Nase bänden, ist ihr doch die Sache sofort verdächtig vorgekommen, weil, da sie mit dem Gebete hätte continuiren wollen, ihr Buhler solches nicht hätte zugeben wollen, daß sie auch des andern oder dritten Tages nach erlernter Bosheit zu Ilsaben gesagt, sie wolle wieder davon los sein und es offenbaren, worauf Ilsabe geantwortet, so wolle sie es leugnen, ihr Nein wäre gerade so gut als dieser ihr Ja. Wodurch sich denn die Susanne hat schrecken lassen und mit dem Bekenntniß inne gehalten, weil sie sich vor Schimpf gefürchtet. Als aber der Satan ihr das Beten durchaus nicht hat gestatten wollen und sie deswegen manchmal hart geschlagen hat, solches mit ihr auch ganzer vier Jahre getrieben, sie auch während der Zeit sonderlich dreimal dergestalt zugerichtet, daß sie ganz bettlägerig geworden und es sich ansehen lassen, als ob er sie gar todtschlagen würde, so haben ihre Eltern endlich Verdacht geschöpft. Da nun der teuflische Buhlgeist seit letzten Weihnachten nicht mit ihr zu schaffen gehabt hat, doch aber alle Nächte in seiner vorigen Gestalt mit schwarzkrausen Haaren zu ihr gekommen ist, sie beständig geschlagen und gestoßen hat und sie namentlich die Nacht vorher, ehe der Vater zu dem Geistlichen gegangen ist, sie heftig geprügelt, weil sie gebetet hatte, ja da er auch verlangte, sie solle ihrer Stiefmutter Böses beibringen, wozu er ihr die Sachen herbeischaffen würde, auch die Stiefmutter einst bei Susannens großem Elende angefangen zu sagen, demjenigen, der sie so plage, werde dermaleins der Teufel glühende Kohlen mit Schippen zuwerfen, ist sie allmählig zum Bekenntniß bewogen worden und hat ausgesagt, sie sei verführt worden von einer, die Ilsabe heiße, dieselbe wäre aber jetzt nicht hier (sie hatte sich dasselbe Jahr nach Kleinau bei Andreas Ferchowen vermiethet). Als nun die Mutter weiter nachgefragt, hat sie weiter nichts bekennen wollen oder dürfen, als daß es auf und nieder gegangen wäre. Des dritten Tages aber hat sie Alles bekannt, so wie es ihr Vater dem Prediger erzählt hat, und begehrt, ihr Vater solle zu diesem als seinem Beichtvater gehen und Alles offenbaren, ihre Sünden wären ihr herzlich leid und sie wolle gern ihre Strafe am Leibe ausstehen, sofern nur Gott ihre Seele wieder zu Gnaden annehmen wolle. Der Vater aber hat des daraus entstehenden Schimpfes wegen Bedenken getragen ihr zu willfahren, ist vielmehr nach Dessau gefahren, um sich daselbst mit seiner Schwester und ihrem Ehemanne Moritz Trost über diese Sache zu besprechen. Als diese nun ihm aber ebenfalls abgeredet, weil der Schimpf zu groß werden würde, und der Vater also keine Anzeige hat machen wollen, da hat die Susanne gesagt, so er nicht hingehen wolle, so wolle sie selbst zu ihm hingehen oder kriechen (weil sie eben damals vom Satan arg zugerichtet worden war) und ihm Alles offenbaren, wodurch denn ihr Vater endlich bewogen worden ist und wie gesagt zu dem Prediger hinging und ihm Alles erzählt hat. Hierauf ist der Geistliche in das Haus des Reitmann selbst gegangen und hat die Tochter selbst verhört; ihre Antworten aber sind genau so gewesen, wie der Vater es ihm schon hinterbracht hatte. Darauf ist der Prediger am 1. Februar 1687 nach Arendsee gefahren und hat sich in der St. Johanniskirche daselbst über diesen Fall mit dem dasigen Pfarrer Herrn Donat Gregorii unterredet. Weil aber ihm dieser auch keinen Rath ertheilen konnte, ist er am 4. Februar nach Salzwedel zu dem damaligen Superintendenten Herrn Joh. Hinzelmann gereist, um dessen Meinung zu vernehmen. Die Antwort desselben fiel aber dahin

aus, daß man die Sache allerdings in die Hände der Obrigkeit bringen müsse, worauf Neitmann den 5. Februar seine Tochter auf dem Churf. Amte Arendsee angegeben hat und Herr Joh. Schelius gefordert worden ist, auszusagen, was er von seiner Tochter gehört hätte. Nach erhaltenem Bericht hat der Herr Amtmann Albrecht Ludwig Walther an den Herrn von Schulenburg zu Apenburg geschrieben und ihn gebeten, daß Ilsabe Berendts, welche in seinem Gebiete, nämlich zu Kleinau diente, inhaftirt werden möchte, welches auch den 8. Februar geschehen ist. Hierauf hat Neitmann seine Tochter auf's Amt bringen müssen, um verhört zu werden, und hat der Amtmann dem Herrn Prediger Schelius angesonnen, nach Salzwedel zu einem erfahrenen Medicus zu reisen und sich zu erkundigen, ob diese, der Susannen, Aussagungen nicht etwa aus Schwermuth herkämen. Es ist deshalb Herr Licentiat Friedrich Guzki aus der Neuen Stadt Salzwedel consultirt worden. Als dessen Bericht eingelaufen war, hat der Amtmann Ilsaben Berendts, da deren Vater, Asmus Berendts, alle seine Güter für dieselbe unterpfändlich eingesetzt, zu Apenburg losgeschrieben und darauf hat sie der Vater selbst den 18. Februar ins Amt geliefert, woselbst sie sofort in Gegenwart des Herrn Schelius mit Susannen confrontirt worden ist. Sie wollte aber durchaus nichts gestehen, und bestand auf ihrem: ich weiß nicht! so hartnäckig, als wenn sie ganz unempfindlich oder gar steinern gewesen. Weil indessen auch ihre Stiefmutter, Katharina Niemann, aus Binde gebürtig, wiewohl ungefordert, vor Gericht erschien und auf Susannens Aussage, daß Ils. Berendts ihre Büberei von gedachter ihrer Stiefmutter sollte gelernt haben, so hat diese Alte gleichfalls nicht allein nichts gestehen wollen, sondern auch halsstarriglich in der Gerichtsstube sich verlauten lassen: hier bin ich! ich will nicht vom Amte gehen, lasset mich schließen! worauf denn auch sowohl die Tochter als die Mutter geschlossen und gefänglich eingezogen worden. Von dieser Zeit an hat man sie beide zum Oeftern mit den nachdrücklichsten Vorstellungen verhört, aus dem alten Weibe war aber kein Bekenntniß herauszubringen, wogegen ihre Tochter gleich beim zweiten Verhöre Alles gestanden hat. Nachdem nun noch andere Zeugnisse aus hiesigem Dorfe eingebracht worden, sind die Acten an die hochlöbl. Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. verschickt worden, wo denn das erste Mal als Urtel gekommen ist, daß Katharinen Niemann die Wahrheit durch peinliche Mittel sollte abgefragt werden. Als solches geschehen und sie bei der Tortur fast Alles zugestanden, wurde sie in die Gerichtsstube geführt, wo sie fast Alles wieder ableugnete, weshalb der Amtmann bewogen worden, die Sache anderweit an gedachte Facultät gelangen zu lassen, da denn abermals das Peinurtheil herausgekommen. Aber auch unter der Marter wollte sie nichts gestehen, sondern berief sich beständig auf ihre Unschuld. Man confrontirte sie hernach nochmals mit ihrer Tochter, man legte ihr alle ins Gericht gebrachte verdächtige Pulver vor Augen und befragte sie bei jeglichem, was es wäre? Anfangs wollte sie nichts gestehen, obgleich die Tochter ihr Alles unter die Augen sagte. Wie aber diese wieder abgeführt wurde und man die Alte zum freiwilligen Bekenntniß ermahnte, nahm der Herr Amtmann Gelegenheit, den Geistlichen in seiner Ermahnung zu unterstützen. Da man nun eine Weile auf ihre Antwort gewartet hatte und alle Hoffnung zerronnen schien, etwas von diesem Weibe zu erfahren, fing sie bald darauf von freien Stücken an zu heulen und zu schreien: o Herr Gott,

Herr Gott! Was habe ich gethan! Welche große Sünde habe ich begangen! Und als man sie fragte, was für Sünden sie begangen, da sie doch vorher nichts gestehen wollen, antwortete sie, sie habe Alles das gethan, was ihre Stieftochter ausgesagt hätte. Wie nun der Amtmann hierauf versetzte, dies sei nicht genug, sie solle und müsse selbst stückweise erzählen, was sie begangen, so hat sie unter andern Stücken ihrer Bosheit ausgesagt und gerichtlich gestanden: 1) daß sie ihrer Tochter im Garten, nächst dem Pfarrgarten gelegen, beim Kohlpflanzen die Zauberkunst gelehrt und sie unter andern dadurch dazu gebracht hätte, daß sie in ihren Garten einen lieblichen Regen fallen lassen, da doch mittlerweile in andern Gärten kein Tropfen niedergefallen; 2) daß das eine von den vorgezeigten Pulvern von gebrannten Eidechsen und dazu zu gebrauchen wäre, Leute und Vieh zu lähmen und zu tödten; 3) daß sie ihres Bruders Weibe, Marien Berendts, ihre Tochter Adelgunde umgebracht habe, weil ihr dieselbe zur Contribution kein Geld, als etwa 16 Groschen leihen wollen; 4) daß auf ihr Anstiften ihre Tochter Ilsabe durch ein ihr zu dem Ende gereichtes Zauberpulver Joachim Trostens Tochter Margarethen habe opfern müssen, aus Ursache, weil dessen Schwiegervater Hans Kempe ihr manchmal so harte und empfindliche Reden zu verschlucken gegeben; 5) daß sie ihre Kunst von einer Tartarin in ihrem eigenen Hause erlernt, damit sie möge Segen haben; 6) daß sie den von dieser Tartarin erhaltenen Geist ihrer Stieftochter wieder zugebracht habe zc. Alles dieses leugnete sie aber einige Tage nachher wieder ab, daher der Amtmann nochmals etliche Prediger zu ihr schickte, welche sie zur Ablegung eines aufrichtigen Bekenntnisses ernstlich ermahnen mußten. Nachdem sie sich endlich gegen diese Prediger anheischig gemacht, Alles rund heraus zu beichten, wurde sie nochmals in Gegenwart zweier Zeugen gerichtlich verhört, wo sie denn fast Alles Obige gestand. Man verschickte die Acten nach Frankfurt und da kam das Urtheil zurück: 1) daß Susanna Neitmann mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht und hernach an dem Orte begraben werden sollte, wohin die Uebelthäter gehören; 2) daß Ilsabe Berendts gleichfalls mit dem Schwerte gerichtet, alsdann aber ihr Körper verbrannt werden sollte; 3) daß Katharina Niemann, wofern sie bei ihrem Bekenntniß verbleiben werde, lebendig verbrannt werden sollte. Der Tag zur Vollziehung des Urtheils wurde auf den 29. Julius gesetzt. Allein wie die Alte den Ernst merkte, hat sie abermals geleugnet. Daher ist die Execution abermals ausgesetzt worden. Unterdessen hat sie sich doch aber durch fleißiges Zureden der Prediger gewinnen lassen, nochmals ein aufrichtiges Bekenntniß zu thun und versprochen, dabei zu leben und zu sterben, hat auch ihr Wort gehalten, daher ist allen drei Inquisitinnen auf ihr Begehren den 4. August das heilige Nachtmahl gereicht und der Tag nachher zur Execution festgesetzt worden. Unterdessen sind aber der Susanna Neitmann noch verschiedene Fragen vorgelegt worden: ob denn sonst der Satan ihr gern habe zulassen wollen zum h. Abendmahl zu gehen, als dessen sie doch allererst vor 6 oder 7 Wochen genossen habe? So antwortete sie, er habe gesagt, sie möchte nur gehen, damit die Leute nichts Verdächtiges an ihr merkten, sie solle aber nicht andächtig dabei sein, sondern nur zum Schein hingehen, sonst werde er sie züchtigen. Gefragt, ob sie denn auch das Brot und den Wein wirklich genossen, hat sie zur Antwort gegeben: ja, aber es wäre ihr bei Nießung des Brotes so schrau (d. h. schmerzhaft, ritzend) im

Halse geworden. Ferner ob er ihr das Kirchengehen und Predigthören willig erlaubt habe? Ja, aber mit der Bedingung, sie solle ganz und gar keine Andacht dabei bezeigen, auch habe er sie, da sie einige Male des Befehles ungeachtet mit Andacht zugehört, in den folgenden Nächten geschlagen, doch nicht so hart als die vorgedachten dreimal, so daß sie eben nicht bettlägerig geworden und noch immer beim Gehen bleiben können. Auch habe er sie, so oft er ihr befohlen, andern Leuten Schaden zu thun, wozu er ihr schon die nöthigen Sachen anschaffen werde, wenn sie alsdann nicht habe einwilligen wollen, allemal sehr heftig durchgeprügelt. Gefragt, ob sie ihren Geschwistern Schaden zugefügt, weil sie doch fast alle bettlägerig wären? antwortete sie: nein, das hätte ihr Klaus gethon, weil die Kinder bei Wartung des Viehes so schrecklich geflucht, wie ihr der Geist selbst gesagt und offenbaret hätte. So hat auch ebenerwähnte Susanna ihrem Buhlen bei der ersten Zusammenkunft angeloben müssen, daß sie ihm getreu sein und mit Leib und Seele sein Eigenthum bleiben wolle, alsdann solle sie auch alle Nacht Lust von ihm haben; habe sie sich aber bisweilen aus seinen Armen zurückziehen wollen, da habe der Teufel sie elendiglich zugerichtet, und wenn dann nach ihrer Genesung der Geist wieder zu ihr gekommen sei, so habe er ihr zugeredet und eingeschärft, sie solle nur nicht beten oder andächtig und gottesfürchtig, sondern vielmehr ihm getreu sein, dann werde er sie nicht mehr schlagen, stoßen, reißen oder kneipen. Gefragt, was der Teufel gesagt, wenn sie von seinen Schlägen genesen, antwortete sie: sie solle nur nicht so gebetet haben, so würde er sie nicht so gelähmt haben. Ob sie von der Verbindung mit dem Teufel keinen Anfall gehabt oder bettlägerig gemacht worden? sagte sie: nein, sondern nur, wenn sie widerstürzig habe werden wollen, habe sie solches Alles erleiden müssen. „Ob sie es Jemand wieder gelehrt oder damit Schaden gethon?" „Nein, sondern eben darum, weil sie solches durchaus nicht habe thun wollen, habe sie soviel ausstehen müssen." „Ob nicht der Buhlgeist wieder zu ihr gekommen sei, nachdem der Prediger zu ihr gegangen wäre und sie zur Buße ermahnt hatte?" „Von dem ersten Tage an, da er sie besucht, wie auch bis ans Ende ihres Lebens hätte sie ihn nicht wieder gesehen oder gespüret." Weiter gefragt, ob sie in der Hexengesellschaft mit auf dem Blocksberge gewesen? antwortete sie: ja, sie wäre einmal auf einem Berge gewesen, wußte aber nicht, wo und auf welchem Berge, doch hätten sie auf demselben getanzt und gesprungen, und wären aus hiesigem Dorfe auch Asmus Berendts Frau, die Katharina Niemanns und deren Stieftochter Ilsabe mit erschienen; sie selbst, die Susanna, hätte auch mit ihrem Klaus beim Geigenspiel getanzt, und von den beiden Spielleuten hätte der eine einen krummen Rücken gehabt, es wäre daselbst gutes Bier gewesen, wovon sie mitgetrunken, auch allerhand Essen, wovon sie aber nichts genossen. So sagte sie auch aus, daß sie auf einem Bocke dorthin gebracht worden sei. Ferner Ilsabe Berendts habe in nächstverwichener Ernte die Anne N. N., wenn sie mit ihr unter 3 Garben sitzen gehen wollte, solche Künste lehren wollen, welche ihr ihr Lebtage gutthun sollten, nämlich wie sie aus einem Ständer oder einer Säule Milch melken sollte, soviel als sie verlangte, und als sie von einem einfallenden Regen verhindert worden, dieses ihr Vorhaben zu bewerkstelligen und folglich von einander laufen müssen, so sei die Anne

hernach so verrückt geblieben, als wäre sie ganz dumm, so daß sie auch manchmal in tiefen Gedanken über Tische bei der Schüssel vorbeigegriffen, doch sei sie endlich mit der Zeit wieder zu sich selbst gekommen ꝛc. Katharina Niemanns habe sich auf Jacob Berendts Hofe einst verlauten lassen, aus den geborenen Eidechsen würden Alfen oder Elfen, welche die Kinder quäleten, und wovon dessen Töchterlein Adelgunde acht Paar gehabt hätte, hierauf habe Maria Krügers, Joachim Tiedens Frau, versetzt, sie würde ihrer Tochter die Eidechsen von einem ganzen Jahre zusammengebracht haben. Als Hans Kempe die Susanna den nächsten Sonnabend vorher, ehe sie zur gefänglichen Haft gebracht worden, gefragt: ob sie auch wohl beten könne? habe sie aus Psalm 101 geantwortet: weichet von mir alle Uebelthäter! Wie nun aber die Neitmannin dazu gekommen und gesagt habe: ja, es könnten auch wohl alle Hexen beten, so habe die Katharina Niemanns ganz stille dazu geschwiegen. Item habe sie die Katharina gedachten Kempen und eins seiner Kinder angeblasen, welche auch wieder zurückgeblasen und sie ins Angesicht schlagen wollen. Endlich hat sie auch noch ausgesagt, die Katharina habe Marien Berendts, als solche bei ihr gedient, wohl zwanzig Böten (Zauberformeln, Segensprechereien) lehren wollen, weil aber diese sich geweigert, solche insgesammt zu lernen, sei jene verdrießlich geworden und habe ihr hernach keine einzige entdecken oder vorsagen wollen. Es wurde nun auf dem Kurfürstl. Amtsplatze, da es zuvor immer auf der Neuen Stadt vor dem Rathhause geschehen, öffentlich nochmals über die drei Hexen Gericht gehalten, dann ging der Zug durch die Stadt hindurch zum Gerichtsplatze, ein Theil der bewaffneten Mannschaft ging voran, jede der drei armen Sünderinnen wurde von einem Henkersknechte an einem Strick geführt und von zwei Predigern und sechs bewaffneten Bürgern begleitet. Den Trupp schloß eine gute Anzahl bewaffneter Leute. In dieser Ordnung wurde durch die ganze Stadt mit abwechselnden Gebeten und Ermahnungen und Gesängen die Gerichtsstelle vor dem Seehausenschen Thore erreicht. Der geschlossene Kreis wurde geöffnet und erstlich die Susanna in demselben rechter Hand wärts so lange herumgeführt, als das Lied: Gott der Vater, wohn' uns bei ꝛc. währte. Nachdem ihr durch einen einzigen Hieb das Haupt abgeschlagen worden, sang man: Nun bitten wir den heiligen Geist ꝛc. Darauf wurde ihr Körper in einen Sarg gelegt, nach Hillgenfelde gefahren und daselbst an einer Ecke außerhalb der Ringmauern des Kirchhofes begraben. Dann trat zweitens die Ilsabe nebst ihren Begleitern hinein, wurde gleichergestalt etliche Male darin herumgeführt, hernach enthauptet und ihr Körper von den Bütteln auf den schon dastehenden Holzhausen gelegt und mit Stroh zugedeckt. Endlich wurde die Katharina Niemanns rücklings auf einer Leiter auf diesen Holzhausen hinaufgeschleppt, mit einer Kette um den Leib und Hals festgebunden und dabei sonderlich die Krempe am Halse so hart zugezogen, daß sie im Gesicht ganz braun ward und dasselbige einigermaßen aufgeschwollen schien. Gleich darauf wurde der aus Holz, Stroh und tannenen Reisern aufgeführte Scheiterhaufen angezündet, der dann unter beständigem Gesange so lange loderte, bis beide Körper völlig zu Asche verbrannt worden. So geschehen auf dem Köppenberge vor Arendsee den 5. August 1687.

200) Die Hexe zu Fißen bei Salzwedel. [1])

Im Jahre 1687 den 15. August hat Hans Röhle, Kirchenvorsteher zu Hillgenfelde, dem Pastor Herrn Jos. Schelius erzählt, daß er nämlich von seinem Vater gehört, daß in Fißen ein Bauer gewesen, Roost genannt, welcher sammt seinem Weibe hexen können. Das Weib habe unter Anderm diese Kunst gekonnt: Wenn sie einen Wispel Korn verkauft, habe sie nebst dem Gelde allemal das Korn wieder mitgebracht und habe es doch der Fuhrmann nicht merken müssen. Als sie einstmals von Salzwedel gekommen und vor Gartze vorbeigefahren sei, habe sie gesagt: hiesige Krügerin (d. h. Gastwirthin) plämpert oder buttert noch, und ich habe das Geld (von der Butter) schon im Beutel. Endlich ist sie am dritten Pfingsttage von den Vögten vom Heiligen Geiste (einem Churf. Brandenb. Amte vor Salzwedel) gefangen genommen worden, dergestalt, daß sie weder Hand noch Fuß mehr an die Erde kriegen können, da sie denn nachgehends verbrannt worden, wobei die Hexe vorher bekannt, wenn sie nur einen einzigen Finger bei der Festmachung hätte können an die Erde kriegen, so hätte in Fißen in 9 Jahren kein Brotkorn wachsen sollen. Item sie hätte aus dem Schubenhofe zu Coßnhn 9 Jahre Brotkorn gehabt, welcher Hof auch fast ganz darüber zu Grunde gegangen. Hierauf hat sich der Mann bekehren wollen, ist aber vom Teufel erhascht, über die Scheune geführt und bis über die Kniee in die Erde gesetzt worden, er sei aber wieder ausgegraben worden, habe noch eine Zeit lang gelebt, und nicht zum Feuertode verurtheilt worden.

201) Die Entstehung des Namens Arendsee. [2])

Als vor vielen hundert Jahren das Städtlein Arendsee erbaut war und damals noch keinen Namen hatte, geschah es eines Tages, daß das Erdreich neben diesem Orte, da, wo der jetzt ebenfalls Arendsee genannte See ist, plötzlich einsank und den jetzt noch vorhandenen großen See hinter sich ließ. Eine Frau, deren Ehemann Arend hieß, sah solches zuerst und sie hat in ihrer Verwunderung ihrem Manne bloß zurufen können: „Arend seh (d. h. sieh)!" Von der Zeit ist denn solcher Name der Stadt geblieben.

202) Der Arendsee in der Altmark. [3])

Einer der merkwürdigsten Seen in der ganzen Altmark ist der große See bei Arendsee, sonst selbst auch der Arendsee genannt, auf dem Postwege von Havelberg nach Hamburg, ein Wasser von großer Tiefe, die sich auf 20—30 Klafter und darüber erstreckt, in dessen Grunde auch gleichsam Hügel und Thäler sich befinden und daher die Ungleichheit auch den mißlichen Fischfang verursacht. Der Umfang desselben ist ohngefähr eine deutsche Meile und liegt er an dem Städtchen und Kloster Arendsee, allwo er ein hohes Ufer von etlichen Klaftern, sonst aber größtentheils ein flaches aus Sand und Lehm bestehendes Ufer hat. Er hat, so viel man sehen kann, außer einem Bach, der in dem Dorfe Schrempe zur Winterszeit eine Mühle

[1]) Nach Reinhard a. a. O. Bd. I. S. 125.
[2]) Nach Beckmann, Histor. Beschreibung von Brandenburg Th. V. Bd. I. S. 28.
[3]) Nach Beckmann Th. IV. S. 1075 ꝛc. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 290.

treibt und 1184 in Otto's I. Begiftung des Klosters Arendsee Biede genannt wird, keinen sonderlichen Zufluß, auch keinen Abfluß außer einem Bach nach Sitzo zu, vergrößert sich auch nicht bei feuchtem oder verändert sich bei trocknem Wetter. Jedoch ist wahrgenommen worden, daß, wenn die Elbe, als welche nicht über zwei Meilen von ihm entfernt ist, wächst, dieser sich auch vergrößert, und wenn jene fällt, dieser sich auch merklich vermindert. Man bemerkt aber, daß, wenn er zufrieren soll, welches um die heil. drei Könige geschieht, er vorher wie ein Backofen raucht und dabei ein entsetzliches Geheul, Getöse in der Luft und Krachen auch in der Ferne gehört wird, welches auch dann geschieht, wenn ein starkes Ungewitter, Sturmwind oder Thauwetter entstehen soll. Wenn er sich auch setzen oder das Eis losgehen will, so läßt sich ein Geprassel hören, als ob ein Ungewitter vorhanden wäre, welches jedoch wohl dem sinkenden und brechenden Eise beizumessen ist. Es wird auch vorgegeben, daß wenn es blitzt, sollen die Netze in dem Seesand verbrennen, welches sich aber nicht so verhält. Jedoch sagen die Fischer einmüthiglich, daß die Netze alsdann mürbe würden und über 14 Tage nicht mehr hielten. Es wird auch vorgegeben, daß der See zu Zeiten viele Nadeln, sogar auch alte unkennbare Münzen ausgeworfen, welches man jedoch bei geschehener Untersuchung ungegründet gefunden hat. Das Allermerkwürdigste ist aber bei diesem Wasser sein Ursprung, denn ums Jahr 815 unter dem Kaiser Ludwig dem Frommen ist er mit einem Male in einer Nacht bei einem Erdbeben mit entsetzlichem Krachen entstanden, da zuvor daselbst ein fester Boden, oder wohl gar ein Städtchen oder Dorf gestanden hat, solches aber versunken ist und den See hinter sich gelassen hat.

Im Jahre 1685 den 25. November als am St. Katharinentage ist ein starker Sturmwind von Nordwesten entstanden, welcher an verschiedenen Orten großen Schaden gethan, wobei um das Städtlein Arendsee aber zugleich einiges Erdbeben verspürt worden, dabei um 2 Uhr Nachmittags das Wasser aus dem See mit einer großen Bewegung aufwärts zu steigen begonnen und bei 23 Kohlgärten, so an dem See gelegen, nach und nach verschlungen, dergestalt, daß die Erde in diesen Gärten etwa eine Elle breit oder auch noch etwas mehr, immer ein Stück nach dem andern Borsten bekommen und diese darauf in den See gesunken sind. Das Wasser hingegen hat sich von unten auf immer mehr aufgeworfen, durch die hinein gefallenen Stücke in die Höhe getrieben, ist es durch die Gewalt des Sturmes mit Sand vermengt wie durch eine gewaltige Spritze daraus stark und hoch in die Höhe gestiegen, hat nächst den Kohlgärten einen Hügel nach dem andern hinuntergerissen, auch endlich eine Windmühle, welche ziemlich hoch gestanden, ergriffen, welche erstlich angefangen zu wanken, daß der Müller mit einer Magd kaum mit Herabsteigen und Springen sich hat retten können, darauf aber mit sammt dem Hügel gleichfalls untergegangen und damit zugleich vier Wispel theils Roggen theils Mehl verdorben und nur vier Säcke Mehl ausgefischt worden. Das Holzwerk ist aber fast alles zu Trümmern gegangen, welches Alles binnen einer Stunde von 2 bis 3 Uhr Nachmittags geschehen, und sieht man jetzt an dem Orte, wo diese Gärten, Hügel und Windmühle gestanden, eine Tiefe von ohngefähr 20 Klaftern. Der Ort selbst aber zeigt sich wie eine große Bucht oder Kessel, dessen Krumen sich etwa auf 3000, die Breite aber auf 300 Schritte erstreckt. Der Müller hat eidlich bekräf-

tigen wallen, daß drei Nächte zuvor, ehe diese Stürzung geschehen, des Nachts zweimal hinter einander sich eine Stimme hat hören lassen: „Müller heraus, nur bald fort!" und da er herausgesehen, hat er doch Niemand bei der Wassermühle vernommen, die Windmühle aber hat, ehe der Sturm entstanden, etliche Male geprasselt, gleich als wenn Alles darauf in Stücken zerginge, so der Müller aber dennoch in Allem richtig befunden. Man hat hierauf in dem Städtlein den Beschluß gefaßt, jährlich diesen Tag als einen Buß- oder Festtag mit Gebet, Predigen und Singen zu begehen, welches auch etliche Jahre mit ziemlichem Eifer geschehen, jetzt aber davon nachgelassen und ziemlich lau fortgesetzt worden ist. Man sagt, daß bisweilen, wenn die Sonne recht scheint und wenn es recht still ist, in der Tiefe die Mauern eines gesunkenen Schlosses, welches früher an jener Stelle gestanden haben soll, zu sehen seien. Als Einige einmal die Tiefe des Sees ergründen wollten, und aus einem Schiffe ein Seil herabließen, ward plötzlich an dem Seile gezuckt, und als sie es heraufgezogen, war ein Zettel daran befestigt, auf welchem aus Hiob stand: „Willst Du der Welt Lauf achten, darinnen die Ungerechten untergegangen sind? Die vergangen sind, ehe denn es Zeit war, und das Wasser hat ihren Grund weggewaschen." Und die im Schiffe saßen und das lasen, erbebten und ließen ab von ihrem Vorhaben.

203) Der Mehlberg bei Arendsee. [1])

An der westlichen Seite des Arendsees bei dem Dorfe Schrempe liegt ein weißer Berg, der aus sehr feinem, mit weißen Spatflinkern vermischtem Sand besteht und insgemein der Mehlberg genannt wird, weil nach der gemeinen Sage in theuerer Zeit arme Leute aus diesem Berge einst Mehl genommen und davon Brot gebacken haben sollen, in der That aber wohl deswegen, weil er so weiß aussieht.

204) Die kluge Nonne zu Arendsee. [2])

In dem Städtchen Arendsee ist ein altes Kloster zu sehen, welches früher von adligen Jungfrauen des Benedictinerordens bewohnt wurde und sehr berühmt war. Man findet auch ein Gemälde an der Orgel in der Klosterkirche gegen den Altar zu, darauf sich eine Domina des Klosters mit dem Chormantel zeigt, darunter die sämmtlichen Klosterjungfrauen, an der Zahl 9, stehen und hervorsehen, mit diesen dabei befindlichen Worten: Die Versammlung des jungfräulichen Klosters Arenthsee. Weiter unten liest man diese Namen: Emerentia von Stiedtorf, Domina Alheide von Eickstedte, Anna von Baldenstedten, Klösterinnen. Ob es nun wahr ist, daß in den schweren Kriegszeiten dieses geschehen, daß gedachte Emerentia von Stiedtorf auf ihr gethanes Ansuchen, daß sie dasjenige möchte aus dem Kloster in Sicherheit bringen, was sie unter ihrem Chormantel könnte fortbringen, und also sich selbst nebst allen Conventualinnen in Sicherheit gebracht, wie die letzt verstorbene Domina erzählet, daß solche Geschichte durch dieses Bild angedeutet werde, ist nicht gewiß.

---

[1]) Nach Beckmann Th. III. S. 888.

[2]) S. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 34 ꝛc.

205) Der Mittelpunkt der Welt. [1]

In dem Dorfe Poppau und in der Gegend herum glauben die Leute steif und fest, daß Poppau gerade mitten in der Welt liege. Dicht am Dorfe ist ein kleines stehendes Wasser, neben diesem steht ein alter Stein. Dieser Stein ist der Mittelpunkt der Welt; um das zu bezeichnen, steht er hier an tausend und tausend Jahren, unter ihm aber liegt noch die Kette, mit der damals die Welt ausgemessen ist.

206) Die gestohlene Glocke in Ristedt. [2]

In dem Ristedter Kirchthurme fehlt noch jetzt eine Glocke. Sie ist vor vielen Jahren von einem Offizier gestohlen, der auch noch sechs andere Glocken, also im Ganzen sieben Kirchenglocken in der Altmark entwendet hat. Daher ist es ihm denn auch in seinen letzten Jahren schlecht gegangen, indem ihn das Ungeziefer aufgefressen hat.

207) Der Altmarkstädte Namen und Ruhm. [3]

Ueber die Namen und die Eigenschaften der 7 hauptsächlichsten Städte der Altmark existirt ein Volksreim, der lautet also:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wöllen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Moth,
De Soltwedler hebben det Goth,
De Seehuser dort fin Ebentur (Abenteurer),
De Werbner geben den Weiten dhur (den Weizen theuer),
De Osterburger wollen sich reken
Und deden den Bullen vor den Bären steken.

Diese Verse beziehen sich darauf, daß die Stendaler Weinbau treiben, die Gardeleger als stolz gelten, die Tangermünder muthig in den Fehden ihres Fürsten stritten, die Salzwedeler als Einwohner einer Hansestadt durch Handel reich wurden; den Seehausern ward nachgesagt, sie hätten sich sehr gern auf die See begeben und die Inseln der Glückseligkeit gesucht, aber nicht gefunden, die Werbner benutzten die Fruchtbarkeit ihrer Gegend „in der Wische" genannt zu lebhaftem Getreidehandel, von den Osterburgern aber erzählt sich das Volk, sie hätten einmal eine Heerde Ochsen, die nach der Stadt zu kamen, für Bären angesehen und sich gegen sie mit Spießen, Mistgabeln und Stangen gerüstet und selbige damit abtreiben wollen.

208) Die beste Religion. [4]

In der Altmark, nicht gar weit von Salzwedel, liegt das Kloster Distorf, welches eins der ältesten Klöster ist, und schon im Jahre 1161 bei Lebzeiten Markgraf Albrechts des Bären gestiftet ward. Nun sind um

[1] Nach Temme, Sagen der Altmark S. 33.
[2] S. Temme a. a. O. S. 34.
[3] Nach Temme S. 51 2c.
[4] Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. X. S. 154 2c. und Temme S. 35 2c.

das Jahr 1540 zwei Klosterjungfrauen und Schwestern hier gewesen, Elisabeth und Ursula von Ritzdüttel, welche sich nicht entschließen konnten, das Papstthum zu verlassen, doch aber sich endlich beredeten, daß, wenn eine von ihnen sterben und Bericht der andern thun würde, welches die beste Religion sei, so wolle die andere sich dann zu derselben halten. Und als hierauf Elisabeth mit Tode abging, so hat sich ein Geist in ihrer Gestalt bei der Ursula eingefunden, und auf Befragen, ob sie selig worden sej, geantwortet: kuhm, kuhm, d. h. kaum, kaum, worauf denn die Ursula sich fest vorgenommen hat, die Religion zu verändern. Wie sie aber zur Kirche gehen wollen, um ihr Glaubensbekenntniß öffentlich abzulegen, und bis in die sogenannte Kluft und in den etwas finstern Eingang aus dem Kloster zur Kirche gekommen, ist sie von einer kalten Hand mit einer derben Maulschelle bewillkommnet worden, worauf diese aber versetzt hat: ich lasse mich nicht irren; sondern ging fort und nahm die evangelische Religion an.

209) Tetzel's Ablaßkasten in Flechtingen. [1]

Der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel kam zu seiner Zeit auch in das Dorf Flechtingen bei Salzwedel und bot seine Waare an, verkaufte auch viel. Als das der Edelmann des Dorfes, Borwerd von Schenk geheißen, erfuhr, begab sich dieser auch zu ihm und verlangte einen Ablaßbrief für eine schwere Sünde, die er aber noch nicht begangen habe. Er erhielt ihn, mußte ihn aber sehr theuer bezahlen. Wie darauf der Ablaßkrämer gutes Muthes und mit vielem Gelde beladen, welches er in der ganzen Umgegend reichlich eingenommen, wieder abzog, da jagte Borwerd von Schenk auf einem andern Wege ihm zuvor nud trat ihm plötzlich in dem Flechtinger Forst entgegen. Hier forderte er ihm seinen Ablaßkasten ab mit dem Sündengelde darin. Der Mönch erschrak zwar sehr und suchte dem Edelmann begreiflich zu machen, welch' eine große, schwere Sünde er begehe, wenn er ihn und somit die heilige Kirche beraube. Allein der Herr von Schenk erinnerte ihn daran, wie er ja eben für eine recht schwere Sünde von ihm seinen Ablaßbrief erhalten, und der Dominikaner mußte, alles Sträubens ohngeachtet, seinen Kasten mit allem Gelde hergeben. Von diesem Gelde ließ der Edelmann, da das Dorf bis dahin keine eigene Kirche hatte, die Kirche in Flechtingen bauen, die daselbst noch gegenwärtig steht.

210) Das Unwetter in Groß-Gerstädt. [2]

Am 21. Julius des Jahres 1737 hat es in Gr.-Gerstädt, einem Dorfe in dem Kirchspiele Salzwedel, bei nicht gar starkem Donnern an drei Orten eingeschlagen und in einer Stunde fünf Ackerhöfe mit allen Gebäuden und Ställen von zwei andern Bauerhöfen in einen Aschenhaufen verwandelt. Wobei dieses merkwürdig, daß kurz vorher ein Bauersmann bei heiterem Himmel seinem Sohn, mit dem er sich verunreinigt gehabt, gewünscht hat, daß Gott mit Feuer vom Himmel in dessen Hof schlagen möchte, daß sie beiderseits nicht mehr darin wohnen könnten. Worauf denn kurz nachher der

[1] Nach Temme S. 34 ꝛc.
[2] Nach Beckmann Th. III. S. 514.

Wunsch ist erfüllt worden, und da der Sohn nach Salzwedel gegangen, inzwischen beide Höfe abgebrannt, daß weder der Eine noch der Andere die Stelle ihrer Häuser betreten können.

211) Der bestrafte Sabbathschänder zu Bombeck.[1])

Zu Bombeck, einem Dorfe im Salzwedelschen, wollte am 4. September 1726 eben am Bußtage Hans Stölke, Schulze daselbst, das Gerüste zu einem von ihm selbst verfertigten Backofen herausnehmen, kroch also hinein, aber siehe zur Strafe für seine Sabbathschänderei ist, da er kaum hineingekrochen, der Ofen eingefallen und hat ihn lebendig begraben, ehe die Seinigen es wissen oder ihm zu Hilfe kommen konnten.

In dieser Gegend herrschte sonst auch der Gebrauch, am Palmsonntage etliche Stunden die Glocken zu läuten und ein Pflugrad an den Thorhäusern aufzuhängen.

212) Was die Flüche: „Daß dich der Drus hole“ und „daß dich der Jäger hole“ bedeuten.[2])

In der Altmark ist ein Fluch gebräuchlich: „dat dy de Droß hole“, und man erklärt ihn so: Der Römer Drusus habe, als er hier in Deutschland gewesen, Alt und Jung solchen Schrecken eingejagt, daß wenn man ihn nur genannt habe, Jedermann sich gefürchtet und, wenn man Jemand fluchen wolle, habe man gewünscht, der Drus solle ihn holen, denn der Drusus sei so stark gewesen, daß er Steine, die man noch hier und da zeigt, mit einem Hieb auseinander gehauen habe. Allein richtiger wird jener Fluch von dem Worte: Druse, d. h. ein Geschwür, hergeleitet, denn das ist ja schlimm genug, wenn man, wie es noch heute zuweilen geschieht, Jemandem ein solches an den Hals wünscht. Der andere Fluch: „daß dich der Jäger hole“, bezieht sich aber darauf, daß man erzählt, ein gewisser Mann, Namens Hakkeberg, habe aus übermäßiger Lust zum Jagen gesagt, wenn er nur immer jagen könnte, so wolle er Gott seinen Himmel wohl lassen. Dieser jage nun nach seinem Tode immer des Nachts zu Pferde mit Hunden von dem Harz hinunter in den Drömling bei Gardelegen hinein und weiterhin in Gestalt eines Jägers, man glaube aber inzwischen, daß es der Teufel sei. Es fehlt auch nicht an Leuten, die ihn wollen gesehen und begegnet haben. Bei Köpenick soll sich an gewissen Orten, sonderlich bei Nacht ein Getöse von Jagdhörnern und Gebell von Hunden hören lassen, und das wird wohl derselbe Jäger sein.

213) Der Lehnekenberg bei Dahrendorf.[3])

Bei dem Dorfe Dahrendorf unweit der hannöverschen Grenze liegt ein kleiner Berg, der Lehnekenberg genannt; auf demselben befindet sich ein großer Granitstein, um welchen mehrere kleine Steine herumliegen. Man erzählt sich hiervon, daß einstmals eine Braut aus dem Hannöverschen hierher ge-

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 123.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 14 und Bd. I. Cap. IV. S. 79.
[3]) Nach Temme S. 38.

kommen und in den großen Stein verwandelt worden sei, warum aber, das weiß man nicht. Die Braut hat Lene geheißen und daher ist der Berg Lehnekenberg genannt worden.

214) Der Lehnekenstein bei Bonese.[1]

Eine Viertelstunde westlich vom Dorfe Bonese, hart an der Markauer Grenze, steht in der Haide ein großer Stein; er ist von Granit und enthält vielen schwarzen Glimmer; er muß da schon viele hundert Jahre gelegen haben, denn er ist ganz grau und mit Moos und Flechten bewachsen. Er ist ohngefähr 5 Fuß hoch und hat gegen die Mitte zu einen Umfang von 12 Fuß, nach oben hin spitzt er sich zu. An der Vorderseite, wo ein Fahrweg dicht vorbeigeht, ist er glatt, an den übrigen Seiten aber ist er rauh und uneben, auch hat er dort mehrere Ritzen und Spalten. Früher hat ein ganzer Kranz von Steinen um ihn herumgestanden, davon sieht man jetzt noch die Spuren. Der Stein heißt der Lehnekenstein (Leichenstein) und von ihm giebt es folgende Sage.

Vor vielen Jahren wohnte in dem Dorfe Bonese eine Bauerfrau, die zwei Kinder hatte, einen Jungen, der hieß Asmus, und ein Mädchen, die Marlene (d. h. Marie Helene) hieß. Der Asmus war schon als Knabe ein Taugenichts und nachher ward er ein großer Bösewicht, der keine größere Freude kannte, als andere Menschen zu quälen. Seine Schwester Marlenchen war dagegen ein gutes und gottesfürchtiges Mädchen, die von Jedermann geliebt wurde. Die jungen Bursche kamen von allen Seiten her und begehrten sie zur Frau. Sie mochte aber keinen von ihnen und schlug alle Anträge aus, denn sie hatte eine stille Liebschaft mit einem Knechte auf dem Nachbardorfe, der ein frommer und fleißiger Mensch war, und nur leider keine Reichthümer hatte. Den hatte sie sehr lieb, wie er sie auch, und sie hatten geschworen, daß sie nicht von einander lassen wollten. Zuletzt kam auch der reiche Schulzensohn aus Markau als Freiersmann. Der ließ sich von Marlenchen nicht abweisen und steckte sich hinter ihre Mutter und Bruder. Diese quälten sie täglich und verlangten von ihr, daß sie den Schulzensohn zum Manne nehmen solle. Sie weinte zwar und klagte, und bat um Gotteswillen, daß man doch nicht so etwas von ihr verlangen solle. Aber die Beiden kehrten sich nicht daran, und betrieben nur desto eiliger das Verlöbniß und Aufgebot. Marlenchen schwor zwar in ihrer Herzensangst, sie werde sich eher umbringen, als daß sie als Braut über die Markauer Grenze gehe, aber man verspottete und verachtete sie nur. Unterdeß kam der Hochzeitstag heran, und war auf den nächsten Dienstag bestimmt. Am Montage vorher des Nachmittags kamen wie gebräuchlich die Brautjungfern zu ihr, putzten sie auf und führten sie dann, so viel sie auch weinte und sich sträubte, mit Gewalt zu dem Wagen, in welchem sie nun, wie das Sitte ist, zu ihrem Bräutigam gefahren werden sollte. Ihre Verwandten und Bekannten begleiteten sie in vielen Wagen, und im hastigen Galop eilten Alle nach Markau zu. Den vordersten Wagen führte der Bruder der Braut, den hintersten der jüngste Bruder des Bräutigams, wie das so Gebrauch ist. An der Markauer Grenze mußten die Wagen halten, und der Bruder des

[1] Nach Temme S. 39

Bräutigams mußte hier der Sitte gemäß die Braut und die Brautjungfern fragen, ob sie nicht noch lieber umkehren wollten. Es war aber gerade die Sonne im Untergehen, als sie an der Grenze ankamen. Wie alle Wagen stillstanden, erhob sich der Bruder des Bräutigams und fragte die Brautjungfern, ob die Braut noch bei ihnen sei. Sie antworteten ihm: ja! Darauf fragte er die Braut: „Wer hat Dich hierher gebracht, Du Braut?“ Marlenchen antwortete seufzend, wie es vorgeschrieben war: „Gott und gute Leute!“ Jener fragte weiter: „Will die Braut weiter oder will sie umkehren? Jetzt ist es noch Zeit!“ Da rief Marlenchen, laut weinend: „Ich will um, ich will wieder um, ich will nach meiner Mutter Haus!“ Ihr Bruder Asmus aber, der das hörte, schrie wüthend: „Nein, Du sollst nicht um, Du sollst nach Markau! Fahrt zu, fahrt zu!“ Damit schlug er auf seine Pferde und rief den Andern zu, daß sie desgleichen thun sollten. Aber Marlenchen sprang von ihrem Sitze auf und rief: „Ich will lieber zum Steine werden, als daß ich über die Markauer Grenze komme!“ Mit diesen Worten stürzte sie sich oben über den Rand des Wagens und wurde auf der Stelle zu einem Steine. In demselben Augenblicke ging die Sonne unter. Um Mitternacht, wenn Vollmond ist, sieht man die bunten Brautbänder noch an dem Steine flimmern.

215) Die Spinnerin im Monde.[1]

In der Gegend von Salzwedel erzählt man sich folgende Sage, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr erfahren kann. In dem Dorfe lebte eine arme, alte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter war krank und schwach und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn Marie war die beste Spinnerin weit und breit, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen und ihr Faden war doch der feinste; dadurch ernährte sie sich und ihre Mutter. Sie hatte leider nur einen einzigen Fehler an sich, sie war wild und leichtsinnig, und sie mußte bei jedem Spektakel und bei jeder Tanzerei sein. Sie verursachte dadurch ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und Ermahnungen genug, allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn die jungen Leute zum Spinnen zusammenkamen, was man das Spinnekoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinander zu gehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die letzte, die zu Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marientag, als Marie wieder zu der Spinnekoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: versprich mir nur heute, daß Du vor Mitternacht zu Hause kommen und Dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unser lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft. Das ging der Marie ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad

[1] Nach Temme S. 41 x.

und ging. Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und Alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen, aber die Musik und die Lust und die Bitten der Bursche drangen tiefer in ihr Herz als das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich anschickte, aus einander zu gehen. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirchhofe vorbeikamen und dessen Thür offen fanden, da ergriffen die Bursche die Mädchen und zogen sie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem losging. Marie hatte ihr Versprechen ganz vergessen und sprang lustig mit in hellem Mondenschein.

Ihre Mutter saß unterdessen unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte sie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte sich nicht mehr halten, sie ging aus dem Hause und folgte dem Lärm. So kam sie auf den Kirchhof, wo sie ihre Tochter mitten unter den Springenden sah. Der Anblick zerschnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, sofort mit ihr nach Hause zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: ei Mutter, der Mond scheint noch so helle! Geh Du nur, ich komme bald! Da sah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. Ich wollte, sagte sie, das ungerathene Kind säße im Monde und müßte da oben spinnen! — Die Worte hatte sie kaum gesprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verschwunden, und man sah sie mit ihrem Rade in der Hand rasch wie ein Blitz dem Monde zu fliegen. — Im Monde sitzt sie noch und spinnt; wenn er ganz hell scheint, dann kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde hinunter, der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen sie Sommerseide oder Marienfädchen oder auch Altenweibersommer.

216) Die Belagerung von Rogätz. [1]

Zu der Altmark gehörte früher das wohlbekannte Schloß Rogätz. Dasselbe war noch in den Zeiten des 30jährigen Krieges sehr fest und hier hat sich folgende Geschichte zugetragen. Es lag nämlich hier eine kaiserliche Besatzung, welche hart von dem Grafen von Mannsfeld bedrängt wurde. Allein gleichwohl konnte ihr der Graf nichts anhaben und das Schloß nicht einnehmen. Bei allen Stürmen wurden von seinen Leuten gar viele erschlagen, von den Belagerten dagegen fiel Niemand. Da kam endlich der dänische General Fuchs dem Grafen zu Hilfe. Der merkte bald, wie die Sache beschaffen war. Es war nämlich im Schlosse ein Meßpfaff, der durch Zauberei alle Soldaten in demselben festgemacht hatte, so daß sie nicht verwundet werden konnten, weder durch Eisen noch durch Blei. Als solches der General wahrgenommen hatte, da ließ er seinen Leuten große und schwere Holzäxte machen; mit diesen ließ er sie das Schloß von Neuem stürmen und auf die Belagerten losschlagen, die wurden denn nun alle erschlagen, denn gegen Holz hatte der Pfaff sie nicht festgemacht. Also nahm er das Schloß.

[1]) Nach Temme S. 22 rc.

217) Die alte und die neue Stadt Gardelegen. [1])

Die Stadt Gardelegen hat vormals nicht an demselben Platze gelegen, wo sie jetzt liegt, sondern eine gute Strecke davon, nahe bei, wo jetzt die Isenschnibbe ist. Hier hat noch vor 300 Jahren ein altes steinernes Kreuz gestanden, an welchem eine unleserliche Inschrift gewesen; zu demselben, welches dem heiligen Petrus zu Ehren soll aufgerichtet gewesen sein, ist damals alle Jahre am Sonntage Exaudi die ganze Stadt mit Singen und Spielen in einem großen Aufzuge herausgefahren und gegangen, und hat sich sonderlich lustig gemacht. Der Ort, wo das jetzige Gardelegen liegt, ist ein Sumpf, Morast und dickes Holz und Buschwerk gewesen, dadurch die Milde und Lausebeck geflossen, und darin haben Buschklepper und Räuber genistet, von welchen dem Lande großer Schade zugefügt worden ist. Es hat sich aber zugetragen, daß die Gardeleger einen von diesen Räubern gefangen genommen und vermittelst scharfer Frage von ihm die Nachricht bekommen, wo sie ihr Raubnest hätten, welcher den Busch bekannt und sehr gerühmt, daß es ein bequemer und guter Ort wäre, eine Stadt dahin zu bauen und darin sicher zu leben. Diese Rede hat man wohl in Acht genommen, den Busch untersucht und Alles angezeigter Maßen befunden. Ueberhaupt haben die Häuser des alten Gardelegen (oder Olden Gardelef) aus einander auf dem Felde nahe bei dem nächsten Dorfe Lüffing gelegen und sind von dem jetzigen Neuen Gardelegen etwa eine halbe Viertelmeile entfernt gewesen. Man hat also den Beschluß gefaßt, eine neue Stadt anzulegen, und so ist denn damit an dem jetzigen Markte, der damals der geraumste Ort gewesen, angefangen und das erste Haus errichtet und von selbigem herunter nach dem alten Gardelef die Stendalische Straße gebauet worden, weil man solche am Meisten reisen und fahren müssen. Nach derselben wäre von dem Markte an die große Gasse nach S. Niclas-Kirchen hinab, darauf vom Markte hinab nach dem Magdeburgischen Thore zu die lange Magdeburgische Straße, sodann aus der Stendalischen Straße hinunter eine Gasse gebaut, die man die Burgstraße nennt. Die Sandstraße ist die letzte gewesen, die man angelegt, als die Stadt erweitert werden mußte, und weil es hier einen niedrigen und sumpfigen Grund gegeben, so hat der Ort mit Sand erhöht werden müssen, welches der Gasse den Namen der Sandstraße gegeben hat. Die Gasse hinter der St. Marienkirche ist die Ritterstraße geheißen worden, weil die Ritter und Edelleute dieselbe bewohnt haben, ist aber sehr kothig gewesen und es haben daselbst große Steine gelegen, da man von dem einen auf den andern springen müssen. Es ist aber dieses nicht in einem oder etlichen Jahren verrichtet worden, sondern nachdem sich die Bürgerschaft vermehrt, allmählich fortgesetzt und der Ort endlich zu einer vollkommenen Stadt geworden.

218) Die St. Georgen-Kapelle vor Gardelegen. [2])

Einst hat sich vor dem Soltischen Thore von Gardelegen ein Räuber aufgehalten, der beiden, den Einheimischen sowohl als Fremden viel Verdruß

[1]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 5, und Temme S. 23 zc.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 36.

angethan, in den daran gelegenen Wäldern aber eine Höhle gehabt, darin er sich aufgehalten und seinen Raub zusammengetragen. Also haben sich die beiden Dörfer Rossendorf und Neseritz mit Gardelegen zusammengethan, um sich seiner zu bemächtigen, haben auch endlich die Höhle vermittelst der dahin gehenden Pferdetapfen aufgespürt und ihn darin besetzt, dergestalt, daß er entweder sich ergeben oder verhungern müssen, zu welchem ersten er sich auch bequemt, jedoch dabei sich bedungen, daß man ihn nicht auf eine schmähliche Weise zu Tode bringen möchte, dahingegen er versprochen, daß er von dieser bösen Lebensart abstehen und eine bessere annehmen wolle. Welches jenen auch beliebt, doch daß er dem h. Georg zu Ehren eine Kirche bauen sollte, um dadurch seiner Missethaten halber einige Büßung abzustatten, welches auch von ihm geschehen und die Kapelle, so bei dem Hospital steht, von ihm errichtet worden ist. Dorthin ist das Volk dann jährlich einmal zusammengekommen, hat eine Predigt angehört und zum Andenken der Befreiung vom gedachten Räuber eine Bußsteuer für die Armen zugleich gesammelt, woraus endlich das Hospital entstanden ist.

219) Die Wette um das Thor zu Gardelegen. [1])

In der Stadt Gardelegen war in früheren Zeiten am Ende der Burgstraße nach der Isenschnibbe hin ein Stadtthor, das Schnibbenthor genannt. Das war für die Herren von Alvensleben, welche die Gerichtsbarkeit über die Burgstraße hatten, und mußte Tag und Nacht für sie offen gehalten werden. Darüber entstand mancher Streit zwischen denen von Alvensleben und dem Magistrat der Stadt. Endlich wurde jedoch allem Hader auf einmal ein Ende gemacht. Denn als eines Tages der Magistrat und der älteste Herr von Alvensleben bei einem freien Mahle in der Stadt beisammen saßen, da wetteten sie mit einander, daß das Thor auf ewige Zeiten verschlossen bleiben solle, wenn der Magistrat es während der Zeit zumauern lassen könne, als der Herr von Alvensleben zu Rosse um die Stadt jagen werde. Der Magistrat nahm daher die flinksten Maurerleute zur Hand und der Herr von Alvensleben bestieg sein bestes Roß, das er im Stalle hatte. Der Magistrat gewann aber die Wette, denn der Herr von Alvensleben stürzte mit dem Pferde, als er ganz nahe am Ziele war.

220) Das Wamms des Geräderten. [2])

Im Jahre 1587 brachen eines Nachts zwei Diebe, Hans aus Braunschweig und Valentin Jenze, bei Perleberg gebürtig, in die St. Nicolaikirche zu Gardelegen ein und raubten aus dem verschlossenen Schranke in der Sacristei einen Kelch und mehrere andere Gefäße. Bei diesem Diebstahle wurden sie aber ertappt, indem der Küster Nicolaus Winkelmann das Licht in der Kirche gewahrte und die Wächter herbeirief. Der eine von ihnen wurde sofort festgehalten, der andere entkam zwar und versteckte sich, wurde aber am andern Tage auf dem Marstalle im Heu gefunden. Beide wurden zum Tode verurtheilt und auch gerädert. Da geschah es, daß der Scharfrichter

[1]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 235 ꝛc.
[2]) S. Christoph Schulze, Auff- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen ꝛc. Stendal 1668 in 8. S. 52.

das Wamms des einen der Geräderten an einen Müllerknecht verkaufte. Zu diesem kam aber in der Nacht ein Gespenst, in der Gestalt des gerichteten Kirchendiebes, ans Bett und sprach: Hörst Du nicht? gieb mir mein Wamms her! Der Müllerknecht aber zog das Wamms sein Leben lang nicht an.

221) Die Isen-Schnibbe bei Gardelegen.[1]

Nahe bei der Stadt Gardelegen an der Milde liegt ein festes Haus, die Isernschnibbe oder die Isenschnibbe genannt. Dasselbe soll schon von dem römischen Feldherrn Drusus herstammen, der dort einen Tempel zu Ehren der Göttin Isis, darin deren Bildniß gestanden, und darauf ein festes Schloß dahin soll gebauet haben. Von der Göttin hat es zuerst Isisburg oder Isenburg geheißen. Als aber hernach die Wenden das Schloß hart belagert und es nicht eingenommen, sondern manche Schnappe (d. h. Schlappe) davor bekommen, auch endlich unverrichteter Sachen haben abziehen müssen, da haben sie gesagt, das sei eine wahre Isenschnibbe, woher es diesen Namen behalten. Wahrscheinlich aber kommt der Name von dem Worte Schnibbe, d. h. der zugespitzte Theil eines Dinges, z. B. der zugespitzte Theil am Kopfzierrath, welchen die Frauen vor alten Zeiten vor der Stirne trugen, her, weil jener Ort auf der Spitze vor Gardelegen liegt, wo die dortigen kleinen Flüsse mit der Milde zusammentreffen.

222) Der Selische See.[2]

Bei dem Dorfe Ostingersleben im Kreise Gardelegen ist ehedem ein See gewesen, der Selische See genannt, der an anderthalb Meilen im Umkreise gehabt hat. An der Stelle des Sees hat früher eine große Stadt gestanden, Sela geheißen, die einstmals plötzlich versunken ist, und anstatt welcher nun der See entstanden. Man hat noch lange an seinen Ufern die Ueberbleibsel der alten Mauern gesehen. Im Jahre 1719 ist der See auf Befehl des Königs abgelassen und ausgetrocknet worden, so daß man jetzt nur Ackerland und Wiesen dort sieht.

223) Der gekeilte Dieb.[3]

In dem Dorfe Genzin unweit Arendsee lebte vor Jahren ein Mann, Namens Johann Heinrich Müller, der wegen Bienendiebstahls verrufen war. Die Gerichte konnten ihm zwar nicht beikommen, aber dafür starb er eines elenden Todes, denn die Bestohlenen hatten ihn durch Verwünschungen eingekeilt, und auf einmal, ehe er es sich versieht, überfällt ihn ein Schmerz, als wenn er erbärmlich geprügelt werde. Dieser Schmerz hat gedauert bis an seinen Tod. Als es zum Sterben kam, da fielen ihm große Löcher in seinen Leib und er mußte sich lange und viel quälen. Sein Tod ist erfolgt am 29. Julius des Jahres 1738.

---

[1] Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IV. S. 70.
[2] Nach Beckmann Th. V. Bd. IV. Cap. IV. S. 90.
[3] Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. III. S. 127.

224) Der Inspector Krusemark zu Seehausen.[1])

Magister Johann Krusemark, seit dem Jahre 1625 Diaconus zu Seehausen in der Altmark, wurde im Jahre 1628 geistlicher Inspector daselbst. Derselbe hat die Plünderung der Stadt im Jahre 1633 mit ausgehalten und dabei von einem Kroaten einen gefährlichen Hieb über den Kopf bekommen, wovon er bis an seinen Tod große Beschwerung gehabt hat. Dieser sein Tod erfolgte Anno 1657 und ging ihm eine absonderliche Begebenheit vorher. Wenige Tage vor seinem Ende nämlich, als er in der Kammer, seine Frau und Schwiegermutter aber in der Stube nebenan geschlafen, hörten diese Letztern, daß Jemand in der Kammer mit ihm redete. Sie verwunderten sich darüber, weil doch Niemand bei ihm in der Kammer sein konnte, und machten deshalb die Kammerthüre auf. Dabei sahen sie einen hellen Schein in der Kammer, der jedoch alsofort wieder verschwand. Der Inspector aber zeigte sich sehr unwillig, daß man ihn gestört, und den Tag darauf meldete er, es sei ihm in der Nacht geoffenbaret worden, daß er bald sterben werde, hat dabei auch den Tag und die Stunde benannt, wenn solches geschehen werde, ingleichen mehrere andere Dinge; welches Alles sich also auch zugetragen hat.

225) Die Hand aus dem Grabe.[2])

In der Kirche des Dorfes Groß-Redensleben, ein Stunde von Seehausen, befindet sich gleich beim Eingange links vor der Thüre an einem steinernen Pfeiler eine hölzerne, schwarz angestrichene Tafel, welche folgende Inschrift hat:

II. Buch Mosis XX.
Sieh, sieh, Du böses Kind,
Was man hier merklich find't,
Eine Hand, die nicht verwes't,
Weil der, deß sie gewest,
War ein ungerathenes Kind,
Die man auch jetzt noch findt.
Den Vater schlug der Sohn,
Darum hat er dieß zum Lohn,
Daß hier hängt seine Hand,
Hüt' Dich für solche Schand.

Auf dem Rande der Tafel, rund um jene Inschrift herum, stehen die Worte: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebest im Land, das Dir der Herr Dein Gott giebt.

Unten an der Tafel befindet sich eine eiserne Kette, ungefähr eine halbe Elle lang, an derselben hängt eine Menschenhand, welche kurz an der Wurzel abgehauen ist; sie ist von aschgrauer Farbe, Haut und Fleisch sind gänzlich daran vertrocknet. — Man erzählt hiervon folgende Sage:

Vor dem 30jährigen Kriege lebte zu Groß-Redensleben ein frommer Mann, der einen sehr ungerathenen Sohn hatte. Dieser Sohn verlachte nicht nur des Vaters Ermahnungen, sondern ging in seiner Verstocktheit gar so weit, daß er seinen eigenen Vater mißhandelte. Einst hob er auch die Hand gegen ihn auf, als der Vater gerade für ihn um Besserung betete. Da geschah es aber, daß der ungerathene Bube plötzlich todt zur Erde niederfiel, zum sichtbaren Zeichen, daß der Himmel seinen Frevel nicht ungestraft

[1]) Nach Temme S. 47.
[2]) Nach Temme S. 48 ꝛc.

lasse. Als er nun aber am Tage nachher begraben war, da begab sich ein noch größeres Wunder; denn es wuchs plötzlich aus seinem Grabe seine Hand heraus, dieselbe Hand, womit er seinen Vater geschlagen hatte, als wenn sie in der Erde keine Ruhe habe. Da flohen vor Schrecken Alle, die es sahen, und es wagte sich Keiner mehr auf den Kirchhof, denn die Hand wich nicht wieder unter die Erde, und es war grausig anzuschauen, wie sie so starr und bleich aus dem Grabe hervorragte, kalt und schweigend, aber doch ein so beredter Zeuge, wie der Herr die Sünde straft. Zuletzt befahl die Obrigkeit, daß man sie mit Ruthen streichen sollte, glaubend, daß eine solche Strafe genug sei und die Erlösung bewirken werde. Der Befehl wurde vollzogen und die Hand blutete, daß die Erde davon roth ward, aber in das Grab wollte sie nicht zurück. Da ließ man sie abhauen und mit jener Tafel in der Kirche aufhängen, damit noch späte Zeiten sich ein Beispiel daran nehmen möchten.

226) Die Hauptkirche zu Rathenow.[1])

Eine fromme und gerechte Bürgerin Rathenow's in der Altmark hörte einst an einem Sonntage in aller Frühe die Kirchenglocken anschlagen, hielt es für das Frühmettengeläute und eilte fort nach dem Gotteshause. Als sie daselbst ankommt, ergreift sie Staunen und Entsetzen. Die Kirche ist mit Andächtigen überfüllt, die ihr sämmtlich unbekannt sind. Wohin sie ihre Blicke wendet, stehen fremde Personen, und selbst von den Mönchen, die am Altar und sonst umher stehen, hat sie keinen jemals gesehen. Der Gesang hebt an, doch sie versteht nicht, was man singt. Ein Geistlicher erscheint auf der Kanzel, er spricht in einer ihr völlig unverständlichen Sprache. Von steigender Bangigkeit gefoltert erkennt die Frau endlich dicht hinter sich eine Person, die aber schon seit vielen Jahren nicht mehr zu den Lebenden gehört. Diese wendet sich jetzt zu ihr und flüstert ihr ins Ohr: es ist Zeit, daß Du Dich wegbegiebst, ein längeres Verweilen hier möchte Dir Unheil bringen! Bebend am ganzen Leibe erhebt sich die Bürgerfrau von ihrem Sitze und wankt mühsam aus dem Gotteshaus hinaus. Sie ist kaum hinaus, so schlägt die Kirchenthüre mit furchtbarem Geprassel hinter ihr zu. Sie meldet das Geschehene ihrem Beichtvater,[2]) und dieser verspricht, wenn sie noch einmal früh Morgens läuten höre, mit ihr in die Kirche zu gehen. Nach einiger Zeit geschieht es wieder, und der Geistliche begleitet die Frau. Als sie die Thüre öffnen, ist die Kirche erleuchtet und von lauter fremd gekleideten Erscheinungen gefüllt. Doch in dem Augenblicke, wo der Geistliche über das Vortreten eines Mönches auf der Kanzel einige Worte äußert, verschwindet jener und Alles verwandelt sich in tiefe Finsterniß. Erst nach langem Suchen finden Beide die Ausgangsthüre der Kirche wieder.

227) Matthias Lüßau, Geisterseher und Entdecker vergrabener Schätze.[3])

Matthias Lüßau ist zur Zeit des 30jährigen Krieges Inspector und Prediger zu Rathenow an der Havel gewesen. Sein Bildniß hing lange

---

[1]) Nach Ed. v. Felsthal, Des deutschen Volkes Sagenschatz S. 284.

[2]) Dies ist nach Reichard, Vermischte Beiträge zur Einsicht in das Geisterreich, Bd. I. S. 29 sc., der nachher zu erwähnende Matthias Lüßau gewesen.

[3]) Nach Reichard a. a. O. Bd. I. S. 23 sc.

noch auf der Pfarre zu Jeggeleben, ohnweit Apenburg, in einer Schlafkammer. Auf diesem Bilde ist er dargestellt als ein handfester Mann mit einem Buch unter dem linken Arme, welches jedoch keine Bibel ist, wie es beim ersten Anblick scheinen könnte. Die Stadt Rathenow ist nämlich einst von den Schweden eingeschlossen worden und hat sich endlich genöthigt gesehen, mit den Feinden zu capituliren. Der Magistrat übertrug aber dieses Geschäft dem Inspector Lüßau, welcher die Sache auch zur Zufriedenheit seiner Obrigkeit sowohl als des schwedischen Generals so gut zu Stande gebracht hat, daß der Letztere ihm ein Buch in Gestalt einer Bibel zum Geschenk machte. Das Buch hat aber nur die äußere Form eines Buchs gehabt, und ist inwendig hohl und ganz mit Goldmünzen gefüllt gewesen, und das ist das Buch auf dem Bilde. Von diesem Manne nun werden folgende Gespenstergeschichten erzählt, die gänzlich der Wahrheit getreu hier wiedergegeben werden.

Bei einer Einquartirung durch die Schweden fand sich in der Stadt kein Raum mehr für eine Compagnie, die noch untergebracht werden mußte. Der Rath meldete, es sei nur noch ein einziges Haus übrig, welches aber der Gespenster wegen, von welchen es alle Nächte beunruhigt werde, unbewohnbar sei. Man lachte darüber, daß eine Compagnie braver Soldaten, die schon so vielen Schlachten beigewohnt, sich vor ohnmächtigen Gespenstern scheuen sollte. Sie wurde also in dies Haus einquartirt und man ließ einen guten Vorrath von Speisen und Getränken und eine Anzahl Spielleute herbeischaffen, um die Nacht lustig hinzubringen. Mitten in dieser Herrlichkeit, vermuthlich in der Gespenstern gewöhnlichen Spukstunde, tritt ein Mann in der Gestalt eines Pächters, mit einem Bündel Acten unter dem Arm und mit einer Peitsche in der Hand, ins Zimmer und hinter ihm drein eine Frau mit einem großen Gebund Schlüssel. Beide stellen sich neben die Stubenthüre, um genau zu sehen, was da vorgeht. Die tanzende Gesellschaft macht eine Pause und sieht sich nach ihren ungebetenen Gästen um. Nach einer kleinen Weile wird das Stillschweigen durch ein von den Soldaten aufgeschlagenes Gelächter unterbrochen. Der Mann mit der Peitsche und die Frau mit den Schlüsseln bewaffnet fallen über die erschrockenen Helden her und treiben sie dergestalt in die Enge, daß der größte Theil von ihnen den Weg aus dem Hause durch das Fenster suchen mußte. Die wenigen Zurückgebliebenen jagt das weibliche Gespenst vollends zur Thüre hinaus. Hinter dem Ofen liegt ein Marodeur, welcher aus Müdigkeit keinen Theil an der Trink- und Tanzluft genommen, sondern sich dem Schlafe überlassen hatte. Dieser erwachte endlich von dem Lärmen und will gleichfalls durch die Thür entfliehen. Das Weib aber bemühet sich, ihn davon abzuhalten und sagt: liege Du nur stille! Dir wollen wir nichts thun, Du hast uns nicht ausgelacht. Er hält es aber doch nicht für rathsam, in einer so sonderbaren Gesellschaft länger zu verharren, und die beiden Gespenster bleiben also Meister von der Wahlstatt. Nachdem sich endlich diese wieder abgetrollt, kehren auch die Kriegsleute schüchtern zu ihrem gestörten Tanze von Neuem ins Haus zurück. In dieses fürchterliche Haus wagte sich nun einige Zeit darauf, nach gesuchter und erlangter Billigung des Magistrats, der schon erwähnte Lüßau, um ein nächtliches Verhör anzustellen und näher auf den Grund der Sache zu kommen. Ein Buch zum Lesen und das nöthige Schreibgeräthe nimmt er mit sich. Zwei Lichter brennen vor ihm auf einem Tische,

und Jemand, vielleicht sein Küster, der nicht so herzhaft war als sein Pastor, mußte auf der Straße um das Haus herum aufpassen, um im Fall der Noth bei der Hand zu sein. Gegen Mitternacht öffnet sich die Thüre des Zimmers und der Mann mit seinen Acten und mit seiner Peitsche tritt herein ohne allen Spott und stellt sich ganz bescheiden und ehrerbietig an seinen Ort. Inzwischen verlischt aber doch in demselben Augenblick das eine von den auf dem Tische brennenden Lichtern, welches aber der immer ruhige Lüßau hurtig bei dem andern wieder anzündet. Gleich darauf erscheint auch die Frau und das zweite Licht verlischt. Alsofort zündet der kühne und vorsichtige Mann solches bei dem ersten wieder an und nun sieht er sich erst nach den beiden Erscheinungen um. Auf die an sie gethane Anrede: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" neigen sie sich höflich. Nun fährt er fort: so kommt näher heran und sagt, was Euer Begehren sei und was Ihr hier zu suchen habt. Hierauf läßt sich der Mann mit einer umständlichen Erzählung heraus, des Inhalts: er sei ehedem der Besitzer dieses Hauses gewesen und habe gewisse Güter (welche er insgesammt namentlich aufführt) in Pachtverwaltung gehabt, davon sei aber dieses und jenes veruntreut worden und in unrechte Hände gerathen, wenn also dieses wieder in Ordnung gebracht würde, werde er Ruhe bekommen. Eben so pünktlich und offenherzig berichtet auf Verlangen die Frau, wie sie theils ihr Gesinde, theils andere Leute, theils in dem, theils in jenem Stück übervortheilt habe, würde auch dieses berichtigt und Jedem das Seine ersetzt werden, so würde sie und in Folge dessen auch das Haus künftighin Ruhe genießen. Herr Matthias schreibt dies Alles nieder und macht sich anheischig, dafür zu sorgen, daß Alles möglichst in Ordnung gebracht werden solle. Hierauf fragt er die Geister, ob sie sonst noch etwas vorzubringen hätten? und auf erfolgtes Nein! ertheilt er ihnen den Abschied mit den Worten: „Nun so gehet hin in Frieden in Euere Gruft, bis Euch Christus zum allgemeinen Gericht wieder ruft." Sie neigen sich und gehen ab. Des Tags darauf bringt Lüßau sein Protokoll aufs Rathhaus, man sieht in dem Archive nach, man findet Spuren der Wahrheit von dem, was die Geister ausgesagt hatten, und bringt, so gut es die Umstände erlauben, Alles wieder zu Rechte. Das nunmehro von Gespenstern befreite Haus wird seinem Befreier als Eigenthum geschenkt, und hat geraume Zeit das Lüßau'sche Haus geheißen, bis es endlich verkauft worden ist und einen andern Namen bekommen hat.

Eines Abends in der Dämmerung steht derselbe Lüßau am Fenster seines Hauses und wird gewahr, daß gegenüber zwei Menschengestalten an einer gewissen Stelle, die er sich gar eigentlich bemerkte, emsig graben und sorgfältig etwas aufsuchen. Das eine von diesen Gespenstern hat aber die Gestalt und das Ansehen seines noch lebenden Kirchenvorstehers, den er folglich sehr gut kennt. Er ruft sie also in der Meinung, daß es lebendige Menschen wären, beide zu sich heran und fragt sie, was sie denn da suchten? Der eine antwortet: In der Schwedenzeit hätten sie aus Furcht, geplündert zu werden, die kostbarsten Kirchengefäße zu mehrerer Sicherheit in der Gegend da herum vergraben und hätten hernach die eigentliche Stelle nicht wieder entdecken können, daß also die Gefäße noch daselbst versteckt liegen müßten. Sogleich den folgenden Morgen läßt Herr Lüßau den annoch lebenden alten Kirchenvorsteher zu sich fordern und befragt ihn, ob er sich nicht zu erinnern

wisse, daß in vorigen Kriegszeiten einiges Kirchengeräthe abhanden gekommen? Wie ein Mensch, der aus einem Traume erwacht, besinnt sich endlich dieser Mann und antwortet: „Ja, Herr Inspector, ich und mein seliger damaliger Mitvorsteher haben die und die Gefäße irgendwo vergraben. Wir haben solche zwar hernach einige Male aufzusuchen uns bemüht, aber die rechte Stelle und folglich auch die Sachen selbst nicht wieder finden können, und da hernach jener darüber weggestorben ist, so habe ich es ganz vergessen gehabt und Alles für verloren gehalten." Lüßau führt ihn darauf hin zu der, von ihm den Abend vorher genau bemerkten Stelle und frägt, ob es wohl um diese Gegend gewesen sein möchte? Und nachdem jener solches bejahet, so wird Anstalt zum Aufgraben gemacht. Die Gefäße werden glücklich gefunden und der Kirche wieder zugestellt. — Endlich ist doch der beherzte Lüßau ein Märtyrer seiner Kühnheit geworden. Er bekam Nachricht von einem Todtengewölbe, worin die vermeinten Gespenster entsetzlich lärmen und toben sollten. Er hatte Muth genug, mitten in der Nacht sich an diesen bedenklichen Ort zu wagen, entweder um seine Neugierde zu befriedigen, oder um den Geistern ihre fürchterliche Kurzweil zu stören. Er begab sich in das Gewölbe hinunter, wurde aber erschrecklich angebrüllt und ernstlich bedeutet: er habe hier nichts zu schaffen, in dieser unterirdischen Wohnung hätten sie, die Geister, blos Recht und Macht, ihr Wesen zu treiben; wofern er sich nicht schleunig fortpacken werde, solle es ihm übel ergehen. Der beschämte Held geht hierauf zurück, wird vor Schreck krank und muß an dieser Krankheit seinen Geist aufgeben.

228) Der bestrafte Gespensterleugner. [1])

Martinus Schoock, Professor zu Frankfurt a. d. O., verwarf die gemeine Meinung von Erscheinung der Gespenster, ward aber durch eigene wirkliche Erfahrung unterrichtet, daß nicht alle Gespenster eitel Sinnenbetrügerei seien. Als er sich dereinst auf einer Reise befand, kam er des Abends in eine Herberge; weil dieselbe aber bereits mit anderen reisenden Personen angefüllt war, so konnte er hier kein Nachtquartier bekommen, als in einer Mittelkammer, worin Niemand gern über Nacht bleiben wollte, weil darin einige Gespenster vernommen würden. Der Wirth that dies auch dem Herrn Schoock kund, da er nicht gerne sah, daß Jemandem in seinem Hause etwas Böses begegnen möchte. Aber dieser, seiner Meinung eingedenk, daß solches Fürgeben nur bloße Einbildung oder Betrügerei sei, sagte, er fürchte sich vor keinem Gespenste, man solle ihm nur in dieser Kammer sein Bett machen, so wolle er ganz ruhig hier schlafen. Der Wirth ließ ihm hierin seinen Willen, wiewohl ungern, weil er mehr als genug versichert war, was sich hier zutrug. Der Herr Schoock nun that seine Mahlzeit und begab sich nachher zur Ruhe. Aber um Mitternacht ging der Lärmen an; es kam Jemand zur Kammer hinein gepoltert mit einem ziemlich großen Gerassel, und kam recht nach dem Bett zu. Der gute Schoock vergaß hierüber all seinen vorigen Muth, erschrack von ganzem Herzen und kroch vor rechter Angst mit all seinen Prinzipien unter das Deckbett. Das Gespenst unterdessen, welches

[1]) S. Monatsgespräche 1689, Juli, S. 731, in Remigius Th. II. S. 23.

in alter deutscher Kleidung und in der Gestalt eines Kriegsknechtes erschien, wollte ihm seinen Zweifel von Grund aus auflösen, hob deshalben die Decke auf, nahm Schoocken davon weg, stieß ihn unter das Bett hinein und legte sich selber an seine Stelle. Hier konnte er nun auf keinen Augenbetrug denken, weil er sich wirklich angegriffen fühlte, auch konnte er sich nun keine Täuschung einbilden, weil er eine wirkliche Ortsveränderung, nämlich aus dem Bette bis unter dasselbe gewahr ward. Nach einer Stunde Zeit stand der gespenstige Soldat wieder auf und machte sich von dannen weg. Unterdessen befand Schoock sich in tausend Aengsten und lernte herzlich beten. Da er nun endlich kein Gespenst mehr wahrnahm, kroch er unter dem Bette hervor, zog seine Kleidung an, ging hinunter und bezahlte seinen Wirth. Dieser, weil er ihn sehr erschrocken sah, fragte, ob er etwas von Gespenstern vernommen hätte? Aber Schoock, der ihm keine Rechenschaft geben wollte von dem, was ihm begegnet, sagte, allein um seine vorige Gutmüthigkeit in Leugnung der Gespenster zu verblümeln: Wer weiß, wer mir den Schabernack angethan hat? Jedoch ist er nachher niemals vermessen in Verachtung der Gespenster gewesen.

229) Der Kaiserbesuch zu Osterburg. [1])

Als Kaiser Lothar II. einst in der Altmark war und mehrere Städte besuchte, da wollte auch die Stadt Osterburg einer solchen Ehre theilhaftig werden, um nicht gegen die andern Städte zurückzustehen. Sie ließ daher den Kaiser um einen Besuch bitten. Dem genügte dieser Herr auch und kam mit großem Gefolge und vielen Menschen in die Stadt. Aber das kam den guten Leuten theuer zu stehen. Denn bei den Festlichkeiten, die sie zur Ehre des Kaisers anstellten, geriethen die Bürger mit den kaiserlichen Bedienten in Streit, der so arg wurde, daß die meisten Einwohner von Osterburg erschlagen und die Stadt selbst mit der darin befindlichen Burg zertrümmert ward.

230) Die Feuersbrunst zu Osterburg. [2])

Vor nunmehro ohngefähr 100 Jahren lebte zu Osterburg ein Brauer, dem waren zu einer Zeit seine Bottiche behext, so daß ihm kein Gebräu darin gedeihen wollte. Alle Mittel, die er dagegen gebrauchte, wollten nicht anschlagen, die Behexung wollte nicht weichen. Da hörte er zuletzt, daß in Stendal ein kluger Mann sei, dem keine Behexung widerstehen könne. Diesen ließ er zu sich kommen, und der Mann brannte ihm mit vielen Ceremonien seine Bottiche aus. Aber die Zauberei, die einmal darin saß, konnte er nicht ausbrennen, denn ehe er und der Brauer es sich versahen, fuhr die Flamme aus den Bottichen hervor und ergriff das Haus, in dem sie waren, und es brannten über zwei Drittheile der ganzen Stadt ab. Dies ist im Jahre 1761 geschehen. Es ist dabei auch der Kirchthurm niedergebrannt, welcher der höchste und künstlichste Thurm in der ganzen Altmark gewesen ist.

---

[1]) Nach Temme S. 50.
[2]) Nach Temme S. 50.

231) Die rothe Erde bei Krumke.[1]

Unweit der Stadt Osterburg liegt das Dorf Krumke, welches den Herren von Kahlden gehört. In der Nähe dieses Dorfes, da wo jetzt die Krumkesche Schäferei liegt, ist vor langen Jahren eine mörderische und große Schlacht vorgefallen, in welcher Huder von Stade und Albrecht von Askanien sich um die Altmark stritten. Es sind in derselben eine große Menge Menschen um's Leben gekommen, so daß die Erde rund umher ganz roth geworden und ein Bach, der dort fließt, voll Blut gewesen. Zum Wahrzeichen ist noch jetzt die Erde dort roth, als wenn das Blut der Erschlagenen noch immer nicht daraus zu vertilgen wäre. Nach einer andern Sage ist an dieser Stelle eine mörderische Schlacht zwischen den Städten Seehausen und Osterburg vorgefallen. Das Bächlein, welches früher Elia hieß, wird seitdem die rothe Furth genannt.

232) Der letzte Pfarrer in Krumke.[2]

Das Dorf Krumke, das jetzt ein Filial von Lossen ist, hatte früher seinen eigenen Pfarrer. Der letzte lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er hatte aber eine sehr kärgliche Einnahme und war ein alter, schwächlicher Mann. Wenn er in seiner Gemeinde herumreisen mußte, so saß er auf einem alten zweirädrigen Karren, der mit Brettern benagelt und mit zwei Kühen bespannt war, denn ein Pferd hatte er nicht. Auch einen Knecht konnte er sich nicht halten und darum mußte seine Tochter ihn fahren. Eines Tages, als er so vom Dorfe Däsedau zurückkam, begegneten ihm schwedische Reiter. Die hielten ihn und sein Fuhrwerk an und verlangten, daß seine Tochter ihnen zu Willen sein solle. Das Mädchen und der Pfarrer geriethen darüber in großen Schrecken. Er kletterte von seinem Karren und fiel den Soldaten zu Füßen, indem er sie um Mitleid anflehte. Anfangs half das nichts. Zuletzt aber sagten sie, wenn er ihnen sein ganzes Verdienst von heute abgebe, so wollten sie seine Tochter fahren lassen. Da reichte er ihnen mit Zittern hin Alles, was er hatte; es waren zwei Schillinge. Die Schweden wollten ihr Wort nicht brechen, nahmen das Geld und jagten lachend davon.

233) Das Kloster Crevese.[3]

Da wo jetzt das Kloster Crevese in der Altmark unweit Osterburg steht, war früher ein Schloß, Zervest geheißen, woraus nachher der Name Crevese entstanden ist. Dasselbe gehörte dem Grafen Werner von Osterburg. Als diesem sein Sohn, Graf Werner der Jüngere, im Sturm vor Brandenburg geblieben war, da beschloß er mit Beirath seiner Gemahlin, zu Ehren der Jungfrau Maria sein Stammschloß Zervest zu einem Jungfrauenkloster zu machen. Er fing auch an dasselbe zu bauen. Als er nun an dem Bau war, so fand er auf einmal mitten im Holze ein kleines Marienbild, beschloß daher, das Kloster, für welches er noch keinen Namen hatte, Marienthal zu heißen. Solches geschah im Jahre 1157. Allein die Bauern in der Gegend

[1] Nach Engelt, Chronik der Altmark S. 100, und Temme S. 51.
[2] Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. V. S. 55.
[3] Nach Angelus S. 87 und 107. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. X. S. 157.

behielten den alten Namen Crevese bei, der denn auch fortwährend bei dem Kloster geblieben ist. Im Jahre 1368 aber ist dieses Kloster von einer Nonne angesteckt worden und abgebrannt. Die Ursache ist die gewesen, daß sie ihre Brüder, die Geldberge genannt, mit Gewalt hinein gezwungen hatten, da ihr doch das Nonnenfleisch nicht gewachsen gewesen und sie lieber nach Gottes Gebot hätte im Ehestand leben wollen. Dieser That halber ist sie von dem einen Bruder erstochen worden an dem Orte, da früher noch ein Kreuz stand im Holze, die Geldberge geheißen. Darauf sind die edlen Geldberge, sonst genannt von Osterburg, aus dem Lande gekommen, und sind ihre Güter dem Kloster gegeben worden, dasselbe davon wieder aufzubauen.

234) Die beiden Frauen zu Aulosen.[1])

Vor vielen hundert Jahren lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder, aber weil er sehr fromm und gottesfürchtig war, so ließ er Alles im Stich und zog mit den deutschen Herren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indessen sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sclave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah ihn und hatte Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleiden mit seinem Unglücke, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte dies Alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin von ganzem Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hilfe hoffen durfte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimath wieder zu sehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein und versprach ihr, sie neben seiner Gemahlin zu heirathen, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Sie entfloh glücklich mit ihm aus der Sclaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade am Grünen-Donnerstag zu Mittag, als der Ritter mit seiner Türkin auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen eben am Mittagstisch und aßen. Sie freueten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wiedersahen, den sie todt geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten verträglichsten Freundinnen und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildniß der Türkin wird noch unter den Jagow'schen Familiengemälden gezeigt; sie ist darnach ganz ausnehmend schön gewesen. Sie ist auch, wie man sagt, zu Großen-Ganz begraben; in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man auch ihren einbalsamirten Körper, auch zeigt man dort zwei Leichensteine, auf welchen zwei weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen. Der Ritter aber stiftete zur Erinnerung an seine glückliche Heimkehr

[1]) Nach Temme S. 54 ꝛc.

auf den Grünen-Donnerstag eine Armenspende, daß alle Armen, soviel deren sich einfinden würden, auf dem Schlosse mit Erbsen und Stockfisch, als welches Gericht seine Familie bei seiner Rückkehr gerade gegessen, gespeiset werden und ein Stück Brod mit Speck mit auf den Weg bekommen sollten. Noch vor nicht gar langer Zeit war dieses Bettlerfest so besucht, daß an fünfhundert Arme dahin wallfahreten.

235) Der Name Jagow.[1])

Es ist ein Irrthum, wenn Einige behaupten, daß der Name Jagow daher rühre, daß derjenige, so ihn zuerst geführt, sich bei der Vertreibung der Tempelherren aus der Mark ausgezeichnet und von dem „Herausjagen“ derselben aus der Mark den Namen bekommen habe. Wohl aber verhält es sich mit dem Ursprung dieses Namens also: In der Wische liegen noch jetzt die Trümmer eines alten Schlosses, Uchtenhagen geheißen, den Herren von Jagow zugehörig. Ein Ritter aus diesem Hause zu Uchtenhagen kam vor vielen hundert Jahren in einem hitzigen Treffen seinem Herrn, dem Markgrafen zu Hilfe, als der Sieg gerade anfing, sich auf dessen Gegenseite zu neigen, und er entschied durch seine tapfere Hilfe die Schlacht zum Vortheil des Markgrafen. In dem Kampfe verlor der Ritter ein Rad von seinem Streitwagen, indem er nicht zu Rosse, sondern zu Wagen gefochten hatte. Er hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen. Zum Lohne für seine Tapferkeit und Hilfe befahl ihm nun der Markgraf, daß der Ritter für alle Zeiten den Namen „Jag to (Jag' zu)!“ führen solle, woraus nachher der Name Jagow entstanden ist. Von dieser Begebenheit führen die Jagow's auch ein Rad im Wappen, zum Andenken des von dem Ritter verlorenen Rades.

236) Der Abendmahlskelch zu Pakkebusch.[2])

Bei der Kirche zu Pakkebusch im Salzwedel'schen ist ein silberner Communionkelch vorhanden, so 1541 künstlich gemacht ist, daß er in 9 Stücke aus einander genommen werden kann. Dieser ist im 30jährigen Kriege, um ihn den Kirchenräubern zu entziehen, auf einen erhabenen Baum in ein Elsternest gelegt, nach geendigten Unruhen aber herabgeholt und solchergestalt erhalten worden.

237) Der Teufelswinkel zu Booke.[3])

Auf der Feldmarke des Dorfes Booke im Salzwedel'schen, wo selbiges an das Einwinkel'sche und Kossebur'sche Feld stößt, ist ein Ort, welcher der Teufelswinkel heißt, weil vor diesem der gemeinen Sage nach hier ein Götzentempel gestanden haben soll. Wahrscheinlich sind aber hier heidnische gottesdienstliche Verrichtungen vorgegangen zu der Zeit, wo das Christenthum eingeführt worden ist.

[1]) Nach Temme S. 64.
[2]) Nach Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 126.
[3]) Nach Beckmann a. a. O. S. 127.

238) Die Glocke und der wunderbare Ring in der Familie v. Alvensleben.[1])

Bei der Stadt Calbe liegt das sogenannte Feste Haus und Schloß, welches, da es auf ziemlichem Umkreis ganz im Moraste liegt, früher den Zugang zu der Stadt vertheidigte; es ist von Albrecht II. von Alvensleben mit Wällen und Graben umgeben worden und stets im Besitz dieser Familie gewesen. Früher ist in diesem Schlosse eine Glocke gewesen, welche, wenn Jemand aus dem Geschlechte derer von Alvensleben mit Tode abgehen sollte, wenn es auch in fernem Land geschehen, von selbst angeschlagen und einen Klang hat hören lassen.

Eine sonderbare dieses Haus und Schloß angehende Merkwürdigkeit ist aber die Begebenheit mit einem gewissen Ringe, der heute noch in dieser Familie verwahrt und welche zuerst von dem unten genannten Hamelmann erzählt wird. Es ist nämlich vor langen Jahren eines damals lebenden Herrn von Alvensleben Ehefrau bei nachtschlafender Zeit, als schon das Haus verschlossen war, von einer Magd, so eine Laterne in der Hand getragen, aufgeweckt und mit vielen guten Worten gebeten worden, sie solle doch einer Frau in Kindesnöthen zu Hilfe kommen, ist auch endlich dazu bewogen, jedoch zuvor vermahnt worden, daß, wenn sie in das Haus käme, sie weder Essen noch Trinken, noch auch dasjenige, was man ihr anbieten würde, annehmen solle. Als sie nun der Kindesnötherin Hilfe erzeigt, ist sie unbeleidigt wiederum in ihr Haus zurückgeführt worden. Wohl aber hat nach der Geburt des Weibes der Mann desselben gedachter Frau von Alvensleben eine Schüssel mit gemünztem Golde dargereicht, welches sie aber auf den Rath der kreisenden Frau nicht annahm, als welche sie gewarnt, daß, wofern sie sich durch den Geiz blenden lassen würde, ihr Mann durch Gottes Verhängniß Schaden erleiden werde. Mann, Frau und Magd sind aber gar kleine Leutlein gewesen. Ueber eine Zeit ist dieselbe Magd um Mitternacht wieder zu ihr gekommen und hat zwei Schüsseln über einander gestülpt getragen, anbei der Frau von Alvensleben von ihrem Herrn viel Gutes gewünscht, hinzufügend, ihr Herr verehre ihr hiermit ein Kleinod, nämlich einen köstlichen güldenen Ring zur Danksagung für erzeigten Dienst, den solle sie wohl bewahren, denn so lange derselbige Ring ganz und unzertheilt auf dem Hause Calbe und bei dem Geschlechte derer von Alvensleben bleiben würde, solle es blühen und Glück und Wohlfahrt haben; würde aber der Ring von Händen kommen oder zertheilt werden, so werde es auch demselben Geschlecht unglücklich und nicht wohl ergehen, und damit ist die Magd verschwunden. Als nun hernach zwei Brüder mit einander die Erbtheilung vorgenommen, hätte dieser Ring auch müssen getheilt werden, aber diejenige Linie und Stamm, so die Theilung am heftigsten begehrt, wäre aus- und abgegangen, der andere Theil vom Ringe aber werde heutigen Tages noch auf dem Hause Calbe in der Kapelle verwahrt.

Von dieser Sage ist nun aber nur das in Wahrheit begründet, daß überhaupt ein Ring vorhanden ist; es ist dies ein einfacher, nicht sehr starker goldener Ring in Form eines Trauringes, aber ohne eingesetzten Diamanten, der nach Einigen darin gewesen sein soll. Die Geschichte aber kann vor

[1]) Nach Hamelmann, Oldenburg. Chronik Bd. I. S. 21. Beckmann Th. V. Bd. I. Cap. IX. S. 54 ꝛc. Lor. Peckenstein, Castrum Alvenslebianum Bd. I. b. und Bd. II. a. Temme S. 67 ꝛc.

dem Jahre 1324 nicht passirt sein, denn in diesem hat Albrecht II. von Alvensleben erst das Haus Calbe getheilt, und zwar mit der Gemahlin desselben oder seines Sohnes Gebhards des Erbmarschalls oder Ludolfs des Hauptmanns in der Altmark Gattin, auch vor der Zeit, ehe dieses Ludolfs Söhne sich getheilt. Denn von der Zeit an sind die Alvensleben'schen Verträge fleißig aufbewahrt worden und in keinem steht etwas von einer solchen Theilung mit dem Ringe. Der Ring ist auch niemals getheilt worden und ist auch gar nicht möglich ihn zu theilen. Es findet sich auch nicht, daß eine Linie, so auf die Theilung gedrungen, untergegangen wäre, denn so lange der Ring bei der Alvensleben'schen Familie gewesen und man von der Theilung geredet, ist keine Theilung zwischen zwei Brüdern vorgegangen. Es haben nämlich drei Söhne Albrechts II. getheilt, Gebhards Söhne haben nie getheilt, wohl aber die drei Söhne Ludolfs, alle späteren Theilungen gehören aber nicht hierher, denn da existirte schon die Sage bei Hamelmann, der im Jahre 1599 seine Chronik publicirte.

239) Vorzeichen des Todes der Könige von Preußen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. zu Berlin.[1])

Als der König im Sterben lag, hat sich den 27. Februar 1713, den Tag vor seinem Abschiede zwischen 8—9 Uhr Abends in dem sogenannten Juwelencabinet, dem Sterbezimmer gegenüber, welches versiegelt war, durch das in die Gallerie gebrochene Fenster sowohl dem letztverstorbenen König und damaligen Kronprinzen, als dem Oberhofmarschall des Prinzen, dem Grafen von Finkenstein, und dem Leibmedicus Gundelsheim ein herumwandelndes Licht gezeigt, als wenn etwas verloren worden sei und gesucht werde. Nach Entsiegelung des Zimmers aber und Beleuchtung desselben mit andern Lichtern ist auch nicht die geringste Spur gefunden worden. Und da das Cabinet wieder versiegelt worden ist, hat man abermals dieselbe Beobachtung gemacht und das Licht hat sich wiederum wie zuvor gezeigt, welches einen ungemeinen Schrecken unter allen Anwesenden hervorgebracht, es sind auch auf Anrathen des Leibmedicus Alle weggegangen, und dieser als ein guter Kabbalist hat zum Voraus aus diesem Phänomen prophezeit, daß die Stunden, welche der König noch zu leben habe, gezählt seien. Dieses ist auch am andern Tage Mittags geschehen, und hat der König Friedrich Wilhelm I. später öfters hiervon Erwähnung gethan. Es wird jedoch auch erzählt, daß, als der Kronprinz zu seinem sterbenden Vater berufen worden sei, um den letzten Segen zu empfangen, habe derselbe sich des kürzesten Weges bedienen wollen, sei deshalb über den kleinen Schloßplatz quer hinübergegangen. Es folgten aber Sr. Königl. Hoheit unterschiedliche Offiziere und Cavaliere nach, da fiel ihnen ein sonst verschlossener Saal ganz hell in die Augen, so daß es ihnen dünkte, als ob er mit vielen hundert brennenden Lichtern erleuchtet wäre. Hierüber stutzte der Kronprinz und fragte die, so bei ihm waren, was solches bedeute und warum so viele Lichter angesteckt wären. Die Begleiter des Prinzen sahen allerdings den erleuchteten Saal ebenfalls ganz wohl, wußten aber nichts auf die an sie gethane Frage zu antworten. Als nun der Kronprinz die Treppe herauf kam, traf er den Kastellan des Schlosses

[1]) Nach den Monatl. Unterred. aus dem Reiche der Geister Bd. III. S. 617 ꝛc.

an und fragte denselben ebenfalls um die Ursache, warum der Saal mit so vielen Lichtern erleuchtet sei, allein er bekam zur Antwort, der Saal sei fest verschlossen und seit langer Zeit sei kein Licht in denselben gekommen.

Ebenso ist vor dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm I., ehe derselbe sich nach Potsdam bringen ließ, den 18. April 1740 sowohl bei Tag als Nacht in den zugeschlossenen Zimmern ein gewaltiger Tumult von Schlägen und Fallen gehört worden, besonders in der sogenannten Kreppelkammer, in welcher nichts Anderes befindlich war als Bettstellen und anderes Krankengeräthe, dessen sich der selige Herr in seiner vorigen Krankheit bedient hatte. Da nun über diesen Rumor die Schildwachen allarmirt wurden, namentlich die bei der Fahne und an der sogenannten grünen Treppe Wache standen, vermeinend, daß es Diebe sein könnten und sie dieses an die Hauptwache meldeten, so sind auf Anordnung des Commandanten mit Zuziehung einiger Stabsoffiziere durch den Kastellan alle Zimmer genau visitirt worden, sogar bis unter das Dach hinauf, allein man hat auch nicht die geringste Spur von etwas Gefallenem entdeckt, und so ist dieser Ruf gleich durch die ganze Stadt gegangen und wie ein fliegendes Feuer nach Berlin gekommen, aber gleich von den Meisten als ein übles Omen gedeutet worden. Was noch mehr ist, des seligen Herrn bestes Leibpferd, welches er am Liebsten ritt, und frisch und gesund war, wurde wider alles Vermuthen todt im Stalle gefunden. Der König hat aber die Nacht vor seinem Absterben selbst gesagt, daß er die folgende nicht mehr erleben werde, und von den umstehenden gewöhnlichen Wärtern Abschied genommen, auch in der Frühe bei gänzlichem Verstande die Abdication seines Reiches vorgenommen und ist endlich um 3 Uhr Nachmittags sanft entschlafen, da es eben 12 Stunden waren, da er gegen 3 Uhr früh gesagt hatte, daß er den Abend und die Nacht nicht erleben werde. Sonst hat auch noch ein bekannter Mann zu Berlin einige Tage vorher im Traum einen Sarg über den Exercierplatz tragen sehen; derselbe war mit vielen Lichtern umgeben und ging gerades Wegs auf die Garnisonkirche los. Er ist darüber voll Schrecken erwacht und hat dieses sein Gesicht vielen seiner Bekannten erzählt und die Sorge ausgesprochen, es möge dasselbe doch ja nicht etwa den König bedeuten, den er erst gestern im vollen Carriere an seinem Hause habe vorbeifahren sehen. Allein 14 Tage nachher hat sich dieser traurige Todesfall doch ereignet und 4 Tage später ist die Leiche in derselben Ordnung, wie sie von ihm gesehen worden, durch dieselbe Thüre hineingebracht worden, wo sie vor seinen Augen verschwunden ist. Ein anderer Bürger von Berlin aber hatte einen Traum, daß der Garnisonsthurm mit großem Krachen zur Erde fiel, worüber das ganze Glockenspiel ertönte und viele Häuser dadurch niedergeschlagen wurden; gleich aber kam noch ein höherer Thurm aus der Erde hervor, welcher den andern sowohl an Stärke als Schönheit übertraf.

240) Die Erscheinung im Berliner Schlosse.[1])

Am 15. Julius des Jahres 1709 ist der damalige Kronprinz nach der Abendmahlzeit in sein Schlafgemach gegangen, und nachdem er sich mit Beihilfe des Kammerdieners ausgekleidet, beschloß er, mit Auf- und Niedergehen

[1]) Nach den Monatl. Unterred. Bd. III S. 656 rc.

sich noch eine kleine Motion zu machen, wie es sonst seine Gewohnheit war. Da es aber schon ziemlich spät war und ihm wider Vermuthen ein gewisses Grausen ankam, legte er sich zu Bette und ließ die Lichter auslöschen, die sonst gewöhnlichen Nachtlampen aber anzünden, welche gewöhnlich neben dem Kamin standen, und ließ seinen Kammerdiener von sich. Da er aber eine geraume Zeit im Bette lag, ohne daß der geringste Schlaf kommen wollte, hörte er etwas durch den Kamin herunterkommen und glaubte nach seiner Einbildung, daß es eine Eule sein könne, ein Thier, welches sonst gern auf den Schornsteinen zu nisten pflegt. In der That kam auch wirklich ein Vogel zum Vorschein, aber von einer andern Gattung, welche der Prinz selbst nicht recht unterscheiden konnte. Es war eine Art Rabe, doch größer, hatte aber auch nicht die Gestalt eines Adlers. Kaum kam derselbe auf die Erde, so erhob er sich auch wieder in die Luft und flog etliche Male im Kreise in der Kammer herum. Darüber ergriff der Prinz eine Pistole, deren etliche Paar um sein Bett hingen, und wollte nach dem Vogel schießen. Als er zu dem Zwecke bereits den Hahn gespannt, besann er sich doch eines Andern, weil er zur Nachtzeit durch den unvermutheten Schuß keine Unruhe erwecken wollte, um so mehr als seine hohe Gemahlin gerade in Wochen lag. Er hing also die Pistole wieder an ihre Stelle und sah den Vogel vom Bette aus sich aufsetzen und herumfliegen, rufte aber doch seinen Kammerdiener noch nicht herbei. Mittlerweile setzte sich endlich der Vogel auf einen dem Bette gegenüber stehenden Tisch, auf welchen er gewöhnlich Hut, Stock und Degen zu legen pflegte, machte sich dann über den Hut her, hing sich mit den Krallen an denselben fest und versuchte mit aller Gewalt die Kokarde herunter zu reißen. Wie er am Eifrigsten damit beschäftigt war, öffnete sich die Kammerthüre, in welcher die Garderobe befindlich war, und aus dieser kamen sechs kleine Männchen heraus in Gestalt von Marionetten, mit langen Bärten, langen weißen Kitteln, in der Mitte aber hatten sie schwarze Flörke herunterhängen und führten lange Stecken in den Händen, gingen gerade auf den Vogel zu und schlugen auf ihn los, der aber demohngeachtet in seiner Arbeit fortfuhr. Ueber diesen wunderlichen Zweikampf erschrack nun der Prinz nicht wenig, so daß er gezwungen war, seinen Kammerdiener zu rufen. Da aber selbiger die Thüre öffnete, kam ein starker Wind, auf welchen in einem Hui sowohl Vogel als Männchen verschwunden waren, der Kammerdiener aber seinen Herrn im vollen Angstschweiß im Bette sitzend antraf, so daß er nicht wußte, was er dazu sagen sollte, oder warum er so unvermuthet gerufen worden war. Da nun aber der Prinz ihm Alles erzählte, was ihm begegnet war, so wollte der Kammerdiener ihm solches aus dem Sinne schlagen, unter dem Vorwande, daß er vielleicht geträumt habe. Jener gab aber zur Antwort, er wisse wohl, was ein Traum sei, ließ auch den Doctor holen, und als dieser früh ankam, fand er den Herrn wider sein ganzes Naturell in vollem Schweiße, der aber ganz kalt war, liegen. Derselbe hat nun zwar dem Doctor nichts gesagt, sondern hat etliche Tage das Bett gehütet, allein später hat er es selbst einigen vertrauten Dienern erzählt und nachmals bei gegebener Gelegenheit, wenn von dergleichen Geistermaterien gesprochen ward und unterschiedliche Freigeister das Gegentheil behaupteten, diesen Zufall als Beweis und Bekräftigung der Gewißheit der Existenz der Gespenster angeführt, und ihnen sonach den Mund gestopft.

241) Die Klemenskuhle bei Pritzwalk.[1]

Es hat in alten Zeiten einmal ein Räuber, Namens Klemens oder Heine Klemann, die Gegend um Pritzwalk und diese Stadt selbst sehr unsicher gemacht, seine Höhle aber und Schlupfwinkel, Klemenskuhle genannt, im Heinholz gehabt, davon noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Rudera übrig waren. Endlich hat man dies durch eine Magd, welche er dahin geschleppt und einige Zeit bei sich gehabt, erfahren; indem sie, da sie den Räubern schwören müssen, sie nicht zu verrathen, auf Zureden es einem Ofen gesagt, in welchen sich Jemand gesteckt, der es gehört und es kund gethan hat, worauf denn dieses Raubnest zerstört worden ist.

242) Das umgetaufte Kind zu Pritzwalk.[2]

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist in Pritzwalk eine sonderbare Sache passirt.[3] Es ist nämlich durch Versehen der Wehmutter ein Sohn für eine Tochter getauft und Marie genannt worden. Nach entdecktem Irrthum hat man das Kind wieder in die Kirche gebracht und unter gewissen Ceremonien den Frauennamen in einen Mannsnamen verändert.

243) Das Wunderkind zu Kehrberg.[4]

Nach dem Jahre 1730 ist nach Kehrberg bei Pritzwalk ein Schenk Johann Hohenstein gezogen, dem ist ein siebenter Sohn (ohne daß Töchter dazwischen waren) geboren und er deshalb als ein Glückskind angesehen worden. Bei der Taufe hat derselbe seine Hand aus dem Bettchen gezogen und mit einem sonderbaren Gesichte dem Prediger gereicht. Einst hatte sich seine Mutter mit einem Beile in die Hand gehauen, nach einiger Zeit geht die Wunde wieder auf und fängt an zu bluten; sie bestreicht mit des Kindes Hand den Schaden und siehe, derselbe heilt sofort. Dasselbe geschieht einer andern Frau, welche Schaden an den Brüsten gehabt, welche auf gleiche Weise schnell heil wurden, und einem Mädchen aus Wittstock, die vom Schlage gerührt worden war und durch das Bestreichen jenes Wunderkindes wieder gehen lernte. In Folge davon ist ein solcher Zulauf von Menschen in jenes Dorf erfolgt, daß man kurz vor Pfingsten 1734 an 30,000 Menschen gezählt, welche theils der Genesung halber, theils aus Neugierde dahin gewallfahret. Das Wunderkind hat nun auch Viele durch Streichen, Anblasen und Zupfen geheilt. Andere sind auch gesund geworden, indem sie das Wasser, worin es seine Hände wusch, tranken. Allein wie gewöhnlich wurden die Aerzte, die ihren Broterwerb gefährdet sahen, neidisch, und brachten es dahin, daß der Knabe nach Berlin gebracht, wo er in das Friedrichshospital gesteckt wurde, natürlich keine Wunder mehr thun konnte und bald darauf starb.

---

[1] Nach Beckmann Th. V. Bd. II. Cap. III. S. 142.
[2] Nach Beckmann a. a. O. S. 139.
[3] Etwas Aehnliches erzählt Beckmann Th. II. S. 85 von Königsberg.
[4] Nach Beckmann a. a. O. S. 149 rc.

244) Der Wehrwolf zu Hindenburg.[1])

In dem Dorfe Hindenburg in der Altmark ist einmal ein Mann gewesen, der hat sich in einen Wehrwolf verwandeln können. Er hatte einen Streifen Leder aus einer Wolfshaut gehabt, an der noch die Haare waren. Sobald er sich diesen um den Leib band, war er in einen Wolf verwandelt. Er hatte dann eine außerordentliche Stärke, so daß er oft ganz allein ein Fuder Heu zog oder einen ganzen Ochsen ins Maul nahm und forttrug. Er hatte in diesem Zustand auch ganz und gar die Natur eines Wolfes, denn er würgte das Vieh und fraß auch die Menschen. Einer seiner Nachbarn ward einmal von ihm verfolgt und konnte ihm nur mit genauer Noth entgehen; allein seine Frau verschonte er, wenn er auch noch so wüthend war, denn diese kannte einen Zauberspruch, wodurch er gebannt wurde und den er ihr selbst gelehrt hatte. Sie schnallte ihm dann den Streifen wieder ab und nun war er wieder ein vernünftiger Mensch.

245) Der Kobold in Lichterfeld.[2])

Einmal zeigte sich in dem Dorfe Lichterfeld in der Wische ein boshafter Kobold. Dort hatte einmal ein Bauer Korn in die Stadt gefahren; wie er zurückfuhr, fand er mitten auf dem Wege einen ganz neuen Kober, der sorgfältig mit Stricken zugebunden und versiegelt war. Der Bauer glaubte einen reichen Fund gethan zu haben; er hob voller Freuden den Kober auf und nahm ihn mit sich nach Hause. Hier öffnete er ihn geschwind, um zu sehen, was darin sei, fand ihn aber zu seiner Verwunderung ganz leer, als er hinein faßte. Hinein konnte er nicht sehen, denn es war tief am Abend, und Licht hatte er nicht angezündet. Noch mehr verwunderte er sich aber, als er sich etwas bewegen und ganz leise, aber geschwind aus dem Kober herausschlüpfen hörte. Das war ein Kobold gewesen, der noch an demselben Abend sein Treiben in seinem Hause begann.

So wie der Bauer Licht angezündet hatte, warf er ihm dasselbe vom Tische, kehrte Tische und Bänke um und machte einen so argen Lärm, daß man wohl sehen konnte, er müsse lange in dem Kober gesessen haben und wolle sich nun dafür etwas lustig machen. Einmal warf er eine Fischgabel mit solcher Gewalt gegen die Stubenthüre, daß sie darin stecken blieb und alle Knechte des Bauern kommen mußten, um sie wieder herauszuziehen. Der Bauer wendete alle Mittel an, um den Kobold wieder einzufangen, es wollte aber nichts helfen. Er warf umsonst die theuersten Näschereien in den Kober, und wartete in seinem Verstecke Stunden lang, daß jener kommen und naschen möchte, denn er hatte gehört, daß die Kobolde gern etwas Gutes zu sich nehmen. Der Kobold that ihm aber den Gefallen nicht und Zaubermittel halfen auch nichts gegen ihn. Unterdeß hatte sich das Gerücht von dem Kobold in der ganzen Wische verbreitet, und es kam einstmals ein Bekannter des Bauern auf einem wilden Hengste geritten, um ihn zu besuchen und etwas Neues über den Kobold zu erfahren. Schon an der Hofpforte rief er dem Bauern zu: Nun wo hast Du denn Deinen Teufel? Der Ko-

[1]) Nach Temme S. 56.
[2]) Nach Temme S. 57 ꝛc.

bold aber saß gerade vor der Pfortenthür; wie der die Worte hörte, sprang er geschwind auf das Pferd des fremden Bauern und kniff und kratzte es, daß das Pferd wie toll davon lief. Der Bauer ward gleich abgeworfen und das Pferd lief weiter. Nicht lange darauf kam es an einen Weidenbaum, unter dem lief es in der Angst durch und streifte so den Kobold ab. Von dieser Weide kann er nun nicht herunter, und dort treibt er sein Wesen; er sitzt dort noch bis auf den heutigen Tag, und läßt, sobald der Abend kommt, keinen Menschen ungeneckt vorübergehen. Der in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts noch lebende Schäfer zu Hindenburg wußte viel dergleichen Streiche von ihm zu erzählen.

246) Der Münchensee bei Osterholz.[1]

Bei dem Dorfe Osterholz ist ein stehendes Wasser, welches den Namen Münchensee führt. Vor Zeiten hat hier ein Kloster gestanden, welches nachmals untergegangen ist, worauf dann hier ein See entstand. Den Grund davon weiß man jedoch nicht. In der Neujahrsnacht hört man in dem See Glockengeläute und Chorgesang und oben auf dem Wasser sieht man ein helles Flämmchen. Dieses Flämmchen sieht man aber auch in andern Nächten, und es sind schon manche Leute darüber erschrocken.

247) Gott läßt sich nicht spotten.[2]

In einem Dorfe bei Osterburg saßen an einem Sonntage mehrere Bauern im Kruge und tranken und spielten Karte. Einer von ihnen, der erst vor Kurzem durch eine Heirath Hofwirth im Dorfe geworden, war ein wüster Gesell, tobte und fluchte fürchterlich, weil er ein paar Dreier verloren hatte. Darüber kam ein fremder Reisender in die Krugstube, der verkündete den Anwesenden, daß ein Gewitter im Anzuge sei und daß man schon den Donner von ferne hören könne, und bat sie, mit dem Spielen Einhalt zu thun und lieber nach Bibel und Gesangbuch zu greifen. Der neue Hofwirth aber schalt und tobte und schrie: was scheert uns das Gewitter; wir müssen weiter spielen, bis ich mein Geld wieder habe. Die Andern wollten sich damit auch nicht lumpen lassen, und spielten fort. Unterdeß war das Gewitter näher gekommen und es donnerte und blitzte draußen schrecklich und wurde auch in der Stube so dunkel, daß man ohne Licht nur noch kaum sehen konnte. Die andern Bauern hätten gern aufgehört, allein sie schämten sich vor dem Einen, der ihrer Furcht und Angst spottete. Endlich kam voller Schrecken über das Unwetter die Wirthin in die Stube gelaufen. Sie entsetzte sich, als sie die Karten sah, sie riß sie vom Tische weg und rief den Bauern zu: schämt Ihr Euch denn nicht, Ihr Leute? Es ist sündlich und gottlos bei solchem Wetter zu spielen! Die Bauern nahmen nun das Gesangbuch zur Hand und ließen vom Spielen und Trinken ab, waren auch durch kein Verspotten des neuen Hofwirths zu etwas Anderem zu bewegen. Darüber wurde dieser erbost und er verhöhnte sie: Ihr furchtsamen Seelen! der Teufel wird Euch nicht gleich holen und das Bischen Poltern am Himmel wird Euch auch nicht schaden. In seinem Uebermuth ging er immer weiter,

[1] Nach Temme S. 59.
[2] Nach Temme S. 59.

bis er zuletzt ausrief: Der liebe Gott will uns nur Wasser vom Himmel schicken, ich will ihm einmal in Bier Bescheid thun! Damit nahm er seinen Krug Bier und ging zum Schrecken aller Anwesenden hinaus vor die Thüre. Auf einmal kam ein furchtbarer Blitz, als wenn die ganze Erde im Feuer stände, und mit dem Blitze kam ein Donnerschlag, daß das Haus von oben bis unten erzitterte. Zu gleicher Zeit aber hörte man draußen ein ängstliches Schreien. Da liefen Alle aus der Krugstube und vor der Thüre fanden sie den gottlosen Frevler knietief in die Erde geschlagen. Er war todtenbleich im Gesicht und konnte sich nicht mehr rühren. Sein Krug war zerschmettert und nur den Henkel hielt er noch in der Hand. Man führte ihn in die Stube zurück, dort brachen ihm die Augen. Er konnte nur noch eben die Worte hervorstammeln: Gott läßt sich nicht spotten! Dann sank er zusammen und war todt.

248) Die zwei Todesengel. [1])

Im Jahre 654 hat in der Altmark eine schreckliche Seuche gewüthet, welche den ganzen Sommer, d. i. drei Monate lang, gewährt und viele Menschen hinweggenommen hat. Man hat augenscheinlich zwei Gespenster, oder wie Andere meinen, zwei Engel umgehen sehen, einen guten und einen bösen, darunter der böse einen Schweinspieß getragen. Wenn nun der gute Engel den bösen mit dem Spieß hat an ein Haus anpochen heißen, so sind allwege aus demselben so viele Menschen gestorben, als der böse Engel daran geschlagen.

249) Die Tempelherren-Schlösser. [2])

Früher waren auch in der Mark viele Tempelherren. Der Papst Clemens V. hob diesen Orden in der ganzen Christenheit auf und seine armen Ritter wurden überall hart verfolgt. Auch in der Mark geschah dieses; man nahm ihnen ihr Eigenthum und that ihnen Leid an, wo man nur konnte. Da thaten sie sich endlich zusammen und begaben sich in die Sümpfe der Altmark, Schutz vor ihren Verfolgern zu finden. Dort erbaueten sie sich an der entlegensten und unzugänglichsten Stelle feste Schlösser, um zur Noth einen Angriff abwehren zu können. In diesen Schlössern brachten sie ihre Tage zu, still und abgeschieden von allen andern Menschen, bis sie einer nach dem andern dahin starben. Die Schlösser sind nachher von Niemandem anders bewohnt, sondern verfallen und zu Trümmern geworden. Solche Trümmer von Tempelherren-Schlössern findet man noch an mehreren Orten der Altmark, besonders im Drömling, sodann bei Calvörde und Hohen-Erxleben.

250) Der Spuk im Schlosse Tegel. [3])

Tegel ist ein ehemaliges Jagdhaus des großen Kurfürsten, das in der Umgegend zum Unterschiede vom Dorfe Tegel Schloß Tegel heißt. Dort nistete sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Poltergeist ein, der Tag und Nacht rumorte und den Einwohnern keinen Tag Ruhe ließ. Zunächst

[1]) Nach Angelus S. 23.
[2]) Nach Temme S. 61 ꝛc.
[3]) Nach Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 304.

begann es mit Poltern, dann aber warf es mit Steinen nach den Leuten, welche Steine aber zum Ueberfluß sehr heiß waren und wahrscheinlich gleich aus dem Ofen der Hölle kamen. Man hörte das Gespenst auch mit Peitschen in der Stube knallen, es ging mit dem Feuer sehr leichtsinnig um und alle Eßwaaren, die es bekommen konnte, benaschte es. Auch zeigte es sich bisweilen sichtbar, bald groß, bald klein, bald schwarz, bald weiß, bald als eins, bald als zwei, wie auch zu dritt ließ es sich sehen. Später ist das Gespenst aber wieder verschwunden und man hat gesagt, es sei in den Tegelsee gebannt worden.

251) Zu Spandau wird ein Wirth vom Teufel geholt. [1])

Vor dreihundert Jahren ist es geschehen zu Spandau in der Mark Brandenburg, daß ein Wirth vor Gericht einem Landsknechte Geld ableugnete, das dieser ihm anvertraut hatte, um es ihm aufzuheben. Derselbe verleugnete es ihm mit diesen Worten: Hab' ich's, so hole mich der Teufel. Alsbald erwischte ihn der böse Geist, der da zugegen war als ein Mensch, und führte ihn davon.

252) Der neue Adel in der Altmark. [2])

Im Jahre 926 hat Kaiser Heinrich der Finkler in der Altmark angefangen sich gegen die Wenden zu rüsten. Diese merkten aber bald, daß es ihnen gelte, und befestigten sich daher auch in der Stadt Brandenburg, und weil es zornige, heftige Leute waren, so ließ ihr König Miziela Kaiser Heinrichen absagen mit seinen Leuten, die er zu ihm nach Stendal schickte. Kaiser Heinrich gab den Legaten zwar demüthige Antwort, aber er ließ einen alten Hund herbringen und stäupen und an einen Baum hängen, daraus die Legaten ihre eigentliche Antwort abnehmen konnten. Darauf schrieb der Kaiser Heinrich der Finkler einen Landtag zu Stendal aus, berief seine Sachsen und Thüringer, Bünder und Märker, zeigte ihnen seine Noth an und begehrte Hilfe. Weil ihm aber noch immer mehr Leute vonnöthen, besonders getreue Leute, die ihm zum Kriege dienstlich, so fing er an, auf dem Landtage in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen und Herren und Alten vom Adel, und machte alle seine Hofdiener, Handwerksleute zu Hofe, gemeine Amtleute und Kriegsleute zu eitel Edelleuten, sprechend: „Adel, Edel, Eid, Halt!", gab ihnen auch Sturm- und Kriegsrüstung zu Waffen und Helmzeichen, wie solches der Edelleute Waffen vielfältig mit sich bringen. Das ist auch die Ursache, warum, vornehmlich in der Alten Mark, so viele von Adel sind, nämlich über fünfzig Geschlechter, und es sind so viele Dörfer daselbst vor Zeiten nicht gewesen, als man Namen der Geschlechter findet, von welchen jetzt viele untergegangen.

Die Hauptleute und Befehlshaber erhöhete der Kaiser zu Grafen und Herren. Als darauf nun der Kaiser seine Kriegsleute gemustert und seine neuen Edelleute vermahnet, sie sollten ihren Adel bedenken und mit adligen Thaten beweisen, da rückte er mit dem Haufen stracks über die Elbe. Sein

[1]) Nach Lercheimer, Christlich Bedenken von Zauberey. Speier 1597. III. Ausg. in 12. S. 115.
[2]) Nach Temme S. 62.

Oberster war Johannes, Heinrichs des Kahlen Sohn, des Markgrafen zu Stade, ein junger, aber freudiger Kriegsmann und rechter Held. Dieweil nun plötzlich ein harter Winter kam, rückte er Anno 927 vor Brandenburg, schlug sein Zelt auf dem Eise auf, stürmte und gewann Brandenburg, würgte die Wenden, Heruler, Obotriten und was darinnen lag und besetzte es auch stark mit Sachsen und vielen vom Adel, von welchem noch viele Geschlechter über der Elbe übrig sind und sich in der Mittelmark, Neumark, Uckermark, Priegnitz, Mecklenburg &c. vertheilt haben.

Darauf baute der Kaiser zu Brandenburg zum Zeichen des Sieges auf dem Harlungerberge eine runde Kirche, zu der Ehre der Jungfrau Maria. Sodann rückte der Kaiser nach dem Siegeberge, dem Blockhause unter Werben, welches er Werben nannte. Er wollte daraus den Sieg erwerben, wie es auch geschah. Als er da sein Feldlager hielt im Frühling, da kamen nämlich die Wenden gerüstet mit großer Heeresmacht, mit welchen der Kaiser eine heftige Schlacht hatte. Darin ließen die Neuen vom Altmärkischen Adel ihre Thaten scheinen und behielt der Kaiser durch sie das Feld.

253) Der Spring im Riesen und die Wasserfrauen.[1])

Bei Weferlingen liegt auf einer mäßigen Höhe ein schöner Wald, der Riesen genannt. Gleichen Namen führt auch ein Wald zwischen Erxleben und Bartensleben. Darin ist ein gar anmuthiger Spring mit herrlichem Wasser und um die Quelle her lagern sich gern die Hirten mit ihren Heerden, und es kamen einige Zeit lang auch viele Menschen lustwandelnd an die schöne Waldstelle. Da erschienen aber zwei Frauen auf dem Wasserspiegel, schauten den ganzen Tag über aus der Quelle hervor, verjagten durch ihr schreckliches Aussehen Menschen und Vieh und litten nicht mehr, daß sie sich dem Springe naheten.

254) Die Rothfötschen.[2])

Auf Diesdorfer Feldmark ist eine Stelle, wo ein Wendenfürst in einem goldenen Sarge begraben liegen soll. Um Diesdorf herum sind auch viele Alterthümer aufgefunden, z. B. steinerne Waffen und ein weiter Kreis von Urnen unter der Erde, über dem eine Pyramide von größeren Steinen aufgehäuft sein soll. Die Wenden von Lüchow und Wustrow, die meist barfuß gehen und rothe Füße haben, auch wenig mit Andern verkehren, werden spottweise Rothfötschen genannt.

255) Sachsen und Wenden.[3])

Als einst die Sachsen und Wenden sich mit bewaffneter Hand gegenüber standen, haben diese zu oberst auf einem Berge einen Teufel grausamer Gestalt gesehen. Sie achteten dies für ein gutes Zeichen, faßten ein Herz, fielen die Sachsen unversehens an und erschlugen sie, nicht anders, als wenn ihr oberster Feldherr gekommen wäre und das Zeichen gegeben hätte.

[1]) Nach H. Pröhle, Deutsche Sagen. Berlin 1863. S. 71.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 71.
[3]) Nach Pröhle a. a. O. S. 73.

256) Der Glockenstein und das Herzgelag.[1])

In der Altmark steht nahe an der preußisch-hannöverschen Grenze, unweit Wittingen, der Glockenstein. Er sieht aus wie eine Scheibe, wonach geschossen wird. Ein Glockengießer sollte eine Glocke gießen und befahl seinem Lehrlinge, ihn zu wecken, wenn es Zeit sei. Der Lehrling aber goß die Glocke selbst und darum tödtete ihn sein Meister. Zum Andenken an diese Begebenheit soll der Glockenstein dastehen.

Zwischen Tielsen und Salzwedel liegt ein Feld, das Herzgelag genannt wird, und darauf ein rother Kieselstein wie eine Trommel. In dem Steine ist eine Kerbe, und von ihm wird erzählt, Herzog Heinrich der Löwe habe eine Fehde mit der Stadt Salzwedel gehabt und mit dem Schwerte in den Stein gehauen, und dadurch sei die Kerbe entstanden. Das Feld Herzgelag soll also eigentlich Herzogslager bedeuten.

257) Der Ueberfall zu Calbe an der Milde.[2])

Um die Ruinen der alten Burg zu Calbe an der Milde, jetzt schlechthin die Burg genannt, erstreckt sich noch jetzt ein an den Rändern mit Schilf zugewachsener breiter Graben, der zum Schutze der ganz in der Ebene liegenden Burg zu den Zeiten des Raubritterthums gedient hat, und jetzt kaum noch halb so breit wie früher ist, so weit erstreckt sich schon seine Trockenlegung. Die Burg, früher ein Tummelplatz der Raubritter, und wegen ihrer Festigkeit und guten Lage im Bruch und Moor von den Kaufleuten und Reisenden weithin gemieden, ist jetzt verfallen, nur einzelne Mauern stehen noch und geben Zeugniß von der festen Bauart. Ein Haus, welches jetzt zur Wohnung dient, war früher ein Gefängniß. Noch vor 8—10 Jahren sah man auf dem einzigen Eingangswege die Stumpfe der Balken, die einst die Zugbrücke trugen, und vor ohngefähr 60 Jahren konnte man die bunten Glasscheiben in einzelnen noch bewohnbaren, aber verfallenen Gemächern finden, wie sich einzelne alte Leute des Ortes noch ganz wohl erinnerten.

Mit dem Verfalle der Burg hatte es aber folgende Bewandtniß. Von denen von Alvensleben, die noch jetzt auf dem Gute zu Calbe an der Milde wohnen, hatte der letzte, der den Fall der Burg hervorrief, in Fehde gelegen mit mehreren Rittern der Umgegend. Es wurde ein Vergleich bei der Tauffeier eines der Alvensleben'schen Kinder verabredet. Die Ritter kamen und ritten auf dem engen Wege nach der Burg vor, passirten ganz friedlich die Zugbrücke und im selben Augenblicke ihre im Hinterhalte gelegenen Knappen und Reisigen hinterdrein, überwältigten die Burgmannschaft und ließen sie über die Klinge springen. Dem Herrn hieben sie die Hände halb ab, der Frau die Daumen; das Kind, dessen Tauffeier die Veranlassung zu dem Anschlage war, soll mit der Amme über den breiten Burggraben im Nachen entkommen, die goldene Wiege des Kindes aber in den Burggraben gefallen sein und noch jetzt des glücklichen Finders harren. In der Kirche zu Calbe unterhalb des Orgelchores sieht man den Burgherrn und die Burgfrau mit den abgehauenen Gliedern beinahe in Lebensgröße in Stein gehauen, die

[1]) Nach Pröhle a. a. O. S. 72.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 73 ꝛc.

abgehauenen Finger liegen lose im Helme, der vor dem Burgherrn steht. Seitdem ist die Burg verfallen, sie soll im 30jährigen Kriege noch von den Franzosen als fester Punkt besetzt worden sein und bietet ihre alten Mauern jetzt zu Wohnungen der Gutstagelöhner und als Material zu Neubauten dar, wozu viele der alten Feldsteine verwendet werden. Die Burg hatte so viel Land innerhalb des Grabens und im Bereiche der Schießwaffen der Besatzung, daß diese ohne Proviant blos vom Ertrage dieser Ländereien sich halten konnte.

258) Bund mit dem Teufel zu Calbe. [1]

Im Jahre 1688 ist zu Calbe an der Saale das grausame Teufelsbündniß, so der lahme Schneider Namens Michael Stoppel daselbst mit dem Satan auf 19 Jahre geschlossen, an den Tag gekommen.

259) Was sich vor der Schlacht von Fehrbellin zugetragen. [2]

In der Stadt Berlin und Umgegend hat sich am 8. Januar des Jahres 1675 während der Nacht bis an den lichten Morgen eine Reiterei von vielen Regimentern in der Luft sehen lassen, die so augenscheinlich gegen einander stritten, daß man deutlich das Handgemenge erkennen, die Degen klingen hören und das Feuer der gelösten Karabiner und Pistolen deutlich sehen, wenn auch keinen Knall hat hören können. Dabei wird berichtet, es sei solcher Spuk zuletzt gar bis an die Thorwachten gekommen und dreien Reitern auf den Leib gedrungen, hätte auch dieselben sogar angerührt. Anfangs hat man es nicht glauben wollen, als es aber acht ganzer Tage gedauert und nachmals nicht allein verschiedene Reiter, welche die Wache gehabt, sondern auch ihre Offiziere, die es mit angesehen und bezeugt, gesprochen, hat man nicht mehr an der Sache gezweifelt. Dies hat die Schlacht bei Fehrbellin bedeutet, welche am 18. Juni desselben Jahres geschlagen worden ist.

Als der Kurfürst vor der Schlacht durch ein Dorf ritt, das in der Nacht zuvor von den flüchtigen Bewohnern verlassen worden war, soll er bemerkt haben, wie vor einem der verödeten Häuser ein Kind saß, das die Eltern in der Eile der Flucht vergessen hatten. Der Kurfürst befahl, daß es vor ihn auf das Pferd gehoben werde, und mit diesem Kinde vor sich hat er den Sieg gewonnen.

260) Die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen. [3]

Eine Bauerschaft holte zur Nachtzeit fünf Klaftern Holz bei Mondenschein für ihre Herrschaft aus dem Forste bei Wusterhausen. Um 12 Uhr Mitternachts standen die Schlitten zum Aufladen bereit. Als sie sich eben eine Pfeife stopften, glaubte der Schulze einen Jagdhund anschlagen zu hören: Hau, hau! Andere meinten, ein Fuchs locke andere Füchse zu einem Hasenbaue, weil die Füchse gern gemeinschaftlich Jagd auf Wildpret machen. Aber das Bellen kam immer näher und scholl von verschiedenen Punkten. Da hörte man ein Hifthorn und ein Hase, weiß wie Mondenschein, wurde von

[1]) S. Relationes Lips. Contin. XXX. p. 94.
[2]) Nach Pröhle S. 74.
[3]) Nach Pröhle S. 78.

Jägern und Hunden gerade auf Jürgens Schlitten zu gehetzt. Jürgen wurde bange für sein Gespann, darum ergriff er den Hasen und warf ihn vor die Hunde. Diese zerfleischten den Hasen. Der wilde Jäger aber reichte Jürgen die Hand, dankte ihm und sprach: 300 Jahre jagte ich den Hasen, nun bin ich durch Dich von der wilden Jagd befreit.

261) Sagen von Freienwalde.[1]

Auf dem Schloßberge bei Freienwalde hat einst Uchtenhagens Schloß gestanden, noch jetzt sieht man die Keller oben und die vielen Verwallungen an den Gehängen der Berge. Einer davon heißt der Räuberberg, da waren die Höhlen für seine Leute. Er war nämlich ein Räuberhauptmann. Der große Kurfürst aber hat ihn freigegeben. Wie der zu Felde lag, kam Uchtenhagen zu ihm und sagte, er wolle den Feind schlagen, wenn er ihn freigebe. Da hat ihn der große Kurfürst gefragt, wie viel Leute er denn hätte. Uchtenhagen hat gesagt: einige sechzig. Da hat sich der große Kurfürst verwundert, daß er es unternehmen wolle, hat es ihm aber versprochen, wenn es ihm gelänge. Nun hat Uchtenhagen seine Leute in der Nacht zusammengerufen und ist über die Feinde hergefallen, hat ihnen die Kanonen vernagelt und dann sich an sie selbst gemacht. Wie es Morgen geworden, ist dann der Kurfürst gekommen und hat sich über das furchtbare Blutbad gewundert, der Feind ist aber schon auf der Flucht gewesen. Das Feld heißt noch heute das rothe Land, es liegt vom Brunnen nach Sonnenburg zu. Da, wo der Weg sich vom Brunnen die Berge hinauf zieht, liegt rechts eine Schlucht, die ist jetzt zugefallen, da ist Uchtenhagen oft mit vier Pferden in die Quer gespannt durch die Berge nach Sonnenburg gefahren, es sind aber ¾ Meilen. Zwischen dem Schloßberge und dem Räuberberge ist ein Wasser, das heißt das klingende Fließ. Da soll eine Glocke vom Schloßberge hineingeflogen und versunken sein, die hat man früher noch oft klingen hören, und davon heißt es das klingende Fließ.

Einst war ein Schiffer an den Schloßberg herangefahren — damals ging nämlich das Wasser noch so weit, — da kam ein großer schwarzer Hund gelaufen und wollte in den Kahn. Der Schiffer wollte es anfangs nicht leiden. Da hörte er die Glocke klingen: „Anne Susanne! Willt Du mit to Wasser oder to Lanne!" Da wurde es ihm so Angst, daß er den Hund hineinließ. Der sprang in die Ecke vom Kahn und legte sich ganz stumm hin. Nach einem Weilchen sah er aber, daß er wieder verschwand wie ein Schatten, und zuletzt war er ganz fort.

In der Schlucht zwischen dem Schloßberg und Räuberberge läßt sich auch eine weiße Frau sehen, die will erlöst sein. Einst hat es Einer unternehmen wollen, er hat sie auch schon auf dem Nacken gehabt und eine Strecke den Berg hinaufgetragen. Da ist es ihm gewesen, als würde ein Baum geschlagen und fiele auf ihn. Die weiße Frau hat ihm aber Alles vorhergesagt, wie es kommen würde, und da ist er ruhig weiter gegangen. Nun ist aber die Schlucht hinunter ein großer Heuwagen gekommen, und wie er herangewesen, war es ihm, als werde er umschlagen. Da ist er doch aus dem Wege getreten, und sofort ist Alles verschwunden gewesen. In der

[1] Nach Pröhle a. a. O. S. 79 2c.

Gegend hat sich früher, als die alte Straße noch da entlang ging, Mancher festgefahren und sich erst durch ein schweres Donnerwetter losgemacht. Die weiße Frau soll sich aber in verschiedener Größe zeigen, manchmal ist sie als Bettler, manchmal als kleiner Junge zu den Leuten gekommen. Besonders läßt sie sich um Johannis 12 Uhr Nachts sehen, dann brennt aber auch auf dem Schloßberge ein Schatz.

Auch der alte Uchtenhagen spukt noch oben. Einst kamen Musikanten des Nachts von Falkenberg, wo sie gespielt, des Weges. Da sagte einer: „Wir wollen dem alten Uchtenhagen ein Ständchen bringen!" Wie sie aber das dritte Lied blasen, da kommt Einer heraus und giebt ihnen ein Achtgroschenstück. „Einmal", sagte er, „solle es ihnen geschenkt sein, aber sie sollten es sich nicht wieder beikommen lassen."

Uchtenhagen's Sohn ist durch einen Apfel vergiftet worden, damit er nicht so gewaltthätig werde wie sein Vater.

262) Schildhorn.[1])

Der letzte Wendenfürst in der Mark, Jaczko, wurde nach einer verlorenen Schlacht durch Albrecht den Bären hart bedrängt. Da kam er an die Havel bei Spandau, an den sogenannten Sack, einen Theil des Flusses, der fast eine Stunde breit ist. Hier gelobte er in seiner Noth, er wolle Christ werden, wenn ihn der Christengott hinüberhelfen würde. Dann sprengte er mit voller Rüstung in die Fluthen und gelangte glücklich auf eine mit Hügeln gekrönte Landzunge des jenseitigen Ufers. Da ließ er sich taufen und hängte zum Zeichen seiner Errettung an einer Eiche sein Schild und Horn auf. Danach heißt noch heutigen Tages die Landzunge, die jetzt durch eine Steinsäule mit angehängtem ehernen Schilde geschmückt ist, das Schildhorn.

263) Der dreibeinige Hase.[2])

Nieder-Finow war der Sage nach früher eine Stadt und hieß Ninifeh, auch findet man noch manchmal in den Bergen altes Mauerwerk, jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte er auch drei Märkte, die sind aber auf die Städte Oderberg, Freienwalde und Neustadt übergegangen, deren jede jetzt vier statt früher drei hat. Man sieht aber an diesem Orte manchmal den dreibeinigen Hasen. Z. B. hatte ihn eine Frau im Keller sitzen, er mußte ihr des Nachts buttern. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineinguckte, der Hase aber hat sich gar nicht stören lassen, sondern nur gerufen: et kuckt, et kuckt! Dieser Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als derselbe dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende: sie starb. Da hat ihr Knecht aber gesehen, daß der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der Drak oder Kobold, wie man ihn auch nannte.

Manchmal hat sich aber dieser dreibeinige Hase auch auf der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondenschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zu gehuppelt, daß sie

[1]) Nach Pröhle S. 77.
[2]) Nach Pröhle S. 81 2c.

Alle Hals über Kopf ins Haus stürzten. Einer hat er aber noch die Zwickel in den Strümpfen zerrissen. Wie aber einer mit einer Laterne gekommen, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war.

264) Die weiße Frau bei Nieder-Finow.[1])

An der Nieder-Finowschen und Lieger Grenze hat sich früher oft eine weiße Frau sehen lassen, da wo die Schlucht von den Bergen an der Schmolitz (der Haide) hinunter nach der Lieger-Wiese läuft, wo der große Kubben stand, in dem das Vieh getränkt wurde, weshalb man auch den Grund den Kubben nannte. Besonders haben sich die Fischer in Acht nehmen müssen, wenn sie des Nachts ihre Netze da auswarfen, denn sie hat ihnen oft dieselben, wie man von den Alten gehört, zerrissen. Jetzt freilich mit den Verwallungen ist Alles anders geworden, da können sie gar nicht mehr dahin, früher aber ging das Wasser bis an die Berge. Nun waren einst in alter Zeit ein paar Fischer des Nachts dort beschäftigt und der eine war schon ans Land gefahren, der andere aber noch nicht. Da sieht dieser — es war gerade Mondschein — die weiße Frau mit einem Körbchen am Arme die Schlucht herunterkommen, der andere aber nicht, denn das kann auch nicht Jeder. Schnell rief er es seinem Kameraden zu, damit er noch zeitig abstoße. Wie der das aber gethan, da ist die weiße Frau auch schon heran gewesen, und da haben sie deutlich gehört, wie sie dreimal in die Hände geklatscht. Wäre es ihnen nicht geglückt, noch vom Lande abzukommen, sie hätte ihnen alle Netze zerrissen.

Auch um Johannis läßt sich oft die weiße Frau sehen, und zwar zur Mittagsstunde; oft ist sie da früher zum Hirten gekommen, oder als eine große weiße Frau von der Schmolitz hinunter nach der Lieger Grenze gegangen. Manchmal hat man sie auch auf den Zacken der Bäume oben an der Schmolitz entlang laufen sehen, einst sah sie Einer so, doch sah sie ganz roth aus gegen die Sonne.

265) Der Küselwind.[2])

In der Mark weht zuweilen ein sogenannter Küselwind, der großen Schaden anrichtet. Einst hatte er Einem ein ganzes Fuder Erbsen aufgehoben und der Bauer hat nichts wieder davon zu sehen bekommen. Da sind nun einmal die Leute von Stolzenhagen bei der Ernte beschäftigt gewesen und die Aehren haben schon im Schwat gelegen, so ist ein Küselwind gekommen. „Der soll uns nichts thun", sagt Einer und nimmt ein Messer, und wie der Küselwind dicht heran ist, so wirft er es mit der Spitze hinein. Richtig ist auch Alles verschwunden gewesen, von dem Messer aber hat Niemand eine Spur auffinden können. Wie die Stolzenhagener nun im Winter mit Weizen nach Oderberg fahren, ist dem Bauer es wunderbar ergangen. Er hat beim Bäcker also schon abgeladen und geht in die Stube, wo der Bäcker ihm ein Frühstück hingesetzt hat, wie das so Sitte ist. Da sieht er auf dem Tische sein Messer liegen, der Bäcker aber hinkte. „Kennst Du das Messer?" fragte ihn der Bäcker. „Ja wohl!" sagt der Andere. „Nun

[1]) Nach Pröhle a. a. O. S. 82.
[2]) Nach Pröhle a. a. O. S. 83.

diesmal mag es Dir so hingehen", sagte der Bäcker, „Du hast es mir hier in's Bein geworfen, laß es Dir aber nicht wieder beikommen, so etwas zu thun.

266) Der See am Döllenkruge.[1])

An der Heerstraße, welche von Berlin in nördlicher Richtung nach Prenzlau führt, liegt etwa acht Meilen von ersterer Stadt das einsame Gehöft, der Döllenkrug. Meilenweit erstreckt sich von jenem Gehöfte aus hoher Kiefernwald fast nach allen Richtungen hin, nur an vereinzelten Stellen zeigen sich Lichtungen, die mit kleinen Seen oder Morästen angefüllt sind. An einem dieser Seen liegt der Döllenkrug und neben demselben ein Chausseehaus. Unmittelbar hinter den Gebäuden befindet sich ein See.

Ein Schäfer pflegte die sparsame Weide, die die Feuchtigkeit der Seeufer aus sonst trockenem Boden hervorlockte, mit seiner Heerde aufzusuchen. Gerade in der Mitte des Seeufers wuchs das beste Gras; die beiden lang ausgestreckten Flügel des Sees waren arm und ausgedorrt. So seufzte denn der arme Hirt an heißen Sommertagen gar häufig und grübelte, warum in der Mitte des Sees nicht eine Fuhrt den Durchgang gestatte zur Erleichterung von Hirt und Heerde. In solcher Stimmung versuchte ihn der Böse. Die Sonne brannte herab, der Schweiß stand dem Schäfer auf der Stirne und der Weg um den See war weit. Die Schafe gingen langsam und der Hund war gegen seine Gewohnheit lässig. Da versprach der Teufel, bis zum andern Morgen in der Frühe sollte ein Damm durch den See geführt sein, wogegen der Schäfer nicht nur seine Seele, sondern auch die seines Hundes verschrieb. Nach Sonnenuntergang sollte die Arbeit beginnen.

Schon zeigte sich der erste graue Schimmer der Dämmerung, da krähte der Hahn früher als sonst. Auch die Frau des Schäfers erwachte und erstaunte über den frühen Ruf, schlaftrunken erinnerte sie sich, die Thüre des Hühnerstalls offen gelassen zu haben. Sie fanden denn auch, als sie unten suchten, daß der Hund durch die offene Thüre gedrungen war und den Hahn geweckt hatte. Am andern Morgen trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, mehr todt als lebendig, und siehe — die Arbeit des Satans war fast vollendet. Eine Landzunge schoß mitten durch das Wasser und näherte sich dem andern Ufer bis auf wenige Schritte. Aber dieser schmale Raum war so tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück Papier lag in der Nähe des Ufers im Wasser und erwies sich als der verhängnißvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerrissen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

267) Der wendische Bauernkönig.[2])

Der große Kurfürst von Brandenburg hatte das Schwiebuser Gebiet, welches gegenwärtig dem Züllichauer Kreise einverleibt ist, von dem Kaiser Leopold wenn auch nicht unter der Absicht dauernder Ueberweisung abgetreten erhalten; er wollte diesen und einige andere Theile seines Landes persönlich in Augenschein nehmen. Wie er selbst dem Duisburger Jacob Tollius in

[1]) Nach Pröhle S. 83 rc.
[2]) Nach Pröhle S. 85.

Potsdam erzählt haben soll, interessirte ihn unter seinen neuen Unterthanen deren König, von welchem er wußte, daß die Wenden ihn noch immer fortwählten, so daß ein wendischer Bauer in der gewöhnlichen Tracht einherging und doch in seinem Bauernhause die Abzeichen der wendischen Königswürde verwahrte. Wirklich stand auch im Volkshaufen ein Bauernjüngling von auffallender Gestalt, welcher fast als Wendenkönig erkannt worden wäre. Aber ein alter Wende sah in dieser Entdeckung Gefahr und verhütete sie dadurch, daß er dem Jüngling einen heftigen Stockschlag gab und ihn wie einen unbefugt dastehenden Müssiggänger davonjagte.

268) Von der Abgöttin Venere Mirthia, wie sie ehemals zu Magdeburg gestanden.[1])

Die Abgöttin Venus, wie sie etwa zu Magdeburg gestanden und von den Einwohnern des Landesortes ist angebetet worden, wird sie also beschrieben. Auf einem güldenen Wagen stand ein schön nackend Weibsbild mit klaren lieblichen Augen und schönen langen aufgeflochtenen Haaren, so ihr bis auf die Kniee gingen; auf dem Haupte hatte sie einen Kranz von Myrthen und rothen Rosen und in ihrem lachenden Munde eine geschlossene Rose, auf der Brust eine brennende Fackel und einen Pfeil oder Strahl aus dem Herzen gehend, in der linken Hand trug sie die Kugel der Welt, in der Himmel, Meer und Erdreich abgetheilt, in der rechten Hand aber drei güldne Aepfel; hinter ihr standen die drei Chariten oder Göttinnen der Holdseligkeit, Freundlichkeit und Dankbarkeit, gleicher Gestalt nackend wie die Venus und mit den Armen in einander geschrenkt, welche einander mit abgewandten Angesichtern einen güldenen Apfel zur Verehrung darboten. Den güldenen Wagen, darauf die Venus mit diesen ihren Jungfrauen oder Mägden stand, zogen zwei weiße Schwäne und zwei weiße Tauben.

Nach den Annales Magdeburgenses hat diese Abgöttin allhier zu Magdeburg in dem alten Römischen Schlosse, so das Burggrafenschloß hernach geheißen, an der Elbe, dahin nachmals St. Marien-Magdalenenkloster gebauet worden, auf dem alten runden ziegelsteinenen Thurm, den man sonst auch den Hünenthurm heißt und der noch zu Ende des 16. Jahrhunderts stand und für den alten Schloß- oder Burgthurm, der allda von Drusus erbauet worden war, gestanden. Andere aber schreiben, daß diese Abgöttin Venus etwas weiter von der Burg nach der Elbe wärts in einem besondern Tempel gestanden, welcher auch hernach, obgleich der Flecken und die Burg Magdeburg von den Hünen und Wenden zerstört worden war, dennoch um der Abgöttin Venus willen stehen geblieben ist, denn auch die Heiden haben die Tempel um ihrer Götter willen in den Kriegen verschont und unbeschädigt gelassen. Demnach soll auch der Tempel der Venus allhier übrig geblieben und die Venus darinnen bis zur Zeit Caroli Magni geehrt worden sein, welcher diesen Tempel sammt der Venus zerstört und das Gold und den Schatz zur Erbauung der St. Stephanskirche, die er dahin gelegt, wiederum angewendet hat.

---

[1]) Nach Joh. Pomarius, Summarischer Begriff der Magdeburgischen Stadt-Chroniken. Magdeburg 1587 in 4°. I. F. (mit Abbild.)

269) Die Wiedereroberung Magdeburgs.[1])

Die Stadt Magdeburg, die schon 47 vor Chr. Geb. von dem römischen Feldherrn Julius Cäsar erbaut worden sein soll, war nach Karls des Gr. Zeiten von den Wenden und Ungarn ganz verwüstet worden, so daß nur eine sehr geringe Anzahl armes Volk, meist Fischer, daselbst geblieben sind, die ihre Hütten so gut sie gekonnt wieder aufgebaut hatten. Ein solcher wüster Flecken ist Magdeburg geblieben bis zur Zeit des Kaisers Otto. Dieser schenkte den Flecken und die dabei gelegene Burg seiner ersten Gemahlin, der Kaiserin Editha, zur Morgengabe, dahero sie auch besondern gnädigen Gefallen daran getragen und den Kaiser, ihren Gemahl, gebeten hat, darein zu willigen, daß aus dem schlechten Flecken eine große schöne Stadt gebaut werde. Das erlaubte ihr der Kaiser, gestattend, daß sie Burg und Flecken nach ihrem Gefallen erweitern und befestigen möge. Wie nun der Kaiser also ihre Bitte gewähret, ist sie in einen Wagen gestiegen und hot sich herumfahren lassen, und hat selbst die Länge und Weite der neuen Stadt besehen und ausgesetzt, worauf denn nun alsbald im folgenden Jahre, 940 nach Geburt des Herrn, Magdeburg zu einer vornehmen Stadt zu erweitern und zu bauen ongefangen ist. Die alte Stadtmauer ging aber in folgender Weise: nämlich am Ulrichsthor, am Marstall und om Barfüßerkloster, zu Ende des neuen Scharrens, wenn man vom breiten Wege hineingeht, in der neuen Petristraße hinter den Häusern und Gärten, wo vor diesem der Diaconus gewohnt hat; auch ging die alte Stadtmauer über den St. Johannis-Kirchhof, da wo ehemals die St. Stephanskirche gewesen, welches nachher der Elenden-Kirchhof hieß; eben so war ein Stadtthor an der Stelle des Schwibbogens des Hauses der Seidenkrämer-Gilde.

270) Das Kaiserbildniß im Dom zu Magdeburg.[2])

An dem Pfeiler der Kanzel im Dome zu Magdeburg befindet sich eine runde, aus Steinen mit kleinen Thürmchen gezierte Kapelle. Auf einem Altare in derselben stehen zwei aus Stein gehauene Bilder, davon eins Kaiser Otto I., des Domstifts Gründer, das andere seine Gemahlin Editha bedeutet. Der Kaiser hält 19 kleine runde Kügelchen, in einer Schale liegend, in der Hand, welche 19 Tonnen Goldes bedeuten, welche dieser Kaiser auf die Erbauung und Dotirung dieses Domstifts verwandt hat.

271) Das Anzeichen des Westphälischen Friedens.[3])

In derselben Nacht, in welcher der Osnabrückische Friedensschluß unterzeichnet worden ist, und unter andern auch das bisherige Erzstift Magdeburg säcularisirt wurde, hat sich ein furchtbarer Knall im dasigen Dome hören lassen, welcher auch die im Kreuzgange Wohnenden allarmirt hat. Als man nun am andern Morgen nachgesehen, hat man wahrgenommen, daß der in

[1]) Nach Gottfr. Gengenbach, Stadt Magdeburg, d. i. kurze Beschreibung der Stadt Magdeburg. Magdeburg 1678 in 4°. S. 8 ꝛc.

[2]) Nach Joh. Vulpius, Magnificentia Parthenopolitana ꝛc. Magdeburg 1702 in 4°. S. 36 (mit Abbildung) und Gengenbach S. 12.

[3]) Nach Vulpius a. a. O. S. 12.

dieser Kapelle hängende Engel auf der Erde gelegen hat und die ziemlich dicke eiserne Stange, die ihn hielt, zerbrochen gewesen ist.

272) Der Schäfer am Dome zu Magdeburg. [1])

Man sagt, daß ein Schäfer ein großes Stück der Domkirche sammt beiden Thürmen auf seine Kosten habe aufführen lassen, wie denn zum Wahrzeichen außerhalb an der Ecke gegen Westen über dem sogenannten Paradies des erwähnten Schäfers Bildniß mit seinem Knecht, Schafen und zwei Hunden in Stein gehauen zu sehen ist. Am Thurm aber nach dem Neuen Markte zu steht ein ausgehauener Stern, bedeutend, daß derselbe Schäfer so hoch und weit, nämlich bis an gedachten Stern gebaut habe, welches höchlich zu verwundern ist, dieweil ein solcher Bau von eitel Werkstücken keine geringe Summe kostete.

273) Der schwörende Mönch. [2])

Zu der Zeit, als der Magdeburger Dom gebaut ward, lebte daselbst ein Mönch, der sich vermaß und verschwor, der Teufel solle ihn holen, wenn er nicht in Pantoffeln auf die Krone des Thurmes steige. Das bekam ihm aber übel, denn als er eine ziemliche Strecke gestiegen war, fiel er plötzlich von oben herunter, und der Teufel zerbrach ihm sichtlich den Hals. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde an der Spitze des Thurmes ein Bildniß in Stein gehauen, welches den Mönch und dicht unter ihm den auf seinen Fall lauernden Teufel darstellt.

274) Die gefesselten Männer, das eiserne Gitter und der eine Nonne tragende Mönch am Dome zu Magdeburg. [3])

Beim Ausgange des hohen Chors im Dome zu Magdeburg zur linken Hand im letzten Sitze sieht man ein geschnitztes Kloster, nach welchem ein Mönch eine Nonne trägt, während der Teufel Pförtner ist und sie einläßt. Man weiß jedoch jetzt nicht mehr, was dies zu bedeuten hat.

Auf der rechten Seite des Domes unfern der Thüre sind zwei aus Holz in der Höhe an der Wand geschnitzte hölzerne Mannsbilder, mit Ketten und Banden am Halse, Leibe, Händen und Füßen hart angefesselt. Diese sollen bedeuten, daß im Jahre 1278 den 10. Januarius die beiden Grafen von Gleichen gefangen genommen wurden, so sich feindlich hatten vernehmen lassen, sie wollten diesen Thurm wieder einreißen und einen Pferdestall daraus machen. Mit ihnen sind 300 von Adel, ihre Bundesgenossen, erhascht, zu Magdeburg gefangen gehalten, aber nur mit Wasser und Brot gespeist worden, haben sich auch alle ranzioniren müssen. Den Grafen ist es auch nicht besser gegangen, bis sie sich mit 7000 Mark Silber losgekauft, zu dessen Gedächtniß jährlich den Armen in Magdeburg eine Spende ausgetheilt wird, und ihre Bildnisse sind zum Andenken an ihren Frevel an diese Stelle im Dome gesetzt worden.

[1]) Nach Gengenbach S. 16, und Vulpius S. 26 (mit Abbildung).
[2]) Nach Gengenbach S. 15, und Vulpius S. 28.
[3]) Nach Vulpius S. 39. 40 (mit Abbild.), nnd Ziehnert Bd. II. S. 130. S. auch Relßieg Bd. II. S. 394 rc.

Endlich soll das große, ungemein künstlich gearbeitete Gitter, welches die sogenannte Ernestikapelle oder die Kapelle Unserer Lieben Frau unter den Thürmen einschließt, ein Schlosser mit Hilfe des Teufels verfertigt haben; weil aber daran eine Schraube fehlte, und von dem Teufel ausgemacht worden war, daß wenn der Schlosser keinen Fehler an der Arbeit des Teufels entdecken könne und doch einer daran wäre, er ihm verfallen sein solle, so ist dieser mit dem Schlosser zum Kirchendache hinausgefahren, da wo man noch jetzt zwei kleine Fallthüren sieht.

275) Die frommen Hunde zu Magdeburg. [1])

Im Jahre 1016 kam ein deutscher Fürst mit etlichen seiner Gewappneten nach Magdeburg und fing Einen vom Adel, welcher dem Erzbischof Gerò, dem fünften Erzbischof von Magdeburg, lieb und sein Diener war. Demselben ließ er die Augen mit Gewalt ausstechen, darüber denn der Erzbischof hart ergrimmte und den Fürsten in den Bann erklärte. Da geschah es, daß von diesem Verbannten selbst die Hunde kein Brot und keine Speise annehmen wollten. Dadurch kam derselbe zur Erkenntniß und Reue seiner Missethat und er kam deshalb zum Erzbischof in bloßem Haupte und in bloßen Füßen, fiel vor ihm nieder und bat um Absolution. Diese wurde ihm auch alsbald in Gegenwart des Kaisers Heinrich, worauf es wieder wohl um ihn stand.

276) Anzeichen der Kriege mit dem Kaiser Heinrich IV. [2])

Unter Werner, dem achten Erzbischofe zu Magdeburg, sind folgende Prodigia des schweren und schädlichen Krieges Kaiser Heinrichs IV. vorhergegangen. Um das Jahr 1068 hat sich auf dem Markt zu Magdeburg ein großer Hause Raben versammelt, die also heftig mit einander gestritten haben, daß sie häufig todt zur Erde fielen, und dieser Streit soll einen ganzen Tag gewähret haben. Etliche Bischofsstäbe, so in ihren Kapellen gestanden, sollen am hellen Tage, da es lauter und klares Wetter gewesen, Wasser geschwitzt, und denen, welche sie angegriffen, gleich die Hände mit Wasser gefüllt haben. Wie dasselbe auch an einem hölzernen Crucifix in Staderborgk geschehen sein soll. Ein Komet hat etliche Monate geschienen. In der Luft sind feurige Heere gesehen worden, auch hat man ein großes Krachen gehört, gleich als wenn große Feldschlachten in den Lüften geschehen, blutige Waffen und Kriegsrüstungen, belogerte Städte, brennende Fackeln, feurige Pfeile und dergleichen andere Zeichen mehr hat man am Himmel gesehen. Viel greuliche Mißgeburten haben sich an den Menschen und Viehe zugetragen, Kinder haben im Mutterleibe geredet. So ist auch Blut aus hausbackenem Brote, wenn man es zerschnitten, haufenweise herausgeflossen.

277) Der gefangene Jude. [3])

Zu der Zeit des Erzbischofs Conrad zu Magdeburg, der ein geborener Graf von Sternberg war und im Jahre 1278 starb, nach Andern aber

[1]) Nach Amersbach, Chronik des Erzstifts Magdeburg S. 26.
[2]) Nach Pomarius F. H.
[3]) Nach Pomarius F. Bij. Temme S. 133, Vulpius S. 297. Weitläufig bei Relßieg Bd. I. S. 43 rc.

unter Erzbischof Ernst ohngefähr im Jahr 1493, ist ein Jude an einem Sonnabend, welcher der Juden Sabbath ist, in eine Kloake oder heimlich Gemach gefallen; weil ihn aber die Juden an ihrem Sabbath nicht herausziehen wollten, damit ihr Sabbath nicht entheiligt werde, befahl der Erzbischof, daß man ihn auch nicht am folgenden Sonntage, als der Christen Sabbath, herausbringen dürfte, damit derselbige nicht geringer als der Juden Sabbath geachtet würde. Also mußte der arme Tropf zwei Tage in der Stinkgrube stecken.

278) Die heilige Leichnams-Kapelle zu Magdeburg.[1])

Im Jahre des Herrn 1515 brach ein böser Bube, genannt Franz Theilig, des Nachts in die St. Paulskirche zu Magdeburg und stahl daselbst die Büchse mit den Hostien oder Oblaten, so man zum Sacrament bräucht, und ging damit des Morgens in die St. Petrikirche, willens, dasselbe allda auf den Altar zu legen, ward aber andern Sinnes und warf das h. Sacrament, wie es von den Scribenten genannt wird, hinter den Kirchhof daselbst zwischen die Steine in einen Pfuhl und versetzte die Büchse an die Juden. Da soll es sich begeben haben, daß einer mit einer Kufe, womit man das Wasser zum Bierbrauen fährt, von der Elbe her gefahren kam, und da er an den Ort, wo das Sacrament lag, gelangte, sollen die Pferde stehen geblieben sein und nicht fortgewollt haben. In dem Augenblicke ist der Kufenführer das Sacrament, welches dort lag, gewahr geworden, und dasselbe ist von einem Müller, Namens Jonathan Krenz, der von Ohngefähr dazu gekommen, mit seinem Schwerte aufgehoben worden. Indeß ist aber der Dieb von den Juden auf dem Kleiderhofe ergriffen und hernach geschleift worden. Auch sollen die Bürger auf der Stätte, wo sich das Sacrament wieder gefunden hatte, eine Kapelle gebaut und sie die des heiligen Leichnams geheißen und zum Gedächtniß die Geschichte hineinmalen, auch das Schwert, womit das Sacrament war aufgehoben worden, dorthin haben hängen lassen. Diese Kapelle stand noch zu Ende des 16. Jahrhunderts hinter dem St. Marien-Magdalenenkloster unten am St. Peters-Kirchhof, und man konnte sowohl vom Kloster als vom Kirchhofe aus in die Kapelle gehen. Es befand sich auch in der Kapelle ein Brunnen mit einem eisernen Eimer, womit man Wasser schöpfen konnte. Auf der Stelle, wo damals die Hostie gefunden ward, steht jetzt das Magdalenenstift, ein Asyl für betagte Jungfrauen. Das Krenz'sche Haus am Breitenwege hieß der Regenbogen (ein Regenbogen, der viele Tage damals über jenem Hause stand und die Unschuld des Mannes, der der Mitschuld an jenem Verbrechen bezüchtigt worden war, an den Tag brachte) und jenes des Diebes der Mühlstein.

279) Die Cardinalsbirnen zu Magdeburg.[2])

Im Jahre Christi 1453 hat der Papst den Barfüßermönch Johann Capistran mit andern seiner Brüder mehr ins Land Böhmen gesendet. Der kam auch nach Magdeburg mit dem Erzbischof und ward von der ganzen

[1]) Nach Pomarius F. R. (verso) und Gengenbach S. 30. Anders bei Relßieg Th. I. S. 113 &c.
[2]) Nach Pomarius F. T. ij. (verso).

Klerisei und der Gemeinde mit Kreutzen und Fahnen prächtig empfangen, man baute ihm einen Palast auf dem Neuen Markte, davon herab er predigte. Er predigte aber Lateinisch (denn er war ein Wehle), gemeiniglich zwei oder dritthalb Stunden, und hatte einen Doctor desselben Barfüßer-Ordens, von deutscher Geburt, bei sich, der that ihm alsbald die Predigt zu deutsch nach, das verlief sich auch wohl auf zwei Stunden, so daß ihrer beiden Sermon nicht kürzer als 4 bis 5 Stunden währte. Er trieb das Gesetz mit besonderem Ernst und predigte mit solchem Ernst und Eifer, daß man ihm alle Wurftafeln, Currerspiel, Würfel, Karten, Gaukelsäcke, Larven, sammt anderen Spielgeräthen, und die Frauen ihre Schnüre und Haare, die sie pflegen vorzubinden, und ihre Bretter, darauf sie ihre Schleier und Tücher zu kleistern oder anzustärken pflegen, brachten, und verbrannten sie auf dem Neumarkt öffentlich. Dieser Capistran soll zu Magdeburg einstmals sehr gute wohlschmeckende Birnen gegessen und dieselben gesegnet oder geweiht haben, daher sie Cardinalsbirnen geheißen wurden, welchen Namen sie noch heute zu Magdeburg haben.

280) Der Warner vor der Schlacht und die Magdeburger Taufe.[1])

Im Jahre 1550 hatten die Magdeburger einen schweren Krieg mit dem Herzog Georg von Mecklenburg. Dieser war in das Magdeburger Land eingefallen und trieb ein arges Wesen mit Rauben, Plündern und Brandschatzen, also daß des Flehens des Landvolks an den Rath zu Magdeburg um Hilfe und Errettung mit jedem Tage mehr ward. Da rüsteten sich denn die Magdeburger und am Tage Mauritii, welcher damals war der 22. Tag des Septembers, zogen sie aus, dem Feinde eine große Schlacht zu liefern. An ihrer Spitze waren der Bürgermeister Georg Gericke und Hans Müller, nebst dem Hauptmann Hans Springer.

Nun ist aber den Magdeburgern der Monat September und der Tag St. Mauritii in ihren Kriegsläuften gemeiniglich unglückbringend gewesen, denn sie sind zweimal an demselben Tage und eben bei dem Flusse, Ohre genannt, geschlagen worden. Es ist aber, wie dem Pomarius von einigen alten Leuten, die persönlich dabei gewesen waren, glaubwürdig berichtet worden ist, den Magdeburgern bei ihrem Auszuge vor dem Dorfe Barleben, eine Meile Wegs von der Stadt, ein feiner langer ansehnlicher Mann, der Kleidung nach einem Bauersmanne nicht unähnlich, begegnet und hat sie gefragt, wo sie mit dem Kriegsvolke und der Kriegsrüstung hinausgedächten, und der hat sie, nachdem sie ihm ihr Vorhaben berichtet, mit aufgehobenen Händen herzlich gebeten und verwarnt, von ihrem Vorsatze abzustehen, wieder umzukehren und ihre Stadt in Acht zu nehmen, und ja an diesem Ort und zu dieser Zeit jetzt nichts vorzunehmen, sintemal eben vor 200 Jahren auch die Magdeburger an demselben Tage und Orte geschlagen worden wären, wie denn ein Jeder, der es nicht wisse, auf der Tafel in der St. Johanniskirche zu Magdeburg lesen könnte, und es werde ihnen, wofern sie fortführen, gewiß auch diesmal nicht glücklich ergehen. Ob nun wohl Etliche sich über die Person

[1]) Nach Pomarius F. Z. ij. Beckmann, Historische Beschreibung von Brandenburg Th. IV. S. 974.

und Rede dieses Mannes verwunderten, so haben doch sehr Viele seiner gespottet und die Warnung höhnisch verachtet und verlacht, von welchen Spöttern doch hernach keiner in der Schlacht unerschlagen oder ungefangen geblieben sein soll. Man sagt aber, diese Person sei ein gar alter eisgrauer Mann, aber von so schönem, holdseligem, röthlichem und jungem Angesichte gewesen, daß es zu verwundern gewesen. Wie nun demnach leider so zugetroffen ist, wie er geweissagt hat, hat man allenthalben fleißig Nachforschung nach diesem Manne gehalten, aber Niemand erfragen können, der denselben zuvor oder hernach gesehen hätte. Darum ob er ein Mensch oder Engel gewesen, auch Niemand hat erforschen können. Uebrigens sind die Magdeburger in jener Schlacht, obwohl sie zuerst angegriffen haben, schon nach einer halben Stunde so aufs Haupt geschlagen worden, daß sie 1200 Todte und 300 Gefangene verloren und 11 Stück Feldgeschütze und 11 Bürgerfähnlein in die Hände des Feindes fielen.

Es hat sich aber hierbei noch folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen, so Vielen das Leben gekostet hat. Die Magdeburger hatten nämlich, als sie dem Feinde entgegen gingen, das Flüßlein, die Ohre genannt, passiren müssen, welches zu damaliger Zeit gerade sehr tief war. Sie hatten daher eine seichte Stelle gesucht, durch welche sie ohne große Beschwerden über den Fluß gelangten und dieselbe, um sie bei ihrer Rückkehr desto sicherer wieder zu finden, mit einem Merkmale bezeichnet. Wie sie aber nun von dem Feinde geschlagen und zu einer eiligen Flucht gezwungen wurden, da war unterdessen, ohne daß sie etwas davon wußten, das Zeichen von der Furth weggenommen und an eine Stelle gesteckt worden, wo die Ohre gerade am allertiefsten war. Die Magdeburger glaubten, das sei ihre Furth, sie stürzten in ihrer großen Angst sich in die Tiefe hinein und fanden einen gar jämmerlichen Tod im Wasser. Auf welche Weise das Zeichen von seiner alten Stelle weggekommen war, hat man niemals erfahren können. Die Stelle jedoch, wo solches passirt ist, heißt noch bis auf den heutigen Tag die Magdeburger Taufe.

281) Das blutige Brot. [1])

Im Jahre 1551 ist die Stadt Magdeburg von dem Churfürsten Moritz von Sachsen, dem Churfürsten Joachim von Brandenburg, dessen Vetter, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Grafen Hans Georg von Mannsfeld und mehreren andern Herren hart belagert worden. In dem Lager derselben ist aber ein gar wüstes und schlimmes Leben geführt worden. Nun sind am 30. Juli die Magdeburger ausgefallen und haben mit den Churfürstlichen ein Scharmützel gehabt, das bis in die dritte Stunde gewährt hat; es sind ihnen aber nur an die 22 Leute beschädigt worden, während jene gegen 50 und an die 100 Pferde verloren. Die Gefangenen erzählten aber den Magdeburgern, es wäre ganz kürzlich folgendes Mirakel bei ihnen passirt. Es hätten Etliche im Lager Brot, das man ihnen zugeführt, gekauft, aber nachdem sie es angeschnitten, sei Blut herausgekommen, darüber seien die Knechte heftig erschrocken und es sei davon eine Krankheit unter sie gekommen, in Folge welcher viele von ihnen unsinnig geworden seien.

[1]) Nach Pomarius F. Ff.

282) Die Mißgeburt mit dem Chignon zu Magdeburg.[1])

Den 26. Mai 1575 ist zu Magdeburg am Pipersberge ein Kind geboren worden, welches hinten am Haupte von Fleisch und Haaren einen rechten Wulst gehabt, wie ihn die Frauen in ihren Mützen und die Jungfrauen in den Flechten tragen; über den Augen hat es Ecken gehabt, wie die Weiber an den Schleiern haben, oben aber auf dem Haupte ein Stück rothes Fleisch.

283) Die Metze und die Magd.[2])

Die schwere Belagerung, welche die Stadt Magdeburg in den Jahren 1550 und 1551 von dem Churfürsten Moritz von Sachsen und dessen Bundesgenossen auszustehen hatte, geschah im Namen des deutschen Kaisers. Der Churfürst forderte deshalb auch im Namen des Kaisers die Stadt zur Uebergabe auf, allein er bekam eine sehr trotzige abschlägige Antwort. Weil nun kurz vorher der Kaiser in gleicher Art die Stadt Metz angegriffen hatte, aber nichts hatte ausrichten können, so entstand jetzt auf ihn in deutschen Landen das Sprichwort:

Die Metze und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

284) Das Loos um das Leben.[3])

Eine sonderbare Historie hat sich Anno 1261 mit einem vornehmen Magdeburger zugetragen. Es hatten die alten heidnischen Preußen diesen Gebrauch, daß sie die Kriegsgefangenen, sonderlich wenn es Christen oder vornehme Personen waren, ihren Götzen opferten. Sie legten dem Gefangenen seine oder auch wohl andere Waffen an, setzten ihn auf ein Roß und banden dasselbe fest an vier Pfähle. Rings um ihn warfen sie aber so viel Holz, daß man weder Roß noch Mann davor sehen konnte. Hierauf zündeten sie das Holz an, so daß der Mann mit dem Rosse jämmerlich verbrennen mußte. Solches jämmerliche Sterben betraf aber im Jahre 1261 einen Kreuzherrn, Hirschhals genannt, der von Magdeburg bürtig war. Denn als die damaligen Preußen unter ihrem Feldherrn Hercus Monte (welcher, da er sich kurz vorher in Deutschland aufgehalten und getauft worden war, den Namen Heinrich angenommen hatte, hernach wieder vom christlichen Glauben abgefallen war und gegen die Kreuzherren Krieg geführt hatte) eine Schlacht gewonnen, auch verschiedene Kreuzherren gefangen bekommen, haben sie die armen Gefangenen gezwungen, das Loos zu werfen, wer unter ihnen den Götzen geopfert werden sollte. Da ist das Loos auf den Magdeburger Hirschhals gefallen, der sich an den Feldherrn Hercus Monte gewandt und ihm die vielfältigen Wohlthaten, so er von Magdeburg genossen,

---

[1]) Nach Pomarius F. Th. ij. (verso).
[2]) Nach Temme S. 140.
[3]) Nach Petrus de Duisburg, Chron. Pruss. P. III. c. 86, und Vulpius a. a. O. S. 326 ꝛc. Ganz anders bei Reßlieg Bd. I. S. 349 ꝛc.

vorgehalten hat, ihn bittend, er möchte ihn von diesem schmählichen Tode helfen. Hercus fand sich auch hierzu willig, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen, allein das hat den ehrlichen Magdeburger abermals getroffen, und da hat Hercus, um ihn zu erhalten, noch ein drittes Mal loosen lassen, wo denn Hirschhals abermals getroffen worden ist. Solches betrachtend, hat Hirschhals sich darein ergeben, also zu sterben, und ist auf gemeldete Weise also auf sein Pferd gebunden worden und durch das Feuer als ein Opfer ums Leben gekommen. Nach einer andern Sage hätte jener Hirschhals aber zwei Söhne gehabt, die jener Hercus Monte darum freigelassen hätte, weil er zu der Zeit, wo er Christ geworden war, in ihrem Hause zu Magdeburg auf dem Breitenwege bei ihnen gut aufgenommen worden sei und die Liebe ihrer Schwester erlangt hätte. Nun klagten ihn die Heiden deshalb als Verräther an, führten ihn nach Zörbig und wollten ihm dort dieselbe Strafe wie dem Ritter Hirschhals auflegen, nämlich den Feuertod. Allein die Magdeburger kamen ihm zu Hilfe, befreiten ihn und führten ihn mit sich fort. Zwar ward er wieder als Christ angenommen, allein als Buße durfte er ein ganzes Jahr das schöne Mädchen wohl sehen und besuchen, aber kein Wort mit ihr sprechen. Er ging täglich vom Prälatenwege, wo er wohnte, in ihr Haus am Breitenwege, und weil ihn dieser Weg, wie er sagte, ins Himmelreich führte, erhielt diese enge Straße den Namen: der Weg zum Himmelreich, den sie auch behalten hat.

285) Das Spiel auf das Interim zu Magdeburg. [1])

Im Jahre 1548 ist zu Augsburg ein Reichstag gehalten und eine neue Reformation der Religion angerichtet worden, so man das Interim nannte; dies war ein sonderbares Buch, darin eine Formula verfaßt gewesen, nach welcher man in den Kirchen die Lehre und Ceremonien richten und halten sollte bis auf ein allgemeines Concilium. Solches Buch hat man nun aber nicht allein den Meißnern und Sachsen, sondern auch allen Evangelischen aufdringen wollen, auch der Stadt Magdeburg ernstlich angesonnen und befohlen, solches anzunehmen, auch ihre Lehre, Religion, Gottesdienst und Geistlichkeit darnach zu richten. Nun sind aber mit diesem Interim weder die Evangelischen, noch die Päpstlichen zufrieden gewesen, und man hat ein Spiel angerichtet, ein Brett voller Löcher und dahinter viele Fächer, in der Mitte aber einen Narrenkopf gemalet, darin man mit etlichen Kugeln geschoben. Man hat das Interim auf Brettspielen gespielt, geflucht und gesungen:

Selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann,
Und willigt nicht ins Interim,
Denn es hat ein'n Schalck hinter ihm.

Man hat auch Hunde und Katzen darnach genannt, und jeden Buchstaben durch ein besonderes Wort erklärt, daß aus dem Worte Interim folgender Papstspruch erhellt:

Ihr Närrischen Teutschen, Euer Reich Ist Mein!

---

[1]) Nach Vulpius S. 97 ꝛc.

286) Vorboten der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. [1])

Im Jahre 1630 ist der Herr Administrator mit dem schwedischen Ambassadeur Johann Stellmann gerade in dem Augenblick in den Dom zur Predigt geritten, da der Herr Dr. Belius die Worte Dom. X. p. Trinit. erklärt: Wenn Du es wüßtest, so würdest Du auch bedenken ꝛc. In selbigem Jahre, den 26. November und 6. December vornehmlich ist ein grausamer Wind entstanden, so hin und wieder großen Schaden gethan, viele Kirchspitzen heruntergeworfen, als zu Weckersleben, Olvenstädt und anderen Oertern mehr, insonderheit zu Magdeburg die neue schöne Spitze zu St. Katharinen, die eine zu St. Johannis, zu St. Gertrud und St. Annen, da die Spitze durch das steinerne Pflaster neben der Kirche in die Erde also geschlagen, daß sie über zwei Ellen hoch schräg gestanden, auf dem Pflaster so fest, daß man sie gar nicht regen und bewegen können, ungeachtet sie nur von Tannenholz und nicht beschlagen gewesen. Dieser unnatürliche Wind hat auch das starke Mauerwerk und die zwei großen Pfeiler, darauf der Bischofsgang erbaut gewesen, ganz aus dem Grunde herausgerissen bis in den Winkel des Doms, dahin doch der Wind aus Westen nicht gelangen können, und Alles so glatt hinweg geschlagen, als wenn es vom Steinmetz mit dem Meißel geschehen wäre. Er hat auch in die große Domthüre ein rundes Loch ganz wunderseltsam gemacht, die Flügel zerschmettert und im Eingange, da die 5 thörichten und 5 klugen Jungfrauen stehen, der einen klugen Jungfrau die eine Hand mit der Lampe hinweggeschlagen und dem Bilde zur linken Hand, wenn man in den Dom geht, welches das neue Testament bedeuten soll, in Mannesgröße, das Kreuz nebst dem Kelche aus der Hand geschmissen. Dieser Wind hat folgends das vergüldete Bild St. Moritzens, so hinter dem Rathhaus gestanden, heruntergeworfen und die Justitia, im Fenster hinter dem Chor zu St. Johannis, mit der Waage zerschlagen. Nach diesem Winde hat sich im Chor des Domes eine große Katze sehen lassen, und wie die Choralschüler gesungen, mit drein gemauet, und ob man sie gleich gejagt, ist sie doch von einem Orte zum andern gesprungen und hat ihren Gesang continuirt. Als auch der Herr Administrator zum letzten Male im Dome communicirt, hat sich im Chor eine grenliche Eule sehen lassen, die hin und wieder geflogen, und da in diesem Jahr in der St. Johanniskirche Herr Bürgermeister Martin Brauns und Herr Dr. Walther, der Syndicus, zum Nachtmahl gegangen, hat sich im Kelche, da die Consecration geschehen sollte, kein Wein gefunden, welches zwar aus Nachlässigkeit des Küsters geschehen, aber doch von verständigen Leuten für ein böses Omen gehalten worden ist. Auf dieses schreckliche Windbrausen ist bald darauf der General Tilly den 21. December im Stift Halberstadt angelangt und hat seine Armada nach Magdeburg marschiren lassen. Im St. Augustinerkloster ist ein alberner und im Haupte verworrener Mensch im Blockhause gesessen (seiner Profession ein Maler), welcher Wehe über Magdeburg gerufen und gesagt, es werde ein großes Blutbad darinnen entstehen. Montags zuvor, ehe die Stadt erobert worden, hat er mit etlichen Reisern hin und her gekehrt, und als man gefragt, warum er also fege, hat er geantwortet: also soll Magde-

[1]) Nach Vulpius S. 119. 262 ꝛc.

burg gekehrt und gefegt werden! Dieser Sinnlose hat nachher im Kloster einen Pastor mit seinem Weibe, die sich vor etlichen Jahren daselbst eingekauft, bei Eroberung der Stadt in seinen Blockkasten salvirt, weil er nackend darin gestanden und mit seinen Ketten umher geschlagen, daß sich kein Soldat an ihnen, dem Pastor und seinem Weibe, vergreifen dürfen. Es ist auch dieser Blockkasten im Feuer unversehrt geblieben, wie auch die Stube und Kammer, darin sich vor hundert und etlichen Jahren der sel. Herr Lutherus eine Zeitlang aufgehalten. Montags vor der Eroberung ist eine Jungfrau von Flensburg aus Holstein begraben worden, welche sich bei ihrem Ohm Herrn Johann Rising ein Paar Jahre aufgehalten; dieselbe hat in ihrer Krankheit sehr über den Untergang Magdeburgs geklagt, Wehe und Zeter gerufen, daß die Kroaten und Soldaten hereinfielen und sie mit Gewalt schänden wollten, bei welchem heftigen und mächtigen Schreien sie die Hände dergestalt gerungen und gewunden, daß die Haut abgegangen, und hat dieses getrieben, bis sie kurz vor ihrem Ende still geworden und auf Christus selig eingeschlafen. Man hat auch in der nächsten Nacht vor der Eroberung ein Geschrei in der Luft gehört: Wehe, wehe, wehe! und haben dieses referiret diejenigen, so die Wache gehalten. Dienstags um 2 Uhr haben sich zwei feurige Balken am Himmel sehen lassen, und als das letzte Stück aus der Stadt gelöset worden, hat sich das Feuer als ein glühender Kranz gewunden und ist in der Luft verschwunden. Viele von den Kaiserlichen haben solches in Acht genommen und referirt.

Es soll nach der Eroberung ein jämmerliches Geschrei über Magdeburg sich in der Luft haben hören lassen und das Wehe, Wehe! oft wiederholt haben. Auch ein Stein in dem Dom vor dem Chor liegend soll Blut geschwitzt haben. Ingleichen an der Elbe, da man der Todten bei viele Tausende hineingeworfen, soll des Nachts ein großes Winseln und Wehklagen gehört worden sein. Zu Altenburg, vier Meilen von Magdeburg, hat sich im Graben um das hochadelige Schulenburg'sche Schloß Blut sehen lassen, desgleichen auch zu Steindorf, vier Meilen von Magdeburg, in einem Teiche geschehen; wenn man solch Wasser in ein Gefäß gegossen, ist es anzusehen gewesen, wie dick geronnenes und geliefertes Blut. Endlich hat etliche Wochen vor der Belagerung eines Korporals Weib über der Geburt ihr Leben beschlossen, aber vorher verlangt, daß nach ihrem Absterben man sie öffnen möchte, da sich ein Knäblein bei ihr in der Größe eines dreijährigen Kindes gefunden, so auf dem Haupte ein Kaskett, am Leibe eine Patrontasche mit Kugeln und an den Füßen weite Alamode-Stiefeln von Fleisch gewachsen gewesen.

287) Das Gespenst auf dem Tyn zu Magdeburg.[1]

Im Jahre 1371 zwischen beiden Frauentagen, als Krautweihung und Lateran, ließ sich in der Neustadt zu Magdeburg auf dem Tyn in Hans Schortauens Hause ein Gespenst hören, aber nicht sehen, trieb viel Ungestüms und gab vor, es wäre Hans Schortauens Seele, der vor drei Jahren in der Ohre ertrunken war. Es begehrte auch von benannten Priestern eine gewisse Anzahl Messen und Vigilien, sagte auch, was für Gebete und Almosen

[1] Nach Vulpius S. 297.

ihm bereits geschehen wären, aber in unserer Lieben Frauen Laternen-Nacht (Lichtmessen-Nacht) verlor es sich.

288) Das brennende Licht am Kak, auf dem alten Markte zu Magdeburg, und die Saugasse. [1])

Nach einer andern Sage soll jener Fischer Hans Schortan seiner Frau erschienen sein und ihr mitgetheilt haben, es liege eine große Summe Geldes unter dem Kak auf dem Markte vergraben, ein Schatz, der einst dem Erzbischof Burkhard III. gehört habe, von diesem aber dorthin gebannt worden sei, so daß ihn nur der Teufel in Gestalt eines Schweines heben solle. Die Stelle des Schatzes werde aber an gewissen Tagen um die Mitternachtsstunde durch eine brennende Flamme angedeutet, die aber jedesmal verlösche, wenn sich Jemand nahe. Die Wittwe Schortaus hat nun aber wieder geheirathet und ihrem zweiten Mann die Sache mitgetheilt. Derselbe hat nun nicht eher geruht, als bis seine Frau eingewilligt, ihm bei dem Heben des Schatzes beizustehen. Mittlerweile hatten aber die Schaarwächter, wenn sie aus der Schwertfegerstraße kamen und hinter dem alten Fleischscharren herumgingen, um sich auf dem alten Markte mit ihren Kameraden zu vereinigen, das dumpfe Grunzen eines Schweines gehört, ohne jedoch ein solches zu sehen. Die beiden Schatzgräber begaben sich also eines Nachts auf die Arbeit, sahen auch wirklich ein Licht flackern und erkannten daran die Stelle, wo gegraben werden mußte. Kaum aber hatte der Mann zu graben angefangen, als er neben sich beim Scheine der Flamme ein großes Schwein erblickte, welches mit der Schnauze ein Loch wühlte und Erde und Gesteine in großer Menge auswarf, so daß er die Augen von dem Ungethüm abwenden mußte. Da gerieth die Frau in entsetzliche Furcht und rief den Herrn Jesus um Hilfe an. Kaum hatte sie aber den heiligen Namen ausgesprochen, da erlosch die Flamme und das Schwein rannte laut brüllend davon. Darüber ward aber ihr Mann so wüthend, weil er glaubte, sie habe nun das Heben des Schatzes verhindert, daß er den Spaten nach ihr warf und sie damit erschlug. Als aber die Schaarwache gegen Morgen zurückkehrte, da fanden sie die arme Frau zwar noch am Leben, aber auf den Tod verwundet, den Mann aber als einen am Kopf und Bauche gräßlich verstümmelten Leichnam, wie von den Zähnen eines wilden Thieres zerfleischt, hörten aber dabei das Grunzen eines Schweines, ohne dasselbe zu sehen. Jenes Gäßchen aber, welches hinter dem Fleischscharren herum vom alten Markte nach der Schwertfegerstraße herum führte, später aber beim Umbau des Fleischscharren verschwand, hieß davon die Saugasse. Ein brennendes Licht bemerkt man aber noch heute in der Nacht des Frauentages an der Stelle, wo vormals neben dem Kak, der jetzt noch als Denkmal der strafenden Gerechtigkeit steht, das Schwein gewühlt haben soll.

289) Die silbernen Läuse zu Magdeburg. [2])

Es sind zu Anfange des 17. Jahrhunderts zwei Stutzer zu Magdeburg gewesen, die Klönen genannt. Diese haben ihr ererbtes Vermögen so lieder-

[1]) Nach W. A. Relßieg, Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg. Magdeb. 1848. Bd. I. S. 368 ꝛc.

[2]) Nach Vulpius S. 299. Weitläufig bei Relßieg Bd. I. S. 80 ꝛc.

lich durchgebracht, und da sie ihr Vormund, Herr Bürgermeister Thomas Sültz, väterlich abgemahnt, daß sie nicht so verthulich und liederlich haushalten, sondern damit fein sparsam umgehen möchten, es dürfte sonst endlich mit ihnen dahin kommen, daß sie die Läuse in äußerster Dürftigkeit fräßen, haben sie gemeldetem alten Herrn zum Trotz viel silberne Läuse machen lassen, sie auf Kleider und Mäntel geheftet und sind also vor ihren Vormund getreten, haben ängstlich gethan und gesagt: seht doch, Herr Vormund, wie uns allbereits die Läuse beißen. Es kam aber bald dahin, daß ihr Reichthum alle ward und sie nichts mehr hatten, sondern von Jedermann verlassen bei St. Jacob im Beinhause elendiglich sterben und verschmachten mußten.

290) Der vom Teufel geholte Geizhals.[1])

Anno 1616 war ein Hausmann auf St. Johannis-Thurme, welcher in seiner tödtlichen Krankheit kurz vor seinem Ende begehrte, daß man ihm seine Baarschaft, die etwa in hundert Ducaten bestand, in einer zinnernen Schüssel auf's Bett bringen mußte. Da er nun einige Zeit mit den Händen darin gerühret, sprach er: O ihr lieben Rothfüchschen, möchte ich doch noch eine Zeitlang bei euch leben! Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf. Wie man ihn nun in den Sarg gelegt hatte und ein Weib des Nachts bei ihm wachte, kam ein großer schwarzer Kerl und wollte den Körper aus dem Sarge nehmen. Die Wächterin erschrack, legte sich über den Sarg und rief Gott und Menschen um Hilfe an, worauf der Kerl verschwand. Als sie des Morgens solches erzählte, wurde der Sarg geöffnet und anstatt des Verstorbenen ein abgenutzter Besen darin gefunden. Nach einer andern Sage hätte sich übrigens jener Geizhals vor langer Zeit einmal dem Satan nebst zwei andern gottlosen Gesellen verschrieben und wäre sonach von demselben geholt worden.

291) Böses Gewissen wird zum Verräther.[2])

Nicht lange vor der Eroberung Magdeburgs durch Tilly hat ein Bürger zu Magdeburg einen Buchführer, Namens Rambau, erstochen, hernach aber auf den Rath eines Advocaten die That geleugnet. Als man nun in der Rathsstube Verhör hielt, gab Gott ein Zeichen, indem er das hölzerne Bild der Gerechtigkeit, so über der Stubenthüre fest mit eisernen Nägeln angeheftet war, von sich selbst herabfallen und in etliche Stücke zerbrechen ließ. Niemand aber wollte sich daran kehren, der Thäter ward losgesprochen. Ob nun zwar die Gerechtigkeit bei den Menschen schlief, so wachte sie doch bei Gott; denn der Todschläger gerieth bald darauf in die äußerste Armuth, fiel auch in eine tödtliche Leibeskrankheit, darin ihn sein böses Gewissen dermaßen ängstigte, daß er sich öffentlich von der Kanzel ablesen und des begangenen Mordes halber um Verzeihung bitten ließ, worauf er auch gestorben ist. Der ungewissenhafte Advocat aber, so zum Leugnen gerathen, ist Anno 1631 bei der Eroberung der Stadt elendiglich hingerichtet worden.

---

[1]) Nach Vulpius S. 300. Anders bei Relßieg Bd. I. S. 421 rc.
[2]) Nach Vulpius S. 300.

292) Der Todtengräber zu Magdeburg. [1])

Es sind jetzt über 200 Jahre verflossen, als in Magdeburg ein Todtengräber lebte, der mit dem Teufel einen Bund gemacht hatte, und in dessen Folge von dem bösen Feinde in einen Höllenpfuhl von Verbrechen und Sünden geworfen ward, zuletzt aber ein jämmerliches Ende fand. Dieser Todtengräber hatte einstmals Anno 1625 einen Trommelschläger unter den Kaiserlichen kennen gelernt, der gegen Kugeln und Hieb und Stich fest war. Das wollte der Todtengräber auch gern sein, und er fragte den Trommelschläger, wie er das anzufangen habe. Da gab ihm dieser einen Zettel, der gar toll mit allerlei Zeichen beschrieben war. Mit dem Zettel mußte nun der Todtengräber draußen aufs Feld unter das Hochgericht gehen, um Mitternacht sollte er da sein. Daselbst erschien ihm der Satan in Gestalt eines Cavaliers, anhabend einen gelben Koller, rothe Hosen und einen grauen Hut mit weißen Federn. Der fragte ihn, ob er Lust zu dienen hätte. Der Todtengräber antwortete: ja! worauf der Satan verschwand. In der folgenden Nacht mußte der Todtengräber noch einmal unter's Hochgericht gehen, wo ihm der Satan wieder erschien. Dieser fragte ihn, ob es bei der Abrede bleibe? Wie nun der Andere sich abermals mit Ja vernehmen lassen, da sind sie denn der Sachen vollends eins geworden, nämlich dahin, daß der Todtengräber sich dem Satan mit seinem Blute verschreiben solle, sein eigen zu sein funfzehn Jahre lang, hingegen solle ihn der Satan am Leibe unbeschädigt verwahren und ihm drei freie Schüsse geben. Als sie so einig geworden waren, verwundet auf des Teufels Befehl der Todtengräber sich mit einer Stecknadel auf der Hand und schreibt auf einen Zettel mit dem Blute die beiden Anfangsbuchstaben seines Namens, so Erdmann Fischer war, nämlich E. und F. und dazu drei Kreuze, weil er mehr nicht hat schreiben können. Auf diese Handschrift war er dem Teufel eigen. Eine Weile nachher, am Charfreitage, bringt ihm der Teufel ein Büchslein mit einer grasgrünen Salbe darin, damit er sich festmachen könne. Das hat er also auch befunden. Denn als bald darauf in dem damaligen Kriegswesen etliche feindliche Völker das Korn vor der Stadt Magdeburg verheerten und anzünden wollten, ist er mit den andern Bürgern ausgezogen und hat dasselbe tapfer vertheidigen helfen. Darüber hat er zwar einen Schuß mitten auf die Brust bekommen, derselbe ist aber nicht durchgegangen, sondern hat nur einen blauen Fleck auf der Haut zurückgelassen. Das sah des Abends sein Weib, als sie zu Bette gingen, und als sie daraus merkte, daß es nicht richtig mit ihm sei, da hat sie ihm ernstlich zugeredet und gesagt, daß sie Alles ihrem Beichtvater offenbaren wolle; er hat ihr aber das hart verboten, mit Bedrohung, er wolle sie sonst übel tractiren und sie solle nicht sicher vor ihm sein, worauf sie denn stillgeschwiegen.

Indessen verfing er sich immer mehr in des Satans Stricken; er war dem Gesöff und allerlei gottlosen Wesen ergeben; er konnte es nicht leiden, daß sein Weib die Kinder zum Gebet anhielt, sondern er sagte, sie sollten in des Teufels Namen beten; er half den Gotteskasten in der St. Johanniskirche bestehlen und verschwindelte das Geld, so er davon mitbekommen.

[1]) Nach Gengenbach S. 84—86, und kurz bei Vulpius S. 302.

Zwar ging er einmal in sich und er versuchte nun des Satans los zu sein. Er hatte nämlich gehört, er werde frei sein, wenn er Andern seine Kunst beibringe und dieselben dem Teufel zuführe. Derohalben bot er einmal einem Knaben von funfzehn Jahren seine Salbe an, und er solle niemals beschädigt werden, wenn er sich mit andern Jungen herumschlüge. Der Junge wollte indessen nichts mit ihm zu thun haben. Ein andermal, als er einen jungen Kerl antraf, der Lust zu seinen Künsten hatte, trank er ihm diese zu in seines Bruders Namen, das heißt in des Teufels Namen, denn er nannte den höllischen Feind nicht anders als seinen Bruder, oder den Herrn Edelmann oder Herrn Urian. Er bildete sich nun auch ein, daß er den Teufel in der That los sei. Allein der Satan hatte doch nicht von ihm gelassen, sondern gebrauchte ihn noch zu vielen gottlosen Thaten. So gab er ihm einmal im Jahre 1636 im Frühjahr ein graues Pulver in einem weißen Papier, und hieß ihn dasselbe in den Gassen der Stadt ausstreuen, daß die Pest daraus erfolgen möchte. Und wie er nun nicht Alles ausstreute, sondern einen großen Theil in die Elbe warf, da trat auf einmal der Teufel zu ihm und wollte ihn strafen; wie er sich aber in seiner Angst gesegnete und betete: das Blut Jesu ꝛc., da ist der Böse von ihm gewichen. Im Herbste desselben Jahres entstand wirklich die schreckliche Pest, die nicht blos die Stadt Magdeburg, sondern auch die benachbarten Provinzen verheerte. Ein andermal im Jahre 1656 befahl ihm der Satan durch eine grobe Stimme, die er wohl erkannte, ein Kind von drei Wochen, so denselbigen Tag auf dem St. Peterskirchhofe begraben worden war, auszugraben und von dessen Gliedern ein Pulver zu machen, solches aber auszustreuen, damit die Pest abermals in die Stadt komme. Diesem ist er gehorsam; als er gerade ein anderes Kind zu begraben hatte, öffnete er das Grab jenes Kindes, zerschlägt den Sarg, nimmt von dem Körper, was ihm der Satan geheißen, und macht ein Pulver daraus, indem er das neu zu begrabende Kind in das Grab legte. Des verstorbenen Kindes Eltern wurden zwar gewahr, daß das Grab geöffnet und ein anderes Kind darin beigesetzt sei, als sie ihn aber darüber zur Rede stellten, wußte er sich so herauszureden, daß sie nichts Böses vermutheten. Aber das Maaß seiner Bosheit war erfüllt und der gerechte Gott hatte beschlossen, ihn in die Hände der Obrigkeit zu wohlverdienter Strafe zu liefern. Drei Vierteljahre nachher, im August, als des verstorbenen Kindes Vater Schafe suchet, wird er in einer wüsten Kapelle beim St. Marien-Magdalenen-Kirchhofe seines Kindes mit Gewalt zerschlagenen Sarg gewahr, und als er dem gottlosen Menschen abermals zuredet, sucht dieser zwar sich zu entschuldigen; der Vater aber will damit nicht zufrieden sein, sondern bringt den Handel vor die Obrigkeit, welche den Uebelthäter zur Haft bringt und das Grab des verstorbenen Kindes öffnen läßt. Da hat man denn das Körperlein gefunden, wie sehr viele Knöchlein und Gliedlein daran gemangelt, worauf man den Verbrecher auf die Folter gebracht und er nun seine Sünden bekannt hat. Er hat dabei auch angegeben, wie er das Pulver, so er von den Gliedern des Kindes gemacht, an vielen Orten ausgestreuet, nämlich auf dem Augustiner-Kirchhof, an dem Orte, wo die Leinwand gebleicht worden, auf dem Steige, der vom Fischerufer heraufgeht, am breiten Wege, und in allen Gassen der Stadt an den Ecken. Er hat das gethan in der Nacht von eilf Uhr an; der Satan

ist in Gestalt einer schwarzen Katze immer neben ihm hergelaufen und hat zu ihm gesagt: er solle nur sachte wegstreuen, dann werde die Pest schon kommen. Nachdem der Bösewicht also seine Schandthaten bekannt, ist er durch einen Rathsspruch zum Tode verurtheilt und darauf mit dem Rade hingerichtet worden. Dies ist geschehen am 26. October 1657. Der Satan aber hat Gewalt über ihn behalten bis an sein Ende; denn obgleich die ihm zuverordneten Prediger allen Fleiß an ihm thaten, so hat er doch, wie er zum Tode geführt wurde, von starken Getränken sehr viel zu sich genommen und nichts denn gottlose Worte gebraucht.

293) Die gestraften Schatzgräber.[1]

Philippus Melanchthon erzählt dergleichen Geschichte und Historie, die sich zu Magdeburg begeben; daselbst sind 10 Personen von einem Thurm, welcher eingefallen, erschlagen worden, in welchem sie nach einem Schatz, von welchem der Satan Bericht und Anzeigung gegeben hatte, gesucht, zu nahe gegraben hatten.

294) Der dem Augenschein nach gen Himmel fahrende Zauberer.[2]

Es ist zu Magdeburg einmal ein seltsamer Schwarzkünstler gewesen, welcher in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, von denen er eine große Menge Geld gesammelt, ein gar kleines Pferdlein, das in einem Ringe tanzte, gezeigt, und wenn sich's denn dem Spiel zu Ende nahete, hat sich der Abenteurer beklagt, wie er bei der undankbaren Welt so gar wenig erwerbe oder Nutzen schaffe, dieweil Jeder also karg wäre, daß er sich des Bettelns kaum erwehren könne. Er wolle deswegen die Welt gesegnen und stracks nach dem Himmel fahren, ob vielleicht seine Sache daselbst besser würde, und als er diese Worte gesprochen, hat er des Pferdes Zügel in die Höhe geworfen, welchem dann das Pferdlein ohne allen Verzug alsbald nachgefahren, der Zauberer erwischt das Pferdlein bei dem Schwanze, seine Frau ihn bei den Füßen, die Magd die Frau bei den Kleidern, und so fahren sie alle nach einander in einer Koppel dahin. Das Volk aber steht und hält das Maul offen über dieses Wunder und macht ein Getümmel. Da kommt von ohngefähr ein Bürger daher gegangen, der fragt, was da sei? Man berichtet ihm solches; „ja wohl", spricht er, „der ist mir dort in der Gasse begegnet", und damit zeigt er auf die Herberge. Als sie das gehört, haben sie den Betrug gemerkt und sind ihrer Wege gegangen.

295) Wie Dr. Faust einen Kellnerjungen zu Magdeburg gefressen hat.[3]

Es saß einmal Johannes Faust von Knittlingen zu Magdeburg im Wirthshaus und trank dort Andern zu, wie es der Sachsen und auch anderer Deutschen Brauch ist. Da ihm nun des Wirths Junge seine Kanne oder Becher zu voll schenkte, schalt er ihn und drohte ihm, er wolle ihn fressen, wenn er es noch ein Mal thäte. Der spottete seiner und sprach:

[1] Nach Remigius Th. II. S. 363.
[2] Nach Wier L. II. c. 7.
[3] Nach Lercheimer, Christlich Bedenken vnd Erinnerung von der Zauberei. Speier 1597 in 12. S. 52.

„ja wohl, freßt auch uns!“ und schenkte ihm abermals zu voll. Da sperrt der Faust sein Maul auf und frißt ihn; hierauf erwischt er den Kübel mit dem Kühlwasser und spricht: „auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk“, und säuft auch dies aus. Nun redet aber der Wirth seinem Gaste ernstlich zu, er solle ihm seinen Diener wieder verschaffen, oder er wolle sehen, was er mit ihm anfange. Faust aber hieß ihn zufrieden sein und hinter den Ofen schauen: da lag der Junge, bebte vor Schrecken, war ganz mit allem Wasser begossen. Dahin hatte ihn der Teufel gestoßen, das Wasser auf ihn gestürzt, den Zuschauern die Augen bezaubert, daß sie gedäucht, er wäre gefressen und jener hätte das Wasser gesoffen.

Viel weiter hat einst ein Mönch zu Erfurt das Maul aufgethan, da er auf dem Markte das Fuder Heu mit Wagen und Roß verschlang, das der Bauer darnach draußen vor dem Thore stehen fand.

296) Das eingemauerte Kind am Krökenthor zu Magdeburg.[1])

Das jetzige Krökenthor ist unter dem Erzbischof Albert II. zugleich mit der hohen Pforte erbaut worden, man hat aber bei dieser Gelegenheit zwei steinerne Füße als ein altes Wahrzeichen mit eingemauert, welches die folgende schauerliche Sage auf die Nachwelt bringen sollte. Als nämlich Kaiser Otto die Stadt Magdeburg zu einer Festung machen wollte, da trug es sich zu, daß das alte Krökenthor jedesmal, wenn es fertig geworden war, wieder einstürzte, ohne daß man die Ursache davon entdecken konnte. Der Kaiser befragte also einen Astrologen um den Grund, und derselbe gab, nachdem er die Sterne befragt, zur Antwort, das Thor und somit der Schluß des Festungbaues werde nicht eher bestehen, bis ein von einer Mutter freiwillig angebotenes, zartes Knäblein lebendig mit eingemauert werde. Ob nun wohl der Kaiser und seine Räthe daran verzweifelten, daß sich eine so gottlose Mutter finden werde, die für Geld ihr Kind dem Tode opfern werde, hat man doch den Scharfrichter beauftragt, in der Stadt und Umgegend herum zu gehen und zuzusehen, ob er nicht für eine hohe Summe ein solches Kind zu kaufen bekommen könne. Derselbe hat sich auch lange umsonst bemüht, ein solches aufzufinden, endlich aber hat er doch eine leichtsinnige Person getroffen, welche bereit gewesen ist, ihren Säugling zu diesem Zwecke hinzugeben. Es war ein uneheliches Kind, und sie bildete sich ein, dann, wenn sie ein kleines Vermögen besitze, einen Mann zu finden, der sie durch die Ehe wieder zu Ehren bringe. So ist es auch geschehen, das herzlose Frauenzimmer hat trotzdem, daß ihr die Richter vorher nochmals vorgestellt, daß sie sich wohl überlegen solle, was sie thue, ihr Kind hingegeben, hat aber, allgemein verabscheut, doch Niemanden finden können, der mit ihr ein Ehebündniß eingehen wollte, und ist plötzlich aus Magdeburg verschwunden. Das unglückliche Kind ist aber wirklich in dem Mauerwerke des gedachten Thores in einer Art Nische, in welcher es weder von dem Gestein erdrückt werden, noch aus Mangel an Luft ersticken konnte, eingemauert worden, nachdem man gleichsam zum Hohn vor seinem Munde ein Pfennigbrot befestigt hatte. Seit diesem Augenblicke hat sich auch Niemand weiter um das eingemauerte Kind bekümmert und die gräßliche Unthat ist gänzlich in Vergessenheit gerathen.

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 3 rc.

Da ist über funfzig Jahre später, um das Jahr 987 ein altes Mütterchen zu dem Erzbischof Gieseler gekommen und hat denselben fußfällig gebeten, er möge doch die Gnade haben, in dem steinernen Mauergewände der Eingangspforte, die sie bezeichnen werde, nach dem Skelett ihres Knaben suchen lassen, der vor vielen Jahren beim Bau der Festungsmauer dort lebendig eingemauert worden sei. Hierauf erzählte sie dem staunenden Erzbischof ihre Geschichte und fügte hinzu, sie habe seit jener Zeit gefoltert von Gewissensbissen in Thüringen bei Verwandten gelebt, da sei ihr seit vielen Wochen ihr Knabe im Traume erschienen und habe ihr gesagt, er sei noch am Leben, denn ein Vogelpaar, welches über ihm genistet, habe ihm 50 Jahre lang die ihm nothwendige Nahrung mit den Schnäbeln zugetragen. Sie habe also an ihrem bisherigen Wohnorte nicht mehr bleiben können und sich hierher gebettelt; als sie aber an das Thor und an jene Stelle gekommen, wo einst ihr Knäblein eingemauert worden sei, da habe sie aus dem Gestein mehr als einmal „Mutter" rufen hören, als wenn sie durch diesen Ruf aufgefordert werde, seine Erlösung aus dem Gemäuer zu veranlassen. Der Erzbischof hat ihrer Bitte auch gewillfahret, man hat Leitern an das Gemäuer gelegt, und der erste, der sie bestieg, fand auch nach Hinwegräumung einigen Steingerölles hoch oben nicht nur die offene Nische, sondern erblickte auch darin eine menschliche Figur, die ihn mit funkelnden Augen anstarrte. Er stieg entsetzt herab und sagte, er habe in der Höhlung ein kleines graues Männchen gefunden, dessen langer, weißer und zottiger Bart tief in das Gestein verwachsen war, über seinem Haupte befand sich zwischen zwei Steinplatten eine Vertiefung, in welcher die Vögel genistet hatten, und vor dem Munde des Männchens hingen noch sichtbar die Brocken von gegessenem Brote. Der Beherzte stieg dann zum zweiten Male mit einem Gehilfen hinauf, es gelang ihnen auch, das Männchen aus der Nische hervorzuziehen, sie behaupteten zwar später, es habe dabei geseufzt, allein als sie dasselbe zur Erde brachten, da fand sich, daß das Männlein mit dem weißen Barte eine versteinerte Kindesleiche war. Der Körper wurde nach christlichem Gebrauche beerdigt, die unnatürliche Mutter aber war verschwunden, und ihr Leichnam ward erst lange nachher auf einem Sandhügel vor dem Krökenthor so entstellt gefunden, daß man ihn nur noch an den Lumpen, die sie getragen, wieder erkannte. Das Weib wurde hier eingescharrt und noch heute sieht man an jener Stelle zuweilen ein helles Flämmchen, welches die Stelle andeutet, wo die gottlose Mutter begraben ist.

297) Das goldene Zelt zu Magdeburg.[1]

In Magdeburg giebt es eine Straße, die heißt die Schmiedethorstraße, weil auf dem Flecke, wo sie jetzt angelegt ist, früher der Militärschmiedehof war; auf dieser Straße befindet sich ein Haus, das heißt bis auf den heutigen Tag noch das Goldene Zelt und soll seinen Namen von folgender Begebenheit tragen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hat der Commandant der Festung Magdeburg noch auf der Citadelle gewohnt, und es hat sich zugetragen, daß der jedesmalige Wachtposten am Stadtthore aus der Gegend der rechts unter dem Walle befindlichen Ausfallpforte stets ein dumpfes, wie

[1] Nach Relßieg Bd. I. S. 59 2c.

aus der Tiefe dringendes Geächze gehört hat, so daß selbst bei argem Sturme diese Klagetöne den Wind übertönten. Zwar hat man alle Räume und Winkel des innern Festungsbereichs sorgsam untersucht, man hat zwar das Gewimmer aus der Erde vernommen, allein ein unterirdisches Versteck, wo ein Mensch hätte verborgen sein können, nicht entdecken können. Endlich hat eines Morgens die Magd des Commandanten, welche das ihr während einem den Abend zuvor mit ihrem Liebsten auf dem Walle gemachten Spaziergang verlorengegangene Strumpfband suchte, ganz nahe an der Mauer eine Spalte bemerkt, aus welcher die Hand eines Menschen hervorragte, welche die Finger bewegte. Sie machte sofort Anzeige, und da sich nirgends ein Eingang zu diesem Behältniß, wo sich offenbar ein menschliches Wesen befand, zeigte, riß man die Erde auf und fand in einer Höhlung der Mauer einen bis an den Gürtel im Schlamm und Koth sitzenden, noch lebenden jungen Mann, der aber eine Allen unbekannte Sprache redete. Endlich hat sich ein Jude gefunden, der sie verstand; es war Türkisch und man erfuhr, der Mensch sei der Sohn eines Pascha's, im letzten Türkenkriege gefangen genommen und hier von Jemandem — den Namen und die Ursache wußte man nicht — mit Ketten belastet eingesperrt worden, um Hungers zu sterben. Wer ihn mehrere Jahre am Leben erhalten, berichtet die Sage nicht, wohl aber wird erzählt, die Stadt Magdeburg habe ihm an jener Stelle, wo später der Militärschmiedehof war, ein kostbares Zelt errichten lassen und dort habe er mehrere Jahre hindurch gewohnt, bis ihn sein Vater habe abholen lassen.[1])

298) Der heilige Norbert und die weiße Kutsche mit seinen Gebeinen.[2])

Der heilige Norbert, der 13te unter den Erzbischöfen von Magdeburg, war in seiner Jugend ein leichtsinniger Mensch. Geboren in der Nähe des Niederrheins, lebte er dort in Saus und Braus, bis ihn einst, als er gerade von einem Zechgelage kam, ein Donnerschlag vom Pferde stürzte; über eine Stunde lang lag er bewußtlos am Boden, da rief ihn eine Stimme aus der Wetterwolke und ermahnte ihn sich zu bessern; er wachte auf, aber zu einem bessern Leben, zog als Barfüßermönch im Jahre 1118 gen Rom und ward im Jahre 1127 vom Kaiser Lothar zum Erzbischof von Magdeburg erhoben. Hier führte er unter den verwilderten Geistlichen eine strenge Kirchenzucht ein, wäre aber beinahe von Meuchelmördern bei einem Volksauflaufe getödtet worden, allein nachdem er noch das Kloster unserer lieben Frauen mit Prämonstratensermönchen besetzt und das Kloster Gottes Gnaden bei Calbe gestiftet, zog er als Kanzler des Kaisers mit nach Rom und starb im Jahre 1133 den 6. Junius. Sein Leichnam ward in der Kirche unserer lieben Frauen in einem steinernen Sarge begraben und seine Gebeine galten stets für ein Palladium der Stadt, die man für unbezwingbar hielt, so lange sie dieselben in ihren Mauern bewahre. Allein die Stadt ließ sich im Jahre 1626 von dem Kaiser bewegen, ihm dieselben auszuliefern, und am 1. Mai 1627 hat der Abt zum Strahof bei Prag, Kaspar von Questenberg, dieselben

[1]) Ich weiß nicht, ob dies derselbe zehnjährige türkische Knabe war, der im März des Jahres 1688 in der St. Ulrichskirche zu Magdeburg getauft und von 23 Pathen zum Altar begleitet ward, wie Vulpius S. 306 weitläufig beschrieben hat.

[2]) Nach Relßieg Bd. I. S. 132 rc.

übernommen und auf einem von sechs weißen Pferden gezogenen weißen Wagen nach Prag geführt. Auch der Kutscher ist weiß gekleidet und das Geschirr der Pferde von schneeweißem Leder, sogar die Räder am Wagen weiß angestrichen gewesen. Ehe noch die Nachricht von dieser feierlichen Prozession, mit welcher Norbert's Gebeine in Prag eingezogen waren, nach Magdeburg gelangte, haben aber einige Bürger und Schaarwächter auch hier einen weißen Leichenzug, der vom Kloster unserer lieben Frauen über den alten Markt hinter der Münzstraße weg nach der Bank zu gefahren, bemerkt. Später hat sich dieser Zug und zwar jedesmal in der Walpurgisnacht noch öfters sehen lassen und allemal folgte dieser nächtlichen Erscheinung ein Krieg oder sonstige Calamität. Namentlich ist dies auch im Jahre 1631 geschehen, wo dann am 10. Mai die schreckliche Zerstörung der Stadt selbst erfolgte. Daher ist die weiße Kutsche stets zu Magdeburg als eine Unheilverkünderin angesehen worden. Das letzte Mal ist diese Erscheinung am 30. April des Jahres 1806 in der Mitternachtsstunde von zwei Bürgern in der Weise gesehen worden, daß ein weißer mit vier Pferden bespannter Kutschwagen, auf dessen hohem Bock ein weißgekleideter Kutscher saß, langsamen Schrittes von der Regierungsstraße bis zur Tischlerbrücke fuhr, sich dann rechts wandte und durch den Schwibbogen über einen Theil des alten Marktes fuhr, dort einige Minuten still hielt, gerade als ob er einen Reitertrupp an sich vorüber lassen wolle, hierauf quer über den Breitenweg nach der Münzstraße bog, an der Bank Halt machte und dann verschwand. Bekanntlich ist nachher im Herbste desselben Jahres die Schlacht bei Jena verloren und bald darauf Magdeburg von den Franzosen ohne Mühe erobert worden.

299) Das goldene Pflugeisen. [1])

Das zu Magdeburg noch gegenwärtig ein Schild mit dem goldenen Pflugeisen führende Haus am Breitenwege soll seinen denkwürdigen Namen folgender Begebenheit verdanken.

Am Palmsonntage des Jahres 1210 ist der neue Erzbischof Albert I., ein geborener Graf von Kirchberg, mit großem Gepränge in sein Bisthum eingezogen und an demselben Tage ist auch ein armer Handwerksgesell, der keinen Groschen in der Tasche trug, nach Magdeburg gekommen und hat in jenem Hause, das damals schon eine Schenke trug, eingesprochen. Er hat sich Essen und Trinken geben lassen, als es aber ans Bezahlen gehen sollte, da hat er nichts gehabt und eben hat er sollen mit Schimpf und Schande als Betrüger festgehalten werden, da hat sich die Wirthstochter seiner angenommen und ist auf sein Versprechen, daß er, wenn er zu Gelde kommen werde, seine Zeche noch nachträglich bezahlen wolle, eingegangen. Beim Abschied hat er ihr ein altes Pflugeisen, das er in einem Tuche eingewickelt bei sich trug, zum Pfande gegeben und gesagt, es sei das einzige Erbe, welches ihm von seinen Eltern geblieben sei. Nach einigen Jahren ist er auch wirklich zurückgekehrt, hat seine Schuld bezahlt und die Wirthstochter hat ihm das alte Pflugeisen aus der Rumpelkammer, in welche sie es hingeworfen, holen wollen. Als sie in die dunkle Kammer trat, ist es ihr auf einmal vorgekommen, als wenn das alte Eisen wunderbar glänze; sie hat es

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 175 2c.

vorgenommen und in die Wirthsstube gebracht, dort hat man zum Scherz an demselben herumgeputzt und gefunden, daß es bald blank ward und wie Gold glänze. Man hat Sachverständige herbeigerufen, diese haben es sofort für ächtes Gold erklärt, der glückliche Besitzer hat es natürlich verkauft, das Mädchen, die ihm seinen Schatz so lange treulich bewahrt, geheirathet und an der Stelle jenes Hauses ein neues gebaut, welches er das goldene Pflugeisen genannt hat.

300) Der Traum des Fischerknaben Benjamin Kahl.[1])

An der rechten Ecke des Durchgangs vom alten zum neuen Fischerufer zu Magdeburg steht ein Haus, in welchem zur Zeit der Erstürmung und Zerstörung Magdeburgs die Eltern eines damals ohngefähr 10jährigen Knaben, Sohnes des Fischers Kohl, wohnten. Am 10. Mai des Jahres 1631 lagen schon am frühen Morgen alle Schüler in den Schulen auf den Knieen und beteten mit ihren Lehrern, daß der liebe Herr Gott die Erstürmung der Stadt und den voraussichtlich darauf folgenden Untergang derselben in Gnaden abwenden wolle. Noch vor 8 Uhr aber verkündigte der Lärmschlag mit den Sturmglocken, daß der Feind im Einrücken begriffen und die Stadt übergeben sei. Der eisgrane Lehrer, deß Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ist, entließ die Kinder auf Nimmerwiedersehen und die armen Kinder eilten nun sämmtlich die Bücher unter dem Arm nach Hause zu den Ihrigen. Die Straßen aber waren von fliehenden Einwohnern und fremdem Kriegsvolk so voll gestopft, daß obgedachter Kohl unmöglich durchkonnte, er flüchtete sich also aus dem Getümmel und Gemetzel in kleine entlegene Gassen, und kam endlich auch in ein Brauhaus, wo er aber auch nicht blieb, sondern sich in den Hof flüchtete und sich dort in ein großes Braufaß verkriechen wollte, aber in demselben bereits einen Insassen fand, eine schöne Jungfrau, die ihn flehentlich bat, ihr doch um Gotteswillen männliche Kleidungsstücke zu bringen, sie wolle ihn reich dafür belohnen. Er entfernte sich auch, gerieth unter die Kroaten und ward von diesen genöthigt, ihnen einen schweren Korb mit erbeuteten Kostbarkeiten bis in ihr Quartier, das neben dem Hause seiner Eltern befindlich war, zu tragen. Von hier aus gelang es ihm auch, in letzteres zu gelangen, er fand aber Niemanden mehr darin und überhaupt Alles verwüstet und zerwühlt, allein er entdeckte auch einige alte als werthlos zurückgelassene Mannskleider, die er eilig aufraffte und damit dem Brauhofe zueilte. Mittlerweile war aber derselbe mit den andern Nachbarhäusern in Brand gerathen und er hoffte schon nicht mehr auf das Wiederfinden der Jungfrau, als er sich vom Hofe aus rufen hörte und sah, wie das Mädchen aus einem alten Fasse herauskroch. Er händigte ihr nun die erbetenen Kleidungsstücke ein, das Mädchen legte sie an und bat ihn, er möge sie für seinen Bruder ausgeben. Sie verließen nun zusammen die Brandstätte und flüchteten für die Nacht in das wüste Haus seiner Eltern, eins der wenigen (139) Häuser, die überhaupt an jenem Schreckenstage nicht in Flammen aufgegangen waren. Am andern Morgen fielen aber Beide abermals den Kroaten in die Hände, welche sie zu den niedrigsten Diensten gebrauchten, jedoch am Leben ließen und am Abend mit ins Lager nahmen. Dort blieben sie einige Tage, wo

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 196 ꝛc. cf. Vulpius S. 122.

es ihnen dann auf ihr Bitten glückte, nach Wanzleben zu entkommen, an welchem Orte ein Vetter des Knaben Schlosser war. Bei diesem angekommen, entdeckte die Jungfrau der Schlossersfrau ihr Geschlecht und ihre Herkunft und blieb auch in diesem Hause in der männlichen Kleidung eines Schlosserlehrlings, bis endlich ein vornehmer Cavalier, ein schwedischer Offizier, der wie sich später ergab, der Bruder des Mädchens war, sich hier einstellte und nach gehaltener heimlicher Unterredung dieselbe, welche mittlerweile wieder weibliche Tracht angelegt hatte, mit sich in einem Wagen fortführte, den Fischerknaben aber, ihren Retter, als ihren Diener mitnahm. So kamen sie bis Wolmirstädt, wo sie einige Tage blieben, aber plötzlich wieder schnell aufbrechen mußten, weil die von Gustav Adolph bei Werben geschlagenen Kaiserlichen sich der Stadt näherten. Allein es half ihnen nichts, kaiserliche Reiter überfielen sie auf der Flucht, plünderten sie aus und nahmen sie sämmtlich gefangen, wiewohl es bald darauf dem Knaben gelang, in der Finsterniß zu entschlüpfen. Es gelang demselben auch, auf Umwegen die Stadt Wanzleben wieder zu erreichen und unversehrt zu seinen Verwandten zu gelangen.

Eine Woche ohngefähr mochte vergangen sein, da träumte dem Knaben: ein Engel im weißen Kleide mit Goldflügeln stehe an seinem Lager und rufe ihn. Als er nach diesem sehr lebhaften Traume erwachte, sah er sein kleines Schlafzimmer hell erleuchtet. Die Stubenthür stand weit offen und von der ziemlich geräumigen Hausflur, von woher das Licht helle in sein Zimmer drang, tönte der Gesang des Chorals: „Jesus meine Zuversicht" herein. Dem Knaben war genau bekannt, daß im Hause Niemand gestorben sei, den man etwa beerdigen könne; daher glaubte er noch immer zu träumen, bis er aus dem Bette aufstand, sich der Thür näherte und neugierig hinausblickte. Aber wie erschrack er, als er mitten im Hausflur die schwarze Bahre, darauf der Sarg mit einer schön geschmückten Leiche und rund herum schwarzgekleidete Männer und Frauen, und darunter einen Priester sah, welcher die aufgeschlagene Bibel in der Hand hielt. Die Leiche, die umstehenden Männer und Frauen kamen ihm alle bekannt vor, nur das Gesicht des Priesters war ihm fremd. In der Leiche erkannte er schon die Jungfrau, welche er aus dem Brauhofe gerettet hatte. Bleich und mit geschlossenen Augen lag sie im offenen Sarge, die blonden Flechten ihres schönen Haares reichten an beiden Seiten der Wangen bis auf den Busen herab, in den über dem Schooße gefalteten Händen hielt sie einen halbzerrissenen Myrthenkranz mit Rosen durchwebt, aber o Wunder! aus dem Kranze keimten Wurzeln empor, welche in einen vollkommenen, mit grünen Zweigen und Blättern versehenen Baum ausliefen, der wie ein Christbaum anzusehen und mit bunten Lichtern geschmückt war. Er trug aber statt des Zuckerwerkes und der vergoldeten Aepfel und Nüsse, die man gewöhnlich an einem solchen Baume zu erblicken pflegt, lauter Waffen und kriegerische Geräthe, als Trommeln, Pfeifen, Pauken, Schwerter, Lanzen, Musketen, oben aber an der Spitze zwei schwarz und weiße Fahnen. Die umstehenden Trauerleute waren aber sein Vater, seine Mutter, sein Bruder, sein Lehrer und andere Bekannte aus seiner Vaterstadt, lauter Personen, die schon lange hinübergegangen waren ins Himmelreich. Als der leise Gesang derselben vorüber war und die Frauen und Männer ihre Gesangbücher zusammenklappten, da trat der Priester einen

Schritt näher an den Sarg und schien sprechen zu wollen, als zwischen die ganze Gesellschaft der Engel im weißen Kleide mit den glänzenden Goldflügeln schritt, den er kurz vorher im Traume gesehen hatte. Die goldenen Flügel des Engels verbreiteten aber einen so überaus hellen Glanz, daß der Knabe auch das kleinste Stäubchen hätte erkennen können, und siehe, er sah, daß die Züge des Engels dieselben waren, wie die des jungen Cavaliers, der die Jungfrau von Wanzleben abgeholt hatte. Noch ehe aber der Priester zum Sprechen kam, trat der Engel zwischen ihn und die Leiche, legte den rechten Zeigefinger auf die Stirn des Mädchens und sagte: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft!" Augenblicklich richtete sich die Jungfrau im Sarge auf, stieg rüstig von der hohen Bahre herab und schritt an der Hand des Engels aus dem Kreise der Umstehenden. Da erloschen die Lichter, die Männer und Frauen entfernten sich und der ganze Zauber war verschwunden, so daß Benjamin der Fischerknabe, noch immer in der Thür seines Schlafgemachs stehend, nur die dumpf wiederhallenden Schritte vernahm. Ein eiskalter Schauer durchbebte den erschrockenen Knaben, er legte sich wieder in sein Bett und erzählte am Morgen, als er aufgestanden war, das wunderbare Gesicht seiner Muhme, der Ehefrau des Schlossers, die jedoch die Vermuthung aufstellte, er möge wohl Alles geträumt haben. Als er später mit seinem Vetter nach Magdeburg kam, fand er bei vielen seiner Bekannten ein Bild vor, welches den Sarg mit der Leiche der Jungfrau gerade so darstellte, wie ihm Alles zu Wanzleben im Traume vorgekommen war. Auch hörte er, daß am 20. Juli ein Mönch zu Kloster Berge dem zerstörten Magdeburg eine Leichenpredigt gehalten und darin angeführt habe, es sei die Jungfrau Magdeburg aus diesem irdischen Jammerthal abgerufen und mit Feuer, Trommeln und Pfeifen gut soldatisch begraben worden. Diese Predigt war auch in der That zur angegebenen Zeit und an dem genannten Orte von einem Mönch gehalten worden, allein es erschien bald darauf eine zweite Schrift unter dem Titel: Magdeburgum redivivum oder das wiederauflebende Magdeburg, welche die Predigt des Mönchs widerlegte, und das vorgedachte Bild zum Titelkupfer hatte.[1]) Im nächsten Jahre ist der junge Cavalier wieder nach Magdeburg gekommen, hat den Knaben reichlich beschenkt, und die Jungfrau selbst hat sich an den schwedischen Rath Christoph Schulze, der sich damals unter den schwedischen Commissarien zu Magdeburg befand, verheirathet. Jener Traum ist aber herrlich in Erfüllung gegangen, die Stadt Magdeburg ist schöner und glänzender aus ihren Trümmern erstanden und grünt und blüht unter dem schwarz-weißen Panier.

301) Die eisernen Köpfe an der St. Jacobskirche zu Magdeburg.[2])

Die St. Jacobskirche lag im 12. Jahrhundert noch nicht innerhalb der Stadt, und in der Gegend des jetzigen Jacobs-Kirchhofes befanden sich das Hochgericht und der Rabenstein. In dem südlichen Thurme jener Kirche sind aber noch heute zwei eingemauerte eiserne Köpfe zu sehen, welche folgende Begebenheit auf die Nachwelt bringen sollten.

---

[1]) Befindet sich auch bei Relßieg a. a. O.
[2]) Nach Relßieg Bd. I. S. 229 rc.

Im Jahre 1146 sind zwei Magdeburger Handwerker, ein Grobschmied und ein Kesselflicker, eines Nachts bei großer Theuerung in die Scheune eines Bauern im Dorfe Biedewitz eingedrungen, um daselbst Getreide zu stehlen; in derselben Nacht hat aber ein Bösewicht daselbst Feuer angelegt, und jene beiden Männer sind ergriffen und für die Brandstifter gehalten worden. Trotz ihres Leugnens sind sie aber zur Folter verurtheilt und als sie hier durch Martern zu einem unwahren Geständniß veranlaßt worden waren, zum Tode durch den Strang, sowie zur Vernichtung ihrer Leiber auf dem Scheiterhaufen verurtheilt worden. Der Eine von ihnen hat aber die Kunst gekannt, durch leichtes Bestreichen mit einer Flüssigkeit jeden Gegenstand so hart und fest, ja eben so unzerstörbar wie Eisen zu machen. Diese haben sie sich auch zu verschaffen gewußt, haben damit ihre Köpfe bestrichen, und als der Erste schon den Strick um den Hals hatte, hat er mit lauter Stimme zu dem zahlreichen Volke also gesprochen: „Hört an, meine Mitbürger, wir sind beide rein von der Schuld der uns aufgebürdeten Brandstiftung! So gewiß unsere Köpfe wie eiserne Kugeln im Feuer glühen, aber dennoch unzerstört bleiben und der Flammen spotten werden, so gewiß sind wir unschuldig!

Wie gedacht so geschehen; als die Leiber der Gehenkten auf den dazu bestimmten Holzstoß gelegt worden waren, verbrannten wohl die Körper und die Holzstücke, allein aus der glühenden Asche leuchteten wie glühende Kugeln die unzerstörten Köpfe der beiden Hingerichteten hervor, und als am andern Morgen der Scharfrichter mit eisernen Haken die schwarzgraue Asche durchwühlte, da rollten beide Köpfe, zwar eisenfarbig, aber unversehrt mit Nase, Mund und Ohren, mit vollen Wangen und Haaren hervor und die gewaltigen Schläge des Henkers vermochten sie nicht zu zertrümmern. Sie waren zu Eisen geworden und damit die Unschuld der Missethäter erwiesen. Zum Andenken an dieses Gottesurtheil sind sie sodann in den Thurm der nahen St. Jacobskirche eingemauert worden.

302) Die Kindesmumie im Dom zu Magdeburg.[1]

In einem Verschlage der Domkirche zu Magdeburg und zwar in einem roth ausgelegten, mit aromatischen Kräutern ausgefüllten Sarge wird noch heute der unverweste Leichnam eines zarten Kindes weiblichen Geschlechts verwahrt. Das Todtenhemdchen desselben ist von feiner Leinewand und das Kleidchen von weißer Seide mit rothseidenen Schleifen und Quasten. Das ebenfalls seidene Mützchen ist mit Gold und feinen Spitzen besetzt. Nach der Sage wäre das Kind eine Prinzessin, Tochter des polnischen Herzogs Prebislav und seiner Gemahlin Luidgard von Mecklenburg. Letztere war von ihrem Gatten durch Meuchelmord aus der Welt zu schaffen versucht worden, weil sie ihm keine Kinder gebar; allein es war ihr gelungen nach Magdeburg zu entfliehen, wo sie wunderbarer Weise eine Tochter gebar; allein ehe man noch ihrem Gatten Nachricht von ihrem Leben und der Geburt einer Prinzessin geben konnte, starben beide um das Jahr 1280 daselbst an der Pest.

---

[1] Nach Relßieg Bd. I. S. 367 ꝛc.

303) Das Blutgericht und der blutige Stein im Dom zu Magdeburg. [1])

Vor beinahe 1000 Jahren lebte zu Magdeburg ein Erzbischof, Namens Udo, der nicht nur der Wollust im höchsten Grade ergeben war, sondern auch sehr wenig Glauben und Frömmigkeit besaß. Derselbe unterhielt ein sträfliches Verhältniß mit der schönen Aebtissin von Lilienthal und besuchte dieselbe zum Oestern in ihrem Kloster. Da begab es sich, daß in der dritten Nacht, wo er bei ihr war, um Mitternacht eine Stimme rief: (Cessa nunc de ludo, ludisti satis, Udo!) Udo, höre auf zu kosen, Du hast genug gekost! Zwar erschracken die beiden Sünder, allein sie sammelten sich bald wieder und führten dasselbe Leben fort. Dieselbe Stimme ließ sich aber auch in den nächsten beiden Nächten vernehmen, jedoch abermals ohne Erfolg. Als nun am vierten Tage die Stimme sich nicht wieder hören ließ, glaubten die Gottlosen gewonnen zu haben, der Erzbischof beschloß noch längere Zeit bei der Aebtissin zu verweilen, schützte dem Domcapitel gegenüber eine nothwendige Reise, die drei Monate dauern würde, vor, statt aber zu verreisen, blieb er im Kloster bei seiner Buhlerin. Nun lebte aber damals unter den Domherren zu Magdeburg ein sehr frommer Mann, der nicht blos am Tage den Werken christlicher Gottesfurcht getreulich oblag, sondern auch noch des Nachts in den Dom zu gehen pflegte, um dort zu beten. Als er nun während dieser Zeit auch eines Nachts dahin um Mitternacht gegangen war, da löschte auf einmal ein plötzlich sich erhebender Sturmwind alle Lampen aus und er sah, daß plötzlich der ganze Dom in einem milden Lichte strahlte. Aus dem Hintergrunde traten zwei Jünglinge, zwei Kerzen in der Hand, die sie auf den Hochaltar stellten, hervor, zwei andere setzten zwei Sessel vor denselben auf einen Teppich, ein dritter aber, ein blitzendes Schwert in den Händen, stellte sich mitten in den Dom und rief alle dort begrabenen Bischöfe, Ritter und Frauen mit lauter Stimme auf, sie sollten erwachen, Gott wolle ein Gericht halten. Und siehe, eine Unzahl Schatten erhoben sich aus den Gräbern und stellten sich stillschweigend in langen Reihen um den Chor. Darauf erschienen, während der Dom zuletzt wie von einer Sonne erleuchtet ward, die zwölf Apostel, Christus mit der goldenen Krone geschmückt und das Scepter in der Rechten an ihrer Spitze. Letzterer setzte sich auf einen der Sessel und die Apostel stellten sich zu seiner Linken, dann aber erschien die Jungfrau Maria, gefolgt von einer Schaar heiliger Jungfrauen und nahm den andern Sessel neben ihm ein. Da trat der heil. Mauritius, der Schutzpatron des Doms, vor und klagte den Erzbischof Udo an, daß er durch seine Laster sein Amt entheilige, alle Buße verschmähe und in diesem Augenblick noch bei seiner Buhlerin, einer Gottgeweihten weile. Da befahl Christus zweien der Auferstandenen, den Sünder zur Stelle zu bringen. Nach wenig Minuten erschien er auch leichenblaß und zitternd an allen Gliedern vor Christus. Allein statt um Gnade zu flehen, sprach er frech: „Was hab' ich gethan, o Herr, daß ich vor deinem Richterstuhl erscheinen soll?" Und als Mauritius vortrat und ihm sein Verbrechen vorhielt, behauptete er, es sei Verleumdung; er habe nicht in den Armen der Abtissin geruht, sondern am

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 356 ꝛc. Poetisch bearbeitet von Ziehnert Bd. I. S. 249 ꝛc. Weitläufig bei Oldenbach, Preußische Sagen. Berlin 1840 in 12. S. 503 ꝛc.

Altar seiner Zelle gebetet. Da fragte Christus: „Was hast Du gebetet, Udo?" Allein der Bösewicht konnte sich auf den Anfang und Namen keines Gebetes besinnen, und der Herr sprach: „Siehe, Du bist gerichtet, Du verlangtest Zeugen, jetzt zeugst Du wider Dich selbst!" Darauf rief er dreimal Wehe über Udo, winkte mit dem Scepter, und zwei der Auferstandenen führten ihn an das Ende des Doms, der Jüngling aber mit dem Schwerte trat vor und schlug ihm mit dem Schwerte das Haupt ab. Kaum war dies geschehen, so verschwand die ganze Versammlung, die Lampen brannten wieder und der Domherr sah sich allein, nur die Leiche des Hingerichteten bewies, daß das Gericht kein Traum gewesen war. Er blieb bis an den Morgen in der Kirche, dann rief er das Kapitel zusammen und theilte ihm das Geschehene mit. Der Stein aber, auf dem Udo gerichtet worden war, hat sich noch lange im Dome erhalten. Blutrothe Streifen bezeichnen seine Oberfläche, aus der, wenn man sie rieb, selbst flüssiges Blut herausgequollen sein soll.

304) Der Bund mit dem Teufel.[1])

Im Jahre 1666 hat ein Buchdruckergeselle aus Goslar zu Prag mit dem Satan einen Bund gemacht, hernach allerlei Schande, Sünden und Laster begangen, auch zu Glatz in Schlesien einen Kameraden im Duell erstochen. Derselbe ist dann unter die Magdeburger Miliz gegangen, wo er im Jahre 1672 auf das Zureden der Geistlichen Christ. Scriver und Christ. Koch zweimal das Abendmahl genossen hat, und hat endlich zu Wittenberg im Jahre 1675 dem Pfarrer zu Altenhausen selbst seine Schandthaten berichtet.

305) Das Bild im Dome zu Magdeburg.[2])

Im Dome zu Magdeburg befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem eine Frau in einem Costüm aus dem Ende des 14. Jahrhunderts dargestellt ist, zu deren Füßen drei kleine Kinder sich befinden. Es stellt dasselbe Frau Mathilde von Heideck dar, die Gemahlin eines reichen Magdeburger Patriciers, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts von seinen Eltern außer andern Besitzungen in der Nähe der Stadt ein prächtiges Haus, die sogenannte Heideckerei am Breitenwege zu Magdeburg, dem alten Markte gegenüber, geerbt hatte. Sie selbst stammte von der Burg Rogätz, an der Elbe bei Magdeburg gelegen, ab und es wird von ihr folgende sonderbare Sage erzählt.

Als sie nämlich ihres ersten Töchterleins genesen war, ward sie sehr krank und von Stunde zu Stunde schlechter, so daß sie nach wenigen Tagen ihren Geist aufgegeben zu haben schien. Sie ward also öffentlich ausgestellt und dann nach der Sitte jener Zeit eingesargt und in die Familiengruft der Heideck's im Dome beigesetzt. Nun hatte aber der Todtengräber bei der Leichenparade bemerkt, daß die Leiche mit einer großen Menge Edelsteine und Schmucksachen geziert gewesen war. Er beschloß also, sich in der folgenden Nacht dieser Gegenstände, welche der Todten doch so schon von keinem Nutzen seien, zu bemächtigen. Wie gedacht so geschehen, am andern Abend kam er von einem Kameraden begleitet, um den Kirchenraub zu begehen. Beide

[1]) Nach Chr. Scriverius, Das verlorene und wiedergefundene Schäflein. J. Chr. Heine, theatrum providentiae div. II. 10. p. 54 Vulpius S. 302.
[2]) Nach Relßieg Bd. I. S. 246 ꝛc.

hoben den Sargdeckel ab und beraubten die Leiche ihrer Ohrringe und Halsketten; als sie ihr aber einen kostbaren Ring vom kleinen Finger abziehen wollten, fanden sie denselben so fest sitzen, daß sie sich nicht besannen, vermittelst ihres Taschenmessers den Ring sammt dem Finger von der Hand zu lösen. Allein wie ward ihnen, als die Leiche sich auf einmal im Sarge erhob und um Hilfe rief. Die Heidedeckerin war nämlich nicht wirklich todt gewesen, sondern hatte nur im Starrkrampf gelegen und war durch die erlittenen heftigen Erschütterungen wieder belebt worden. Die erschrockenen Diebe flohen aus der Gruft, ließen aber in der Eile ihre Laterne stehen und Grabgewölbe und Kirchenthüre offen. Die arme Frau raffte sich nun mit Aufbietung aller Kräfte aus ihrem furchtbaren Lager auf und gelangte mit großer Anstrengung — denn sie war noch sehr schwach — bis auf die Straße, von wo sie denn sich mühsam bis zu ihrer Wohnung zurückfand und ihren Gemahl durch ihre unverhoffte Rückkehr aus dem Grabe ebenso erschreckte als erfreute. Sie soll dann noch vierzig Jahre mit ihm gelebt haben und er hat nach ihrem nunmehro erfolgten wirklichen Tode ihr ein kostbares Grabmal in der Nähe jenes Todtengewölbes setzen lassen, welches das jüngste Gericht darstellt. Nicht weit davon befindet sich auch das erwähnte Bild.[1])

Es giebt übrigens noch ein anderes altes Bild in Magdeburg, auf dem ein Pferd dargestellt ist, welches ein Stock hoch aus einem Hause zum Fenster herausguckt. Dasselbe scheint sich auf dieselbe Sage zu beziehen. Denn man erzählt, es habe einst ein Magdeburger Bürger seine Frau durch schnellen Tod verloren. Als sie nun begraben worden war und der Gatte und die Leidtragenden, wie es damals Sitte war, beim Leichenmahl saßen, kam auf einmal ein Diener in das im ersten Stock des Hauses befindliche Speisezimmer gestürzt und rief voll Schrecken: „Gnädiger Herr, unten an der Hausthür steht Euere selige Gattin im Leichengewande." Jener aber, der wohl kein sehr betrübter Wittwer gewesen sein mochte, rief: „Geh, einfältiger Tropf, und laß die Todten in Ruh! So wenig als hier je mein Pferd durch's Fenster guckt, kehrt meine Frau aus ihrem Grabe zurück!" Er hatte aber kaum diese Worte ausgesprochen, da hörten Alle mit Entsetzen, wie ein Pferd mit schwerem Huftritt die Treppe heraufkam, in das offene Gemach kam und wiehernd nach dem Fenster zuschritt, von wo aus es in die Straße hinabschaute. Und wenige Minuten nachher folgte dem Roß auch die Todtgeglaubte. Sie war ebenfalls nur scheintodt gewesen und aus ihrem Sarge durch Diebe erlöst worden, welche ihr ihre kostbaren Kleider und Kleinodien, die man ihr mit in den Sarg gegeben hatte, hatten entreißen wollen und durch die Gewaltmittel, die sie dazu angewendet, den Starrkrampf gebrochen und die Lebendig-Todte so dem Leben wiedergegeben hatten.[2])

306) Der Ring der Familie von Veltheim.[3])

Im 12. Jahrhundert in den Jahren 1119—1125 ist ein gewisser Rötger von Veltheim Erzbischof von Magdeburg und der erste der Magde-

[1]) Bei Relßieg a. a. O.
[2]) Diese Sage ist poetisch behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 113 &c.
[3]) Nach Reinhard, Beiträge, Bd. II. S. 156 &c.

burgischen Bischöfe gewesen, der sich in seinem Titel von Gottes Gnaden schrieb. Er soll des gleichnamigen Rütger von Veltheim und eines Fräulein von Lengsfeld Sohn gewesen sein. Derselbe dürfte der erste Besitzer des berühmten, noch heute in der Veltheim'schen Familie als eine Art Talisman bewahrten Ringes, mit dessen Erhaltung in der Familie gleichsam das Gedeihen derselben bedingt sei, gewesen sein. Es ist ein für einen sehr großen Finger gemachter Ring aus gutem Ducatengolde und stellt zwei Obertheile von Drachen vor, welche den Kasten, worin ein Diamant, ein achteckiger Spitzstein, dessen Seiten allein geschliffen sind und 2 15/32 Karat wiegt, gefaßt ist und halb außer- halb innerhalb dessen steht, in ihren Rachen halten. An beiden Hauptseiten des Kastens stehen schwärzliche, sechsblättrige Rosen, welche von Stahl gemacht zu sein scheinen und in deren Mitte kleine Rubinen eingefaßt sind. Die beiden Nebenseiten sind mit kleinen Rubinen besetzt und die in den Drachenköpfen befindlichen vier Augen ebenfalls mit dergleichen Edelsteinen bemerkt. Der Kasten selbst ist viereckig und, wie gedacht, mit schwärzlichen Rosen und kleinen Rubinen geziert. Die äußere Fläche des Ringes ist nicht, wie sonst gewöhnlich, abgerundet, sondern die Schärfen und Kanten sind breit, so daß drei Flächen im Zirkel herumgehen, jedoch wird der Zirkel durch den Kasten mit dem Steine unterbrochen. Sowohl auf diesen drei äußern Flächen, als auch auf der innern sind einige Charaktere gestochen oder eingegraben, welche zum Theil aus unbekannten, zum Theil aus solchen Buchstaben bestehen, die den großen Lettern des griechischen und lateinischen Alphabets ähnlich sind. Man hat sich viele Mühe gegeben dieselben zu entziffern, allein bis jetzt ist es noch Niemand gelungen. Sie lauten nämlich: Gug Gug Baltebani, Alpha et Omega. Ezer ave Ejer. Ave Eagam. Man hat nun das Alter des Ringes verschieden bestimmt und ihn bald ins 12., bald in 15. Jahrhundert gesetzt. Da nun jener Erzbischof angeblich so glücklich gewesen ist, den Körper des heiligen Märtyrers Secundus, Anführers der Thebanischen Legion aufzufinden und er diese kostbare Reliquie sehr hoch und heilig hielt, so hat man behaupten wollen, er habe sich aus Freuden über den Fund des Beati Thebani oder des Cucubal Toebani (welche Namen sich aus den Anfangsworten der Ringschrift mit geringer Veränderung oder Versetzung der Züge leicht herausbringen lassen) einen Gedenkring machen lassen und in der Inschrift sein Gebet zu dem neu entdeckten Heiligen gerichtet. Wie dem nun aber auch sein mag, sicher ist es, daß die Familie der von Veltheim den Ring als einen Geschlechtsring heilig aufbewahrt.

Nach einer andern Sage soll in alten Zeiten ein unbekannter Reisender zu einer Wittwe von Veltheim, welche zu Herbke wohnte, gekommen, von derselben wohl aufgenommen und bei der ihm daselbst zugestoßenen Krankheit liebreich verpflegt worden sein. Dieser Fremde habe daher vor seinem Absterben seiner gütigen Pflegerin zur Bezeugung seiner Dankbarkeit diesen Ring hinterlassen, mit der Versicherung, daß so lange derselbe bei der Veltheim'schen Familie verbleiben und mit aller möglichen Sorgfalt werde aufgehoben werden, auch das ganze Veltheim'sche Geschlecht in unverrücktem Flor und Wohlergehen sich erhalten werde.

In Herbke befindet sich nun heute noch das Originalporträt eines gewissen Burchard von Veltheim (geb. 1579, gest. 1625), auf welchem derselbe

am Mittelfinger der rechten Hand denselben trägt. Nach der Tradition nun haben sich dessen zwei Söhne, Josias und Gottschalk, bei der Theilung der väterlichen Güter jener das Gut Osterau, dieser hingegen das Gut Herbke gewählt, aber sich über den Besitz des Ringes, auf welchem eine besondere Segenskraft ruhen sollte, nicht vereinigen können und schließlich sich dahin verglichen, daß Josias den in einen neuen goldenen Ring gefaßten Stein des rechten Geschlechtspalladiums, Gottschalk hingegen, welcher der Urheber des Streites und der dadurch herbeigeführten Trennung des Ringes war, den Kasten desselben an sich nehmen und aufbewahren solle.

Den Gottschalk von Veltheim und seine Nachkommen betraf nun mancherlei Unglück und Widerwärtigkeit. Mit Hempko von Veltheim, Gottschalks Sohn, starb 1681 die männliche Linie des Hauses aus, nachdem dessen Geschwister, eine Schwester ausgenommen, schon vorher aus der Welt gegangen waren. Das Gut Herbke fiel aber an Josias von Veltheim zurück. Helena, Gottschalks einzige Tochter, war Besitzerin des Kästchens von dem Ringe. Sie wurde 1684 an den Brandenburgischen Obersten Christian oder Christoph Friedrich von Pfuhl auf Gielsdorf vermählt, welcher aber bald nachher bei der Belagerung der Stadt Kaiserswerth durch eine Bombe das Leben einbüßte; seine Wittwe brach 1713 ein Bein und starb 1727. Alle diese und mehrere andere Unglücksfälle wurden der Trennung des fatalen Ringes zugeschrieben.

Josias, welcher daran unschuldig war, erlebte zwar mehr Glück, aber auch verschiedene Unglücksfälle. Sein Sohn Otto Ludwig litt viel von Krankheiten, verlor die meisten seiner Kinder und war beständig in beschwerliche Prozesse verwickelt. Seine Gemahlin, Armgard Amalie geborene von Bartensleben, eine vortreffliche Dame, machte vertraute Freundschaft mit der obgedachten Oberstin von Pfuhl und beide Frauen erinnerten sich bei ihren Zusammenkünften sehr oft des dem Geschlechte zugestoßenen mannigfachen Unglücks, wovon sie natürlich die Ursache der Trennung dieses Ringes zuschrieben. Hierdurch ward endlich die Frau von Pfuhl bewogen, der Frau von Veltheim den Kasten zu schenken und sie zu bitten, dafür zu sorgen, daß von nun an Ring und Stein nie wieder getrennt werden möchten. Dies ist auch geschehen, in ihrem Testamente vom 18. November 1738 verordnete besagte Armgard Amalie, daß dieser Ring beständig bei dem Veltheim'schen Geschlechte und zwar insonderheit auf dem Gute Herbke verwahrt bleiben sollte, und unseres Wissens ist dieser Verordnung bis heute getreulich nachgekommen worden.

307) Das freundliche Gesicht zu Magdeburg.[1]

Am westlichen Ende der großen Münzstraße, der Königlichen Bank gegenüber, steht ein ansehnliches Haus, über dessen Thüre man noch heutigen Tages einen menschlichen Kopf mit der Unterschrift: Das freundliche Gesicht, sieht. Die Sage giebt von der Entstehung dieses Bildes folgende Ursache an. Es soll vor langen Jahren zu Magdeburg ein reicher Kaufmann gelebt haben, der eine Frau besaß, die auf einmal beständig Unzufriedenheit und

[1] Nach Relßieg Bd. I. S. 455 ꝛc.

Mißmuth äußerte, ohne daß ihr Mann die Ursache desselben erfahren konnte. Er hat sich demzufolge viele Mühe gegeben, seine Frau auf bessere Laune zu bringen, allein umsonst. Endlich hat er sich an eine Kartenschlägerin gewendet und von dieser erfahren, daß ein schönes Haus mit kostbaren Möbeln und Geräth der Gegenstand der Wünsche seiner Frau sei. Da ist ihm auch sehr bald ein Licht aufgegangen und er hat gewußt, daß seine Frau sich das ebenso schön gebaute als kostbar eingerichtete Haus eines andern Kaufmanns, der ihm gerade gegenüber wohnte, wünsche. Er hat also nichts eiliger zu thun gehabt, als bei demselben anzufragen, ob er es ihm nicht vielleicht verkaufen wolle. Allein umsonst, es war ihm nicht feil. Hierauf hat er seiner Gattin angeboten, das Haus, welches sie selbst bewohnten, wegreißen und von einem geschickten Baumeister ein neues aufführen zu lassen, welches dem gegenüberliegenden genau ähnlich, oder auch noch schöner ausfallen sollte. Allein dieser Vorschlag hat ihren Beifall auch nicht gefunden, weil sie einwandte, dazu gehörte viel Zeit und sie wolle eben jenes und kein anderes haben. Also hat er schon alle Hoffnung aufgegeben, ihre Wünsche zu erfüllen, da ist auf einmal der Nachbar selbst gekommen, als gerade die besagte Frau vor Aerger, daß sie das Haus nicht bekommen konnte, krank im Bette lag, und hat ihnen angeboten, er wolle ihnen freiwillig das Haus für einen weit geringern Preis, als es werth sei, abtreten, wenn sie sich entschließen wollten, ein kleines Männchen, welches er an der Hand mitgebracht hatte, im Hause als Hausgenossen zu behalten, ohne ihn je zu fragen: wer er sei und was er treibe? Beide gingen auf die Bedingung ein, der Handel ward abgeschlossen und der Sage nach soll jener unbekannte fremde Gesell noch über ein Jahrhundert lang bei dieser Familie und ihren Kindern und Enkeln im Hause gewohnt haben. Der erfreute Kaufmann ließ aber zum Andenken an dem Hause den obgedachten Kopf anbringen, welcher anzeigen sollte, daß mit dem Ankauf des Hauses auch das freundliche Gesicht wieder in demselben eingezogen sei.

308) Die Elbjungfer bei Magdeburg.[1])

Vor einem halben Tausend Jahren erschien zu Magdeburg an den Markttagen immer ein Mädchen, so wunderhold und lieblich, daß Jeder gleich sah, sie sei nicht im Lande geboren, denn ihres Gleichen gab es nicht auf zehn Meilen in der Runde, und es wußte auch Niemand weder ihren Namen noch Stand, noch ihr Geschlecht anzugeben. Sie war von hohem Wuchse, größer als die andern Frauen alle, aber doch auch wieder nicht zu groß. Ihre Haare waren von goldgelber Farbe und seidenweich, reichten aber, wenn sie sie aufgebunden trug, hinab bis zu den Knöcheln. Ihre Augen aber leuchteten so hell wie ein köstlicher Diamant. Sie trug gewöhnlich ein blausammtnes Kleid, ganz von der Farbe der blauen Elbfluth, und über die Hüften war um das reiche Gewand eine goldene Nestelschnure geschürzt, welche die Fülle der prächtigen Falten zusammenhielt. Ihr Busen aber war von einem schilfgrünen Mieder umschlossen, auf allen Nähten mit Perlen besetzt, vorn aber auf der Brust mit einem Demantstein, der so klar

[1]) Nach Oldenbach a. a. O. S. 244 ꝛc. und Ziehnert Bd. II. S. 35 ꝛc.

und durchsichtig war, daß ihn Viele nicht für einen Edelstein, sondern blos für einen Wassertropfen hielten, in welchem sich der Glanz der Sonne wiederspiegelte. Dergleichen Diamanten oder richtiger gesagt perlende Wassertropfen schmückten auch den Saum ihres Kleides, welches übrigens immer drei Zoll breit unten naß erschien. Dieses Mädchen kam nun aber stets allein auf den Markt mit einem Körbchen am Arm, kaufte Obst, Brot und Fleisch und ging dann wieder zum Stadtthor hinaus, ohne daß man wußte, woher sie kam noch wohin sie ging. Es konnte nun nicht fehlen, daß die jungen Bursche der Stadt Magdeburg, Vornehm und Gering, gar großen Antheil an dieser holden Erscheinung nahmen, allein keinem gelang es, von ihr etwas heraus zu bringen. Endlich wagte es doch einer von ihnen, als sie abermals mit gefülltem Korbe vom Markte wegging, ihr durch das Stadtthor zu folgen und sie anzureden. Sie hielt ihm auch Stand, allein auf seine Frage, wer sie sei und ob er sie begleiten könne, gab sie ihm eine verneinende Antwort, bat ihn auch, er möge nicht mehr in sie dringen und sie ihres Weges ziehen lassen. Da sich der Jüngling aber nicht abweisen ließ und ihr viel von seiner heißen Liebe vorredete, so sagte sie, sie sei eine Nixe und wohne tief unten auf dem Grunde des Elbstromes bei ihrem Vater und ihrem Bruder, für die sie auf dem Markte einkaufen müsse. Dadurch ließ sich aber der Jüngling nicht abhalten noch mehr in sie zu dringen und sie zu bitten, ihm ihre Liebe zu schenken, versprach ihr auch, wenn sie ihn zu ihrem Gatten annehmen wolle, wolle er hinabsteigen von der schönen Erde zu ihr unter die Wellen und dort bei ihr bleiben. Das hat die Jungfrau dermaßen gerührt, daß sie ihm versprach, sie wolle ihre Eltern fragen, ob sie ihn mitnehmen dürfe. Er solle wohl Acht geben, wenn sie ins Wasser gesprungen sein werde. Wenn nämlich ein Teller mit einem Apfel aus dem Wasser herauskommen werde, dann sei es gut, dann könne er ihr getrost nachspringen, sie werde ihn in ihren Armen auffangen und zu ihren Eltern und Brüdern führen; färbten sich aber die Wellen roth, so sei es um sie geschehen und sie müsse dann mit ihrem Leben das ihm jetzt gegebene Versprechen büßen, denn ihre strengen Brüder hätten sie dann umgebracht. Sie blickte ihn noch einmal zärtlich an und tauchte in die Fluth, allein nach wenigen Augenblicken wallte es aus dem Wasser auf wie Blut, da wußte der Jüngling, daß die Jungfrau von ihren Brüdern umgebracht worden war und ging tief betrübt nach der Stadt zurück.

Man erzählt sich noch heute in Magdeburg viel von einer bösen Nixe in der Elbe, welche die hinüberschwimmenden Leute hinunterzieht und ersäuft. Dieselbe läßt sich bisweilen bei hellem Tage sehen, wie sie am Ufer oder auf einem nahen Baume sitzend sich sonnet und die langen goldgelben Haare strählt. Man hat sie schon mehrmals fangen wollen, aber sobald ihr Jemand zu nahe kommt, schlüpft sie hurtig in das Wasser.

Ueberhaupt sind die Wassergeister bei Magdeburg sehr mächtig. Einst wollte die Magdeburger Bürgerschaft eine Wasserleitung aus der Elbe in die Stadt bauen und ließ Pfähle in den Fluß einrammen. Da tauchten nackte Männer empor und rissen alle Pfähle wieder aus und trieben es so arg, daß der ganze Bau wieder aufgegeben werden mußte.

309) Der diebische Rabe zu Magdeburg.[1])

In Magdeburg stehen drei Häuser mit besondern Namen, die aber alle zu einander in einer gewissen Beziehung stehen, an welche sich eine Sage knüpft. Es sind diese der schwarze Rabe am Knochenhauer-Ufer, die weiße Taube daneben und die goldene Sonne auf der Stephansbrücke.

Im Jahre 1598 hat nämlich ein reicher Brauherr auf der Stephansbrücke gewohnt und am 6. December, gerade an dem Tage, wo ein Erdbeben und Wetterleuchten früh um 6 Uhr die Bewohner Magdeburgs aus ihren Betten aufschreckte, seine Tochter mit einem reichen Kaufmann vermählt, der seine Wohnung in dem Hause am Knochenhauer-Ufer hatte, welches jetzt der schwarze Rabe heißt. Nachdem nun die jungen Eheleute aus dem Hause der Eltern der Braut nach abgehaltenem Hochzeitsmahle in ihre neue Wohnung gezogen waren und die junge Frau sich daselbst von ihrer Dienerin entkleiden ließ, hatte sie in ihrem Zimmer die von ihr an diesem Tage getragenen Kleinodien, einige Ringe und ein kostbares Halsgeschmeide der Dienerin übergeben, um sie aufzuheben, letztere aber dieselben aus Nachlässigkeit auf dem Tische liegen lassen. Als nun am andern Morgen die junge Frau nach denselben fragte, waren sie verschwunden, und da erweislich Niemand in das Haus gekommen war, die Dienerin aber auch nicht sagen konnte, wo die Schmucksachen hingekommen seien, so fiel der Verdacht der Entwendung auf sie. Zwar leugnete sie beharrlich und betheuerte ihre Unschuld, allein es half Alles nichts, sie ward gefangen gesetzt und vor die Richter gebracht, und als sie auch dort bei ihrem Leugnen beharrte, beschloß man, die Wahrheit durch die Folter von ihr zu erpressen. Kaum hatte man ihr aber die Daumschrauben angelegt, so schrie sie vor Schmerz, sie wolle bekennen und gestand auch, daß sie die Diebin sei. Als man sie aber fragte, wo die Kleinodien seien, wußte sie den Ort nicht anzugeben. Man drohte also, sie abermals zu foltern, wenn sie nicht sagte, wo sie sie verborgen habe. Da sagte sie in ihrer Herzensangst, sie befänden sich in dem Hause ihres Brodherrn. Man brachte sie also in das Haus desselben auf dem Knochenhauer-Ufer zurück und führte sie in demselben herum, damit sie das Versteck angeben solle. Allein natürlich fand sich nichts und so kamen sie zuletzt auf den Dachboden hinauf. Hier ermahnte man sie nun zum letzten Mal, die betreffende Stelle anzugeben, oder sie selbst hervorzuholen, weil sie, nachdem man das ganze Haus durchsucht, eben an keinem andern Orte mehr sein könnten, und drohte ihr, falls sie abermals Ausreden machen und den Versteck nicht angeben werde, man sofort sie schärfer befragen lassen werde.

Da schaute das Mädchen rathlos um sich, plötzlich sah sie nach dem durch die Dachluke hereinschimmernden, von der Sonne wunderbar erleuchteten Himmel, sie erhob in der Verzweiflung die Hände und bat flehentlich, Gott möge ein Zeichen geben, daß ihre Unschuld an den Tag kommen möge. Und der Herr erhörte sie auch, denn auf einmal entstand neben dem Schornstein ein sonderbares Geräusch, eine weiße Taube, die sich dort aufgehalten hatte, flog zur offenen Dachluke hinaus und setzte sich auf das Nachbarhaus. Beim raschen Fortfliegen hatte dieselbe aber etwas Holz oder anderes Ge-

[1]) Nach Relßieg Bd. II. S. 247 rc.

rölle losgerissen, welches hinter dem Schornstein gelegen hatte und jetzt zu Boden fiel. Siehe, unter demselben befand sich aber die Halskette, und als alle Anwesenden noch erstaunt auf dieselbe blickten, kam auf einmal der alte Hausrabe, an den Niemand gedacht hatte und der nach seiner Gewohnheit mit der Gesellschaft auf den Boden gelaufen war, herbeigehüpft, faßte die Kette mit seinem Schnabel und suchte sie bei Seite zu schleppen. Damit war das Räthsel gelöst und der wahre Dieb entdeckt, denn man fand bei näherem Nachsuchen auch die übrigen entwendeten Gegenstände hinter dem Schornstein liegen. Natürlich ward das arme Mädchen sogleich freigelassen, das Haus aber, wo die seltsame Begebenheit geschehen war, naunte man seitdem den schwarzen Raben, das Nachbarhaus, wohin die Taube als Eigenthum gehörte, die weiße Taube, und jenes dritte auf der St. Stephansbrücke die goldene Sonne, weil der Vater der jungen Frau in der der Entdeckung vorhergehenden Nacht geträumt hatte, er sehe über seinem Hause zwei Sonnen, eine goldig und hellstrahlend, die andere blutigroth; dieselben hatten im Kern menschliche Gesichter, das aber in der blutigrothen Sonne war das der Magd; diese Sonnen rückten einander immer näher und schwammen endlich in eine einzige hellstrahlende Sonne in einander. Er hatte diesen Traum darauf gedeutet, daß die Sonne die Unschuld des Mädchens an den Tag bringen werde, wie es auch geschehen ist.

310) Wolmirstett.[1])

Im Jahre 780 nach Christi Geburt ist Karl der Große mit seinem Kriegsvolk bis an die Elbe gekommen. Eines Tages kam er auch an den Ort, wo die Ohre in die Elbe läuft und wo gegenwärtig Wolmirstett liegt. Da er nun dort ausruhete und eine bessere Luft verspürte denn zuvor, hat er gerufen: Wol mir die Stätte! Daher denn noch heute das Städtlein, so man dort gebaut, den Namen Wolmirstett führt.

Zum Wahrzeichen, daß Karl der Große wirklich sein Feldlager bei Wolmirstett gehabt hat, zeigt man noch jetzt neben dem Dorfe Zerschleben mehrere Hügel, auf denen die Tag- und Nachtwache aus dem Lager gehalten worden ist. Dieselben sind oben etwas ausgegraben und hohl, deshalb nennt das Landvolk sie bis auf diese Stunde Karlskessel.

311) Der heilige See bei Neuhoff.[2])

Bei dem Dorfe Neuhoff, unweit der Elbe im Amte Wolmirstett, befindet sich ein See, der der heilige See genannt wird. Zu den Zeiten des Erzbischofs Burkhard, der der siebenundzwanzigste in der Reihe dieser Kirchenfürsten war (von 1295—1304), war dieser See voll böser Geister und Gespenster; diese erschreckten die Fischer und Schiffsleute zum Oefteren, thaten ihnen vielen Schaden und ersäuften und brachten gar manchen Mann jämmerlich ums Leben. Wie solches der Erzbischof Burkhard, ein sehr frommer und gottesfürchtiger Herr, vernahm, ist er in großer Innigkeit dorthin gezogen, hat denselbigen Ort gesegnet und die bösen Geister daraus vertrieben, so daß sie sich niemals wieder haben sehen lassen. Derselbe See heißt davon bis auf den heutigen Tag der heilige See.

[1]) Nach Angelus S. 24. [2]) Nach Temme S. 145.

312) Wittekind's Taufe. [1])

Als Carolus Magnus an der Ohre bei Wolmirstett im Stifte Magdeburg gelegen ist (nach Andern wäre dies an der Oder geschehen), hat sich König Wittekind als ein Bettler angekleibet in ein Schifflein gesetzt, ist die Ohre hinuntergefahren und am stillen Freitage in Caroli Lager als ein Bettler gekommen zu erspähen, wie es in dem Lager desselben stehe, was er für Kriegsleute und für Rüstung hätte und wie stark er wäre. Daselbst hat sich Wittekind unter die Bettler gesetzt und unter ihnen die Almosen erwartet, wie denn Carolus seiner Gewohnheit nach, wenn er aus der Kirche gegangen, solches selbst den Armen mitleidig gereicht und gegeben hat. Nachdem nun daselbst am heiligen Ostertage Carolus und Andere mit ihm zum hochwürdigen Sacrament gegangen und Wittekind in Gestalt eines Bettlers hinzugedrungen und solches, auch wie Carolus eigentlich in der Gestalt wäre, gesehen, hat er sich geschwind wieder zu den Bettlern gesetzt und die Almosen erwartet. Wie nun der Kaiser aus der Kirche gegangen und seiner Gewohnheit nach den Armen Almosen gereicht und Wittekind seine Hand hingehalten hat, um das Almosen zu nehmen, ist er an dem krummen Finger seiner rechten Hand erkannt, auch alsobald ergriffen und als Gefangener Carolus nachgeführt worden. Carolus aber hat ihn ernstlich angeredet und gefragt, warum und aus was für Ursachen er als ein Bettler in sein Lager gekommen wäre. Wittekind aber antwortete: „Darum, daß ich Dich in Deinem Lager erkunden und dasselbe besehen wollte." Carolus fragte aber weiter: „Lieber, was hast Du denn gesehen?" Wittekind antwortete: „Vorgestern sah ich Dich betrübt und traurig zur Kirche gehen. Heute aber habe ich Dich fröhlich und mit köstlichen Kleidern angethan gesehen, und in der Mitte stand einer im Purpurkleide vor einem Tische, der hub ein kleines und säuberliches Kindlein auf und steckte es Dir in den Mund und also auch den Andern. Etlichen aber stieg es mit Freuden in den Mund, Andern aber mit Trauern." Darauf antwortete Carolus und sprach: „Wahrlich, Du hast mehr gesehen als ich und alle meine Priester." Und er erklärte ihm alle Dinge und lehrte ihn den christlichen Glauben, daß sich König Wittekind mit seiner Gemahlin und vielem Volke taufen ließ und sind Christen gworden und nimmermehr wieder vom Glauben abgefallen.

313) Die Hexe zu Wolmirstett. [2])

Im Jahre 1653 ist zu Wolmirstett, zwei Meilen von Magdeburg gelegen, eine Hexe oder Zauberin verbrannt worden, welche unter anderm auch bekannt hat, daß sie oftmals den damaligen Prediger in der Neustadt Magdeburg, Herrn M. Kaspar Andrä, bezaubern und vermittelst ihrer Hexerei in eine tödtliche Krankheit stürzen wollen, allein sie habe niemals damit zu Stande kommen können und augenscheinlich gesehen, daß Gott es nicht haben wolle, daß dem frommen Mann von ihr Schaden zugefügt werde.

[1]) Nach Pröhle, Deutsche Sagen S. 66. Anders bei Grimm, Deutsche Sagen Bd. II. S. 448.

[2]) Nach Heine, Theatr. provid. div. p. 83. Relßieg Bd. I. S. 434 ꝛc.

314) Das Hünenblut bei Egeln. [1])

Nach der Sage hat einmal bei der Stadt Egeln am Flusse Bude bei Magdeburg (nach Andern wäre es bei dem Dorfe Westeregeln) ein Riese oder Heune gewohnt, der ist oft zum Vergnügen über den damals nur aus einem kleinen Dorfe bestehenden Ort gesprungen, hat sich aber einmal bei dieser Gelegenheit an der Thurmspitze die große Zehe so geritzt, daß das Blut in einem tausendfüßigen Bogen bis in die dort befindliche Lache gespritzt ist, in der sich dann das nie versiegende Hünenblut sammelte, und dies ist der Grund, warum noch bis auf diese Stunde das Wasser dort so roth ist.

315) Die durch eine Besessene geschehene Prophezeiung. [2])

Zu Egeln im Erzstifte Magdeburg lebte vor einigen hundert Jahren ein besessen Weib, welches unterschiedlichen Personen öffentlich ihre im Verborgenen gethanen Sünden vorhielt, davon kein anderer Mensch in der Welt etwas wußte, als nur die, welche sie begangen hatten. Sie sagte auch etliche künftige Dinge vorher, die auch erfolgt sind. Ueber dieses verkündigte sie recht eigentlich, was für Veränderungen in dem gedachten Erzbisthum vorfallen würden, ehe noch Jemand einen Gedanken daran hatte oder einigen Schein dazu, ingleichen wie die Stadt Magdeburg dergestalt werde verwüstet werden, daß fast nicht ein Stein auf dem andern bleiben werde.

316) Die Hexe zu Egeln. [3])

Am 26. August ist zu Egeln im Erzbisthum Magdeburg eine Hexe gefoltert worden, Namens Orthia Lindemann, welche zuerst von ihrer Mutter, einer gewissen Friedrich Düdingin, der Zauberei bezüchtigt worden war. Erst hat sie durchaus nichts bekennen wollen, allein als sie auf die Leiter gebracht und geweckt worden ist, hat sie Folgendes gestanden. Vor 14 Jahren, da sie bereits zwei Jahre ehelich verheirathet gewesen, habe sie in ihrer Mutter Hause einen Teufelsbuhlen, Jacob Blanke (ihre Mutter sagte, er habe Hans Federbusch geheißen) bekommen, der bei ihrer Mutter gewesen. Derselbe habe die Gestalt eines Schneidergesellen gehabt, denselben habe sie in Abwesenheit ihres Mannes, auch eines Schneiders, der gerade zu Brandenburg gewesen, mit nach Hause genommen, wo er drei Tage auf der Werkstatt gearbeitet habe. Sie habe anfänglich nicht Obacht gehabt, daß derselbe keine Menschenfüße gehabt, dann aber habe sie bemerkt, daß er nur einen ordentlichen Menschenfuß, wohl aber statt des andern einen Kuhfuß besessen. Am andern Tage habe er ihr einen ganzen halben Reichsthaler gegeben, daß er Herberge bei ihr haben wolle, wenn er komme, und er nicht auf die Schneiderherberge gehen dürfe, habe ihr auch zugesagt, wenn er käme, wolle er mehr bringen, sie solle mehr erhalten. Für den halben Thaler habe sie zwei Ellen Leinwand zu Krausen gekauft. Denselben Tag habe sie aber in der Oberstube, wo sie ihn beherbergte, mit ihm Unzucht getrieben und dies habe sie dann noch oft wiederholt, gemeiniglich sei er aber alle vier Wochen einmal

[1]) Nach Ziehnert Bd. II. S. 262 ꝛc.
[2]) Nach Remigius Bd. II. S. 342.
[3]) Nach Reichard, Beiträge Bd. I. S. 393 ꝛc.

zu ihr gekommen, habe ihr bisweilen einen guten Groschen, bisweilen einen Schilling oder 10 Pfennige, einmal auch einen Scheffel Gerste gebracht und ihr verboten, das heil. Abendmahl zu genießen. Von diesem Umgange mit ihm habe sie nun gute Holden bekommen, welche in der Größe von großen Fliegen ohngefähr wie Kellerwürmer mit vielen Beinen gewesen, die sie zum Theil im Nettelthal unter einem Hollunderbusch vergraben. Ihre Mutter hatte sie dabei begleitet, war mit ihr hinaus in den Garten gegangen und hatte ihr gesagt, sie solle ein Bischen Wachs, Flachs, Käse und Brod bei denselben mit unter den Hollunderbaum einscharren und dazu die folgenden Worte sprechen:

Da wringet das Wachs,
Spinnet den Flachs,
Esset das Bischen Käse und Brod
Und lasset mich ohne Noth.

So wären sie unter dem Baum geblieben und nicht weiter zu ihr gekommen. Nach dieser Aussage hat die Hexe das Angesicht scheußlich entstellt, das Maul lang vor sich gespitzt, ganz wie einen Schweinerüssel, und ist dann wie todt hingefallen, also daß sie der Scharfrichter stark hat rütteln und bestreichen müssen. Ihrer Schwäche wegen ist sie dann auch nicht weiter scharf befragt, sondern alsbald lebendig verbrannt worden.

317) Der Poltergeist zu Radewell.[1])

Radewell ist ein Dorf nicht weit von Halle im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg. Daselbst war zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein gewisser Johann Friedrich Laitenberger Pastor, ward aber später nach Sperga im Stifte Merseburg versetzt. Als derselbe jedoch noch an erstgedachtem Orte fungirte, trug sich daselbst folgende seltsame Begebenheit zu.

Es hielt sich zu Radewell eine Dienstmagd, Namens Anna Katharina Lerchin, gebürtig aus Ammendorf, bei dem Bauer Andreas Lange auf. Es war dieses eine gar gottlose liederliche Person, die namentlich dem Geistlichen, der sie öfters zur Besserung ermahnte, allen möglichen Tort und Dampf anthat. So kam sie eines Nachts mit fremden Soldaten und Spielleuten vor die Pfarrwohnung, fing an mit ihnen zu schreien und zu jauchzen und Zotenlieder zu singen. Endlich aber ward sie guter Hoffnung, versprach zwar anfangs dem Pastor, der ihr ihr Vergehen vorhielt, in sich zu gehen und von nun an an Gott zu denken, allein dieses Versprechen und die guten Vorsätze hielten nicht lange vor, sie weigerte sich, die ihr aufgelegte öffentliche Kirchenbuße zu thun, verfluchte und verwünschte den Pfarrer und sagte gar: der Donnerpfaffe soll's nicht würdig werden, daß er mir die Hand noch einmal auf den Kopf lege! Als inzwischen am 27. September 1709 ein gewisser Andreas Wolf, ein böser Mensch, der zeitlebens ein gottloses, liederliches Leben geführt hatte, starb und sie beim Begräbniß von etlichen Dabeistehenden ermahnt ward, ein Exempel an diesem Manne zu nehmen, da sie bei ihrer hohen Schwangerschaft auch schon mit einem Fuße im Grabe stehe, fuhr sie mit den Worten heraus: „Dem Donnerpfaffen zu Gefallen? Nimmermehr! Ich will die andere Woche in das nächste Dorf, nach Döllnitz ziehen;

[1]) Nach Reichard Bd. I. S. 126 ꝛc.

der verfluchte Pfaff soll nicht würdig werden, mein Kind zu taufen und mich zu absolviren!"

Ehe sie aber noch diesen Vorsatz ausführen konnte, kam sie vorzeitig nieder; sie gebar zwar ziemlich leicht ein Zwillingspaar, allein sie ward bald so schwach, daß sie die Wehemutter bat, zum Geistlichen zu gehen und ihn zu ihr zu holen. Dies geschah auch, allein als derselbe in die Stube trat, wo sie auf Stroh lag, und sie anredete, erblaßte sie und fiel todt zurück, ohne noch einen Finger zu regen oder ein einziges Wort zu sprechen. Ueber diesen merkwürdigen Fall entsetzten sich aber alle anwesenden Frauen und eine derselben, welche sich an ihre frühern gottlosen Reden erinnerte, sprach: „Du gutes Mensch sagtest, der Pfarrer soll's nicht würdig werden, aber nun bist Du es nicht würdig geworden, ob Dich gleich noch so sehr darnach verlangt hat!" Sie ist nun am 3. October nebst ihren zwei auch verstorbenen Töchterlein, ohne die sonst gewöhnlichen Ceremonien, blos unter Absingung einiger Lieder, bei Seite auf dem Kirchhofe in einem Winkel begraben worden.

Nicht lange nachher wurde der Geistliche in seiner Schlafkammer, welche gerade unter seiner Studierstube lag, nach 10 Uhr in der Nacht, als er kaum eingeschlafen war, durch ein ganz ungewöhnliches Gehen und Schreiten oben in derselben aufgeweckt, und ohngeachtet er nicht recht klug daraus werden konnte, ob es ein Mensch oder sonst etwas sein möge, so achtete er doch nicht gewiß darauf, sagte auch Niemandem ein Wort davon. Die folgenden Nächte kam es aber wieder und weckte endlich auch die Frau Pastorin und ihre Kinder, die in derselben Stube schliefen, auf, die dann vor Furcht nicht wieder einschlafen konnten. Denn es war zwar kein großes Gepolter, sondern nur ein Gehen und Schreiten, fast wie ein Mensch geht und schreitet, aber doch auch nicht recht wie ein Mensch, sondern leiser und subtiler, doch so durchdringend, daß man auch im tiefsten und härtesten Schlafe davon nicht ungestört und unaufgeweckt blieb. Anfangs kam es um 10 Uhr in der Nacht und gleichsam wie heimlich, ganz sachte, als wenn es sich nicht recht erkühnte, that auch nur 1 bis 2 Schritte, hernach kam es immer früher, um 9, endlich schon um 8 Uhr des Abends, auch immer lauter und stärker, mit 3, 4, 5 und endlich 6 vollen Schritten, aber niemals mit mehreren. Im Anfange währte das Gehen etliche Nächte nur 1 Stunde, dann 2 und zuletzt fast die ganze Nacht hindurch bis früh um zwei Uhr. Und, was das Merkwürdigste war, es schritt nur hinwärts von Mittag gegen Mitternacht, niemals aber wieder rück- oder herwärts, so daß es sich etwa umgekehrt hätte.

Wenn es nun kam, fiel der Pastor anfänglich auf seine Kniee und betete zu Gott; da blieb es einmal 14 Tage lang weg, nachgehends kam es aber doch wieder und das Beten wollte nicht mehr wie früher helfen. Da versuchte er es und blieb einige Male und zwar ganz allein in der Studierstube, worin es zu gehen pflegte, bis Nachts um 1 Uhr, und dann ließ sich es nicht mehr hören. Indeß riethen andere Geistliche dem Pfarrer ab, solches nicht mehr zu wagen. Mittlerweile kam die Sache aus und es hieß: der Teufel ist auf der Pfarre. Andere sagten, es wäre die Lerchin, die könne nun nicht ruhen nach ihrem Tode, weil sie in ihrem Leben widerspenstig gewesen, jetzund nicht zu dem Pfarrer habe kommen und Buße thun können.

Während der Zeit machte der Pfarrer Bekanntschaft mit einem Schüler

des bekannten Gespensterleugners, des Professors Thomasius zu Halle, und selbiger, der die ganze Sache für Einbildung oder Betrug hielt, erbot sich, mit nach Radewell zu kommen und dort selbst die Erscheinung zu prüfen. Derselbe kam auch, man verschloß und verriegelte alle Stuben und Kammern im Hause, namentlich die Studierstube, und alle Insassen des Hauses versammelten sich in der Unterstube. Um 8 Uhr begann das Gehen in der Oberstube und Alle zählten die Schritte des Gespenstes: es waren allemal sechs nach einer und derselben Gegend hin. Man zog nun mit Lichtern die Treppe hinauf, öffnete die verschlossene Stube, fand aber nichts darin; kaum war man wieder unten angekommen, so ging der Spuk von Neuem los. Man untersuchte zum zweiten Male das ganze Haus, allein man fand natürlich nichts. Der fremde Gespensterleugner, der übrigens seiner Versicherung nach bemerkt hatte, daß der Geist außerhalb vor der Studierstube seinen Gang angetreten und ohne Eröffnung der Thüre, ja neben der Thüre durch die Wand hindurch seinen Weg genommen und seine Schritte und Tritte gethan, wurde völlig überzeugt und sagte: „Nunmehr glaube ich, ja ich sehe und erfahre es in der That, daß es Gespenster, folglich auch Teufel giebt; denn das ist und kann nichts anders sein als ein Geist."

So dauerte dieser Unfug fast ein Vierteljahr fort, da kamen eines Abends um 9 Uhr die Frau Pastorin und ihre Magd aus der Schlafkammer, worin sie gewesen waren, voller Angst in die Wohnstube gestürzt, wo der Geistliche lesend am Tische saß, und versicherten, sie hörten ganz deutlich, wie der Geist sogar jetzt die Treppe herunterkomme. Der Geistliche aber verwies ihnen ihre Furcht und sagte, wenn sie so vor dem Teufel flöhen, werde es immer schlimmer werden, er werde sie noch zur Welt hinaustreiben; sie müßten es umgekehrt machen, dem Teufel entgegengehen und ihm die Spitze bieten, vielleicht daß sie ihn auf diese Weise vertreiben könnten. Der Geistliche nöthigte sie also mit ihm in die Schlafkammer zu treten, wohin eine Treppe von oben hinabführte. Kaum aber waren sie darin, so wollten jene wieder hinauslaufen, denn es war wirklich wahr: es ging und kam die Treppe etliche Stufen weit herunter und zwar wie eine Weibsperson, indem man ganz deutlich hörte, wie es den Rock als einen Weiberrock auf den Stufen nachschleppte. Anfangs kam hierüber dem Geistlichen zwar selbst ein Grausen an, allein er ermannte sich und redete seiner Frau, Magd und Kindern zu, sie sollten doch an den allgegenwärtigen Gott und Heiland denken und denselben über den ohnmächtigen Teufel nicht ganz und gar verleugnen, sondern jenen durch lebendigen Glauben in ihren Herzen erhöhen, diesen aber verspotten und gegen Gott für nichts achten, so würden sie zur Stunde erfahren, wie Gott den Satan unter ihre Füße treten werde. Indem er dies sagte, machte er die Treppenthüre auf und redete mitten unter dem Gehen und Treten des Gespenstes dasselbe an und sprach: „Im Namen meines Gottes, dem ich diene, rede ich Dich, wer Du auch bist, der jetzo geht und sich hören läßt, an und verlange, daß Du aufhörest und zu dem Ende ein wenig stillstehst!" Und siehe, sogleich ward es stille und es war, als käme der Geist näher an die Treppe. Hierauf begann der Geistliche von Neuem ihn anzureden und fragte ihn, ob er ein guter oder böser, oder einer jener Mittelgeister sei, von denen letztern einer vor etlichen Jahren, als die Pfarrscheune abbrannte, ihm diesen Brand durch allerlei Zeichen vorher

angezeigt habe. Hierauf antwortete der Geist aber nicht und ebensowenig auf die neue Frage, ob er vielleicht die Seele der kürzlich verstorbenen Lerchin sei. Hierauf forderte der Pastor den Geist abermals auf, er solle entweder reden oder ein Zeichen geben, letzteres solle aber gleichzeitig ein Merkmal sein, daß er der Teufel sei, wenn er wieder aufs Neue wie zuvor sich hören ließe und gehe. Gleich fing der Geist wieder an zu gehen. Nun hob aber der Geistliche an ihn heftiger anzufahren und zu schimpfen und er sagte geradezu, er müsse sich wundern, daß er gegen seine sonstige grimmige Natur bis jetzt noch so höflich aufgetreten sei. Das ließ sich der Poltergeist nicht zweimal sagen, sondern ward so laut wie noch nie. Darüber lachte der Pastor und sprach: „Immer mache es noch ärger, wie es Dir grobem Esel zukommt!" Er wiederholte dann die Worte: „noch ärger", und es geschah auch. Endlich aber ging der Geist etliche Stufen der Treppe wie auf den Pastor zu und zwar sehr eilfertig und geschwind, und schleppte einen Weiberrock nach sich. Allein der Pastor ließ sich nicht schrecken, sondern ging dem Gespenste die Treppe hinan entgegen und sprach: „Meinst Du etwa, ich solle vor Dir laufen und mich vor Dir fürchten, Du garstiger Dreck- und Sündengeist? Komm, in welcher Gestalt Du willst, und wenn es auch mit feurigen Augen, mit feuerspeiendem Rachen und mit noch so großen Hörnern und Klauen wäre, Du sollst bald sehen, daß ich mich nicht vor Dir fürchte rc." Das machte aber auch den Anwesenden Muth, denn sie fingen Alle an überlaut zu lachen und den Teufel zu verspotten. Und der Pastor ging immer weiter die Treppe hinan nach ihm zu und fragte: „Wie lange willst Du es noch so treiben? Ich werde mich und meine Kinder nicht länger von Dir incommodiren lassen, heute soll es das letzte Mal sein, daß Du uns beunruhigst!" Da wurde es ein wenig still, als ob der Geist sich wundere oder bedächte, allein er fing doch wieder an. Nun begann der Pastor von Neuem ihn zu schimpfen und herunterzumachen, hieß ihn sofort ruhig sein und fragte ihn: „Versuch es noch einmal, ob Du kannst vor dem, der in mir ist und durch den ich rede, vor Jesu Christo!" Darauf that jener, als wenn er noch einmal anfangen wollte, allein es war kaum so laut, als wenn man mit einem Finger auf ein Brett tippt. Darauf lachten Alle herzlich, der Geistliche aber schloß mit den Worten: „Trotz sei Dir noch einmal für allemal geboten, im Namen des Herrn, daß Du Dich im Geringsten wieder hören läßt!" Damit schlug er die Treppenthüre zu und sang mit den Seinigen einige fromme Lieder, das Gespenst aber hat niemals wieder etwas von sich hören lassen.

318) Die Heidenkrippe im Magdeburgischen. [1])

Ein Stein unweit Eimersleben in dem sogenannten Alt-Haldenslebener Holze wird noch jetzt die Heidenkrippe genannt. Er liegt allein und hat eine tiefe, stets mit Wasser gefüllte Höhlung, welche einer Pferdetrappe gleicht. Hier war einst der Sage nach ein christlicher Feldherr im Begriff, den in sehr großer Menge versammelten Wenden eine Schlacht zu liefern. Seinen Kriegern rief er zu: „Wir werden siegen, so gewiß ich mein Pferd aus diesem Steine tränken werde." Damit spornte er sein Pferd, welches sich

[1]) Nach Pröhle S. 70.

bäumte und eine solche Vertiefung in den Stein schlug, daß man Wasser hineingießen konnte. Dies that der Feldherr auch, tränkte sein Schlachtroß darin wie aus einem Eimer und nun griffen alle, die es gesehen, den Feind an, fest von der Gewißheit des Sieges überzeugt, der ihnen auch ward. Weil aber nachher die heidnischen Wenden geschlagen wurden, nannte man den Stein die Heidenkrippe.

319) Marienborn im Magdeburgischen.[1])

Der ehemalige Klosterort Marienborn ist jetzt ein schönes Dorf nahe der Wasserscheide der Elbe und Weser. In dem ehemaligen Klostergarten führt eine Vertiefung im Erdboden nach einer Grotte, in welcher der Marienborn entspringt. Fast das ganze Thal, dessen einfacher Mittelpunkt eine Vertiefung bildet, schließt den Klostergarten ein. In frühern Zeiten hatte aber dieses Thal den Namen des Mordthales, weil sich hier Räuber aufhielten, welche die Gegend umher unsicher machten.

Einst weidete ein alter Hirte in diesem Mordthale seine Heerde, da kam es ihm vor, als wenn ein Chor von Jungfrauen mit Fackeln in den Händen friedlich gegen die Quelle heranwandele und sich gegen einen über derselben befindlichen Baum verneigte. Dann träumte ihm, die Jungfrau Maria habe sich von ihrem göttlichen Sohn diese Stätte erbeten, um hier einen Altar und ein Gotteshaus zu stiften, welches bis ans Ende der Welt bleiben solle. Bald darauf erkrankte er und sagte seinem Beichtvater, er habe gesehen, daß sich ein Bild der heil. Jungfrau aus den Wolken des Himmels in den Born des Mordthales bis auf den Grund niedergesenkt habe und daß zwei Engel dabei das heilige Kreuz darüber gehalten hätten. Diese Aussage des Sterbenden ward bald in der ganzen Gegend bekannt, Alles eilte herzu und wollte den wunderbaren Born sehen und aus ihm trinken, ja bald verbreitete sich das Gerücht, daß Kranke, die aus demselben getrunken, durch sein Wasser geheilt worden seien. Durch diese zahlreichen Besucher wurden überdem die Räuber genöthigt das Thal zu verlassen. Mittlerweile erzählten Hirten, daß wenn sie jetzt in dem Thale ihre Heerden weiden wollten, so tränke ihr Vieh nicht mehr aus demselben, es möge noch so durstig sein, sondern sänke vor demselben auf seine Kniee. Auf diese Erzählung veranstaltete die Geistlichkeit der Umgegend eine feierliche Prozession dahin, man hielt dabei eine stille Andacht und untersuchte den Grund desselben und siehe, man fand daselbst ein kleines niedliches, aus Holz geschnitztes Bildniß der heil. Jungfrau, man zeigte es den Andächtigen und legte es dann unter frommen Gesängen bei dem über dem Born stehenden Baume nieder. Nun benützten einige fromme Bauerntöchter, welche bisher einzeln in dunkeln Bergschluchten jener Gegend sich einem beschaulichen und frommen Leben ergeben hatten, diesen Ort, um sich zu vereinigen, und erbauten, ohne sich an eine Regel oder durch Gelübde zu binden, an demselben eine Klause, wo sie als Büßende von ihrer Hände Arbeit und den Wohlthaten frommer Herzen lebten. Allein nach und nach erhielten sie so viel, daß sie im Stande waren, sich selbst hier eine Kapelle zu bauen, und das war der Ursprung des nachherigen Klosters Marienborn.

[1]) Nach Pröhle S. 68 ꝛc.

320) Der heil. Mauritius zu Magdeburg. [1])

Zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Maximian befand sich bei dessen Armee die sogenannte Thebanische Legion, aus 6666 Soldaten bestehend. Sie war zum größten Theile in Oberägypten ausgehoben, dem sogenannten Thebais, und ward von einem tapfern Kriegsmann Namens Mauritius befehligt. Derselbe hatte sich im Jahre 286, als er mit seinen Leuten in Palästina im Winterquartiere stand, von dem dortigen christlichen Bischof taufen lassen und in Folge davon zeichnete sich seine Schaar vor allen übrigen Truppen des kaiserlichen Heeres durch strenge Sittlichkeit und musterhafte Ordnung und bewunderswürdige Tapferkeit aus, so daß sie sich den Namen der Legio fulminatrix gewann, d. h. der Blitzlegion, weil sie wie ein Blitz sich auf die Feinde warf und durch ihre ungestümen Angriffe gewöhnlich sehr schnell den Sieg errang. Nun zog der Kaiser im Jahre 286 aus, um die Bagauden, eine ohngefähr in der Umgegend der Stadt Lyon wohnende Völkerschaft, zu bekämpfen und Mauritius erhielt den Befehl, den Zug mitzumachen. Der Kaiser machte im heutigen Canton Wallis zu Octodunum (Martinach oder Martigny) Halt und beschloß, den heidnischen Göttern ein großes Opfer zu bringen, um ihre Hilfe für den vorgenommenen Feldzug zu gewinnen. Mauritius weigerte sich hartnäckig, an diesem offenbaren Götzendienste Theil zu nehmen und zog sich an einen 3 Meilen vom römischen Lager entfernt liegenden Ort, Namens Agaunum, zurück (das heutige St. Maurice in Niederwallis). Der Kaiser rief natürlich die Legion sogleich zurück und befahl derselben, sich dem für das ganze Heer geltenden Befehle zu fügen und als dieselbe sich weigerte, den fremden Göttern zu opfern und als Grund den von ihr angenommenen christlichen Glauben vorschützte, befahl er, je den zehnten Mann derselben hinzurichten, und als sie sich dennoch weigerte, ließ er sie sammt ihrem Obersten Mauritius niederhauen und die Leichname der Märtyrer in die Rhone werfen. Einige an diesem Flusse gelegenen Städte fingen einzelne Körpertheile derselben auf und so kam es, daß die Stadt Vienne in Frankreich sich rühmt, den Kopf des Heiligen zu besitzen. Kurz nach dieser Christenverfolgung erbaute man an jenem Orte eine Kirche und späterhin gründete Sigismund, der König von Burgund, ebendaselbst das berühmte Kloster zum heil. Moritz oder St. Maurice. Bei einem Kriegszuge des Kaisers Otto I. oder des Großen nach Italien hatten aber dessen Soldaten das Kloster ausgeplündert und zerstört, was den frommen Kaiser so beunruhigte, daß er, um dieses Vergehen wieder zu sühnen, nach seiner Rückkehr bei der Begründung (968) des Erzstiftes Magdeburg die neuaufgebaute Kathedrale dem heil. Mauritius weihte. Der Papst Johann schenkte ihm in Folge dessen diejenigen Reliquien dieses Schutzheiligen, welche so lange der Stolz dieser Kirche gewesen sind, namentlich seine Fahne, die man zur Zeit der alten Erzbischöfe für einen Talisman oder ein Palladium hielt und in der Schlacht dem Heere vortrug. Dieser Mauritius befindet sich noch jetzt links am Eingange des Doms in ganzer Figur stehend abgebildet.

---

[1]) Nach Relßieg Bd. II. S. 163 2c. mit Abbildung.

321) Die wandelnde Nonne auf dem Schlosse zu Loburg.[1])

Im Regierungsbezirke Magdeburg liegt das Städtchen Loburg. Daselbst befand sich früher ein Nonnenkloster, welches nach seiner Aufhebung bis auf die neueste Zeit den Namen des alten Schlosses geführt hat. Der Sage nach soll nun im 16. Jahrhundert einst ein junger Edelmann aus Thüringen einen Liebeshandel mit einer dort lebenden jungen Nonne angeknüpft, die Mauern des Klosters erstiegen, seine Geliebte mit vielen Schätzen und Kostbarkeiten entführt und auf sein väterliches Schloß in Thüringen gebracht haben. Hier sollen sie lange glücklich mit einander gelebt, die Nonne aber nach ihrem Tode auf einmal wieder in den Räumen des Klosters aufgetaucht sein und durch ruheloses Umherwandeln in der Nacht ihre Reue über den Treubruch an ihrem Gelübde zu erkennen gegeben haben. Lange nachher als auch aus der Burg wieder eine vollständige Ruine, von der nur noch der Thurm stand, geworden war, sah das Gesinde des Burgherrn zu gewissen Zeiten, am Tage sowohl als bei Nachtzeit, eine mit dem Gewande einer Klosterfrau bekleidete Frauensperson über den weiten Hofraum hinweg nach jenem Thurm und wieder zurück wandern, wo sie dann jedesmal in der Gegend des großen Kellers verschwand. Auch viele andere Personen sahen diese Nonne, Niemand aber hatte so viel Muth, sie aufzuhalten oder anzureden, weil man wußte, daß ein solcher Versuch einst einem Knechte sehr schlecht bekommen war. Derselbe hatte nämlich gegen sein Mitgesinde freventlich behauptet, er werde die Nonne nicht nur aufhalten, sondern sie auch mit in den Stall nehmen und sie da entweder sagen lassen, was sie ruhelos umhertreibe, oder sie, wenn es eine Betrügerin sei, entlarven. Eines Tages ging derselbe über den Hof, um sich zum Essen in die Gesindestube zu begeben, da begegnete ihm die Nonne; er vertrat ihr den Weg, und als sie ihm ausweichen wollte, versuchte er sie mit beiden Händen um den Leib zu fassen und festzuhalten. Dies bekam ihm aber sehr schlecht, sie widerstand ihm und im Ringen mit ihr kam er zum Fallen, die Nonne fiel auf ihn darauf und er fing in Folge dessen so gewaltig an zu schreien, daß ihm seine Mitknechte zu Hilfe eilten. Diese sahen aber nur den auf dem Boden liegenden und mit den Füßen um sich strampelnden Burschen, von einer Nonne aber gewahrten sie nichts. Sie hoben ihn auf, trugen ihn in's Haus und als er sich erholt hatte, sagte er, es sei ihm beim Fallen so gewesen, als wenn ein großer Leichenstein mit vielen Bildern und Inschriften sich auf ihn lege, und wirklich war sein Körper ganz blau und mit Schwielen und Rissen bedeckt.

Diese Strafe des Uebermuthes schreckte aber für lange Zeit jeglichen ähnlichen Fürwitz vollständig ab. Da trug es sich zu, daß eines Tages im Monat Mai eine arme Wittwe aus der nahen Mühle kam, wo sie Weizenmehl für das bevorstehende Hochzeitsfest ihrer einzigen Tochter mit einem Maurergesellen hatte einkaufen wollen, solches aber nicht bekommen hatte, und betrübt mit dem leeren Korbe über die sogenannte Burgwiese fortschreitend an den Zaun kam, wo sich noch bis auf die neueste Zeit eine sogenannte Ueberfteige, d. h. ein zum Uebersteigen eingerichtetes Stück Zaun befand. Da sah sie gerade auf dieser Stelle eine in ein Nonnengewand gehüllte

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 72 xc.

Frauensperson sitzen, die keine Miene machte aufzustehen und ihr zum Uebersteigen Platz zu machen. Sie forderte sie dem zu Folge mehr als einmal auf aufzustehen, jene aber that, als wenn sie nichts höre, und so mußte die Wittwe, um nicht wieder umkehren zu müssen, sich an ihr vorbeidrängen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß die Unbekannte sehr schön, aber im Gesicht leichenblaß und mit glänzenden Perlen und Steinschmuck geziert war. Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Tochter den Vorgang und diese rief sogleich: „Ei das ist die Nonne gewesen, Mutter! Die hättest Du anreden sollen, vielleicht hättest Du von ihr eine Gabe zu meiner Hochzeit bekommen!" Jene aber versetzte: „Dazu ist noch Zeit, denn gewiß ist sie noch da!" Sie kehrte also um und sah auch wirklich aus der Ferne die Nonne sitzen, allein als sie bald an sie heran war, stand jene auf und war auf der entgegengesetzten Seite verschwunden, zwar lief die Wittwe ihr nach, allein nichts war mehr von ihr zu sehen. Sie kehrte also traurig um, als sie aber wieder an die Uebersteige kam, sah sie an dem einen Pfahle derselben, gerade an der Stelle, wo jene gesessen hatte, ein Beutelchen hängen, durch dessen seidne Maschen Gold glänzte. Sie steckte es schnell ein und kam voller Freuden mit ihrem Funde nach Hause. Hier angekommen, fand sie in dem geöffneten Beutel 50 Goldstücke von altem Gepräge und zwei Kreuzchen mit Edelsteinen besetzt. Mittlerweile kam aber ihr zukünftiger Schwiegersohn, dem erzählte sie ihr Glück und versprach, ihm mit dem Inhalte des Beutels seine Wirthschaft einrichten zu wollen. Allein davon wollte derselbe nichts hören, sondern verlangte, sie solle gleich wieder hingehen und nachsehen, ob die Frau nicht eben vielleicht ihren Beutel suche, und wenn dies nicht der Fall sei, so solle sie ihn auf das Rathhaus tragen, wo dann schon der Verlustträger ermittelt werden würde. Er nöthigte sie auch trotz ihres Widerstrebens mit ihm nach der Schloßwiese zu gehen und wirklich sahen sie dort auch die bewußte Frau scheinbar mit auf den Boden gerichtetem Gesicht die verlorenen Gegenstände suchen. Er nahm also seiner Schwiegermutter den Beutel aus der Hand, sprach die Nonne an und händigte ihr das Verlorene wieder ein. Jene aber reichte ihm als Gegengeschenk eine wunderschöne Rose und verschwand. Obgleich etwas verwundert über den seltsamen Tausch, kehrte er doch seelenfroh, den Beutel wieder losgeworden zu sein, nach Hause zurück, stellte die Rose in ein Glas mit Wasser, hatte aber vorher aus Versehen ein Blatt derselben abgestoßen, welches auf dem Tische liegen blieb. Am andern Morgen aber lag statt des Blattes ein Goldstück da und die Braut hoffte, mit der Rose würde es sich ebenso verhalten, versuchte also dieselbe zu entblättern, allein umsonst, die Rose hatte sich in der Nacht zu einer harten und festen Knospe zusammengezogen, so daß es unmöglich war, ohne dieselbe zu vernichten, ein einziges Blatt loszubrechen. Der nächste Morgen brachte aber wieder ein Goldstück und so löste sich jeden Morgen ein neues von der Rosenknospe ab. So ward der arme Maurer bald ein reicher Mann, er baute sich von den Goldstücken ein Haus in der Stadt, legte aber in dem untern Raum desselben eine kleine Hauskapelle an, wo er jeden Tag mit seiner Frau für die Erlösung der armen Nonne betete. Auf dem Thurme der alten Burg befand sich aber eine vom Zahn der Zeit zerstörte und verwitterte Thür, auf der eine Nonne abgemalt war. Diese Thür ließ der damalige Besitzer der Burg, als er einst an dem Thurme einige

Veränderungen hatte vornehmen wollen, wegnehmen und verbrennen, und siehe, von diesem Augenblicke an traf ihn und seine Familie nichts als Unglück, so daß er gar bald verarmte und das Schloß in fremde Hände kam. Während dieser ganzen Zeit hatte sich aber auch die Nonne nicht wieder sehen lassen. Der neue Besitzer ließ aber auf den Rath des nunmehr hochbetagten Maurers eine neue Thür mit dem Bilde der Nonne fertigen, und siehe, mit dem Bilde kehrte auch die Nonne und mit der Nonne Wohlstand und Glück in die Familie des Burgherrn zurück. Eines Tages betete aber der Greis in seiner Kapelle, da erschien ihm die Nonne, dankte ihm für seinen frommen Glauben an ihre Mildthätigkeit und sagte, die Zeit ihrer Buße sei abgelaufen und sie selbst sei erlöst. Sie gab ihm noch einmal eine schöne Rose, befahl ihm aber, dieselbe in der kleinen Kapelle zu verwahren und diese durch seinen Sohn zumauern zu lassen, da er ihrer nicht mehr bedürfen werde. Der Greis befolgte ihren Befehl, starb aber den Tag darauf und seit dieser Zeit hat Niemand die wandelnde Nonne mehr erblickt. Das Haus mit der vermauerten Kapelle steht noch jetzt und man sagt, daß noch heute dort eine Familie lebe, die Papiere verwahre, in welchen jener Greis, ihr Ahnherr, die Begebenheit niedergeschrieben und den Zeitpunkt angegeben habe, wann man jene Vermauerung öffnen und von der dort aufbewahrten Rose Gebrauch machen solle.

322) Der glückliche Schatzgräber in Schönebeck.[1])

Die drei Städte Schönebeck, Großsalze und Frohse sind nicht blos durch das in ihrer Nähe befindliche große Salzwerk, sondern auch durch die günstige Lage der Elbe schon frühzeitig so recht eigentlich zu lebendigen Verkehrsstätten von der Vorsehung bestimmt gewesen und so ist es gekommen, daß in denselben viele Familien sich durch Wohlstand auszeichneten. Einer der Reichsten war der Holz- und Getreidehändler Lorenz Sauer zu Schönebeck in der Mitte des 16. Jahrhunderts, der eins der schönsten Häuser am Markte daselbst besaß und von dem die Leute sagten, daß er sein Geld statt es zu zählen nur mit Scheffeln oder nach dem Klafterstabe zu messen pflege. Er führte auch einen seinem Vermögen angemessenen Haushalt und kein Fürst brauchte sich seiner Einrichtung im Haus und Garten zu schämen. Dieser Mann besaß einen einzigen Sohn, den er ebenfalls zum Kaufmann erzog und alle großen Handelsstädte besuchen ließ, um sich für dieses sein einstiges Ziel gehörig auszubilden. Allein der junge Mann hatte auf seinen Reisen auch schlechte Gesellschaft kennen gelernt, und als sein Vater gestorben war, da wußte Jeder, daß er mit dem Vermögen desselben bald fertig werden würde. So geschah es auch, seine maßlose Verschwendung, falsche Freunde und Schmeichler halfen ihm fleißig aufräumen und bald war von dem großen Vermögen seines Vaters auch nicht eine Scholle Erde mehr sein eigen. Aus Scham über sein verlorenes Glück beschloß er, seine Vaterstadt, an welche ihn nichts mehr band, zu verlassen; er wanderte zerrissenen Herzens nach Großsalze, wo ihn ein ehemaliger Diener seines Vaters, der dort kärglich sein Brod verdiente, aus Mitleid in sein Haus aufnahm und er sich genöthigt sah, selbst mit seiner Hände Arbeit sich seinen täglichen Unterhalt zu

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 312 ꝛc.

suchen. Dort machte er auch die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, die ihm aber auch nichts als ihre Hand bieten konnte, und er sann nun auf Mittel und Wege, wieder zu etwas Geld zu kommen, um sich einen Hausstand zu gründen. Da fiel ihm ein, daß er unter den Papieren seines Vaters noch einige Schuldscheine von frühern Geschäftsfreunden seines Vaters habe und er beschloß, sich auf den Weg zu machen und so viel wie möglich von jenen Resten einzutreiben. So wanderte er denn manchen schönen Tag, allein wo er auch anpochte, nirgends fand er günstige Aufnahme, im Gegentheil man wies ihn überall unfreundlich ab und Keiner wollte von solchen alten Schulden mehr etwas wissen. So kam er auch eines Abends in ein rings von hohen Bergen und Wald umschlossenes einsames Thal, vor Müdigkeit sank er ins Gras und schlief, ohne es zu wollen, vor Erschöpfung ein. Im Traume erschien ihm ein Greis, der ihn aufforderte, nach Schönebeck zurückzugehen und dort in der Johannisnacht in dem Garten eines Hauses, welches er ihm näher bezeichnete, nach einem Steine mit der Jahreszahl 1291 zu suchen, unter demselben liege eine große Summe durch ein schweres Verbrechen erworbenen Geldes vergraben, dies möge er heben und dadurch auch seine Erlösung herbeiführen. Beim Erwachen erinnerte er sich, daß etwas in dem Traume auf Wahrheit begründet sei, nämlich das Vorhandensein des Steins mit der genannten Jahreszahl; derselbe befand sich in dem Garten seines väterlichen Hauses, er hatte die Jahreszahl oft selbst gesehen, sich aber nichts dabei gedacht. Er beschloß also, sofort in jene Stadt zurückzukehren und wenn irgend möglich sich in den Besitz des ihm im Traume verheißenen Schatzes zu setzen. Um dies aber ausführen zu können, mußte er sich wieder in jenes Haus Eingang zu verschaffen suchen und dies konnte er nur auf eine Weise: er mußte bei dem jetzigen Besitzer desselben als Gehilfe in seinem Handelsgeschäfte in Dienst zu kommen versuchen. So schwer es ihm auch ward, er ging zu demselben und sprach ihn um eine bei demselben gerade offen gewordene geringe Ladendienerstelle an und siehe, es gelang ihm auch, dieselbe zu erhalten. Er erhielt ein kleines Stübchen in dem Hause, das er einst sein eigen genannt hatte, angewiesen und so verging fast ein ganzes Jahr. Siehe, da nahete der Johannistag heran, glücklicher Weise war sein neuer Prinzipal mit seiner ganzen Familie verreist, so war er ganz allein im Hause und konnte von Niemand an seinem Unternehmen gehindert werden. Mochte es nun sein, daß sein ganzer Geist mit diesen Schatzgräberideen angefüllt war, oder war es wirklich höhere Bestimmung, genug er träumte in der unmittelbar dem Johannistag vorangehenden Nacht, sein Vater erscheine ihm in ein weißes Gewand gehüllt, zeige mit der Hand auf den Boden und sei dann wieder verschwunden. Er erwachte in Schweiß gebadet gerade, als die Thurmuhr Zwölf schlug, allein er hielt dies auch für einen Befehl aus höherer Hand, sprang aus dem Bette, ergriff einen Spaten und eilte damit nach jener Stelle, wo der bewußte Stein, wie er sich früher schon überzeugt hatte, noch an seiner Stelle lag. Beim Lichte des Mondes fing er an eifrig zu graben, stieß bald auf etwas Hartes und siehe, schnell förderte er ein eisernes Kästchen zu Tage, welches nur einfach zugeklappt war. Schnell eilte er damit auf sein Zimmer, machte Licht und öffnete es. Gleich oben auf lag ein Papier, das mit der Hand seines Vaters an ihn überschrieben war. Derselbe schrieb darin, daß er, weil ihm eine innere

Stimme gesagt, daß er, sein Sohn, das ihm hinterlassene Vermögen bald leichtsinnig verschleudern werde, hier unter diesem Steine für ihn eine Partie wichtige, geldwerthe Papiere vergraben habe, um ihm, wenn er einst in Noth komme, wieder aufzuhelfen. Dabei war auch gesagt, daß er unter den Dielen eines näher angegebenen Zimmers im Hause selbst noch eine ansehnliche Summe Geldes in Goldstücken finden werde. Da nun dieses Zimmer zufällig dasselbe war, welches er bewohnte, so befand sich der junge Mann sehr schnell wieder im Besitz des vergrabenen väterlichen Eigenthums. Diesmal aber wandte er dasselbe besser an, er verheirathete sich mit seiner Geliebten, gelangte wieder in den Besitz seines väterlichen Hauses, da dessen bisheriger Besitzer mittlerweile gestorben war, und gründete wieder eine geachtete Kaufmannsfamilie, die erst nach der Zerstörung Magdeburgs durch die Schweden wieder verscholl.

323) Jettchens-Ruhe bei Schönebeck. [1]

In der Stadt Schönebeck giebt es auf dem Wege zum Schützenhause eine Stelle am Buschkanal, die mit etwas Holz bestanden ist und den sonderbaren Namen Jettchens-Ruhe führt. Allerdings könnte man aus dem Namen auf eine sehr späte Entstehung desselben schließen, allein dem ist nicht so, derselbe schreibt sich schon aus der alten Ritterzeit her. Es ist nämlich noch vor dem 13. Jahrhundert der Besitzer der Burg zu Schönebeck ein Ritter Wolf von Wolfseck gewesen, der hat einen Sohn gleiches Namens, einen wilden, rohen Menschen, gehabt, dem jedes Mittel seine Lust zu befriedigen recht war. Nun gab es dort auch einen alten Fischer, der eine Tochter, Namens Jette, besaß, die als Kind durch ihre Schönheit und freundliches Wesen den alten Ritter so für sich einnahm, daß derselbe ihr durch seinen Burgkaplan eine bessere Erziehung, als sonst ihr Stand mit sich brachte, geben und namentlich im Lautenspiel unterrichten ließ, einer Kunst, in der sie es bald zu einer großen Fertigkeit brachte. Mittlerweile starb der alte Ritter und Jette kam nicht mehr aufs Schloß. Der junge Wolf hatte sich mittlerweile in andern Ländern in Krieg und Fehden herumgetrieben, und als er nun nach seines Vaters Tode zurückkehrte, da erblickte er zufällig in der Kirche das Fischermädchen und erinnerte sich, daß er dieselbe schon früher in seines Vaters Hause als Kind gesehen, von ihr aber natürlich keine Notiz genommen hatte. Jetzt aber war es mit der zu einer vollkommenen Schönheit herangewachsenen Jungfrau etwas Anderes, der junge Ritter knüpfte sogleich ein Gespräch mit ihr an und forderte sie auf, vor wie nach zu ihm aufs Schloß zu kommen. Das sittsame Mädchen schlug es ihm aber rund ab, und als der Ritter sich hinter ihre Mutter steckte, um zu seinem Ziele zu gelangen, und die schwache Frau ihrer Tochter zuredete, sie möge doch dem Ritter zu Willen sein, so erfuhr dieselbe einen nicht minder ernsthaften Widerstand von Seiten derselben. Der Ritter mußte also auf andere Wege denken, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, er schützte Krankheit vor und Tiefsinn, zog sich von allen Gelagen und Festen seiner frühern Genossen zurück und schickte zu den alten Fischersleuten mit der dringenden Bitte, ihrer Tochter zu erlauben, auf das Schloß zu kommen und ihm die trüben Stunden

[1] Romantisch bearbeitet von Relßieg Bd. I. S. 167 2c.

durch ihr Saitenspiel zu erheitern, es solle ihr durchaus nichts in den Weg gelegt werden. Zwar weigerte sich das Mädchen lange, allein auf das Zureden ihrer Eltern, die ihr vorstellten, der Ritter könne ja, wenn er wolle, sie mit Gewalt aufs Schloß bringen lassen, da sie nur arme Dienstmannen seien, gab sie zuletzt nach und ging fast täglich auf das Schloß hinauf, spielte und sang dem jungen Ritter vor und erfuhr von demselben auch wirklich nicht die geringste Beleidigung. So verging eine ziemliche Zeit und der Ritter ward wirklich von einer heftigen Leidenschaft für die Fischerstochter entbrannt, die er aber dem Mädchen zu verrathen Anstand nahm, denn heirathen konnte er sie doch nicht, und sie zu verführen hatte er auch durch die Trefflichkeit der Jungfrau bewogen aufgegeben. Nun hatte er aber einen Leibknappen, einen bösen, eiteln Menschen, der mehrmals die Jungfrau nach Hause hatte führen müssen. Derselbe verliebte sich auch in dieselbe und beschloß, sie mit Güte oder Gewalt zu zwingen seine Frau zu werden. Allein er ward von ihr entschieden zurückgewiesen und selbst das Zureden ihrer Mutter, die bei dieser Gelegenheit für ihre Tochter gut zu sorgen meinte, fand keine gute Aufnahme bei ihr, ja sie drohte sogar, den Ritter von der Zudringlichkeit seines Knappen zu unterrichten. Derselbe beschloß also, die Jungfrau zu verderben. Er begann also im Schlosse das Gerücht zu verbreiten, die Fischerstochter habe mit seinem Herrn ein sträfliches Verhältniß, und da sie nie an den mittlerweile wieder daselbst stattfindenden Gelagen und Festlichkeiten Theil nahm, so gelang es ihm auch den Freunden des Ritters glauben zu machen, dies geschehe blos darum, weil der Ritter dieses Verhältniß Niemanden wissen lassen wolle. Seinem Herrn dagegen spiegelte er vor, gerade an den Tagen, wo sie sich ängstlich vom Schlosse fernhalte, angeblich um nicht Zeugin seiner wilden Gelage zu sein, habe sie selbst im Walde Zusammenkünfte mit einem fremden Buhlen, weil sie sicher sei, von ihm nicht überrascht zu werden. Zwar wollte es der Ritter anfangs nicht glauben, allein zuletzt untergrub der Knappe doch das Vertrauen, welches jener auf die Tugend des Mädchens gesetzt hatte, und so gelang es ihm zuletzt, demselben den Befehl abzulocken, sie mit Gewalt zu ihm aufs Schloß zu bringen, damit sie sich seinem Willen füge. Dies geschah auch, das Mädchen wurde mit Vorwissen ihrer Mutter des Nachts im Schlafe ergriffen, auf die Burg gebracht und in ein Zimmer des obern Gestocks eingeschlossen, welches von Außen verschlossen ward, damit sie nicht entfliehen könne. Der von Wein und Liebe aufgeregte Schloßherr eilte sofort, als ihm die Nachricht von ihrer Ankunft gebracht war, herbei, doch wie ward ihm, als die Thüre aufgeschlossen ward: das Zimmer war leer und ein offener Fensterflügel zeigte den Weg an, durch den sie entkommen war, freilich nur, wie Jedermann glaubte, um der Schande durch einen freiwilligen Tod in der nahen Elbe zu entrinnen. Alle Nachforschungen nach ihr blieben vergebens und ein mittlerweile mit dem Polenherzoge ausgebrochener Krieg nöthigte den Ritter, dem Kaiser mit seinen Leuten zu Hilfe zu ziehen. Nach drei Monaten kehrte er jedoch mit ehrenvollen Wunden bedeckt wieder in die Burg seiner Väter zurück, hörte aber hier, daß sich seit seiner Abwesenheit am Buschkanal bei Schönebeck ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau sehen lasse, das ohne Zweifel der Geist der unglücklichen Fischerstochter sei. Der Ritter, welcher dem Aberglauben jener Zeit nicht wie Viele seines Gleichen huldigte,

ließ sich jedoch dadurch nicht täuschen, er vermuthete sofort, daß dies nicht der Geist, sondern die wirkliche Jette sei und erfuhr durch genaue Nachforschung sehr bald, daß allerdings ein weibliches Wesen, welches sehr große Aehnlichkeit mit dem Fischermädchen habe, im Dickicht in der Nähe des Buschkanals in einer aus Reißig gebauten Hütte lebe, hin und wieder mit einer Art Cither in der Hand die Häuser der benachbarten Dörfler besuche und Kranken schnell heilende Kräuter bringe und sie durch sanftes Saitenspiel erfreue, dafür auch Nahrungsmittel annehme, sonst aber Niemandem Rede stehe, sondern im Gegentheil schnell auf Nimmerwiederkehr zu verschwinden pflege, wenn sie sich irgendwie beobachtet glaube. Der Ritter beschloß, wenn möglich sich selbst zu überzeugen, ob sie die Gesuchte sei. Dies that er auch, er bekam sie öfters von Ferne zu Gesicht, allein nie kam sie ihm so nah, daß er mit ihr hätte sprechen können. Allein soviel erfuhr er von den umwohnenden Nachbarn, in deren Häuser sie zeitweilig gekommen war, daß sie wahnsinnig geworden sei. Er versuchte nun, ihr durch Andere Geschenke und Unterstützungen zukommen zu lassen, allein wie durch einen geheimen Instinkt erkannte sie sofort, was von ihm kam und wies es stets unbedingt zurück. Endlich gelang es ihm doch einmal, sie Abends eben an jener Stelle am Buschkanal, die von ihr noch jetzt den Namen haben soll, zu überraschen, allein sie fiel in Ohnmacht und als sie erwachte, war ebensowenig etwas mit ihr anzufangen als vorher. So trieb sie ihr Wesen noch lange Jahre fort, war aber wo möglich noch scheuer als sonst. Die Jahre gingen ohne Veränderung ihrer Person an ihr vorüber, sie trug stets dasselbe weiße Kleid, von dem Niemand sah, daß sie es je gewaschen oder gewechselt hatte; ihre Farbe blieb stets blaß, ihr Gesicht stets dasselbe und ihre schönen blonden Haare blieben immer in die langen dichten Flechten gerollt, wie sie sie einst getragen hatte. Eines Morgens fand man sie todt in ihrer Hütte und begrub sie unter einer großen Eiche, die neben derselben stand. Nach einigen Jahren aber verbreitete sich das Gerücht, sie lasse sich am Buschkanal sehen und wandele am Ufer der Elbe in ihrem weißen Kleide auf und ab. Nach kurzer Zeit begegnete dieses Wesen einem Knechte des Ritters und befahl demselben, jenem Knappen desselben, der an ihrem Unglück Schuld war, zu sagen, sie werde ihn in drei Tagen sprechen, und dem Ritter selbst erschien sie im Traume und befahl ihm, ihre Hütte zu besuchen, wo er mehr von ihr hören werde. Dies that er auch, er begab sich am dritten Abend darauf mit dem erwähnten Knappen an jene Stelle am Buschkanal und fand die weiße verhüllte Gestalt wirklich bei hellem Kerzenschein daselbst sitzen. Sie redete ihn an und sprach: „Du und Dein Knecht, Ihr werdet beide keines natürlichen Todes sterben; mein Geist wird so lange auf Erden weilen, bis auch der letzte Zweig Euerer Geschlechter untergegangen sein wird, denn ich werde mir jedes Jahr ein Opfer daraus suchen, bis ich durch das letzte erlöst sein werde.“ Damit verlöschten die Lichter und die Gestalt war verschwunden. Nach Hause zurückgekehrt, geriethen Herr und Diener über den Vorfall in Streit, weil Ersterer Letzterem Vorwürfe über das Geschehene machte. Im Zorn hieb der Ritter nach dem Knappen, derselbe zog seinen Dolch und erstach seinen Herrn, suchte aber sofort den Tod in der Elbe, und von dieser Zeit an, behauptet man, läßt sich jedes Jahr an der Elbe zu wiederholten Malen um Mitternacht eine weiße Gestalt sehen, dann holt sich

die Elbe jedesmal ein Opfer, ein Kind, eine Jungfrau oder einen Jüngling, und der Volksmund sagt, daß wer sie sehe, auch ihr verfallen sei.

324) Die heilige Eiche in dem Kreuzhorst bei Magdeburg.[1]

Ohnweit Magdeburg zwischen der alten und neuen Elbe, dem Dorfe Salpke gegenüber, liegt ein schöner, durch seine herrlichen Eichen berühmter Forst, der sogenannte Kreuzhorst. Derselbe diente im Mittelalter namentlich zahlreichen Wegelagerern, die von hier aus die Straßen unsicher machten, als Aufenthalt und Versteck, allein es werden von ihm auch verschiedene Sagen erzählt. Er gehörte früher als Klostergut dem vom Erzbischof Gero im Jahre 1022 gestifteten und vom Erzbischof Norbert 1126 mit Prämonstratenser-Mönchen besetzten Kloster zu Uns. L. Frauen. Einst soll Letzterer sich in diesem Walde, den er des Lustwandelns wegen betreten hatte, verirrt haben und an einen freien Platz, in dessen Mitte eine kolossale Eiche stand, die von blühenden Sträuchern und Blumenbeeten umgeben war, gekommen sein. Von der Schönheit des Ortes angezogen, setzte sich der Kirchenfürst auf eine dort befindliche Rasenbank, schlief daselbst ein und als er durch einen plötzlich entstandenen Sturmwind erwachte, soll auf einmal ein hochbetagter Greis vor ihm gestanden haben, der sich ihm als ein Heidengott zu erkennen gab und ihm zwar Vorwürfe wegen seiner Verfolgung der noch nicht zu Christen gewordenen Bewohner des Landes machte, ihm aber gleichwohl verschiedene Rathschläge und Warnungen ertheilte. Als er verschwunden war, umgab den Erzbischof dichte Finsterniß, allein ein weißer Stab, den jener zurückgelassen hatte und den er unter dem Baume fand, diente ihm durch seine wie eine Kerze leuchtende Spitze als deutlicher Wegweiser, sich aus dem Walde zurecht zu finden. Ehe er aber jenen Ort verließ, segnete er noch den schützenden Eichbaum und feiete ihn durch einen frommen Spruch, daß er unzerstörbar sein solle für jede Menschengewalt, gleichzeitig aber ein Asyl für solche, die Schutz gegen Verfolgung unter seinem Laubdache suchen würden. Nach Hause zurückgekehrt, vergaß er bald die wunderbare Begebenheit, die ihm wie ein Traumbild erschienen war; erst nach Verlauf eines Jahres ward er wieder daran erinnert, als er von dem Abte des genannten Klosters die wunderbare Märe hörte, es stehe in dem Kreuzhorste eine gefeite Eiche, der sich Niemand mit Säge oder Axt nahen dürfe, wenn er nicht augenblicklich des Todes sein wolle, schon hätten mehrere verwegene Männer ihr Leben deshalb zum Opfer gebracht, weil die Eiche einmal zum Fällen bestimmt sei, allein Niemand wage sich jetzt mehr an sie. Da dachte der Erzbischof wieder an jene Erscheinung und beschloß, die Eiche selbst in Augenschein zu nehmen; er begab sich an den Ort, wo sie stand, fand aber nichts als eine große, sonst ganz gewöhnliche Eiche, die jedoch nicht jene reizende Umgebung besaß, welche er damals angetroffen hatte, und darum glaubte er auch sich geirrt zu haben, nahm also selbst eine Axt und führte einen gewaltigen Hieb auf sie, allein siehe, noch ehe das scharfe Eisen das Holz berührt hatte, flog es von dem hölzernen Stiele ab und verschwand spurlos. Da wußte der Erzbischof, daß es doch jene heilige Eiche war; er bezeichnete sie also mit einem Kreuze und gebot, sie für immer unberührt zu lassen und

[1]) Nach Relßieg Bd. II. S. 391 ꝛc.

ihrer bei jedem künftigen Holzschlage zu schonen. So vergingen viele Jahre, Jedermann kannte wohl in der Umgegend die heilige Eiche, aber Niemand wußte mehr irgend etwas von ihrem geheimen Zauber. Da trug es sich zu, daß eines Tages ein Liebespaar mit einander in dem Kreuzhorste lustwandelte und von Wegelagerern überfallen wurde; sie hatten kaum Zeit, sich unter eine hohe Eiche zu flüchten, wo der Jüngling für den ungleichen Kampf mit den ihm sechsfach überlegenen Feinden sich wenigstens den Rücken decken konnte. Siehe da begab es sich, daß sowie einer der Räuber dem Baume zu nahe kam und nach dem Jüngling einen Hieb that, eine unsichtbare Hand den Angreifer zu Boden warf, so daß in kurzer Zeit keiner derselben mehr übrig war. Die Geretteten eilten in die nahe Stadt zurück und erzählten den wunderbaren Vorgang; als man aber hinkam, um die Leichen der gefallenen Räuber aufzuheben und den Platz näher zu untersuchen, da fand man in dem Baume ein Kreuz eingehauen und erkannte, daß es die heilige Eiche des heil. Norbert war, jener Baum, der von dem alten Sachsengott selbst beschützt war. Der Volkssage nach soll aber jener Baum noch heute vorhanden sein, Schade nur, daß ihn eben Niemand mehr herausfinden kann.

325) Die goldene Hand zu Magdeburg.[1])

Die vormalige Koquische Zuckersiederei, die gleichsam eine Insel bildet, da wo sich gegenwärtig das Militärbekleidungsdepot befindet, ein Platz, auf welchem die Hellerstraße, die kleine steinerne Tischstraße, die grüne Armstraße und die Trönsbergstraße zusammenstoßen, hat noch heute den Namen „bei der goldnen Hand", das Haus aber, über dessen Eingangsthüre einst eine in Stein gehauene goldene Hand prangte, ist längst verschwunden und an seiner Stelle befindet sich eben das vorhin genannte Gebäude. Jenes Bild einer goldenen Hand soll aber folgenden Ursprung gehabt haben.

Im Jahre 1058 befand sich die Kaiserin Agnes, Wittwe des am 5. October 1056 verstorbenen Kaisers Heinrich III. und Mutter des damals nur 7jährigen Kaisers Heinrich IV. in Magdeburg und bewohnte den erzbischöflichen Palast, wo sie von dem damaligen Erzbischof Engelhard ausgezeichnet aufgenommen ward. Derselbe war aber leider ein sehr großer Verehrer des schönen Geschlechts und warf seine Augen auch auf ein Hoffräulein der Kaiserin, eine junge Böhmin aus edlem Geschlechte, die aber sehr arm war. Nun war dieselbe aber bei der Kaiserin in Ungnade gefallen, weil sie sich von den Herren des Hofes und dem Erzbischof selbst etwas freier den Hof hatte machen lassen, als es der Kaiserin passend erschien. Das Mädchen wußte bei ihrer Entlassung nicht, wohin sie sich wenden sollte, denn ihre allerdings noch am Leben befindliche Mutter hatte selbst für sich kaum zu leben und dann fürchtete sie auch schwere Vorwürfe von derselben, weil sie durch ihren Leichtsinn und ihre Eitelkeit ihre gute Stellung bei der Kaiserin verloren hatte. Sie ließ sich daher leider verleiten, das Anerbieten des Erzbischofs, ihr sein im Osten der Stadt gelegenes Sommerhaus einstweilen als Aufenthaltsort und nebenbei auch eine namhafte Summe zu ihrem Unterhalt anzunehmen, freilich indem sie immer so that, als verstehe sie die geheimen Absichten des Erzbischofs nicht, und halte sein Anerbieten lediglich für den

[1]) Nach Relßieg Bd. II. S. 406 rc.

Ausfluß seines Wohlthätigkeitssinnes. Derselbe hatte wohlweislich vorher der Kaiserin vorgespiegelt, die Böhmin sei seine nahe Verwandte und so war es ihm gelungen, jener selbst die Erlaubniß abzulocken, daß die Jungfrau sein Geschenk annehmen und in Magdeburg bleiben dürfe. Natürlich konnte es nun nicht mehr auffallen, daß das Mädchen täglich Besuche von dem Kirchenfürsten annahm, allein eigentliche Unterstützung erhielt sie weiter nicht von ihm, sie bedurfte solche auch nicht, denn sie fand zu wiederholten Malen größere Summen Goldes in ihrem Schmuckkasten und glaubte stets, es seien dies ihr im Geheimen zufließende Geschenke von der Hand der Kaiserin oder des Erzbischofs, die aber eben deswegen so im Geheimen gegeben würden, weil der Geber keinen Dank beanspruche. Als jedoch die Sache eines Tages zwischen dem Erzbischof und dem früheren Hoffräulein zur Sprache kam, betheuerte der Letztere bei seiner Ehre, daß sie von seiner Seite auch keinen Heller erhalten habe. Machte sie nun diese Versicherung schon stutzig, so geschah dies kurz darauf noch weit mehr, als eines Tages der Kirchenfürst seine frühere bescheidene Zurückhaltung gegen sie ablegte und zudringlich zu werden anfing, sie selbst aber ihn auch nicht mit der Strenge zurückwies, wie es einer sittsamen Jungfrau zukam. Es trat nämlich, während sie mit einander koseten, plötzlich unangemeldet ein von Kopf bis zu den Füßen geharnischter Ritter ein, stellte sich, ohne auf die strenge Frage des Erzbischofs, was dies bedeuten solle, zu achten, zwischen sie, streifte seinen Blechhandschuh vom Arme und legte ihn zwischen sie. Als er sich hierauf ebenso lautlos entfernt hatte, spottete der Erzbischof laut über den strengen Sittenrichter und wollte sie von Neuem umarmen, als er auf einmal einen so gewaltigen unsichtbaren Schlag auf die Wange erhielt, daß er wie betäubt zu Boden fiel und besinnungslos zu Hause getragen werden mußte. Am andern Morgen sah man auf seinem Gesichte die Spuren einer starken Männerhand und in Folge dessen blieb der Erzbischof jetzt von dem Hause des Mädchens fern, indem er sich nicht einer abermaligen Beleidigung aussetzen wollte. Die schöne Böhmin aber fing an in sich zu gehen und jenen Ritter als einen Boten aus dem Jenseits anzusehen, der ihre Unschuld habe retten und sie selbst zur Buße auffordern wollen. Sie schrieb also an ihren Bruder, der zu Prag sich aufhielt, und bat ihn, sie von Magdeburg abzuholen und zu sich zu nehmen. Da geschah es eines Tages, daß sie um Mitternacht plötzlich durch einen gewaltigen Sturmwind, der das ganze Haus erschütterte, aufgeweckt wurde, alle Thüren sprangen von selbst auf und plötzlich trat ein wunderschöner weißgekleideter Jüngling zu ihr ins Zimmer, von dessen Hand ein glänzendes Licht ausstrahlte, als wenn dieselbe feuriges Gold wäre. Sie sank in Ohnmacht, fand aber bei ihrem Erwachen am andern Morgen, daß sie nicht geträumt hatte, denn alle Geschenke, die sie früher vom Erzbischof erhalten hatte, waren aus ihren Behältern gerissen, herumgeworfen und zertrümmert und nur die Goldstücke, die ihr früher einmal von unbekannter Hand zugekommen waren, lagen noch ebenso in ihrem Schmuckkasten, wie am Abend zuvor. Auf dem Tische neben ihrem Bette lag aber wieder jener Blechhandschuh, der seit jenem verhängnißvollen Abend verschwunden geblieben war, und als sie ihn aufheben wollte, um ihn zu betrachten, sah sie, daß aus demselben eine Hand mit einem kurzen Armstumpfe hervorrage. Sie versuchte ihn also in die Hand zu nehmen, um ihn näher zu beschauen, allein sie fand,

daß er von außerordentlicher Schwere war, so daß sie ihn nicht halten konnte; sie ließ ihn also fallen, und siehe wie erstaunte sie, als aus der eisernen Hülle eine schön geformte Manneshand von purem Golde, mit Fingern und Nägeln, Gliedern und Gelenken, so künstlich gearbeitet, daß auf ihr sogar die Adern rc. zu sehen waren, auf die Diele fiel. Sie hob dieselbe auf und legte sie wieder auf den Tisch, erwartete auch zuversichtlich, daß der Besitzer der Hand zurückkehren werde, allein vor der Hand vergeblich. Nach einiger Zeit erschien aber plötzlich ein Benedictinermönch des Ordens zum schattigen Thale, dessen Schirmvoigt ihr Bruder in Prag war, bei ihr und forderte sie im Namen des Letzteren auf, sich zu erklären, ob sie ihren in Magdeburg doch durch üble Nachrede und eigene Schuld verunglimpften Namen in einem Kloster begraben oder sich mit einem Ritter vermählen wolle, den ihr ihr Bruder senden werde und den sie daran erkennen solle, daß er die goldene Hand, in deren Besitz sie sei, an den Stumpf seines Armes passen und mit ihr gleichwie mit einer ordentlichen Hand zugreifen werde. Er gab ihr zu ihrer Erklärung drei Tage Bedenkzeit und wie zu erwarten, wählte sie das letztere. Da geschah es, daß sie um Mitternacht des dritten Tages von einem lauten Geräusch von Roffehufen auf der Straße aus dem Schlafe erweckt ward, sie öffnete das Fenster und eine kräftige Männerstimme rief ihr von der Straße aus zu, sie solle das Haus aufschließen lassen, der ihr bestimmte Bräutigam sei angelangt. Zwar hatte sie ihn erst am nächsten Morgen erwartet, allein sein frühzeitiges Erscheinen erklärte sie sich mit der Sehnsucht des Unbekannten, sie kennen zu lernen, eilte die Treppe herab, öffnete die Thüre und vor ihr stand ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visire; derselbe trat nur von einem einzigen Knappen begleitet ins Haus, folgte ihr die Treppe hinauf ins Zimmer, berührte mit dem Stumpfe seines Armes die auf dem Tische liegende goldene Hand und, selbige schloß sich mit dem Schlage einer Feder von selbst an seinen Arm an, was ihn als den ihr bestimmten Bräutigam kennzeichnete. Derselbe nahm nun den Helm ab und stand als ein schöner junger Ritter vor ihr, er sagte, er habe diesen seinen Arm in einer Schlacht gegen die Türken verloren, da habe ihm ein großer Künstler diese Hand gemacht und aus Dankbarkeit habe er denselben zu seinem steten Begleiter erwählt; er komme nun, um sich selbst ihr Jawort zu erbitten und sie dann mit in seine Heimath zu führen. Schon streckte die Jungfrau die Hand aus, mit der sie ihren ewigen Bund bekräftigen wollte. Da fiel ihr Blick auf den hinter dem Ritter stehenden Knappen desselben; wie ward ihr aber, als sie in demselben jenen weißgekleideten schönen Jüngling aus ihren Träumen wiedererkannte, ein inneres Gefühl sagte ihr, dieser habe ein älteres Recht auf sie, sie breitete wie durch geheime Gewalt getrieben ihre Arme nach ihm aus und rief: „Dieser und kein anderer soll mein Bräutigam sein, dem ich im Leben und Tode angehören will!" Da trat der Ritter zurück, der angebliche Knappe aber sprach: „Du hast selbst Dein Schicksal entschieden, kein sterblicher Mensch soll Deinen Leib fürder berühren, nachdem Du Dir einen himmlischen Bräutigam erwählt hast; wir werden Dich nach Prag zu Deinem Bruder geleiten, der das Weitere verfügen und Dir selbst das Kloster anweisen wird, welches Dich aufnehmen soll!" Der andere Ritter aber sprach: „Fräulein, Ihr habt die Euch vom Himmel auferlegte Prüfung bestanden, ich lasse Euch die goldene Hand zum Andenken an diese Stunde,

bitte Euch aber, dieselbe einem armen tugendhaften Mädchen zu schenken und damit das Glück derselben zu begründen, da sie Euch selbst doch nichts mehr nützen kann." Und so geschah es auch; ehe die zukünftige Himmelsbraut die Stadt Magdeburg verließ, um im Kloster Uns. L. Frauen zu Prag ihre Sünden und Leichtsinn abzubüßen, schenkte sie die Hand ihrer Dienerin, einem armen, aber tugendhaften Mädchen. Mit dem Erlös aus dem Golde des Kunstwerks vermochte dieselbe nun ihren Geliebten, einen armen Handwerker, nicht blos heirathen zu können, sondern auch jenes Haus, wo sich die sonderbare Begebenheit ereignet hatte und welches dem Erzbischof verhaßt geworden war, zu erwerben, und ließ zum Andenken an jenes Ereigniß in das steinerne Thürgewände eine Hand hauen und reich vergolden. Das war das alte Haus zur goldenen Hand.

326) Die Axt.[1]

In der Johannisbergstraße zu Magdeburg befindet sich ein Haus, das von uralter Zeit her den Namen „die Axt" führt, weiterhin nach dem Knochenhauerufer liegt rechts, die Ecke bildend, das Gertrudenkloster und neben diesem stand ein Brauhaus, welches „die steinerne Bank" genannt wurde und vormals Eigenthum des oben genannten Klosters war. Nun trug es sich zu, daß einst der Brauer sich in seinen Kellern befand, um die Vorräthe, die er an Bier besaß, durchzugehen. Da hörte er auf einmal an dem einen Ende desselben ein Geräusch, als wenn sich Menschentritte näherten, und ein Geflüster von Stimmen, als wenn mehrere Personen sprechend vorübergingen. Er begab sich schnell an den Ort, wo er jenes Geräusch vernommen hatte, allein da er nichts mehr hörte oder sah, dachte er, er habe sich getäuscht und kehrte wieder nach oben zurück. Einige Tage später wiederholte sich eben dieselbe Erscheinung und als er diesmal den Ort näher untersuchte, sah er sogar aus einem Winkel des Kellers einen Lichtstrahl hervordringen, er folgte demselben und bemerkte durch eine Spalte im Gewölbe, daß Männer mit Fackeln in einem unterirdischen Gange neben dem Keller hin- und hergingen, welche er an der Bekleidung sofort als Mönche erkannte. Er hielt es für seine Schuldigkeit, sofort dem Erzbischof von seiner Wahrnehmung Meldung zu thun, allein statt Dank für die Anzeige erhielt er einen Verweis und wurde für einen Verleumder der Geistlichkeit erklärt. Er beschloß nun, das nächste Mal besser aufzupassen und womöglich durch Herbeirufung von Zeugen die Sache außer Zweifel zu stellen. Da er aber nicht reinen Mund über sein Vorhaben hielt, so kam dasselbe den Augustinermönchen, um die es sich nur handeln konnte, zu Ohren und eines Abends trat einer derselben in seine Wohnung und suchte ihn durch ein bedeutendes Geldgeschenk zu bestimmen, künftig von diesem unter dem Brauhause nach dem Gertrudenkloster führenden unterirdischen Gange nichts mehr wissen zu wollen. Der Brauer aber weigerte sich dasselbe anzunehmen, sondern erklärte vielmehr, daß es für ihn Ehrensache sei, dem Erzbischof zu beweisen, daß er die Wahrheit gesagt und die Mönche nicht verleumdet habe.

Allein schon am andern Tage mußte er erfahren, daß es nicht gut ist Alles zu sehen; es ward ihm ohne Weiteres von dem Klostervoigt der Dienst

[1] Nach Relßieg Bd. II. S. 435 2c.

gekündigt und ihm aufgegeben, binnen 8 Tagen seine Wohnung zu räumen. Alles Bitten half nichts, er mußte mit seiner Familie ausziehen und sah sich genöthigt, da Niemand mit einem vom Erzbischof Verbannten etwas zu thun haben wollte, sein Brod nunmehr blos mit seiner Hände Arbeit zu verdienen. Er baute sich also am Ufer der Elbe eine dürftige Hütte und lebte hier mehrere Jahre mühsam von Handarbeit und Fischerei. Da trug es sich zu, daß seine Tochter Bekanntschaft mit einem wohlhabenden jungen ausländischen Maler machte und derselbe sie mehrmals in dem Hause ihrer Eltern aufsuchte, ihr auch verschiedene für ihre Verhältnisse kostbare Geschenke machte, weil er sie ehelichen wollte. Allein plötzlich fand man eines Morgens den Maler in der Nähe jener Hütte ermordet und neben demselben eine Axt. Natürlich forschte man nach dem Mörder und als sich herausstellte, daß besagte Axt dem ehemaligen Klosterbrauer gehört habe, auch in der Hütte desselben sich verschiedene Kostbarkeiten vorfanden, die man früher bei dem Ermordeten gesehen, so zweifelte Niemand mehr daran, daß jener Letzteren erschlagen habe. Sein Betheuern, die Axt sei ihm entwendet worden und die Kostbarkeiten, die man bei ihm gefunden, gehörten seiner Tochter, die sie von dem Maler erhalten, halfen ihm nichts, denn er konnte seine Anführungen mit nichts beweisen; er ward, da er nicht bekennen wollte, auf die Folter gebracht und später auf dem nachher sogenannten Thränsberge hingerichtet. Von seiner Wittwe und Kindern nahm Niemand mehr Notiz, man sah sie bald nicht mehr; als man aber nach längerer Zeit darauf aufmerksam ward, wie es zugehe, daß die Hütte sich nicht mehr öffne und kein Rauch mehr aus dem Schornstein aufsteige, ließ man sie von Obrigkeitswegen aufbrechen und fand die ganze Familie todt in derselben auf dem Boden liegen. Da sich keine äußeren Verletzungen erkennen ließen, mußte man annehmen, daß sie aus Verzweiflung sich sämmtlich selbst durch Kohlendampf oder Gift aus der Welt geschafft hätten. Die Geistlichkeit benutzte jedoch dieses neue Unglück, sie sprengte aus, der Brauer und die Seinigen wären Zauberer gewesen und Gott habe sie deshalb gänzlich von der Erde vertilgt. Da nun auch umwohnende Fischer erzählten, sie hätten bei Nacht in der Nähe jener Hütte Spukgeister erblickt, so ließ der Erzbischof die Hütte niederreißen, die Leichen der in der Nähe derselben früher von dem Henker verscharrten Unglücklichen wieder ausgraben und fortschaffen und den Platz, wo die Hütte gestanden hatte, mit dem Klostergarten vereinigen. Indeß wurde auf die Stelle, wo die Mordthat verübt worden war, ein steinernes Kreuz gesetzt und die Mordaxt in dasselbe vermauert. So vergingen wohl hundert Jahre und kaum wußte noch Jemand die dunkele Sage zu erzählen, welche mit dem Kreuze zusammenhing. Da verbreitete sich auf einmal in der Stadt das Gerücht, in der Nacht des vergangenen Tages sei das steinerne Kreuz niedergerissen und zertrümmert und mit der darin vermauerten Axt ein neuer Mord verübt worden, denn unter einer nahe dabei stehenden Weide liege der Leichnam eines Erschlagenen, den allerdings Niemand kannte, und in den Stamm des Baumes sei die Axt eingehauen. Trotz aller Nachforschungen blieben auch hier wieder Mörder und Ermordeter unbekannt, die Leiche ward an der Stelle, wo sie gefunden worden war, begraben, der Platz selbst aber auf Befehl des Erzbischofs abgegrenzt und zu einer Art Kirchhof für Selbstmörder u. dgl. eingerichtet, an dessen nach der Stadt zu gelegenen Seite aber ein Grab-

gewölbe erbaut und über demselben die alte verrostete verhängnißvolle Axt aufgehängt. Bald verbreitete sich jedoch das Gerücht, in der Nähe dieses Ortes sei es nicht geheuer, man höre um Mitternacht Wehklagen und Seufzen und so kam es, daß Niemand gern des Nachts in der Nähe desselben war. Mittlerweile erweiterte sich aber die Stadt immer mehr, so daß die Begräbnißhalle, über welcher die Axt hing, ganz nahe an den Häusern lag. Man beschloß also dieselbe abzubrechen und den Platz demjenigen zu geben, der an die Stelle jener Halle sich ein Haus bauen werde. Ob nun wohl die schaurige Sage fast vergessen war, so wollte sich doch Niemand finden, weil man immer den Platz selbst für einen Aufenthaltsort von Gespenstern ansah. Endlich unternahm es doch ein Zimmermann im Jahre 1351, weil er den Platz umsonst bekam, denselben zu bebauen; er riß die alte Halle nieder, allein weil er fand, daß die in dem Gestein eingemauerte Axt von dem Zahn der Zeit so gut wie nicht berührt war, so dachte er, es sei Schade, dieselbe wegzuwerfen, nahm sie im Gegentheil in Gebrauch und fing selbst an mit ihr das zum Bau nöthige Holz zu behauen. Umstände nöthigten ihn jedoch auf einige Tage zu verreisen, als er aber zurückkam, hörte er, daß während seiner Abreise sein bester Arbeiter mit derselben Axt von einem fremden Zimmermann auf dem Bau erschlagen worden sei. Wie früher blieb der Mörder unbestraft, er hatte sich gleich nach der That entfernt und war nicht wieder aufzufinden. Indessen ward der Bau selbst durch das Ereigniß unterbrochen und der neue Besitzer richtete sich nur nothdürftig ein Behältniß ein, wo er des Nachts bleiben und über sein am Platze befindliches Material wachen konnte. Da trug es sich zu, daß er eines Nachts durch Hilferuf aus dem Schlafe gerissen wurde; er trat aus dem noch nicht fertig gebauten Hausraume heraus und sah, wie ein einzelner Mann, ein Magdeburger Bürger, von vier Wegelagerern — es war nämlich gerade in diesem Jahre eine schlimme Fehde zwischen der Stadt und dem umwohnenden Landadel ausgebrochen — angegriffen ward und sich ihrer kaum erwehren konnte. Ohne sich zu besinnen griff der Zimmermann nach der ersten besten Waffe, die sich ihm darbot, und siehe, es war ihm eben nichts Anderes zur Hand als die Mordaxt. Mit dieser schlug er, der Ungeübte, ohne sich an die überlegene Zahl der Feinde zu kehren, um sich, und siehe, auf jeden Hieb stürzte einer der Räuber, so daß in Kurzem das Feld rein und der Fremde gerettet war. Erst als er wieder allein war, fiel ihm die alte grausige Sage von der Axt wieder ein, wie sie in jedem Jahrhundert ihre Opfer verlange und erst dann zu morden aufhören werde, wenn der Fluch, der auf ihr liege, gelöst sein werde. Dies könne aber nur dann erst geschehen, wenn ein junges bisher noch unbescholtenes Mädchen in thörichter Verblendung aus Geldgier oder Raubluft eine andere schuldlose Jungfrau mit dieser Axt getödtet und dafür die gesetzliche Strafe des Raubmordes gelitten haben werde. Dann solle der Fluch, den ihr erster Besitzer, der unschuldig hingerichtete Brauherr, auf sie gelegt habe, gesühnt und dem Morden ein Ziel gesetzt sein.

Bald darauf ward das Haus fertig und die Axt abermals mit in das Haus gemauert, aber so, daß sie Niemand so leicht wieder herausreißen konnte. Davon bekam das Haus selbst den Namen „die Axt" und behielt ihn auch bis zum 10. Mai 1631, wo es bei der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen zerstört ward. Bis dahin hatte auch das mordende Element

der Art geruht, aber eine eigentliche Lösung des Fluchs erfuhr dieselbe, die freilich verschwunden war, erst hundert Jahre später, wo wirklich zu Magdeburg eine Jungfrau von einer anderen aus raubgieriger Absicht erschlagen ward, letztere aber dafür auch der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer fiel.

327) Der Teufel und der Tartarenkönig zu Magdeburg.[1])

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts lebte in Magdeburg ein reicher Bürger und Rathmann, Namens Melchior Teufel, der aber für seine Zeit sehr wenig fromm war und in seinem Umgange sich gar nicht wählerisch zeigte, denn er ging nicht blos mit Leuten aus allerlei Ständen und verdächtigen Herkommens um, sondern er rühmte sich geradezu, daß er gar keinen Glauben habe. Sein bester Freund war aber der Häuptling einer Zigeuner- oder Tartarenbande, die sich damals in Magdeburg aufhielt. Derselbe ließ sich, trotzdem daß er gar keine Kenntniß von der christlichen Religion hatte, doch dem Rathmann zu Gefallen in der Katharinenkirche taufen und sich dort den Namen eines Grafen von Rosenburg beilegen. Er hatte eine schöne Tochter, die er frühzeitig nach dem Wunsche Teufels für des Letztern Sohn zur Frau bestimmte. Mittlerweile ward der alte Tartarenfürst vom Blitz erschlagen und in der St. Katharinenkirche begraben, die beiden für einander bestimmten jungen Leute aber verlobten sich, wie es ihre Eltern bestimmt hatten. Da trug es sich eines Tages zu, daß spät am Abend ein alter Zigeuner oder Tartar sich bei der jungen Frau vorstellte und ihr sagte, er komme geraden Weges aus der Hölle von ihrem Vater, seinem frühern Herrn, und bringe ihr hiermit dessen Botschaft, sie möge ihren Schwiegervater und Vormund, den alten Teufel bitten, daß er ihren Vater aus seinem Grabe in der Katharinenkirche, wo sein Geist keine Ruhe habe, herausnehme und irgendwo anders hin begraben lasse, weil sonst der Kirche große Gefahr bevorstehe. Die gehorsame Tochter that auch, wie ihr Vater ihr geheißen hatte, allein der alte Teufel lachte dazu und sagte, sie habe wohl geträumt; der Teufel, sein Namensvetter, bestehe nur in der Einbildung, daher werde er auch die Leiche seines Freundes im Frieden an ihrem jetzigen Orte ruhen lassen und sei wegen der Folgen in gar keiner Sorge. Diese blieben aber nicht aus, denn im Jahre 1521, an demselben Tage, wo der junge Teufel mit der Zigeunerkönigstochter Hochzeit machte, schlug der Blitz an der Seite des Krökenthors einen Thurm von der Katharinenkirche, und als nach langer Unfruchtbarkeit im Jahre 1538 jene ihrem Mann das erste Söhnchen schenkte, fiel in der Stadt und Umgegend so viel Feuer vom Himmel, daß man fürchtete, es werde Alles von den Flammen verzehrt werden. Im Laufe der Zeit waren nun aber der Rathmann Teufel, sein Sohn und dessen Gattin gestorben und es lebte nur noch dessen einziger Sohn, der reiche Brauherr Melchior Teufel. Auch dieser ward mehr als einmal im Wachen und im Traum durch Geisterstimmen aufgefordert, den Leichnam seines Großvaters aus der Kirche fortbringen zu lassen, allein ebenso ungläubig wie sein anderer Großvater von väterlicher Seite beachtete er diese Warnung nicht nur nicht, sondern trieb auch noch Hohn und Spott mit derselben. Da trug es sich zu, daß er am Sonntage Misericord. Dom. 1613 unter der Nachmittagspredigt ein Fuder Stroh aus

[1]) Nach Relßieg Bd. II. S. 231 ꝛc.

seinem in der Neustadt gelegenen Hause in das am Breitenwege befindliche Brauhaus schaffen ließ; er selbst leitete das Auf- und Abladen und mochte sich wohl dabei irgend einer Unvorsichtigkeit schuldig gemacht haben, genug, plötzlich entzündete sich das hochaufgethürmte Strohfuder, es entstand eine furchtbare Feuersbrunst und die Katharinenkirche selbst ward mit in Asche gelegt. Die Sage erzählt nun, daß während einzelne fromme Bürger in die Kirche eilten, um die heiligen Gefäße und sonst werthvollen Gegenstände zu retten, sich auf einmal darin schwarze Gestalten gezeigt hätten, welche die Bürger zurücktrieben, mit Aexten in der Kirche selbst Alles zusammenhieben und dabei aus ihren weit geöffneten Mäulern Feuerflammen aushauchten. Es konnte natürlich nicht anders kommen, als daß auf den reichen Teufel der Verdacht fiel, durch seine Gottlosigkeit an dem ganzen Unglück Schuld zu sein. Man nahm ihn fest und gab folgende Gründe seiner Schuld an: erstlich bezeichne ihn schon sein Name als einen Gottlosen und daß er und seine ganze Familie dies seien, hätten sie dadurch bewiesen, daß sie nie oder doch nur selten den Gottesdienst besucht hätten; zweitens sei seine Mutter die Tochter eines Zigeuners gewesen; drittens hätten böse Geister während des Brandes selbst in der Kirche Unfug getrieben und die Bürger am Löschen gehindert, und viertens endlich habe er selbst während des Gottesdienstes vermuthlich darum das Feuer angelegt, weil die meisten Bürger gerade zu der Zeit sich in den Kirchen befanden, also Niemand zum Löschen da war. Da er nichts bekennen wollte, ward er auf die Folter gebracht und vor Schmerzen gestand er denn, er sei mit dem leibhaften Teufel im Bunde und habe demselben versprochen gehabt, in der Nähe der Kirche einen Brand zu stiften, von welchem auch diese ergriffen und die Seele des darin begrabenen Zigeunerkönigs erlöset werden solle. In Folge dessen ward er natürlich von den Richtern zum Tode verurtheilt und sollte am dritten Tage nach dem Urtheilsspruch gehängt werden. So geschah es auch; er ward an einem trüben Herbstmorgen mit einer weißen Kappe, dem sogenannten Armensünderkleide angethan, auf einer Karre durch das Krökenthor nach dem Rabenstein geführt, dort ward erst noch über ihn das hochnothpeinliche Halsgericht abgehalten und er dann dem Scharfrichter übergeben. Wie gewöhnlich führten ihn zwei Henker die Leiter hinan, legten ihm oben eine Schlinge um den Hals und stießen ihn dann von der obern Stufe hinab. Allein was geschah! der Strick, an welchem er gehangen hatte, riß und er stand plötzlich munter und wohlbehalten unter dem Galgen. Er stieg schnell wieder die Leiter hinauf und sprach laut zu dem zahlreich versammelten Volke, er sei nur durch die Schmerzen der Folter zu dem lügenhaften Geständniß seiner Schuld gezwungen worden, er sei unschuldig und da durch das Zerreißen des Stricks gewissermaßen Gott selbst Zeugniß für ihn abgelegt habe, so verlange er, daß ihn die Richter begnadigten, denn er sei ja auch wirklich gehangen worden und zu einem zweimaligen Hängen sei er doch nicht verurtheilt gewesen. Allein die strengen Richter kehrten sich nicht an diese feine Argumentation, sie ließen ihn zum zweiten Male hängen und da diesmal der Strick nicht riß, sondern fest blieb, so mußte er wirklich seinen Geist aufgeben; sein Leichnam ward nachher vom Galgen abgenommen und unter demselben eingescharrt.

Bald war das Feuer und der Brauherr Teufel vergessen und nur wen sein Weg am Galgen vorbeiführte, dachte mit Schaudern an dessen letzten

Candidaten. Da trug es sich zu, daß eines Nachts ein junger Fleischergesell ein Kalb getrieben brachte, das aber, weil es vor Ermattung nicht weiter konnte, gerade unter dem Galgen stehen blieb und durch nichts zum Weitergehen gebracht werden kannte. Es blieb alsa dem Gesellen nichts übrig als sich hinzusetzen und das Thier wenigstens eine kurze Zeit ausruhen zu lassen. Er hatte nicht lange gesessen, da kam ein Wanderer die Straße her, grüßte den jungen Mann und fragte ihn, warum das Kälbchen nicht mehr laufen walle. Dieser erklärte ihm mit kurzen Worten die Ursache und nun fragte jener, ob er nicht, da er einmal hierbleiben müsse, ihm bei einer Arbeit, die aber noch vor Mitternacht fertig sein müsse, helfen walle, es solle sein Schade nicht sein. Als der Geselle „ja" sagte, nahm der fremde Wanderer einen Spaten und grub einen Leichnam aus, der Fleischergesell mußte ihm denselben nach dem nahen Gattesacker tragen helfen, dort machten sie ein neues Grab und senkten ihn ein. Hierauf sprach der Fremde: „Nun, Freund, kehre wieder zu Deinem Kalbe zurück, es wird jetzt wohl ausgeruht haben; da, wa es wieder stehen bleibt, liegt Dein Glück begraben! Gieb ihm den Namen des Thieres, das Dich zu ihm geführt hat." Kaum war der junge Fleischer wieder in die Nähe des Galgens zurückgekehrt, so stand auch das Kalb van selbst auf und schritt munter der Stadt zu; plötzlich aber blieb es abermals stehen, legte sich nieder und war durch keine Schläge zum Wiederaufstehen zu bewegen. Der Fleischerbursche versuchte nun, wie es jene Leute sanst auch zu machen pflegen, es aufzuheben und durch Fortstaßen in Gang zu bringen, allein wie staunte er, als er statt des langen Schwanzes ein kurzes rauhes Ding in die Hand bekam, das dem Schwanze eines Bären, aber nicht dem eines Kälbes glich. Das Thier selbst war gewaltig schwer und fing furchtbar an zu brummen, als es der Fleischer weiter anrührte, um es auf die Beine zu bringen. Kurz jener merkte bald, daß er wirklich statt seines zahmen Kälbchens ein grimmiges Raubthier bei sich habe. In demselben Augenblick begann es nun aber mit seinen gewaltigen Tatzen die Erde aufzuwühlen, daß ihm die Schollen um den Kapf flagen. Nach längerem Wühlen flogen aber auch dunkle Klumpen mit aus dem Baden, die im Fallen einen Klang gaben; der Fleischer, der sich jetzt an die Verheißung des unbekannten Fremden erinnerte, hob einen derselben auf und hatte bald die Hände sa vall van Goldstücken, daß er sie nicht alle tragen und fortbringen kannte. Er scharrte daher einen Theil ein und nahm nur soviel mit als er tragen konnte. Der Bär aber falgte ihm nach wie ein treuer Hund. Am folgenden Tage halte er das übrige Geld nach und war nun sa reich, daß er das Fleischerhandwerk aufgeben und sich das Stück Land, auf welchem der Bär das Gold ausgegraben hatte, kaufen konnte; auf demselben legte er einen stattlichen Gasthaf an und nannte ihn „Zum Bären". Derselbe hat noch bis auf die neuere Zeit gestanden, ist aber eigentlich später mehr unter dem des Bender'schen Kaffeegartens bekannt gewesen.

328) Die Ahnfrau auf den Ruinen der alten Burg zu Randau.[1]

Ohngefähr eine Meile weit von der Stadt Magdeburg auf einer Elbinsel liegt das freundliche Rittergut Randau; dasselbe ward im 30jährigen

[1]) Nach Relßieg Bd. I. S. 386 ꝛc.

Kriege von den Kaiserlichen zerstört, später aber wieder aufgebaut. Früher ist aber jenes Dorf ein großer Flecken mit einem Ritterschlosse gewesen, welches im Jahre 1297 von den Magdeburgern von Grund aus zerstört ward. Gleichwohl sind noch heute einige Trümmer der alten Burg übrig, die aber, wie Jeder dort weiß, auf einer ganz andern Stelle liegen als der jetzige Rittersitz. Auf diesen soll sich noch jetzt um die Mitternachtstunde an gewissen Tagen im Jahre eine weiße Frauengestalt sehen lassen. Das soll der Geist der Ahnfrau von Randau sein, nur weiß man nicht, welchem Geschlecht dieselbe angehört hat, denn von einer Familie von Randau weiß Niemand etwas, und die Familie von Alvensleben, welche am längsten im Besitz des Rittergutes gewesen ist, kann auch nicht gemeint sein, denn es ist immer nur von der alten im oben genannten Jahre zerstörten Burg die Rede, und die Alvensleben haben erst später Besitz von dem Gute genommen. Die Volkssage erzählt nun aber, im Jahre 1297 hätte der damalige Magdeburger Schultheiß, Namens Thiele Weske, mit einem großen Heerhaufen von Bürgern und Söldnern vor der Burg Randau gelegen, wo der Hauptsitz des damals mit der Stadt in Fehde liegenden Landadels der Umgegend gewesen. Der Schultheiß habe aber mit einer in der Burg sich aufhaltenden Edelfrau, einer Gräfin von Barby, ein Liebesverhältniß gehabt und dieselbe habe eines Nachts versprochen, ihn vermittelst einer Strickleiter in die Burg einzulassen; nun habe Jener aber gleichzeitig auf diesem Wege seine Mitbürger dort hineinzubringen gedacht, es seien diese aber, als er bereits in's Schloß eingestiegen war, von den wachsamen Feinden überfallen und von ihm abgeschnitten worden. Im Zimmer seiner Geliebten angekommen, würde er natürlich auch mit ergriffen worden sein, hätte ihn nicht eine alte weißgekleidete Matrone, die er nicht kannte, durch eine Niemandem sichtbare Thüre in ein kleines Gemach gerettet. Von da aus sei er des andern Tages plötzlich wieder unbemerkt in das Gemach der Gräfin getreten und habe derselben, die noch gar nichts von seiner Anwesenheit wußte, mitgetheilt, wer ihn in jenes Seitengemach geführt habe. Da habe Letztere gerufen: „Das ist die Ahnfrau gewesen", fügte aber hinzu, selbige erscheine nur denen, welchen ein großes Unglück bevorstehe. Durch Geräusch von näherkommenden Personen ward der Schultheiß veranlaßt, sich wieder in sein Versteck zurückzuziehen, wo ihm die Matrone zum andern Male erschien und ihm versprach, er werde als Sieger in die Burg einziehen, wenn er sich fern von Frauenliebe halte; so er dies aber nicht thue, werde er mit seiner Geliebten unter den Trümmern der eroberten Burg untergehen. Er versprach zwar ihr folgen zu wollen, allein da er in den folgenden Tagen immer wieder mit der Gräfin zusammentraf, so vergaß er bald sein gegebenes Versprechen und verabredete mit Letzterer, sie wollten zusammen in der folgenden Nacht vermittelst einer Strickleiter aus der Burg zu entkommen suchen. Dies gelang ihnen auch, er entkam glücklich zu den Seinigen, allein er beschloß auch, sofort auf demselben Wege mit diesen zurückzukehren und sich in den Besitz des Schlosses zu setzen. Dies gelang ihm auch, allein in der Burg selbst fand ein heftiger Kampf statt, da die Vertheidiger von allen Seiten auf die Magdeburger, die keine Ortskenntniß besaßen, einstürmten. Schon wichen diese, da kam ihnen auf einmal von einer Seite her Hilfe, wo sie es am Wenigsten erwarteten. Die Ahnfrau stand nämlich unter den Streitenden, schritt vor dem Schultheiß und

seinen Leuten her und führte sie unverletzt durch die dichten Schaaren der Randauer. Auf dem Schloßhofe angelangt, öffnete sie mit eigener Hand die starken Thore und über die herabrasselnden Zugbrücken stürmten jetzt die Magdeburger herein. Es fand noch ein heftiger, aber kurzer Kampf statt, unter den Gefallenen aber fand man die Leichen des Schultheißen und seiner Geliebten, der Gräfin. Uebrigens ward das Schloß selbst bei dieser Gelegenheit durch Feuer mit zerstört.

329) Der hungrige Wolf.[1])

Eine Viertelstunde von der Berliner Chaussee abwärts, eine Stunde von Burg und 1 ½ Meile von Magdeburg liegt ein ohngefähr 18—20 Morgen enthaltendes Torfmoor, welches sonst aus lauter Waldung bestand und mit dem Biederitzer Forst in Verbindung stand. Diese Gegend heißt noch jetzt im Volksmunde „der hungrige Wolf". Der Sage nach ist nun aber diese Benennung aus folgender Begebenheit hervorgegangen. Gegen das Ende des Mittelalters drangen einst bei einem sehr kalten Winter die wilden Thiere bisweilen sogar bis in die benachbarten Dörfer und Flecken und hatten nicht selten, wenn sie nicht in die wohlverwahrten Schafställe dringen konnten, sich an Kinder oder gar Halberwachsene gewagt, sie mit ihren scharfen Zähnen gepackt und in den nahen Wald entführt. Es war wunderbar, daß man, so oft und vielfach man auch nach den Ueberresten der Unglücklichen suchte und nicht selten dem Raubthiere mit seiner Beute auf den Fersen war, nie einen Leichnam, nie ein Gebein davon, auch kein Kleidungsstück oder sonst eine Spur davon entdecken oder auffinden konnte. Fast immer war es ein eisgrauer, ungeheuer großer Wolf, welchen man mit solcher Verwegenheit sich den menschlichen Wohnungen nähern sah, allein trotzdem daß die Jäger und Bauern sich alle mögliche Mühe gaben, ihn zu fangen und zu umstellen oder wenigstens die Fährte seines Lagers zu finden, gelang es doch nie, seiner habhaft zu werden; er überfiel gewöhnlich einen der am Saume des Waldes aufgestellten Jäger, riß ihn nieder und verschwand in dem Dickicht. Dadurch ward aber die Gegend um den Wald selbst so verrufen, daß kein Reisender allein oder bei anbrechender Dämmerung es mehr wagte, den gefährlichen Weg am Rande desselben zu betreten. Da geschah es eines Sonntags Nachmittags, daß ein junger armer Schäfer aus Biederitz mit seiner Geliebten, einer ebenso armen Magd aus Külzau, eine Zusammenkunft in der Nähe jenes verrufenen Waldes verabredet hatte. Beide setzten sich unter einen am Saum desselben stehenden dichtbelaubten Baum und besprachen sich über ihre Zukunft und während dessen weidete die Heerde des Schäfers ruhig auf der vor dem Walde befindlichen Wiese. Auf einmal wurde das Liebespaar durch ein heftiges Hundegebell aufgeschreckt, der Schäfer sprang in die Höhe und sah, wie sein Hund einen unbändig großen Wolf verfolgte, der eben einen Hammel fortschleppte. Furchtlos stürzte er sich ihm nach und es gelang ihm auch bald, sich ihm zu nähern, da die Bestie wegen des Gewichts des Hammels nicht schnell laufen konnte; muthig schlug der Schäfer mit seinem Stabe auf den Wolf los und derselbe ließ auch wider Erwarten seine Beute fallen und eilte dem Walde zu. Erfreut hob der Schäfer das sonst nicht weiter

[1]) S. Relßieg Bd. I. S. 404 ꝛc.

beschädigte, aber furchtbar erschreckte Schaf auf und trug es zu seinen Kameraden zurück, da er natürlich den Wolf für immer entflohen dachte, allein wie ward ihm, als er plötzlich ein klägliches Wehegeschrei vernahm; die Bestie war umgekehrt, hatte das arglos sitzen gebliebene Mädchen ergriffen und schleppte dasselbe dem Walde zu. Mochte nun diesmal die Entfernung eine größere oder die Jungfrau eine leichtere Bürde sein, genug, ehe der Schäfer zur Hilfe herbeieilen konnte, war der Wolf im Walde spurlos verschwunden. Zwar verfolgte Jener mit seinem Hunde so gut es gehen wollte ohngefähr die Richtung im Walde, welche der Wolf eingeschlagen hatte, allein da es bald völlig Finsterniß ward, mußte er die Verfolgung aufgeben und zu der ihm anvertrauten Heerde zurückkehren. Er trieb selbige so schnell er konnte nach Biederitz zurück, erzählte was ihm begegnet war und brach dann sofort wieder mit seinem Hunde auf, um seine Nachforschungen von Neuem in dem ungeheuren Walde zu beginnen. Freilich konnte er sich nur auf die gute Spürnase seines Hundes verlassen, dieser eilte auch rastlos durch das dichte Gestrüpp und Unterholz und sein Herr rastlos hinter ihm drein, ohne sich an ein bis dahin ihm völlig unbekannt gebliebenes Getöse und Lärm, wie wenn das wilde Heer neben ihm herjage, zu kehren, allein als der Morgen graute, fand er, daß er förmlich im Kreise umhergelaufen war, denn er stand plötzlich an derselben Stelle, wo er des Nachmittags zuvor mit seinem Mädchen gesessen hatte. Zum Glück fand er seine gestern in der Eile hier vergessene Schäfertasche und in derselben etwas Brod und Milch, womit er seinen quälenden Hunger und Durst — er hatte sich zu Hause nicht einmal Zeit genommen etwas zu sich zu nehmen — stillen konnte und dann legte er sich neben seinem Hunde ins Gras, um etwas auszuruhen, denn er konnte vor Ermüdung nicht weiter. Schnell überkam ihn ein fester Schlaf und erst am Nachmittage erwachte er wieder, hatte aber leider die Stimmen seiner Mitknechte, die ihn gesucht und gerufen hatten, verhört und fand sich abermals allein. Indessen machte er sich doch von Neuem auf, um die Spur seiner geraubten Geliebten zu suchen und diesmal war er glücklicher als am Abend vorher; er fand nämlich eine kleine Strecke weit im Walde, da wo der Wolf durch das Gebüsch gebrochen war, ein Stück Brod wie zufällig hingeworfen, bald darauf ein zweites und so in einzelnen größeren Zwischenräumen noch einige andere Brocken, welche das Mädchen jedenfalls absichtlich weggeworfen hatte, um bei etwaigen Nachforschungen gewissermaßen als Wegzeiger zu dienen. Endlich hörten jedoch auch diese schwachen Merkmale wieder auf, weil das Mädchen wahrscheinlich kein Brod mehr zum Verbrocken gehabt hatte, und schon wollte der arme Bursche wieder eine andere Richtung in seiner Verfolgung einschlagen, obwohl er kaum noch die Gegenstände um sich herum erkennen konnte, da es wieder dunkel geworden war, da sah er an einem Brombeerstrauche das roth- und gelbgestreifte Tuch flattern, welches, wie er sich erinnerte, sein Mädchen den Tag zuvor um den Kopf gebunden gehabt hatte. Es war dies unmittelbar am Fuße eines sich lang und steil hinziehenden Berges, so daß er entweder umkehren oder hier die Nacht über bleiben mußte, um nicht abermals die Spur zu verlieren. Er entschloß sich zum Letzteren, setzte sich unter jenen Strauch nieder und entschlief auch sehr bald wieder aus völliger Ermüdung. Mitten in der Nacht ward er aber durch das heftige Bellen seines Hundes erweckt und glaubte gleichwohl noch zu

träumen, denn er befand sich nicht mehr in einem dunkeln Walde, sondern dicht vor dem Thore einer alten Burg. An beiden Seiten des großen Eingangsthores brannten lodernde Pechpfannen und in dem grauen Gestein über der Pforte spiegelte sich in der hellen Beleuchtung ein großes stattliches Wappen, in dessen Mitte ein Wolf, dessen Kopf mit einem Ritterhelm geziert war, aufrecht auf den Hinterfüßen stand. Sonst war Alles todtenstill und sei es aus Neugierde, sei es aus Mitleid mit seinem Hund, für den er einige Nahrung im Schlosse zu finden hoffte, drückte der Schäfer an der gewaltigen Klinke des Thorschlosses, dasselbe sprang auf, aber eben so schnell schloß sich die Pforte wieder hinter ihm, als er mit seinem Hunde eingetreten war. Er befand sich in einer großen Eingangshalle, aus der eine breite Treppe in's obere Stockwerk führte, allein er stand bald sprachlos vor Schrecken, denn aus einer Ecke trat eine ungeheure Wölfin mit fünf jungen Wölfen auf ihn los und machte Miene auf ihn zuzuspringen. Zwar versuchte er die Pforte wieder zu öffnen, um zu entfliehen, allein vergebens, sie war verschlossen und es blieb ihm nichts übrig als an den Bestien vorbei nach der Treppe zu eilen. Dies that er auch, er sah sich ängstlich nach ihnen um, jeden Augenblick ihres Angriffs gewärtig, aber derselbe fand nicht statt, zwar verfolgten sie ihn mit ihren glühenden Augen, allein sonst ließen sie ihn ruhig die Treppe hinaufsteigen. Oben angekommen stand ihm abermals eine gewaltige Thüre entgegen, hier besann er sich jedoch nicht lange, er drückte auf das Schloß, dasselbe öffnete sich auch und die Thüre fiel sofort hinter ihm zu, wodurch er denn auch von seiner gefährlichen Nachbarschaft getrennt ward. In dem hohen Zimmer, welches er jetzt betrat, war eine Tafel gedeckt, mit wohlduftenden Speisen und Getränken besetzt, aber kein Mensch war zu sehen. Erst wagte er allerdings nichts zu berühren, als ihm aber eine starke freundliche Stimme zurief, er möge sich nicht fürchten, sondern nur dreist zulangen, da griff er beherzt zu und stärkte sich und seinen vierfüßigen Begleiter mit Speise und Trank. Hierauf ließ er sich auf ein nahestehendes Ruhebett nieder und sank bald in sanften Schlummer. Als er erwachte, befand er sich auf einmal in einer andern Welt. Er selbst war in einen schöngekleideten Rittersmann verwandelt, neben ihm aber saß als seine Gemahlin und ebenfalls mit den schönsten Kleidern angethan seine ehemalige Geliebte, die Bauermagd, sonst aber saßen noch viele schöngekleidete Herren und Damen an festlicher Tafel und außerdem auch ein alter Ritter mit langem Barte und eine würdige Matrone. Von dieser erfuhr er, daß er wirklich nicht träume, sondern daß er es sei, der die Mutter seiner Geliebten und den Vater derselben nebst ihren Geschwistern von einem schlimmen Banne erlöst habe. Es hatte nämlich einst der alte Ritter von Wolfseck seinen einzigen Sohn mit einem Ritterfräulein verheirathen wollen, sein Sohn aber hatte heimlich eine Liebschaft mit einer gewöhnlichen Bauerdirne angefangen, ja nachdem er die ihm von seinem Vater bestimmte Braut zurückgewiesen, sich gar heimlich mit seiner Geliebten trauen lassen und ihr ein tief im Wald gelegenes altes Jagdschloß, wo sein Vater niemals einkehrte, zum Wohnsitz eingeräumt, wo er selbst oft hinkam und nach und nach mit ihr fünf Kinder zeugte. Da fügte es sich, daß einst der vielen Wölfe wegen, die dort hausten, eine große Jagd angestellt wurde, bei der sich auch sein Vater betheiligte. Bei dieser Gelegenheit kam derselbe auch zufällig auf jenes Schloß und fand

daselbst die Gemahlin seines Sohnes mit ihren fünf Kindern. Er verlangte nun zuerst von seinem Sohne, er solle sich augenblicklich von dieser seinen Stand so sehr erniedrigenden Gattin trennen und seine mit ihr erzeugten Kinder verstoßen, und als derselbe das nicht thun wollte, sprach er den furchtbaren Fluch aus, sein Sohn solle so lange als hungriger Wolf der Schrecken des Volks und sein Weib mit ihrer Brut so lange eine gefürchtete Wölfin sein, bis ein frommer Jüngling in der grausen Mitternachtsstunde vor der Wolfsburg erscheinen und Einlaß begehren werde. So hatte denn der arme Schäfer den Bann gelöst, denn seine Geliebte war die älteste Tochter des Ritters Wolf von Wolfseck, der alte Wolf der hungrige Wolf und dessen Gemahlin mit ihren Kindern die Wölfin mit ihrer Brut gewesen. Zufälliger Weise war aber der arme Schäfer eigentlich auch kein Schäfer, sondern der Sohn eines gewissen Ritters von Schwarzenfels gewesen, der einst das früher dem Ritter von Wolfseck bestimmt gewesene Edelfräulein geheirathet hatte, mit selbiger aber weit weggezogen war, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte, den sie einstweilen bis zu ihrer Rückkehr einem Schäfer zur Pflege anvertraut hatten. Da nun aber seine Eltern nie zurückkehrten, hatte letzterer den jungen Pflegling als seinen eigenen Sohn aufgezogen und erst jetzt erfuhr derselbe von seinem Pflegevater die Geschichte seiner Herkunft. Derselbe ließ nun aber die Wolfsburg als den Sitz eines so unheimlichen Geheimnisses niederreißen — was mit seinen Schwiegereltern und ihren Kindern geworden, darüber schweigt die Sage — und zog mit allen den Seinigen ins Böhmerland, wo er von dem König Ottokar II. eine schöne Burg erhalten und dort das Geschlecht der Edlen von Schwarzenfels begründet haben soll.

330) Die Sage von der Dummburg.[1])

Zwischen den Klöstern Hadersleben und Adersleben an der östlichen Spitze des Hakels, einem Gehölz im Fürstenthum Halberstadt, zwischen Kochstedt und Grüningen, das einst mit dem Harz zusammenhing, liegen die Trümmer der sogenannten Dummburg, deren feste Mauern bis jetzt immer noch dem Zahn der Zeit getrotzt haben. An derselben geht aber womöglich des Nachts kein Wanderer vorüber, denn wenn die Sonne untergegangen ist und er den Boden der Burg betritt, so hört er in der Tiefe dumpfes Aechzen und Kettengeklirr, um Mitternacht aber steigen in feierlichem Zuge zwölf lange weiße Gestalten aus den Felsentrümmern hervor, diese tragen einen großen offenen Sarg, den sie auf der Höhe hinsetzen und dann verschwinden. Auch bewegen sich oft die Schädel, die hier und da unter den Klippen herumliegen.

Lange Zeit hauseten in der Dummburg Räuber, welche die vorbeiziehenden Reisenden und Kaufleute, die sie auf der Landstraße von Leipzig nach Braunschweig erspähten, erschlugen und dann ihren Raub in den unterirdischen Höhlen unter der Burg verwahrten. Tiefe Brunnen waren mit den Leichnamen der Erschlagenen angefüllt und andere Unglückliche ließen sie in dem schrecklichen Burgverließ eines schmählichen Hungertodes sterben. Lange

1) Nach Otmar, Volkssagen. Bremen 1800 in 8. S. 225 ꝛc.

blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt, allein endlich traf sie die Rache der umwohnenden, verbündeten Fürsten. Die geraubten Schätze liegen noch jetzt aufgethürmt in den verschütteten Kellern und Gewölben der Dummburg. Doch nur selten ist es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hier und da verfallene Eingänge entdeckt. Geister in Mönchsgestalt oder auch leibhafte Mönche steigen hier öfter hinab.

Einst sah ein armer Holzhauer, der hinter den Felsentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langsam durch den Forst daherkommen und verbarg sich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei und in die Klippen hinein. Der Holzhauer schlich ihm aber nach und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an und rief: „Thürlein, öffne dich!" und die Pforte sprang auf. Dann hörte er rufen: „Thürlein, schließe dich!" und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und über einander gelegten Steinen. Seit der Zeit konnte er aber nicht schlafen und nicht essen, so ängstigte ihn die Neugierde zu wissen, was in dem Keller sei, zu dem die wunderbare Pforte führte. Den nächsten Sonnabend fastete er und mit Sonnenuntergang ging er am Sonntag mit dem Rosenkranz in der Hand hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte und klapperte mit den Zähnen vor Furcht, denn immer dachte er einen Geist in Mönchsgestalt kommen zu sehen. Aber es erschien keiner; zitternd schlich er nun zur Pforte heran, lauschte lange und hörte nichts. Endlich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau und klopfte dann schnell, halb ohne Besinnung an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" sprach er mit schwacher bebender Stimme. Die Pforte sprang auf und er sah vor sich einen schmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, schließe dich!" sagte er, ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts und fand große offene Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und harten Gulden und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen voll Juwelen und Perlen, kostbare Monstranzen und geschmückte Heiligenbilder lagen und standen auf silbernen Tischen in den Ecken der Höhle. Der Holzhauer bekreuzte sich und segnete sich, wünschte sich tausend Meilen von dem bezauberten Ort und konnte doch der Begierde nicht widerstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und seine acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen gingen.

Zitternd und mit zugedrückten Augen streckte er seine Hand aus nach einem Sack, der zunächst neben ihm stand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte schnell nach seinem Kopfe und fand ihn noch fest an seiner Stelle sitzen. Schon weniger zitternd und durch die Augenwimpern blinzelnd nahm er einige Thaler, auch einige Hände voll von den glänzenden Blechmünzen und wankte, sich bekreuzend, wieder der Thüre zu.

„Komm wieder!" rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höhle zu. Kaum vermochte er, da sich rings um ihn Alles im Kreise drehte, das „Thürlein, öffne dich!" zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlicher und lauter rief er: „Thürlein, schließe dich!" und es schloß sich die Thüre. Er

eilte nach Hause so schnell ihn seine Füße tragen wollten, sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Klosterkirche und opferte zwei Zehntheile von Allem, was er in der Höhle genommen hatte, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt und kaufte seiner Frau und seinen Kindern einige Kleidungsstücke, deren sie so sehr bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der Buche gefunden, die er fällte.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber was sollte er mit seinem Reichthum machen? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von Allem, was er hatte; das andere wollte er in seinem Keller vergraben, um von Zeit zu Zeit nach dem Bedürfniß seines Hauses etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen, denn Geld zu zählen hatte er nimmer gelernt. Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen Mann, der aber bei seinem Reichthum hungerte, mit Korn wucherte, den Armen den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maß sein Geld, vergrub es und trug die Metze zurück. Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer beim Verkauf an arme Handarbeiter durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurückgeblieben, die der Holzhauer beim Ausschütten des Geldes nicht bemerkte. Doch den Falkenaugen des reichen Nachbars entgingen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf und fragte ihn, was er mit der Metze gemessen habe. „Holzsamen, Hamsterkorn und dergleichen", antwortete dieser stotternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter und dann versprach er ihm wieder Alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahnete Geheimniß ab und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der Wucherer Entwürfe, wie er mit einem Male alle Schätze aus der Höhle herausschaffen könne, also auch die, welche in Nebenhöhlen etwa noch verborgen oder unter der Erde vergraben sein dürften. Er baute sich bereits große Luftschlösser, was er mit allem dem Gelde machen, wie er das ganze Dorf kaufen und sich nach und nach auch in Besitz der umliegenden Gegend bringen wolle, dann lasse er sich vom Kaiser adeln und werde ein Ritter. Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß sein böser Nachbar zur Burg gehen wolle. Er bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm auch hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizigen von einem offenen Sack voll Goldstücken zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mit zur Pforte zu gehen. Er sollte die Säcke, welche der Wucherer selbst alle herausschleppen wollte, nur in Empfang nehmen und im Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte bekommen von Allem, was sie fänden, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Armen des Dorfes neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hilfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen auf der Burg hinunterzustürzen, den Armen

nichts, der Kirche aber nur einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geiste schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige noch vor Aufgang der Sonne mit dem Holzhauer in die Klippen der Dummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in dem zwanzig andere etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor der Habsucht, aber vergebens, empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst. In sich fluchend und zähneknirschend ging der Geizhals vor sich hin. Nun kamen sie zu der Pforte; der Holzhauer, dem nicht wohl war bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurückhielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen.

„Thürlein, öffne dich!" rief hastig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte und er ging hinein. „Thürlein, schließe dich!" Die Pforte schloß sich hinter ihm. Kaum war er in dem Gewölbe und sah alle die Fässer und Säcke und Kasten voll Gold und edlen Steinen und Perlen und blinkendem Golde, so verschlang er Alles mit den Augen und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus und wollte hastig sie füllen. Da kam aus der Tiefe der Höhle langsamen Schrittes ein großer schwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen und legte sich abwechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf all' das Geld.

„Fort mit Dir, Du Geizhals!" so grinste der schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber in der Angst seines Herzens vergoß er das „Thürlein, öffne dich!", rief einmal über das andere: „Thürlein, schließe dich!" und die Pforte blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem Herzen. Endlich nahete er sich der Thüre. Da schien's ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz, dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" Es öffnete sich die Pforte, aber — o Jammer! da lag der blutende Körper des bösen Nachbars hingestreckt auf seinen Säcken und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde.

331) Der Wolfstein.[1]

Bei dem Magdeburgischen Dorfe Eggenstedt, das unweit Sommerschenburg und Schöningen liegt, erhebt sich auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolfstein nennt und sich dabei folgende Sage erzählt.

In und an dem Brandsleberholze, das auch mit dem Hakel und dem Harz zusammenhängt, hielt sich vor langer, langer Zeit ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er war oder von wo er herstammte. Inzwischen kümmerte dies die meisten Bewohner dieser Gegend nur wenig, da er unter dem Namen des Alten überall bekannt war und öfters, ohne Aufsehen zu erregen, in die Dörfer kam um seine Dienste anzubieten, die er

[1]) Nach Otmar S. 273 rc.

auch zur Zufriedenheit der Landleute verrichtete. Besonders pflegte er die Hütung der Schafe zu übernehmen, wenn die Schäfer wegen der Schafschur oder anderer Hindernisse einen Gehilfen brauchten. Und so sah man den Alten bald bei dieser Heerde bald bei jener.

In der Heerde des Schäfers Melle zu Steindorf fiel einst ein niedliches buntes Lamm. Der Unbekannte bat den Schäfer dringend, ihm dieses zu schenken, und wiederholte die Bitte alle Tage, aber vergebens. Es kam der Tag der Schur und Melle brauchte die Hilfe des Alten. Mit Freuden hütete er seine Heerde, aber als Melle wieder zurückkam, fand er weder sein geliebtes buntes Lamm noch den Alten, alles Andere aber war in Ordnung.

Der Unbekannte war verschwunden und Keiner wußte, wo er war. Nach geraumer Zeit aber stand er ganz unerwartet vor dem Schäfer Melle, der im Kattenthal seine Heerde weidete, und rief ihm zu: „Guten Tag, Melle, Dein buntes Lamm läßt Dich grüßen." Ueber diesen höhnischen Zuruf ergrimmte der Schäfer und griff nach seinem gekrümmten Hirtenstabe, um den endlich gefundenen Räuber zu strafen. Plötzlich aber wandelte der Unbekannte seine Gestalt und sprang ihm als Wehrwolf entgegen.

Erschreckt über den furchtbaren Feind verlor Melle die Fassung, aber seine Hunde stürzten wüthend auf den Wolf ein, der nach langem Kampfe endlich die Flucht nahm. Durch Wälder und Thäler verfolgten sie ihn unabläßig, bis sie ihn in der Gegend des Dorfes Eggenstedt aufhielten. Melle, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, folgte der Spur und rief dem Wehrwolf, als er ihn von seinen Hunden umringt sah, mit furchtbarer Stimme zu: „Nun sollst Du sterben!"

Da stand plötzlich der Alte in Menschengestalt vor ihm, bat ihn, seiner zu schonen, schwur, nie wieder ein Lamm oder ein Schaf zu rauben und erbot sich zu jedem Ersatz. Doch nichts rührte den Ergrimmten. Wüthend stürzte er ein auf ihn mit seinem Hakenstock, aber — verschwunden war der Unbekannte. Es stand vor ihm ein plötzlich aufsprießender Dornenstrauch. Aber auch in dieser Gestalt verschonte ihn der Rachsüchtige nicht. Grausam zerhieb er die Zweige des Dornstrauches und wollte das zerknickte Gesträuch ganz vernichten. Noch einmal verwandelte sich der Unbekannte in einen Menschen und bat um sein Leben, aber der Hartherzige blieb unerbittlich. Da wollte er als Wehrwolf entfliehen, doch ein Streich von des wüthenden Melle Hand streckte ihn todt zur Erde.

Noch jetzt bezeichnet ein Felstrümmer den Ort, wo der Wehrwolf fiel und beigescharrt wurde, und heißt auf ewige Zeiten der Wehrwolfsstein.

332) Hans von Hackelberg der wilde Jäger.[1])

Hans von Hackelberg, herzoglich braunschweigischer Oberjägermeister in der Mitte des 16. Jahrhunderts, lebte buchstäblich nur für die Jagd. Um seine Leidenschaft zu befriedigen, kaufte oder pachtete er mehrere benachbarte Jagden und so durchzog er mit seinem Gefolge und seiner großen Meute Hunde Felder und Gehölze und die Vorgebirge des Harzes Jahr aus Jahr ein bei Tag und Nacht. Einst übernachtete er in Harzburg. Da sah er im Traum einen furchtbaren Eber, der ihn nach langem Kampfe überwand. Als

[1]) Nach Otmar S. 247 ꝛc.

er erwachte, stand das schreckliche Traumbild ihm immer noch vor Augen und keine Vorstellung konnte den Eber ganz verwischen, wenn er auch selbst über seinen Traum lachte. Einige Tage nachher traf er wirklich im Vorharze einen gewaltigen Eber, ganz dem ähnlich, den er im Traume gesehen hatte, an Farbe, an aufsträubenden Borsten, an Größe und an Länge der Fänger. Mit Wildheit, Wuth und Kraft von beiden Seiten begann der Kampf, der lange unentschieden blieb. Seiner Gewandtheit verdankte jedoch Hans von Hackelberg den Sieg und er streckte seinen furchtbaren Feind glücklich nieder. Als er ihn zu seinen Füßen liegen sah, weidete er seine Augen eine Zeitlang an dem Anblick und dann stieß er mit dem Fuß nach seinen schrecklichen Hauern mit dem Ausruf: „Du sollst es mir auch noch nicht thun!" Allein er stieß mit solcher Gewalt, daß der eine der scharfen Zähne den Stiefel durchdrang und ihn am Fuße verwundete.

Anfangs achtete er die Wunde wenig und setzte die Jagd fort, bis es Nacht wurde. Bei seiner Zurückkunft war aber der Fuß schon so angeschwollen, daß der Stiefel abgetrennt werden mußte. Aus Mangel eines sorgsamen Verbandes verschlimmerte sich aber die Wunde in einigen Tagen so, daß er nach Wolfenbüttel zurückeilte, um Hilfe zu suchen. Aber jede Erschütterung des Wagens war ihm unerträglich und nur mit Mühe erreichte er das Hospital bei Wulperode, einem Amtsdorf nahe bei Hornburg und an der Grenze des Herzogthums Braunschweig gelegen. Seine Asche deckt auf dem dortigen Kirchhofe ein Stein, worauf ein völlig geharnischter Ritter auf einem Maulthiere abgebildet ist. Sonst bewunderten Durchreisende in Wulperode die dort aufgehangene schwere ritterliche Rüstung des Hans von Hackelberg, jetzt ist nur noch der Helm dort zu sehen, alles übrige von der Rüstung ist nach Deersheim gekommen, warum, weiß man nicht.

333) Hackelberg und die Tut-Osel.[1])

Weit umher zieht in den Gebirgen des Harzes und im Thüringer Walde der wilde Jäger Hackelberg; doch am Liebsten weilt er im Hakel, von dem er auch den Namen haben soll, und besonders in der Gegend der Dummburg. Oft hört man ihn um Mitternacht, wie er in Sturm und Regen oder im Mondschein bei bewölktem Himmel mit seinen Hunden die Schatten des einst getödteten Wildes in den Wolken verfolgt. Gewöhnlich geht sein Weg von der Dummburg aus quer über den Hakel nach der jetzt wüsten Dorfstätte von Ammendorf, in der Feldmark des jetzt Magdeburgischen Dorfes Hakeborn, unweit des Städtchens Egeln. Doch sehen können ihn nur wenige Sonntagskinder. Zuweilen begegnet er ihnen als ein einsamer Jäger mit einem Hunde; zuweilen sehen sie ihn in einem Wagen, von vier Pferden gezogen und von sechs Jagdhunden begleitet. Aber Alle hören sein furchtbares Daherrauschen durch die Lüfte, hören das dumpfe Hundegebell und das Klatschen seiner Pferde, wie wenn selbige im Sumpfe oder Koth wateten, hören seinen Waldruf: Hu, hu! und sehen seine Begleiterin und Waldhornistin, die Tut-Osel.

Einst saßen drei Wanderer in der Nähe der Dummburg. Schon war es tief in der Nacht. Der Mond blickte hier und da durch die sich jagenden

[1]) Nach Otmar S. 241 ꝛc.

Wolken. Rings umher war Alles still. Plötzlich rauschte es über ihren Köpfen, sie sahen auf und vor ihnen flog eine große Ohreule. „He", rief der eine Wanderer, „das ist die Tut-Osel! Nun ist Hackelberg nicht weit, der wilde Jäger." „Laßt uns fliehen", sprach ängstlich der zweite, „ehe uns das Ungethüm ereilt." „Entfliehen können wir nicht", sagte der dritte, „auch habt Ihr nichts zu befürchten, wenn Ihr ihn nicht reizt. Legt Euch nur still nieder auf den Bauch, wenn er über uns wegfährt. Anreden aber müßt Ihr ja Hackelberg nicht, sonst geht es Euch wie jenem Schäfer."

Und die Wanderer legten sich unter das Gebüsch; bald hörten sie um sich ein Rauschen, wie von einer Meute Hunde, die durch das Gesträuch sich drängen, hörten hoch über sich in den Lüften ein dumpfes Getön, wie von verfolgtem Wild und von Zeit zu Zeit hörten sie schaudernd des wilden Jägers furchtbar tönendes „Hu! Hu!" Zwei der Wanderer drückten sich fest auf die Erde; aber der dritte konnte der Neugier nicht widerstehen, er schielte seitwärts durch die Zweige in die Höhe und sah den Schatten eines Jägers, der schnell mit seinen Hunden vorüber eilte.

Jetzt war es plötzlich rings umher still; die Wanderer erhoben sich langsam und schüchtern und wollten Hackelberg nachsehen. Aber er war verschwunden und kam nicht wieder.

„Wer ist denn die Tut-Osel?" fragte nach langer Pause der zweite Wanderer. „In einem fernen Kloster in Thüringen", antwortete der erste, „lebte einst eine Nonne, Ursel benannt. Diese plagte schon im Leben mit ihrer heulenden Stimme blos ihre Mitschwestern und störte oft den Chorgesang. Drum nannte man sie Tut-Ursel. Aber viel schlimmer wurde es nach ihrem Tode. Denn von eilf Uhr Abends an steckte sie den Kopf durch ein Loch des Thurmes in das Chor der Kirche und tutete kläglich und alle Morgen um vier Uhr stimmte sie ungerufen in den Chorgesang ein. Einige Tage ertrugen dies die Schwestern mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen, aber als sie den vierten Morgen mit einstimmte und eine der Nonnen mit leise zitternder Stimme zu ihrer Nachbarin sagte: „He, das ist gewiß die Ursel!" da schwieg plötzlich der Gesang, die Haare sträubten sich auf und alle Nonnen stürzten aus der Kirche, halblaut schreiend: „He, Tut-Ursel! Tut-Ursel!" Und keine der angedrohten Bußen und Strafen vermochte eine der Nonnen die Kirche wieder zu betreten, bis die Ursel aus den Klostermauern verbannt war. Man holte also den berühmtesten Teufelsbanner seiner Zeit aus einem Kapuzinerkloster an der Donau und dieser bannte durch Fasten und Gebet die Ursel in der Gestalt der Ohreule nach der fernen Dummburg. Hier traf sie Hackelberg, den wilden Jäger und fand an seinem Waidruf: „Hu! Hu!" ein so großes Behagen, als er an ihrem „U! Hu!" Und so ziehen sie nun auf immer vereint auf die Luftjagd aus, er froh, ein Wesen gefunden zu haben seiner Art, sie hocherfreut, nicht mehr eingeschlossen zu sein in den Klostermauern und den Wiederhall zu hören ihres Gesanges."

„Da haben wir nun die Tut-Osel! Aber wie ging es denn jenem Schäfer, der Hackelberg anredete?"

„Hört die wunderbare Geschichte", sprach der dritte Wanderer. „Ein Schäfer hörte einst den wilden Jäger über seine Hürde wegziehen, hetzte seine Hunde an und rief ihm nach: „Glück auf, Hackelberg!" Hackelberg kehrte schnell um und rief ihm mit dumpfer Donnerstimme zu: „Hast Du

mir hetzen geholfen, so sollst Du auch Theil haben an dem Fang!" Der Schäfer verkroch sich zitternd, aber Hackelberg warf ihm eine halbverwitterte Pferdelende in seinen Schäferkarren, daß er kaum sich regen konnte, weder vor- noch rückwärts."

334) Das Grundlos.[1]

Unfern der nördlichen Spitze des Hakels sieht man am Abhange des Berges einen großen Erdfall, zum Theil mit Wasser ausgefüllt, am Rande mit hohem Schilf überwachsen und in der Mitte mit der längsten Stange nicht zu ergründen. Darum heißt er mit Recht: „der Grundlos!"

Hier stand einst vor vielen hundert Jahren, als noch das ganze Land mit Wald bedeckt war, im Dickicht eine Burg, der gewöhnliche Sammelplatz der Raubritter, welche die ganze Gegend umher unsicher machten. Hier theilten sie ihren Raub und die Ernten der zerstreuten Bewohner des Landes, die sie für sich zu arbeiten zwangen bis auf das Blut, besonders bei den Burgfesten. Hierher brachten sie auch ihre Gefangenen und die besten Töchter des Landmanns, die sie zum Hofdienst raubten. Hier schwelgten und lärmten und tanzten die fahrenden Ritter lange Tage und Nächte hindurch und mit Schrecken hörte der ferne Wanderer oft zwischen dem Lärm der Pauken und Trompeten das dumpfe Jammergeschrei derer, die in unterirdischen Höhlen gemordet wurden. Menschliche Hilfe war hier umsonst, denn mächtige verbündete Ritter schützten die Burg mit ihren Reisigen. Da nahte der Tag der Rache.

Einst verirrte sich an einem nebeligen Herbsttage ein hierher kommender Ritter aus Welschland mit seinem Knechte im Harzgebirge und kam zu dieser Burg, welche abwärts von der Straße, welche Reisende zu ziehen pflegten, im Walde dicht versteckt lag. Schon war die Nacht eingebrochen und rings um die Burgmauer her war weder Mensch zu sehen noch Thier. Doch hörten sie drinnen ein wildes Gekreische, wie von betrunkenen lärmenden Männern, und Hörner und Trompeten, begleitet vom Geheul großer Hunde. Die Reisenden pochten und riefen an einer Hinterpforte im Dickicht, aber zu ihrem Glück hörte Niemand ihr Klopfen noch Rufen, denn es tobte der Sturm in der Nacht- und der Regen rasselte auf den Dächern.

Der Knecht, des Rufens müde, suchte ein Obdach und endlich fand er tappend und durch das Gebüsch sich drängend unfern dem Eingange der Burg eine gewölbte Vertiefung und in ihr eine Pferdekrippe, woran ein fressender Klepper stand. Froh über die Entdeckung brachte er seinen Herrn und die Pferde hierher und ließ sie an dem Futter sich laben, womit die Krippe angefüllt war. Der fremde Ritter, ermüdet von der langen mühevollen Reise, entschlief bald auf einem kleinen Heuschober, den er in einem Winkel der Höhlung auffand. Die ferne Musik und das eintönige Rasseln des Regens wiegte ihn in festen Schlummer.

Aber nicht so gut ward es dem Knechte; ihn erhielt die Sorge für seine Pferde und seinen leeren Magen wach, den die Musik und der Gedanke an den Schmaus, der dem Tanze vorausging, wenig beruhigten. Und dann wurde es ihm von Minute zu Minute grauenhafter in der dunkeln Höhle.

[1]) Nach Otmar S. 251 rc.

Er betastete ringsum den geräumigen gewölbten Stall, worin er mit seinem Herrn war, fand aber nichts als reichlichen Vorrath für die Pferde, deren leicht zwanzig hier Platz gefunden hätten. „Wer wohnt hier? Wem gehört der Klepper? wem das Futter, das Du Deinen Pferden giebst? Wie, wenn die Knechte der Tanzenden zurückkommen oder in dem Heu schlafend erwachen? Oder wohnen vielleicht gar Räuber und Mörder hier?" so durchkreuzten tausend Gedanken seine Seele und er konnte nicht schlafen.

Die steigende Furcht trieb ihn näher zu seinem Herrn hin und endlich warf er sich unmuthig auf das Heu, fiel aber in die Tiefe hinab. Unter ihm brachen einige morsche Stäbe; er fiel einige Fuß tief in eine unterirdische Höhlung und sein Gesicht und seine Hände berührten — o Schrecken! Menschenschädel und Menschengebeine, die hier zerstreut lagen.

Laut schreiend raffte er sich auf von dem verwünschten Ort, kroch zitternd hervor und wankte der Thüre des Stalles zu, vergessend seines Herrn und seiner Pferde. Hier saß er vor dem Gebüsch, das den Eingang umkleidete, vom Winde durchströmt, vom Regen durchnäßt und klapperte mit den Zähnen. Allgemach schwiegen die Hörner und Trompeten und bald war rings um ihn eine Todtenstille, die ihm noch grauender war. Jetzt schlug die Thurmuhr zwölf und jedes Haar auf seinem Kopfe sträubte sich auf. Denn angstvoll erwartete er in jedem Augenblick die Erscheinung der Geister der Erschlagenen und so wagte er nicht, in die Höhe noch vor sich noch hinter sich zu sehen. Zusammengekrümmt, die Augen mit den ausgespreizten Fingern bedeckt, saß er da. Plötzlich fielen einzelne Strahlen wie von einer auflodernden Fackel auf das Gebüsch und im Augenblick war Alles wieder verschwunden. Oft glaubte er entferntes Kettengeklirr und dumpfes Aechzen zu hören; er horchte und plötzlich war Alles wieder still. In jedem Augenblick erwartete er vor Angst zu sterben und überlebte doch alle diese Schrecken. Jetzt schlug endlich nach langem vergeblichen Harren die Thurmuhr Eins. Das Gewölk zertheilte sich; einzelne Strahlen des Mondes fielen auf ihn durch die Gebüsche und Hoffnung und Lust zum Leben kehrten zurück in sein Herz. Bald stand der volle Mond in seiner Pracht da am heitern nicht mehr bewölkten Himmel. Und nun wagte es der Knappe einige Schritte vorwärts zu thun, um sich umzusehen, wo er sei. Er entdeckte bald eine nicht sehr hohe Mauer, auf der mehrere kleine Thürme standen, und nicht weit von dem Stalle, von einigen mächtigen Eichen überdeckt, ein eisernes Fallgatter, das den Eingang in den Burghof verschloß. Mit immer wachsendem Muthe (denn vorbei war die Gespensterstunde und der Mond leuchtete ihm) nahte er sich mit leisem Tritt dem Fallgatter und sah hinein in den Burghof, sah am Ende desselben das Thürmlein, das hinauf zum Rittersaal führte. Auf der Mitte des Hofes stand eine Rugesäule (d. h. ein Roland, als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit) mit ausgespreizten Armen. Mit einem Male zeigte sich hier dem Knechte ein wundersames Abenteuer. Drei große Hähne stiegen majestätisch herab von dem runden Dach des Burgverließes und wandelten langsam über den Hof, dem geharnischten Schwertträger zu. Dann hoben sie sich zugleich im Fluge; der größte Hahn, höher und stärker befiedert als ein Adler, setzte sich auf den Kopf der Rolandssäule, die andern nahmen Platz auf seinem Ellenbogen. Und nun krähten sie alle drei zugleich dreimal, daß der Hof und der nahe Wald wiederhallten. Alles still, dann erscholl es wie aus

dumpfer Ferne: „Wehe, wehe, wehe!" Siebenmal krähten nun noch lauter die Hähne und das „Wehe, wehe, wehe!" erscholl zum zweiten Male. Neunmal krähten noch lauter die Hähne und nun erhob sich der große Hahn hoch in die Lüfte und schrie: „Wehe, wehe, wehe! Heute noch versinkt die Raubburg!"

Taumelnd wankte der Knecht nach dem überwölbten Stalle zurück, rüttelte zitternd seinen Herrn, der wie im Todesschlaf dalag, bis er endlich erwachte und verkündete bebend wie Espenlaub ihm die unerhörte Märe, während er die noch nicht gesattelten Rosse zäumte. Kopfschüttelnd strafte der Ritter aus Welschland seinen Knecht Lügen und glaubte dennoch die Erzählung und schauderte baß zusammen bei dem „Wehe, wehe, wehe!" Und ohne zu säumen eilten beide von dannen durch Gebüsch und Hecken, bis sie endlich die gebahnte Straße fanden. Jetzt ging ihnen lang erwünscht die Sonne auf, aber halb verfinstert und wie mit einem Trauerflor umschleiert. Schon sahen sie von weitem die beglänzten Thurmspitzen Magdeburgs. Da hörten sie, in weiter Ferne hinter sich, ein dumpfes Getöse, wie von einem fernen Donner. Sie blickten zurück und sahen eine große dicke Dampfsäule aufsteigen, wie aus einem feuerspeienden Berge. „He", rief der Knecht, „gewiß ist dort die verruchte Burg versunken! Aus dem Schwefelpfuhl, worein die Unholde stürzten, steigt jener Dampf auf!" „Komm", sprach sein Herr, „wir wollen dorthin zurückkehren um die wunderbare Geschichte zu sehen; ich habe so in dem Stall meine Handschuhe, das Abschiedsgeschenk meiner Verlobten, zurückgelassen." Aber höchlich weigerte sich deß der Knecht und zürnend und drohend ritt der Ritter aus Welschland allein der aufsteigenden Dampfsäule zu. Zitternd folgte ihm endlich der Knecht in weiter Entfernung. Nach einigen Stunden erreichten sie die Gegend, wo der Dampf aufbrodelte, der Ritter befahl seinem Knecht hineinzureiten in die Dampfwolke, um seine Handschuhe zu holen. Der Knecht bebte zurück, da riß der Ritter zähneknirschend sein Schwert aus der Scheide und stieß es dem Knecht in die Brust. Noch jetzt siehst Du unfern des Grundloses den Stein, wo der Herr seinen zögernden Knecht würgte und bei Sonnenfinsternissen noch hier und da Tropfen des Bluts, das den Stein überspritzte.

Der Ritter weilte, bis die Sonne höher stieg und nur noch eine dichte Dampfsäule die Mitte der Schreckensgegend verhüllte. Er sah nun vor sich einen See, der immer größer wurde, je mehr der Nebel sich in der Mitte zusammendrängte, und fand endlich am Ufer die Krippe, an der in der Nacht sein Streitroß stand, und in ihr — o Wunder! die Handschuhe, die seine Verlobte ihm gegeben. In tiefem Nachdenken versunken stand der fremde Ritter aus Welschland, den stieren, starren Blick auf seine Handschuhe gerichtet. Bald aber weckte ihn ein Zetergeschrei aus seinem Hinstarren. Er blickte auf, die Sonne hatte jetzt die Mitte des Himmels erreicht und die ganze Dampfwolke niedergedrückt. Da sieht er das Dach der immer tiefer einsinkenden Burg ganz mit Menschen bedeckt, die in der größten Herzensangst immer höher klommen, je näher ihnen das Wasser des immer steigenden Sees kam. An der Kleidung unterschied er etwa acht Ritter und zwölf Knappen. Am lautesten schrie „Zeter und Wehe" über sich und die Andern ein dickes ungestaltes Weib mit feuerrothen Augen und Haaren. Um die Hände frei zu haben, hatte sie in der Angst ihres Herzens ein großes Schlüsselbund sich um den Hals geworfen. Denn dieser Unholdin waren die

Schlüssel anvertraut gewesen über die Keller, Gewölbe und die unterirdischen Gemächer der Raubburg, in welche sie die unglücklichen Schlachtopfer der Räuber herabgestürzt hatte. Jetzt kam ein gräßlicher Anblick: zahllose Gerippe von Erschlagenen und Erwürgten klimmten eins nach dem andern von der entgegengesetzten Seite das Dach hinauf, setzten auf den First sich hin und blickten zähnefletschend auf die Unholde, die in der Todesangst nicht über sich und nicht unter sich zu sehen wagten. Dann aber erhoben sich die Gerippe und schlugen mit ihren Knochenhänden und mit den Ketten, womit sie belastet waren, auf ihre Peiniger.

Zuerst stürzte in die Fluthen die Schaffnerin mit dem Schlüsselbunde um den Hals und wurde in dem Augenblick in eine ungeheure Karausche verwandelt. Dann wurden die Raubritter herabgepeitscht; sie verwandelten sich, sobald sie das Wasser berührten, in sechsfüßige Hechte; zuletzt stürzten die Knappen zeterschreiend herab und wurden Karpfen, ohne von ihrer Größe oder Schwere zu verlieren. Und so verfolgen seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die ausgehungerten Hechte die Karpfen und die Karausche im Grundlos, ohne Ruhe noch Rast. Uebertäubt die Ermattung den Hunger, so jagen die Gerippe in der Tiefe des Wassers sie wieder auf. Noch jetzt sehen die Bewohner der Gegend die moosbedeckten Karpfen, die kleinen schwimmenden Inseln gleichen, und die centnerschwere Karausche mit den feuerrothen Augen, das große Schlüsselbund um den Hals, auf der Oberfläche des Sees. Aber in demselben Augenblick tauchen sie wieder unter, geschreckt von ihren Verfolgern.

335) Der Sprung vom Schlosse Giebichenstein.[1])

Das Schloß zu Giebichenstein ist ein sehr alter Ort, dessen Erbauung man dem Drusus oder Cäsar Gemanicus zuschreibt, wenigstens scheinen die bei Anlegung des Schloßgartens im Jahre 1718 gefundenen silbernen und kupfernen römischen Münzen es zu bestätigen, daß die Römer bis dahin vorgedrungen sind. Aber nicht das jetzt in der Zerstörung auf dem Felsen liegende Schloß schreibt man den Römern zu, sondern das, welches dem Felsen gegenüber auf der Anhöhe, worauf jetzt ein kleines Lusthaus steht, gestanden hat, wovon noch Ueberbleibsel von Mauern vorhanden und sichtbar sind. Ebenso unbekannt ist der Ursprung des Namens „Giebichenstein"; es heißt auch Wikenstein, Witkenstein, Gewekenstein, Chiwikenstein rc. Die wahrscheinlichste Erklärung scheint die zu sein, daß man es von den Wörtern ableitet: „Gev ik den Stein" d. h. geb ich den Stein oder den Fels (mit dem darauf gebauten Schlosse, welches das Schloß zum Stein geheißen haben soll), deren sich Otto I. in dem Briefe, den er bei der Schenkung desselben an die Kirche zu Magdeburg ausstellte, bedient haben soll.

Das Schloß selbst ward vor Erfindung des Schießpulvers für unüberwindlich gehalten und diente zur Verwahrung der Gefangenen, die der Kaiser zuweilen hierher schickte. Unter diesen soll sich auch der berühmte Landgraf Ludwig II. von Thüringen (geb. 1042 gest. 1123) mit dem Beinamen der Springer befunden haben.

Es hielt sich nämlich Ludwig in Thüringen oft in der Neuenburg bei Freyburg auf und verliebte sich hier in des Pfalzgrafen zu Sachsen Fried-

[1]) S. J. G. Brieger, Beschreibung der Stadt Halle. Grottkau 1788 in 8. S. 191 rc.

richs III. außerordentlich schöne Gemahlin Adelheid, und um sie zu besitzen, erstach er im Jahre 1065 den Pfalzgrafen auf der Jagd mit einem Schweinspieß. Der Bruder des Letzteren, Adelbert, brachte es auch bei Kaiser Heinrich IV. dahin, daß Ludwig in die Acht erklärt ward. Derselbe reiste im Jahre 1077 nach Magdeburg, er ward unterwegs unvermuthet aufgegriffen und aufs Schloß Giebichenstein gefangen gesetzt. Hier saß er nun schon zwei Jahre und acht Monate gefangen, ohne einen Richterspruch erlangen zu können, denn der Kaiser war außer Landes und Niemand anders konnte den Grafen richten als der Kaiser selbst. So saß er denn täglich kummervoll in seinem Thurmgemache, worinnen ihn sechs Ritter bewachten, und schaute in den Saalgrund hinab, über welchem sich bekanntlich auf hohem steilen Felsen die Burg Giebichenstein erhebt. Mittlerweile kam ihm aber zu Ohren, der Kaiser wolle ihn ob seiner That am Pfalzgrafen hinrichten lassen; es ward ihm also sehr um sein Leben bange und er begann sich für krank auszugeben und bat, daß sein Schreiber zu ihm gelassen werde, er wolle sein Seelgeräthe aufrichten und sein Haus bestellen, auch einen Diener forderte er, den er an seine Gemahlin Adelheid entsenden wolle. Und als ihm dies gestattet wurde, gebot er heimlich dem Diener, an einem gewissen Tage, wenn er das Seelgeräthe abzuholen komme, zu bestimmter Stunde mit seinem weißen Hengste, der Schwan genannt, drunten am Saalufer zu harren, auch das Roß wie zur Schwemme in den Saalstrom zu reiten. Hierauf stellte er sich ernstlich krank, machte auch sein Testament und ließ sich sein Sterbehemde bereiten und mehrere Mäntel bringen, dieweil ihn friere; in diese hüllte er sich und wankte am Stabe im Zimmer auf und ab, während seine sechs Wächter sich die Zeit mit dem Bretspiel vertrieben. Da es im Steingemach noch sehr kühl war, draußen aber die Sommersonne des Augustmonats warm schien, so lehnte sich der kranke Graf in das große Bogenfenster, das er geöffnet, und wärmte sich. Da er aber drunten den Diener zu Roß nebst seinem Schwan in die Saale einreiten sah, so war er plötzlich nicht mehr krank, sondern mit einem Satz am Fenster und mit einem zweiten außerhalb des Thurmes und mit wenigen Schritten ganz vorn am Felsenvorsprung, und von hier sprang er mit dem Ausrufe: „Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte!" vom Felsen gerade herab in den Strom. Die Mäntel umgaben ihn wie ein Rad, die Kähne ruderten herbei, der Landgraf gewann einen derselben und kam glücklich ans andere Ufer. Hier zog er trockene Kleider an, setzte sich auf seinen Schwan und eilte nach Sangerhausen zu seiner schönen Adelheid. Aber noch war er nicht in Sicherheit, er reiste daher mit Adelheid nach Rom und ließ sich vom Papste absolviren. Von dem Sprunge bekam er den Beinamen: der Springer oder Salicus.

Man zweifelt nun zwar an der Möglichkeit des Sprunges, namentlich wenn man die gegenwärtige Entfernung des Felsens von der Saale in Anschlag bringt. Allein untersucht man die Erdlage vom Felsen bis an das Flußufer, so findet man, daß sich die Oberfläche derselben erst nach und nach gesammelt hat, und daß früher die Saale entweder dicht an dem Felsen vorbeigeflossen ist oder doch gewiß bei großem Wasser eine solche Höhe erreicht hat, daß Kähne darauf fahren konnten, welches auch jetzt zuweilen noch der Fall ist. Es giebt aber andere historische Gründe, welche den Sprung und die ganze Begebenheit gänzlich zweifelhaft machen.

336) Der Basilisk zu Halle. [1]

Im Jahre 1457 ist das Moritzthor zu Halle gebaut worden, über welchem ein Marienbild errichtet worden ist mit den Worten: Ego mater pulc. dilectionis. Unter diesem Bilde stehen zwo Wappen, dazwischen ein Drache oder Schlange, so für den Basilisken gehalten worden, der wegen verweigerter Armen-Sole am Osterabend den deutschen Salzbrunnen verstopft und durch einen hinabgelassenen strohernen Mann mit Spiegeln, den er angehaucht, also durch sein eigen Gift sich selbst getödtet. Darunter stehen die Worte: Anno Domini M. CCCC. LVII. feria quarta post Bartholomaei h. valva e. incepta.

Den 29. October des Jahres 1609 ist ein solcher todter Basilisk (vielmehr wohl ein künstlich zubereiteter) aus Afrika mit einem Drachenkopf in derselben Stadt Halle herumgetragen und gezeigt worden, der aus eines Hahnes Ei soll gebohren sein. Nach Lauremberg (Acerra philol. Cent. II. f. 180 sq.) wäre dies aber eine Fabel, so aus dem Plinio herrührt, der da meldet, daß in Aegypten und Afrika eine Art kleiner schwarzer Schlangen gefunden werde, auf Lateinisch Aspis, auf Deutsch Otter genannt, nur eines Fußes lang, die habe auf dem Haupte ein silberweißes Fleckchen, wie eine Krone, kreuche auf dem Schwanze, trage die Brust und den Kopf in die Höhe und verjage mit ihrem Zischen alle Schlangen, tödte auch Alles, was sie ansehe und anblase. Diese Otter heiße aber Plinius einen basiliscus.

337) Zu Halle wird ein Jude am Galgen getauft. [2]

Im Jahre 1462 ward zu Halle ein Jude, Namens Abraham, wegen Dieberei zum Strang verdammt, und weil er sich nicht wollte taufen lassen, mit einer Kette an den Füßen und neben ihm auf jeder Seite ein Hund aufgehenkt. Des andern Tages, weil er auf des Priesters Unterweisung zusagte, sich taufen zu lassen, stieg der Pfarrer zu U. L. Frauen Hermannus Riese zu ihm an den Galgen, taufte und chrisamte ihn hängend und nannte ihn Matthäus. Nach verrichteter Taufe baten die Gelahrten den Rath für ihn, da ward er abgenommen und ins Spital getragen. Da lag er bis auf Mittwoch nach Dionysii an die 20 Tage, da starb er und ward begraben. Fast 100 Jahre nachher, den 10. Julius 1553, ist zu Weißenstein in Schwaben ein Jude, Namens Anstett, gleicher Weise wegen seiner Missethat bei den Füßen am Galgen hängend, bekehrt, getauft, darauf abgenommen, aber dann am Halse aufgeknüpft worden und ist so als bußfertiger Christ gestorben, wie uns Al. Bidenbach in seinen Consilia Dec. IV. Cons. X. f. 353, No. 368 erzählt hat.

338) Spruch von der Hallischen Zwietracht. [3]

Am Tage Lamberti des Jahres 1478 entstand zu Halle zwischen den Pfännern oder Salzjunkern an einem und zwischen den Innungen, Gemeinheiten und Rath zu Halle am andern Theil (wegen der Lehngelder, so die

[1] S. Olearius, Halygraphia Topo-Chronol. oder Ort- und Zeitbeschreibung der Stadt Halle in Sachsen. Leipzig 1667 in 4°. S. 194. und Halygr. contin. Halle 1679 in 4°. S. 94.

[2] S. Olearius S. 197.

[3] Nach Olearius S. 206.

Pfänner dem Erzbischof zu geben hatten und wider der Gemeine Willen vom Rathhause nehmen wollten) eine gefährliche schädliche Uneinigkeit, worüber Hans Scholtbach, ein Rathskämmerer, erschlagen und ungeachtet der Städte Magdeburg und Braunschweig Unterhandlung dem Erzbischof Ernestus, der damals zu Giebichenstein war, die Schlüssel der Stadt übergeben worden, welcher er sich am Tage Mauritii oder am Abend Matthäi bemöchtigt, ihre Freiheiten beschnitten, viel Personen in das Gefängniß gelegt, und damit er dieselbe fortwährend im Zaum halten könne, hernach im folgenden Jahre das Schloß, die Moritzburg, sammt einer schönen Kapelle und Hofhaltung aufgebaut und den vierten Theil vom Salzwesen oder Thalgut sowie den fünften von andern Gütern bekommen. Es finden sich nun aber in alten Büchern von der Jahrzahl und Sache folgende Reime:

Ein Rincke von einer Fuhrmanns-Tasche,
Vier Oehre von einer Bier-Flasche
Und ein halber Galgen empor,
Zwei Burgundische Kreuze davor,
Ein Sparr aufwärts, drei Säulen darzu
Brachten Hall in Müh und Unruh.
M. CCCC. LXXVIII.

339) Der Jude Pfefferkorn zu Halle.[1])

Im Jahre 1515 oder nach Andern im Jahre 1514 den 13. September Mittwochs nach Aegidii ist Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude zu Halle, vor der Moritzburg auf der Juden Kirchhof, als er zuvor etliche Male mit glühenden Zangen gerissen, an einer Kette, so um den Leib gegangen, an eine Säule gelegt, daß er herumgehen können, und ein Kohlenfeuer um ihn gemacht, so immer näher hinzugescharrt, er also gebraten und verbrannt worden, nachdem er bekannt, daß er

1) bei 20 Jahren priesterlich Amt gepflogen und doch nicht geweihet oder ordiniret worden,

2) drei geweihete Hostien gestohlen, derselben eine behalten, gemartert und gestochen, die andern zwo den Jüden verkauft,

3) von den Jüden hundert Gulden bekommen und ihnen einen Eid geschworen, den Erzbischof Albrecht zu Magdeburg und den Churfürsten Joachim zu Brandenburg sammt allem ihren Hofgesinde mit Gift zu vergeben, wie denn gar nahe geschehen und er, da er damit umgegangen, zur Haft gebracht worden,

4) ingleichen alle Unterthanen des Erzstiftes Magdeburg und Halberstadt zu vergeben und sie mit Brand zu verfolgen,

5) zwei Kinder gestohlen, das eine den Jüden verkauft, es selber martern und stechen helfen, daß sie das Blut davon zu ihrer Nothdurft bekommen, das andere, weil es rothe Haare gehabt, hätte er ohne Schaden wieder weggeschenkt,

6) sich für einen Arzt ausgegeben, den Leuten aber, wenn er ihnen helfen sollte, Gift beigebracht und so 15 Personen getödtet,

7) einem Priester im Frankenlande einen gebannten Teufel gestohlen, damit viel Zauberei getrieben, endlich denselben um 5 Gülden verkauft, und

8) die Borne vergiftet.

---

[1]) Nach Olearius S. 231.

340) Der Teufel führt einen Schüler zu Halle durch die Luft.[1])

Dienstag nach Margarethä Abend im Jahre 1560 zwischen 10 und 11 Uhr nimmt der Teufel in Valentin Röselers Hause einen Schüler aus dem Bette, führt ihn durch das Dach hindurch und setzt ihn zum Güldenen Ringe in den Hof, dadurch ihm der Arm und die Seite sehr verstaucht, er aber doch beim Leben erhalten worden.

341) Zauberinnen zu Halle verbrannt.[2])

Donnerstag nach Pauli Bekehrung des Jahres 1604, Andere setzen den 23. Februar, ward die sogenannte dicke Christina und Thor-Ursul wegen Zauberei vor dem Steinthore verbrannt. Die dritte, die Bockin genannt, welche nach erlittener Tortur gestorben, ward auf dem Schindeleich begraben. Früher schon war im Jahre 1487 eine Wehemutter wegen beschuldigter Zauberei, Vergiftung und Ermordung verschiedener Personen mit Feuer verbrannt worden. — Den 6. Martii ist zu Lauchstädt eine Zauberin, die Haferkastin genannt, nebst einer andern verbrannt worden, welche ausgesagt, daß der böse Feind sie auf die Spitze des rothen Thurmes zu Halle geführt und sie, wo sie nicht halten wolle, was sie ihm zugesagt, herabzustürzen gedrohet, hernach fünfmal auf derselben Spitze mit ihr Unzucht getrieben.

Ebenso ward im Jahre 1619 den 31. December Gabriel von Lüderitz wegen Verbündniß mit dem Satan vor dem Rathskeller auf dem Neumarkt enthauptet, desgleichen ward 1624 den 4. Junius der Stadtknecht Heinrich, weil er mit dem Teufel Unzucht getrieben, vor dem Steinthore geköpft und verbrannt, den 18. Junius 1628 die Bader Lene an demselben Orte und den 11. Mai 1655 eine gewisse Katharina Blumin, endlich den 14. Juli 1664 Margaretha Kulbin, eine Bauerfrau aus Dölau, zu Giebichenstein.

342) Der Saupfaff zu Halle.[3])

Zu der Zeit des Kardinals Albert ist zu Halle am Ostertage des Jahres 1536, indem der Kardinal hohe Messe gehalten, eine seltsam abscheuliche Wundergeburt von einer Sau vor des Bischofs Schloß zu St. Moritz geboren, auf zwei Beinen stehend, einem Menschen und Affen gleich, mit aufgesperrtem Rachen, die Zunge zum Halse heraushängend, zur Linken voll Kerben, als wie zerschnitten, auf den Augen Blasen voll Flecken, zur Rechten ein glattes Menschenohr, zur Linken ein hängend Sauohr, zwischen den Ohren einen Fleck wie blauem Zwirn, der Kopf ohne Haare, Maul und Nase einem Affen, hinterwärts einer Sau gleich, saufarbig wie thonigte Erde.

Ein ähnliches Thier ist aber schon im Jahre 1523 von einer Sau geworfen worden, so einen Menschenkopf mit einer Platte wie ein Meßpfaffe gehabt, welches der Saupfaff genannt worden.

---

1) Nach Olearius S. 274.
2) Nach Olearius, S. 346, u. Dreihaupt Th. II. S. 631 sq. u. Reichard Bd. II. S. 291 sq.
3) Nach Olearius, Halygraphia contin S. 47, cf. p. 44.

343) Gott helf! [1])

Als einst ein Mann bei Nacht an der Kirche, die auf dem Neumarkt zu Halle steht, vorüberging, saß eine Frau in weißen Kleidern auf der Kirchhofsmauer und nieste. „Gott helf!“ sprach der Mann, doch sie dankte nicht, sondern nieste gleich noch einmal. Und er rief wieder: „Gott helf!“ Sie aber nieste zum dritten Male. Da wurde der Mann ärgerlich und sagte: „Wenn Dir Gott nicht helfen will, so helfe Dir der Teufel!“ Und nun fing die Frau zu klagen an und sprach: „Hättest Du zum dritten Male „Gott helf“ gesagt, so wäre ich erlöst worden; doch nun muß ich wieder hundert Jahre warten, ehe mich Jemand erlösen kann.“

344) Der Gütchenteich. [2])

An der Nordostseite von Halle zwischen dem Geist- und Steinthore liegt ein kleiner Teich, welcher der Gütchenteich oder die Gütchengrube heißt. Aus diesem stammen die Kinder, die in Halle geboren werden. Auch kam zu ihm einst bei Nacht eine Gräfin in schwarzer Kutsche gefahren und verschwand darin. Nach Einigen ist er ohne Grund, doch nach Andern stand an dem Platze früher ein Schloß, welches in die Erde versunken und an dessen Stelle der Teich getreten ist, und bei hellem Wetter soll man noch jetzt die Thurmspitze des Schlosses in der Tiefe schimmern sehen. Die Kinder dagegen, welche zu Glaucha geboren sind, kommen aus dem Teiche am rothen Thor (hinter dem Waisenhausgarten); und auch hier soll einst eine Gräfin in schwarzer Kutsche versunken sein.

345) Das Jesuskind im alten Hospital zu Halle. [3])

In dem frühern Cyriakshospital zu Halle (in der Vorstadt Glaucha) stand auf dem Tische des Zimmers, in welchem die Hospitaljungfern Abends zusammen saßen, ein etwa dreiviertel Ellen hohes Jesuskind. Es war aus Holz geschnitzt, bunt lackirt und trug ein weißes Hemdchen. Alle Jahre am Weihnachtsabend mußten die Hospitaljungfern es abwaschen und auch das Hemdchen waschen, ausplätten und ihm wieder anlegen. Wenn sie dies einmal vergaßen oder nicht sorgfältig genug verrichteten, so erhob sich in der folgenden Nacht ein so heftiges Poltern im Hause, daß sie es nicht aushalten konnten, und das kehrte alle Nächte wieder, bis der Fehler gut gemacht war.

346) Der Nix von Giebichenstein holt die Wehemutter. [4])

Bei Giebichenstein in der Saale wohnte ein Nix mit seiner Frau. Der kam einst bei Nacht zur Wehemutter und bat sie, mit ihm zu gehen; da sie sich jedoch weigerte, drohte er sie auf der Stelle zu erschlagen, wenn sie ihm nicht folge. Da ging sie denn zitternd hinter ihm her, und wie sie an die Saale kamen, schlug der Nix mit einer Ruthe auf das Wasser. Alsbald thaten sich die Wellen auf und beide schritten eine schöne breite Treppe hinab

[1]) Nach Em. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. Th. I. S. 23.
[2]) Nach Sommer S. 25.
[3]) Nach Sommer S. 38.
[4]) Nach Sommer S. 41.

in das Nixhaus, welches ein hoher königlicher Palast war und von Gold und Silber und Edelsteinen strahlte. Die Wehemutter fand hier das Nixweibchen in Kindesnöthen und stand ihr bei. Und als sie fertig war und der Nix aus der Stube ging, ihre Bezahlung zu holen, raunte ihr das Weibchen heimlich zu: „Wenn mein Mann jetzt wiederkommt und Euch große Schätze anbietet, nehmt ja nicht mehr als Ihr gewöhnlich von den Menschen bekommt, sonst möchte es Euch übel ergehen." Da kam der Nix zurück mit einer großen Mulde voll Goldgulden und anderer Gold- und Silbermünze und sprach zu der Frau: „Hier nehmt für Euere Mühe so viel Euch gefällt" und dabei wühlte er mit der Hand in der Mulde, daß die Stücke lustig klimperten und hielt sie ihr hin. Sie aber nahm nur ein Viergroschenstück. „Das ist Dein Glück, Alte," sprach der Nix, „hättest Du mehr genommen, so hätte ich Dir den Hals umgedreht!" Hierauf führte er die Wehemutter wieder zu der Treppe und sie stieg voll Angst die Stufen hinauf und hörte das Wasser hinter sich zusammenrauschen, doch wagte sie sich nicht umzusehen, bis sie auf ihrer Thürschwelle stand.

347) Nixe kämpfen mit einander. [1])

Ein Mann, der von Rothenburg nach Halle ging, traf unterwegs einen andern, den er am nassen Saume seines Kittels als einen Nix erkannte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und der Fremde erzählte, er sei der Nix von Rothenburg und habe dem von Giebichenstein seine Frau auf vierzehn Tage geborgt, damit sie ihm indeß haushalte, weil die Nixe von Giebichenstein krank sei. Der Nix von Giebichenstein habe auch versprochen, ihm die Frau nach den vierzehn Tagen wiederzubringen, allein heute sei schon der sechzehnte Tag; darum habe er sich aufgemacht, sie heimzuholen und dem Giebichensteiner zu zeigen, wie es denen ergehe, die ihr Wort nicht halten. Als der Nix in Giebichenstein von dem Bauer schied, sagte er ihm noch, er möge am Ufer Acht geben, ob nicht bald ein Blutfleck oben auf dem Wasser erscheinen werde; der soll ihm ein Zeichen sein, daß einer, er oder der Giebichensteiner, im Kampfe gefallen sei. Hierauf ging er über das Wasser bis mitten in die Saale und stieg dann hinab. Nach kurzer Zeit aber quoll helles Blut auf die Oberfläche des Wassers herauf; doch wer getödtet worden, weiß man nicht.

348) Die goldene Ente in Giebichenstein. [2])

Von der Moritzburg in Halle führt ein unterirdischer Gang nach Giebichenstein, an dessen Ende eine goldene Ente mit drei goldenen Eiern sitzt. Doch wo der Gang ausmündet, weiß man nicht, sonst wäre man dort schon lange hinabgestiegen und hätte sich den Schatz geholt; von Halle aus aber bis ans Ende des Ganges zu gehen, hat noch Niemand vermocht, weil der Gang zu finster ist. Drei Hallorenweiber machten sich einst auf, die Ente zu suchen. Sie nahmen eine Lampe mit und banden am Eingange des unterirdischen Weges das Ende eines Knäuels an, den sie beim Fortgehen immer weiter abwickelten, um den Weg zurückzufinden. Als sie jedoch etwa den

[1]) Nach Sommer S. 45.
[2]) Nach Sommer S. 64.

dritten Theil des Weges gegangen sein mochten, erlasch die Lampe und sie mußten umkehren. Zum Andenken werden ihre Kamisale noch jetzt von den Halloren in der Sacristei der Moritzkirche aufbewahrt.

349) Die Erbauung von Halle und die Rechte der Halloren. [1])

In alter Zeit standen dort, wo nun die Stadt Halle gebaut ist, nur 96 Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Sie waren adeligen Geschlechtes und aus jener Zeit stammt noch das adlige Wappen, welches beim Pfingstbier vor dem Zuge der Halloren hergetragen wird. Die Salzwerke zu Halle aber sind gar alt, denn 6 Monate vor Christi Geburt schon ward von den Wenden der hiesige Salzquell entdeckt, sie gruben den Gutjahr-Brunnen (der später diesen Namen bekam, weil er in dem guten Jahre abgeteuft ward, wo Christus geboren ist), legten nun 20 Salzkothe an und nannten den Ort Dobrebora. Im Jahre 735 überzog der fränkische Hausmeier Karl Martel die Sachsen und Wenden mit Krieg, um das Christenthum einzuführen, überwand und bekehrte sie, erbaute Stiftskirchen in Merseburg und Magdeburg und schenkte seinen fränkischen Soldaten für ihre ritterlichen Thaten ein Ritterfähnlein und das Salzwerk Dobrebora, die es als Gutsherren und Würker erhielten, bald auch den deutschen Brunnen gruben, und von ihnen stammen also unsere Halloren ab. Derselbe Karl Martel gab den Salzwürkern im Jahre 738 nicht allein eine Ritterfahne, sondern auch den Titel als Ritter Unserer Lieben Frauen Brüderschaft, weshalb sie berechtigt waren, in ihren Wappen einen offenen Helm zu führen; das Fähnlein zeigte auf einer Seite die Jungfrau Maria, auf der andern ein Stück Salz, worüber ein offener Helm und zwei Haken waren.

Im Jahre 803 wurde der Meteritzbrunnen gegraben, wozu das Geld ein Mädchen gab, welche es mit ihrem Leibe verdient hatte. Der Hackenborn ist erst später im Jahre 884 von einem Ritter von Hacken gegraben worden.

Als nun wie gesagt um diese Zeit eines schönen Tages die Halloren vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof vorbei, welchem damals das ganze Land gehörte und welcher zu Giebichstein seinen Sitz hatte. Den baten sie um Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Der Bischof lachte und fragte sie, ob sie einen guten Käufer für ihre Lumpen gefunden hätten, daß sie davon Städte erbauen wollten; denn sie sahen sehr ärmlich aus. Sie aber antworteten:

„Han wir hüte Water und Holt,
So han wir morne Silber und Gold."

„Nun so baut in Gottes Namen mit Wasser und Holz", rief der Bischof, „und es leuchte Euch Sonne, Mond und Sterne". Und zum Andenken an jenen Ausspruch stehen noch jetzt im Wappen der Stadt Halle Sonne, Mond und Sterne. Ein Jahr darauf kam der Bischof wieder des Weges und nun sah er die schöne Stadt Halle an der Stelle jener Hütten stehen und die Halloren eilten ihm entgegen und dankten ihm fußfällig, daß er ihnen erlaubt hatte die Stadt auf seinem Grunde zu bauen. Und weil das Gedränge zu groß ward, setzte man den Bischof auf einen Esel, den ersten Esel, der nach Halle kam, und vor ihm her streute man, um den Bischof zu ehren, lauter

[1]) Nach Sommer S. 70 und Keferstein, Ueber die Halloren. Halle 1843 in 8°. S. 7 rc.

Rosen. Zum Andenken daran ist noch heute das Wahrzeichen von Halle ein Esel, der auf Rosen geht. Die Halloren lebten nun in allem Glück und unterdeß kam die Zeit, daß Kaiser Karl der Große seine gefährlichen Kriege begann. Da zogen zwölf Halloren in sein Heer, die waren größer als alles andere Volk und wurden Riesen genannt. Die zwölf Schwerter, welche diese zwölf Krieger an ihrer Seite führten, werden noch jetzt aufbewahrt und zum Pfingstbier von 12 Männern getragen; sie sind $4\frac{1}{2}$ Elle lang. Weil nun die Halloren im Heere Karls des Großen [1]) sich durch Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatten, verlieh er ihnen, als Frieden geschlossen war, größere Rechte als seinem übrigen Volke und schenkte ihnen zum Andenken auch das Pferd, welches er selbst im Kriege geritten, und die Fahne, die sie geführt hatten, und er bestimmte, daß jeder seiner Nachfolger, wenn sie ihm den Huldigungseid leisten, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, mit königlichem Sattelzeug und eine Fahne schenken solle, weil sie besser seien als seine übrigen Unterthanen. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Die Fahnen werden alle in der Moritzkirche aufbewahrt und es sind ihrer jetzt 34, denn auf Karl den Großen sind bisher 33 Kaiser und Könige gefolgt; von Friedrich Wilhelm III. aber haben die Halloren zwei Pferde und zwei Fahnen erhalten, weil sie ihm zwei Mal Treue geschworen haben, ein Mal nach der Thronbesteigung und das andere Mal nach der Besiegung der Franzosen. Das Pferd behält man stets nur bis zum ersten Pfingstbier nach der Thronbesteigung, bei welchem es der älteste Hallore reitet. Dann wird es verkauft und der Erlös kommt in die Bruderschaftskasse.

Der Sage nach wäre nun unter den Rechten, welche die Halloren von Karl dem Großen empfangen, das größte das gewesen, daß sie selbst Gericht halten und über Tod und Leben entscheiden durften. Zum Zeichen dafür habe er ihnen den Roland in ihre Stadt gestellt, der noch jetzt auf dem Markte zu Halle steht. Auch erlaubte er der Brüderschaft, daß sie drei Flinten (!) führen durfte und mit diesen in seinen Forsten soviel Wild zu jagen als ihr gefiel. Der Bischof in Giebichenstein aber gelobte in seiner Freude, als er die Stadt sah, ihr alljährlich 82 Tonnen Bier und 12 Pfund Knobbenmehl und zu jeder Knobbe einen Hering zu schenken. Dies empfingen die Halloren auch vom Amte in Giebichenstein regelmäßig, bis es in späterer Zeit in eine Geldsteuer verwandelt ward. So weit die eigene Sage bei den Halloren. In der That verhält es sich aber mit ihnen wie folgt.

Die Halloren sind unzweifelhaft keltischen Ursprungs, also weder Slaven noch Franken, und die Ureinwohner des Landes, worauf zum Theil noch einzelne in ihrem Dialekt vorhandene alte Ausdrücke hindeuten, sind ein eigenthümlicher Menschenschlag und von schlanker und hoher Statur, am ähnlichsten dem Tyrolerstamme. Eigenthümlich ist ihnen noch heute eine gewisse alterthümliche Kleidung, an der die Mode der verschiedenen Jahrhunderte

[1]) Nach der alten handschriftlichen Hallorenchronik hätten jedoch erst weit später, im Jahre 980, die Salzwürker beschlossen, bei ihrem Brunnen eine Stadt zu erbauen und deshalb eine Deputation an den Kaiser geschickt, der es genehmigte, die Stadt „Halle" nannte, ihr als Wahrzeichen einen halben Mond mit zwei Sternen gab und die Salzwürker Halle's Ruhm nannte, woraus Hallorum und Hallore geworden ist. 986 kam der Kaiser selbst nach Halle, bestätigte die alten Privilegien, übertrug aber seine Oberlehnsherrlichkeit an das Erzbisthum Magdeburg.

wohl nur wenig geändert hat. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in Schuhen, weißen Strümpfen, kurzen schwarzen Beinkleidern und langen Westen mit hohen Knöpfen. Zu dem Ehrenkleide gehört ein dreieckiger besonders geformter Hut, ein Rock von altherkömmlichem Schnitt, ein Mittelding zwischen Leib- und Oberrock ohne Kragen, von auffallender, oft rother Farbe, weiß mit Pelz gefüttert, eine lange bunte Weste, die wie der Rock vorn eine dichte lange Reihe von großen, hohlen, besonders geformten silbernen Knöpfen hat, die vom Vater auf den Sohn forterben und zum größten Theil nachweislich über 300 Jahre alt sind, ferner kurze Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen. Die Fahnenträger und Vorsteher haben bei festlichen Gelegenheiten meist weiße Schuhe, weiße Kniebänder, weiße Schärpen und auf dem Hute weiße Federn. Ihre gewöhnlich schwarzen Haare sind stets ganz kurz geschnitten, nur an den Ohren hängen ein Paar Locken oder Haarbüschel herab. Die Hallorinnen hatten früher auch für das Gewöhnliche eine eigene Tracht, zu der ein kurzer mit Pelz gefütterter Ueberrock und eine Pelzmütze gehörte, von der hinten eine Bandschleife herabhing, gegenwärtig aber sieht man diesen uralten Putz nur noch bei den Tanzjungfern beim Pfingstbier oder bei Hochzeiten. Eigenthümlich ist hierbei der Brautkranz, aus Gewürznelken und andern Gegenständen bestehend, wie man ihn sonst nirgends findet. Ihre Beschäftigung besteht in ihrer ausschließlichen Anwendung bei den Arbeiten in den Salzkothen, sonst aber noch im Fischen und Fangen der Vögel, namentlich der sogenannten Leipziger Lerchen, die in großer Menge von Halle aus verschickt werden. In ihrem Benehmen sind sie frei, furchtlos und entfernt von aller Kriecherei, nennen gewöhnlich Jedermann Du und zeigen stets einen gewissen Stolz auf ihren alten Ursprung. Ihr Dialekt ist zwar deutsch, aber mit Fremdworten untermischt und sehr rauh und für Andere kaum verständlich. Sonst sind sie große Freunde von öffentlichen Aufzügen, wo sie sich durch ihre besondere Kleidung, viele Fahnen und Schwerter und sonstige Embleme auszeichnen. Manche ihrer Eigenthümlichkeiten sind aber jetzt abgeschafft, z. B. das Herumgehen zweier alten Hallorenfrauen zu Weihnachten mit dem sogenannten Rumpeltopfe in den Häusern der Halleschen Bürger. Es war dies ein gewöhnlicher Kochtopf, bespannt mit einem Leder, durch welches ein Quirl auf und ab bewegt wurde; dazu sangen sie besondere Lieder im Hallorendialekt, die aber jetzt ganz verloren zu sein scheinen.

Die wichtigste Festlichkeit der Halloren ist aber die Pfingstversammlung der Brüderschaft oder das Pfingstbier, welches schon in den alten Thals-[1]) ordnungen eine uralte Gerechtigkeit genannt wird. Bis zum Jahre 1684 fand dasselbe jedes Jahr, seit dieser Zeit aber nur alle zwei Jahre statt. Das Bier hat die Domäne Giebichenstein zu liefern, die sonstigen Kosten aber bringen die Halloren unter sich auf. Früh wird die Trommel geschlagen, worauf die Brüderschaft sich versammelt, nach dem Thale zieht, hier die Fahne schwenkt und dann in feierlichem Aufzuge durch die Stadt bis zu dem bestimmten Wirthshause zieht. Hierher wird nun die Brüderlade aus der Moritzkirche gebracht, die alle Pretiosen und Merkwürdigkeiten der Brüder-

[1]) Thal oder Tal bedeutet Salz oder Saline. Im Keltischen bezeichnet daill, daïl oder dal das Wachsende, den Stamm.

schaft enthält. Nun wird der Salzgräfe (d. h. der Präsident des Salzamts) abgeholt, der bei seiner Ankunft unter einer im Hofe aufgepflanzten Maie den Frieden zu würken[1]) hat. Dann wählen die Vorsteher zwei Platzjunker und zwölf Scheidemeister (um etwaige Streitigkeiten zu entscheiden), auch neue Vorsteher oder vier Herren der Brüderschaft, die von dem Salzgräfen im Namen des Landesherrn zu bestätigen sind. Hierauf führen die neuen Vorsteher dem Salzgräfen und dem Bornschreiber (Thalsecretär) die Kranzjungfern zu, in dem ganz alterthümlichen Brautschmuck gekleidet. Sie reichen jenen Herren Kränze, worauf diese mit ihnen um die im Freien aufgepflanzte Maie den herkömmlichen Pfingsttanz aufzuführen haben, worauf die Scheidemeister einen ähnlichen Reigen beginnen. Im Jahre 1671 tanzte der Salzgräfe mit der Tochter des ältesten Vorstehers so, daß diese mit klarem Brüstchen, aufgestutztem Hälschen, buntem Rock, bordirtem Mieder und der Quere verbrämtem Latz, auch großem Kranze auf dem Kopfe, spitzen Schuhen an den Füßen angethan war, aber dazu keine Strümpfe trug; er verfügte sich mit Vorgehung der Platzknechte auf den Tanzplatz und hier trat er mit halben und ganzen Schlangen, Stück- und Vor-Pas, halben und ganzen Rosen, halben und ganzen Tritten, auch Seiten-Coupé's, Glissaden, halben und ganzen Wendungen u. s. w. an, allein dies hat jetzt aufgehört. Der Gräfe erhält sodann eine Collation, wird von den Vorstehern und Frauen nach Hause geführt und dabei werden ihm Kuchen und ein Würznelkenkranz vorgetragen. Nun beginnt das Fest und der eigentliche Tanz der Halloren, der zwei Tage dauert, zu Ende desselben ziehen alle Männer und Frauen paarweise auf den Platz an der Moritzkirche, wo ein öffentlicher Dank ausgebracht, die Fahne geschwenkt und noch ein Reigen getanzt wird.

Bei der Huldigung eines neuen Landesherrn ziehen die Halloren mit fliegenden Fahnen auf den Markt, kommt nun der neue Landesherr geritten und ist vor dem Rathhause abgestiegen, so treten die Vorsteher der Salzwürker zu ihm und einer derselben redet ihn also an: „Gnädigster Fürst und Herr, wir erkennen Ew. u. s. w. für unsern natürlichen Herrn, bitten unterthänigst, unsere Privilegien zu erneuern und zu gestatten, daß Ew. u. s. w. Leibhengst wir nehmen und damit um die Brunnen im Thale ziehen mögen, dadurch anzuzeigen, daß Ew. u. s. w. des Thales Herr sei." Wenn dies gnädigst verwilligt ist, nehmen sie das Pferd und setzen den ältesten Würker darauf; dieser reitet an alle 4 Salzbrunnen und hierauf wieder vor das Rathhaus, wobei der Zug der Brüderschaft folgt; dann erfolgt die allgemeine Huldigung, worauf der Fürst ihnen ein Geschenk macht. Kommen fremde fürstliche Personen nach Halle und der Landesherr zieht ihnen entgegen, so müssen die Würker mit Ober- und Untergewehr (d. h. mit einer Jope, einem Isenhut, Schild und Spieß), die Läder mit weißen Hemden über den Kleidern und mit Hellebarden, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele mit entgegenziehen, auch so sich wieder bei dem Abzuge einfinden. In den neuesten Zeiten entbietet der König die Halloren als solche zur Huldigung, behandelt ihre Repräsentanten wie die andern Huldigungsdeputirten und sendet ihnen dann eine neue Fahne und ein Pferd aus seinem Marstalle nach Halle,

[1]) D. h. er verbot im Thale zu fluchen, zu schwören, zu raufen ꝛc. Dies geschah früher auch am Weihnachtsheiligabend.

mit welchem der hergebrachte Ritt um die Salzbrunnen geschieht. Jedes Jahr geht zu Neujahr eine Deputation von Halloren zu dem König, diese werden vorgelassen, während Se. Majestät bei Tafel sitzt, der eine überreicht den Neujahrswunsch, der andere die herkömmlichen Geschenke an Sooleiern, Salz und eine Schlackwurst und der dritte schwenkt eigentlich die Fahne (was aber jetzt unterbleibt), dann werden die Deputirten im Schlosse gespeist. Im Herbste erhält der Landesherr auch die ersten gefangenen Lerchen zum Geschenk.

Die noch jetzt den Halloren zuständigen Privilegien sind aber: 1) daß das Salzsieden durch sie allein geschieht; 2) daß sie zur Huldigung eine Fahne bekommen und mit dem landesherrlichen Pferde die Salzbrunnen bereiten; 3) daß sie vom Amte Giebichenstein den sogenannten Bischofsthaler und ein Gewisses an Bier, Brod, Mehl, Holz und Backgeld erhalten; 4) daß sie in gewissen Distrikten den Fisch- und Vogelfang haben (früher kam hiezu das Feilhalten gewisser Waaren und Fleischwerks, das sogenannte Rauchschlachten), und endlich 5) früher, daß so lange Kaltlager andauerten, d. h. nicht gesotten wurde, sie sich auf dem Amte Giebichenstein versammeln durften, wo sie die Zeit über mit Brod, Bier und Käse bewirthet wurden.

350) Warum die Halloren noch jetzt als Leichenträger gebraucht werden.[1])

Vor vielen Jahren ging ein Hallore zu Halle in die Kirche. Da sah er, wie ein kleiner blauer Dunst immer vor ihm her schwebte und endlich in ein Kellerloch neben der Kirche schlüpfte. Er beschloß, nach der Predigt nachzusehen, was dies gewesen sei, und verstopfte das Loch mit seinem Taschentuch. Als die Kirche aus war, ging er hin, zog das Tuch heraus und wollte in den Keller sehen; doch kaum war das Loch wieder offen, so fuhr der blaue Dunst heraus und dem Halloren gerade ins Gesicht. Da sank er um und war todt. Und nun brach eine furchtbare Pest in Halle aus, an der alle Menschen starben bis auf acht Halloren. Diese begruben die übrigen und wurden die acht bösen Männer genannt. Und seit der Zeit werden die meisten Leichen in Halle von acht Halloren zu Grabe getragen und nur wenige auf dem Leichenwagen gefahren.

351) Der rothe Thurm, die Hungerquelle, der Roland und St. Katharina zu Halle.[2])

Gewöhnlich sind die sogenannten rothen oder Mantelthürme da vorhanden gewesen, wo Burggrafengerichte waren. Da nun letztere mit Beginn der Landeshoheit verschwanden und viele derselben bereits im 13. und 14. Jahrhundert und theilweise noch früher aufgehoben waren, so verschwanden auch diese rothen Thürme selbst in ihrer ursprünglichen Bedeutung beim Volke. Daß aber der rothe Thurm zu Halle sich nicht nur dem Namen nach so lange erhalten hat, sondern sogar zu einer Zeit, wo überall schon die Burggrafengerichte erloschen waren, neu erbaut worden ist, hatte seinen Grund darin, daß die Landesherren von Halle als Burggrafen zu Magdeburg auf die Gerechtsame des rothen Thurmes hielten und den damit verbundenen Roland ebensowenig fallen ließen. Daher drang auch namentlich der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen

[1]) Nach Sommer S. 73.
[2]) S. W. Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858. I. Halbj. S. 82.

im Jahre 1647 darauf, daß der Roland wieder neben dem rothen Thurme aufgesetzt werden sollte. Im Jahre 1506 ward der Bau des rothen Thurms aus lauter Quadersteinen unter Erzbischof Ernst beendigt, nachdem unter dem den Hallensern günstigen Kurfürsten Friedrich I. im Jahre 1418 der Grund gelegt und unter Kurfürst Friedrich II. laut der Inschrift eines Steines der Abendseite: „Anno domini Millesimo CCCCXLVII. locatus est lapis iste“[1]) der Bau im Jahre 1446 bereits bis zum Zifferblatte gediehen und nach einer etwas unterhalb des Daches angebrachten zweiten Inschrift der Mittagsseite: „Anno domini MCCCCLXX. locatus est iste lapis per Joh. rod.“ der Bau ziemlich im Jahre 1470 vollendet worden war. Doch in Folge der 1478 ausgebrochenen städtischen Unruhen und Zwietracht sistirte man den Bau bis zum Jahre 1504, so daß er erst am 24. Juli 1506, 140 Ellen hoch, sammt Satteldach und hohem Dachreiter nebst vier Nebenthürmchen zu Ende gebracht und geweiht werden konnte. Bei der dritten Restauration des Thurmes im Jahre 1659 fand man in dem 1506 aufgesetzten höchsten Knopfe eine lateinische Urkunde[2]), nach welcher mehrere Reliquien von der Legion des heil. Mauritius, zwei Köpfe von den 11,000 Jungfrauen ꝛc. in denselben gelegt worden waren.

Noch als eine Merkwürdigkeit dieses den Markt zu Halle wahrhaft zierenden Thurmes ist ein an der Mittagsseite desselben zu Tage ausfließender Brunnenquell, welcher im Volksmunde die Hungerquelle heißt, zu betrachten. Man behauptet von demselben, daß er durch das Wachsen und Abnehmen seiner Wassermenge die theure und wohlfeile Zeit verkünde, aber so, daß wenn er fast überströme, stets ein theures Jahr, und wenn er fast ganz versiege, die wohlfeilsten Getreidepreise angezeigt würden.

Als ein verwandtes Wahrzeichen des rothen Thurmes ist das vorhin schon erwähnte Rolandsbild, die Blut- und Königsbannsäule der alten hallischen Filialgerichtsbarkeit des Burggrafenamtes zu Magdeburg anzusehen. Ob das erste ursprüngliche Holzbild, das reich mit Farbe und Vergoldung staffirt war, seine Entstehung gleichzeitig mit dem ersten Burggrafengerichte, dem Schöppenstuhle auf dem Berge (im Gegensatze zu dem noch ältern Schöppengedinge des Salzgräfen oder dem Thalgerichte) zu Halle gehabt oder ob es, was wahrscheinlicher ist, erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden, läßt sich nicht genau bestimmen. Nach dem Chronisten war der Roland bereits vor dem Jahre 1341 vorhanden und stand auf der auf einem angefahrenen Hügel neben dem Rathhause (an der Seite, wo später die Rathswage hinkam) befindlichen Dingstette. Als man jedoch daselbst an der Ecke einen Thurm aufführte, sah man sich veranlaßt, den Roland in die Nähe des inmitten des Marktes stehenden rothen Thurmes zu versetzen, welcher das ursprüngliche Schöppenhaus war und zugleich als eine Art Frohnfeste mitgedient haben mag. Nach den Unruhen der Hallenser im Jahre 1478 hat der Erzbischof Ernst als Zeichen der Unterwerfung der Stadt den Roland im Jahre 1481 mit einem Gehäuse versehen und soll auch im nächsten Jahre den feierlichen Aufzug nebst Frohntanz, der seit undenklicher Zeit alljährlich vor dem Roland stattgefunden hatte, abgeschafft haben.

[1]) Dieser Stein hier ist im Jahre 1446 gesetzt worden durch Joh. Rod.
[2]) Abgedruckt bei Olearius, Haligr. S. 221 ꝛc.

Mittlerweile (um 1513) hatte der Roland, dem im Jahre 1503 ein Sturm seine Bedachung zertrümmerte, so ziemlich wieder seine frühere Stelle erhalten. Die Chronisten erzählen nämlich, daß, als am Neujahrstage 1547 der Kurfürst Friedrich von Sachsen seinen kriegergerüsteten Einzug in Halle hielt, derselbe vor den großen Roland geritten sei und sogleich Befehl ertheilt habe, denselben aus dem Gehäuse an der Wage zu nehmen und ihn an dem rothen Thurme sofort wieder aufzustellen, um die Wiederbesitznahme des Burggrafenamtes zu Magdeburg und die Lehnsherrenbefugniß über das Schultheißenamt damit zu manifestiren. Er sei deshalb desselben Nachmittags um den neu aufgestellten Roland mit dem Gefolge in Parade geritten und habe dann erst seine Herberge auf dem Rathhause bezogen, worauf auch am 3. Januar die Einweihung des Schultheißen und der acht rechtserfahrenen Schöppen erfolgte. Der Roland erhielt nun von Neuem eine Ueberdachung, die zugleich den das peinliche Gericht hegenden Richtern und schöppenbaren Beisitzern als Schutz gegen üble Witterung dienen sollte. Bis zum Jahre 1718 hatte der Roland nunmehr Ruhe. Doch als in diesem Jahre der König Friedrich Wilhelm von Preußen, nachdem Halle 1680 in Folge des westphälischen Friedens an Brandenburg gekommen war und die Stadt außerdem bereits 1699 das dasige Schultheißengericht vom Administrator des Erzstifts, dem Herzog August zu Sachsen, übernommen hatte, die Hauptwache am rothen Thurme erbauen ließ, mußte er abermals weichen. Das alte vielzerrissene hölzerne Rolandsbild ward zur einstweiligen Aufbewahrung auf den Bauhof vor dem jetzigen Leipziger Thore geschafft, doch als dieser im nächsten Jahre in Flammen aufging, fand auch der alte Roland seinen Untergang. Es ward nun nach diesem Jahre, also nicht schon 1717, der jetzige kolossale steinerne Roland vor dem Schöppenhause aufgestellt, weil durch denselben das der Stadt bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gebliebene peinliche Halsgericht angezeigt werden mußte. Ueber ein Jahrhundert hatte diese Rolandssäule hier gestanden und unterdessen war das Schöppenhaus in das Hotel zur Börse umgestaltet worden, als im Jahre 1851 die Behörde ihn dort entfernte und ihm seine jetzige Stellung an der südlichen Seite des rothen Thurmes, jedoch mit einem Wetterdach gab.

Die Statue über dem Eingangsthor auf der dem Burghofe zugekehrten Seite der Moritzburg ist die der heil. Katharina, der Mitpatronin des Erzbisthums Magdeburg, da sich zu den Füßen derselben die Fragmente eines Rades, ihres bekannten Attributs, mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen lassen.

352) Der auf Rosen wandelnde Esel zu Halle. [1])

Dieses Wahrzeichen befindet sich an der glatten Wand der Ostseite der am Markte von Halle gelegenen und im Jahre 1529 aus der alten im 13. Jahrhundert bereits erbauten Marien- und der wahrscheinlich noch ältern Gertrudenkirche entstandenen und 1554 völlig vollendeten Haupt- und Oberpfarrkirche zu Uns. L. Frauen, der sogenannten Marktkirche, und zwar in der Nähe des nördlichen der beiden Hausmannsthürme. [2]) Die Mauer selbst,

[1]) Nach Schäfer in der Illust. Zeitung 1858, S. 34, wo eine Abbildung. Ueber die Rolande überhaupt s. Zöpfl, Alterthümer des deutschen Reichs. Bd. III. Leipzig 1861.

[2]) Hausmann hieß nämlich im Mittelalter der auf dem Stadtthurm gewöhnlich wohnende Stadtpfarrer.

an welcher sich das in Relief gearbeitete Bildwerk befindet, ist übrigens wahrscheinlich noch ein Ueberbleibsel der innern Wand der alten Marienkirche. Dieses Bild, einen auf Rosen gehenden Esel darstellend, scheint der oberhalb angebrachten Jahreszahl 1533 halber erst in diesem Jahre seine Entstehung gehabt zu haben, sieht man aber die Arbeit selbst und das Kostüm des Eseltreibers an, so scheint es älter zu sein; es könnte also von seinem früheren Orte hierher versetzt oder auch nur die Copie eines ältern Bildes sein. Man hat nun verschiedene Erklärungen versucht. Dr. Thondorff [1]) hat über die nicht eben wichtige Abbildung des Wahrzeichens die folgenden Verse gesetzt:

„Die Arbeit und den Nutz, darin zu Hall besteht
Das Salzwerk, zeiget an, der hier auf Rosen geht."

Olearius [2]) giebt an, daß es den Nießbrauch des edlen Salzwerkes oder der sauren Arbeit bei demselben liebliche Nutzbarkeit anzeigen solle. Brückmann [3]) dagegen behauptet, es solle damit die Billigkeit des Getreides zu der Zeit, wo man gerade die Kirche erbaut habe, angezeigt werden. Letztere Erklärung, die außerdem sehr gesucht ist, paßt übrigens schon darum nicht, weil das Jahr 1532 durchaus nicht ein sogenanntes wohlfeiles Jahr war. Wie dem nun auch sein mag und wie bei vielen andern Wahrzeichen es der Fall ist, die eigentliche Entstehungsursache ist in Vergessenheit gekommen und der Volkswitz hat sich eine beliebige zusammenreimen müssen. Die erste Volkssage darüber lautet aber so:

Als einst der Kaiser Otto (I.?) zu Halle erwartet wurde, wollten die Hallenser ihn vor dem Rannischen Thore, wo er seinen Einzug halten sollte, mit einigem Pomp empfangen, sie hatten ihm also zu diesem Ende Blumen gestreut. Da war plötzlich wahrscheinlich in Folge starker Regengüsse im Oberlande in der Aue eine Ueberschwemmung entstanden, so daß der Kaiser nicht den geraden Weg über Brosen, sondern über die hohe Brücke durch das Schifferthor, um in Halle einzureisen, wählen mußte. Da nun kurz nach der Ankunft des Kaisers der Müller von Böllberg seinen beladenen Esel zu dem Thore hereintrieb, wo man die Blumen gestreut hatte, schritten natürlich beide statt des Kaisers über die Blumen dahin und die Stadt erhielt seitdem den auf Blumen wandelnden Esel zum Wahrzeichen.

So schön nun auch diese Sage klingen mag, so harmonirt sie doch nicht mit dem Relief selbst, denn es ist keineswegs ein auf gestreuten Blumen wandelnder Esel, sondern ein auf einem Zweige einherschreitender. Andere Quellen nennen übrigens statt Otto I. Otto II. und noch Andere den Kaiser Friedrich Barbarossa.

Eine zweite Sage (s. oben S. 305) erzählt, dieses Wahrzeichen beziehe sich eben auf jenen Bischof, der einst den Halloren erlaubt habe, die Stadt Halle zu erbauen und den man, als er wiedergekommen, auf den ersten Esel, der je nach Halle kam, gesetzt und ihn so in das Thor eingeführt, vor ihm her aber, um ihn zu ehren, Rosen gestreut habe. Wäre letztere Sage aber richtig, so würde es bei alledem sehr komisch erscheinen, daß man nicht den Bischof selbst auf einem auf Rosen wandelnden Esel zum Wahrzeichen wählte,

[1]) Beschreibung des Salzwerks zu Halle 1670.
[2]) Haligraphia S. 23.
[3]) Epistol. Itiner. Wolfenbüttel 1732 in 4°. Ep. XLIX. p. 19.

sondern dafür ein mit einem Sacke beladenes Müllerthier nebst dahinterherschreitendem Treiber mit geschwungener Peitsche. Daher wird man wohl zu der von H. Otto [1]) gegebenen Erklärung übergehen müssen, welcher es nicht für unwahrscheinlich hält, daß dieses Bildwerk den christlichen Kreuzträger darstellt, der unter den Mühseligkeiten des Lebens und unter der Zuchtruthe des Treibers zwar einen sauren Weg wandelt, doch aber stets in der süßen Hoffnung auf himmlische Belohnung, welche ihm nicht entgehen kann, befangen ist.

Man hat endlich dieses Bild auch, doch ohne allen Grund, mit dem Vorgeben in Verbindung bringen wollen, daß der Erzbischof Albert deshalb sich zum Niederreißen der alten Marienkirche veranlaßt gefühlt, weil er bei den Hausmannsthürmen einen verborgenen Schatz und die Urkunden von der Entstehung der Stadt zu finden vermeinte, wozu ihm sein Günstling, Hans von Schönitz, aber nur in der selbstsüchtigen Absicht, damit seinem Hause, das an der Stelle der ehemaligen Lampertskapelle lag, eine freiere Aussicht zu verschaffen, gerathen haben soll. Endlich ist keineswegs der Umstand zu übernehmen, falls man nämlich das Eselsbild in eine Beziehung zu dem alten Salzwerke bringen will, daß man in der That im Jahre 1477, um mit dem Salze, das damals keinen rechten Absatz finden konnte, einen ausgebreiteten Vertrieb zu erzielen, dasselbe auf Eseln in entlegenere Städte transportirte. Uebrigens ist der darunter angebrachten Inschrift zufolge dieses Wahrzeichen, welches noch zur Zeit des Olearius farbig angemalt gewesen ist, im Jahre 1758 restaurirt worden.

353) Der Saalaffe zu Halle. [2])

Der sogenannte Saalaffe, das zweite Wahrzeichen der Stadt, ist jetzt zwar von seinem uralten Standorte verschwunden, befindet sich aber in dem Locale des Thüringisch-Sächsischen Alterthumsvereins. Jener Ort, vielleicht auch nicht sein ursprünglichster Standpunkt, war aber an der sogenannten Zimnen- oder hohen Brücke vor dem Claustore, welche 5 Bogen und einen langen Damm hatte, aber wegen ihrer Steilheit berüchtigt war und deshalb im Jahre 1840—41 durch die jetzige Elisabethbrücke ersetzt worden ist. Diese Brücke war schon im Jahre 1172, laut Urkunde, in Stein erbaut, jedoch vermuthlich nur die Pfeiler, weil andere Chroniken sagen, sie sei erst 1503 gewölbt worden. Dieses Bild befand sich nun aber 2 Ellen über dem gewöhnlichsten Wasserstande an der Stromseite des Pfeilers zwischen dem zweiten und dritten Bogen auf der Thalseite der Brücke eingemauert. Seiner ganzen Construction nach hat es wohl ursprünglich eine gewisse Bestimmung gehabt, vielleicht ist es ein Wasserspeier gewesen. Genau betrachtet entspricht es auch nicht seiner ursprünglichen Benennung „Saalaffe", die nichts als eine ziemlich moderne Verstümmelung ist und später entstanden, als die erste Einwölbung der Brücke stattfand. Es stellt vielmehr eine Larve oder Maske vor, welche ein hinter dem Stein Verborgener mit beiden Armen hält, während die Zeige- und Mittelfinger der beiden Hände das Maul, aber keineswegs dabei, wie Einige bemerkt haben wollen, mit dem Daumen die Augen

[1]) Mittheilungen des Thüringisch-Sächs. Alterthumsvereins Bd. VI. H. IV. S. 56.
[2]) Nach Schäfer in der Illustr. Ztg. 1858, Bd. I., S. 65, mit Abbildung.

aufreißen, eine häufig noch bei Gassenjungen vorkommende Fratze beim Gesichterschneiden. Ebensowenig kann es aber der Saalnix oder ein anderer Dämon dieser Art sein. Eher ist es wohl ursprünglich das Brückenzeichen der ersten Brücke, ebenso wie das Brückenmännchen zu Dresden, der angebliche Janus zu Grimma, der Affe zu Heidelberg oder der Bradaz (Bradacz) d. h. Langbart an der Prager Brücke, vielleicht ein Warnungszeichen für die dem Wasser zunächst Wohnenden bei Anschwellung des Flusses geworden. Wie bei vielen andern Wahrzeichen der Städte, so auch hier, hat sich das Volk bei denselben, wenn es sie nicht mehr verstand, selbst eine Erklärung dazu gemacht. Nach der allgemeinen Sage soll nämlich beim Bau der ersten Brücke der unmenschliche feindselige Saalnix, der Wodnymuz der alten Slaven, dadurch seine boshafte Gewalt geäußert haben, daß er allnächtlich das wieder zerstörte, was die Bauleute am Tage gefördert hatten. Wie überall bei dergleichen Spukereien im Mittelalter soll auch hier die Geistlichkeit das beste Mittel geboten haben, um die Tücke des Wassergeistes zu vereiteln. Dieses Präservativmittel war aber das Einmauern einer Reliquie in den Grund des Brückenpfeilers. Das Mittel half auch, der Nix ließ nicht nur ab von seinem nächtlichen Zerstörungsgeschäfte, sondern man fand ihn selbst auch bei Tagesanbruch in Stein verwandelt am Ufer liegen, und man hatte nichts Eiligeres zu thun, als den versteinerten Wassergeist zum abschreckenden Beispiel für andere seines Gleichen in den Pfeiler selbst einzumauern. Nach einer Variante derselben Sage [1]) hätte jedoch der Nix nur am nächsten Morgen am Ufer sitzend seinen Aerger dadurch den Bauleuten kundgegeben, daß er ihnen ein in die Breite gezogenes Fratzengesicht machte und solches wäre zum Andenken in Stein gehauen und an dem Pfeiler angebracht worden.

Daß es Nixe in der Saale gegeben hat, dafür führt man eine große Menge Sagen an, es giebt sogar einen alten Volksspruch darüber, der so lautet:

Wißt Ihr wohl, wo Halle liegt?
Halle liegt im Thale!
Da sind schöne Jungfern drin,
Auch Nixe in der Saale.

Daß aber jenes fragliche Steinbild keine Aehnlichkeit mit einem Nix hat, wie man sich ihn gewöhnlich denkt, wird wohl Jedermann zugeben. Das Volk beschreibt ihn gewöhnlich als einen kleinen freundlichen Knaben in grünem oder rothem Röckchen mit hellfunkelnden Augen und oft mit langem grünen Haar und grünen Zähnen. Bisweilen aber gleicht er einem erwachsenen Manne, hat ein altes tückisches Gesicht und Krallen an den Händen. Er wohnt mit Frau und Kindern auf dem Grunde der Flüsse und Seen, einzelne Nixe hausen auch in Brunnen. Wo ganze Familien zusammen sind, führen sie Wirthschaft wie die Menschen; in den benachbarten Dörfern und Städten kaufen sie ein, was sie bedürfen, und in der Dölauer Haide sieht man die Nixe von Lettin oft Holz lesen. An den Weiden, die in verschiedenen Gegenden an der Saale und Elster stehen, trocknen die Nixe bei heiterem Wetter ihre Wäsche; sie setzen sich dann in den Wipfel der Weide, breiten die Hemden und Röcke an den Zweigen ringsumher aus und wenn Alles trocken ist,

[1]) S. Zacher in Herrig und Viehoff's Archiv 1847.

nehmen sie es ab und steigen wieder ins Wasser.[1]) Es giebt jedoch noch verschiedene andere Erklärungen, z. B. hat man bei dieser Figur an die im Mittelalter vorkommende schlimme Gewohnheit gedacht, Menschen, namentlich Kinder dazu zu verkaufen, um sie in der Absicht, einem Bauwerke größere Festigkeit zu verleihen, freiwillig zu opfern und in den Bau einzumauern. Daran schließt sich ein zweiter Aberglaube, daß nämlich bei jedem Brückenbau dem Wasser ein Opfer fallen müsse. Eine andere Ansicht macht aus dem Saalaffen einen „Soolaffen" und erkennt in dem Bilde den alten Hallgeist; dies bezieht sich auf den alten Hallorengebrauch, einmal im Jahre diesen schwarzen Geist auf einer Stange herumzutragen und ihn in den Brunnen zu werfen, ein Gebrauch, der aber mit dem bekannten Todaustreiben am Sonntage Lätare zusammenhängt und noch im 17. Jahrhundert zu Leipzig unter dem Namen des Todaustragens der Dirnen im Gebrauch war. Jedenfalls ist dieser Soolaff oder Soolalp, d. h. der Geist des Salzbrunnens[2]), auf keine Weise mit diesem Brückenaffen in Beziehung zu bringen. Wahrscheinlich ist ebensowenig an die Benennung des Teufels: „Herrgottsaffe", noch an die in der Heraklesmythe vorkommenden zerstörungssüchtigen, in Lydien hausenden Kerkopen der griechischen Mythologie, noch an die nach der Erzählung des Diodorus Siculus auf den Pithecusen göttlich verehrten Affen, noch an die symbolische Bedeutung des Affen, namentlich in seiner Zusammenstellung mit Schwein und Schaf, wie am Dome zu Münster zu denken. Nach der Ansicht W. Schäfer's müßte eher an die metaphorischen Bedeutungen des Wortes „Affe" im Deutschen selbst gedacht werden. Das Wort „Affe" wird nämlich im Mittelhochdeutschen oft für „Larve" (z. B. noch jetzt im Worte: Affenwurm, d. h. die Larve der Wassermücke), Maske und Fratze gebraucht, daher auch die alten Sprichwörter: „Einem einen Affen drehen, machen, verbinden." Auch ist das Sprichwort: „Er hat sich einen Affen gekauft" d. h. er ist betrunken, vielfältig bekannt. Ebenso sind die Ausdrücke: „affen, äffen, äffern," d. h. verspotten, zum Besten haben und das alte Wort: „Affenheit" statt Fratzenhaftigkeit noch heut zu Tage nicht ganz außer Gebrauch gekommen. Am Allerschlagendsten sind aber die schweizerischen Wörter: „äffen", für: sich ärgern, erzürnen, verdrießlich werden (z. B. ich habe mich darüber geäfft), sowie „äffig" für: ärgerlich, und endlich „das Affenmännlein" für: zornmüthiger Mensch, für die Vermuthung, daß der Saalaffe soviel als Fratzengesicht bedeutet. Sonach würde der Saalaffe eine Fratzenlarve, vielleicht das Wasserhöhenzeichen bedeuten, welches die damaligen Steinmetzen an den Brücken anzubringen pflegten, wie man solches auch bei den romanischen Kirchenbauten, besonders an Kapitälern und Kragen häufig findet.

354) Der Schellenmoritz in der Moritzkirche zu Halle.[3])

Der Schellenmoritz ist ein in der St. Moritzkirche zu Halle am dritten Pfeiler vom Altar her an der Kanzelseite angebrachtes Standbild, welches

[1]) So Sommer S. 38. In meinem Sächsischen Sagenschatz S. 221 habe ich aber den Muldeunix bei Grimma beschrieben, den ich als Nix daselbst gesehen zu haben glaube, der sieht anders aus.

[2]) Nach Förstemann c. Leo in den Neuen Mittheilungen des Thür.-Sächs. Vereins.

[3]) Nach Schäfer in der Illustr. Zeitung 1858, Bd. I. S. 114, mit Abbildung, und Ziehnert Bd. I. S. 191 ꝛc.

aus dem 15. Jahrhundert stammt und den heil. Mauritius, den uns schon bekannten Obersten der Thebanischen Legion, darstellt, eine Figur, von deren Panzerschurze große Schellen herabhängen. Der Bildhauer und Steinmetz Conrad von Einbecke, der sich noch an der Postamentplatte dieses Steinbildes durch die Inschrift: „An. M. CCCC. XI. CONRADVS DE EINBECKE ME FECIT IN. VIG. MAT I IIII AEI" verewigte, hat dasselbe ganz in der Rittertracht seiner Zeit ausgeführt, den Heiligen mit einem Kürasse und Plattenharnische nebst darunter hervorragendem Kettenhemde und Schurze, mit einem gekräuselten Halskragen, weitem Reitermantel, spanischem Barett-hute, doch einem geschweiften Schilde und alterthümlichem, zur Zeit defect gewordenen Paniere versehen und noch zum Ueberfluß gegen alle Geschichts-wahrheit an die südliche oder Vorderseite des Piedestals den Kaiser Maximianus, wie die Inschrift am Sockel besagt, in völlig spanischem Kostüme und zwar in der verrenktesten demüthigsten Stellung und die Krone auf eine höchst ungeschickte Weise abnehmend angebracht. Wie man nun aber im spätern Mittelalter nicht so leicht etwas ohne des Teufels Hinzuziehung ausführte, so hat der Bildhauer auch noch an der hintern oder Nordseite des Würfels eine diabolische Gestalt eingehauen, welche mit den Krallen nach der Figur des Heiligen emporlangt. Das Volk hat selbigen nun wegen seines demselben ungewöhnlich erscheinenden Gürtels mit den nicht klingenden Schellen den Schellenmoritz genannt und sich dazu folgende Sage zurecht gemacht. [1])

Dieser Moritz war der Erbauer der Moritzkirche und so jähzornig, daß wenn er auf den Bauplatz kam und ein Arbeiter eben ausruhte, er denselben sogleich todtschlug. Nachträglich bereute er den Mord stets und um sich ferner vor solchem Unrecht zu schützen, ließ er sich einen Stock mit Schellen machen und bat die Arbeiter, daß wenn sie an den Schellen hörten, daß er komme und gerade feierten, sie gleich an die Arbeit gehen möchten, damit er keinen von ihnen zu strafen genöthigt sei.

In dem Dorfe Lettewitz bei Wettin heißt es, Schellenmoritz habe bei einem vornehmen Herrn, welcher das Dorf erbaute, als Aufseher gedient, und weil er die Arbeiter, wenn er sie müßig traf, immer gleich erschlug, habe ihm sein Herr die Schellen angehängt, so daß ihn die Arbeiter von fern kommen hörten und sich vorsehen konnten. [2])

Um nun aber auch den Namen der von dem 1476 zum Coadjutor und bald darauf zum Erzbischof des Stifts Magdeburg erwählten Herzog Ernst von Sachsen erbauten und nach dem Schutzpatron des Hochstifts Magdeburg genannten Moritzburg zu Halle einigermaßen in Harmonie zur Moritzkirche und dem Schellenmoritz zu bringen, schuf sich das Volk folgende Doppelsage, wozu ihm noch das an der östlichen Ecke zur Moritzburg in einer altgothischen Nische mit Baldachin aufgestellte weibliche Heiligenbild, welches scheinbar einen Dolch in der Brust hatte, neuen Stoff gab.

Man erzählt sich nämlich, daß gleichzeitig, als Schellenmoritz die Moritzkirche erbaute, seine Schwester den bei Weitem umfangreicheren Bau der Moritzburg ausgeführt habe. Während nun Moritz gegen seine Bauleute gewüthet,

[1]) Nach Sommer S. 74 2c. und Ziehnert Bd. I. S. 191.
[2]) Davon schreibt sich nach Sommer S. 153 2c. in demselben Dorfe der Gebrauch her, daß am dritten Pfingstfeiertage im Dorfe zwei Knechte, als Bischof und Schellenmoritz verkleidet, in den Häusern herumziehen und Geschenke einsammeln.

habe seine Schwester sich stets gegen dieselben sehr liebreich gezeigt. Sie soll nun mit ihrem jähzornigen Bruder die Wette gemacht haben, daß sie bei ihrer Geduld und Sanftmuth weit eher mit ihrem größern Bau fertig sein werde, als er bei seiner Strenge. Nun erst soll Moritz mit seinem von dem Vexillum noch übrigen Stabe gegen die Arbeiter gewüthet haben, weshalb seine Schwester ihm den Schellengürtel natürlich mit seiner Genehmigung habe fertigen lassen. Wiewohl nun die Moritzburg ein weit stattlicherer Bau als die Kirche war, so ward sie doch eher vollendet als letztere, und nun schließt dieselbe Sage damit, daß, als die leutselige Schwester ihrem unmenschlichen Bruder ihr vollendetes Werk gezeigt habe, Letzterer vor Neid über den herrlich gelungenen Bau sich plötzlich zum Morde seiner Schwester habe hinreißen lassen.

Gewöhnlich erklärt man freilich die Statue an der Nordwestseite der Moritzburg für die heilige Katharina, was allerdings sehr möglich ist, da diese die zweite Schutzheilige des Stiftes Magdeburg gewesen sein soll, obwohl die Siegel des Stiftes stets nur den heil. Mauritius und den Erzmärtyrer Stephanus, aber keine heil. Katharina zeigen. Da nun aber diese Figur einen Dolch in der Brust gehabt haben soll und weder von einem Rade noch von einem Schwerte in den allerdings desecten Armen sich irgend eine Spur zeigt, so möchte man dieses durch den Zahn der Zeit und namentlich bei der gewaltsamen Zerstörung des schönen Schlosses sehr verunstaltete Bildwerk wohl eher für eine heilige Agnes oder Bibiana halten. Zwar könnte man annehmen, daß, da einige ältere Topographien der Stadt Halle die Statue ausdrücklich als die der heil. Katharina bezeichnen, sie in einer der abgeschlagenen Hände das durch einen eisernen Bolzen an die Brust befestigte Zackenrad gehalten habe, während sie in der andern den Palmzweig trug, allein von dem andern Attribute derselben Heiligen, dem Schwerte, ist geradezu gar keine Spur zu sehen.

355) Die Entdeckung der Salzquelle zu Halle. [1])

Die schöne Stadt Halle hat nächst Gott ihren Ursprung den Salzkothen zu danken. Man erzählt, als in uralten Zeiten, annoch vor des Herrn Christi Geburt, ein Hirte daselbst gehütet, da hat sich eine Sau bei heißem Wetter in dem Salzwasser abgekühlt. Als sie sich nachmals an der Sonne abtrocknete, da haben ihr die Borsten vom Salzwasser hell geglänzt; daraus hat man vermuthet, daß eine Salzquelle daselbst breche, welches man auch bei näherer Nachsuchung und Einsenkung also befunden.

356) Der vom Teufel erwürgte Geizhals. [2])

Zur Zeit Lercheimers, also gegen das dritte Drittel des 16. Jahrhunderts, ist es geschehen, daß ein reicher Bauer aus Thüringen einen Wagen mit Korn gen Halle auf den Markt brachte zu theurer Zeit um Ostern, in der Hoffnung, er werde es noch theurer verkaufen denn zuvor. Aber es war mittlerweile abgeschlagen, so daß er es wohlfeiler geben mußte, denn er

---

1) Nach Casp. Calvör, Das alte heidnische und christliche Niedersachsen, S. 380, und Sommer S. 70.

2) Nach Lercheimer, Bedenken von der Zauberei S. 173.

gemeint. Indem er wieder heimfährt, sitzt er auf dem leeren Wagen ganz traurig, der Knecht aber auf dem Pferde singt ganz fröhlich. Da spricht jener: „Wie kommt es, daß Du so fröhlich bist?" Der antwortet: „Sollte ich nicht fröhlich sein, daß wieder gute Zeit wird? Nun will ich ein Weib nehmen rc." Er fährt und singt immer für sich hin, bis ihm Leute begegnen und ihn schelten: „Du Bösewicht, was hast Du gethan? Du hast Deinen Herrn erhängt!" Er sieht hinter sich, da hängt der Bauer am Leiterbaum zwischen den Rädern. Er kehrt wieder zurück in die Stadt, bittet auch die Leute, sie wollen ihm Zeugniß bei der Obrigkeit geben, wie sie ihn auf dem Wege gefunden haben. Wenn dieser Geizige vermocht hätte, die Saat auf dem Felde zu verderben, er hätte es gethan. Darum hat ihn auch Gott, wie er andern dergleichen thut, in seinem Gerichte durch den Henker, nicht die Obrigkeit durch den ihren gestraft.

357) Der Chiromant Nietzky zu Halle.[1])

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Halle ein Professor, Namens Adam Nietzky, der als Arzt und Naturforscher, mehr aber noch als Chiromant angesehen war. Er hielt nie eine Vorlesung, ohne daß nicht seine Zuhörer sich in einem kleinen Kreise vor seinem Hause sammelten und über seine angeblich dunkeln und sinnlosen Orakelsprüche noch dunkelere und sinnlosere Commentare machten. Unter seinen Zuhörern befand sich nun aber ein aus dem Hannöverschen gebürtiger Student, Namens T..., auf den seine Ansichten einen mehr als gewöhnlichen Eindruck machten und der beschloß, sich von dem Professor Nietzky sein Schicksal vorhersagen zu lassen. Er begleitete denselben also nach Hause, betrat dessen Studierstube und eröffnete ihm sein Verlangen. Nietzky hatte bereits manche dunkele Frage an ihn gethan, die er allezeit richtig beantwortet hatte, war auch schon durch Umwege hinter eine Menge von dessen Lebens- und Familienumständen gekommen, endlich ergriff er seine Hand und auf den ersten Blick in dieselbe sagte er: „Er, junger Mensch, — bekannter Maßen war der Doctor sehr grob — wird in einem Jahre von seinem Vater aus Halle zurückgerufen werden, sechs Wochen darauf wird seine Tante mit Tode abgehen, dann wird Er alle Hoffnung zur Erlangung eines Amtes haben, aber ein unvermutheter Zufall wird diese Hoffnung vereiteln und — nun mache Er sich gefaßt, das Schlimmste zu hören — sechs Monate nachher stirbt Er selbst."

Hier endete der Wahrsager, ein bestellter Bedienter rief ihn ab, und der ganz verstummt dastehende Studiosus wurde für diesmal entlassen. Man kann sich leicht vorstellen, daß unser Held durch das jetzt Gehörte in eine nicht geringe Bestürzung gerathen sein wird; anfangs dachte er viele Stunden und Tage darüber nach, ja manche Nacht konnte er deshalb nicht schlafen. Allein er war überhaupt von etwas leichtsinniger Gemüthsart; als die Vorlesungen des Professors Nietzky geendigt waren, schwächten die Zeit und andere Beschäftigungen allmählich den Eindruck des Orakelspruchs und es währte nicht lange, so dünkte er sich von seiner begangenen Thorheit und dem Ungrunde der Chiromantie überzeugt. Er sah die Sache mit vollständiger Gleich-

[1]) S. Reichard, Vermischte Beiträge zur Beförderung einer nähern Einsicht in das Geisterreich, Bd. I. S. 221 rc.

gültigkeit an und erinnerte sich derselben blos noch zuweilen, um darüber zu spotten und zu lachen. Seine akademische Laufbahn ging nun mit dem dritten Jahre zu Ende, seine Wechsel blieben aus und auf Befehl seines Vaters mußte er Halle verlassen. Seine ziemlich bejahrte Tante hatte bereits über 16 Jahre an der Schwindsucht gekränkelt, sie näherte sich bei zunehmender Schwäche dem Grabe und kaum konnte der Anblick ihres zurückgekommenen geliebten Neffen ihr Leben noch um wenige Tage fristen. Sie starb genau sechs Wochen nach dessen Ankunft im Vaterhause. Jetzt fing der junge Mensch an besorgt zu werden, denn des Professors Nietzky Prophezeiung schien sich zu bestätigen. Die Unthätigkeit, worin er bei dem Aufenthalte in seines Vaters Hause lebte, ward ihm zur Last, mehrere seiner Landsleute und Universitätsfreunde wurden nach und nach versorgt und so begannen denn Ehrzeiz und Betriebsamkeit sich auch bei ihm mehr und mehr zu regen. Er bewarb sich bald um diese bald um jene erledigte Stelle, allein jedesmal schlugen ihm seine Absichten und Bemühungen fehl. Endlich ward die Stelle des Stadtschreibers in seiner kleinen Vaterstadt vacant. Es fehlte ihm nicht an Gönnern, sein Vater war selbst einer der ältesten Rathsmänner und viele der übrigen Mitglieder des Magistrats waren seine Blutsverwandten. Diese wünschten und bemüheten sich insgesammt, ihm zu dieser Ehrenstelle zu verhelfen, er wurde auch wirklich erwählt und es war nur noch die Bestätigung dazu vom Hofe erforderlich. Einer der damaligen Minister, welcher gerade diesen District zu seinem Departement und also starken Einfluß auf das Wohl und Wehe dieser Stadt hatte, brachte aber seinen Secretär dazu in Vorschlag und dieser mußte ohne Widerrede angenommen werden. T... hatte sich also abermals in seinen Hoffnungen getäuscht und so war bis jetzt Alles, was ihm Nietzky prophezeit hatte, haarklein eingetroffen. Jetzt verwandelte sich auf einmal der Spott, den er über dieses Orakel ausgesprochen hatte, in Ernst und er schwebte in beständiger Furcht vor einem ihm nahe bevorstehenden unvermeidlichen Tode. Je näher er der letzten Periode seines Lebens kam, desto stärker wuchs seine Besorgniß, seine geschäftige Einbildungskraft wirkte stets auf seinen Körper, jedes Gefühl einer Unverdaulichkeit, jede Stockung des Geblüts, jede fleißig von ihm bemerkte Veränderung des Pulsschlages, jede zurückgetretene Ausdünstung ward dadurch verdoppelt und diese so nachtheiligen Wirkungen der Phantasie verwandelten gar bald die bisher nur eingebildete in eine wirkliche Krankheit. Ein schneller Witterungswechsel verursachte aber damals eine Menge Katarrhe und Rheumatismen in der Geburtsstadt unseres jungen Mannes. Auch er ward von diesem Uebel befallen und war der einzige, der trotz aller guten Vorschriften und trotz aller bewährten Beihilfe der erfahrensten Aerzte an diesem unbeträchtlichen Zufalle starb. So bewahrheitete sich auch hier die Wahrheit der Nietzky'schen Prophezeiungen.

358) Der Lappländer mit den rothen Stiefeln und gelben Hacken.[1]

Der Professor und Rector des Stadtgymnasiums zu Magdeburg, Elias Caspar Reichard, erzählte im Jahre 1788 von sich folgende merkwürdige Begebenheit. Derselbe ward von seinem Vater, dem Hofdamastweber zu

[1] Nach Reichard Bd. II. S. 229 ꝛc.

Quedlinburg, zu dieser Profession erzogen, erlernte solche auch, ward Geselle und wanderte als solcher nach der Sitte der Zeit in die Fremde, ging aber ohne Vorwissen seiner Eltern nach Halle und begab sich von heißer Begierde zum Studiren getrieben zum damaligen Director des Waisenhauses zu Halle, Joh. Anast. Freylinghausen, und bat ihn in einer in deutschen Versen entworfenen Bittschrift, ihn in die lateinische Schule des Waisenhauses aufnehmen zu wollen. Es gelang ihm auch dessen Gunst zu gewinnen und so kam er im September 1731, als er beinahe 17 Jahre alt war, in die Anstalt. Er kam zwar in die dritte Klasse, allein gleichwohl ward ihm das Mitfortkommen neben seinen Kameraden, die im Ganzen viel weiter waren, sehr schwer und er mußte sich daher gar sehr anstrengen. Er bat deshalb seinen Stubenpräceptor, einen gewissen Georg Wilhelm Steller aus Windsheim in Franken, ihm zu erlauben, jeden Abend ein Paar Stunden länger aufzusitzen, um das Versäumte oder Verlernte desto schneller wieder nachzuholen. Er bewilligte auch die Bitte desselben, jedoch unter der Bedingung, daß solches in seiner Gesellschaft geschehen müsse. So arbeiteten sie denn mehrere Wochen lang mit einander, Steller verstattete Reichard nähere Einsicht in seine kleine Bibliothek und so geschah es, daß Letzterer eines Abends sein Stammbuch durchblätterte und darin eine Menge seltsamer Gemälde und Inschriften entdeckte. Weil ihm nun unter den Bildern besonders eines sehr auffiel, welches eine gar possierlich gekleidete, in einem Zauberkreise stehende Figur eines zerlumpten Kerls vorstellte, mit einem dabei geschriebenen Symbolum: „Bruder, gedenke an den Lappländer mit den rothen Stiefeln und gelben Hacken (d. h. Absätzen)", so drang er mit anhaltenden Bitten in besagten Steller, ihm doch zu sagen, was das für eine Bedeutung habe. Endlich ließ sich jener erbitten und erzählte ihm mit folgenden Worten und thränenden Augen Folgendes.

Er sei während seines Aufenthalts auf der Universität Wittenberg in Verbindung mit mehreren Studiosis darauf gekommen, sich auf Nekromantie, Chiromantie und Physiognomie zu legen und habe deshalb viele magische Schriften gelesen, habe sich auch mit den Zaubercharakteren und Beschwörungsformeln bekannt gemacht, ja sich zuweilen selbst mit Geistercitiren abgegeben. So sei er in der Christnacht bei Mondenschein in ein nahe bei der Stadt gelegenes Gebüsch mit einigen Freunden gegangen, habe auf einem bequemen Platze den Schnee zur Seite geräumt, in der Mitte einen mit den erforderlichen Zeichen versehenen Kreis ausgezirkelt und habe so angefangen, seine Exorcismen herzumurmeln. Plötzlich sei eine wunderbarliche Gestalt in einem bunten zerlappten Kleide mit schwarzen Strümpfen, rothen Stiefeln und gelben Absätzen an demselben erschienen, genau so, wie sie in dem Stammbuche abgemalt war. Steller hatte die Verwegenheit, hinterwärts ganz nahe an den Kerl heranzutreten, ihm den einen Fuß aufzuheben und die Stiefeln nebst den Absätzen genau zu betrachten. In dem Augenblick entstand ein gewaltiger Sturm. Alles erschrak und floh in der größten Angst und Bestürzung nach der Stadt zu; sie wurden bis ans Thor mit tausend Schneebällen, doch ohne Schaden davon zu nehmen, unaufhörlich verfolgt. Seit der Zeit, fügte er hinzu, habe er dieses Handwerk verschworen und seine Thorheit nicht ohne die schmerzlichste Rückerinnerung an diese teufelischen Gaukeleien und schauderhaften Begebenheiten bereut.

Als nun Reichard nicht umhin konnte, ihm seinen Unglauben und Zweifel an den Tag zu legen, erbot sich jener gleichwohl, ihm auf der Stelle Beweise von seiner Kunst zu geben, falls er solches verlange. „Ich werde“, fuhr er fort, „nächstens vom Waisenhause in die Stadt ziehen, um Magister zu werden und medizinische Collegia zu lesen, werde aber noch vor Erreichung dieses meines Endzweckes in eine gefährliche Krankheit fallen (worin Er, mein lieber Reichard, einige Nächte bei mir wachen wird), doch durch göttliche Hilfe wieder aufkommen, Halle verlassen, an das äußerste Ende von Europa reisen, Schiffbruch leiden, an eine unbewohnte Insel verschlagen werden und in einem sehr weit von hier entfernten Lande sterben.“

Als Reichard auch hierüber wieder spottete, versetzte jener: „Hat Er Lust, daß ich auch an ihm eine Probe meiner Künste und Einsichten ablege?“ Jener war es zufrieden, anfangs sah er ihm starr ins Gesicht, dann ergriff er seine Hand und beaugenscheinigte etliche Minuten lang die Linien derselben und hierauf hob er seinen Spruch an: „Ich kann und will ihm, mein Sohn, nur etwas Weniges von seinem künftigen Schicksale offenbaren und ich thue solches um so viel lieber, weil es meistens glückliche Schicksale sind. Er wird unvermuthet mit meinem ältesten Bruder in Bekanntschaft gerathen, Er wird, soweit Er auch jetzt noch in den Studien zurück ist, nach Verlauf von 8—9 Jahren ein Professorat erhalten, ob auf einer Akademie oder an einem Gymnasium, das kann ich nicht gewiß bestimmen; Er wird kurz nachher seinen Vater durch den Tod verlieren und denselben nur noch im Sarge sehen; Er wird zwei adelige Fräulein nach einander heirathen und ein Alter von etwa 80 Jahren erreichen.“

Was geschah nun aber, die diesen Steller betreffenden Weissagungen gingen buchstäblich in Erfüllung. Er bezog das Michaelische Haus am alten Markte in Halle, fing an botanische Vorlesungen zu halten, ward aber an einem heftigen Fieber plötzlich krank, wo denn Reichard drei Nächte hindurch bei ihm wachte und ihm nützliche Handreichungen that. Nach seiner Genesung ging er 1734 in das russische Lager vor Danzig, that daselbst als Arzt und Wundarzt verschiedene glückliche Kuren, ward dem Generalfeldmarschall Lascy bekannt, sowie nachher in Petersburg dem Erzbischof von Nowgorod, Theophanes, bei dem er Tisch und Wohnung frei genoß, und auf dessen Empfehlung er Adjunkt der Akademie der Wissenschaften ward. Im Jahre 1738 erhielt er Befehl, durch Sibirien nach Kamschatka zu gehen, um in Gesellschaft der Professoren Müller und Gmelin die Naturproducte dieser Länder zu untersuchen, solche zu beschreiben und neue Entdeckungen zu machen, auch von Kamschatka aus einen Weg nach Nordamerika zu suchen. Auf der Reise dahin litt er aber Schiffbruch, wurde an eine ganz unbewohnte Insel verschlagen, wo er unter Noth, Mangel und Kummer überwintern mußte, die meisten seiner Reisegefährten umkommen sah und selbst den Schiffscapitän Behring daselbst begraben ließ; nachher nebst den noch übrigen sieben Personen aus den Trümmern des gestrandeten Schiffes ein kleineres zimmerte und auf demselben glücklich nach Kamschatka kam, auf der Rückreise nach Petersburg aber zu Tjumen in Sibirien den 12. November 1745 des Todes verblich, wie in seiner nachher gedruckten Lebensbeschreibung zu lesen ist.

Was nun die Reichard selbst angehende Prophezeiung anlangt, so erzählt derselbe a. a. O., dieselbe sei so weit ganz genau eingetroffen, daß er seinen

ältern Bruder S. A. Stöller (denn so schrieb sich dieser) ganz ungesucht im Jahre 1738 kennen lernte, daß er im Jahre 1740 ohne sein Zuthun als damaliger Lehrer am Kloster Bergen durch einen eigenhändigen Brief des Königs Christian VI. von Dänemark als Professor an das Gymnasium zu Altona berufen ward, von da auf dringendes Verlangen seiner Mutter im Julius 1744 mit seiner Familie eine Reise nach Quedlinburg antrat, um den letzten Segen seines todtkranken Vaters zu empfangen, aber zu spät kam und nur noch dessen Leiche zu Grabe geleiten konnte. Auf seiner Rückkehr ward er mit dem Herzog von Braunschweig bekannt und von ihm ans Collegium Carolinum berufen. Was nun aber seine doppelte Verheirathung angeht, so ging auch hierin die Prophezeiung in Erfüllung. Das erste Mal verheirathete er sich mit Ludovica Luise Sophie von Schwandes, Tochter des gleichnamigen preußischen Oberstlieutenants, am 19. April 1741 und nach deren am 14. September 1755 erfolgten Tode, am 29. April des darauf folgenden Jahres zum andern Mal mit Friederike Dorothea Charlotte von Krosigk, welche im Jahre 1788, wo er den 2. Band seiner Beiträge zur nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich zu Helmstädt drucken ließ, noch am Leben war. Er selbst zählte damals 75 Jahre, so daß auch in diesem Punkte Steller's Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen war.

359) Teufelssteine.[1])

In dem Dorfe Sennewitz bei Halle liegt etwa 50 Schritte von der Kirche entfernt an einem Grabenrande ein Stein, auf welchem vier Löcher und der Anfang zu einem fünften zu sehen sind. Diese kommen von des Teufels Krallen: das eine große auf der Seite von dem Daumen, die übrigen weit kleinern von den übrigen Fingern, nur der kleine Finger hat sich am Wenigsten tief eingedrückt. Diesen Stein hat der Teufel auch nach der Kirche zu Sennewitz geworfen, doch ist der Wurf zu kurz gerathen und ist er daher vor der Kirche niedergefallen. Er war ungeheuer groß und fuhr tief in die Erde; die Spitze, welche noch hervorragt, ist kaum der zehnte Theil des Ganzen. Von der Erschütterung aber bekam die Kirche einen Riß, den man mehrere Jahrhunderte hindurch vergeblich zuzumauern suchte, weil er immer wieder aufbrach. Erst in der neuern Zeit ist es gelungen, denselben zuzumachen.

Ein ähnlicher Stein, welchen man, wie den zu Sennewitz, den Teufelsstein nennt, liegt vor der Mühle im Vorwerk Gimritz bei Halle. Auch auf ihm sind fünf Finger eingedrückt und ihn schleuderte der Böse nach der Kapelle auf dem Petersberge, doch in der Hast zielte er nicht recht und der Stein flog über den Petersberg hinweg bis hierher. Auch soll einer der Grenzsteine an der Dölauer Haide und ein Stein auf dem Felde bei Hohenthurm vom Teufel dorthin geworfen worden sein.

Auf zwei andern Teufelssteinen, von denen der eine bei Wettin, der andere am Fuße des Petersberges liegt, sieht man Spuren von den Füßen des Teufels, der einst von dem einen Stein zu andern gesprungen ist.

[1]) Nach Sommer S. 53, und Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises, Bd. I. S. 650, II. S. 958.

360) Das Kloster zur güldenen Egge. [1])

Ein Bürger von Halle, Hezecho mit Namen, ein reicher und kluger Mann, war beim Erzbischof Adelgodus in Giebichenstein gewesen und ritt in der Dämmerung nach Hause. Und als er in die Gegend kam, wo nachmals das Kloster zum Neuen Werk erbaut wurde, da sah er, wie eine Egge, ganz glühend wie Feuer, sich sacht vom Himmel herabließ. Er warf schnell seinen Handschuh dahin, ritt nach Giebichenstein zurück und erzählte dem Erzbischof, was er gesehen hatte. Der Erzbischof saß auf und folgte ihm an den Platz, und als sie hinkamen, erhob sich die feurige Egge und stieg wieder gen Himmel. Da erbaute der Erzbischof ein Kloster an der Stelle, und dort, wo die glühende Egge hingesunken war, wurde der Altar errichtet. Die Schutzheiligen des Klosters waren Maria, Johannes und Alexander der Märtyrer, und man nannte es das Kloster zum Neuen Werk, vom Volke aber ward es das Kloster zur güldenen Egge genannt.

361) Die reiche Glocke. [2])

In einem der Thürme des Klosters zum Neuen Werk hing eine große Glocke, Susanna genannt, welche nach der zu Erfurt die größte Glocke in Deutschland war und so viel Einkommen wie ein Rittergut gehabt haben soll, weil ihr eine besondere Kraft, den Teufel zu vertreiben, die Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, die Gewitter zu zertheilen und andere Wunder zu thun, zugeschrieben wurde. Später kam sie in den Dom zu Halle und hängt jetzt, doch mehrmals umgegossen, im Magdeburger Dom.

362) Die Hummel. [3])

In einem Dorfe an der Saale nicht weit von Wettin hatte ein Bauer ein Dienstmädchen, das nie mit ihrer Arbeit fertig wurde. Darum neckten es die Knechte und sprachen: „Wir wollen Dir Hänschen aus Halle mitbringen!" Und wie sie nach Halle gingen, fanden sie eine Schachtel; die machten sie auf und heraus flog ein Kobold in Gestalt einer Hummel. Sie fingen ihn und gaben ihn dem Mädchen, das von nun an stets mit seiner Arbeit zur rechten Zeit fertig war. Dieser Kobold hieß Stephan und wenn das Mädchen noch nicht gestorben ist, hat sie ihn noch.

363) Der Mönch. [4])

In den meisten sächsischen Dörfern kennt man die Mönche, die sich bei den Bauern und besonders auf den Edelhöfen in Dienst geben, einen Theil der Geschäfte in den Ställen, auf dem Hofe und Boden besorgen, über dem Eigenthume des Herrn wachen und die Knechte und Mägde in Zucht halten. Sie sind sehr klein, tragen einen grauen Mönchsrock, ein niedliches graues Käppchen und einen Gürtel, an dem ein Schlüsselbund hängt. Meist sehen sie alt aus, haben graues Haar und ein verschrumpftes erdfarbenes Gesicht.

[1]) Nach Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises, Bd. I. S. 699.
[2]) S. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises, Bd. I. S. 700.
[3]) Nach Sommer S. 33.
[4]) Nach Sommer S. 35.

Doch werden sie nicht von Jedermann gesehen, sondern können sich nach Gefallen sichtbar und unsichtbar machen. Gewöhnlich zeigen sie sich nur dem Hausherrn, bisweilen auch den übrigen Bewohnern des Hauses, doch nie den Nachbarsleuten oder den Fremden, welche ihren Herrn besuchen. Sie striegeln bei Nacht in den Ställen das Vieh, führen es auf dem Hofe umher, bis es in gelinden Schweiß geräth, und füttern es dann, weil so das Futter besser gedeiht. Wenn auf dem Amte zu Beesen bei Halle früher die Euter der Kühe einmal über Nacht zu voll wurden, so melkte sie der Mönch, der auf dem Amte diente, deckte den Melkeimer sorgsam zu, damit kein Staub hineinfiel, und dann fand man am Morgen die Milch. Obwohl die Mönche für alles Vieh auf dem Hofe sorgen, haben sie doch gewöhnlich unter jeder Gattung ein Lieblingsstück; wenn darum ein Pferd oder eine Kuh besonders gedeiht, so sieht man daran, daß sie der Mönch mehr als die andern pflegt, und wenn man den Lieblingsthieren des Mönches auch weit schlechteres Futter giebt als den übrigen, so werden sie doch fetter und kräftiger.

In der Regel dient auf jedem Gute nur ein Mönch, doch bisweilen auch mehrere. Beim Gastwirth in Bendorf bei Mansfeld hört man, wenn ein theures Jahr kommen soll, den Winter zuvor oft bei Nacht die Mönche das Getreide auf dem Boden zusammenschaufeln, einsacken, die Treppe heruntertragen und aufladen: doch am Morgen liegt es unversehrt auf dem Boden. Wenn ein Knecht oder eine Magd nicht fleißig ist, oder wenn sie gar das Futter verkaufen, statt es dem Vieh zu geben, so nimmt sie der Mönch bei Nacht aus dem Bette und wirft sie aus dem Bodenfenster auf den Misthaufen, wo sie am Morgen zwar ohne körperlichen Schaden, doch übel zugerichtet gefunden werden. Wer neugierig ist und den Mönch gern sehen möchte, dem zeigt er sich nie. Zwei Pferdejungen zu Besenstedt legten sich am Abend quer vor die Thür, mit den Köpfen an einander, damit der Mönch, wenn er mit seinen kleinen Schritten herankäme, auf sie treten müßte und sie davon aufgeweckt würden und ihn fangen könnten; doch als sie am Morgen aufwachten, lag der eine in der rechten, der andere in der linken Seite des Stalles, und der Mönch hatte die Pferde doch gefüttert.

In Wettin hauste früher ein Mönch auf dem Amte, einer auf dem Winkel und einer in der Schäferei, und der auf dem Winkel hatte seine besondere Kammer, welche noch jetzt die Mönchskammer heißt. In Halle zeigt sich ein Mönch in der Saline; auch geht er um Mitternacht oft quer über den Markt und an dem einzelnstehenden Thurm auf der Leipziger Straße auf und ab; auf diesem Thurme sah er früher auch manchmal bei Tage aus den Schalllöchern und pflegte die Uhr vorzustellen, wenn ein Feuer ausbrechen sollte. Viele alte Leute in Halle entsinnen sich noch, den Mönch in der Garnisonkirche, die seitdem abgebrochen ist, gesehen zu haben. Besonders bekannt ist in der Umgegend der Mönch vom Petersberge; er geht in unterirdischen Gängen nach Krosigk, Löbejün, Wettin und Gutenberg, pflegt überall das Vieh, doch vorzüglich auf dem Amte am Petersberge; dort hat er stets ein Lieblingsfohlen, auf welchem man ihn oft beim Mondenschein auf dem Gipfel des Berges umherreiten sieht. Für seine Dienste fordert der Mönch gewöhnlich nur, daß man freundlich mit ihm umgeht. Doch zu Giebichenstein auf dem Amte verlangte er einst, daß an einem Tage des Jahres jedem Armen, der sich meldete, ein Stück Brod und ein Hering gereicht

würde, und wenn man dies einmal unterließ, so tobte er so lange in den Ställen und ängstigte das Vieh, daß es blökte und winselte, bis die Armen gespeist waren.

364) Die Hexe.[1])

Ein Windmüller bei Wettin konnte lange keinen Mühlknecht bekommen, weil es in der Mühle spukte und schon vier Knechte nach einander gestorben waren. Endlich aber gab sich ein beherzter Bursche wieder bei ihm in Dienst. Als der um Mitternacht das Getreide aufschüttete, schlich eine kleine schwarze Katze hinzu, bald folgte eine zweite etwas größere und sie grinsten den Burschen tückisch an, und die eine sprach zur andern: „Wenn nur die große graue erst käme." Bald darauf kam eine große graue Katze, die schoß, sobald sie den Burschen sah, ihm nach der Kehle empor, doch der Bursch hieb ihr gewandt mit dem Beile eine halbe Pfote ab, die sich alsbald in einen halben Frauenarm verwandelte. Da liefen die Katzen davon. Am Morgen aber wartete der Bursch vergeblich auf sein Frühstück. Er ging hinunter und fragte den Müller, warum er heute Fasttag mache. Da entschuldigte sich der Müller und sagte, seine Frau sei plötzlich todtkrank geworden. „Fehlt ihr vielleicht ein halber Arm?" fragte der Bursch, „so kann ich ihr einen borgen." Und wirklich hatte die Frau den einen Arm nur noch halb und das abgehauene Stück paßte an den Stumpf. Da erkannte man, daß sie eine Hexe war und verbrannte sie.

365) Der Ursprung des Schamperbachs und der Kinderwiese bei Merseburg.[2])

Bei Radewell nicht weit von der Stadt Merseburg liegt das Dorf Burg, dort soll in uralter Zeit in den Kriegen der Hermunduren mit den Catten ein Feldlager und eine Schanze gewesen sein, wohin nachmals ein Dorf gebaut worden ist. Dort haben vor diesem die Edelleute vom Geschlecht der Kinder gewohnt, die sich dann in der Folge in dem Stift Merseburg ausgebreitet haben. Von ihnen hat die Wiese jenseits Skope, so die Kinderwiese heißt, den Namen, darum, daß sie vordem den Edelleuten aus dem Geschlecht der Kinder gehört hat.

Es befand sich auch hier der sogenannte Schamper- oder Schandbarbach, welcher oberhalb und in dem Dorfe Laufen seinen Ursprung nimmt und in einem Graben an den Wiesen über die Leipziger Straße herunter nach Klein-Miltitz fließt. Den Namen hat er daher, weil in den Leipziger Messen an dessen Brücke öfter allerlei Bettlervolk unter den daranstehenden Erlen und Weiden liegt und gemeiniglich ein unzüchtig schandbar Leben führt.

366) Von der heil. Jungfrau Theodica zu Merseburg.[3])

Im Kloster St. Petri zu Merseburg ist in der Mitte der Kirchhalle unter einem breiten Grabe beigesetzt die heil. Jungfrau Theodica, welche

[1]) Nach Sommer S. 57.
[2]) Nach Vulpius, Megalurgia Martisburgica, Quedlinburg und Aschersleben 1700 in 4. S. 8 ꝛc.
[3]) Nach Vulpius S. 24.

Einige für eine Schwestertochter Kaiser Heinrich IV. und Tochter des aus Ungarn vertriebenen Königs Salomon (1073), Andere für ein Kind Königs Rudolph, Herzogs von Schwaben, der in der Schlacht bei Hohenmölsen die Hand verlor und im Dom zu Merseburg begraben liegt, halten. Dieselbe ist zur Zeit des Bischofs Wernher von Merseburg († 1103) aus der Fremde hier angelangt und hat sich bei armen Leuten in der Altenburg zu Merseburg zur Herberge begeben, ist auch vom gemeinen Volke Jungfer Eudica genannt worden. Darnach sie denn durch Bitten erlangt hat, daß ihr vergönnet worden, am Kloster St. Petri hinter der Kirche gegen Mitternacht in einem Winkel auf dem alten Kirchhofe eine kleine Hütte von Steinen, Erde und Rasen zu bauen, nach deren Vollendung sie darin ein geistlich, strenges, züchtiges, gottesfürchtiges Leben geführt, den Gottesdienst in der Dom- und Klosterkirche sehr fleißig besucht, und so viel gefastet, daß sie ganz schwach und mager geworden; um den bloßen Leib hat sie einen eisernen Gürtel, auch an den Armen und Beinen auf der bloßen Haut eiserne Ringe getragen, welche man nach ihrem Tode, weil solche zum Gedächtniß im Kloster als Heiligthum aufgehoben wurden, durch einen Schmied hat aufbrechen lassen. Es sind aber diese Dinge auch nachher, wie schon Alles lutherisch war, doch noch vorhanden gewesen. Warum sie gerade hierher gekommen, darüber erzählt man, sie habe ihr Leben bei dem Grabe ihres Vaters zubringen wollen und deshalb sei sie auch als eine Laienschwester des Klosters St. Petri auf Befehl des Bischofs Wernher durch seine Mönche mit Essen, Trinken und der nothdürftigen Kleidung versorgt worden.

367) Von dem Abgott Zuttiber zu Merseburg.[1]

Die Ureinwohner der Stadt Merseburg haben heidnischen Göttern gedient, so dem Mars und der Venus, deren Tempel hier gestanden haben und von denen der erstere der Stadt den Namen gegeben hat: Martisburgum.[2] Sie haben auch die Sonne, den Mond und das Feuer angebetet, davon zeugt noch der Name des Dorfes Lunau oder Leina. Sie haben auch die Isis als eine Erfinderin des Getreides und guten Bieres verehret, so wie die Vesta, von der das Dorf Vesta an der Saale den Namen hat. Sie haben ferner dem Abgotte Irmensaul gedient, der vorzeiten an dem Orte des St. Petriklosters seinen Anbetern sich dargestellt hat. Insonderheit haben aber die Bürger zu Merseburg und die Landschaft um diese Stadt den Zuttiber als einen Wald- oder Holzgötzen geehrt und demselben einen Eichenwald geheiligt, darin Niemand bei Verlust seines Lebens einen Baum noch

[1] Nach Vulpius S. 46.

[2] Spangenberg, Mansfelder Chronik c. II. f. 2, sagt aber, Mars sei der sechste König der alten Deutschen gewesen, der kurz vor Noah's Tode hier gewohnt habe. Sein Name komme her von „mehren“ oder von „Meer, Marsch“. Hier hätten ihn das ägyptische Königspaar Isis und Osiris besucht und ihm das Bierbrauen, den Ackerbau und die Viehzucht gelehrt. Später hätten jedoch die alten Bischöfe, um das Gedächtniß an den heidnischen Gott zu vertilgen, hier dem heil. Martinus eine Kapelle gebaut und von diesem als Schutzherr die Stadt Martensburg oder Martinopolis genannt. Noch Andere sagen, hier sei einst die Juno, welche die Griechen Here nannten, verehrt und der Ort Heresberg genannt worden, das Volk aber habe aus der Redensart: „thom Eresberg“ oder „ick gab tho dem Eresberge“ gemacht: „ick gah tho dem Meersberge“, und hieraus sei mit der Zeit Merseberg oder Merseburg geworden.

Ast abhauen durfte, nicht weit von der hohen Brücke, dahin zu gewisser Zeit des Jahres viele Wenden und andere Heiden von nahen und fernen Orten zusammengekommen und dem Zuttiber geopfert, auch denselben angebetet haben. Darzu waren gewisse Priester bestellt, die ihre sonderbaren Ceremonien bei den Opfern gehalten. Solcher Eichenwald nebst dem Götzen ist bis auf die Zeit Wyberti III. Bischofs zu Merseburg im Stande gewesen, welcher im Jahre 1008 diesen Wald und Abgott niederhauen und verbrennen ließ. An derselben Stelle hat er aber die Kapelle des heil. Romanus gebaut und von dem genannten Eichwalde hat man hernach auf lange Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert hinein etliche lange, dicke eichene Bäume, Stöcke und Stifte in den Ufern der Saale, zumal wenn das Wasser hell war, stecken sehen.

368) Die wunderbare Glocke zu Merseburg.[1])

Auf dem Dome zu Merseburg befindet sich die sogenannte Schnurre, d. h. die kleinere der zwei großen Glocken, auf welcher auch die Uhr schlägt. Dieselbe soll durch ihr Anschlagen Feuersbrünste dämpfen und heranziehende Feinde abhalten können. So sagt wenigstens ihre Inschrift: Si Gloriosa (dies ist ihr Name) sonat, turbor procul hostis et ignis.[2])

369) Die Schildkröte im Dome zu Merseburg.[3])

Unter Bischof Hunold VI., dem Bischof von Merseburg (1040—50), ist das Gewölbe des Chores in der Domkirche zu Merseburg eingestürzt, denn eine große Schildkröte hat sich einen Weg durch die Fundamente desselben bahnen wollen und mit ihrem Rücken den Boden dermaßen in die Höhe getrieben, daß die Pfeiler eingestürzt seien. Ihr Schild ist allerdings noch im Dome aufgehangen, allein es ist nicht viel größer als das einer gewöhnlichen Landschildkröte.

370) Der fliegende Krebs bei Merseburg.[4])

Im Sommer des Jahres 1682 entstand aus göttlichem Verhängniß durch zweier französischer Zauberer Teufelskünste eine Seuche oder Viehkrankheit an Pferden und Rindvieh, die einen Strich 4 Meilen breit einnahm und täglich 2 Meilen fortrückte. Sie ward der fliegende Krebs genannt. Das Vieh bekam unter der Zunge gelbe Flecken oder Blätterlein, an andern Orten aber kleine Wunden dabei, die mußten mit einem Kratzer von feinem Silber aufgeritzt und hernach mit Salz gerieben und mit Essig gewaschen und mit Honig bestrichen werden, so wurden sie wieder hergestellt. Drei Tage brachten sie damit zu, wo aber nicht Hilfe geschah, starb das Vieh hinweg. Der Strich ging über Dölitz, Keischberg, Altranstädt, Herburg und so weiter durch das Stift, doch ist nicht viel daran gestorben, sondern fast Alles curirt worden.

[1]) Nach Vulpius S. 48.
[2]) Wenn Gloriosa schlägt, wird Feind und Feuersbrunst vertrieben.
[3]) Nach Vulpius S. 83.
[4]) Nach Vulpius S. 169.

371) Strafe eines Sabbathschänders.[1])

Anno 1604 hat ein Bauer zu Dölnitz, über dessen Geiz allenthalben geklagt worden, mit seinem Weibe, Sohn, Tochter und Magd am 9. Julius Sonntags den ganzen Tag im Heu zu Collenberg gearbeitet, den 2. Julius, als den Tag hernach, am Fest Mariä Heimsuchung, will die Magd in die Kirche gehen, welches der Mann nicht zugeben wollen, sondern hat Anstalt gemacht, wieder auf das Heu zu gehen. Und obwohl das Weib und Sohn dem Vater zugeredet, man wolle erstlich in die Kirche gehen, weil gestern der Gottesdienst auch versäumt worden sei, so haben sie doch nicht gehen dürfen, sondern wurden mit Schelten zum Heumachen fortgetrieben, worüber die Magd sehr geseufzt. Was geschieht nun? Ohngefähr um 2 Uhr nach Mittag haben sie das Setzen eines Heuschobers vollendet und der Bauer hat das Heu darzu von den andern hinaufgenommen, gelegt und derb getreten. Als sie fertig sind und den Schober, welcher an die 8 Ellen hoch gewesen, mit den Harken bezogen, auch ferner gehen und die Nachreche verrichten wollen, befiehlt der Bauer seiner Tochter, sie solle ein Reis abbrechen, welches er auf den Haufen stecken wolle. Darauf hat die einfältige Dirne den Rechen oder Harken mit aufgerichtetem Stiele an den Heuschober gelehnt und ein Weidenreis geholt. Als der Bauer das Reis aufgesteckt, tritt sie ein wenig bei Seite zu sehen, ob der Haufen auch fein gleich stehe. Indeß rutscht ihr Vater herunter und kömmt gleich auf den Rechenstiel zu sitzen, welcher ihm auf der rechten Seite des Gesäßes hinein und auf der linken Brust oben an dem linken Arme hinausgeht. Mutter und Kinder laufen hinzu, schreien und ziehen an dem Rechen, solchen herauszubringen, allein der Stiel ist unten abgebrochen; da laden sie endlich den Vater auf und führen ihn gen Halle zum Barbier und darüber bricht die oben herausgehende Spitze ab. Der Barbier aber hat das Holz herausschneiden und darzu zwo Rippen lösen müssen, worüber der Mann unglaubliche Schmerzen ausstehen, aber doch nicht ersterben können, sondern ist wiederum geheilt worden, aber sein Lebtag ein ungesunder Mann verblieben, der nicht wieder in die Kirche zu gehen vermocht, darüber er seinen Frevel, Geiz und Verachtung göttlichen Wortes, Entheiligung des Sabbaths und Missethat sehr bereut, bis er Anno 1610 an der Pest verstorben.

372) Der schädliche Hexenrath.[2])

Den 17. September des Jahres 1521 hat es sich zu Dölkau im Stifte Merseburg begeben, daß einem Bauer aus seinem Wandschränklein eine Summe Geldes, die er zu Bezahlung zweier erhandelten Aecker hat anwenden wollen, hinweggekommen ist, deswegen er hingegangen ist und eine Hexe unweit Halle um Rath gefragt hat. Diese spricht, der Knecht habe es ihm entwendet und auf dem Heuschuppen versteckt, unter der andern Latte auf der linken Hand solle er suchen, es würden zwei Bund Weizenstroh darüber liegen. Der Bauer verspätete sich, also daß er langsam heimkommt; die Begierde aber, sein Geld zu finden, treibt ihn, daß er eine kleine Lampe heimlich

[1]) Nach Vulpius S. 204.
[2]) Nach Vulpius S. 216.

anzündet und in den Hut stellt, auch damit, indem das Weib, Kinder und Gesinde speiste, hinaufsteigt, die Lampe auf den Hut setzt, das Weizenstroh bei Seite werfend. Darüber hat er unversehens das Licht umgestoßen und durch die verwahrlosete Entzündung sich sammt drei Nachbarn um Haus und Hof gebracht. Er aber mußte noch dazu drei Jahre das Land meiden und die Hexe kam zu dem Orte, der ihr gebührte, nämlich auf den Holzhaufen, also daß sie ferner kein Unglück stiften konnte.

373) Der wunderbare Handel zu Skeuditz. [1])

Im Jahre 1522 hat der Gastgeber Hans Lentze zu Skeuditz Herrn Johann Poyda, Vicario daselbst, 90½ Elle Leinwand verkauft, die erste Elle um eine Erbse, die andere Elle noch einmal so theuer und fürder jede Elle noch einmal so theuer als die vorhergehende, bis auf die 90. und eine halbe Elle.

Nun macht die 15. Elle 16,384 Erbsen. Summa der andern Ellen sind bis auf die 15. Elle und mit derselbigen 32,767 Erbsen, weniger eine, die thun zwo Leipziger Metzen. Darnach die 20. Elle macht einen Leipziger Scheffel weniger 2 Metzen, die 21. Elle thut 2 Scheffel Erbsen zu 2 Gülden angeschlagen, die 37. Elle macht eine Tonne Goldes und 31,071 Gülden, die 54. thut einen Braubottig voll Gold und 71,797 Tonnen Goldes, darzu noch 38,112 Gülden. Die 70. Elle macht einen Thurm voll Goldes, darzu 12,588 Braubottige voll, wie auch 27,209 Tonnen und 73,440 Gülden. Die 87. Elle macht 47,576 Thürme, 92,168 Braubottige, 97,792 Tonnen voll Gold und 67,304 Gülden. Die 90½ Elle macht in einer Summa 16 Städte voll, 23,358 Thürme voll, 53,448 Braubottige, 64,404 Tonnen voll Goldes und 98,208 Gülden.

Summa aller Zahlen der 90½ Ellen Leinwand machen nach getroffenem Handel zusammengerechnet an Golde und Gelde 17 Städte und 70,936 Thürme, wie auch 58,207 Braubottige voll, und 61,266 Tonnen Goldes, 8135 Gülden, 2 Scheffel Erbsen minus 1 Erbse.

Also theuer hätten die 90½ Ellen Leinwand bezahlt werden müssen, wenn dies der Käufer im Stande gewesen wäre. Es thaten aber zu jener Zeit 100,000 Gülden 1 Tonne Goldes, 100,000 Tonnen Goldes 1 Braubottig voll Gold, 100,000 Braubottige einen Thurm voll Goldes, 100,000 Thürme voll machten aber eine Stadt voll Goldes.

374) Sonntagsarbeit läuft übel ab. [2])

Den 19. August des Jahres 1604 am 11. Sonntag nach Trinitatis gerieth ein ansehnlicher und reicher Bürger zu Merseburg auf die Idee, einen Baum voll Birnen, die man Lipperenzen genannt, durch die Gesellen abbrechen zu lassen, welches diese aber ungern gethan und gebeten haben, solche Obstabnahme bis Montag zu verschieben, sie wollten diesmal nach verrichtetem Mittagsgottesdienste anderswohin spazieren. Nachdem aber der Meister bei seiner Ansicht beharrte und vorgab, man solle bei Zeiten das Essen anrichten, damit er mit den Gesellen um 10 Uhr in den Garten gehen könne, wendete die Frau ein, so werde ja die Mittagspredigt versäumt. Darauf

[1]) Nach Vulpius S. 217.
[2]) Nach Vulpius S. 220.

antwortete der Mann: „Die Mittagspredigt werde so viel Nutzen nicht bringen, als es ihm schaden könne, wenn er andere Leute lohnen oder die Birnen etwa stehlen lassen müßte, es möchte sonst wohl eine ungebetene Hand darüber gerathen oder ein Sturmwind entstehen, ob sie denn mit ihrem Predigtgehen so viel sich zu erwerben getraue, als ihm Schaden geschehen möchte." Kurzum es mußte nach dem Willen des Mannes gehen. Als sie nach 1 Uhr bald fertig waren, will der Meister sich umsehen, ob auch noch Birnen am Baume hängen geblieben seien; in dem Augenblicke stäubt ihm etwas Moos in das linke Auge, daran wischt er, daß es ganz roth und schwärend wird, er läßt nach etlichen Tagen Augenwasser in der Apotheke holen, aber anstatt der Besserung schlägt ein Fluß darzu, daraus in Kurzem der schwarze Staar ward, und da er solchen vertreiben wollen, kömmt es ihm gleichfalls in das andere Auge, also daß er auf das andere Jahr weder Birnen noch Bäume sehen können, ist hernach sechsthalb Jahr blind gewesen und Anno 1611 an der Pest verstorben.

375) Der vom Teufel geholte Bäcker.[1])

Im Jahre 1668 Ausgangs Februarii hat zu Schaafstädt im Stifte Merseburg der böse Feind einen Bäcker geholt, als derselbe jedoch mit fortgesollt, da hat er sich so fest an die Mauer gehalten, daß er zwei Steine mit herausgerissen, hernach aber hat man ihn auf der Straße todt gefunden. Er soll aber hernach andern Bäckern oft erschienen sein und sie gewarnt haben, daß sie das Brod größer machen und die Seele nicht also mit einbacken sollten.

376) Die Sage von der heil. Kunigundis.[2])

Es hat der Kaiser Heinrich II. oder der Lahme seine Gemahlin, die Kaiserin Kunigundis des Ehebruchs beschuldigt. Dieselbe aber hat ihre Keuschheit mit dem Tragen von glühenden Pflugschaaren bewiesen, indem sie sagte: „Ebenso unschuldig ich Eures Leibes bin, ebenso unschuldig bin ich auch an allen andern Männern und beweise meine Unschuld mit den glühenden Pflugschaaren, die sollen meinem Leibe nicht schaden." Darauf hat sie ein glühendes Pflugschaar nach dem andern mit bloßen Händen herausgenommen und dieselben in Gegenwart des Kaisers, wie auch seiner Hofbedienten und vielen Volkes glühend bei Seite getragen, so ihr im Geringsten nicht geschadet, durch welches Mirakel der Kaiser bewogen worden ist, ihr auf den Knieen eine Abbitte zu thun. Diese Historie ist zu Merseburg in der Domkirche am Eingange unter dem Glockenthurme zur rechten Hand oder an der Seite gegen Mittag in Stein gehauen zu sehen. In der Domkirche wird aber in demselben Gemach, wo sich die abgehauene Hand Rudolphs von Schwaben befindet, der Mantel, den die heil. Kunigundis damals getragen, aufbewahrt und man sagt, daß wenn eine Frau unfruchtbar sei und nach einem Gebete zu der Heiligen denselben berühre, dann segne sie Gott und sie bekomme Kinder. Zum ewigen Gedächtniß ist am Eingange der Domkirche zur rechten Hand eine Frau mit einem Pflugschaar in der Hand in Stein gehauen zu sehen und dies ist die Kaiserin.

[1]) Nach Vulpius S. 226.
[2]) S. Brotuff, Chronicon II. 5. Gebr. Tzschimmer, Vermehrter Sleidanus Bd. III. S. 61.

377) Der Bischof und die Katze zu Merseburg.[1])

Im Schlosse zu Merseburg befindet sich ein Bild, welches einen Bischof mit einer schwarzen Katze vorstellt, desgleichen ein zugemauertes Fenster und unweit der Stadt einen Berg, der den Namen Katzenberg führt. Es soll dasselbe folgenden Ursprung haben.

Der Bischof Michael in Merseburg hatte eine solche Vorliebe für die Katzen, daß er sich deren eine große Menge und von allen Farben hielt und sich von ihnen auf seinen Spaziergängen begleiten ließ. Eines Tages reiste er nach Magdeburg und hörte in dem nächsten Walde ein ganz seltsames Geräusch und entdeckte endlich eine große Menge Katzen auf einem kleinen Berge versammelt, der daher noch bis heute der Katzenberg heißt. Diese Katzengesellschaft machte ihm so viel Vergnügen, daß er den Wagen halten ließ, eine Zeit lang ihrem Treiben zusah und endlich scherzend ihnen zurief: „Seid Ihr Alle hier versammelt? Fehlt keine?“ „Alle“, antwortete ihm ein alter Kater, „bis auf die Katze des Bischofs, die wir noch erwarten.“ Als der Bischof von seiner Reise zurückgekehrt war, lockte er seine schwarze Katze, die er ihrer seltsamen Sprünge und Kunststücke wegen gern um sich hatte, zu sich, streichelte sie und erzählte ihr, was er auf dem Berge gesehen, und fragte sie, warum sie nicht Theil an der großen Katzenversammlung genommen habe? Auf diese Rede fuhr die Katze mit wildem widrigem Geschrei zum Fenster hinaus durch die Luft und kehrte nie wieder zum Bischof zurück.

Eine frühere Sage erzählt, daß Thilo von Trotha, der Erbauer des Schlosses, einst einen Boten auf den Harz gesendet habe. Dieser erzählte bei seiner Rückkunft, daß er in der Nacht vor dem ersten Mai auf einem Baume des Blocksberges zwei Katzen gesehen habe, die gegen einander geäußert hätten, daß sie längst oben zum Tanze sein könnten, wenn Thilo's Katze nicht so lange auf sich warten ließe. Auf diesen Bericht des Boten hob Thilo drohend die Hand gegen seine Katze, die neben ihm auf dem Stuhle saß und sagte halb ernst, halb scherzend: „Ei, ei, muß ich solche Dinge von Dir hören!“ Noch hatte Thilo seine Worte nicht geendet, als die Katze in einem Sprunge durchs Fenster fuhr und einen abscheulichen Geruch hinterließ. Sie kehrte nie wieder zurück und Thilo ließ das Fenster vermauern.

378) Der Todesstuhl in Merseburg.[2])

In dem Dome zu Merseburg soll in früherer Zeit vor dem Tode eines Domherrn nächtlich ein großer Lärm und darunter ein sehr heftiger Schlag auf den Stuhl desjenigen, der bald sterben sollte, gehört worden sein. Die Wächter, welche Tag und Nacht wegen vieler in der Kirche befindlichen Kleinodien gehalten wurden, machten solches dem Inhaber des Stuhles bekannt, der sich nun drei Wochen lang auf seinen gewissen Tod vorbereiten konnte.

---

[1]) Nach Ziehnert, Preuß. Sagen, Bd. III S. 40 rc. und Berckenmeyer, Neuverm. cur. Antiquarius. Hamburg o. J. in 12. S. 656.
[2]) Nach Ev. Francisci, Höllischer Proteus S. 1058, und Berckenmeyer S. 657.

379) Der Rabe zu Merseburg.[1])

An vielen Häusern der alten Stadt Merseburg, z. B. in der St. Gotthardsgasse sieht man noch heute über den Thüren einen Raben in Stein gehauen, der einen Ring im Schnabel hält. Den Grund zu diesen Bildern soll aber folgende Begebenheit gegeben haben.

In den Jahren 1466 bis 1514 war Thilo von Trotha Bischof von Merseburg. Dies war ein strenger jähzorniger Mann, der sich zu seinem Vergnügen einen Raben hielt, der ihm durch sein lustiges Gebahren und Schwatzen viel Spaß machte. Einst war nun dem Bischof ein kostbarer Ring weggekommen, den er angeblich von seinem Busenfreunde, dem Bischof Gerhard von Meißen, zum Geschenk erhalten hatte. Nun hatte der Bischof einen schon im Greisenalter stehenden, seiner Rechtschaffenheit wegen allgemein geachteten Kammerdiener und einen etwas jüngern Leibjäger. Letzterer trug aber schweren Groll gegen erstern im Herzen, weil er glaubte, daß jener ihn verhindere, so wie er es wünsche in der Gunst seines Herrn zu steigen. Derselbe hatte dem Raben verschiedene Worte gelernt, unter andern auch den Spruch: „Hans Dieb", und als nun der Bischof, nachdem er den Diebstahl erfahren, außer sich vor Zorn alle seine Leute streng befragte, um den Dieb herauszubekommen, da schrie der Rabe auf einmal: „Hans Dieb, Hans Dieb!" Unglücklicher Weise hieß der alte Kammerdiener Johannes und der Bischof hielt den Spruch des Vogels gerade in diesem Augenblick für ein Gottesurtheil; trotz alles Leugnens und Betheuerns seiner Unschuld ward der Greis ergriffen, ins Gefängniß geworfen, vor das bischöfliche Gericht gestellt und lediglich auf den durch das Vogelgeschrei erregten Verdacht hin verurtheilt und hingerichtet. Einige Zeit nachher aber trug es sich zu, daß bei einem heftigen Sturme das Nest des Raben vom Thurme herabstürzte; darin fand sich mancherlei güldenes und silbernes Kleinod, aber auch des Bischofs Ring, um den der fromme Kammerdiener unschuldig hingerichtet worden war. Das traf des Bischofs hartes Herz wie ein Blitzstrahl und es ergriff ihn eine bittere Reue wegen seines Jähzorns, der ihn zu dem ungerechten Urtheil veranlaßt hatte. Er legte also sein bisheriges Familienwappen ab und nahm ein neues an, d. h. er setzte in das Schild einen Raben, der einen Ring im Schnabel trug, und oben aus der Krone hoben sich als Helmkleinod zwei Arme und Hände, deren Finger einen Ring faßten. Dieses Wappen ließ der Bischof überall anbringen, damit es ihn stets an seine Unthat erinnern möge und zu steter Buße mahne, innen und außen am bischöflichen Palast, im Dome, an den Mauern, in den Zimmern, auf den Gängen, auch an vielen Häusern der Stadt. Dasselbe Wappen und über demselben das Bild des hingerichteten Kammerdieners mit aufgehobenen Händen ohne Kopf erblickt man auch an dem messingenen Grabdenkmale, welches ihm im Dome zu Merseburg errichtet worden ist. Zum ewigen Andenken an diese Begebenheit wird noch heute ein Rabe in einem stattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhofe zu Merseburg gehalten. Der Wärter desselben genießt dafür eine Pension von

[1]) Poetisch dargestellt von Ziehnert Bd. I. S. 140 2c. S. a. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 354. Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt zu Von Pfaffenrath's und Löwe's Landwirthschaftl. Dorfzeitung 1843 No. 8.

12 Scheffeln Korn und 12 Thalern Geld, muß aber dafür, wenn der Rabe stirbt, einen andern anschaffen.

380) Die Kapelle auf dem Petersberge bei Halle.

Auf dem hohen Petersberge bei Halle, der aber früher Lutterberg (d. h. klarer Berg, mons serenus) hieß, weil man von seinem Gipfel den ganzen Saalkreis, das Stift Merseburg, die Anhaltschen Fürstenthümer, den größten Theil von Thüringen und der Grafschaft Mansfeld, Theile des Harzes, des Magdeburgischen, Halberstädtischen und Meißnischen Kreises übersehen kann, soll früher gegen Mitternacht zu ein dem Mars geweihter Götzentempel gestanden haben und man behauptet sogar, das auf einer kleinen Anhöhe daneben befindlich gewesene Gemäuer habe von der Göttin Bellona den Namen gehabt, welche Höhe davon noch heute der Blonsberg heißt. Der Verfasser des alten Petersbergischen Geschichtsbuchs (Chron. Montis Sereni p. 2) sagt ausdrücklich, dort sei dem Teufel geopfert worden. [1]) Der Erbauer des jetzt in Trümmern liegenden Klosters daselbst war aber Markgraf Conrad von Wettin (1136), der den allerdings schon von seinem Bruder Dedo angefangenen Bau (1124) vollendete. Letzterer soll nämlich an dieser Stelle sich mit seiner von ihm verstoßenen Gemahlin Bertha von Groitsch wiedergetroffen und versöhnt haben. Dann zog er in's gelobte Land und brachte von hier ein Stück vom heil. Kreuz Christi mit, welches er in Silber fassen ließ und der großen Kirche als Heiligthum verehrte. Auf jenem Berge aber, sagte das Volk, wohne der heil. Petrus und sähe sich im Sächsischen, Anhaltinischen und Magdeburgischen um, was die Leute Gottes machten, ob sie fromm wären und sich zur Kirche und dem christlichen Glauben hielten. Dieser Ursache wegen wäre sein Wunsch, daß ihm oben auf dem Berge eine Kirche gebaut werden möchte. Aus diesem Grunde ist ihm auch die Kirche in seine Obhut gegeben worden und bei der Zerstörung der Kirche durch das Einschlagen des Blitzes am 31. August des Jahres 1565 ist sein Bild von Stein in ganzer Figur, welches sich an der linken Seite des Eingangs in den hohen Chor am Rondel auf einem Fußgestell befand und mit der Hand nach dem hohen Altar hinzeigte, unversehrt geblieben. [2]) An jener Stelle liegt ein Schatz verborgen, nach welchem man, freilich vergeblich, oft gesucht hat. Als Ursache der Zerstörung der Kirche betrachtet man, daß, als 14 Tage vor dem Brande eine Kirchenvisitation auf dem Petersberge stattfand und der Pfarrer Bernreit daselbst sich bitter über die Vernachlässigung der Kirche von Seiten der Behörde beschwerte, aber nichts erlangte, der anwesende Pfarrer von Zörbig, Johann Winter, ausrief: „Ei, möchte doch Gott mit dem Donner drein schlagen!" [3])

---

[1]) Antiquus hostis jam ab illo monte per institutionem dominici senatus deturbatus erat.

[2]) Gegenüber der Bildsäule sah man früher noch folgende 4 Verse in Stein gehauen in der Wand:

Dum sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne domus
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra
In mediis flammis sic tege Christe tuos.

[3]) S. Wichmann, Chronik des Petersberges. Halle 1857 in 8. S. 52.

381) Zwerge als Schatzhüter.[1])

Um das Jahr 1730 diente zu Leipzig im Gasthofe zur goldenen Sonne auf dem Grimmaischen Steinwege ein Hausknecht, Namens Peter. Derselbe erzählte, es sei ihm vier Jahre zuvor, als er auf einem Bauernhofe unweit Merseburg gedient, folgende sonderbare Geschichte begegnet. Er war erst kurze Zeit dort in Dienst gewesen, so wurde er täglich zwei kleine Zwerge gewahr, welche ihn überallhin begleiteten. Wiewohl ihm dies anfänglich sehr schwer fiel, in einer solchen Gesellschaft zu leben, so wurde er doch endlich des Umgangs mit den kleinen Leuten gewohnt, daß er fast keinen Schrecken mehr darüber empfand. Am Meisten waren sie um ihn beschäftigt, wenn er einen gewissen Viehstall rein machte, indem sie während der Arbeit ungemeine Sprünge um ihn machten, als wenn sie ihm etwas entdecken wollten. Da er einstmals des Abends unter Begleitung dieser Gefährten seine Geschäfte verrichten und nach Gewohnheit die Streu ausräumen wollte, blieb er mit der Spitze der Gabel zwischen einem Ziegelstein hängen, welchen er aber mit leichter Mühe in die Höhe warf und mit Erstaunen sah, daß unter demselben lauter alte sächsische Thaler befindlich wären. Ueber dieses Anschauen kam ihm ein großer Schauer und Grausen an, zumal die zwei Zwerge allerhand seltsame Gebehrden gegen ihn blicken ließen, so daß er sich entschloß, den Ziegelstein wieder an seinen vorigen Ort zu legen und aus dem Stalle zu gehen. Hierauf zeigten sich die Zwerge ganz erbost gegen ihn und ließen ihm ganze 14 Tage und Nächte keine Ruhe, also daß alle Hausgenossen nicht wußten, was doch wohl dem Knecht fehlen möchte, indem er sowohl in der Gestalt als Leibeskräften sich ganz geändert und gewaltig abgenommen hatte, auch seiner Arbeit fast nicht mehr vorstehen konnte. Bisher hatte er noch keinem Menschen sein Anliegen offenbaret, bis er endlich an einem Abend solches Lebens ganz überdrüssig wurde und dem Sohne seines Hauswirths den ganzen Verlauf der Sache erzählte. Derselbe nahm mit ihm die Abrede, daß, wenn die andern Leute im Hause schlafen würden, sie dieses Geld heben und solches so lange unter dem Getreide seines Vaters verstecken wollten, bis sie Gelegenheit fänden, davon zu gehen und mit diesem erlangten Schatz ihren Stand zu ändern. Sie schritten noch denselben Abend zum Werke, hoben mit geringer Mühe das Geld sammt der alten Braupfanne, worin es befindlich war, und verbargen es, wie sie vorhin abgeredet hatten. Hierauf legten sie sich ohne Sorgen schlafen, hatten aber beide kaum das Bett erreicht, als sie von einem unvermutheten Zufall betroffen wurden. Denn der Sohn starb nach einigen Stunden unter erschrecklichem Rasen und großen Leibschmerzen, der Knecht aber blieb eine geraume Zeit in solchem Zustande, daß er kein Glied am Leibe rühren noch bewegen konnte. Hierdurch wurde er endlich bewogen, den ganzen Handel zu offenbaren und gab damit Gelegenheit, daß über diesen Schatz, welchen die guten Hausgeister ihm allein zugedacht hatten, ein großer Streit und Uneinigkeit entstand. Denn es gaben sich Verschiedene an und wollten sich dieses Geld zueignen, welches vielleicht einst ihre längst verstorbenen Vorfahren bei eingefallenen Kriegstroublen vergraben hatten und besagte Hausgeister dem Knecht Peter allein hatten übergeben wollen.

[1]) S. Monatliche Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Bd. I. S. 187 rc.

382) Der redende Rabe zu Erfurt.[1])

In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat ein Bürger zu Erfurt einen Raben in seinem Hause auferzogen, denselben sieht der Hausherr eine Zeit lang stillschweigend und traurig stehen, er spricht also scherzweise zu ihm: „Mein Rabe, was trauerst Du oder was denkst Du bei Dir?“ Darauf hat der Rabe über alle Hoffnung und Zuversicht gar deutlich diesen Vers aus dem 77. Psalm Davids recitirt und hergesagt: „Ich gedenke der vorigen Jahre und der künftigen Ewigkeit.“ Da hat der Teufel ohne Zweifel aus diesem Raben geredet.

383) Der herumwandelnde Leichnam zu Erfurt.[2])

Es war zur Zeit Luthers zu Erfurt ein junger Student, welcher sich in eine Jungfrau heftig verliebt hatte. Derselbe zog einen seiner Kameraden, der die Zauberkunst verstand, zu Rathe, und dieser versprach ihm, wenn er sich dieselbe zu umarmen enthalten wolle, dann werde er es durch seine Kunst zu Wege bringen, daß die geliebte Jungfrau vor ihm erscheinen werde. Der Andere versprach ihm auch solches zu thun. Hierauf kommt die Jungfrau auch wirklich in die Kammer des Studenten und stellt sich gegen ihn sehr liebreich und freundlich. Als sie ihr Liebhaber sah, war er alsbald vor Freuden gleichsam ganz außer sich, und weil er sich nicht enthalten konnte, umfing er seine Geliebte mit seinen Armen. Dieselbe fiel aber alsbald vor ihm todt zur Erde nieder, worüber er sowohl als der mit anwesende Zauberer gar höchlich erschracken. Endlich hat der Letztere durch seine Kunst es zu Stande gebracht, daß der Teufel diesen Leichnam wieder zu bewegen auf sich nahm, und vermittelst dessen Hilfe ist sie nach Hause und wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit gegangen, hat aber eine sehr tödtliche und bleiche Farbe behalten, auch kein Wort mehr geredet. Als dies drei Tage gedauert, haben die Eltern des Mädchens etliche Geistliche zu sich entboten. Da dieselben nun die Jungfrau ernstlich anredeten, ist der Satan aus dem Leichnam gewichen und letzterer todt und stinkend hingefallen.

384) Die weiße Jungfrau zu Erfurt.[3])

Am 15. März des Jahres 1677 und folgende Tage ließ sich ein Mägdlein zu Erfurt sehen, so man ohngefähr zehn Jahre alt geschätzt. Ihre Haare waren in Zöpfe geflochten, sie hatte ein weißes Kleid an und sah im Gesicht blaß aus. Sie ging durch die Alacher und Bintersleber Felder, redete mit sich selbst, allein es konnte sie Niemand verstehen. In der Hand hatte sie ein braunrothes Stäblein und schlug damit, indem sie durch's Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumen ab, also daß man solche an allen Orten daselbst herumliegen sah. Wollte ihr Jemand nach oder entgegen gehen, so kam ihm ein gewaltiges Grausen an, daß er zurückweichen mußte. Diese Begebenheit wurde dazumal von etlichen Personen eidlich in der Vogtei ausgesagt, das Mädchen ist aber nachmals nicht mehr gesehen worden.

---

[1]) Nach Remigius, Daemonolatria Bd. II. S. 101.
[2]) Nach Remigius Bd. II. S. 126 und 247.
[3]) Nach Falkenstein, Hist. crit. Erfurtensis. Erfurt 1739 in 4. S. 1037.

385) Warum die Erfurter Heringsnasen heißen. [1])

Um das Jahr 1579 ist in Erfurt eine böse Gewohnheit unter dem Pöbel eingerissen; es sind nämlich einige leichtfertige Buben meistentheils gegen Abend auf der sogenannten Cavate (welches der steinerne auf Gewölbe gesetzte Gang ist, der das Thor der Stiftskirche zu St. Marien umgiebt) zusammengekommen, haben dort entsetzlich getobt, mit einander gerungen, geschrieen und mit Steinen von oben herab auf den Markt, auch wohl in die unten gelegenen Häuser der Canonici geworfen und dergleichen Unfug bis spät in die Nacht getrieben. Diesem nun vorzubeugen, ließen die Stiftsherren die Stufen, worauf man zur Kirche geht, mit einem Thore verschließen. Hierauf versammelte sich ein großer Haufen Volkes, welches die Bosheit antrieb, ihren Unfug noch weiter fortzusetzen; sie bestürmten das Thor, zerschlugen und zertrümmerten Alles in kleine Stücke, und eröffneten sich also mit Gewalt den Weg zu ihrem vorigen Tummelplatze. Bei diesem Lärmen kam ein Zimmermann, der lange Werner genannt, welcher an das annoch liegen gebliebene Zwerchholz oder Balken einen Hering mit einem Kranz und Reuchelbusch von Nelken hing, worauf der Pöbel aussprengte, es hätte sich ein Jesuit auf der Cavate erhängt. Von dieser Zeit an nannte man die Jesuiten zu Erfurt Heringe oder Heringsnasen, welcher Name aber nachmals allen Erfurtern beigelegt worden ist.

386) Die tanzenden Kinder zu Erfurt. [2])

Im Jahre 1257 hat sich eine wunderbare Begebenheit in der Stadt Erfurt zugetragen. Es haben sich nämlich daselbst über 1000 Kinder versammelt, die sind alle zusammen mit Tanzen und Singen zur Stadt hinaus durch's Löber-Thor über den Steiger Weg und bis Arnstadt gezogen, wo sie die Bürger aufgenommen haben. Die zu Erfurt aber wußten nicht, wo ihre Kinder hin waren, bis es die von Arnstadt ihnen berichteten, worauf sie denn dieselben mit Wagen wieder abholten. Niemand aber konnte erfahren, wer sie eigentlich hinweggeführt hatte.

387) Die Entstehung der heil. Brunnenskapelle zu Erfurt. [3])

Im Jahre 1249 hat sich zu Erfurt folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen. Es sind zwei leichtfertige Vögel mit einander einig geworden, nächtlicher Weile in die Kirche St. Martini intra (die vor diesem an dem langen Stege, der Prediger-Kirche gegenüber stand, nach dem 1736 erfolgten Brande aber gänzlich abgebrochen ward) einzubrechen und haben dieses Vorhaben auch am Abend vor Mariä Verkündigung ins Werk gesetzt. Sie erbrachen den Tabernakel und nahmen daraus das Ciborium, worin 9 consecrirte Hostien lagen, und gingen damit fort. Wie sie auf den Roßmarkt kamen, schütteten sie die consecrirten Hostien in eine Pfütze, das Ciborium aber nahmen sie mit nach Eisenach. Nach einiger Zeit wurde einer von diesen Diebesgesellen krank, und weil es mit ihm zum Sterben kam, so

[1]) Nach Falkenstein S. 652.
[2]) Nach Falkenstein S. 84.
[3]) Nach Falkenstein S. 89.

schickte er nach einem Beichtvater und offenbarte demselben in der Beichte unter andern auch diesen Diebstahl und wie er die consecrirten Hostien in eine Pfütze geworfen. Der Beichtvater absolvirte ihn und zwar weil er im Todeskampf begriffen war, begab sich aber bald darauf nach Erfurt und zeigte die Sache an. Nun hatte aber vorher ein dort wohnender Geistlicher zuweilen ein Lichtlein bei dieser Pfütze, wohin die consecrirten Hostien geworfen worden waren, gesehen. Daher ward dies dem damals in Erfurt sich befindenden Erzbischof Christian II. angezeigt. Dieser ging mit der sämmtlichen Klerisei dahin, hob das Sacrament, welches noch ganz unverletzt dalag, auf und brachte es unter dem Gesang: „Christus nobis apparuit, venite adoremus," in die Stiftskirche zu St. Marien, allwo es beigesetzt ward. Ulrich Vierding aber baute an dem Orte, wo die consecrirten Hostien gelegen, eine Kirche, welche noch jetzt steht und die Kapelle zum heil. Brunnen genannt wird. In dieser Kirche ist aber die Geschichte abgemalt und man lieſt darunter folgende Verse:

Man schreibt tausend zweyhundert Jahr
Und neun und viertzig, das ist wahr,
Da diß Sacrament gestohlen ist,
Als die Legende meldet diß.
Ueber fünff Monat es geschach,
Daß ein Dieb kam gen Eisenach,
In seiner Beicht hat's offenbahrt,
Daß diß Sacrament funden ward.

Hier funden sie den wahren Gott
In der Gestalt des Himmels-Brod.
Aus Freuden sprachen sie all süß
Nunc venite adoremus.
In Gott Vater Bischoff zu Maintz
Erhoben hat diß Sacrament
In neun Particuln aus dem Born,
Da sonst alle Wasser waren gefrohrn.

388) Von dem Bier zu Erfurt und andern im deutschen Reich.[1])

In der Stadt Erfurt ist dereinst ein Bier gebraut worden, welches in ganz Thüringen berühmt gewesen ist, also daß Herr Johann Philipp Eysel am 17. (27.) Mai des Jahres 1689 eine öffentliche Dissertatio circularis medica de cerevisia Erfurtensi gehalten, so auch im Druck erschienen ist. Einen besondern Namen hat es jedoch nicht gehabt und ist späterhin von einem andern leichtern verdrängt worden. Doch hat man dort auch den Breyhan gebraut, ein aus Gerste gemachtes Getränk, so seinen Namen von Conrad Breyhan hatte, der es zu Stöcken, einem bei Hannover gelegenen Dorfe, im Jahre 1526 erfand. Von diesem Biere giebt es einen Spruch, der so lautet:

Grandia si summo fierent convivia coelo
Breyhanam superis Jupiter ipse daret.

(Wenn im hohen Himmel einst ein Gastmahl veranstaltet würde, würde Jupiter selbst den Göttern Breyhan vorsetzen.)

Ueberhaupt hatten die Biere in Deutschland damals merkwürdige Namen. So hieß das Bier, welches zu Goslar gebraut ward, Gose; das zu Dassel: der Hund; das zu Wettin: Keuterling; das zu Königslutter: Duckstein; das zu Eckernförde in Holstein: Quackelteis oder Cacabella; das zu Wismar: Kniesenack; das zu Ratzeburg: Rummeltheis; das zu Teschen in Oberschlesien: Mazerz; das zu Oppau: Merz; das Stadtbier zu Leipzig: Rastrum; das zu Zabeck in Böhmen: Samecke; das zu Gardelegen: Garlei; das zu Tecklen-

[1]) S. Falkenstein S. 1072.

burg in Westphalen: Griesing; das zu Osnabrück: Buße; das zu Münster: Kolth; das zu Braunschweig: Mume; bei Jena wurde in einem Dorfe ein Bier gebraut, welches Mord und Todtschlag genannt wurde, und zu Breslau verkaufte man ein Bier, welches Schöpfs oder Schöps heißt, worauf man folgende zwei Sprüche gemacht hat:

O Schoeps, Schoeps, te libenter bibit omnis plebs,
(O Schöps, Schöps, es trinkt dich gern aller Plebs)
und
Schoeps caput ascendit, nec scalis indiget ullis,
Cespitat in stirnis, mirabilis intus in hirnis.[1])
(Der Schöps steigt zu Kopf und braucht keine Leiter, er sitzt in der Stirne
und wunderbar auch im Gehirne.)

389) Der Wolfram zu Erfurt.[2])

Im Dome zu Erfurt steht mitten im Chore ein Mann in Knabengröße von gegossenem Messing. Er stellt einen Priester vor, der seine Arme ausbreitet. In jeder Hand trägt er einen Leuchter und eine Spitze aus seinem Stecken dient ebenfalls, ein Licht darauf zu stecken. Man nennt ihn gewöhnlich den Wolfram, denn in seinem Gürtel ist der Länge nach folgende Inschrift eingegraben: „Wolframus Hilderich. ora pro nobis sanctae Dei genitrix, ut Dignus efficiatur gratiae Dei“ (Wolfram Hilderich. Bitte für uns, heilige Mutter Gottes, auf daß er der Gnade Gottes würdig werde). Aus dieser Inschrift läßt sich muthmaßen, daß dieser Kandelaber von irgend Jemandem hierher verehrt wurde, Vergebung seiner Sünden zu erlangen, wegen welcher er vermuthlich in Bann gethan worden war. Wahrscheinlich soll dies die Stellung des Mannes mit den Lichtern in der Hand anzeigen, denn es war gewöhnlich, daß Büßende im langen Kittel mit einer Kerze in der Hand vor die Kirchthüren traten und die eingehenden Christen bitten mußten, für sie zu beten. Das Volk erzählt sich auch hierüber folgende Sage.

Ein junger Patricier, Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchenzucht verstieß und sogar nach Rom berichtet ward, wo der Papst folgendes Urtheil über den Sündigen sprach: Es solle Wolfram ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, so lange die Messe daure. Zwar unterzog sich der Patricier dieser harten Buße, allein die Schmach einer täglichen Kirchenstrafe und die Last der Leuchter drückten ihn zu Boden, er wurde so schwach, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. So wurde er denn seiner Buße entlassen, er mußte aber dies metallene Bild anfertigen lassen und hat dann seine Tage als Mönch in einem strengen Büßerorden beschlossen.

390) Das Crucifix im Dom zu Erfurt.

Im Dom zu Erfurt befindet sich ein kolossales Gemälde auf der Wandfläche, der Kanzel gegenüber, den großen Christoph darstellend, gleich neben

[1]) Dies sind sogenannte macaronische Verse.
[2]) Nach Bechstein, Thüring. Sagenbuch. Wien und Leipzig 1858. Bd. II. S. 314.

demselben aber ein großes ebenfalls kolossales Crucifix, das wider die Gewohnheit der Vesperbilder bekleidet ist. Es rührt aus jener Zeit her, wo man es für unanständig hielt, den Heiland nackend in den Kirchen darzustellen. Nach der Volkssage ist es aber gar kein Christusbild, sondern vielmehr die heilige Wilgefortis, die nach der Legende einen heidnischen Mann nehmen sollte und von ihrem eigenen Vater gekreuzigt ward, weil ihr Gott auf ihr inständiges Bitten in einer Nacht einen Bart wachsen ließ. Ob er sie im Uebrigen auch in einen Mann verwandelt hat, davon sagt die Legende nichts.

391) Die weißen Frauen zu Erfurt.

In der Stadt Erfurt steht auf dem Anger der Post gegenüber das Ursulinerkloster, welches auch das Weißfrauen- und dann das französische Kloster hieß. Die Bewohnerinnen des Klosters, die sogenannten weißen Frauen, waren dem Orden der weißen Büßenden zugethan, waren sehr arm, nährten sich aber durch nur ihnen bekannte Geheimmittel, Wahrsagen und Zaubern. Wollte eine Frau wissen, ob der Liebhaber getreu, ob eine einzugehende Heirath gut oder schlecht ausschlagen werde, holte man sich bei ihnen Raths. Wenn man bestohlen war, so vermochte man sie gegen eine bestimmte Summe dem unbekannten Dieb ein Auge auszuschlagen ꝛc. Im Jahre 1660 starben sie ab und das Kloster ward den französischen Ursulinerinnen übergeben.

392) Doctor Faust zu Erfurt.

Der berühmte Doctor Faust hat sich dereinst auch zu Erfurt aufgehalten. Er wohnte in der Michelsgasse neben dem großen Collegium und las als ein gelehrter Professor mit Erlaubniß des academischen Senats im großen Hörsaale des Collegiumsgebäudes über griechische Dichter, namentlich erklärte er seinen Zuhörern, den Studenten, den Homer und beschrieb ihnen die Heldengestalten der Ilias und Odyssee so lebendig, daß dieselben den Wunsch aussprachen, dieselben mit eigenen Augen zu schauen. Dies that er auch, er zauberte sie aus der Unterwelt herauf, als sie aber den gewaltigen Riesen Polyphem erblickten, da wandelte Alle Grausen an und sie wollten nichts mehr von ihm hören noch sehen.

Durch das engste Gäßchen Erfurts fuhr er mit einem zweispännigen Fuder Heu, wodurch dieses Gäßchen für alle Zeiten den Namen: „Doctor Faust's Gäßchen" führt. Einst kam er auf einem Pferde geritten, das fort und fort fraß und nicht zu sättigen war; ein anderes Mal zapfte er allerhand Weine aus einem hölzernen Tische oder gaukelte den trunkenen Zechgesellen Trauben vor, die sie abschneiden wollten, als er aber das Blendwerk schwinden ließ, da hatte einer des andern Nase statt der Weintraube in den Fingern. Ein Haus in der Schössergasse soll oben im Dache immer noch eine Oeffnung haben, die nie mit Ziegeln zugelegt werden kann, weil Faust durch dasselbe seine Mantelfahrten zu nehmen pflegte. Einen herrlichen Wintergarten soll er nebst kostbarer Bewirthung zahlreicher vornehmer Gäste hergerichtet haben und so zu großem Rufe gelangt sein. Bald sprach in ganz Erfurt Niemand von etwas Anderem als vom Doctor Faust, und es entstand die Furcht, es möchten allzuviele Menschen sich durch ihn zu Teufelskünsten verleiten lassen. Es ward also ein gelehrter Mönch, Dr. Klinge genannt,

zu ihm geschickt, der sollte ihn bekehren. Faust aber wollte nicht bekehrt sein und auf das Anerbieten des Mönchs, ihn durch Messelesen und Gebet vom Teufel loszureißen, hat Doctor Faust erwidert: „Nein, mein guter Doctor Klinge, es würde mir sehr unrühmlich sein, meinen mit meinem Blute geschriebenen Vertrag zu brechen, das wäre nicht redlich. Der Teufel hat mir ehrlich gehalten, was er mir zugesagt, so will ich ihm auch mein Wort halten." „Ei, so fahre hin zum Teufel, Du verfluchter Teufelsbraten und Teufelsbündner!" schrie da zornig der Mönch, „fahre hin in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!" und der Mönch rannte fort zum Rector Magnificus und zeigte ihm an, wie Dr. Faustus ein ganz unverbesserlicher Sünder sei. Da wurde er aus der Stadt Erfurt gewiesen und seitdem soll nie daselbst wieder ein Hexenmeister aufgekommen sein.

393) Der Walperzug zu Erfurt.[1])

Der Walper- oder Walpurgiszug zu Erfurt war ehedem ein großes Fest, welches drei Tage dauerte und hauptsächlich in einem feierlichen Zuge mit Fahne nach der sogenannten Wegweide, einem Gehölze im fürstlich Mainzschen Gebiete, bestand. Die Bürger hatten das Recht, am Tage Walpurgis daselbst vier Eichen zu fällen, ihren vier Rathsmeistern zu Ehren. Die Ursache des Zuges war folgende.

Es lag auf der Kuhweide ein festes Schloß, wo sich Räuber aufhielten. Nun war ein Fleischer aus der Stadt verwiesen, der kam von ohngefähr im Felde zu ihnen, den nahmen sie als Koch mit sich in das Schloß, wohin sie durch verborgene Wege unter der Erde kamen. Da nun nach einiger Zeit die Räuber ihrer Gewohnheit nach auf weißen Pferden ausgeritten waren und den Schlüssel einer alten Frau anvertraut hatten, so bat er dieselbe, daß sie ihn nur auf eine kleine Zeit wolle spazieren gehen lassen. Nachdem er die Erlaubniß erhielt, lief er in Eile der Stadt zu, verlangte, daß vom Rathe Jemand heraus zu ihm geschickt werden möchte, dem wolle er eine große Heimlichkeit offenbaren, und als Einige zu ihm kamen, so versprach er, wenn sie ihn als einen ehrlichen Bürger wieder aufnehmen wollten, so wolle er ihnen dann das Schloß ohne Mühe in die Hände liefern. Als sie ihm dies versprachen, so sagte er ferner, wie sie zu einer gewissen Stunde, die er ihnen schon offenbaren wolle, wenn die Räuber auf Beute ausgeritten wären, auf weißen Pferden vor das Schloß geritten kommen möchten, damit die andern dächten, ihre Kameraden kämen wieder zurück, dann wolle er sich des Schlüssels bemächtigen und ihnen das Thor aufmachen. Dieses verlief Alles genau so, wie ausgemacht war, die Räuber wurden gefangen genommen und als am andern Tage die Weggerittenen auch wieder kamen, welche von dem, was geschehen war, nichts wußten, also ganz unbesorgt zum Schlosse hinausritten, so wurden auch diese alsbald gefangen und ihnen ihr Recht angethan, das Schloß aber gänzlich zerstört.

Nach einer andern Erzählung wäre jenes Schloß die Burg Dienstberg gewesen und hätten sie die Erfurter am 15. Mai des Jahres 1289, angeführt vom Kaiser Rudolph selbst, zerstört; es habe aber die Edelfrau darin

[1]) Nach Falkenstein S. 184 ꝛc.

ihre zwei jungen Söhne mit allem ihren Geschmeide behangen, sei herausgekommen und habe dem Kaiser einen Fußfall gethan und um ihrer Kinder Leben gebeten. Dies sei ihr auch gewährt und sie auf Pferden nach Erfurt gebracht worden. Bei dieser Eroberung habe man ein Lied gemacht: „Eichen ohne Gerten (eichene Prügel haben sie gehauen und Gerten davon gemacht, mit welchen sie die Räuber todtschlugen), wir kamen vor ein Thälelein, Thälelein, rothe Rosen Blätterlein (sie kamen vor ein Thal, da stunden rothe Röschen), steht still, steht still auf dieser Stadt, wollen wir aber singen, gebt was ihr habt, Prügel her." Das sangen die Jungen zu Erfurt noch im vorigen Jahrhundert am St. Johannisabend. Darum pflegte man bei dem zum Gedächtniß an die Begebenheit gestifteten Walperzuge zwei Knaben mit güldenen Ketten und Geschmeiden aufzuputzen und sie zu Pferde mit in die Stadt einzuführen. Weil aber die Erfurter Bürger vor jener Fehde auf die Wegeweide in jenes Schloß Dienstberg zu Biere zu gehen pflegten, wie sie später dann nach Taberstadt gingen, wurden bei jenem Zuge stets zwei Krüge voll Bier mit in die Wegeweide getragen.

394) Die Sterbelust und das Seelenbad zu Erfurt. [1])

Im Jahre 1348 herrschte zu Erfurt eine schlimme Pest, wo die Jugend unter Lachen und Händeklatschen starb. Ein Mägdlein von 12 Jahren, das mit dem Tode rang, sah stets lachend gen Himmel und klatschte vor Freuden in die Hände, und als es von seinen Eltern befragt wurde, warum es sich so freudig bezeige, antwortete es: „Ei, sehet Ihr nicht den Himmel offen stehen und so viele schöne unzählbare Lichter hinauffahren?" Da man weiter fragte, was dies denn für Lichter wären, sagte es: „Es sind die Seelen der selig Sterbenden. Und damit Ihr sehet, daß ich wahr rede, so werde ich diese Nacht sterben, meine liebe Mutter wird mir in drei Tagen folgen und noch andere Personen", denen sie ihre Sterbenszeit benannte. Es hat aber seit der Sündfluth der Tod nicht ärger gewüthet, denn es waren drei Plagen zusammen: Rothe Ruhr, Pest und wüthendes Fieber, so die Lebendigen und Todten bis auf die Gebeine verzehrten. In drei Jahren starben aus dem Barfüßerorden allein 124,434 Brüder. In Erfurt wurden allein in eilf Gräber unter dem Rothenberge, weil alle Kirchhöfe voll waren, 12,000 Menschen begraben. Da wurde dann ein sogenanntes Seelenbad gehalten. Es standen drei Würztröge vor der Badestube hinter dem Berge beim Juristencollegium, die wurden voll Wein gegossen und Semmeln hineingebrockt. Wenn nun das Seelenbad angehen sollte, da kam der Bierrufer hinter dem Berge hervor auf den Markt und rief das Seelenbad also aus: „Ein Seelenbad, ein gutes Bad, haben unsere Domherren zuerst aufgethan, hinter unserer Lieben Frauen Berge, wer baden will, soll gar nichts geben." Da kam denn das Volk zu Hunderten und Tausenden mit Gefäßen und die Geistlichen hatten eine Kelle, wo fast ein Nösel hineinging, da gaben sie denn einem Jeden eine Kelle voll in sein Gefäß.

[1]) Nach Falkenstein S. 226.

395) Die Geißler zu Erfurt.[1])

Um dieselbe Zeit, also im Jahre 1349, kamen auch die Geißler, Kreuzbrüder oder Flagellanten nach Thüringen. Wenn sie geißelten, sangen sie:

Nun tretet her, wer büßen will,
Lucifer ist ein bös Gesell,
Hui, haltet auf Eure Hände,
Daß Gott dies Sterben von Euch wende.

In die Stadt wurden sie nicht gelassen; es kamen ihrer aber bei 3000 zu Ilversgehofen an. Sie gingen bei Paaren, der vorderste trug eine Fahne, und sie waren alle bis an die Lenden nackend, hatten leinene Schürzen vor, so bis auf die Schenkel gingen, und weiße Hüte, mit weißen Kreuzen hinten und vorn, auf den Köpfen. Sie hieben und peitschten sich knieend mit drei Riemen, darin Knoten mit eisernen Nägeln geflochten waren, zweimal des Tages und einmal des Nachts. Ihre Gesellschaft bestand aus Männern, Weibern und Kindern, die lauter Idioten und ungelehrte Leute waren. Sie nahmen aber kein Geld, sondern allein essende Waare, was man ihnen gab. Wenn sie in eine Kirche kamen, schrieen sie so heftig, daß Priester und Alles still schweigen mußte. Aus dieser Secte war einer, der hieß Constantinus, und gab sich für Gottes Sohn aus. Er wurde auf dem großen Markt zu Erfurt verbrannt. Er sagte zwar, er wolle nach drei Tagen wieder auferstehen, er ist aber weder Simoni noch einem Andern erschienen.

396) Das Kreuz mit dem Reiter und der Jungfrau zu Erfurt.[2])

Im Jahre 1388 entführte ein Reiter, der zu Rembde am Hofe bei dem Grafen von Gleichen diente, eine Jungfrau, die er liebte, aus dem Hofstaate der Gräfin und setzte sie hinter sich auf's Pferd und kam mit ihr Abends zehn Uhr vor das Löber Thor in Erfurt. Weil er aber nicht eingelassen ward, so ritt er vor's Siechenhaus, wo die Aussätzigen wohnten. Dort ward er aufgenommen, er band das Pferd an einen Zaun und ging mit seiner Liebsten in die Stube. Die Siechen aber, als sie sahen, daß dieses Weib sehr schön war, erwürgten den Reiter und schändeten nachher die Jungfrau zu Tode und scharrten beide ein. Es jagten aber etliche von Rembde des folgenden Tags dem Reiter nach, kamen nach Erfurt und fragten am Thor nach Beiden. Der Thorwärter antwortete, es sei wohl einer gekommen, aber allzuspät, und darum sei er nicht eingelassen worden. Hierauf ritten sie vor's Siechenhaus, fragten gleichfalls nach, wurden aber abgewiesen und sagten, sie hätten Niemanden gesehen. Indem diese noch mit ihnen redeten, fing das Pferd vor Hunger an zu schreien, weil es noch am Zaune angebunden war. Als die Verfolger dies hörten und das Pferd sahen, drangen sie in's Haus und ließen keinen heraus. Sie schickten auch alsobald an den Magistrat in die Stadt, welcher auch Einige abordnete, so die Siechen examiniren mußten, wobei die böse That alsbald entdeckt ward. Darauf ließen die Reiter den erschlagenen Reiter nebst seiner Liebsten bei St. Thomas

[1]) Nach Falkenstein S. 228.
[2]) Nach Falkenstein S. 276.

begraben, das Siechenhaus aber mit Holz belegen und es nebst den Siechen, welche an dieser gottlosen That schuld waren, mit Feuer verbrennen und an dessen Stelle ein Kreuz aufrichten, an dessen einer Seite ein Reiter, auf der andern aber eine knieende Jungfrau zu sehen war.

397) Ein Student läuft vom Galgen davon.[1]

Im Jahre 1514 ist zu Erfurt ein Student gefangen eingebracht worden, der zu Griffstedt einen Kelch aus der Kirche gestohlen hatte: es ist ihm das Urtheil gesprochen worden, er solle geradbrecht werden. Wie er nun hinaus auf den Rabenstein gebracht ward und der Scharfrichter keinen Knecht bei sich hatte, er ihm aber den anhabenden blauen Rock ausziehen wollte und daher die Hände desselben auflösen mußte, bediente sich der arme Sünder dieser Gelegenheit und wollte sich vom Scharfrichter losmachen. Indem sie nun mit einander rangen, fielen sie beide vom Rabenstein herab. Da nun der Scharfrichter dem armen Schelm die Hände binden wollte, aber keinen Strick hatte, und Niemand ihm einen zulangen wollte, nahm er seinen Gürtel, daran ein Beutel hing, in welchem er die drei Gülden hatte, die er an dem armen Menschen verdienen wollte, und band ihn damit an die Leiter, stieg hierauf auf den Rabenstein, um mehr Stricke zu holen. Da erhob sich ein großes Getöse unter dem Volk und die anwesenden Studenten nahmen ihn mit der Leiter, machten ihn los, führten ihn davon und nahmen also das Geld sammt dem Beutel mit, und der Student entging auf solche Weise seiner Strafe.

398) Hexen zu Erfurt.[2]

Am Osterabend des Jahres 1549 führte man zu Erfurt ein junges Frauenzimmer und einen Studenten ein, welchen Letztern erstere auf einem Bocke hatte zu sich holen lassen. Ein gleiches geschah mit einem Notarius, der auch in diesen Handel mit verwickelt war. Der Student kam los, die Magd aber und der Notarius wurden am Freitag nach Cantate an zwei Säulen gebunden und lebendig verbrannt. Desgleichen ward im nächsten Jahre 1550 am Freitag nach Quasimodogeniti Dorothea Zimmermann um der Zauberei willen verbrannt, weil sie bekannte, sie habe mit dem Teufel gebuhlt.

399) Der zärtliche Wolf.[3]

Im Jahre 1555 trieb sich im Sommer etliche Wochen lang ein Wolf im Weichbild von Erfurt herum, der lief den Leuten nach, umarmte, herzte und drückte sie, namentlich die Weibspersonen, that ihnen aber sonst kein Leid an und biß Niemand. Wenn er aber so eine oder die andere umschlungen hielt und den Rachen aufriß, der von ungeheurer Größe war, erschracken sie so, daß sie fast den Tod davon hatten.

---

[1] Nach Falkenstein S. 508.
[2] Nach Falkenstein S. 628.
[3] Nach Falkenstein S. 629.

400) Todesanzeichen zu Erfurt.[1])

Ehe zu Erfurt am 29. December 1680 des Nachts um 12 Uhr jener wunderbare Kometstern, der übrigens in ganz Europa beobachtet ward und als ein langer Stern mit zwei Flügeln, wie ein feuriges Kreuz anzusehen, erblickt ward, ließ sich auf dem Rathhause ein schwarzer Mann in Trauerkleidern und am 27. December zwei leidtragende Frauen auf dem Walle sehen.

401) Der wunderbare Juwelenladen zu Erfurt.[2])

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war im Dorfe Mühlberg bei Erfurt ein gewisser Quehl geistlicher Inspector. Derselbe hatte eine Ehefrau, die in ihrer Jugend zu Erfurt in dem Hause eines sogenannten Biereigen erzogen ward. Dieselbe ging eines Nachts um 11 Uhr in den Keller. Als sie in denselben kommt, wird sie mit Erstaunen gewahr, daß darin eine kleine Bude aufgebaut und mit den kostbarsten Juwelen, auch allerhand Gold- und Silberwerk ausgeziert steht. Vor selbiger hat sich eine Weibsperson geschäftig gezeigt und solche Kostbarkeiten ordentlich ausgelegt. Dann ist selbige auf sie losgekommen und hat sie umarmen wollen und dabei verschiedenes Geschmeide in den Händen gehabt. Man kann sich leicht denken, daß die nachherige Frau Inspectorin hierüber gewaltig erschrocken ist. Daher hat sie sich, als sie der Geist anfassen wollte, mit einem lauten Geschrei dergestalt zurückgebogen, daß ihr das Halstuch, so sie getragen, vom Halse gefallen. Sobald sie aber den lauten Schrei gethan, ist Alles verschwunden und sie hat sich in aller Eile aus dem Keller geflüchtet, auch das Halstuch im Stich gelassen. Des andern Tages, als sie wieder in den Keller kommt, findet sie ihr Halstuch noch auf der Erde liegen, und als sie solches aufhebt, findet sie darunter eine vortreffliche goldene Panzerkette. Sie hebt solche auf und hat dieselbe die ganze Zeit ihres Lebens behalten und aufbewahrt, auch diese Geschichte vielen vornehmen und geringen Personen erzählt.

402) Ein Färbergesell wird von Langensalza nach Erfurt auf einem Bock entführt.[3])

Als der Frankfurter Doctor Bräuner in seiner Jugend i. J. 1672 sich des Studirens halber in Erfurt aufhielt, hat es sich begeben, daß eine Dienstmagd, welche bei einem Schreiner gedient, sich mit einem Färbergesellen in unziemende Bekanntschaft eingelassen und weil sie beisammen in einem Hause gedient, ihr leichtfertiges Wesen geraume Zeit ausgeübt. Als aber der Geselle ihrer überdrüssig geworden, ist er fortgereist und hat sich zu Langensalza bei einem Meister in Arbeit begeben. Es hat aber die Magd, ihren bösen Lüsten ein Genüge zu thun, am heil. Pfingsttage, während Alle im Hause, mit Ausnahme des Lehrjungen, in der Kirche gewesen, sich durch einen mit dem

---

[1]) Nach Falkenstein S. 1040.
[2]) Histor. Schauplatz sehr merkw. Geschichten und Schätze. Hannover 1747. S. 172.
[3]) Nach J. J. Bräuner, Physikal. Curiositäten. Frankfurt a. M. 1737. S. 58.

Satan gemachten Bund folgenden Mittels bedient und ihren Buhlen auf dem Bock holen lassen. Sie hat gewisse Kräuter bei dem Feuer kochen lassen und sobald solche zum Sieden gekommen, hat auch ihr Buhle zugegen sein müssen. Nun begab es sich aber, als das Töpfchen beim Feuer steht und brodelt, daß der Lehrjunge, nicht wissend, was darin ist, solches näher zum Feuer rückt und seine Leimpfanne an dessen Stelle setzt. Sobald aber solches Töpfchen nahe zu der Feuerhitze gekommen, hat sich etliche Male in solchem eine Stimme hören lassen, sagend: „Komm komm, Hensel, komm komm komm, Hensel, komm!" Indem aber der Bube seinen Leim rührt, fällt es hinter ihm nieder wie ein Sack, und als er sich umschaut, sieht er einen Mann im Hemde hinter sich liegen. Er hebt ein jämmerlich Geschrei an und die Magd kommt gelaufen, auch andere im Hause wohnende Leute, um zu sehen, warum der Bube so heftig geschrieen hat, und sie finden den guten Gesellen als einen vom tiefen Schlaf erwachten Menschen also im Hemde liegen. Derselbe hat sich aber unterdessen ermuntert und auf Befragen geantwortet, es sei ein großer schwarzer Bock, so ganz zornig anzusehen gewesen, zu ihm vor sein Bett gekommen, der habe ihn also geängstigt, daß er ihn alsbald auf seine Hörner gefaßt und zum großen Fenster mit ihm hinabgefahren, er wisse weiter nicht, wie ihm geschehen wäre, habe auch nichts Sonderliches empfunden und befinde sich anjetzo allhier auf einem so weiten Weg, denn gegen 8 Uhr habe er noch zu Langensalza im Bett gelegen und jetzt wäre es zu Erfurt kaum halb neun, er könne anders nicht glauben, als daß ihn die Katharine, neben welcher er vormals hier bei einem Meister gedienet, dieses Stücklein gemacht, indem sie ihm bei seiner Abreise gesagt, wenn er nicht bald wieder zu ihr komme, wolle sie ihn auf dem Bocke holen lassen. Nachdem nun aber diesem Gesellen ein Paar Hosen und Rock, sammt anderer Nothdurft geborgt worden sind, hat man indessen die Dienstmagd in Gewahrsam genommen, bis ihr Meister und seine Frau nach Hause gekommen, welche sie scharf examinirt und bedroht, so sie nicht die Wahrheit gutwillig sagen wolle, man sie der Obrigkeit als eine Hexe überantworten werde. Das Frauenzimmer aber hebt an herzlich zu weinen und bekennt, daß sie solches Kunststück zwar nicht gelernt, auch mit dem Teufel kein Bündniß gemacht, doch hätte sie ein altes Weib, welches sie auch namhaft gemacht, dazu beredet. Dieselbe habe ihr gelehrt, wenn sie die Kräuter, die ihr auch das alte Weib gegeben, sachte werde kochen lassen, so müsse alsobald ihr Buhle erscheinen, er sei so weit als er immer wolle. Obschon der Meister und seine Frau diese alte Vettel wohl kannten, auch sie oft in ihrem Hause hatten aus- und eingehen lassen, so hegten sie doch Bedenken, davon viel Wesens zu machen und entließen blos die Magd ihres Dienstes, den Färbergesellen aber ließen sie mit einer guten Vermahnung wieder seine Straße ziehen.

403) Das Rathhaus zu Erfurt.

Erfurt, jetzt nur die Hauptstadt eines Regierungsbezirks, war es sonst von ganz Thüringen und nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch im Auslande berühmt wegen seiner Thürme und ihrer großen Glocke Maria Gloriosa, 270 oder 276 Ctr. schwer, 1/4 Elle dick, 15 Ellen im Umfang

und $4\frac{1}{2}$ Elle hoch,[1]) die weithin durch die Gebirge und Ebenen des fruchtreichen Thüringens tönte. Nach und nach hat aber die Zeit auch hier zahlreiche Veränderungen hervorgebracht, nur der ehrwürdige alte Dom und das Rathhaus behaupteten ihren alten Standort und ihre alterthümliche Gestalt. Letzteres schützte die alte Rolandssäule, die vor ihm mit Schwert und Fahne stand, um anzudeuten, daß hier Gerechtigkeit Gericht halte, und zu zeigen, woher der Wind wehe. In neuerer Zeit sollte jedoch das Rathhaus durch ein neues ersetzt werden; nachdem die Mauern des alten niedergerissen und damit auch die alten Wappenschilder der Patricier, die eroberten Fahnen und Paniere, sowie die alte Armbrust, welche nur sechs Mann spannen konnten, verschwunden waren, da erzählte sich das Volk, in mondhellen Nächten erscheinen die Geister der alten Räthe im Schmuck ihrer Amtswürde, setzten sich auf die Bank um den alten Roland her, schüttelten die greisen Locken ohne einen Laut zu sagen, wenn aber vom Thurme die erste Stunde nach Mitternacht ertöne, lasse der Roland seine Fahne knarren und die Geister verschwinden.

404) Von der Stadt Erfurt Namen und Ursprung.[2])

Man sagt, die Stadt Erfurt sei ums Jahr 438 durch den König Merowig entstanden; derselbe habe auf dem Petersberge, worauf jetzt das Benedictinerkloster liegt, sein Schloß und über die Wagd, Wagen- oder Wegweide (ein Wald) eine Burg gebaut und solche Merwigsburg genannt; dieselbe sei zwar zerstört worden, allein das danebenliegende Dorf heiße davon noch jetzt Möbigsburg. Hier habe der König beständig residirt und Hof gehalten, auch den einfallenden Völkern Widerstand geleistet. Es sei nun hier eine Ueberfahrt über den Fluß Gera gewesen, die Gerafuhrt geheißen, daraus habe man, als sich hier auf dieser fruchtbaren Aue Leute angesiedelt und drei Dörfer gebaut, Schilderoda, am Fuße des Petersberges gegen Norden in der Nähe des jetzigen Andreasthors und der Andreaskirche, Schmidtstedt gegen Morgen, woher noch jetzt das Schmidtstedter Thor seinen Namen hat, und das schon genannte Merwigsburg, die dann vereinigt worden seien, den Namen Gerafurt und mit Weglassung des G Erfurt gemacht. Eine andere Sage aber berichtet, es leite seinen Namen von einem Müller Erpes oder Erff, der sich bei der Pfortmühle ansetzte, oder von einem Grafen Erpo oder Yrpes her. Dieser Müller Erff habe nämlich die Reisenden in Ermangelung einer Brücke in einem Kahne über die Gera gefahren, daher hiervon der Name Erpesfuhrt, Erffsfuhrt oder Erfurt gekommen. Jener Müller habe oben auf dem sogenannten Brühl gewohnt, einem Ort, der seinen Namen von dem Rauschen des Wassers oder von dem Brüllen der Hirsche habe.

---

[1]) Sie ward am Abend St. Kiliani 1497 durch Meister Gerhard Juon von Kempen nebst den zwei andern Glocken, Wolf und die Osanna, die auf den Thürmen zu St. Marien hängen, gegossen. Auf ihr ist folgende Schrift eingegossen:

Laudo patronos, cano Gloriosa
Fulgur arceo et Daemones malignos
Sacra templis a populo sonanda carmine pulso.
Gerhardus Juon de Cempis me fecit Anno Dom. 1497.

Die andere obengenannte Glocke heißt eigentlich Maria Clara Susanna. Auf ihr steht folgender Reim: „Die große Susanna treibt die Teufel von danna."

[2]) S. Falkenstein S. 1 2c.

Von dieser Stadt hat Abraham Sauer (Parvum theatrum urbium, Frankfurt a. M. 1593 in 8. S. 125) folgende Reime gemacht:

Erffurth, die Stadt im Thüringer Landt
Mitten gelegen, ist wol bekandt,
Sie ist ein weidlich berühmbte Stadt,
Thüring ihres gleichen gar nit hat.
Diese Stadt trägt ein Kraut, ist Weid genannt,
Damit man ferbt durch gantz Deutschlandt,
Hat Frucht gnug, vor Vihe groß vnd klein
Viel Weidt, hie vnd wider in gemein.
Darumb heißens etlich Erdfrücht wol,
Wegen Erdt vnd Frucht so da seyn soll.
Etliche, so von viellm Vieh sagen,
Thut der Name Herdfurt bessr bhagen.
Etlich nennens Hercini Ford,
Vom Wald Hercinia gelegen dort.
Etlich wölln, es sei gewesen
Daselbst ein Möllr, man thut lesen
Hab Erff geheißen, beim Wasser Gera
Ein Furth gehabt, haec sunt vera;
Derselb hab die Leut hinüber gführt,
Die Stadt zu bawen erst angerürt,
Daher denn auch den Namen hat
Erffurth von Erff vnd Furth diese Stadt
Zur Zeit deß Keysers Arcadii ꝛc.
König Merwig hat Anno Christi,
Vierhundert dreißig acht, auffs new
Sie ergrößt, vnd wol sonder rew
Regieret, das noch heut zu Tag
Ganz Düring vnd Hesse jhm danken mag,
Nach Tausend sechs vnd sechtzig Jahr
Ist Erffurth erst bemauert gar,
Sie hat eine hohe Schul gewonnen,
Viel schaden durch Fewr vnd Krieg bkommen,
Gleichwohl stätts sich wieder auffgericht,
Wie man sie jetzt gantz herrlich sicht.
Ein Stadt, die Recht vnd Gerechtigkeit
Liebet, auch Trew vnd Wahrheit
Vbet, zu der gut Policey
Helt, Gott bewahr hinführo frey
Diese Stadt vor Unglück und Leidt,
Das wünscht Abraham Sawr allzeit.

405) Das St. Marcusbrod zu Erfurt.[1])

Zu Erfurt ist es Sitte, daß die Bäcker daselbst jährlich am St. Marcustage gar kleine Brödlein backen und verkaufen. Dies geschieht zum Andenken, daß Anno 1438 in Thüringen eine so große Hungersnoth und Theuerung gewesen, daß man damals solches Brod um 3 Pfennige kaufen müssen und es oft doch nicht bekommen konnte. Es starben in Folge davon in diesem Jahre viele Menschen Hungers; 1439 aber trat eine Seuche auf, wer diese bekam, der mußte drei Tage lang schlafen, wenn er aber aufwachte, rang er schon mit dem Tode.

406) Der Schatz unter der Dionysiuskirche.[2])

Unter der auf der Stelle der alten Merwigsburg später erbauten Dionysiuskirche soll ein großer Schatz verborgen liegen, über welchen aber die bösen Geister Macht und Gewalt haben. Einst hatten sich drei Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Hirte oder Schäfer, vorgenommen, denselben zu heben, allein die bösen Geister haben ihnen die Hälse umgedreht und es sind zum Andenken daran oben am Sims der Kirche ihre Häupter nebst einem Hufeisen, Scheere und Schäferstock eingehauen worden. Freilich sagen Andere, jene drei Männer seien wohlthätige Personen gewesen, die bei dem

[1]) Nach Berckenmeyer, Curioser neuverm. Antiquarius S. 665.
[2]) S. Falkenstein S. 3.

Kirchenbau mitgeholfen und deren Gewerbe man mit jenen Emblemen habe versinnlichen wollen.

407) Wie der Galgen zu Erfurt auf den Stollberg gekommen.[1]

Früher ist der Galgen in der Stadt Erfurt selbst gewesen, allein um's Jahr 1120 haben sich die Bürger ausgebeten, denselben soweit schaffen zu dürfen, als sie mit einem Pfeile von der langen Armbrust vom langen Stege aus schießen würden. Das ist ihnen auch gewährt worden und sie haben bis auf den Stollberg getroffen, der Pfeil aber ist zum ewigen Gedächtniß auf dem Rathhause aufgehängt worden.

408) Das Sibyllenthürmchen.[2]

Ganz nahe an der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt, und dicht unter der alten Feste Cyriaksburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock in Form eines gothischen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof von Mainz, Lothar Franz, erneuert ward. Manche haben behauptet, an dieser Stelle, wo jetzt das Thürmchen sei, habe vor Zeiten eine Sibylle oder Alrune gewohnt und geweissagt, davon komme der Name her, Andere aber erzählen, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser Gegend gestanden. Es giebt aber noch eine dritte Sage, welche zugleich die daneben stehenden drei Steinkreuze erklärt.

Es hat eine Gräfin von Kefernburg, Namens Sibylla, einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam gehabt und selbigen am Vorabend ihrer Hochzeit mit großer Sehnsucht erwartet. Allein der Geliebte kam nicht, denn er war auf der Reise zu ihr nebst zwei Edelknappen von einer Schaar Räuber an jener Stelle unter der Cyriaksburg, wo damals ein Nonnenkloster stand, überfallen und erschlagen worden. Dort wurden alle drei begraben, die unglückliche Braut ließ aber auf jedes Grab ein Steinkreuz setzen und jenes Denkmal, zu dem sich später eine förmliche Wallfahrt erhob, errichten, sie selbst trat aber in das Nonnenkloster St. Cyriaci auf dem Berge ein, um für das Heil der Seele des Ermordeten zu beten. Jeden Tag kam sie von hier zu dem Bildstock herab und betete daselbst, bis der Tod ihrem frommen Gelübde ein Ziel setzte.

409) Voll Maß, voll Maß![3]

Zwischen Arnstadt und Erfurt liegt das sogenannte Walperholz und der Walperberg, die ihren Namen von einem der heil. Walpurgis geweihten Kloster, welches zuerst auf der nahen Wachsenburg stand und den langgedehnten Bergrücken über dem rechten Ufer der Gera dem Ritterstein gegenüber bis über das Dorf Siegelbach krönte, haben sollen. Seitwärts dem Walperholze auf einer aussichtreichen Höhe an der Stelle, wo man es „an den hohen Buchen" nennt, ist ein Ort, wo die sogenannte Jagdbuche steht und nie ein Grashalm wächst. Diese soll von dem Wandeln eines dorthin

[1] Nach Falkenstein S. 42.
[2] Nach Bechstein, Thüringer Sagenbuch, Bd. II. S. 313 rc.
[3] Nach Bechstein Bd. II. S. 300.

gebannten Geistes, der Frau Holla herrühren. Dies war eine Bierzapferin zu Arnstadt, welche die Kunden durch schlechtes Maß betrog und nach ihrem Tode von einem Hullenpöpelsträger dort auf jene einsame Waldstelle getragen und festgebannt ward. Dort wandelt sie nun zeitweilig um die Jagdbuche, an die sie gebannt ist und ruft wehklagend und warnend: „Voll Maß, voll Maß!"

410) Die Magdalenenkapelle zu Erfurt. [1])

Vor langer Zeit lebte zu Erfurt ein Leinweber, der eine ebenso schöne als fromme Tochter hatte, die, während Andere ihres Gleichen Sonntags spazieren oder zum Tanze gingen, zu Hause saß und spann. Was sie an diesen dem Dienst des Herrn geweihten Tagen aber durch den Fleiß ihrer Hände erübrigte, das legte sie in ein Sparbüchslein und verwendete es lediglich zu Almosen. Natürlich fehlte es ihr dann nicht an Lob und Ruhm von Seiten der armen Leute, denen ihr Fleiß zu Gute kam, und so kam es auch, daß viele den besten Familien der Stadt angehörige Jünglinge das schöne Mädchen zu sehen wünschten, von dem so viel gesprochen ward. Dabei blieb es auch nicht. Viele warben um ihre Hand, allein sie hatte sich einen himmlischen Bräutigam erkoren und hielt es für besser, der Jungfrau Maria ihr Leben zu weihen. Da begab es sich, daß in der Stadt Erfurt eine schwere Theuerung ausbrach und daß Mancher Andere um Brod ansprechen mußte, der früher selbst den Armen gegeben hatte. Der Bettler wurden an jedem Tage mehr und der Leinweber selbst sah seinen eigenen Broderwerb auch geschmälert, denn man kaufte nur das Allernöthigste, und so ward er genöthigt, selbst zu den Sparpfennigen seiner frommen Tochter seine Zuflucht zu nehmen. Allein diese waren auch gewaltig zusammengeschmolzen, denn Lenchen, so hieß sie, ließ Niemand vergebens bei sich um eine Gabe anpochen und als die letzten Pfennige kaum noch den Boden ihrer Sparbüchse bedeckten, da grämte sie sich und sorgte, nicht etwa darüber, daß sie nun möglicher Weise selbst in die Lage kommen könne, zu hungern, sondern darum, daß sie nun genöthigt sein werde, die Armen unbeschenkt von ihrer Thüre weggehen zu sehen. Da warf sie sich eines Nachts, wo sie am Spinnrocken saß und weinend der Zukunft dachte, vor dem in ihrem Kämmerlein aufgehängten Marienbilde nieder und flehte, es möge der heil. Jungfrau gefallen, sich ihrer anzunehmen und ihr die Mittel, Armen wohlzuthun, auch für die Zukunft gewähren. Und die Himmlische erhörte ihr Gebet, sie stieg von strahlendem Licht umgeben aus dem Bilde herab zu ihr und reichte ihr eine Tasche von wunderbarem Gewebe und sprach zu ihr: „Du treue Magd, thue hinfort, wie Du bis diese Stunde gethan, so wird Dir meine Hilfe in jedem Drangsal nahe sein." Segnend legte sie ihre Hände auf das Haupt der Jungfrau und verschwand. Lenchen griff nunmehr in die Tasche und fand darin 3 Goldgülden, die sie freudig in der Hand wog, indem sie im Geiste sofort berechnete, wieviel Arme sie damit sattmachen könne. Kaum konnte sie die Morgenstunde erwarten, wo sie zu dem Bäcker eilte und für einen dieser Goldgülden Marcusbrode einkaufte, dann stellte sie sich unter die Hausthüre und jeden Armen, der vorüberging, den rief sie an und reichte ihm, so lange ihr Vorrath dauerte,

[1]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 272 ꝛc.

ein solches Brod, indem sie allen Dank mit den Worten abwies: „Die Gabe kommt nicht von mir, sondern von der heil. Jungfrau Maria, die hat sie Euch gespendet und mich hat sie gewürdigt, daß ich ihre Armenpflegerin sein darf. Betet zu ihr, so wird sie uns Allen fernerhin helfen in dieser trüben Zeit." Am andern Morgen wollte sie wieder Brod für die Armen einkaufen, griff also in die Tasche, um den zweiten Goldgülden herauszunehmen. Allein wie erstaunte sie, als sie auch den gestern ausgegebenen wieder darin fand. Da erschrack sie gar sehr, und weil sie irrig der Meinung war, sie habe aus Versehen bei dem Bäcker den schon bezahlten Goldgülden wieder eingesteckt, so eilte sie zu ihm, um ihn deshalb zu befragen. Allein derselbe lachte, wie sie nur so etwas denken könne, und zeigte ihr zu mehrerer Bekräftigung seiner Worte den gestern empfangenen Goldgülden. Da merkte sie wohl, wie es war und daß sie eine Tasche mit unerschöpflichem Inhalte erhalten habe. Jeden Morgen wiederholte sie nun ihren Gang zum Bäcker und ihre Brodaustheilung an die Armen, ging aber auch selbst in der Stadt herum in die Wohnungen der Kranken, die nicht zu ihr kommen konnten, und brachte ihnen Speise und Trank. Denn wie oft sie auch ihre Goldgülden ausgab: griff sie wieder in die Tasche, war auch die Zahl der drei wieder voll. Die Fragen aber ihrer Eltern, woher ihr dieser Reichthum gekommen, beschwichtigte sie damit, daß sie sagte, auf ihrem Gelde ruhe Gottes Segen und es werde nie weniger.

Unzählig waren die Armen, denen sie durch ihre Gaben das Leben erhielt, unzählig die Kranken, denen durch ihre Hilfe Genesung zu Theil ward. Darum ward auch die Schwelle ihres Vaterhauses nicht leer von Bittenden und in kurzer Zeit galt die Weberstochter in ganz Erfurt für eine halbe Heilige. Als nun die Hungersnoth vorüber war, da ward die Sehnsucht in der Jungfrau immer lebhafter, sich nur dem Dienste der heil. Jungfrau zu weihen. Sie nahm den Schleier in einem Nonnenkloster der Stadt und ward bald ein Vorbild der Frömmigkeit für ihre Schwestern. Nach einiger Zeit beschloß sie aus ihrer unerschöpflichen Tasche selbst ein Kloster zu bauen und so entstand das nach ihr benannte Magdalenenkloster, wo man noch lange die wunderbare Tasche aufbewahrte, bis dasselbe einst durch Feindeshand zerstört ward. Jetzt steht an seiner Stelle eine kleine Kirche, die Magdalenenkapelle, in welcher jährlich einmal Messe gehalten wird. Diese bewahrt den Namen der Jungfrau und ihre Frömmigkeit bis auf die spätesten Geschlechter.

411) Der Bruder Basilius Valentinus vom Petersberge zu Erfurt.[1])

Der berühmte Goldmacher Basilius Valentinus ist, ehe er nach Erfurt kam, erst im Kloster Walkenried am Harze gewesen und hat daselbst im Kreuzgange auf den Seiten der Kirche unter den Schwibbogen, wo sie auf die Mauer stoßen, statt eines Zierraths das ganze natürliche Geheimniß des Steins der Weisen in steinerne Figuren hauen und mit Bildern zieren lassen. Denselben philosophischen Prozeß mit symbolischen Figuren hat er auch auf die Fenster des St. Petriklosters auf dem Petersberge zu Erfurt abmalen lassen und ist dieses Bild noch bei Uebergabe der Stadt an den Churfürsten Johann Philipp vorhanden gewesen. Manuscripte von ihm nebst einer

[1]) Nach J. Christ. Motschmann, Erfordia literata. III. Samml. S. II. S. 390 sq.

Schachtel mit goldgelbem Pulver haben ehedem unter einer Mauer des Klosterrefectoriums verborgen gelegen und das Recept selbst soll er an zwei verschiedenen Stellen daselbst vergraben haben. Als der Prälat Placidus Kesselmann im Jahre 1706 die Seite des Klosters gegen Abend zu zu bauen anfing, hatten die Arbeiter beim Einreißen der Mauer ein kleines Behältniß entdeckt, in welchem sie ein Gläschen, einen Finger lang und mit einer gewissen Materie angefüllt, fanden, aber aus Unachtsamkeit mit unter dem Schutte fortgeräumt. Was nun seine Handschriften anlangt, so sind die meisten derselben im 30jährigen Kriege auf Befehl der Königin Christine von Schweden aus der Klosterbibliothek weggenommen und nach Schweden geschickt worden, bis auf zwei, von denen das eine auf Befehl des Churfürsten Johann Philipp an den Churfürsten von Cöln, Maximilian Heinrich, ausgeliefert wurde, das andere ist aber von dem Prälaten Nicolaus de Gouverneur dem Pater Procurator des Karthäuserklosters geliehen und von diesem nicht wieder zurückerstattet worden. Später hat der bekannte Goldmacher Baron von Hellwig dem Herzog Christian von Eisenberg erzählt, daß er gewissermaßen seine Wissenschaft dem Basilius Valentinus verdanke. Er befand sich nämlich als Knabe in der Jesuitenschule zu Erfurt; da nun um diese selbige Zeit (1664) die Stadt Erfurt durch den Churfürsten von Mainz, Johann Philipp, eingenommen ward, so begab es sich, daß einige Soldaten, welche an der Befestigung des Petersberges arbeiten mußten, als sie ein Gewölbe unter der Erde machen wollten, ein zusammengewickeltes Buch fanden. Zufällig kam gerade der junge Hellwig an diesen Ort und kaufte den Soldaten das Buch für wenig Geld ab. Als er nun in dasselbe einen Blick gethan, so findet er, daß darin die meisten Schriften des Basilius Valentinus enthalten waren, aber ganz verschieden von denen, die im Drucke erhalten sind, und mit Zusätzen versehen, die in letzteren gänzlich mangeln. Als nun die Jesuiten verlangten, daß ihnen dieser durch einen glücklichen Zufall gefundene Schatz ausgehändigt werden möchte, ist der junge Hellwig, der das Buch bereits einmal durchgelesen hatte, aus Erfurt aus Furcht vor den Mißhandlungen der Jesuiten entflohen, das Buch aber ist in den Händen derselben zurückgeblieben, Hellwigen aber ist es trotz vieler Versuche doch nicht gelungen, blos aus dem Gedächtnisse die in dem Buche enthaltene Anweisung zum Goldmachen richtig auszuführen.

412) Die Sage von dem Schuster und dem Musikanten Antonius zu Mühlberg. [1])

Am Sonntage Rogate des Jahres 1543 erzählte Joachim Mörlin, Superintendent zu Arnstadt in Thüringen, in seiner Predigt folgende wunderliche Geschichte.

Es hat sich vor 12 Jahren in dieser Gegend begeben, daß ein gewisser Mann, Antonius geheißen, der sich mit Pfeifen auf Hochzeiten sein Brod verdiente, zu Mühlberg bei Erfurt zur Abendzeit, als der Hirte des Ortes Ochsen, Kühe und anderes Vieh in die Stadt getrieben, mit andern seiner Zechgesellen vor der Schenke gestanden hat. Als nun unter anderem Vieh ein Kalb vorüberging, welches seiner Gewohnheit nach seine Nothdurft ver-

[1]) Nach Joach. Mörlin, Evangelienpostille S. 437. Reichard Bd. II. S. 73 2c.

richtete, läuft einer von ihnen hinzu und hebt den Kalbsmist auf, thut ihn in ein Glas, so er in der andern Hand mit Wein vollgeschenkt hat, und wie er dabei eine gute Zote reißen will, hat er's im Glase umgeschwenkt und dabei geschrieen: „Hier gut Theriaks, gut Gemüser!" ganz wie die Theriakskrämer ihren Markt auszurufen pflegen. Nachmals, wie er es wohl unter einander gerührt, trinkt er gedachtem Antonius zu, welcher, wiewohl er es erstlich nicht annehmen wollte, doch endlich Bescheid gethan und es ausgetrunken hat. Was geschieht? Der Teufel läßt ihn fast über ein Jahr gehen, thut ihm sogar sonderlich nichts, allein fängt nachmals an und redete ihm also in seinem Gewissen zu: „Siehe, gedenke was Du dem und dem gethan, heißt das für die Creatur Gottes gebührenden Dank sagen? Wenn Du den Schöpfer selbst hättest, weil Du mit seiner Creatur ohne Scham also spielen darfst, Du durftest aber solches dem Schöpfer selbst thun." Mit solchen heimlichen herzfressenden Gedanken plagt der Teufel den Antonius ein ganzes Jahr. Nachmals begiebt es sich, daß einer von seinen Freunden oder sonst guten Gesellen sich an dem Orte mit einer Jungfrau verlobt, welche nicht eben reich, aber dafür fromm und tugendsam war. Dieser Verlobung wohnte dieser Antonius bei. Wie aber nachmals jener Geselle sein Herz und Liebe auf eine Andere, so etwas reicher ist, wirft, will er der ersten das Eheversprechen, was er ihr gegeben, nicht halten. Solche Sache kommt nun vor den Richter, es werden Zeugen vorgeladen, vornehmlich auch dieser Antonius, welcher seinem Kameraden zu Gefallen, vielleicht auch durch große Versprechungen dazu beredet, die Wahrheit verschweigt. Dies ist die andere Sünde wider das achte Gebot Gottes. Hier tritt ihm nun Christus aus den Augen und Satanas fängt an sich mit Gewalt sehen zu lassen, macht sich öffentlich an ihn, wirft ihm seine begangene Sünde und Schande vor, damit er Gott den Schöpfer allerdings so dürftiglich in seiner Creatur geschändet. Es hätte aber vielleicht der liebe Gott mit ihm Geduld haben können, wo er seine Langmuth nicht so gräulich gemißbraucht. Er hatte aber über dies alles die Wahrheit verhalten, zugesehen, daß sein Gesell muthwillig Gottes Ordnung zertrennt und also, weil Gott die Wahrheit selber ist, Gott seinen Herrn hierin verläugnet, darum sollte er nun nicht anders gedenken, als er wäre dem Teufel zu eigen von Gottes Gericht übergeben, nun und immer und ewig zu sterben. Wie nun in solchen Aengsten der Antonius ist, mit feurigen Pfeilen des Teufes erschrecklich verwundet, durch Gottes und seines eigenen Gewissens Gericht überführt, dazu vom Teufel leibhaftig besessen, geht er umher, sucht Ruhe und findet sie nicht, und das über ein ganzes Jahr, ißt nicht, trinkt nicht, sondern geht als einer, der bereits in der Hölle sitzt, herum.

Er kommt aber einmal ohne alles Gefähr zum Pfarrherrn zu Mühlberg, Johann Backius († 1536), wie er bei der Mittagsmahlzeit ist. Da sein Capellan Justus Menius, nachmals Pfarrer zu Eisenach, bei ihm über Tisch sitzt und sie eben von dem verlorenen Sohne, Lucä c. XV., reden und schließen endlich aus diesem und andern Orten der Schrift, daß keine Sünde so groß und mächtig sei, wo nicht die Gnade und Barmherzigkeit Gottes viel mächtiger wäre. Wiewohl nun der Antonius noch besessen bleibt, so seufzt er doch über solche Worte und Beschluß, wollte aber, obwohl er gebeten war, nicht an den Tisch, sondern geht herum als ein Mensch, so halb

todt ist und ihm nichts fehlt, denn daß er die Augen zuthue. Der Pfarrer und Capellan bekräftigten ihre Rede aus Gottes Wort, bis er nach gethaner Beichte und Erzählung, darin er seine Sünde und des Teufels Fürhaben angezeigt, die Absolution und das hochwürdige Abendmahl begehrt.

Wie nun auf solche Wiederkunft des Herrn Christi der Teufel hört, daß Antonius solchen Trost aus Gottes Wort von den Kirchendienern vorgelegt und angeboten annimmt, treibt es der Satanas noch heftiger, und endlich, weil er ihn von solchem Glauben nicht bringen kann, gesteht er es ihm, daß die Seele errettet sei, der Leib aber sei ihm zum Verderben übergeben. Wie denn auch geschehen ist und er Antonius selbst bekannt hat. Darum hat er immer gesagt, daß, wenn die Stunde da sein werde, werde der Teufel seinen Leib wegführen, doch ohne Nachtheil und Gefahr seiner Seele, welche gewiß werde selig werden; mit ihm aber gleichzeitig würden auch noch andere Leute besessen werden.

Als es nun eine Zeitlang mit ihm so gewährt, er auch mit etlichen Männern verwahrt, die Fenster mit großen Hölzern verpflöckt und er auf einen Abend zu Mühlberg in seiner Stube auf der Bank gelegen, einen Rosenkuchen auf der Brust liegen habend, ist seine Hausfrau vor ihm gesessen, ein klein Kind in der Wiege daneben, auch ein Kandel mit Bier hat auf dem Ofen gestanden und ein brennendes Licht auf dem Tische. Als nun die Frau, des Trauerns voll, den Kopf in der Hand gehabt, hat er angefangen sie zu trösten und gesagt, sie solle sich nicht um ihn kümmern, denn es helfe doch nichts und wenn man ihn in einen stählernen Berg einschmieden wolle, so müsse er doch davon. Er hat sodann seinem Weibe die Kinder befohlen, mit der Bitte, sie wolle nach seinem Abschiede sich ja wohl vorsehen und einen Mann nehmen, der Gottes Wort lieber höre und mehr vor Augen hätte, denn er gethan. Bald hernach, da er solche und viele andere Worte mehr zu seinem Weibe geredet, hat sich ein grausamer Wind und Brausen vor der Stube erhoben und alsbald ist die Kandel vom Ofen, das Licht vom Tische und das Kind aus der Wiege gestürzt; alsogleich haben sie Alle geschrieen und erbärmlich gerufen: „Antoni, Antoni!" aber er ist nicht mehr dagewesen. Allein ein greulich Blöcken wie von einem Ochsen haben sie gehört, dem sie dann wie einem dicken Nebel die Gasse nachgefolgt sind, so lange es sich von ihnen nicht entfernt hat. Da haben sie gefunden, daß ihn der Satan durch den Ofen geführt, nachmals, da er ein Schuster seines Handwerks gewesen, so das Leder mit zurichtete, und vor dem Ofen ein Kessel, darin man gerbt, gestanden, welcher unten im Ofen ein klein Ofenloch gehabt, daß man kaum ein Scheit hat hineinbringen können, haben sie gesehen, daß er ihn durch denselben Ofen und Kessel geführt, also daß der Rosenkuchen klein zermalmt im Loche liegen geblieben ist. Und nachdem sie den andern Tag viel um den Fleck gesucht haben, sie ihn endlich bei der Mühle gefunden, da ihm das Maul fast zerrissen gewesen, alle Beine am Leibe zerknirscht, und so hat er mit dem Kopfe die Hälfte im Wasser, das Angesicht unter sich gekehrt, kreuzweise dagelegen. Es haben aber alle diejenigen Bürger, so um die Gasse, da er also gebrüllt, an die Fenster gelaufen, längere Zeit fast todtkrank gelegen, sind aber durch Gottes Gnade wieder aufgekommen.[1])

[1]) Eine ähnliche Geschichte steht in Büsching's Wöch. Nachr. 1787. No. 48.

413) Der Poltergeist zu Nordhausen.

Die Stadt Nordhausen ist im Jahre 1710 und 1712 zweimal durch Brand verheert worden, bei dieser Gelegenheit ist namentlich die Sieckel'sche Familie hart betroffen worden,[1]) also daß sie zuerst nur ein kleineres, und erst 1720 ein größeres Haus auf der Brandstätte erbauen lassen konnte. Es wohnte daher die ganze ziemlich große Familie in dem kleinen Hause, wo es aber sehr enge zuging, und als nun das große fertig wurde, konnte es der erwachsene Sohn des Hauses nicht erwarten, eine bequemere Wohnung zu erhalten, er zog sofort in eine kaum ausgebaute Kammer in der zweiten Etage. Ohngeachtet nun sowohl die Haus- als Hofthüre des Hauses wohl verwahrt und verschlossen waren, wurde er doch sofort nach seinem Einzuge fast alle Nächte gewahr, daß sich unten vor seiner Kammer, vor welcher eine Treppe vorbei auf den in der andern Etage befindlichen Saal ging, im Hause ein starkes Geräusch und Getrapp erhob, als wenn ein Mensch mit heftigen Schritten in gedachtem Hause herum und von da zu der vor gedachter Kammer belegenen Treppe hinauf und auf dem Saale auf den über die Balken des Fußbodens lose gelegten Brettern oft länger als eine Stunde spazieren ging, und wenn es sich genug hatte hören lassen, alsdann wieder die Treppe herunter, nicht anders als ein starker Mann mit Stiefeln, ging und noch eine lange Weile unten im Hause herumvagirte. Wenn nun der junge Sieckel am andern Morgen aufstand und nach den Thüren sah, die er selbst verschlossen und so gut er konnte verwahrt hatte, befand er solche noch in dem alten Zustande, wie er sie verlassen. Dieses nächtliche Spazierengehen und Gepolter, gerade wie wenn Jemand Bretter aufhebe und wieder auf eine andere Stelle lege, begegnete gedachtem Sieckel nicht ein, sondern viele Male, und er ward zuletzt diese Wanderung des Poltergeistes so gewohnt, daß sie ihn nicht mehr störte. Als nun späterhin die übrige Familie in dasselbe Haus zog, hörte zwar das nächtliche Herumspazieren allmählig auf, allein dafür hörten Alle, die in dem Hause wohnten, in der Nacht die von ihnen verschlossenen Thüren der Stuben, wo sie schliefen, öffnen und wieder zumachen, sonst aber widerfuhr Niemandem etwas.

414) Der ungehoben gebliebene Schatz zu Nordhausen.[2])

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lag ein junger Mensch in Nordhausen des Nachts auf seinem Bette in seiner Kammer, deren Fenster nach Abend zu gingen, und konnte nicht schlafen. Da hörte er auf einmal eine Stimme, die ihn bei seinem Vornamen rief; allein er antwortete nicht, weil ihm selbige unbekannt war. Da nun keine Antwort erfolgte, so rief der Geist noch ein anderes und drittes Mal, worauf jener denn endlich zu antworten bewogen ward und fragte: „Was soll ich?" Der angerufene Geist erwiederte nun: „Komm heraus und gehe mit mir in den obersten Keller, da steht ein Schatz, den sollst Du heben und davon studiren." Der Schüler wendete dagegen ein: „Ich komme nicht, es ist jetzt Mitternacht, dunkel und ich fürchte mich." Der Geist sprach ferner, es solle ihm Niemand etwas thun, er solle nur kommen und mitgehen, der Schatz stehe in dem vordersten

[1]) So erzählt J. Chr. Sieckel, Nachrichten von Poltergeistern. Quedlinburg 1761. Th. I. S. 10 ꝛc.

[2]) Nach Sieckel S. 19 ꝛc.

Keller und es liege auf ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Kugel. Als nun der Schüler sich dennoch mitzugehen weigerte, so fuhr der Geist also fort und sprach: „Siehe, so gewiß sich die feurige Kugel in dem Fenster bewegt, so gewiß soll Dir nichts weiter geschehen." Indem er nun nach dem auf den Hof gehenden Fenster sah, wurde er mit Verwundern gewahr, daß sich von außen her eine sehr hell spielende, mit feurigen Diamanten besetzte Kugel vor einer zerbrochenen viereckigen Fensterscheibe nicht nur von freien Stücken herumdrehte, sondern auch feurige Strahlen von sich gab, dergestalt, daß durch diese glänzende Kugel die ganze Kammer so hell ward, als wenn ein Licht darin gebrannt hätte. Diese Helligkeit dauerte eine ziemliche Weile. Nachdem nun den Schüler bei einer solchen Betrachtung Furcht erfaßt, so hüllete er sich in sein Bett und sah sich nicht weiter nach der bewußten Kugel um, hörte aber den Geist nochmals vor dem Kammerfenster die Worte rufen: „Komm und gehe mit, oder es wird Dich solches gereuen." Als er sich aber nicht entschließen konnte mitzugehen und nach einer kleinen Weile seine Augen nach dem Fenster richtete, war die Kugel weg, mithin weiter nichts zu hören. Was es aber für ein Geist gewesen, wofür er sich ausgegeben und was für eine Gestalt er gehabt, konnte der junge Mensch nicht sagen, denn er hatte ihn nur gehört, nicht gesehen.

In demselben Hause ist aber einer Frauensperson in der Küche eine weißgekleidete gespenstige Frau von langer Statur, einen weißen Schleier auf dem Kopfe tragend, von sehr blasser Gestalt und, wie es ihr geschienen, mit langen gelben Zähnen im Munde, in den Vormittagsstunden gegen 10 Uhr, als sie eben in besagtem Hause allein gewesen, erschienen und hat ihr angezeigt, sie solle mit ihr in den Keller gehen und einen verborgenen Schatz, welcher schon dort stehe und ihrer warte, heben. Weil sie nun über solche unerwartete Erscheinung und zugleich erfolgte Anrede gar sehr erschrocken ist und nichts zu antworten wußte, hat der Geist weiter zu ihr gesagt, sie solle sich nicht entsetzen, sondern nur getrost mitgehen, es solle ihr nichts Widriges begegnen, er wolle ihr auch den nunmehr eröffneten Schatz, bei welchem zwar ein schwarzer Hund liege, der aber nicht bellen, sondern stille liegen bleiben würde, bis auf die vorderste Treppe des besagten Kellers tragen helfen, dann könne sie ihn selbst vollends hinaustragen rc. Die Furcht war aber bei der Frau so groß, daß sie dem unbekannten Geiste nicht trauen wollte, sondern ihm seinen Antrag rund abschlug, worauf er ungehalten ward und mit folgenden Worten gegen sie herausbrach: „Dies wird Dich zu seiner Zeit gereuen, denn der Schatz ist Dir bescheert!" Da nun die gespenstige Frau diese Worte noch geredet, hat unverhofft einer ihrer Dienstleute an die Hausthüre geklopft, worauf der Geist mit einem ängstlichen Seufzer von ihr gewichen, sie aber dem Anklopfenden die Thüre geöffnet, nach wenigen Tagen jedoch in eine heftige Krankheit verfallen ist, welche etliche Wochen gewährt hat.

415) Der Teufel will einen Verwalter zu Nordhausen verführen. [1])

Es hielt sich um die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Verwalter, mit Namen Scheller, eine Zeit lang in der Stadt Nordhausen auf

[1]) Nach Sieckel Bd. I. S. 56 rc.

und wohnte in dem Hause eines gewissen Dorfpredigers, welches dieser nach dem Brande von 1718 wieder aufgebaut hatte, um sich eine Stelle zu suchen. Weil er nun ein Fremdling, mithin an diesem Orte unbekannt, übrigens für seine Person sehr dienstfertig und höflich war, so fand er bald mitleidige Seelen, die sich Mühe gaben, ihm eine Versorgung zu verschaffen, ihm aber dennoch keine Station ausmachen konnten. Er lebte demnach von seinen wenigen Mitteln kümmerlich und elend, damit dieselben so lange zureichen möchten, bis er wieder einen Herrn fände, und so gingen wohl drei Vierteljahre hin, daß er keinen Hellers werth einnahm, sondern statt dessen zu seines Lebens Unterhalt unentbehrliche Ausgaben hatte. Man rieth ihm nun, daß er bisweilen ein Paar Stunden lang auf den Rathskeller gehen und bei der Gesellschaft der dort einkehrenden Bürger ein Glas Gose trinken möchte, um sich nur ein wenig in Bekanntschaft zu bringen, weil hier täglich und stündlich fremde Leute kämen, welche ihm vielleicht eine Gelegenheit zu einem künftigen Unterhalt vorschlagen könnten. Weil er aber als ein frommer, stiller Mann solche Oerter nicht gewohnt war zu besuchen, auch sonst nicht viel im Vermögen besaß, so ging er nur hin und wieder einmal hin. So kam es, daß sich ihm durchaus kein Glücksstern zeigen wollte. Da trug sich mit ihm folgende Begebenheit zu.

Er war bei einem guten Freunde gewesen und kam des Abends um 10 Uhr voller Tiefsinn nach Hause, ging auf seine Kammer, welche in der andern Etage gegen Abend zu lag, befahl sich der göttlichen Vorsehung, legte sich in sein Bett und ließ das Licht in der Kammer brennen, konnte aber vor bekümmerten Gedanken zu keiner Ruhe noch Schlaf kommen. Gegen 12 Uhr klopfte Jemand an seine Kammerthüre, er stand in der Meinung, daß es etwa Jemand von den Dienstboten im Hause wäre, welcher ihn noch sprechen wollte; er rief also: er liege nunmehro schon im Bette, er möchte nur hereinkommen. Da öffnete sich die Thüre und es kam ein schwarzgekleideter Mann herein, der vor sein Bett trat und ihn folgendermaßen anredete: warum er immer so kläglich thue und was ihm fehle? Er antwortete: „Sollte ich nicht kläglich thun, ich habe keinen Dienst mehr, und mein Bischen Geld, welches ich sauer verdient habe, muß ich jetzt verzehren, und da es bald alle ist, woher soll ich armer Mann, wenn solches ausgegeben ist, anderes hernehmen, wenn ich nicht betteln noch der Welt zum Spott leben will? Ich meine also, daß ich hohe Ursache habe, mich über meinen armseligen Zustand zu betrüben." Da brach dieser Geist in folgende Worte aus: „Wenn darin Deine Noth besteht, so will ich Dir bald davon helfen und Dir Geld verschaffen, Du mußt Dich aber gegen mich auf eine gewisse Zeit verbinden." Dieser arme verlassene Mann sagte: „Auf diese Art verlange ich kein Geld, Gott solle ihn davor behüten, lieber wolle er dafür arm bleiben!" „Ei!" sagte dieser schwarzgekleidete Mann, „wenn Du die Dir vorgeschlagene Condition nicht eingehen willst, so kann ich Dir auch nicht weiter helfen, denn Gott wird Dir nichts geben, das siehest Du ja wohl, wie es Dir jetzt geht. Wenn Du nun diesen Vorschlag nicht annehmen willst, so thue ich Dir einen andern. Sieh, hier habe ich ein Messer, das nimm und schneide Dir die Kehle damit ab, was bald geschehen ist, dann kommst Du aus aller Deiner Noth!" Der arme Verwalter lag in voller Angst und Schrecken in seinem Bette und konnte aus großer Furcht

fast nicht sprechen, sah den schwarzgekleideten Mann und das lange Messer, welches er in seiner Hand hatte, mit großer Verwunderung an und sagte noch die wenigen Worte: „Davor behüte mich mein Gott; weiche von mir, Du böser Geist, Du hast hier nichts weiter zu thun!“ Worauf derselbe wieder vor seinen Augen hinwegkam und von ihm weiter weder etwas gesehen noch gehört ward. Diese Begebenheit hat aber besagter Verwalter am andern Tage einem gewissen Geistlichen mitgetheilt und sich dann von diesem Orte wegbegeben.

416) Eine Mutter erscheint ihrer kranken Tochter fünf Meilen von dem Orte ihrer Wohnung. [1])

Es hatte im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine anständige Frau aus der Stadt Nordhausen ihre Tochter nach Neunheiligen, welcher Ort dem Herrn Grafen von Werther gehört und unweit der Stadt Langensalza gelegen ist, verheirathet und vernommen, daß diese ihre Tochter sehr krank darnieder liege und der Kranken auch wohl kein größerer Gefallen gethan werden könne, als wenn die Mutter käme und sie besuche, wozu sich denn auch das nach der kranken Tochter sich sehnende Mutterherz entschloß. Den Abend zuvor, ehe die kranke Tochter wußte, daß die Mutter dahinkommen und sie besuchen werde oder nicht, kam eine Frau, welche einen runden Strohhut auf dem Kopfe trug, in der Nacht vor das Fenster der Tochter, machte solches auf und sah hinein, und blieb auch eine Weile vor dem Fenster in ihrer Tracht also stehen, daß solche die Tochter sowohl als die neben dem Bette sitzende Wärterin mit Augen sahen und die Tochter zur Wärterin sprach: „Das ist meine Mutter“, auch vor Freuden rief: „Liebe Mutter, kommen Sie doch herein, ich habe Sie schon gesehen!“ Sie machte demnach das Fenster wieder zu und die Wärterin ging zur Stube hinaus, in der Meinung, ihr aufzumachen.. Als sie nun die Hausthüre öffnete, war Niemand mehr da, sondern Alles schwarz und stille, so daß sie weder Jemanden auf der Straße mit Augen sah noch hörte und also die Hausthüre wieder zumachte, in die Stube kam und der Tochter hinterbrachte, wie ja ihre Frau Mutter, welche sie selbst vor dem Fenster stehen und in die Stube gucken sehen, nicht mehr draußen, sondern wieder weg wäre, über welche Nachricht sich die kranke Tochter sehr betrübte und vorstellte, daß solches unverhoffte Gesicht wohl gar ein Omen einer die Mutter vermuthlich zu Hause überfallenden Krankheit sein müsse, da ihr bekannt, daß sie schon bei Jahren und sehr schwächlicher Constitution war. Weil sich nun die Patientin dies sehr zu Sinne zog, wurde sie vor Sehnsucht und starkem Verlangen nach ihrer Mutter des folgenden Tages noch weit kränker als vorher. Was geschah? Die Mutter reiste am folgenden Tage von Nordhausen nach Neunheiligen und kam daselbst des Abends wider Aller Verhoffen gesund an, trat bei ihrer Ankunft zuerst vor das Fenster mit einem Strohhut auf dem Kopfe und rief ihrer Tochter freudig zu: wie sie sich befinde? Ueber welchen Besuch sich ihre Tochter so inniglich freute, daß auch von dem Augenblick an die Krankheit in etwas nachließ und die Wärterin anfing: „Dies ist wahrhaftig die Frau, welche ich vorher gar nicht gekannt, außer daß wir sie gestern Abend in dem Stroh-

[1]) Nach Sieckel Bd. II. S. 77 zc.

hute und in eben der Kleidung und Größe vor diesem Fenster, wohin sie mit dem Finger wies, in unsere Stube haben gucken sehen." Die Tochter berichtete dieses Alles ebenso und erzählte der Mutter, was gestern vor dem Fenster geschehen und wie sie allda ihre eigene Gestalt erblickt hätte. Davon wußte die Mutter nichts, außer daß sie ein allzustarkes Verlangen zu ihrer kranken Tochter getragen und vor Angst nicht länger im Hause zu bleiben gewußt, sondern hierher getrieben worden.

417) Michael Meienburg zu Nordhausen und Dr. Martin Luther. [1])

In der Kirche zu St. Blasius in Nordhausen hängen die von Lucas Kranach gemalten Porträts des von Kaiser Karl V. geadelten Bürgermeisters von Nordhausen Michael Meienburg und seiner Gemahlin. Dieser machte es wie viele Bürgermeister, er steckte mit dem Walkenrieder Abt, Johann Holtegel, unter einer Decke, beide verpraßten die zu dem Unterhalte der Klosterbrüder bestimmten Gelder und ließen diese fast verhungern. Darüber ward Dr. M. Luther so empört, daß er an seinen Freund Justus Jonas daselbst einen noch vorhandenen Brief schrieb, worin er beide verflucht und Gott bittet, ihr Eigenthum mit Feuer zu vertilgen, und Gott erhörte seinen Wunsch, Meienburg's Güter wurden durch Feuersbrunst verzehrt.

418) Die sieben Merkwürdigkeiten der Stadt Nordhausen. [2])

In ältern Büchern findet man die Sehenswürdigkeiten der Stadt Nordhausen in folgenden zwei lateinischen Versen aufgezählt:

Curia, Rolandus, Saxum, Balista, Canalis,
Fons, Aves sunt Nordhusae miracula septem.

(Rathhaus, Rolandsfäule, der Stein, das Geschütz und die Künste,
Quell und Vogel, das sind Nordhausens sieben Mirakel.)

Das Rathhaus ward im Jahre 1609 aus Quadersteinen erbaut, an seiner südlichen Seite steht unter einem kupfernen Dach der Roland, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand ein blankes Schwert. In alter Zeit sagte man zu den jungen Bauernburschen, wenn sie zur Stadt kamen, sie sollten einen Knittel quer in den Mund nehmen, vor den Roland hintreten und fragen: „Roland, was machst Du?" Dann antwortete er: „Nichts!" Der Stein ist ein am Töpferthore befindlicher, früher vergoldet gewesener Sandstein mit der Umschrift um das Stadtwappen: „Anno domini CCCCX. Theodosius Lus nobilissimus hispanus romanorum imperator Anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf got maria berat." Das jedoch erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts angenommene Stadtwappen beweist am Besten, daß der Stein nicht schon 410 nach Chr. Geb. gesetzt sein kann. Das Geschütz, die sogenannte Feldschlange, ist ein alter Feldmörser gewesen, auf dem folgende Worte standen: „Lindwurm bin ich genannt, der Stadt Nordhausen bin ich wohl bekannt. (1519.) Andreas Pegnitzer goß mich." Unter dem Kanal oder der Wasserkunst ist die von Hans Lagner 1546 erbaute und von Peter Gün-

[1]) S. Thüringen und der Harz. Sondershausen 1841. Bd. IV. S. 123 2c.
[2]) S. Thüringen a. a. O. S. 120 2c.

ther 1598 verbesserte Oberkunst im Altendorfe und die Unterkunst des letztgenannten Mechanikers unter der Weide gemeint, die Quelle ist der berühmte Spring beim Kloster Elisabeth, der Vogel aber, ein Adler, bezieht sich darauf, daß früher zwei Räthe in Nordhausen waren, der eine in der Ober-, der andere in der Unterstadt. Beide bestanden aus Nordhäuser Patriciern, allein der der Oberstadt war der mächtigere, und da der der Unterstadt nicht mehr im Stande war, die Mauern der Unterstadt zu erhalten und die Bürger derselben in ihren Fehden mit dem Grafen von Hohnstein 1364 und dem Herzoge von Braunschweig jeden Augenblick einem Ueberfall ausgesetzt waren, so sahen sie sich genöthigt, ihre Gerechtsame an den Rath der Oberstadt abzutreten, der aber dafür versprechen mußte, ihre Stadtmauern wieder aufzubauen. Zum Andenken hieran ward auf dem Platze, wo Neustadt, Rautenstraße und Rumbach zusammenstoßen, eine hohe Säule, auf der sich ein kupferner vergoldeter Adler, der nach der Oberstadt zugekehrt war und einen goldenen Ring im Schnabel hielt, errichtet.

419) Das Nordhäuser Heckemännchen.[1])

Am 18. November des Jahres 1726 ward in der Sacristei der Kirche St. Blasii ein versiegeltes Päckchen nebst einem Briefe an den Prediger gefunden. In demselben befand sich ein Heckemännchen und in dem Briefe ward gesagt, daß viele Leute zu Nordhausen solche Dinger gekauft hätten und man den Prediger bitte, in seiner Predigt alle Christen vor solchem teuflischen Wesen zu warnen.

420) Die Gründung des Waisenhauses zu Nordhausen.[2])

Am 23. August des Jahres 1710 ist zu Nordhausen eine furchtbare Feuersbrunst ausgebrochen, bei welcher zugleich das ziemlich große Haus des Predigers Johann Otto von Grund aus zerstört ward. Es gehörte selbigem eigenthümlich und lag zwischen dem Walkenriederhofe und Steinbachhause. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto nebst andern Büchern auf seinem Tische stehen gehabt hatte, unversehrt, nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Durch diese wunderbare Erhaltung seiner Bibel fand sich Otto so ergriffen, daß er den Ort gleichsam als von Gott selbst geheiligt betrachtete und den Entschluß faßte, die Brandstätte zur Ehre des Höchsten einer Frauenanstalt und namentlich einem Waisenhause zu widmen. Der Rath ging auch auf seinen deshalb gemachten Vorschlag ein und das noch jetzt bestehende Waisenhaus ist in Folge davon erbaut worden. Da nun den 12. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche abermals einen großen Theil der Stadt verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonat ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden und mit

[1]) S. Thüringen a. a. O. S. 125.
[2]) Nach Thüringen und der Harz, Bd. IV. S. 128.

zwei Schlössern versehen. Ihre merkwürdige Rettungsgeschichte hat ihr früherer Besitzer selbst in sie hineingeschrieben.

421) Die sieben Kreuze am Siechenhof zu Nordhausen.[1])

Das Local der jetzigen Arbeitsanstalt zu Nordhausen war früher der sogenannte Siechenhof für Aussätzige. An der nun größtentheils niedergerissenen Kapelle waren sieben große Kreuze, aus Sandstein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Priester knieete, mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einst ein Wolkenbruch gefallen sei, dessen Fluthen die Kirche eingestürzt und den Priester nebst sieben Personen, die eben communicirten, mit fortgeschwemmt habe. Zum Andenken an diese Begebenheit wären die Kreuze gesetzt worden.

422) Die Merwigslinde zu Nordhausen.[2])

Wenn man zum Töpferthore der Stadt Nordhausen hinausgeht und an dem ehemaligen Stadtgraben hinschreitet, so kommt man zu dem sogenannten Kirschberg, einem zu einer Promenade der Stadt eingerichteten Lustwäldchen. Auf dem höchsten Gipfel desselben befindet sich ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Ellen im Umfange haltender Baum, der den Namen der Merwigs-, Merchens- oder Mährchenlinde führt. Man nimmt an, diese Linde erinnere an den König Merwig, den Frankenkönig, der unter der Regierung des Kaisers Theodosius (s. oben die Sagen von Erfurt) die Stadt Nordhausen erbaut und wie er einst in der Merwigsburg bei Erfurt residirt habe,[3]) so zeitweilig in dem nach ihm genannten Königshofe zu Nordhausen, der durch den großen Brand am 23. August 1710 zerstört ward, allhier gewohnt habe.

Derselbe habe nun, unter einer Linde sitzend, die Gewohnheit gehabt, Recht zu sprechen, und die jetzt noch vorhandene sei einst an der Stelle der alten, später eingegangenen gepflanzt worden. An dieser Stelle hielten bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein die Mitglieder der Schuhmacherzunft von Nordhausen anfangs alljährlich, später aber nur jedes siebente Jahr eine fröhliche Versammlung, weil nach einer unter ihnen vorhandenen Tradition jener Merwig eigentlich ein Schuhmachersohn gewesen, den das Volk seiner Rechtschaffenheit wegen zum König erwählte. Derselbe habe zu Nordhausen residirt, sei aber alle 7 Jahre im Maimonat auf einen der Hügel vor der Stadt gezogen und habe dort der ganzen Schuhmacherzunft einen Schmauß gegeben, auch an diesem der Sonne sehr ausgesetzten Platze eine Linde gepflanzt, welche den nachfolgenden Geschlechtern hier Schatten geben solle.

423) Eine verstorbene Frau erscheint ihrem Manne und ihrer Magd.[4])

Im Frühjahr 1746 verstarb auf dem Lande in der Grafschaft Hohnstein ohnweit Nordhausen eine begüterte Frau, welche sich im Leben an einen Freisassen verheirathet hatte. Kurz nach ihrem Tode an einem Abend spät

[1]) S. Thüringen a. a. O. S. 129.
[2]) S. Thüringen a. a. O. S. 131.
[3]) S. Melissantes, Neueröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichten von Städten 2c. Frankfurt und Leipzig 1712. Th. II. S. 329 2c.
[4]) Nach Siedel Th. III S. 60 2c.

in der Nacht begegnete einer Magd in ihres Mannes Bruders Hause, welcher in eben diesem Dorfe wohnte, ein langer Schatten, als sie sich eben nicht weit von der Küche befand, welcher vor ihr vorbeistrich. Die Magd ging mit einer Oellampe in der Hand bei ihrer Arbeit im Hause herum nahe bei der Küche, und da das Licht etwas dunkel zu brennen schien, so störte sie dasselbe mit einer Stecknadel, daß es heller brannte. Indem sie sich nun hiermit beschäftigte und in die Küche ging, trat, wie sie nicht anders glaubte, der Geist der Schwägerin ihres Brodherrn, mit welcher sie kurz vor ihrem Ende in einen Streit gerathen war, ganz deutlich nahe vor sie hin und griff ihr an das Hemd, von wo sie die Stecknadel genommen, und stellte sich an, als wenn sie ihr das Licht wollte stören helfen. Die Magd sah sie an und erkannte sie für die obgedachte Person, welche sie bei ihrem Leben gewesen, und blieb eine Weile vor ihren Augen stehen. Das Gespenst stand auch bei ihr still. Darauf ergriff die Magd zum andern Male die Nadel von der Brust und fing an das Licht zu stören. Da streckte das Gespenst seine Hand nach der Stecknadel und dem brennenden Lichte aus und wollte ihr stören helfen. Hierüber ward aber die Magd ungeduldig, ergriff das Gespenst bei seiner eiskalten Hand und stieß es ein wenig von sich. Ueber dieses Anrühren ergrimmte aber der Geist dermaßen heftig, daß er anfing die Magd jämmerlich zu stoßen und zu kneipen, daß sie darüber das Licht aus der Hand fallen ließ und nicht im Stande war, Jemanden in dieser Angst und Furcht zur Hilfe zu rufen. Eine andere Magd war noch in der Stube und da diese endlich ein Gerassel hörte und nicht wußte, wo ihre Kameradin so lange blieb, ging sie mit dem Lichte in das Haus, um sich nach ihr umzusehen, fand sie in der Küche auf der Erde liegen, richtete sie auf und leitete sie in die Stube. Sie war aber vor Schreck ihrer Sprache beraubt, so daß sie erst ihrer Mitmagd nicht im Stande war mitzutheilen, was ihr begegnet war. Der Hausherr war noch nicht zu Bett, als man die erschrockene Magd in die Stube führte, sondern wollte eben schlafen gehen. Den folgenden Morgen früh erschien das Gespenst derselben Magd in der Küche zum andern Male, peinigte sie abermals, doch nicht so stark als das erste Mal, wich aber dann von ihr. Die arme Magd ward hierauf krank und ihr Blut gerieth in die äußerste Wallung, auch verlangte sie am folgenden Tage ihren Beichtvater zu sprechen, dem sie diese Geschichte offenbarte, worauf Letzterer ihr vorstellte, daß solches vielleicht eine Verführung des Satans sei, sie möge nur mit ihm kämpfen, er werde schon weichen. Mittlerweile nun, als der Prediger mit ihr diese Unterredung hielt, fing die Magd auf einmal an zu schreien und versicherte dem Prediger, daß der Geist in der Stube ihrem Bette gegenüber stehe und zeigte ihm den Ort, wo er sich hingestellt hatte, mit den Fingern. Der Prediger sah sich nach demselben um, sah ihn aber nicht. Doch setzte er die dadurch unterbrochene Unterredung ernstlich fort und fing an zu beten und zu singen, bis er endlich seine Zeit ersah und nach Hause ging. Die Krankheit der armen Magd dauerte noch einige Tage fort, der Prediger besuchte sie mehrere Male und rieth ihr, da sie wieder zu ihrer frühern Gesundheit gelangt war, lieber aus diesem Hause hinwegzuziehen und an einen andern Ort zu gehen, allein sie beschloß demohngeachtet, bei ihrem Herrn zu bleiben, und es ist ihr auch sodann etwas Weiteres nicht zugestoßen.

In demselben Orte trug sich aber in demselben Jahre am 28. Oktober 1749 folgende Geschichte zu. Es war der Nachlaß einer verstorbenen Frau zwischen dem Wittwer und dem Vormunde der hinterlassenen Kinder zu ordnen und der Dr. Sieckel aus Nordhausen war als gerichtlicher Beistand zugegen. Da entstand zwischen dem Vormunde und dem Wittwer wegen des Ehebettes, welches ihm seine verstorbene Frau kurz vor ihrem Ende geschenkt, ein Streit; weil nun aber bei der Schenkung keine Zeugen zugegen gewesen waren, ward es von dem Vormunde mit zur Theilung gezogen und der Wittwer mußte es aus der Erbmasse käuflich an sich bringen. Der Streit aber darüber war so heftig geworden, daß der Wittwer aus Betrübniß sich der Thränen nicht enthalten konnte. In der darauf folgenden Nacht zwischen 1 und 2 Uhr ereignete sich bei ihm in seiner Stube, allwo er allein schlief, ein starkes Hin- und Hergehen, obschon die Stube inwendig durch ein Anwerff wohl verwahrt und verschlossen war, und er lag in einem dem Fenster gegenüber befindlichen Alkoven und in seinem Bette, ohne daß ein Schlaf in seine Augen kam, und hörte einem solchen Gehen in der Stube herum nach dem Fenster zu mit vieler Aufmerksamkeit zu, weil ihm der Gang gar bekannt vorkam, wie seine verstorbene Frau im Leben zu gehen pflegte. Doch war es dunkel in der Stube und die Fenster von Außen mit zugeschobenen Läden verwahrt. Während dieses Gehens that nun der spukende Geist, wie dem wachenden Manne däuchte, von dem Fenster bis an das Bette (weil die Stube nicht groß ist) 4 Schritte und legte sich dann quer über das Bett, und zwar so nahe an sein Gesicht, welches er nach dem Fenster zu gewendet hatte, als wenn er ihn küssen wollte, woraus er noch deutlicher schloß, daß es der Geist seiner verstorbenen Frau gewesen sein müsse, weil diese im Leben gewohnt gewesen, daß, wenn er noch im Bett gelegen und sie aufgestanden und zu ihm in die Stube gekommen, sie ihm einen Kuß gegeben und hierauf wieder zu ihren häuslichen Verrichtungen gegangen wäre. Der Mann ergriff die von seiner verstorbenen Frau auf dem Bette liegende Hand ohne die allergeringste Furcht und Entsetzen, fühlte sie an und fand, daß sie eiskalt, dabei eingefallen und der Arm in der Gegend der Hand sehr abgezehrt war und eine Fühlung hatte. Nach diesem Anfühlen nun hob sich der Geist wieder ganz gemächlich vom Bette hinweg, und der Wittwer hörte in der Stube nicht das Geringste weiter, sondern es war wie vorhin um ihn Alles still. In eben dieser Nacht zwischen 11 und 12 Uhr erhob sich auch bei dem Vormunde der beiden unmündigen Kinder, welcher ein leiblicher Bruder der Verstorbenen war, in der Stube, worin er mit seiner Ehefrau schlief, ein großes Geräusch und Hin- und Herspazieren, welches er mit seiner Frau wachend anhörte und da es länger anhielt, ihn in solche Furcht setzte, daß er sich zuletzt in seinem Bette auf die andere Seite legte, bis es wieder still ward. Am folgenden Tage kam der Wittwer und eine Stunde hernach der Vormund der Kinder zu dem Dr. Sieckel ins Haus, und es erzählte ihm ein Jeder, was sich in der verwichenen Nacht wegen der Theilung in dem Sterbehause zugetragen hatte, und als Letzterer sagte, es könne wohl ein leerer Traum oder eine Einbildung von der Aufregung in Folge der Theilungsgeschichte sein, so erklärten beide Theile, sie würden, wenn es verlangt werde, den Hergang der Sache so vor der Obrigkeit hersagen und da nöthig beschwören.

424) Das weibliche Gespenst im Walde.[1])

Es gingen in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts zwei Brüder von dem adligen Gute Opperode in der Grafschaft Hohnstein mit einander an einen bekannten Ort, wo vor nicht allzulanger Zeit die Schatzgräber nicht heimlich, sondern mit Erlaubniß der Behörde nach einem großen Schatze gegraben, auf die Jagd, und als es kaum Tag geworden, sahen sie sich in dem Walde nach Wild um, fanden aber nichts. Wie sie nun die Gewehre, welche sie bei sich trugen, wieder auf die Schultern hingen und zurück nach Hause zu gehen im Begriffe waren, erblickten sie plötzlich vor sich ein junges, wohl angekleidetes schönes Frauenzimmer. Sie betrachteten dasselbe genau und beschlossen zu ihr hinzugehen, in der Meinung, es sei ein hübsches Mädchen aus der Nachbarschaft. Sie näherten sich derselben mit starken Schritten, bis sie ihr ganz nahe kamen und sie mit folgenden Worten anredeten: „Guten Morgen, schöne Jungfrau! Wo kommt Sie denn so früh her? wer ist Sie denn? wie heißt Sie denn?" Sie gab ihnen auf die an sie gethane Frage höhnisch zur Antwort: „Ich heiße Jungfer Magdalene, vor diesem war ich die schöne, und jetzt habt Ihr mich gesehen und nun Euer Lebtage nicht wieder!" Nachdem sie diese Worte gesprochen und zwar mit einer deutlichen, aber dabei starken Stimme, kam sie alsbald aus ihren Augen und sie sahen nicht mehr, wo sie in der Geschwindigkeit hingekommen war, ob sie sich gleich deshalb viele Mühe gaben und sich nach ihr allenthalben umsahen.

425) Die Seelöcher bei Crimderode und bei Wechsungen.[2])

Eine halbe Stunde von Nordhausen liegt das malerisch gelegene Dorf Crimderode. Auf einer in der Nähe des Dorfes gelegenen Wiese erblickt man zwei mit Wasser gefüllte ungeheure Löcher. Am 21. April 1710, dem zweiten Ostertag, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff, durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zittere und wanke. Erschrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da sah er, daß sich die Erde an fünf Orten von einander riß, der Erdspalt große Stücken verschlang und selbst den Strom verschluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wiese aber stiegen zwei große Wasserstrudel fast wie ein Haus hoch in die Höhe, warfen mit großem Brausen einige mit sammt den Wurzeln ausgerissene Bäume empor und schleuderten dieselben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Wasser gesunken war, blieben die zwei mit Wasser gefüllten Löcher zurück, wie sie noch heut zu sehen sind und die damals eine Tiefe von 10 Klaftern hatten. Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmieds-Höhle genannt wird, weil der Sage nach im 30jährigen Kriege sich hier ein Goldschmied lange Zeit verborgen haben soll.

Zwischen Klein-Wechsungen und Hochstädt liegen auf einer kahlen Höhe zwei andere Erdfälle, rund und trichterförmig gestaltet; der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wassers, das aber erst in einer Tiefe von 11 Ruthen beginnt und an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen tief ist,

[1]) Nach Sieckel Th. II. S. 68.
[2]) Nach Thüringen Bd. IV. S. 135. 141.

117 Ruthen. Der Durchmesser der oberen Peripherie ist 51, der des Spiegels 36 Ruthen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen ward und zuletzt festwurzelte. Ueber die Entstehung dieser Löcher hat man folgende Sage.[1])

In alten Zeiten war an der Stelle des Sees eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh, und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brod aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrod gäben, warfen ihr Brod frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brode geflossen. Da erschracken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter unbekannter, dazukommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben wurden sammt ihren Pferden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder an's Tageslicht. Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern gleich Hufeisen.

In der Nähe des Dorfes Salza bei Nordhausen befindet sich das sogenannte Loch, in welchem sich die Quelle der Salza bildet. Es ist zirkelrund, hat cristallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten vor sich zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin und her schwanken und aus lauter funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten aller Art, aber Alles ist wie mit einem Anstrich von Smaragdgrün überflossen und der ganze Quell selbst sieht wie ein smaragdner Kelch aus.

426) Der Tanzteich bei Niedersachswerfen.[2])

Nicht weit von Nordhausen lehnt sich das Dorf Niedersachswerfen an eine Felswand von blendendweißem Gyps, welche der Mühlberg heißt. Das Dorf selbst soll seinen Namen daher haben, daß sich in ihm die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden und die Bischoferode, Bahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten, so daß 6 Dorfschaften zusammengeworfen worden wären, woher der Name Sechswerfen (woraus später Sachswerfen geworden) entstanden sei.

An der Morgenseite des Mühlberges befindet sich die sogenannte Ziegenhöhle, die ihren Namen davon haben soll, daß bei Sturm und Ungewitter die Ziegenhirten ihre Heerden hineintrieben. Nicht weit davon und vom

[1]) Nach Behrens, Curioser Harzwald S. 85, und Grimm, Deutsche Sagen No. 237. Abweichend Gottschalk S. 36 2c.

[2]) S. Thüringen Bd. IV. S. 137.

Mühlberge nördlich befindet sich der sogenannte Tanzteich, ein stehendes Gewässer ohne (sichtbaren) Ab- und Zufluß. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Er soll seinen Namen der Sage nach folgender Begebenheit verdanken. Auf der Stelle, wo sich später die Wasser des Tanzteiches ausbreiteten, stand in früherer Zeit ein herrliches Ritterschloß. Hier hauste ein reicher, aber schwelgerischer Ritter und ein Fest jagte bei ihm das andere. Einst ward auch eine derartige Orgie gefeiert und während rings um das Schloß Sturm und Unwetter brauste, Blitze vom Himmel schossen und der Regen an die hellglänzenden Fenster schlug, rauschte in den Sälen lustige Musik, und Becherklang und wüster Gesang übertönte das Rollen des Donners. Da schlich am morschen Stabe ein von der Last der Jahre gebeugter Greis daher, das Unwetter trieb ihn ein Unterkommen zu suchen, und da Thor und Thüren im Schlosse offen standen und die Diener sich alle nach dem Saale begeben hatten, um dem Tanzen zuzuschauen, so hielt ihn Niemand auf; er kam also unangefochten bis an die Thüre des Saales, wo er stehen blieb in der Hoffnung, daß ihn Jemand sehen und sich seiner annehmen werde. Leider aber erblickte ihn hier der Burgherr; voller Ingrimm, daß ein Bettler es wagen könne, hier mitten unter die geputzten Gäste zu treten, stürzte er auf ihn los, packte ihn mit starker Hand, schleppte ihn an ein offenstehendes Fenster und stürzte ihn von da unter dem Gelächter seiner Genossen in die Tiefe hinab, indem er ihm in die Ohren schrie: „Langsam bist Du hereingekommen, schneller sollst Du hinauskommen!" Aber siehe, plötzlich stand der Bettler von wunderbarem Lichtglanz umflossen vor der Burg und rief mit furchtbarer Stimme, vor welcher jeder Jubel erstarb und allen Anwesenden das heiße Blut in den Adern gerann: „Verflucht seid Ihr, die Ihr den Armen gehöhnt und dem Tode geweiht, verflucht sei diese Stätte mit all ihrer Lust und Ueppigkeit, und Ihr sollt versinken zur Stunde in Nacht und Finsterniß." Und siehe, kaum waren die Worte gesprochen, so fuhr ein zischender Blitzstrahl wie eine feurige Schlange herab, ein furchtbarer Donnerschlag folgte, die Erde borst, ein Wasserstrom quoll heraus und das Schloß versank in die Tiefe und ward nicht mehr gesehen. Nur der einsame Wanderer, der in nächtlicher Stille an dem Wasserspiegel vorübergeht, vernimmt ein unheimliches Geräusch wie fernes Jubeln und Jauchzen, vermischt mit dumpfem Stöhnen und schaurigem Grabgesang. Der Platz aber ward, weil die Bewohner des Schlosses mitten in der Lust des Tanzes versunken waren, der Tanzteich genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag. Früher hatte dieser Teich die Eigenschaft, daß wenn ein Kahn auf eine gewisse Stelle kam, derselbe sich zu drehen und gleichsam zu tanzen anfing, woran ein Strudel oder Wasserwirbel Schuld gewesen sein mag, der durch ein Loch unter dem hohlen Berge hinabfiel und den Kahn mit sich in die Tiefe hinabzuziehen drohte. Später scheint jedoch dieser unterirdische Abfluß durch die oft von dem benachbarten Berge herabstürzenden Felsmassen verstopft worden zu sein, denn man nahm zu Anfang dieses Jahrhunderts schon diesen Strudel nicht mehr wahr. Indessen hat sich im Jahre 1815 etwas Anderes daselbst ereignet. Gegen das Ende des Frühjahrs erzählten nämlich einige Leute aus der Umgegend, sie hätten auf der Oberfläche des Tanzteiches sich etwas bewegen sehen, was Aehnlichkeit mit einem großen Wasserungeheuer habe. Es war etwas Inselartiges, Bewachsenes und den-

noch Lebendiges, das sich deutlich bewegte und bei hellem Wetter langsam auf der Oberfläche des Teiches herumschwamm, aber Niemand nahe an sich herankommen ließ. Täglich zogen nun ganze Schaaren von Gaffern nach dem Tanzteiche, um das Ungeheuer zu sehen, aber es gelang keinem, selbst erfahrenen und bedächtigen Naturforschern nicht, herauszubekommen, was dies eigentlich sei. Es wurden mehrere Versuche gemacht, auf einer Flöße dorthin zu steuern, besonders einmal von einem Halloren in Gegenwart von wenigstens 10,000 Menschen, allein es ward nichts entdeckt und bald darauf war das fabelhafte Geschöpf verschwunden und ließ sich nicht mehr sehen. Nach der allerdings unbewiesenen Meinung eines Gelehrten wäre es eine Parthie um des Laichgeschäfts Willen zusammengeschlungener Fische gewesen, die auf einem losgerissenen fischähnlichen und mit Gras bewachsenen Stück Erde herumschwammen.

427) Der Riesenstein.[1]

Zwei Stunden von Nordhausen liegt der sogenannte Riesenstein. Der soll seinen Namen davon haben, daß in grauer Zeit in dessen Nähe ein gewaltiger Riese und Menschenfresser hauste, der Alles, was in seinen Bereich kam, fing und verschlang. Es wagte sich kein Bewohner von Nordhausen mehr zum Thore hinaus, aus Furcht gefressen zu werden. Da trug es sich zu, daß der Riese steif und lahm ward, man sagt, durch den heil. Michael, und nicht mehr im Stande war sich zu bücken und einen Vorübergehenden zu fressen und zum Munde zu führen. So hätte er denn verhungen müssen, allein da rief er in seiner Herzensangst den bösen Feind an und bat ihn, er solle ihn doch von seiner Lähmung herstellen. Derselbe war auch gleich dazu bereit, verlangte aber, er solle ein Papier unterschreiben, in welchem er erkläre, daß er nach Ablauf von drei Jahren ihm zu eigen sein wolle. Der Hunger nöthigte den Riesen zur Unterschrift, der Teufel strich ihm einige Male den Rücken und siehe, er ward wieder so beweglich wie zuvor. Natürlich ging er nun sofort wieder auf Menschenraub aus und lebte drei Jahre in Saus und Braus. Da trug es sich gerade am letzten Tage der dreijährigen Frist zu, daß ihm vor den Thoren der Stadt eine ganze Kinderschaar begegnete, indeß da er gerade satt war, so beschloß er, sich die Kinder zum Frühstück aufzuheben, nahm sie mit in seine Höhle und sperrte sie dort ein. Allein um Mitternacht war seine Zeit abgelaufen, der Teufel kam, brach ihm das Genick, riß ihm das Herz aus, warf es weg und fuhr mit ihm durch die Luft. Als aber am andern Morgen die bekümmerten Eltern ihre Kinder suchten, fanden sie sie noch am Leben in der Riesenhöhle, am Wege lag aber ein großer Stein, der früher nicht dagewesen war, das war das zu Stein gewordene Riesenherz.

428) Der unterirdische Gang im Nonnenkloster zu Langensalza.[2]

Zu Langensalza war vor der Zeit ein Nonnenkloster zu St. Bonifacius, dasselbe ward nach der Säcularisation in die fürstliche Amtsschreiberei ver-

[1] Metrisch behandelt bei Ziehnert Bd. I. S. 59.
[2] Nach Variamandus, Histor. Nachrichten von unterirdischen Schätzen. Erfurt und Leipzig 1738 in 8. S. 67 ꝛc.

wandelt. In diesem Gebäude befindet sich nun ein Keller, der von den Amtsschreibern zu ihrer Haushaltung benutzt ward. Stieg man von oben zehn bis zwölf Stufen in denselben hinab, so kam man in einen zweiten ziemlich langen Vorkeller. Zur rechten Hand ging er weit hinaus und am Ende desselben war eine Thüre, wodurch man abermals in einen andern Keller gelangte, wo früher eine Malzdarre stand, die dazu gebraucht ward, das Malz zu dem Hausbiere zu dörren, welches der Amtsschreiber für sich und seine Familie brauen durfte. Der andere Vorkeller, welcher gerade durchging, wenn man die Treppe hinabkam, führte zu einer Treppe, welche ohngefähr 6—8 Stufen weiter hinab in einen andern Keller führte. In diesem hintersten Keller war ganz hinten in der Wand eine zugemauerte Thüre, welche gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts aus folgendem Grunde zugemauert ward. Es hatte sich nämlich ein Schreiber des damaligen Amtsschreibers beikommen lassen, aus Neugierde durch die früher hier befindliche Thüre in den dahinter verborgenen geheimen Gang zu gehen, weil er vermeint hatte, darin einen Schatz zu finden. Er hatte zu diesem Zwecke mit der Hausmagd, welche den Schlüssel zu diesem Keller hatte, es so abgeredet, daß er zu einer gewissen Zeit in der Nacht in diese Höhle oder Gang gehen wolle. Die Magd aber hatte ihm vorher versprechen müssen, im Keller vor der Thüre mit einem brennenden Lichte zu warten, bis er wieder herausgekommen sein werde. Nachdem sich der Schreiber mit einigen Lichtern, auch mit einer guten Pechfackel versehen, tritt er mit zwei brennenden Lichtern seinen Marsch in den finstern Gang an. Die Magd verliert ihn gar bald aus den Augen, bis endlich derselbe auf Händen und Füßen ohne einiges Licht wieder herausgekrochen kommt, und so ohnmächtig ist, daß er kein Wort reden kann. Er wird auch hierauf so krank, daß man sich im Hause nicht genug hat wundern können, woher bei diesem Menschen eine so große Veränderung entstanden ist. Endlich ist soviel herausgekommen, daß dem Schreiber, als er etliche zwanzig Schritte in dem Gange fortgegangen, auf einmal alle beide Lichter ausgegangen seien, worüber er so erschrocken ist, daß er um und in Ohnmacht gefallen ist. Als er eine gute Weile so gelegen, ist er auf Händen und Füßen fortgekrochen, wobei er immer ersticken wollen, indem er keine Luft schöpfen oder Athem holen konnte, welches ohne Zweifel daher kam, daß durch die Länge der Zeit alle Luftlöcher verfallen gewesen. In Folge dieser Begebenheit ist aber der Eingang zu dem Gange gänzlich zugemauert worden. Uebrigens hat besagter Gang bis an den Ort gereicht, wo jetzt die Superintendentur bei der Kirche zu St. Stephan steht und da hat im Papstthum ein Mönchskloster gestanden. Von da ist der Gang aber noch weiter bis in das frühere Kloster Hamburg gegangen, welches 3/4 Stunden von Langensalza entfernt gewesen ist.

429) Schatz im Traum gesehen. [1])

Nicht weit von Langensalza liegt ein Dorf, das heißt Weberstädt. Daselbst träumte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einer frommen und ehrbaren Bauersfrau, wie sie in dem nicht weit davon entlegenen Gehölz unter einer Eiche in einer gewissen, ihr bekannten Gegend einen ziemlich großen

[1]) Nach Variamandus S. 15.

eisernen Topf angetroffen, welcher mit lauter alten silbernen Münzen angefüllt gewesen. Als diese Frau erwachte, hat sie den Ort so genau im Gedächtniß behalten und dieser Traum ist ihr so merkwürdig vorgekommen, daß sie sich alsbald entschlossen hat, an besagten Ort hinzugehen und zu sehen, ob ihr Traum eintreffen werde. Sobald sie sich angezogen, nimmt sie den Korb auf den Rücken und wandert damit nach besagtem Holze zu. Als sie an den im Traume erblickten Ort kommt, findet sie in der That unter der bemerkten Eiche einen eisernen Topf voll von silbernen altgothischen Münzen, welche sie getrost in ihren Korb geschüttet und damit nach Hause gewandert ist.

430) Woher die Oberstadt Mühlhausen ihr Wasser erhält. [1]

Die Stadt Mühlhausen in Thüringen zerfällt in die Ober- und Unterstadt, erstere ist durch die Breitsülze, letztere durch die Schwemmotte, die vor ihrem Einflusse in die Stadt das Popperoder Wasser heißt, bewässert. Früher litt jedoch die Stadt sehr an Wassermangel, und darum machte der Magistrat der alten Reichsstadt Mühlhausen um Pfingsten des Jahres 1292 bekannt, daß, wer vermöge, irgend eine Quelle in die Oberstadt, die aus Wassermangel nicht selten ein Raub der Flammen ward, zu leiten, reichlichen Lohn erhalten und, falls ein schweres Verbrechen an ihm hafte, sich seines Leibes und Lebens versichert halten solle. Es saß aber zu selbiger Zeit auf dem Rabenthurme, welcher jetzt der Adlerthurm genannt wird, ein Mönch aus dem eichsfeldischen Kloster Reifenstein wegen Brandstiftung und Schändung einer patricischen Jungfrau auf Leben und Tod. In den Tagen seiner Freiheit hatte er öfter, wenn er in Angelegenheiten seines Ordens nach Pfaffenrode und St. Daniel gepilgert, zwischen einem Gehügel eine sprudelnde Quelle bemerkt. Als nun der Aufruf des Stadtraths auch in seinen Kerker drang, da dachte er, ob es nicht möglich sei irgend einen Plan zu ersinnen, wie das Wasser jener Quelle in die Stadt zu führen sei. Allein die Quelle sprudelte in einem tiefen Thale und zwischen ihr und der Stadt lag eine Hügelkette, also sah er wohl ein, daß ohne dämonische Hilfe ihm dieses Kunststück nicht möglich werden könne. Gleichwohl konnte er aber auch den Gedanken nicht aufgeben, der allein ihm die Möglichkeit einer Rettung von dem drohenden Tode verhieß, und so kam er auf den Gedanken, den Teufel, der schon so Vielen geholfen, zu seinem Beistande anzurufen. Kaum war aber der gottlose Gedanke in seiner Seele aufgestiegen, als auch schon der Böse vor ihm stand. Zwar wollte der Mönch in seiner Herzensangst ihn durch Gebet verscheuchen, allein er war schon durch seine früheren Schandthaten zu sehr in den Klauen desselben, als daß er sich auf ein Gebet hätte besinnen können. Genug, der Teufel versprach ihm, die fragliche Quelle in die Oberstadt zu leiten, sobald der Mönch ihm seine Seele opfern werde, und nach flüchtigem Bedenken unterschrieb der leichtsinnige Mönch mit einigen Tropfen seines Blutes den vorgelegten Contract. Als nun der Böse unter furchtbarem Sturmgeheul durch das enge Gitterfenster verschwand, ließ er seinem Opfer eine große Pergamentrolle zurück, und als der Mönch beim ersten Gruß des dämmernden Tages das verhängnißvolle Blatt entfaltet hatte, sah er mit freudigem Schrecken auf demselben den Weg verzeichnet, auf wel-

[1] Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 6 x.

chem jene Quelle ohne große Schwierigkeit über Hügel und durch Schluchten in die Oberstadt zu leiten sei. Sogleich eröffnete der schlaue Mönch dem hochedlen Rath sein Begehren; die von ihm heißersehnte Freiheit ward ihm zugesichert, wenn er seinen Plan ausführen könne, und ihm eine Schaar rüstiger Arbeiter zu Gebote gestellt. Und siehe, bald strömte das Krystall der Breisülzenquelle durch das ihr bereitete Bett über Hügel, durch Gärten und Thäler lustig dahin, und somit war die Aufgabe gelöst, der Mönch aber war sofort verschwunden und kein Auge hat ihn wieder gesehen. Jener Born aber, der in einer kaum halbstündigen Entfernung von der Stadt dem Schooße der Erde entquillt, braucht einen fast drei Stunden langen Weg, ehe er jetzt die Oberstadt erreicht.

431) Die Zerstörung der Hainerburg. [1])

In uralter Zeit stand vor der Burgpforte der Stadt Mühlhausen ein sogenanntes Gan-Erben-Schloß (castrum imperiale) als unmittelbares Reichslehn, von mehreren adeligen Familien bewohnt und in dem Munde des Volkes unter dem Namen der Hainerburg bekannt, weil das Geschlecht der von Hagen daselbst seinen Sitz hatte. Die Burgherren, obwohl nicht geistlichen Standes, hielten sich zu dem Orden der Johanniter und ließen durch Priester und Scholaren ihren geistlichen Dienst und Obliegenheiten verwalten. Da nun das Kastell mit der Ringmauer in unmittelbarer Verbindung stand, so konnte man aus demselben in die Stadt gelangen, ohne das Thor zu passiren. Dadurch aber ward die Sicherheit der Stadt wesentlich gefährdet, denn erstlich ließen die Burgbewohner oft bei nächtlicher Weile verdächtige Fremde in die Stadt, dann aber benutzten sie auch diese Gelegenheit, des Nachts allerlei Unfug in der Stadt zu verüben, namentlich den Töchtern der Bürger nachzustellen und sie wohl gar zu entführen. Darüber führte der Rath Beschwerde beim Kaiser, allein die Gegner wußten dieselbe auch möglichst zu entkräften und so kam es, daß nach zwei Jahrhunderten die Sache immer noch nicht geordnet war. Endlich gestattete Kaiser Konrad IV. dem Stadtrath, die Stadt von der Burg durch eine Zwischenmauer zu trennen. Aus Rache über diese ihre Niederlage beim Kaiser suchten nun die Gan-Erben die Bürger auf andere Weise zu schädigen, indem sie die städtischen Felder möglichst durch Jagd zu zerstören beflissen waren. Es lebte nun um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Mühlhausen der Sage nach ein angesehener Bürger und Rathmann, Adam geheißen, und seines Zeichens ein Schlosser. Derselbe hatte sieben kräftige Söhne und eine wunderschöne Tochter, auf die er besonders stolz war und um welche ihn alle seine Freunde und Nachbarn beneideten. Allein gerade ihre Schönheit ward ihr Verderben, denn einer der Ritter von Hagen aus der Hainerburg beschloß, sie solle sein eigen werden, es möge kosten was es wolle. Da er nun durch Anträge und Schmeicheleien ihre Gunst nicht zu erlangen vermochte, so ersah er sich die Gelegenheit, wo eine Feuersbrunst in der Stadt ausgebrochen und in Folge davon das Mädchen allein zu Hause war. Er schlich sich mit einigen seiner Leute in das unbewachte Haus ein, überfiel die Jungfrau und schleppte sie auf die feste Hainerburg, wo er sie natürlich ohne große Mühe zu seinen

[1]) Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 15.

Lüsten zwang. Namenlose Wuth ergriff Rath und Bürgerschaft bei der Nachricht von diesem neuen Frevel ihrer bösen Nachbarn und man beschloß, in nächster Zeit ihre Zwingburg zu brechen. Dies dauerte aber dem beleidigten Vater und seinen tapfern Söhnen zu lange, sie erfuhren, daß ein Theil der Besatzung auf irgend einen Raubzug ausgezogen war, und beschlossen, auf eigene Gefahr hin die Burg zu ersteigen. Sie begaben sich zuvor in die Marienkirche und flehten die heil. Jungfrau um ihren Schutz und Beistand an, versprachen auch, daß wenn sie ihnen den Sieg erringen helfen werde, ihre Schwester ihrem Dienste zu weihen, und durch dieses Gebet gestärkt erstiegen sie noch dieselbe Nacht die hohen Mauern der Burg, überwältigten leicht die vom Schlaf gefesselten wenigen Vertheidiger derselben und warfen sich dann auf ihre Knie, um der heil. Jungfrau für ihre Hilfe zu danken. Und gleichsam neugestärkt und mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erhoben sich die acht Schlosser vom Gebete und machten sich sofort daran, die Mauern und festen Thürme zu zerstören. Und siehe, was Hunderten nicht möglich erschienen wäre, diese wenigen Hände brachen in einer Nacht den gewaltigen Bau und als der Morgen heranbrach, war von der Zwingburg nichts mehr übrig als Schutt und ein Trümmerhaufen. Das unglückliche Mädchen aber, welches man in der Burg gefunden, ward von ihren Verwandten in das Brückenkloster gebracht. Zwar ward die Stadt in Folge dieser Selbsthilfe vom Kaiser Rudolph im Jahre 1294 in die Reichsacht erklärt, aber nur zum Schein, denn bald verzieh ihr der gerechte Kaiser wieder, die Burg aber durfte niemals wieder aufgebaut werden.

432) Die drei Rebhühner zu Mühlhausen.[1])

An der Marienkirche zu Mühlhausen befinden sich drei in Stein gehauene Rebhühner und erinnern an folgende wunderbare Begebenheit.

Es sollen kurz nach dem Beginnen der Reformation, die bekanntlich in Thüringens reichen Auen sehr frühzeitig viele Anhänger fand, in einer Trinkstube der Stadt Mühlhausen zwei katholische Prälaten bei einem leckern Mahle gesessen und sich über die Fortschritte des Ketzerthums unterhalten haben. Der eine hat jedoch gemeint, es werde schwer halten, die neue Lehre gänzlich wieder zu unterdrücken, und da hat sich der andere der geistlichen Streiter so erzürnt, daß er, auf die drei eben auf die Tafel gesetzten Rebhühner zeigend, ausrief: „So wenig diese drei Rebhühner, die eben erst aus der Küche und vom Bratspieß kommen, wieder lebendig und davon fliegen werden, ebenso wenig wird die ketzerische Lehre des Augustinermönchs hier in dieser Stadt mächtig werden!" Aber siehe, kaum waren diese prophetischen Worte dem Munde des Priesters entflohen, da fing vor ihren Augen der Braten in der Schüssel an sich zu bewegen, die Rebhühner erhoben sich, es wuchsen ihnen wieder Federn an Leib und Flügeln und empor flatterten sie und flogen vor den Augen der erschrockenen Zecher zur Thüre hinaus. Man eilte ihnen nach und sah sie auf einem Strebepfeiler der Marienkirche rasten; da wurden sie plötzlich in Stein verwandelt und sitzen noch jetzt da als Träger der Sage, ein sichtliches Wunder.

[1]) S. Thüringen Bd. VI. S. 20.

433) Die Sage von der Erbauung des Erfurter und Frauenthors zu Mühlhausen.[1])

Als der Rath der Stadt Mühlhausen den Bau des Erfurter und Frauenthores beschlossen hatte, suchte er zur Ausführung desselben einen tüchtigen Baumeister. Nun war aber der beste Baumeister der Stadt zu jener Zeit der kluge Meister Friedbert, ihm übertrug man den Bau, und weil derselbe einen ganz ausgezeichneten Gesellen Namens Engelbrecht besaß, der unbedingt an Geschicklichkeit ihm gleichkam, so theilte er sich mit diesem in die Arbeit. Letzterer übernahm den Bau des Erfurter, er aber den des Frauenthors. So arbeiteten sie unabhängig von einander Jeder nach seiner Weise, aber schon während des Baues bereute der Meister, daß er seinem Gesellen die Arbeit übertragen hatte. Er glaubte nämlich, und wohl nicht ganz mit Unrecht, wenn die Arbeit des Letztern eben so gut als die seinige ausfallen werde, würde er viel von seinem Ruhm einbüßen und nicht mehr als der geschickteste Meister der Stadt angesehen werden. Als daher nach Verlauf von 6 Wochen beide gleichzeitig ihr Werk vollendet hatten, da ließ er sich von seinem Gesellen auf das Erfurter Thor führen, um sein Werk anzuschauen; allein wie er, auf der Zinne desselben stehend, spähen und umschauen mochte, er konnte keinen Fehler entdecken, im Gegentheil, er mußte sich gestehen, dasselbe sei dauerhafter und sorgfältiger gebaut als das von ihm erbaute Frauenthor. Da ergriff ihn häßlicher Neid und als jener sich gerade über die Brüstung des Thores herabbeugte, gab er ihm von hinten einen Stoß, daß er herabstürzte. Allein er stürzte unten auf die schöne Tochter des Meisters, welche gekommen war, um sich nach ihrem Vater und Geliebten, denn dies war der Geselle, freilich ohne Wissen des Vaters, gewesen, umzusehen; dieselbe ward von der Wucht des Fallenden zu Boden gerissen und zerschmettert, und als der gottlose Baumeister von den Nattern des bösen Gewissens getrieben herbeieilte, um zu sehen, was aus seinem Opfer geworden, fand er neben dem zerschmetterten Körper desselben auch den Leichnam seiner Tochter. Wie von Furien getrieben eilte er auf und davon, um auf fremder Erde ein Grab zu suchen, die Liebenden aber deckte ein Grabstein.

434) Die blinden Hessen.[2])

Einst soll die Stadt Mühlhausen schwer von dem Hessenvolke bedrängt und belagert worden sein. Schon waren die meisten Vertheidiger der Stadt gefangen, todt oder verwundet und der nächste Sturm mußte die Belagerer in den Besitz derselben bringen. Da gab die Noth den Mühlhäusern einen klugen Gedanken ein. Im Dunkel der Nacht wurden die Mauern der Stadt mit hölzernen Pfählen oder Pflöcken bewehrt und die Pflöcke gleich lebendigen Söldnern geschmückt und gerüstet. Aber zwischen diesen hölzernen Soldaten bewegten sich hin und wieder lebendige Krieger und drohten spottend hinab in das Lager der Feinde. Als nun bei anbrechendem Morgen die staunenden Hessen die neuen Rüstungen und die zahlreichen Streiter und Vertheidiger der Mauern gewahrten, da verzweifelten sie an ihrem Siege und

[1]) Nach Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 34.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 35.

zogen kleinmüthig von dannen. Davon sollen sie den Namen der dummen oder blinden Hessen bekommen haben.

435) Die Gründung des Jungfrauenklosters zu Weißenfels. [1])

Die Stifter des Klosters zu Weißenssels waren Markgraf Dietrich (von Landsberg) und seine Gemahlin Helena. Gott schenkte ihnen ein kleines Töchterlein, Sophia genannt. Als noch kleines Kind ward sie bereits verlobt mit einem Herzoge, der aber kurz darauf starb; dann ward sie einem König bestimmt, allein auch dieser ward in der Schlacht erschlagen, ehe sie noch zwölf Jahre alt geworden war. Bei der Kunde von dem Tode desselben fiel Sophia auf ihre Kniee und dankte Gott, daß er sie aus den Banden der Ehe erlöst hatte. Sie erwählte von Stund an Gott zu ihrem Bräutigam und gelobte, diesen nimmer zu lassen um alle Königreiche der Welt. Sie hatte um dieses Gelöbnisses halber viel Ungemach und Anfeindung zu erdulden, sann auch Tag und Nacht darüber nach, wie sie ganz Gott sich weihen könne, ohne daß weltlich gesinnte Menschen sie daran hindern konnten. Da ereignete sich auf der Burg zu Weißenfels, wo die Vornehmsten ihres Hofstaates sich befanden, folgende merkwürdige Begebenheit. Sophiens Beichtvater, ein Barfüßermönch, befand sich in seinem Arbeitszimmer; als diesen sein Mitbruder verließ, mit dem er sich besprochen hatte, kam eine schöne Jungfrau, mit einer Krone auf dem Haupte und schneeweißen Kleidern angethan, des Weges daher gegangen, die sprach: „Gott grüße Euch, Herr, ich begehre, daß Ihr wollt Botschaft geben meiner Frau (der Markgräfin Helena), daß sie mich an den Hof nimmt; ich will ihr dienen wie jede andere Jungfrau." Da sprach jener: „Ich will es gerne thun, doch wäret Ihr vor vierzehn Tagen gekommen, ehe der Hof besetzt ward, so weiß ich gewiß, mein Herr (Dietrich) und meine Frau (Helena) würden erfreut über Euer Anerbieten gewesen sein. Doch will ich gern Euer Anerbieten ausrichten." Und er fragte sie, woher sie käme in diesem großen Kriege (die Fehde, welche Dietrich zu Gunsten seiner Neffen Friedrich und Diezmann 1275 gegen seinen Bruder Albrecht führte). Sie antwortete: „Ich bin hierher gekommen und will auch schon wieder hinwegkommen." Als er sie gesegnet hatte, verließ sie das Gemach. Gleich darauf trat der Freund des Beichtigers wieder herein. Auf die Frage, ob ihm Jemand begegnet sei, antwortete derselbe: „Nein." „Es ist", sagte hierauf der Beichtiger, „eine Jungfrau bei mir gewesen, die hat mich gebeten, ich möchte ihr Fürsprecher sein bei der Markgräfin Helena." Da sagte der Klosterbruder abermals, es sei ihm Niemand begegnet. Der Beichtiger aber richtete sofort seinen Auftrag an die Fürstin aus, beschrieb derselben die Gestalt und das Ansehen der Jungfrau und theilte ihr die Rede derselben mit. Als die Markgräfin dies vernommen, versetzte sie: „Hättet Ihr sie doch zu mir gebracht, ich hätte sie selbst gern gesehn und ihre Rede gehört." In der dritten Nacht kam die Jungfrau wieder zum Beichtiger und fragte ihn, ob er ihren Auftrag ausgerichtet. Er antwortete: „Ich habe

[1]) Nach Lepsius, Histor. Nachrichten von dem St. Klarenkloster in Weißenfels, nach einer Handschrift des 14. Jhdts. und nach urkundl. Quellen. Naumburg 1837, S. 5. L. A. Gottl. Sturm, Chronik der Stadt Weißenfels. Weißenfels 1846 in 8. S. 67 2c.

gethan, wie Ihr befohlen; die Fürstin hat mir geantwortet: wollte Gott, sie wäre gekommen, ehe der Hof besetzt gewesen, ich würde sie gern bei mir gehabt haben." Da entgegnete die Jungfrau: „Warum fragt Ihr nicht, wer ich bin?" Hierauf fragte der Beichtiger: „Wer seid Ihr, liebe Jungfrau?" „Ich bin", antwortete sie, „die Jungfrau St. Klara, und daß ich Euch gebeten habe, Ihr solltet mir zu Hofe verhelfen, damit habe ich gemeint: sie sollen mir, Gott zu Lob und Preis, ein Kloster bauen lassen, der allmächtige Gott wird selbst ihr Helfer sein."

Zu der Zeit, als diese Erscheinung stattfand, war die Jungfrau Sophia fünf Jahre alt. Sie trat oft und viel zu ihrer Mutter und bat sie, sie möge doch ihren Vater bitten, ihr zu helfen, Gott zu dienen ohne Hinderniß von der Welt, sonst müßte sie vor großem Leide sterben. Die Mutter mahnte sie von ihrem Vorhaben ab und stellte ihr ernstlich vor, daß ihr Vater nimmermehr in ihr Begehren willigen werde. Darauf wendete sich Sophia mit ihren Bitten an ihren Vater selbst, ward aber von dem strengen Manne mit Recht zurückgewiesen, und als sie dennoch mit Bitten fortfuhr, hart angelassen und sogar körperlich gemißhandelt. Bald darauf zog der Markgraf Dietrich in den Krieg. Da erschien die heil. Klara der Markgräfin selbst und forderte sie auf, ihrer Tochter Begehren bei dem Markgrafen zu unterstützen. Als nun Markgraf Dietrich aus dem Kriege wieder heimgekehrt war, kündigte er seiner Tochter an, daß er sie verheirathen und köstlich ausstatten werde. Diese entgegnete fest, daß sie lieber betteln als in dieses Begehren willigen werde. Ueber diese Halsstarrigkeit erzürnt, mißhandelte der Markgraf seine Tochter von Neuem und ließ sie ins Gefängniß werfen. Nichts vermochte seinen Zorn zu besänftigen. Bald darauf zog er in einen neuen Krieg (1280 gegen den Erzbischof Bernhard von Magdeburg), welcher aber für ihn unglücklich war, denn er ward in demselben tödtlich verwundet, gefangen und in einen festen Thurm gefesselt zur Verwahrung gebracht. Als man ihn nun in seiner Todesnoth so quälte, bot er ein großes Lösegeld. Man wollte ihm aber weder für Gold noch Silber seine Freiheit wieder geben. Da sann er hin und her, durch welches Mittel er seine Freiheit wieder erlangen möchte; endlich sagte er zu seinen Mitgefangenen: „Ihr Herren wißt wohl, wie sehr mich meine Tochter gebeten hat, ich solle ihr ein Kloster bauen lassen; wie dünkt Euch, ob ich ihr folge und Gott mich deshalb erlöse aus dem Gefängniß?" Die Herren aber sprachen: „Das thut, edler Fürst!" Da gelobte er mit heißen Thränen, das Begehren seiner Tochter zu erfüllen. Auf dieses Gelöbniß löseten sich seine Fesseln von selbst und er ward aus seiner Gefangenschaft befreit. Nach seiner Zurückkunft hielt der Markgraf sein Gelübde und der Bau des Klosters begann vor der Stadt Weißenfels zu St. Niclas. Weit und breit wurde nach Steinmetzen und Zimmerleuten gesandt und ein Tag bestimmt, an welchem der erste Grundstein gelegt werden sollte. Endlich fand diese Feierlichkeit statt in Gegenwart vieler Fürsten und Herren und der Markgraf gab nun auch seine Einwilligung, daß sich seine Tochter Sophia der Kirche vermählen könnte, seiner andern Tochter Gertraud aber wollte er nach seiner glücklichen Rückkehr von seinem Zuge gen Polen zu seinem künftigen Schwiegersohn, dem Herzog Bolko, eine stattliche Hochzeit ausrichten. Auf seiner Rückreise erkrankte er aber an Gift und starb, und in demselben Jahre (1285) ward das Kloster mit großer Pracht eingeweiht. Bald darauf

entschloß sich aber auch die zweite Tochter des Markgrafen, Gertraud, in's Kloster zu treten, und that dies auch trotz allem Abreden ihres Bruders, des Markgrafen Friedrich, und ihres Verlobten. Sophia ward in der Folge Aebtissin († 1318) und ihre Schwester Schulmeisterin (Vorleserin), ward aber später durch das Lesen eines Buches wahnsinnig bis an ihr Lebensende. Mehrmals ward aber dem Kloster mancherlei Ungemach zugefügt, theils von Feinden des Markgrafen Friedrich, theils vom Teufel selbst, der in Menschengestalt das Glockenhaus anzündete. Die Markgräfin Helena sann nun aber darüber nach, wie sie das Kloster, welches vor der Stadt zu sehr feindlichen Angriffen ausgesetzt war, an einen mehr gesicherten Ort verlegen könne. Sobald sie einmal diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ sie einen Theil desselben abbrechen und begann es wieder in der Stadt selbst an einer Stelle aufzubauen, wo sie im Traume eine Schaar Engel erblickt hatte. Der neue Klosterbau ward im Jahre 1301 beendet, die Jungfrauen dorthin von St. Niclas gebracht und die Markgräfin Helena selbst im Jahre 1304 daselbst im Bruderchor begraben.

436) Der gespenstige Thürklopfer zu Weißenfels. [1])

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich zu Weißenfels in dem Hause eines Apothekers folgende merkwürdige Geschichte zugetragen. Dort war kurz zuvor ein junger Mann an einem hitzigen Fieber gestorben; als nun der Apotheker einstmals des Abends um 10 Uhr mit seiner Familie in seiner Stube sitzt, so pocht es an die Stubenthür. Die Magd öffnet die Thüre, es ist aber Niemand draußen. Es währt nicht lange, so pocht es noch einmal an und nach abermaliger Eröffnung der Thüre sieht man abermals Niemanden. Weil nun aber Jemand in dem Hause des Apothekers wohnte, der kleine Kinder hatte, so meinte ersterer, es wären diese, die ihn vexiren wollten, er ging daher zu seinem Miethsmann hinauf und beschwerte sich darüber. Dieser aber antwortete, er sehe ja selbst, daß seine Kinder bei ihm in der Stube wären, sie wären noch nicht aus derselben herausgekommen. Indem sie noch so mit einander hierüber reden, pochte es abermals an die Thüre des Miethsmanns an. Sie öffnen dieselbe, erblicken aber Niemand. Sie gehen nun insgesammt hinunter in die Wirthsstube, da fängt es mittlerweile an oben an des Miethsmanns Stubenthür zu trommeln. Sie gehen wieder hinauf, da hört es sogleich auf zu trommeln, und sie sehen nicht das Geringste. Indem sie sich ein wenig oben verweilen, fängt es an, unten an des Wirthes Stube zu trommeln. Sie gehen alsdann wieder hinunter und da hört es ebenfalls wieder auf zu trommeln und sie sehen wieder nichts. Hierauf fängt es wieder an oben an die Stubenthür zu trommeln und Scheithölzer die Treppe herunter zu werfen und Wasser herab zu gießen. Sie holen darauf einige Soldaten von der Wache. Einer von denselben geht mit entblößtem Degen die Treppe hinauf, da bekommt er eine derbe Maulschelle, sieht aber nichts. Es wird zugleich ein Lärmen vor dem Hause und man hört es immer bald oben bald unten an den Thüren trommeln und Holz die Treppe herunterwerfen und Wasser herabgießen, es sieht aber Niemand

[1]) S. Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten. Breslau u. Leipzig 1756. S. 446.

etwas. Solcher Lärmen hat aber bis Nachts 12 Uhr gewährt, Niemand aber hat etwas gesehen, auch späterhin, obwohl sich die Sache wiederholt, ist es nie herausgekommen, was es gewesen.

437) Die Sage von der Rudelsburg.[1])

Die Ruinen der alten Rudelsburg, deren Erbauung bald Kaiser Rudolph von Habsburg, bald einem Ritter Namens Rudolph von Münchenhausen (972) zugeschrieben wird, liegen äußerst romantisch auf einem ziemlich hohen Berge an der südlichen Grenze des Königl. Preuß. Herzogthums Sachsen; an dem Fuße desselben strömt die Saale vorüber, gegen Norden fällt der Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen oder Reben bepflanzt und gegen Westen dacht er sich in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg, der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist, ab. Von der alten Herrlichkeit der Burg ist noch der Burghof, sowie ein viereckiger Thurm vollständig erhalten. Dicht unter dem Felsen, auf welchem die Burg liegt, bildet die unten vorbeifließende Saale einen Strudel, über dessen Entstehung man folgende Sage hat. Es hat früher auf dem entgegengesetzten Ufer der Saale eine andere Burg gestanden, die sogenannte Krainburg. Die Herren beider Burgen waren mit einander befreundet und theilten sich freundschaftlich in das Recht der Fischerei auf dem Saalstrom. Ja der Besitzer der Krainburg hatte seinen einzigen Sohn der einzigen Tochter des Herrn der Rudelsburg nach beiderseitigem freundschaftlichen Uebereinkommen verlobt. Da wußte der Bischof von Naumburg Letzteren gegen den Besitzer der Krainburg einzunehmen und trieb ihn an, für sich allein das Recht der Fischerei auf der Saale in Anspruch zu nehmen. Natürlich entstand hieraus grimmige Feindschaft zwischen den beiden Familien; beide Väter nahmen ihr Wort zurück und untersagten ihren Kindern aufs Strengste allen und jeden Umgang. Allein zu spät, die beiden Verlobten liebten sich bereits zu heiß, um sich so ohne Weiteres wieder aufzugeben, und in der Nacht trug ein leichter Fischerkahn den Junker von der Krainburg hinüber nach dem Ufer, wo die Rudelsburg lag. Einst bei einem heftigen Gewitter war Letzterer gerade auf der Mitte des Stromes, als sich plötzlich ein Wirbelwind erhob, der die Wellen vom Boden aus in die Höhe wirbelte und bei dem Zurückgehen derselben den Nachen tief in den Abgrund mit hinab zog. Vergeblich harrte die ängstliche Braut am andern Ufer diesen Abend auf ihren Geliebten, er kam nicht, und als sie am andern Morgen am Ufer suchend herumirrte, ob sie vielleicht ein Zeichen fände, daß er hier gelandet und weil er sie nicht getroffen, wieder abgefahren sei, trieb plötzlich der Strom einen röthlichen Streifen nach ihr zu. Sie glaubte die Feldbinde des Junkers, die sie ihm selbst geschenkt hatte, zu erkennen und bückte sich, um sie an sich zu ziehen, da bekam sie das Uebergewicht und stürzte in die Fluthen. So ward sie mit ihrem Bräutigam im Tode vereint, an der Stelle aber, wo beide Liebenden ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel.

---

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 103. Poetisch behandelt in der Zeitschrift für die elegante Welt 1819. Febr. No. 40 sq. Ueber die Rudelsburg und Krainburg s. Gottschalk Bd. V. S. 287 sq. III. S. 309 sq.

438) Der Schatz auf der Rudelsburg.[1])

In den Kellern der Rudelsburg ist ein großer Schatz vergraben, den bewacht ein schwarzer Hund mit feurigen Augen. Alle 7 Jahre in der Walpurgisnacht läßt sich an dieser Stelle ein Flämmchen sehen; wer nun gerade zu dieser Stunde um Mitternacht hier ist und einen ganz kohlschwarzen Bock mit hat, der kann den Schatz heben, denn da zerreißt der Teufel den Bock; hat aber letzterer nur ein weißes Härchen, so ist es um den armen Schatzgräber selbst geschehen, denn dann zerreißt der Hund ihn und nicht den Bock.

Diesen Schatz hat einst ein grausamer Raubritter vergraben, der auf der Rudelsburg hauste und der Schrecken der ganzen Umgegend war. Gewalt richtete gegen ihn nichts aus, daher sann der Magistrat der benachbarten Stadt ein anderes Mittel aus. Es saß in dem Thurm daselbst eine Hexe gefangen, der bot man Leben und Freiheit, wenn es ihr gelänge, den Raubritter seinen Feinden, den Bürgern auszuliefern. Sie versprach es und wußte sich in irgend einer Gestalt in das Schloß zu schmuggeln, dort verwandelte sie sich in das Leibroß des Ritters und trug ihn, als er es bestiegen hatte, trotz Zügel, Sporen und Peitsche bis in die nächste Stadt, wo er natürlich fast wehrlos den Bürgern in die Hände fiel. Diese tödteten ihn aber nicht, sondern steckten ihn in einen eisernen Käfig und hingen ihn so zu einem Thurme ihrer Stadt heraus und ließen ihn ganz ruhig darin verhungern.

439) Die muthige Magd zu Goseck.[2])

In der Mitte der fruchtbaren Saalaue zwischen Naumburg und Weißenfels liegt am linken Ufer der Saale auf einer ziemlich hohen, bewaldeten Thalwand das alterthümliche Schloß Goseck. In der Nähe desselben auf einer freien Fläche zwischen dem kleinen und großen Hahne (Name eines Gehölzes), südlich begrenzt von dem Sittichgrunde, stand vor langen Jahren ein Dorf, Gostilitz genannt. Dasselbe ist gänzlich verschwunden und nur zufällig entdeckt man beim Graben noch Spuren desselben, allein in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren noch Mauerüberreste einer zu diesem Orte gehörigen Kapelle, der sogenannten wüsten Kirche vorhanden. Dieselben standen im Rufe, der Schauplatz von Geisterspuk zu sein, dienten aber in Wirklichkeit Spitzbuben und schlechtem Gesindel zum nächtlichen Versammlungsorte. Niemand wagte sich in der Nacht dorthin, bis vor ungefähr 100 Jahren die Magd eines Einwohners von Goseck es in Folge einer Wette unternahm, ein Bündel Weiden, welches ihr Herr denselben Tag in das Gemäuer gelegt, aber mitzunehmen vergessen hatte, zu später Nachtzeit zu holen. Die Nacht war so dunkel, daß man nur wenige Schritte vor sich einen Menschen erkennen konnte, dennoch schritt die Magd beherzt bis zu dem Eingange der eine Viertelstunde von Goseck entfernten wüsten Kirche, als sie am andern Ende der Ruine das Flüstern mehrerer Menschenstimmen vernahm und sie zu ihrem nicht geringen Schrecken und Erstaunen dicht am Eingange einen mit Kleidungsstücken angefüllten Tragkorb bemerkte. Ohne sich lange zu be-

[1]) Poetisch behandelt von Bürger in seiner Ballade: Der Raubgraf auf der Rudelsburg, in s. Werken, und bei Ziehnert Bd. III. S. 170 ꝛc.

[2]) So nach C. A. G. Sturm, Goseck und seine Umgebungen. Naumb. 1844 in 8. S. 5.

sinnen, ergriff sie diesen Korb, sowie das daneben liegende Bündel Weiden und entfloh damit schnellen Schrittes, unereilt von den nachsetzenden Strauchdieben, die sich ihrer Beute so unerwartet beraubt sahen. Dies waren also die Gespenster; aber in dem nahen Sittichgrunde will man noch heute spukende Wesen, Mönche und Kobolde sehen.

440) Die treue Magd von Weißenburg.[1])

Bekanntlich hatte der Pfalzgraf Friedrich III. von Goseck sich sehr jung mit der Gräfin Adelheid von Alsleben vermählt; letztere lernte auf einem Feste zu Nebra den Landgrafen Ludwig II. von Thüringen, den sogenannten Springer, kennen und verliebte sich in ihn. Letzterer erwiederte diese Gefühle und Beide ließen sich von ihrer unreinen Leidenschaft zu jenem Verbrechen hinreißen, welches das Erlöschen des Goseck'schen Grafenhauses zur Folge hatte. Friedrich residirte auf dem Schlosse Weißenburg an der Unstrut und Ludwig begab sich auf sein eine halbe Stunde davon entferntes Schloß Neuenburg, von wo aus er absichtlich in den Waldrevieren des Pfalzgrafen jagen ging. Einst saß Friedrich im Bade, da kam seine Gemahlin zu ihm und sagte ihm, sie habe in Erfahrung gebracht, daß Ludwig eben wieder in seinem Walde jage, und hetzte ihn an, den Frevler zu strafen. Friedrich, die ihm gestellte Falle nicht ahnend, warf sich nur leicht gekleidet aufs Roß, ließ bald seine wenigen Begleiter im Stich und traf auf den Landgrafen, den er mit harter Rede anließ; dieser aber, scheinbar plötzlich ergrimmt, verwundete ihn zuerst durch einen Pfeilschuß, tödtete ihn aber dann vollends mit dem Jagdspieße. Dann ritt er auf und davon und die nachfolgenden Begleiter fanden nur noch den Leichnam ihres Herrn. An dem Orte der Blutthat befand sich damals eine große grüne Linde und im Jahre 1556 stand daselbst zum Andenken daran noch ein Kreuzstein mit großem steinernen Fuße, auf der einen Seite war ein Spieß, auf der andern die Inschrift: „Anno domini MLXV. Hic comes cecidit Palatinus Fridericus, Hunc prostravit Comes Ludovicus“ eingehauen. Dieser Stein ist jetzt verschwunden. Allein im Jahre 1759 war zu Zscheiplitz zwischen dem Schafstalle und dem Dorfkeller ein anderer Denkstein vorhanden, auf dem eingehauen stand, es hätte eine Magd von Weißenburg an einer Stelle des Waldes gegrast, als Leute des Landgrafen vorübergekommen wären, die von ihrer Absicht, den Pfalzgrafen in eine Falle zu locken und dann zu ermorden, gesprochen. Sie habe sich sofort mit ihrer Bürde nach Weißenburg aufgemacht, um ihn zu warnen, allein als sie bis an die Stelle, wo jener Stein stand, kam, sah sie, daß der Pfalzgraf bereits dem Walde zujage. Sie warf also ihre Bürde ab und eilte dem Dahinjagenden nach, um ihn wenigstens durch Schreien aufmerksam zu machen. Trotzdem aber, daß er geschwind ritt, hoffte sie ihn zu erreichen; als sie aber noch nicht bis in die Nieder-Reißen, wo der Mord geschah, gekommen war, stürzte sie zusammen und blieb todt. Zum Andenken an ihren Opfertod errichtete man an der Stelle, wo sie die Grashocke hingeworfen hatte, einen Stein mit dem Bilde eines Grasbundes, und da, wo sie todt hinsank, einen zweiten.

[1]) So nach Sturm S. 32 rc.

441) Das unterbrochene Fest zu Saaleck.[1])

Der Rudelsburg gegenüber und durch eine tiefe Felsschlucht von ihr getrennt liegen auf einem ganz abgerundeten, sanft aufsteigenden, auf der Oberfläche aber sehr beschränkten Berge die Ruinen des Schlosses Saaleck, welches angeblich Karl der Große selbst erbaut haben soll. Von demselben sind jetzt nur noch zwei hohe runde Thürme übrig, auf deren einem, nach Morgen gelegenen man aus einem noch erhaltenen Zimmer eine prächtige Aussicht genießt. Diese Burg ward später von den Schenken von Saaleck, ihren Herren, an den Bischof Witigo von Naumburg verkauft und von da ab von den dasigen Bischöfen als eine Domaine betrachtet, wo sie ihre Feste veranstalteten. Nun bestieg im Jahre 1347 der Bischof Johannes I. aus dem Geschlechte derer von Miltitz den bischöflichen Stuhl. Dies war ein allen Lastern ergebener Mann, dessen Hof zu Naumburg, wie der Chronist sagt, eine Grundsuppe der Hölle war und dessen Hofstaat nur aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels bestand, welche keine Sünde zu begehen die geringste Scheu trugen. Seine ganze Regierung über that er nichts als „Fressen, Saufen, Huren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen, also als ob kein Gott im Himmel wäre." Er hatte eine offenkundige Kebsfrau, Kunigunde von Bibra, dann aber hielt er es auch ohne Scheu noch mit einigen adligen Nonnen zu Raspenburg. Seine größten und meisten Schandthaten aber beging er auf dem Schlosse Saaleck, wo er einen förmlichen Harem angelegt hatte. So beschloß er denn auch am Johannistage des Jahres 1380 hier seinen Namenstag durch ein großes Bankett und Tanzfest zu feiern und hatte dazu eine Rotte von 14—15 Gauklern aus Nürnberg verschrieben, welche die Gäste belustigen sollten. Nach aufgehobener Tafel sind an 200 Personen beiderlei Geschlechts in den großen Saal getreten, um einen Tanz zu machen, und der Bischof Johannes, der als Wirth den Vortritt machen wollte, nahm die Ehefrauen der Ritter von Berbisdorf und von Madel, die eine bei seiner rechten, die andere bei seiner linken Hand, um den Anfang zu machen; indem er nun, wie gewöhnlich, das rechte Bein in die Höhe heben will, zittert er auf einmal am ganzen Leibe und fällt wie ein Bleistück zu Boden und bleibt trotz alles Schüttelns, Reibens und aller angewendeten Mittel todt, die Hand Gottes hatte ihn gerührt und der Teufel seine gottlose Seele mitten unter seinen Kumpanen entführt.

442) Der kluge Mönch zu Schulpforte.[2])

Im Kloster Pforte bei Naumburg hat einmal ein Mönch ein Feuer auf seine feiste Sau geschüret und einen andern Braten am Drehspieß auf der Sau gebraten. Derselbe Mönch ist auf dem Mühlrad daselbst in der Mühle neunmal im Wasser mit herum gefahren, dann hat er sich noch auf das Kammrad gesetzt und so oft wie zuvor im Wasser sich radbrechen lassen.

Zu demselben Mönch ist ein Mann aus einem Dorfe bei Naumburg gekommen, der sich nicht mit seiner Frau hat vertragen können, und hat ihn

[1]) Nach Gottschalk, Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Halle 1826. Bd. V. S. 303 sq.
[2]) Nach Hildebrand, Goetia S. 240. cf. S. 144.

um die Ursache ihres Hasses und Streites mit ihm gefragt. Da hat er zu ihm gesagt: „Heute in dieser selben Nacht wird Dir Deine Frau mit einem Brodmesser die Kehle abstechen und die Gurgel abschneiden, das Messer wirst Du zu Haupte im Stroh in Deinem Bette finden." Der Mann suchte und fand das hingebannte Messer, rief die Frau und fragte sie, wozu sie das Messer an diesem Orte in das Bette gelegt habe? Sie leugnete und war unschuldig, er aber nahm ihr das Leben und sprang dann selbst in die Saale und ertränkte sich.

443) Der Zauberer zu Naumburg.[1])

Es haben etliche Leute beisammen zu Naumburg an der Saale in einem Wirthshause bei Tische gesessen und einen gebratenen Fisch vor sich gehabt. Da kommt ein Abenteurer herein, tritt zum Tische und spricht: „Wie könnt Ihr von einer Kröte essen?" Der Wirth antwortet: „Was für eine Kröte? Ist es doch ein Fisch." Indem wird der Fisch zur Kröte, darüber erschracken sie Alle, es kommt ihnen ein Widerwillen und Ekel an und sie müssen hinaus und sich übergeben. Als sie wieder hereinkommen, war's wieder der vorige Fisch, allein Keiner wollte mehr an den Tisch. Hätten diese den gemeinen Gebrauch der Wirthshäuser nicht gehalten, sondern zuvor gebetet, wie es sich für Christenleute geziemt, wenn sie sich zu Tische setzen, so wäre ihnen solches nicht begegnet, sondern sie wären vor dem Zauber bewahrt gewesen.

444) Das weinende und lachende Brautpaar im Dom zu Naumburg.[2])

Im Dome zu Naumburg findet man zwei Personen in Stein gehauen, von denen die eine lacht, die andere weint. Nach der einen Sage sollten diese Figuren zwei Verlobte darstellen, von denen die eine, der Bräutigam, sich durch kein Bitten, Weinen und Flehen seiner Braut von seiner Reiselust abhalten ließ und fröhlich und wohlgemuth in die weite Welt zog; inzwischen begab sich die herzlich betrübte Braut ins Kloster, läßt den berühmten Dom bauen und verlacht hernachmals den wiederkommenden und nunmehr herzlich betrübten Bräutigam mit gleicher Beständigkeit. Nach einer andern Sage ist aber die Braut selbst die Ursache des Reisens des Verlobten gewesen, sie hat gesagt, ihr Bräutigam müsse sich erst in der Welt umsehen und Erfahrung sammeln, ehe er in den Stand der heiligen Ehe treten könne. Dies ist freilich demselben nicht recht gewesen, denn er hat mehr das reiche Erbe des Mädchens als dieses selbst sein eigen nennen wollen. Da sie aber ihren Vater für ihre Meinung zu gewinnen wußte, blieb dem Junker nichts anders übrig als sich zu fügen. Er ist also fortgegangen, aber nicht allzuweit, sondern hat sich in den benachbarten Städten herumgetrieben und sich möglichst wohl sein lassen. Da ist die Nachricht zu ihm gedrungen, ihr Vater sei plötzlich gestorben, und sofort ist er nach Hause geeilt, um sich das reiche Erbe nicht entgehen zu lassen. Er fand aber seine Braut im Kloster und als er bis ins Sprechzimmer drang, um sein Schicksal aus ihrem eigenen Munde zu erfahren, da ist sie ihm mit lachendem Gesichte entgegengetreten

[1]) S. Lercheimer S. 55.

[2]) Etwas verschieden erzählt bei Ziehnert, Bd. III. S. 29 ꝛc. S. Berckenmeyer, Antiquarius S. 658.

und hat ihm erklärt, sie habe sich den Herrn zum Bräutigam erwählt und wolle von ihrem Gelde demselben einen Tempel erbauen. So hat sie denn den Dom erbauen lassen und sich als Lachende, ihren Bräutigam aber als Weinenden in Stein darin anbringen lassen.

445) Die zwei Thurmspitzen des Naumburger Doms.[1])

Der Thurm des Naumburger Doms hat zwei Spitzen, davon die eine vom Meister selbst, die andere von dessen Lehrjungen erbaut worden ist. Weil nun die des Lehrjungen zierlicher als die des Meisters selbst ausfiel, so stürzte dieser aus Neid den ersteren herunter, weshalb er hernach in Oel gesotten worden ist, und es wird heute noch der Ort gezeigt, wo die Execution geschehen ist.

446) Ein Schäfer bekommt für Alles, was er kauft, Geld neben der Waare wieder.[2])

Es hat ein Schäfer in der Nähe der Unstrut gewohnt, der hat einen ganzen Bottich voll Bier austrinken können, darnach ist er in einen Brodladen gegangen und hat gefragt, wie viel der Bäcker wohl Geld von ihm haben möchte, daß er ihm dafür genug warme Semmel zu essen gäbe? Der Bäcker hat einen Groschen genommen, da hat der Schäfer angefangen zu essen und Alles aufgegessen, was auf dem Laden lag und im Hause auf einen Tag gebacken war. Solches ist darnach alles in seinem Hause gefunden und verzehrt worden, dabei aber auch das Geld, was er sonst für die Waare gegeben.

447) Der Bruder Bertram zu Wimmelburg.[3])

Nicht weit von Eisleben liegt ein Klostergut, Wimmelburg genannt, welches in den Jahren 1700—1710 im Besitz einer Obristlieutnantin von Wohwasser war. Aus dieser Zeit hat man gewisse Nachricht, daß sich allda ein Gespenst, welches man gewöhnlich den Bruder Bertram nennt, hat sehen und hören lassen. Es soll derselbe bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts herab durch ein gewisses Fenster im Schlosse, vor welchem sein Grab und Leichenstein, mit einem Stacket umgeben, zu sehen ist, seinen Aus- und Eingang genommen haben. In dem daselbst angelegten neuen Gebäude hat nun besagter Geist sich öfter bei der Frau von Wohwasser eingefunden und mit ihr, wie auch mit andern Leuten gesprochen, sich auch wohl gar zu ihr auf das Bett gesetzt, zu welcher Zeit er aber rauch wie ein Ziegenbock gewesen ist. Er hat nicht leiden können, daß, weil die Straße durch den Hof geht, die Leute mit dem Geschirr an den Leichenstein anfuhren. Wenn sie aber solches gleichwohl gethan, dann hat er ihnen des Nachts darauf auf allerhand Art zugesetzt und sie gequält. Unter Anderem hat es sich zugetragen, daß, da sich drei Bedienten des damaligen Amtmanns Wurm auf besagten Leichenstein verwegener Weise gesetzt und auf demselben eins herum getrunken, er dieselben des Nachts fast bis auf den Tod ausgeprügelt hat. Da nun aber die

[1]) Nach Berckenmeyer S. 658.
[2]) Nach Hildebrand, Goetia S. 238.
[3]) S. Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister, Bd. II. S. 605 ꝛc.

Frau von Wohwasser das alte Kloster hat abbrechen und an dessen Stelle ein neues aufführen wollen, so hat dieser Bertram als Stifter desselben Klosters nicht verstattet, daß sie etwas Weniges von der Kirche abbrechen durften. Wie selbige sich nun deswegen bei dem damaligen Generalsuperintendenten zu Eisleben Raths erholt hat, hat ihr der Bruder Bertram auf dem Rückwege ein Paar derbe Maulschellen versetzt und sich nicht gescheut, dem Duellmandat zuwider den Straßenfrieden zu brechen. Im Uebrigen hat derselbe Bertram im Schlosse selbst die Leute zu äffen gesucht, sich an die Thüren gestellt und Niemanden hindurch gehen lassen, auch wenn er dieselben auf allerhand Art verführt, sie nachmals noch höhnisch ausgelacht. Einstmals ging er des Sonntags unter der Predigt in die Küche und bot der Köchin seine Dienste zum Bratenwenden an; als diese nun darauf, um etwas zu holen, in den Keller gegangen war, hat er sie dermaßen bethört, daß sie den Rückweg nicht wieder finden konnte. Unterdessen aber hat er alle Speisen am Feuer verderben lassen, so daß die gute Frau Obristlieutenantin ihres sonntäglichen Bratens für diesmal hat entbehren müssen. Ueberhaupt hat er keinen Schimpf, so seinem Grabe widerfuhr, ungerochen vorbeigehen lassen.

448) Das Gespenst zu Gehofen.[1])

Im Regierungsbezirke Merseburg liegt der Flecken Gehofen. Dort hat es sich vom 9. bis 15. October des Jahres 1685 zugetragen, daß die Frau Philippine Agnes von Eberstein, geborene von Werthern aus dem Hause Brück, sowohl bei Tage als bei Nacht, wenn sie auf ihrem Bette hat ruhen wollen, an den Händen und Armen ein Kneipen empfand, welches sie heftig schmerzte, auch verursachte, daß die Haut mit Blut unterlaufen war. Sie hat jedoch dabei nichts gesehen, sondern nur ein heimliches Ohrenwispern dieses Inhalts vernommen, daß sie, wenn es sechs schlagen werde, auf den Hof gehen und allda einen Schatz heben solle. Man hat aber die Dame nicht so fest bei ihren Händen halten können, daß ihr selbige nicht mit Gewalt zurückgezogen und geknippen worden wären. Insonderheit wurde ihr am besagten 9. October Abends durch Lispeln zu verstehen gegeben, weil sie kurz zuvor um 6 Uhr nicht habe mitgehen wollen, solle sie dafür die ganze Nacht hindurch gequält werden, bis sie sich am folgenden Morgen um die sechste Stunde mitzugehen entschließen würde. Aber diese rechtschaffene und gläubige Person hat solches abermals abgeschlagen und mit dem Schatzheben nichts zu thun haben wollen. Bei diesen Umständen hat sie der Pastor des Ortes besucht und nicht ermangelt, sie nach bestem Vermögen zu trösten und aufzurichten. Am 15. October nach gehaltener Betstunde aber hat sie einen Geist in Gestalt einer weißgekleideten Nonne neben sich stehend wahrgenommen, welche mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte bezeichnet war und nebst einem Paternoster in der rechten Hand, ein weißes Vorstecktüchlein, wie die vom Adel bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen, vor dem Munde gehabt. Dieses Gespenst nun, welches sonst von Niemand ist gesehen worden, hat die Frau die ganze Nacht über nicht eine Minute schlafen lassen und ob sie gleich von 6—7 Personen gehalten ward, hat man dennoch das Kneipen an Händen, Schultern und andern Gliedmaßen, so ihrer Aussage nach der

[1]) S. Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister, Bd. II. S. 39 ꝛc.

Geist verübt, aus deutlichen Zeichen abgenommen. Nachmittags hat der Herr von Eberstein, ihr Gemahl, so aber damals an einem Fieber krank darnieder lag, sich aus seinem Krankenbette vor Unmuth erhoben und zum Gespenst gesagt: „Wenn es der Teufel wäre, was es in seinem Hause zu schaffen hätte und warum es seine Frau dergestalt quäle?" Hierauf hat dasselbe geantwortet, jedoch daß es die Frau von Eberstein nur allein hören und sehen können, sie wäre kein Teufel, sondern eine von Trebra, sie hätte vor gar langer Zeit auf ihrem Hofe, so vordem das Trebraische Gut geheißen und der Herr von Eberstein von seinem Vater, dem Generalfeldmarschall, geerbt, wegen Unruhen des Krieges einen Schatz vergraben und wäre solchen wiederum zu heben durch den Tod verhindert worden. An dem eigentlichen Orte, den sie auch zu einer andern Zeit gewiesen, hätte dazumal keine Kapelle, sondern Kuh- und Schweineställe gestanden. Besagten Schatz aber solle die adelige Frau und Niemand anders bekommen, weil sie die Stuben und Zimmer, welche sie ehedessen bewohnt, vortrefflich auszieren und erneuern lassen. Sie hat auch noch weiter angehalten, daß sie in bevorstehender sechster Stunde mitgehen, ihren Beichtvater und Andere im Hause zu sich nehmen, dabei andächtig beten, auch das Lied: „Freu' dich sehr, o meine Seele" und dergleichen mehr singen möchte. Zugleich versicherte der Geist, es solle ihr kein Leid widerfahren und wenn auch gleich der daselbst liegende schwarze Hund ihr einige Furcht verursachen werde, so wolle er doch lieber solchen alsobald hinwegführen, damit ihr nicht der geringste Schaden widerführe. Nächst diesem beschrieb das Gespenst der Dame, worin der Schatz eigentlich bestände. Es wäre nämlich allda eine silberne Kanne, in welcher drei Paternoster befindlich, welche sie wieder einer katholischen Kirche verehren könne, ingleichen drei schöne goldene Ringe, so dem Eberstein'schen Geschlechte sollten überlassen werden und wovon dasselbe beständiges Glück zu erwarten hätte. Das Uebrige bestehe aus einem großen Stück Geldes an Gold- und Silbermünzen, wovon sie vor allen Dingen ihr einen Grabstein aufrichten und diese Worte einhauen lassen solle: „Habe Dank für Deine Gaben, Gott der wird Dich ewig laben." Ein Theil des Schatzes solle die Kirche des Ortes neu zu decken und sonst zu frommen Zwecken verwendet werden, das Uebrige aber solle die adelige Frau für sich behalten und den Ihrigen zu Nutze kommen lassen. Nach diesen Worten fuhr der Geist noch weiter fort: „Deine Tochter Lieschen soll in 4 Jahren auch einen Schatz heben, so von meiner Schwester ehemals ist verscharrt worden." Als aber der Geist mit diesen und andern Vorstellungen dennoch nichts ausrichten konnte, fuhr er mit unablässigem Kneipen fort, die adelige Frau zu ängstigen, welche hingegen sich beständig weigerte, in des Geistes Begehren zu willigen. Hierauf hub derselbe einige Male an zu weinen, daß auch sogar von den Thränen das Vorstecktüchlein stark benetzt wurde, bis daß endlich die Stunde von 5—6 Uhr unter großer Herzensangst und stetigem Gebet sowohl der Frau von Eberstein als aller Umstehenden für dieses Mal auch vorbeigegangen. Wie nun hierauf am 16. October der Pastor des Orts sich frühmorgens wieder eingefunden und mit ihr nach Erforderung seines Amtes von diesem Zufall sich weitläufig unterredet hatte, gab er ihr zu mehrerem Unterricht und Trost eine von ihm selbst aufgesetzte Vorschrift, wie sie sich bei dieser schweren Anfechtung zu verhalten hätte, welche von ihr auch mit besonderem Vergnügen angenommen worden ist. Es hat aber dieselbe gleich-

wohl denselben Tag und die darauf folgende Nacht abermals ein starkes Kneipen und große Herzensangst empfunden, indem der Geist wieder erschienen ist und deutlich die Worte hat hören lassen: „Du sollst und mußt den Schatz heben." Da auch am folgenden Tage, den 17. October, zur Betstunde in die Kirche geläutet wurde und die adelige Frau, um sich gleichfalls dorthin zu begeben, in Begleitung ihrer Leute durch den Hof gehen wollte, stand der Geist vor der Brücke auf der linken Seite und gab ihr durch Winken die Stelle, wo sich der Schatz befinde, zu erkennen, und ohngeachtet sie die Augen weggewendet, den Muff vor das Gesicht gehalten und fortgegangen, ist ihr derselbe dennoch bis in die Kirche auf dem Fuße nachgefolgt, welches ebenfalls nach verrichtetem Gottesdienste geschehen, da er ihr den Ort, wo sonst nichts als Schutt zu sehen war, unter einem großen Steine, der sich in die Höhe begeben, eröffnet gewiesen. Nachdem aber die Frau von Eberstein nebst ihren Gefährten sich mit Fleiß von derselben Seite abgewendet und dem Geist zu entkommen gesucht, hat dieser sie um Gottes Willen gebeten, etwas darauf zu werfen, auch sie bei ihrem Unterrock ergriffen und so festgehalten, daß sie ihm mit genauer Noth entgehen können. Hierauf ließ das Gespenst zu verschiedenen Malen die Worte von sich hören: „Hättest Du etwas darauf geworfen, so hättest Du nun den Schatz und wärest hingegen der Qual und Schmerzen überhoben." Auch hielt der Geist noch immer an, sie solle Ja sagen, daß sie, wenn die Zeit käme, mitgehen wolle, sie würde dann vom Kneipen gänzlich befreit werden. Gleichwie nun aber diese Dame solches zu thun sich beständig weigerte, also wurde auch ihre Qual und Herzensangst täglich vermehrt, daß man auch für nöthig fand, sowohl öffentliche als besondere Gebete deshalb anzustellen. Ja weil nun endlich statt der gehofften Aenderung die Sache immer ärger wurde, hielt man dafür für rathsam, davon höhern Orts Bericht zu erstatten und Befehle einzuholen, was bei der Sache vorzunehmen sei. Man bekam hierauf von einer berühmten theologischen Facultät einen Bescheid, worin dieselbe die Sache an und für sich für gefährlich erachte und nebst leiblicher Arznei zu den geistlichen Waffen Anleitung gab, zum Mitgehen und Schatzgraben aber gar nicht rathen wollte. Inzwischen wurde die Frau von Eberstein einstmals von einem ihrer Anverwandten besucht, da der Geist wiederum beständig anhielt, sie möchte sich doch zur Hebung des Schatzes entschließen oder solches wenigstens durch Jemand anders verrichten lassen. Hierauf hat dieser gute Freund, wiewohl wider ihren Willen, endlich solche Verrichtung auf sich genommen, um zu sehen, ob durch dieses Mittel die geplagte Frau von ihren Schmerzen könnte befreit werden. Alsbald hat auch der Geist, wie die Patientin hernach berichtet, vor Freuden gleichsam in die Hände geklopft, sich fröhlich bezeigt und sie einige Zeit lang mit Kneipen verschont. Nichts desto weniger zeigte sich derselbe ferner bei Tag und Nacht und drang sehr heftig auf das Mitgehen. Ueber welche beständige Erscheinung, so damals schon die dritte Woche gewährt, die Frau von Eberstein unbeschreibliche Herzensangst empfunden, auch weder einige Lust zum Essen noch die geringste Nachtruhe erlangen können, wozu noch andere natürliche Zufälle und heftige Convulsionen nebst öfters wiederholten Ohnmachten gekommen sind, also daß sie darüber ganz hinfällig wurde und Jedermann besorgte, sie werde endlich das Leben einbüßen, wie sie denn auch mit größtem Leidwesen aller Anwesenden am 17. deff. Monats

bereits Allen gute Nacht gesagt und sich zum ewigen Abschied fertig gehalten. Man ließ nun zwar einen berühmten Arzt kommen, welcher ihr die besten Arzneien gegen diese Convulsionen eingab, allein der Zustand der Patientin ist nicht erträglicher geworden, sondern das schmerzliche Weh hat sich sonderlich Abends und Morgens von 5—6 Uhr dermaßen gehäuft, daß man die Frau, die mehr todt als lebendig geschienen, nicht ohne tiefes Mitleiden hat ansehen können. Es sind nun von dem Grafen Johann Georg von Mannsfeld dessen Generalsuperintendent Herr Johann Rösner und sein Consistorialrath Herr Jakob Friedrich Erfurt abgeordnet worden, um die Sache näher zu untersuchen. Dieselben haben auch denselben Abend und nächsten Morgen die Convulsionen und Paroxysmen der Frau von Eberstein beobachtet, der Geist hat auch vor dem Bette der Frau neben diesen Herren gestanden, allein dieselben haben ihn nicht erblickt, sondern nur die Frau allein. Die beiden Commissarien sind aber in das größte Erstaunen gerathen, wenn sie die gewaltsamen Brustschläge, welche jene sich gegeben, mit ansahen. Nachdem man nun aber dabei mit Beten fleißig fortgefahren, ist die Frau von Eberstein nach und nach wieder zu sich gekommen und hat auch alsbald ins Gebet mit eingestimmt, gleich als wenn sie stets mitgebetet hätte. Nach dieser Zeit hat sich die Ruhe und der Appetit zum Essen wieder gefunden, auch haben die Anfälle des andern Tages bald gelinder, bald stärker abgewechselt, jedoch so, daß die drei letzten Bewegungen, wenn es bald sechs schlagen wollte, allemal heftiger gewesen sind. Auch sind die schmerzlichen Malzeichen nicht außen geblieben, wovon nach der Patientin Bericht der Geist allerhand Ursachen angeführt, z. B. daß dessen Bildniß in der Kirche beschimpft, von dem Gesinde geflucht oder sonst etwas begangen worden. Es haben sich also an den Händen und Armen noch immerzu einige Merkmale gezeigt, obgleich die Patientin, so lange sie nur gekonnt, aufgeblieben und sich des Bettes enthalten, auch sich sowohl zur Kirche als zur Tafel verfügt. Am Freitag Abends als den 30. November, da gleich der gewöhnliche Buß- und Fasttag vorbei war und die adlige Dame mit zu Tische saß, sahe man plötzlich an ihr wider Gewohnheit außer den gewöhnlichen Stunden eine plötzliche Veränderung und einige Herzensstöße, welche ihrer Aussage nach daher entstanden, weil der Geist während der Mahlzeit zur Stube hineingekommen, zu ihr getreten, fröhlich in die Hände geschlagen und gesagt, es wäre ihm lieb, daß sie wieder mit zu Tische sitzen könne, zugleich auch versichert, daß sie den Schatz noch heben solle. In den nachfolgenden Tagen ist es bei dieser Abwechselung geblieben, allein am 3. December Montags nach dem ersten Advent haben sich neben den leiblichen auch geistige Anfechtungen verspüren lassen, indem die Frau von Eberstein den ganzen Tag geweint und sich gefragt habe, ob sie denn allein eine so große Sünderin sei, daß Gott sie vor allen so viel Angst und Elend erfahren lasse. Des Abends hat sich der Geist auch neben sie, als sie von Frankenhausen nach Hause gefahren, in den Wagen gesetzt und ihr arg zugesetzt. Zu Hause hat sie den Geistlichen holen lassen, um sie zu trösten, allein der Geist hat sich jetzt wider seine Gewohnheit auch noch nach der gewöhnlichen Stunde bei ihr sehen lassen, auch stets um und neben ihrem Bette gestanden, als ob er ihr aufgewartet. Als sie dann ihr Kammermädchen gerufen, um sich mit warmen Tüchern reiben zu lassen, hat er sie mit einem Pfui angefahren, und als sie sich aus dem Bette bringen

lassen, hat sie das Kneipen in der Hand empfunden und hat er sie des Nachts nicht schlafen lassen. Am andern Tage hat sie der Geist zu den gewöhnlichen Stunden heftig angegriffen und sich dabei verlauten lassen, es geschehe, weil die bösen Schulknaben über dem Trebraischen Gemälde in der Kirche gewesen und ihr Bildniß mit Ruthen geschlagen hätten. So ist es nun bis zum Neujahr fortgegangen und als sie am ersten Januar in die Kirche gehen wollte, hat sie der Geist so gekniffen, daß der Arm mit Blut unterlaufen ist. So ist es nun fortgegangen, bis ihr einige vornehme Freunde gerathen, sie solle sich doch für einige Tage wo anders hin begeben. Daher ist sie am 17. Januar mit ihrem Ehegemahl und dem Amtshauptmann von Hundt zu Schlitten nach Allstädt gefahren, allein dies hat ihr nichts genützt, denn der Geist ist ihr dahin gefolgt und sie hat einen harten Wortstreit mit ihm gehabt. Zwei Tage nachher ist sie mit den Uebrigen nach Bachra zu ihren Anverwandten gefahren, da stand aber der Geist wieder bei der Brücke, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sobald sie nun seiner ansichtig geworden, faßte sie Muth und schoß mit einer Pistole nach demselben, gab auch, da er ihr trotzdem auf der Seite folgen wollte, mit der andern Pistole Feuer auf ihn und setzte sich sodann sogleich auf den Rennschlitten, um fortzufahren. Alsobald gab ihr der Geist einen starken Druck auf die Hand und folgte dem Schlitten Schritt für Schritt nach, worauf sie zwar ihren Weg ohne Anstoß fortsetzte und glücklich zu Bachra anlangte, allein des Abends um 5 Uhr hat sich der Geist auch daselbst eingefunden und ihre Hände mit solcher Heftigkeit herumgedreht und gerungen, daß man in Sorgen stand, es werde ihr Alles zermalmt und zerbrochen werden. So ist es viele Tage fortgegangen und der Geist hat unterdessen immer höhnisch zu ihr gesprochen: „Was hilft Dir Dein Schießen? Du sollst Dein Lebtage einen Kalender am Arme haben, weil Du nach einem Geist geschossen. Dieser rechte Arm, mit dem Du geschossen, soll es fühlen. Warum schießest Du nicht mehr? Laß ein Paar Kugeln einladen, ja bestelle ein Paar starke Knechte mit Prügeln und lasse tapfer zuschlagen und schießen, so wirst Du schon sehen, was Du ausgerichtet hast." Von nun an haben aber die Anfechtungen und Paroxysmen täglich zugenommen, der Geist hat sie fast gar nicht mehr verlassen, ja sich sogar vor dem Generalsuperintendenten Rösner nicht gefürchtet, sondern ihr in dessen Gegenwart heftig zugesetzt und sie gepeinigt. Als nun Letzterer zu ihr sagte, nachdem sie den Geist eben zur Stube hatte hinausgehen sehen, er wolle wünschen, sie überzeugen zu können, daß überhaupt gar kein Geist vorhanden gewesen, gab sie darauf zur Antwort, sie wünsche auch davon überredet werden zu können, allein sie sehe den Geist ja mit ihren eigenen Augen und ihr jüngstes Töchterlein werde denselben ja auch gewahr; Letztere, die noch nicht recht sprechen konnte, zeigte darauf den Umstehenden mit den Fingern, auf welcher Stelle in der Stube der Geist sich eben befinde. Dieselbe Nacht hat aber der Geist sich die ganze Nacht in ihrer Stube aufgehalten und sich über ihr kleines Kind gebeugt, so daß sie dasselbe aus der Wiege nehmen mußte. Da er nun nicht nachgelassen sie zu plagen, hat sie von der Kanzel für sich bitten lassen, auch begehrt, ihr das Abendmahl zu reichen, das hat aber den Geist dermaßen geärgert, daß, als sie in den Beichtstuhl gehen wollte, er sie beim Arme zurückhielt. Sie riß sich zwar im Namen Gottes von ihm los, allein nun hielt er ihr während der Betstunde den Mund zu,

so daß sie weder mit beten noch singen konnte. Außerdem hat er sich in der Nacht wie ein Centner auf sie gelegt und sie dermaßen gedrückt, daß sie sich nicht rühren konnte. In den nächsten Nächten versuchte er mehrmals sie aus dem Bette zu ziehen und wendete dabei so viel Kraft an, daß sie 6—7 Menschen kaum zurückhalten konnten. Dabei hat er sie tüchtig geknippen, ihr die Arme aus den Gelenken gedreht, den Mund zugehalten und am Halse gewürget, später aber hat er nebenbei auch noch wie eine Maus an ihren Armen, Händen und Herzen zu nagen angefangen, so daß sie keine Minute mehr Ruhe gehabt. Um Ostern ist sie mit ihrem Mann nach Brücken gefahren, wo er sie aber auch nicht in Ruhe ließ; allein siehe da, plötzlich am Sonntage Quasimodogeniti hat er mit ihr eine Unterredung gehabt, also lautend, daß weil sie zu nichts zu bewegen sei, so wolle er sie nunmehr verlassen. Ist auch nie wieder gekommen und hat die Frau für immer in Ruhe gelassen.

449) Der unverbrannte Luther zu Eisleben.

In der langen Gasse zu Eisleben steht Luthers Geburtshaus in einer Ecke; ob nun wohl selbige Gasse vielmals abgebrannt ist, ist doch dieses Haus allemal stehen geblieben und hat das Feuer hier Halt gemacht, ja als am 9. August 1689 der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, brannte auch nur der obere Theil aus, der untere hingegen, wo Luther geboren ist, blieb unversehrt. In dem obern Stockwerk befindet sich auch der sogenannte unverbrannte Luther, ein Bildniß desselben auf Holz gemalt, 2 Fuß hoch und 1 Fuß breit, mit dem Heilande zur Rechten und mit Luthers Petschaft zur Linken, ein rothes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, über dessen Bedeutung sich bekanntlich Luther selbst in dem bekannten Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg unter dem 8. Julius 1530 erklärt hat. Unten steht: „Anno 1483 ist Dr. Martinus Luther in diesem Hause geboren und zu St. Peter getauft.“ Darunter stehen die Worte: „Hostis eram Papae, sociorum hostis et hujus, Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat“, die jedoch nicht von Luther sind, der aber einen andern Vers ähnlicher Art machte, nämlich: „Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!“ Auch soll er die bekannten Verse zur Erklärung jenes Petschafts, die sich auf Münzen finden, gemacht haben, in denen übrigens das Chronodistichon 2717 steckt, womit er das so weit entfernte Jubeljahr seiner Reformation also andeuten wollte:

Der ChrIsten Herz aVf Rosen geht,
Ob's MItten VnterM CreVze steht.
MMDCCVVVII.

Dieses Bild hat sich beim letzten Brande in der Oberstube befunden; als man, nachdem das Feuer gelöscht war, die Brandstelle durchsuchte, fand man dasselbe in dem ausgebrannten obern Stock gänzlich unversehrt und von keinem Feuer berührt. Uebrigens ist dasselbe Haus auch, wenn die Pest in Eisleben grassirte und kein Haus davon befreit blieb, allein unangesteckt geblieben.

450) Die Sage von Luthers Tode.

Es giebt ein fliegendes Blatt, welches von Rom aus ein Jahr vor Luthers Tode verbreitet ward und dann zu Luthers Lebzeiten in Leipzig unter

dem Titel: „Welsche Lügenschrift von Dr. Martin Luthers Tode ausgegangen", 1545 in 4° wiedergedruckt ward, also natürlich kein wahres Wort enthalten kann. Darin steht, Luther habe auf seinem Todbette verlangt, daß sein Körper auf einem Altare zu Eisleben zur Anbetung ausgesetzt werde, habe dann das Abendmahl genommen und sei gestorben. Kaum sei der entseelte Körper ins Grab gelegt worden, als sich ein schrecklicher Lärm darin erhoben habe. Die heilige Hostie habe sich darauf von dem Unwürdigen getrennt und sei gen Himmel geflogen. Nun von dem heiligen Schutze entblößt, sei sein Leib die Beute des Teufels geworden. In der folgenden Nacht sei ein noch größerer Lärm in seinem Grabe gehört worden und als man am folgenden Tage dasselbe geöffnet, sei nichts von dem Körper mehr darin gefunden worden und ein schrecklicher Geruch habe hinlänglich das Geschehene verrathen. Diese Sage bedarf keiner Widerlegung und findet hier nur eine Stelle, weil sie früher in katholischen Ländern vielfach erzählt und geglaubt worden ist.

451) Der Abt von Posen.

Die Stadt Zeitz, früher Residenz der Herzöge von Sachsen-Zeitz, die ihren Namen von den Zitzen oder Brüsten der Göttin Ceres, welche einst hier verehrt worden sein soll, bekommen haben sollen, hat in ihrer Nähe ein früheres Kloster, Posen genannt. Dieses hat ein Abt daselbst zum Sprichwort gemacht, denn man sagte sonst: „Ei, wer möchte das nicht, spricht der Abt von Posen."

452) Die Eselswiese zu Querfurt.[1])

Der interessanteste Markt der Stadt Querfurt ist der Wiesenmarkt bei der Stadt, welcher eine religiöse Veranlassung hatte. Bruno III., Edelherr von Querfurt, ist gewissermaßen der Stifter. Derselbe war Domherr zu Magdeburg, stiftete die dasige Schloßkirche und wurde Benedictinermönch. Papst Gregor ordnete ihm den Bischof Albert in Prag zu, die Preußen zu bekehren und auf Papst Sylvesters Befehl zog er im Jahre 999/1000 wirklich dahin. Nach drei Jahren kam er wieder zurück und besuchte den Papst. Dieser nannte ihn den zweiten Bonifacius und Kaiser Heinrich II. ernannte ihn zu seinem Hofkaplan. Auf die Nachricht von dem Absterben einiger Priester in Preußen machte sich Bruno wieder auf, reiste aber zuvor noch einmal nach Querfurt. Seine Brüder Burkhard und Gebhard begleiteten ihn auf der Abreise bis an die Wiese und wollten sich da von ihm trennen, doch Bruno's Maulthier war nicht von der Stelle zu bringen. Die Brüder führten ihm nun Bileams Esel zu Gemüthe und baten ihn umzukehren und bei ihnen zu verweilen. Doch er unternahm die vorgesetzte Reise und starb im Jahre 1008 an den Grenzen von Preußen und Litthauen, wo ihm die Hände und Füße und endlich der Kopf abgehauen ward, als Märtyrer. Der Papst sprach ihn heilig und seine Brüder stifteten ihm deshalb eine Kapelle auf der Wiese, wo vielleicht früher auch sein Leichnam oder doch wenigstens etwas von seinem Heergeräthe aufbewahrt ward. Dieses und seine Heiligsprechung, auch daß jedesmal 8 Tage nach Ostern durch einen Abt das Sacrament in Prozession dorthin getragen ward, veranlaßte Wallfahrten und viel Zulauf

[1]) S. Liebelt, Memorabilien der Stadt Querfurt. Querfurt 1818 in 8. S. 15 rc.

des Volkes nach dieser Wiesenkapelle, Eselstedt in den alten Urkunden genannt, und daraus entstand dann endlich ein Markt und Eselstedt erhielt die Marktfreiheit. Anfänglich waren es nur 2 Tage, allein die Herzöge von Weißenfels, zu deren Besitzungen die Stadt Querfurt mit gehörte, setzten noch einen dritten Tag hinzu, und da dieselben sich des Markts über dort aufzuhalten pflegten, so ward im Jahre 1721 die Kapelle weggerissen und auf dem Platze derselben ein Wohngebäude für den Hof errichtet, das nach dem Aussterben der Linie Sachsen-Weißenfels zu einem Vergnügungsorte der dortigen Einwohnerschaft umgeschaffen ward. Der Markt, mit dem zugleich ein Roßmarkt verbunden ist, wo früher dem Stallmeister von Wendelstein die Pferde vorgeritten werden mußten, wird den Tag nach den Osterfeiertagen gehalten und zur Erinnerung an die Stiftung desselben haben die dasigen Töpfer das Privilegium erhalten, kleine thönerne bunt bemalte Esel zu verkaufen, welche die Marktbesuchenden den Ihrigen als ein spaßhaftes Wiesengeschenk mit nach Hause zu nehmen pflegen.

Es giebt jedoch noch eine zweite ganz verschiedene Erzählung von dieser Wiese. Dieselbe lautet also: [1]) Es hat unter dem Kaiser Friedrich II. auf seiner Burg Querfurt im Thüringer Lande ein Graf Bruno von Querfurt gewohnt, ein ebenso reicher als tapferer und frommer Mann. Der hat Alles besessen, was sich der Mensch nur wünschen kann, nur eins fehlte ihm, er wünschte sich einen Stammhalter, und gerade dieser Wunsch ward nicht erfüllt, seine Gemahlin Ludgarde, ein geborenes Fräulein von Hainsburg, blieb unfruchtbar. Er spendete deshalb reiche Geschenke an die Klöster zu Zeitz und Goseck und ließ in den Kirchen für sich bitten, allein umsonst, und so war er denn deshalb stets gar traurig und bekümmert und zwar vielmehr als sein Weib, der die Sache wenig zu Herzen ging. Eines Abends lustwandelte aber seine Gemahlin am Ufer der Querne mit ihrer Kammerfrau und schwatzte mit ihr von Turnieren und Festen und schönen Kleidern und andern solchen Dingen, an denen das Herz einer eitlen Frau Gefallen findet. Da trat ihr auf einmal ein zerlumpt aussehendes Weib in den Weg, welches zwei Kinder auf den Armen trug, und bat sie um eine Gabe. Die Gräfin, ärgerlich, in ihrem Gespräch gestört zu sein, wollte vorüber eilen, ohne von ihr Notiz zu nehmen. Da fiel ihr die arme Frau zu Füßen, hielt sie am Saume ihres Kleides fest und bat sie, sie möchte sich nur der unschuldigen Würmlein halber ihrer erbarmen und ihr etwas geben. Da stieß sie die Gräfin unbarmherzig mit dem Fuße fort und sprach: „Fort mit Dir, Du unsaubere Bettel! Hättest Du nicht ein unzüchtiges Leben geführt, würde Dich der Herr nicht mit zwei Kindern gestraft haben!" Dies böse Wort ging der Bettlerin durch Mark und Bein, sie raffte sich auf und trat grimmig vor die Gräfin hin und sprach: „Euch soll Gott brandmarken und Ihr sollt über nicht ein volles Jahr 12 Kinder zugleich gebären, damit Euer Gemahl daran Euere Sünde und Schande erkenne!" Von dieser Verwünschung ward die Gräfin wie vom Blitz getroffen und kehrte tiefsinnig, ohne daran zu denken, die Bettlerin aufhalten zu lassen, in's Schloß zurück.

Mehrere Wochen darauf fühlte sie sich Mutter und theilte solches ihrem Gemahl mit, der darüber hocherfreut ward und vor Freude alle Armen im

[1]) So Ziehnert Bd. II. S. 8 ꝛc.

ganzen Gau speisen und tränken ließ, weil Gott seine Bitte erhört hatte. Und als nun die Osterzeit kam und ihre Entbindung herankam, da ritt er nach Kloster Goseck, um dort Messen für seine Gemahlin lesen zu lassen, damit ihr Gott in ihrer schweren Stunde beistehen möchte. Im Kloster aber begegnete ihm der Unfall, daß sein Pferd an der Schwelle der Stallthüre stürzte und gänzlich lahm ward, so daß, da im Kloster keine Rosse gehalten wurden, er froh sein mußte, daß ihm der Pater Guardian des Klosters zum Heimreiten seine Eselin borgte, denn warten wollte er nicht, um nicht seine Frau in ihren Nöthen allein zu lassen. Er bestieg also die Eselin, als er aber in der Nähe der Stadt Querfurt auf eine Wiese kam, da bäumte sich auf einmal die Eselin und wollte nicht vorwärts, er mochte sie noch so sehr antreiben. Das befremdete ihn sehr und er sah sich nach der Ursache um, und siehe, rings um die Eselin sah er einen ellenbreiten Kreis von frischgefallenem Schnee. Nun war aber seit Wochen in dieser Gegend keine einzige Flocke Schnee mehr gefallen, im Gegentheil es war bereits Frühling und die Bäume begannen zu grünen und die ersten Blümchen hervorzusprossen. Er zweifelte also nicht, daß hier etwas Geisterhaftes im Spiele sei, stieg ab und gelobte dem Herrn, hier ein Kirchlein zu bauen, wenn der Spuk ihn weiter reiten ließe. Auf einmal verschwand der Schnee und die Eselin ließ sich bewegen weiter zu gehen; als er aber an das Ufer der Querne kam, da sah er nicht weit vom Wege ab im Gesträuche am Ufer ein Weib mit einem großen Korbe und erkannte sie am Kleide als die Kammerfrau seiner Gemahlin. Er ritt also hin zu ihr und fragte sie, was sie hier zu schaffen habe. Darüber erschrack aber das Weib gar sehr, zog das Tuch über den Korb, als wolle sie etwas verstecken, und sprach mit ängstlicher Stimme: „Es sind junge Hunde da drinnen, die ich ersäufen will." Darauf befahl er der Frau den Korb zu öffnen, damit er sie sehen könne, als sie sich aber weigerte, stieg er von der Eselin ab, um selbst nachzusehen. Da warf sich das Weib ihm zu Füßen und sagte, sie wolle Alles gestehen, wenn er nur ihres Lebens schonen wolle. Als ihr dies der Graf versprochen, erzählte sie ihm den Fluch der Bettlerin und wie derselbe also in Erfüllung gegangen sei, daß seine Gemahlin in der vergangenen Nacht wirklich von 12 Kindern genesen sei. Sie habe sich nun sehr vor seinem Zorn und etwaigem Argwohn gefürchtet und mit ihr berathen, was zu thun sei. Darauf hätten sie unter 12 Knaben den ausgewählt, der ihnen als der schönste erschienen, und sie habe die 11 übrigen genommen, um sie zu ersäufen.

Als nun der Graf die 11 armen nackten, aber sich sprechend ähnlichen Knäblein ansah, da ward ihm gar sonderbar ums Herz und er dachte bei sich, was doch seine Frau für ein böses unbarmherziges Gemüth haben müsse, daß sie sich zu einer so grausamen That habe entschließen können. Indeß dankte er dem Herrn, daß ihn der spukhafte Schnee so lange aufgehalten hatte, sonst würde er längst vorüber gewesen sein, als die Kammerfrau an das Ufer der Querne kam. Er befahl nun der Letztern, seiner Frau zu sagen, sie habe die Kinder wirklich ersäuft, den Korb mit denselben aber zu einem Töpfermeister in der Stadt Querfurt zu tragen, dem er einstmals eine große Gnade erwiesen hatte. Er begab sich selbst auch zu ihm, theilte ihm so viel von der Sache mit als nöthig war, und machte mit ihm aus, daß derselbe sechs der Knaben selbst bei sich erziehen, die andern aber in

der Stadt bei guten Freunden von sich unterbringen und erziehen lassen möchte. Er selbst aber kehrte nach Hause zurück, wo ihm sein falsches Weib den zwölften Knaben als den eben geborenen Stammhalter entgegenhielt und sich stellte, als sei sie über dieses Geschenk Gottes hocherfreut. Der Graf verstellte sich aber auch und heuchelte eine fröhliche Miene, allein in der Folge vermochte er doch nicht mehr das bösartige Weib auch nur zum Schein liebreich zu behandeln, sondern zog sich gänzlich von ihr zurück. Sie aber ließ sich dies wenig kümmern, hatte auch keine Ahnung, daß er ihre Schandthat wisse. In demselben Sommer ließ der Graf aber an der Stelle, wo der Schnee gelegen, ein Kirchlein bauen, und von der Eselin, auf der er geritten war, nannte man die Wiese die Eselswiese.

So waren sechs Jahre vergangen und die elf Knaben waren bei ihren Pflegevätern herrlich gediehen und glichen einer dem andern wie ein Ei. Da ließ der Graf zur Osterzeit am Geburtstage der Knaben seine Vasallen, die Ritter von Takau, Schömberg und Hainsburg, den Töpfermeister und die fünf andern Pflegeväter, sowie die bedeutendsten Bürger der Stadt zu sich aufs Schloß entbieten. Als sie aber alle im großen Rittersaale versammelt waren und die Gräfin mit ihren Kammerfrauen ebenfalls erschienen war, in der Meinung, es solle über irgend Jemand Gericht gehalten werden, da winkte er dem Töpfermeister; derselbe ging hinaus und trat sofort wieder herein, indem ihm die zwölf Söhne des Grafen folgten, sämmtlich in gleichen Kleidern und einander so ähnlich, daß sie Niemand unterscheiden konnte und alle Anwesenden, welche doch nichts von der Sache wußten, verwunderten sich und frugen, wer die Kinder seien? Der Graf aber wandte sich mit stechenden Blicken zu seiner Gemahlin und sprach: „Siehe diese und sage, welcher von ihnen unser Sohn ist?" Die Gräfin aber brach vor Schrecken zusammen und der Graf, der dies nicht achtete, verließ mit seinen Vasallen und Bürgern das Schloß und begab sich mit ihnen unter freien Himmel, wo er ihnen das Verbrechen seiner Gemahlin kund machte. Als aber die wackern Männer dasselbe hörten, wollten sie es erst nicht glauben, nachher aber verlangten sie die sofortige Bestrafung der Gräfin und erkannten ihr einstimmig den Feuertod zu, aber so, daß sie in Eisenschuhen auf einen glühenden Rost treten und dann in einem Kessel mit Oel gesotten werden solle. Dies erbarmte jedoch den Grafen und er bat um Gnade für das gottlose Weib. Allein Alle erklärten, sie verdiene solche nicht, es wäre denn, daß Gott durch ein offenbares Wunder sich für sie in's Mittel schlage. Da stieß der Graf zornig sein Schwert in den Rasen, und siehe — Gott ließ ein Wunder geschehen, denn es sprang alsbald ein lustiger Quell aus der grünenden Matte hervor. Die Anwesenden staunten und lobten Gott, der Ritter von Takau aber, der am hitzigsten für ihre Bestrafung gesprochen, sagte: „Herr Graf, fället Ihr jetzt selbst ein mildes Urtheil, denn ich wage nicht gegen ein göttliches Zeugniß zu streiten." Darauf beschloß der Graf, seine Gemahlin durch Todesangst zu strafen, ließ den Rost und die Eisenschuhe bringen, einen Oelkessel füllen und ein tüchtiges Feuer darunter anschüren, daß der Rost bald glühte wie Hochofengluth und das Oel im Kessel sott und wallte. Dann gebot er sein Weib herbeizuführen. Dieselbe kam bleich und entstellt herangeschwankt und vermochte vor Scham ihren Blick nicht von der Erde aufzuheben; als ihr aber ihr Gemahl das furchtbare Urtheil verkündete und sie die Werkzeuge

ihrer Qual erblickte, da sank sie zusammen und wurde ohnmächtig fortgetragen. Dies schien ihrem Gemahl aber genug der Strafe zu sein, er entließ also seine Vasallen und Bürger, dankte den Pflegeeltern seiner Knaben und behielt letztere sämmtlich bei sich, um sie selbst groß zu ziehen, seine Gemahlin aber sendete er in's Kloster. Es erzählt aber die Sage, die Knaben wären zu kräftigen Jünglingen herangeblüht und hätten sich weit und breit durch ihre kriegerischen Tugenden einen großen Namen erworben und es wäre viel Redens gewesen von dem Grafen von Querfurt und seinen zwölf Söhnen.

Die Eselswiese ist nun aber noch heute in Querfurt ein wohlbekannter Ort, denn hier ist alljährlich am dritten Osterfeiertage ein lustiger Jahrmarkt, wo die Töpfer den Grafen Bruno auf der Eselin sitzend gar schön aus Thon geformt verkaufen und zwar in Folge des Privilegiums, welches der Graf jenem Töpfermeister, der sechs seiner Knaben erzogen hatte, zum ewigen Andenken verliehen hatte. Das Kirchlein auf der Wiese steht auch noch, freilich in anderer Gestalt, und ist jetzt der Schießstand für die Vogelschützen. Auch der durch Bruno's Schwert aus der Erde hervorgerufene Quell ist noch vorhanden und heißt der Brunoquell. In der Schloßkirche zu Querfurt erblickt man aber noch heute das Grabmal des Grafen von Querfurt; er ist hier als geharnischter Ritter abgebildet, um den zwölf Engel (seine 12 Söhne) knieen.

453) Dr. Faust und Melanchthon zu Wittenberg.[1])

Es ist ein Irrthum, wenn man schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts behaupten wollte, Dr. Faust sei zu Wittenberg erzogen und zum Doctor der Theologie gemacht worden, habe daselbst beim äußern Thore an der Schneegasse (die nie existirte) Haus und Garten gehabt und sei im Dorfe Kimlich, eine halbe Meile von Wittenberg, im Beisein etlicher Magister, Baccalaureen und Studenten vom Teufel erwürgt worden. Allerdings ist er in Wittenberg gewesen, ist auch daselbst eine Zeit lang geduldet worden, bis er es zu grob machte, wo man ihn dann gefänglich einziehen wollte, er sich aber auf und davon machte. Er kam einmal daselbst zu Philipp Melanchthon, der las ihm den Text, schalt und vermahnte ihn, daß er von seinen bösen Dingen bei Zeiten abstehen möchte, es werde sonst ein böses Ende nehmen, wie auch geschehen ist. Er aber kehrte sich nicht daran. Nun war es einmal um 10 Uhr, daß der Herr Philippus aus seinem Studierstüblein herunter zu Tische ging und der Faust bei ihm war, den er heftig gescholten hatte; da spricht er zu ihm: „Herr Philippus, Ihr fahret mich allemal mit rauhen Worten an, ich will es einmal machen, wenn Ihr zu Tische gehet, daß alle Töpfe in der Küche zum Schornstein hinausfliegen, so daß Ihr mit Euren Gästen nichts zu essen haben werdet." Darauf antwortete ihm Philippus: „Das sollst Du wohl bleiben lassen, ich .... in Deine Kunst." Und er ließ es auch.

Ein anderer alter gottesfürchtiger Mann vermahnte ihn auch, er solle sich bekehren. Dem schickte er zur Danksagung einen Teufel in seine Schlafkammer, als jener zu Bette ging, um ihn zu schrecken. Der geht umher in der Kammer und grunzt wie eine Sau. Der Mann aber war unerschrocken,

[1]) S. Lercheimer S. 76, 161 ꝛc., 210.

wohl gerüstet im Glauben und spottete sein: „Ei, wie eine feine Stimme und Gesang ist das eines Engels, der im Himmel nicht bleiben konnte, und weil er Gott gleich sein wollte, seiner Hoffarth wegen daraus verstoßen ist, jetzt in der Leute Häuser geht, in eine Sau verwandelt!" Damit geht der Geist wieder heim zu Faust und klagt ihm, wie er da empfangen und abgewiesen sei, wollte auch da nicht sein, wo man ihm seinen Abfall und Unheil verwies und seiner spottete.

Doctor Faust verführte aber noch einen Studenten. So kannte Doctor Lercheimer selbst einen seiner Freunde noch im hohen Alter, der hatte einen verkrümmten Mund. Wollte derselbe einen Hasen haben, so ging er in den Wald hinaus, machte seinen Hocuspocus und der Hase kam ihm von selbst in die Hände gelaufen.

454) Der Teufel bringt einem Studenten seinen Pact wieder. [1])

Es war ein Student zu Wittenberg bei Doctor G. M., der soff und spielte lieber, denn daß er studirte. Da es ihm nun an Geld mangelte und er eines Tages aus dem Thore in schweren Gedanken spazierte, wie er Geld bekommen möchte, begegnete ihm einer, der fragt ihn, warum er so traurig sei, ob es ihm denn an Geld gebreche? Er wolle ihm Geldes genug verschaffen, sofern er sich ihm ergebe und verschreibe, aber nicht mit Tinte, sondern mit seinem eigenen Blute. Er spricht „ja!" Folgenden Tags zur bestimmten Stunde kommen sie da wieder zusammen, dieser bringt die Handschrift und jener das Geld. Der Doctor vermerkt bald, daß der Student Geld hat, verwundert sich, wo es herkomme, weil er wußte, daß seine Eltern ihm keines schickten. Er nimmt ihn vor und fragt ihn, wo er es hergenommen habe? Jener bekennt auch, wie es zugegangen sei. Darüber erschrickt der Doctor sehr, klagt es Dr. M. Luthern und andern, die berufen den Studenten zu sich, schelten ihn aus und lehren ihn, was er thun solle, daß er von solcher Verpflichtung loskäme. Sie selbst aber beten für ihn zu Gott und trotzen dem Teufel so lange, bis er die Handschrift wiederbringt. Also ward der Jüngling dem Teufel aus dem Rachen gerissen und erhalten und wieder zu Gott gebracht.

455) Der Teufel äfft einige Edelleute auf der Hasenjagd. [2])

In der Nähe von Wittenberg haben im Jahre 1572 etliche Edelleute eine Hasenjagd oder Hasenkirmeß ausgeschrieben, haben gejagt und die Leute erschreckt, bis sie nicht ein Häslein gesehen, noch ein Eichhörnlein gefangen. Also reiten sie über die zugefrorene Elbe und vor ihnen auf dem Eise und dem Schnee läuft ein Hase, die Edlen setzen ihm nach, aber der Herr und Wächter, der die frommen Leute behütet, brachte sie alle über die Elbe, und erst, als sie hinüber waren, da erschracken sie sehr und wußten selbst nicht, wie es gekommen, daß sie auf ihren schweren Rossen dem Hasen nachgejagt; Darauf dankten sie dem Herrn für seinen gnädigen Schirm und Schutz. indem geht das Eis aus einander, und wird ein solches Gekrache und Ge-

[1]) So Lercheimer S. 211.
[2]) So Hildebrand S. 71.

prassel, daß sie alle hätten sterben und verderben müssen, und das hatte auch der Teufel, der die Hasengestalt angenommen, so haben wollen.

456) Die gespenstigen Männer zu Wittenberg. [1])

Im Jahre Christi 1553 im September ist in der Nacht von glaubwürdigen Leuten ein feuriger Mann gesehen worden, der ist um den einen Schloßthurm zu Wittenberg an dem Punkte, wo er anfängt spitz zuzulaufen, herumspaziert. In demselben Jahre am 27. October sind in dem erwähnten Schlosse zu Wittenberg drei Männer in weißen Kleidern erschienen, die sind bei drei Stunden herumgegangen, haben sich an das Geländer gelehnt, hinunter in den Hof und auf den Schloßplatz gesehen, sind in die fürstlichen Gemächer heraus und hinein spaziert und von vielen Leuten gesehen worden.

457) Sprichwort von der Stadt Wittenberg.

In der Stadt Wittenberg ist sonst ein starkes und gutes Bier gebraut worden, das hieß Kuckuck. Darum hat man im Scherze gesagt, man höre zu Wittenberg selbst im Winter bei Nacht den Kuckuck schreien.

458) Der gespenstige Hase. [2])

Es hat ein Vornehmer vom Adel Doctor M. Luthern sammt andern Gelehrten von Wittenberg in sein Haus oder Schloß, so bei Wittenberg gelegen, zu Gaste geladen. Als er aber, um ihnen eine Kurzweil zu machen, eine Hasenjagd angestellt, ist von allen, so dabei gewesen, ein schöner großer Hase gesehen worden, welcher über das Feld gelaufen kam. Da ihm nun der Edelmann auf seinem starken gesunden Rosse mit Geschrei nacheilte, ist das Pferd plötzlich unter ihm niedergefallen und gestorben, der Hase aber ist in die Luft gefahren und verschwunden.

459) Der Heck- oder Brodpfennig. [3])

Im Dorfe Pantschdorf bei Wittenberg hat es sich begeben, daß der Rath letztgenannter Stadt ein altes Weib daselbst gefangen nehmen ließ, die einen sogenannten Heck- oder Brodpfennig hatte. Ihre Zauberei ward aber auf folgende Weise offenbar. Als sie einmal nothwendig aus dem Hause gehen mußte, befahl sie ihrer Magd, wenn sie melken werde, so solle sie die Milch von der ersten Kuh, ehe sie die andern Kühe melke, nehmen, aufsieden und auf Weißbrod, welches in der Schüssel kleingeschnitten stand, gießen und in einen gewissen Kasten, den sie ihr zeigte, setzen. Die gute Magd vergaß aber diesen Befehl oder meinte vielleicht auch, daß es gleichviel wäre, ob sie die Milch vor oder nach dem Melken der andern Kuh koche, deshalb verrichtete sie erst ihre ganze Arbeit, ehe sie dem Befehle ihrer Frau nachkam. Als sie nun den Topf mit der gesottenen Milch in der einen Hand hatte und mit der andern den Kasten aufmachen wollte, ehe sie die Milch auf das Weißbrod goß, sah sie unvermuthet darin ein pechschwarzes Kalb, das den Mund erschrecklich aufsperrte. Ihr Schrecken war so groß, daß sie in diesem

[1]) Nach Hilbebrand S. 297.
[2]) S. Remigius Bd. II. S. 69.
[3]) S. Remigius Bd. II. S. 191 rc.

Entsetzen den Topf mit der siedenden Milch in den aufgesperrten Rachen des Kalbes oder vielmehr Teufelsgespenstes goß, darauf allerdings dieses höllische Thier hinwegfloh, aber auch das Haus in Brand steckte. Hierauf wurden beide, die Frau und die Magd, gefangen genommen und befragt; die Magd offenbarte der Obrigkeit Alles, und darauf hat die Frau, nachdem man ihr Gnade versprochen, den ganzen Handel mit dem Heckpfennig bekannt, und den Pfennig haben die Bauern des Dorfes nachher noch lange in ihrem Gemeindekasten aufgehoben.

460) Es sieht sich Einer lebendig im Sarge. [1])

Friedrich Taubmann, der bekannte Wittenberger Professor, ward krank; da däuchte es ihm eines Morgens am Anfange seiner Krankheit, als wenn er neben seinem Bette einen langen Sarg sähe, worin ein Mann lag, der ihm in Allem ähnlich war. Anfangs hielt er es für eine Augentäuschung, richtete sich deshalb auf und sah etwas ängstlicher nach; da fand er, daß es Wahrheit war und machte sich daraus die Rechnung, daß auf diese Weise der Ausgang seiner Krankheit vorbedeutet werde. Dieses Gesicht erzählte er mit fröhlichem Angesicht seinen Freunden, die ihn besuchten, und bereitete sich zum Tode, der auch am 24. Mai 1613 erfolgte.

461) Die Wahrzeichen von Wittenberg.

Man hat von der Stadt Wittenberg zwei Reime, nämlich:

1. Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib,
Von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
Von Jena und Helmstädt ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen.

und

2. Komm zu Wittenberg in's Thor,
So begegnet Dir ein Schwein, Student oder Hur.

Als Wahrzeichen der Stadt Wittenberg betrachtete man früher ein an der Marienkirche an der Seite gegen Mittag an dem obersten Rande der Mauer gleich unter dem Dache angebrachtes Spottbild, eine in Stein gehauene Sau, an deren Zitzen einige Juden gleich ihren Ferkeln saugen. Ein Rabbiner hebt das Bein und den Schwanz des Thieres in die Höhe, als wenn er etwas genau betrachten wolle. Oben darüber steht die Inschrift: „Rabini Schemhamphoras“. Bekanntlich hat Luther in seinen Schriften mehrmals diese Figur erwähnt. Ein anderes Wahrzeichen ist eine Tafel in der Schloßkirche, worauf die Länge Christi, wie er im Grabe gelegen, angegeben ist; dieses Maaß paßt aber Keinem, der es an sich probirt.

462) Freßkahle zu Wittenberg. [2])

Jacob Kahle war ein Kohlgärtner zu Wittenberg, lebte ums Jahr 1723 und später und hat durch seinen sonderbaren Appetit sich einen weltberühmten

[1]) S. Remigius Bd. II. S. 424.

[2]) S. Dr. G. R. Böhmer, De polyphago et allotriophago Wittenbergensi. Viteb. 1757 in 4°.

Namen gemacht. Die Natur scheint ihn nicht gerade zu diesem derben Appetit gezwungen zu haben, aber für ein Stück Geld war er sogleich bereit, Alles, was man verlangt, zu verzehren, z. B. einen ganzen Schöps, ein Ferkel 2c. Dann wieder einmal acht Schock Pflaumen mit den Kernen, ferner vier Metzen Kirschen 2c. Dies zeigt von starkem Hunger, aber sein Appetit verschlang auch irdene Tiegel, Krüge, Schüsseln, Teller 2c., ja sogar einmal einen halben Ofen, ferner Glas, Kieselsteine zerquetschte er mit den Zähnen und wenn er in die Bürgerhäuser kam, bat er um eine Kieselsteinsuppe. Man gab ihm dann eine gute Brühsuppe mit Brod; gewöhnlich ließ er die Steine liegen, verlangte man's aber, so aß er sie. Ein anderes Mal verschlang er für Geld einen ganzen Dudelsack, so daß der Spielmann die Flucht ergriff, aus Furcht, daß an ihn selbst die Reihe kommen möchte. Lebendige Thiere, Vögel, Mäuse 2c. verschlang er, so daß der eigene Laut dieses Geschöpfes aus seinem Bauche heraus vernommen wurde. Einmal verschluckte er in Gegenwart von sieben, später deshalb eidlich abgehörten Personen ein ganzes Tintenfaß aus Eisen und Zinn, zugleich mit den Federn, Federmesser, Tinte und Sand. Ebenso außerordentlich war seine Stärke mit den Zähnen selbst. Er zog einstmals aus einem Rade mit den Zähnen allein alle die großen Nägel, womit es beschlagen war, heraus. Vermittelst einer bloßen Leine trug er mit den Zähnen den größten Ambos von einer Schmiede weg, den kaum zwei Schmiedegesellen bewegen konnten. Auf seinem Rücken trug er einst vier derbe Bauern aus dem Dorfe Pratau in die Stadt, ohne auszuruhen. Dies trieb er bis ins 60. Jahr, dann fing er aber an mäßig zu leben und brachte sein Leben bis auf 79 Jahre. Als er nach seinem Tode secirt wurde, ward das Innere seines Magens mit langen rauhen Haaren bewachsen gefunden.

463) Spruch von der Stadt Kemberg. [1])

Eine Meile von Wittenberg liegt die Stadt Kemberg; dahin reiste man früher auf dem sogenannten hölzernen Steinwege. Der Weg dahin war nämlich früher so sumpfig und morastig, daß er deswegen stets mit Hölzern belegt war, was zu diesem Sprichwort Veranlassung gegeben hat.

464) Der in Knechtsgestalt dienende Teufel. [2])

Ein Edelmann, in der Nähe von Torgau ansässig, ging einmal spazieren, da begegnete ihm ein Mann in Gestalt eines reisenden Knechtes (es war aber der Teufel), den fragte er, ob er sich zu ihm in Dienste begeben wolle, denn er bedürfe eines Dieners. Freilich wußte er dazumal nicht, wer jener war. Da antwortete derselbe mit „ja", er wolle ihm dienen, und als jener ihn fragte, wie er heiße, sagte er, er heiße Schart, d. h. auf Böhmisch der Teufel. „Wohlan", sprach der Edelmann, „so gehe mit mir heim", und führte ihn in den Stall und zeigte ihm die Pferde, die er warten sollte. Es war aber dieser Edelmann ein gottloser Mensch, der sich vom Stegreif nährte, wozu er denn freilich einen guten Knecht bekommen hatte. Einstmals reitet

[1]) Nach Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius S. 632.
[2]) Nach Remigius Bd. II. S. 77, und Hildebrand S. 314.

nun der Edelmann und befiehlt ihm ein Pferd an, das ihm sonderlich lieb war, das sollte er fleißig warten. Da nun der Junker hinweggeritten war, führte der Knecht das Pferd auf einen hohen Thurm. Als aber der Edelmann wieder nach seinem Hause zurückkehrte, erkannte ihn das Pferd, steckte den Kopf oben vom Thurme zum Fenster hinaus und fing an zu schreien, also daß er sich darüber sehr wunderte und fragte, wer denn das Pferd dort hinauf geführt hätte. Da sprach der fromme Knecht, er habe es gethan, damit das Pferd gut verwahret sei und er seines Herrn Befehl fleißig nachkommen möge. Das Pferd mußte mit großer Mühe vom Thurme wieder heruntergelassen werden.

Nicht lange darauf begab es sich, daß der Junker auf einen Beutezug aus war, und daß diejenigen, welche er beraubt hatte, ihm nacheilten. Da sprach der Knecht: „Junker, gebt eilig Flucht und steiget ab vom Pferde, denn sie kommen Euch nach." Dann aber kam er bald wieder zu ihm und sagte, er habe ihren Pferden alle Hufeisen genommen, daß sie nicht hätten fortkommen können, und klingelte mit dem Sacke, in dem die Eisen waren, und schüttete sie heraus. Endlich aber ward der Edelmann um eines Mordes willen gefangen. Als er nun im Gefängniß lag, rief er diesen Knecht um seine Hilfe an. Der Knecht gab ihm aber zur Antwort, er könne ihm nicht helfen, denn er habe zu starke eiserne Hosen an, mit eisernen Senkeln zugebunden. Aber der Edelmann hielt ferner an und sagte, er könne ihm doch helfen und ihn erretten, wenn er es nur thun wolle. Da ließ sich der Knecht endlich überreden und sprach: „Wohlan, ich will Dir helfen, Du mußt aber die Hände festhalten und nicht damit hin- und herfahren, denn ich kann's nicht leiden"; er meinte, er solle kein Kreuz für sich machen. Der Edelmann aber sprach, er solle ihm nur hinweg und davon helfen, er wolle sich wohl recht darinnen verhalten. Da nahm er ihn und führte ihn in der Luft davon, mit den Ketten und Fesseln. Dieweil aber der Edelmann in der Luft erschrack, schrie er überlaut: „Hilf Gott, wo bin ich?" Da ließ er ihn hinunter in einen Pfuhl fallen, kam heim und zeigte es seiner Frau an und sagte, sie solle ihn holen lassen. Die Frau aber lief mit dem Gesinde alsbald hinaus, fand ihren Junker also liegen und machte ihn los.

465) Der Teufel ärgert sich über Luthers Predigten.[1])

Als Dr. Luther die erste Einweihungspredigt in der neuen Schloßkapelle zu Torgau im Jahre 1544 hielt, hat der Teufel sich sehr darüber geärgert und sein Spiel getrieben. Er hat die Nacht über ein solches Gerumpel über dem Kirchengewölbe angerichtet und sich so laut aufgeführt, auch ein solches Geprassel gemacht, als wenn das ganze Gebäude auseinander gehen wolle. Item hat sich dazumal ein großer Wind erhoben, daß Dach und Fenster zerschmettert wurden. Darauf hat Luther geweissagt, es werde ein großer Fall an einem großen Herrn geschehen. Wie denn auch darauf geschehen ist und leider diese Lande inne geworden sind; er meinte nämlich das Unglück des Churfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg.

[1]) So nach Benj. Bieser, Kurzgefaßte Chronica der Stadt Torgau. Leipzig 1769 in 4. S. 12.

466) Wie Dr. Luther einen Teufel austreiben lehrt. [1])

Man liest in den Tischreden Dr. M. Luthers, daß eines Tages zu ihm ein Dorfpfarrer, Namens von Spitz, hart bei Torgau wohnend, gekommen ist. Der klagte ihm, daß der Teufel des Nachts ein Poltern, Stürmen, Schlagen und Werfen in seinem Hause mache, daß er ihm alle seine Töpfe und irdene Gefäße zerbreche und er keinen Frieden vor ihm habe, denn er werfe ihm die Töpfe und Schüsseln an den Kopf hin, daß sie in Stücke sprängen, plage ihn und lache seiner noch dazu, daß er oftmals des Teufels Lachen höre, aber er sehe nichts. Dies Wesen und Spiel habe aber der Teufel ein ganzes Jahr getrieben, also daß sein Weib und Kinder nicht mehr im Hause bleiben wollten, sondern flugs herausziehen möchten. Da sprach der Doctor Luther: „Lieber Bruder, sei stark im Herrn, weiche diesem Mörder, dem Teufel, nicht, leide und dulde sein äußerlich Spiel und Lärmen, auch den geringen zeitlichen Schaden, daß er Dir die Töpfe und hölzernen Schüsseln zerbricht, denn er kann Dir doch an Leib und Seele nichts thun, das hast Du bisher in der That also erfahren, denn der Engel des Herrn hat sich um Dich gelagert, der schützt und behütet Dich. Darum laß den Teufel immerhin mit den Töpflein spielen, Du aber bete zu Gott mit Deinem Weib und Kinderlein und sprich: Trolle Dich, Satan, ich bin Herr im Hause und Du nicht. Durch göttliche Macht und Befehl bin ich in diesem Hause Herr und ich habe einen himmlischen Beruf, daß ich Pfarrherr dieser Kirche bin. Deshalb habe ich Zeugniß vom Himmel und auf Erden und darauf poche ich. Aber Du, Teufel, schleichst Dich in dies Haus als ein Dieb und Mörder und bist ein Bösewicht und Mörder. Warum bleibst Du nicht im Himmel? Wer hat Dich in dies Haus geladen? Also singe ihm seine Litanei und lasse ihn seine Zeit spielen!" Also hat der Pfarrer auch gethan.

467) Der Spruch von den Bieren zu Belgern und Torgau.

Das alte Torgauer Bier hatte einen Geruch wie Gewürz; man sagte davon: „Torgauisch Bier ist der Armen Malvasier." Von dem der Stadt Belgern aber, einer Stadt, die Karls des Großen Freund Roland selbst erbaut und sich unter dem dort befindlichen Standbilde des Roland abgebildet haben soll, giebt es ein lateinisches Sprichwort: „Cerevisia Belgrana omnibus est sana."

468) Der Name der Stadt Eilenburg. [2])

Früher hat man gemeint, man habe den Namen dieses Ortes Julberg geschrieben, weil der Römer Julius Cäsar hier in dem Ostttheile des Meißner Landes eine Stadt erbaut habe, Julburg und späterhin Ylborg genannt. Andere haben sie Hilburg geschrieben und gesagt, der Name komme von der Hilda her, der Tochter des ersten Erbherrn der Grafschaft Eilenburg aus dem Wettin'schen Hause, Namens Friedrich, und noch Andere haben erzählt, sie sei 45 Jahre vor Christi Geburt von einem Kriegshauptmann des deutschen Fürsten Arminius, Namens Ilba, gebaut worden. Wieder Andere sagen,

[1]) Nach Missander, Deliciae histor. Dresden 1698. Th. I. S. 134.
[2]) S. Jer. Simon, Eilenburgische Chronica. Leipzig 1696 in 4°. S. 21 ꝛc.

sie heiße eigentlich Ilinburg nach ihrem Gründer, dem Feldhauptmann des Römers Drusus, Ilo. Allein wahrscheinlicher ist, daß die Stadt Eilenburg von der Eilfertigkeit also benannt worden ist, darum daß sie eilends zur Zeit großer Noth und Gefahr erbaut wurde und zwar von dem schon erwähnten Burggrafen Friedrich. Darum sagt auch das Sprichwort: „Er ist kein Eilenburger, sondern ein Senfftenberger", oder: „Er ist nicht von Eilenburg, sondern von Torgau, kömmt er nicht heute, kömmt er doch morgen." In Bezug darauf war sonst auf dem Riesensaale im Schlosse zu Dresden die Stadt Eilenburg unter den übrigen Städten des Landes also vorgestellt, daß ein Geistlicher und ein Fuhrmann neben einander stehen. Letzterer eilt, wirft aber in seiner Eilfertigkeit den Wagen um und zerbricht dadurch Rad und Wagen. Dabei ist die Umschrift: „Festina lente" (Eile mit Weile). Dabei wird erzählt, es sei einst ein Fuhrmann einem geistlichen Manne gegen Abend vor der Stadt Eilenburg begegnet und habe gefragt, ob er noch heute in die Stadt kommen werde? Dieser habe geantwortet: „Wenn er langsam fahre, so werde er noch hinein kommen; wenn er aber eile oder allzugeschwinde fahre, so werde es nicht geschehen." Weil aber diese Rede dem Fuhrmann ganz sonderbar vorkam, so dachte er, der heilige Mann wolle ihn äffen oder vexiren. Er ist also immer darauf zugefahren, allein bald darauf hat er ein Rad zerbrochen und ist also denselbigen Abend doch nicht hineingekommen. Davon hat die Stadt den Namen bekommen.

469) Das geheimnißvolle Marienbild zu Eilenburg. [1])

In der Stadt Eilenburg ist in der katholischen Zeit ein Marienbild gewesen, von dem man glaubte, daß es den Gebrechlichen, als Tauben, Stummen, Lahmen, Blinden, Siechen und Kranken helfe und sie gesund mache. Es kamen von weiten und fernen Orten Reisende und Wallfahrer zu dieser Lieben Frauen und brachten ihr Opfer, weil man sich einbildete, es habe eine wunderbare Kraft in sich. Später aber, als die Reformation in Eilenburg eingeführt ward, hat der neue evangelische Pfarrer Magister Kauxdorf dasselbe aus der Kirche auf den Markt bringen und untersuchen lassen, wo sich dann Folgendes herausgestellt hat (1523). Es war so gemacht, daß, weil es inwendig hohl war, man dahinter treten und durch ein geheimes Loch Alles sehen konnte, was die Leute, so vor demselben niederknieeten und es anbeteten, auch ihre Opfer und Einlagen demselben brachten, thaten oder vornahmen. Wie es nun der Pfaffe oder Mönch, der dahinter stand, für gut befand, konnte er durch die verborgenen Schnüre, Drahtzüge und andere Instrumente das Bild also regieren und reguliren, daß es bald die Augen, als wenn es lebe, gegen einen vor demselben Stehenden wendete oder wegkehrte, solche auf- und zumachte, ingleichen den Kopf bisweilen neigte, bisweilen schüttelte, wodurch es also ja oder nein zu verstehen geben wollte ꝛc. Wenn nun einer so böse Thaten, als Mord, Ehebruch, Hurerei, Diebstahl und dergleichen Laster an sich gehabt, vor ihm niederfiel und selbiges um Fürbitte anflehte, hat sich solches Bild gestellt, als wenn es schliefe, oder doch mit Schüttelung des Hauptes abschlägige Antwort von sich gegeben. Daher Mancher, der es im Vermögen gehabt, ein Stattliches an Geld oder an andern Sachen, um

[1]) So nach Simon S. 212. 556.

solches wiederum zu versöhnen und bei demselben Gnade zu erwerben, ihm aufgeopfert hat. Ingleichen wenn einem seine Bitte gewähret worden, welches das Bild durch Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Ansehen zu verstehen gab, indem es ihn gleichsam angelächelt, oder wenn einer etwa hernach von seiner Krankheit genesen, da hat denn Mancher fast sein halbes Vermögen aufgeopfert oder doch demselben eine große Gabe gethan.

Ein ähnliches wächsernes Marienbild ist auch zu Liebenwerda in der Kirche gewesen, welches man hoch angebetet und von dem man vorgegeben hat, es thue sonderbare Wunder mit Heilung an kranken Personen. Deswegen hat sich Dr. Martin Luther selbst dorthin begeben, die Leute eines Bessern unterrichtet, das Bild selbst aber vernichtet.

470) Der Teufel hilft einer Hexe vom Scheiterhaufen.[1]

Am 29. October des Jahres 1668 ist eine Frau von Priester (einem Amtsdorfe der Stadt Eilenburg) Namens Elisabeth, Hans Bräutigams, Einwohners daselbst, Ehefrau, so wegen der Hexerei und Zauberei, die sie an dem Schulmeister in selbigem Orte und seinem Viehe, so wie auch an vielen andern mehr ausgeübt, eingezogen und sowohl durch andere Zeugnisse als durch ihr eigenes Geständniß genugsam überwiesen worden, im Churfürstl. Amte auf dem Platze beim Berger Gottesacker an der Fahrstraße nur mit dem Schwerte gerichtet worden und zwar aus Versehen des Schöppenschreibers zu Leipzig, der das Urtheil verwechselt, da ihr sonst in dem Schöppenstuhle das Feuer oder der Scheiterhaufen zuerkannt gewesen war, und zwar, so ging damals die Rede, weil ohne Zweifel der Teufel als ihr lieber Buhle, wie sie ihn genannt, sein Werk dabei gehabt und so viele Augen verblendet haben muß, weil weder der Schöppenschreiber bei der Abschreibung und Ausantwortung, noch der Senior des Schöppenstuhls bei der Revidirung und Unterschreibung dieses Urtheils, wie auch die churfürstlichen Räthe bei Hofe, als welchen solches Urtheil vor der Execution uneröffnet zugeschickt worden war, bei dessen Ueberlesung und Confirmirung solchen Irrthum nicht beobachtet und alsofort corrigirt oder doch nach der Ursache, warum die Schöppen ihr als einer offenbaren Hexe und die ihrem Bekenntniß nach es gar mit dem Teufel gehalten, nicht das Feuer, sondern nur das Schwert zuerkannt hätten, gefragt; welches sie denn auch allerseits, als der Churfürst nach der Zeit deswegen hat Nachfrage thun lassen, selbst bekannt haben sollen.

471) Das blutende Hirschgeweih.[2]

Am 26. August des Jahres 1666 hat zu Butthauen, so eine Meile von Eilenburg nach Torgau oder Dommitzsch zu gelegen ist, bei einem Kohlbauer, Michael Polenz genannt, ein altes starkes Hirschhorn, welches lange Zeit von seinen Eltern noch her im Hause gelegen und er vor zwei Jahren an die Wand genagelt hatte, damit man etwas daran hängen könne, als sein Weib einen Milchhader oder Seihetuch, so sie den Abend zuvor darangehängt, wieder davon weggenommen, zu bluten angefangen und zwar nur aus einem

[1] S. Simon S. 768 2c.
[2] So Simon S. 764.

Ende oder Zacken, deren sonst sechs daran gewesen, welches sie alsbald im Hause lautbar gemacht, auch dem Pfarrer und vielen Leuten gezeigt, wie nämlich solches das Blut tropfenweise fallen lassen und zwar fast eine Kanne voll. Als es nun zum ersten Mal zu bluten aufgehört, ist der Amtsnotarius dahingekommen, welcher es besehen und für eine natürliche Feuchtigkeit hat erklären wollen. Aber was that Gott? Indem sie es noch besichtigten, fängt es zum andern Male an stark zu bluten, daß sie darüber erschrecken und sich verwundern, wie er denn zum Beweise solches Wunderzeichens etwas in einem Fläschchen davon mit nach Hause genommen, desgleichen auch ein Förster gethan, bei dem es hernach geronnen und hart geworden ist, dergestalt, daß er es hin und wieder hat vertheilen können.

472) Das Wechselkind bei Halberstadt.[1])

In Sachsen bei Halberstadt hat ein Mann einen Kielkropf gehabt, der hat seine Mutter und sonst noch fünf Ammen ausgesogen und überdies viel gegessen und sich ganz seltsam benommen. Diesem Manne haben die Leute den Rath gegeben, er solle ihn zur Wallfahrt gen Halberstadt zur Jungfrau Maria bringen und dort wiegen lassen. Diesem Rathe folgt auch der Bauer und trägt ihn dahin in einem Korbe. Wie er ihn aber über ein Wasser trägt und auf dem Stege oder der Brücke geht, so ist ein Teufel unten im Wasser, der ruft: „Kielkropf, Kielkropf!“ Da antwortete das Kind, so im Korbe saß und zuvor nie ein Wort geredet hatte: „Ho, ho!“ Deß war der Bauer ungewohnt und sehr erschrocken. Darauf fragt der Teufel im Wasser ferner: „Wo willst Du hin?“ Der Kielkropf sagt: „Ich will gen Halberstadt zu unser Lieben Frawen und mick alda laten wiegen, dat ick mög etwa digen.“ Wie solches der Bauer hört, daß das Wechselkind reden konnte, welches er doch zuvor nie an ihm gemerkt, wird er zornig und wirft das Kind alsbald mit dem Korbe, in dem er es trug, ins Wasser. Da waren die zwei Teufel zusammengefahren, haben „Ho, ho, ho!“ geschrieen, mit einander gespielt und sich über einander gekugelt, darnach sind sie aber zugleich verschwunden. Solche Kinder wechselt der Satan aus und legt sie den Leuten für ihre Kinder in die Wiege; sie gedeihen aber nicht, sondern fressen und saugen nur, sie werden aber nicht älter als 18—19 Jahre. Als Dr. Luther einst über Tische gefragt wurde, ob man auch solche Wechselkinder zu taufen pflege, antwortete er: „Ja, denn man kennt sie nicht gleich im ersten Jahre, sondern nur allein daran, daß sie ihre Mütter aussaugen.“ Es sagte aber Luther dann weiter: „Laßt uns den Teufel nicht verachten, denn er ist wahrlich ein Tausendkünstler.“

473) Der Teufel führt einen Säufer sechs Meilen weit weg.[2])

Als im Jahre 1623 das Halberstädtische Kriegsvolk auf dem Eichsfelde lag, haben etliche Kriegsleute in einem Dorfe daselbst mit einander bis um 12 Uhr in der Nacht tapfer getrunken und es hat einer aus dem Haufen seinem Kameraden auf des Teufels Gesundheit zugesoffen. Wie er nun ausgetrunken, da steht der Teufel vor dem Fenster, nimmt ihn mit seinem Seiten-

[1]) Nach Hildebrand S. 107.
[2]) S. Hildebrand S. 279 rc.

gewehr beim Kragen und führt ihn durch die Luft, sechs ganze deutsche Meilen Wegs in eine andere Besatzung, die K. Burg genannt, und wirft ihn dort mitten unter die Schildwachen, die nicht wenig erschrecken. Der Soldat, als er ein wenig zu sich selber gekommen, zieht seinen Degen und will um sich hauen und stechen, allein er wird von ihnen übermannt und zu ihrem Kapitän geführt und von selbigem befragt, wie er hierher komme, wem er diene und wo er sein Quartier habe? Er antwortet: er diene Fürst Christian, Bischof zu Halberstadt und habe sein Quartier in dem Dorfe W. Der Kapitän verwundert sich, läßt ihn dahin wieder begleiten und sich dort nach der Wahrheit erkundigen, wo er denn Alles genau so, wie hier erzählt, erfahren hat.

474) Der Zauberer Johannes Saxonicus zu Halberstadt.[1])

Zu Halberstadt in Sachsen ist ein gelehrter Dompfaffe gewesen, Johannes Saxonicus oder Johann Teutsch geheißen, ein gewaltiger Schwarzkünstler. Der hat einst im Jahre 1271 in der Christnacht, wann ein jeder Pfaffe drei Messen thun muß, die erste zu Halberstadt gehalten, die andere zu Mainz und die dritte zu Cöln, und dabei ist er auf einem Pferde von einer Stadt zur andern geritten. Von diesem Manne erzählt Johannes Agricola in seinen Sprichwörtern, er sei eigentlich der Bastard eines Geistlichen gewesen, weil er aber ein sehr gelehrter Mann war, so ist er wegen seiner außerordentlichen Kunst und Geschicklichkeit zu einem Kanonikat in Halberstadt, einer Stelle, wozu sonst nur Leute von Adel oder wenigstens Leute aus gesetzlicher Ehe entsprossen zugelassen zu werden pflegten, befördert und erhoben worden. Weil er aber seiner Geburt und Abkunft halber von seinen Collegen verachtet ward, hat er einstmals ein herrliches Convivium oder Gasterei angerichtet und dazu seine gedachten Collegen alle eingeladen, und als es einmal die Gelegenheit gegeben, da hat er sie gefragt: ob sie auch gern ihre Väter sehen möchten? Da sie ihm hierauf zur Antwort gaben: ja, Meister, wenn's sein könnte, so möchten wir sie gern sehen, hat er durch seine Zauberei etliche unförmliche und ungestaltete Gespenster hervorgebracht in Gestalt und Person eines Kochs, Reiters, Narren, Bauern und dergleichen gemeiner Leute, da sie denn selbst bekannt haben, daß sie deren Gestalten, auch solche Gesichter früher wirklich in ihrer Väter Häusern gesehen hätten. Zuletzt hat Johann Teutsch auch seinen Vater hervorgebracht, in Gestalt und Form eines Domgeistlichen, mit einem großen fetten Bauche. Als nun die Gespenster wiederum verschwunden waren, da hat er die Gäste gefragt, wessen Vater sie nun für den Vornehmsten hielten? Sie aber waren zum Theil vor Furcht erschrocken, zum Theil auch durch die Beschimpfung schamroth geworden. Deswegen entgegneten sie ihm nichts darauf, sondern nahmen ihren Abschied und gingen ein Jeder nach seinem Hause, allein seit dieser Zeit waren sie dem Johann Teutsch seiner Geburt und Herkommen wegen nicht mehr böse.

Das ist wohl auch derselbe Zauberer gewesen, der im Jahre 1272 nach Kreuznach aus Niederdeutschland kam, auf öffentlichem Markte seinem Knechte den Kopf abhieb und über eine gute Stunde später dem Körper, der auf

[1]) S. Lercheimer S. 114. Remigius Bd. II. S. 218. 274.

der Erde lag, wieder ansetzte. Man sah ihn daselbst oft mit Hunden in der Luft herumfahren, mit lautem Jägergeschrei, nicht anders, als wenn eine rechte Jagd angestellt und vorhanden wäre. Man sah ihn auch oft einen geharnischten Mann mit Pferd und Rüstung, manchmal auch ein Fuder Holz oder Wein mit Wagen und Pferd einfressen und verschlingen. Johannes Teutsch ist aber schließlich vom Blitze erschlagen worden.

475) Der nach seinem Tode Banquettirende. [1])

In Halberstadt wohnte einst ein reicher Mann, der eine prächtige Tafel hielt und sich in allen weltlichen Wollüsten wälzte. Er achtete die himmlische Glückseligkeit so wenig, daß er einmal sich nicht scheute, zu einigen seiner Freß- und Saufbrüder folgende gottlose Worte auszusprechen: „Wenn ich doch allezeit ein solches Leben, wie ich jetzt habe, behalten könnte, wollte ich niemals ein anderes begehren!" Oder, wie Andere wollen (vielleicht hat er Beides gesagt): Wenn Gott ihm die Erde lassen wolle, wie er nun darauf lebe, so wolle er ihm gern seinen Himmel für sich behalten lassen. Kurz hernach ward er, ganz wider seine Rechnung, von einer sehr schweren Krankheit angegriffen und also gezwungen, die Erde zu verlassen, ohne, wie ganz leicht zu vermuthen ist, in den Himmel zu kommen. Nach seinem Begräbniß sah man aber in seinem prächtig gebauten Hause alle Abende Gespenster erscheinen, also daß das Hausgesinde die Wohnung zu räumen und sich in eine andere zu begeben gezwungen ward. Dieser unglückliche reiche Mann oder sein Geist erschien mit einem Theile seiner Gesellen in dem Saal, den er in seinem Leben zu seinen Gastereien und Banquetten gebraucht, und um ihn her gingen Knechte mit Lichtern in den Händen, diese warteten auf bei der Tafel, welche reichlich versehen war mit goldenen Bechern, Krügen und Schalen. Viele Schüsseln wurden auf- und abgetragen, über dieses hörte man Clavicymbeln, Violen, Flöten, Lauten und andere Spielwerke klingen, und um es kurz zu sagen, alle Pracht, welche dieser reiche Narr in seinem Leben gezeigt hatte, äffte der Teufel nach seinem Tode in seinem Hause nach. Alle diese Gespenster verschwanden aber mit gewaltig ausbrechenden und viele Funken von sich werfenden Feuerflammen.

476) Die wunderbaren Steine zu Thale. [2])

Im Fürstenthume Halberstadt, ohngefähr eine Meile von Quedlinburg, unter dem frühern Amte Regenstein liegt ein Dorf, Thale genannt, in welchem sich ein Rittergut befindet, welches früher den Herren von Steuben angehörte. Auf dem Hofe befand sich sonst ein großer Kieselstein von ohngefähr zwei Centnern, welcher ganz rund und stark mit Moos bewachsen war, die andere Hälfte aber liegt in der Erde. Wenige Schritte davon, gegen Mittag, steht ein Gebäude, wo eine Kugel von gleicher Materie, nämlich von Kieselstein, etwa 8 bis 10 Ellen von der Erde in der Wand eingemauert zu sehen ist, doch also, daß man nur die Hälfte davon ansichtig wird. Mit diesen Steinen haben sich vor einiger Zeit allerhand seltsame Dinge zugetragen. Ist z. B. Jemand zu einem dieser Steine getreten und hat darauf gespuckt, hat er

[1]) S. Remigius Bd. II. S. 392.
[2]) S. Monatliche Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Bd. III. S. 124.

sofort eine derbe Maulschelle bekommen. Wenn manchmal neue Mägde auf dem Hofe in Dienste traten und ihre Wäsche oder andere Sachen auf besagtem großen Steine ausklopfen wollten, wurden sie auf gleiche Weise, wie auch diejenigen, welche aus Vorwitz daran geklopft oder sonst etwas darauf geworfen hatten, mit Ohrfeigen bewillkommnet. Das Vieh hingegen, welches diesen Stein berührte oder verunreinigte, pflegte bald darauf zu verrecken, weswegen auch der Besitzer des Gutes sich genöthigt sah, dieselbe Gegend mit einer Mauer zu umschließen und dadurch sowohl dem Vieh als auch unbekannten Menschen den Zugang zu verwehren, jedoch ist der Stein immer unter freiem Himmel liegen geblieben. Man versicherte auch als ganz gewiß, daß diejenigen, welche nur schimpflich von diesem Stein redeten, eben solche Belohnung empfingen, da im Gegentheil Andern nichts widerfuhr, welche den Stein von dem Moos und herumstehenden Nesseln reinigten, sonst aber weder mit Worten noch mit Werken demselben auf schimpfliche Weise zu nahe kamen. Einstmals hat der Besitzer dieses Landgutes das Gebäude niedergerissen und sowohl die Kugel als den großen Stein in die nahe vorbeifließende Bode werfen lassen, damit er diese Unannehmlichkeiten los würde. Allein er hat den erwarteten Zweck nicht erreicht, inmaßen ein Geist in Gestalt eines schwarzen oder grauen Mannes ihm beständig erschienen ist und ihm zugeredet hat, die Steine binnen einer gewissen Zeit wieder an ihren Ort zu bringen, wofern ihm nicht ein großes Unglück widerfahren solle. Da sich nun derselbe darnach nicht gerichtet hat, hat ihm der Geist nochmals eine gewisse Zeit bestimmt, mit dem Andeuten, daß im entgegengesetzten Falle sein Vieh insgesammt verrecken werde. Jener wollte noch nicht gehorchen und mußte in der That bald erfahren, daß alles Vieh auf dem Hofe schleunig hinweggerafft wurde, worauf der Geist ihm solches nochmals unter der Bedrohung, daß er sonst seinen Sohn verlieren werde, auferlegte. Da ihm nun auch der Sohn starb und ihm endlich der Verlust seines eigenen Lebens angedroht ward, er auch selbst bereits anfing krank zu werden, hat er sich zuletzt entschlossen, die Kugel und den Stein wieder an ihre Stelle bringen zu lassen. Allda sind nun beide Stücke heute noch zu sehen, und hat nicht allein Jedermann Ruhe, so lange denselben kein Schimpf widerfährt, sondern der Hof genießt auch fortwährenden reichen Segen in der Haushaltung und im Ackerbau.

477) Das Gespenst zu Tuttelstädt.[1])

Es wohnte im Dorfe Tuttelstädt, ohngefähr eine Viertelmeile von Erfurt, welches damals dem Churfürsten von Mainz gehörte, im Jahre 1581 ein Bauersmann, Hans Schiel geheißen, der hatte eine Ehefrau Margarethe, beide gute schlichte einfältige Leute, die ihre Nahrung im Schweiße ihres Angesichts suchten, sonst aber bei Männiglich in Ehren und gutem Leumund standen. Dieselben hatten in ihrer Ehe einen Sohn erzeugt, außer diesem aber hatte der Bauer aus seiner ersten Ehe auch noch einen; letzterer war ohngefähr 16 Jahre alt und hieß wie sein Vater Hans, ersterer aber war

[1]) S. Joh. Körner, Warhaffte Beschreibung einer Wundergeschicht, so sich in diesem jetzo lauffenden 81. Jahr im Dorffe Tuttelstedt, eine Viertheil Meile wegs außerhalb Erffurdt 2c. mit einem ungehewren gespenst oder geist von dem XXVIII. Februarÿ bis auff den XXVIII. Aprilis zugetragen. Zu Cölln durch Maternum Cholinum 1581 in 12.

9 Jahre alt und hieß Martin. Beide wurden von ihren Eltern in der Furcht Gottes und dem katholischen Glauben erzogen. Da trug es sich zu, daß, als genannter Hans Schiel sich an einem Dienstag des Jahres 1581 am 28. Februar nach vollbrachter harter Bauernarbeit mit seiner Frau und diesen seinen zwei Söhnen zwischen 7 und 8 Uhr Abends in seiner ärmlichen Hütte zur Ruhe begeben hatte, sich ein Gerassel und Werfen im ganzen Hause, namentlich über der Stube, wo der Bauer mit seiner Familie lag, erhob, daß sie sämmtlich davon nicht wenig befremdet wurden und meinten, es sei ein Dieb ins Haus gebrochen, der sie noch um ihr bischen Armuth bringen wolle. Darum haben sich auch der Bauer und sein ältester Sohn alsogleich aufgemacht, ein Oellicht angezündet und in allen Winkeln und Ecken des Hauses fleißig nachgesucht. Da sie aber nichts fanden, haben sie sich wieder niedergelegt, das brennende Oellicht aber bei sich behalten. Als sie jedoch kaum in das Bett gestiegen waren, da hat es angefangen mit Erdklößen eine Bohne groß oder auch mit noch größern Stücken bald nach dem Manne und seinem Weibe, bald nach den zwei Söhnen, bald nach dem Lichte zu werfen, was sie sämmtlich mit Furcht und Zittern gehört, gesehen und empfunden haben. Ob sie nun wohl sich im Bett aufgerichtet und sich sorgfältig umgeschauet, haben sie doch nichts als die Erdklößlein, womit sie geworfen wurden, gesehen und zwar nicht eher, als wenn sie von ihnen getroffen worden. Weil sie nun aber kein Aufhören bemerkt, so ist gedachter Schiel mit seinem Weibe und Kindern aufgestanden, ist in die Stube geflohen und hat gemeint, wenn er die Stubenthüre ordentlich verschließe, werde er wohl Ruhe haben. Allein ob er wohl Thüre und Fenster auf's Beste verriegelt und zugemacht, ist er hier doch ebensowenig als auf dem Boden in Ruhe gelassen worden, sondern hat das Kippen und Werfen die ganze Nacht über sich gefallen lassen müssen.

Am andern Tage, dem ersten März, so bald der Tag anbrach, hat sich Hans Schiel mit seiner Ehefrau berathen, was zu thun sei und sich vorgenommen, nach Erfurt zu seinem Pfarrherrn zu gehen und um dessen Rath zu bitten, allein sein Weib hat ihm abgeredet und gemeint, sie müßten sich doch die Sache noch genauer überlegen, zumal da trotzdem daß es heller lichter Tag ward, die Unruhe im Hause doch nicht aufhörte. Als nun dieser Tag auch beinahe vergangen war und die Nacht herannahte, da läßt Hans Schiel den Vater seines Weibes, Hans Schauer, so der älteste Einwohner im Dorfe war, desgleichen seine zwei Brüder Hans und Erhard Schiel, beide Einwohner daselbst, zu sich rufen, als wolle er nur für die lange Weile mit ihnen sprechen, verbietet auch allen seinen Hausgenossen Niemandem, was sich zugetragen habe, zu offenbaren, damit diese nicht scheu gemacht würden und er vernehmen möchte, ob Andern auch so wie ihm mitgespielt werden würde.

Wie diese nun kamen und eine Weile von ihren Bauernangelegenheiten sich unterreden, wird Hans Schauer mit einem Erdenklößlein an den Kopf geworfen, allein er hat das, weil es ihm keine Schmerzen verursacht, nicht weiter geachtet, sondern mit Stillschweigen vorübergehen lassen. Als sie nun weiter reden, wird er zum andern Male geworfen, allein nun will er wissen, wer geworfen hat, denn er hatte seine beiden Kameraden deshalb in Verdacht. Da wird der gute alte Mann zum dritten Male an den bloßen Kopf getroffen, und diesmal etwas härter denn zuvor, und als er darüber in Zorn

gerieth, indem er meinte, er werde von den Seinen genarrt, da erst wird ihm die Sache erklärt und er befragt, was zu thun sei. Mittlerweilen werden die Erdenklößlein, welche alle aus der Lehmwand des Bauernhauses gerissen worden waren, zusammengelesen und deren fünf Mandeln, 75, gezählt, allein die Mehrzahl ist unaufgelesen geblieben.

Nun hat Hans Schiel's Bruder, der kleine Erhard, kleine Kugeln etwa eine Faust groß von weichem Lehm gemacht und dieselben mitten in die Stube gelegt, in der Meinung, es werde darnach greifen und damit werfen, hat sich auch auf die Diele gesetzt und fleißig umgeschaut, ob er etwas ersehen könne, allein er hat nichts vernommen, endlich aber bemerkt, daß es in die hingelegten Kugeln gebissen, oben hinein mit zwei breiten, von unten herauf nur mit einem Spitzzahne, dazu den Lehm ganz naß wie mit einem Hundebiß begeifert. Sie haben dann den Lehm wieder zugedrückt und abermals zu runden Kugeln gemacht und hingelegt, die dann gleichfalls wie die ersteren gebissen worden sind, allein weiter haben sie nichts gesehen. Es hat aber Schiel ein Hühnchen bei sich in der Stube herumlaufen gehabt und dieses hat allemal, wenn es werfen wollte, mit Gackern es angemeldet. Als sie nun aber den Lehm zum dritten und vierten Male rund gemacht und hingelegt, ist in alle diese Kugeln wie vorher gebissen worden, bis endlich das Ungeheuer den Lehm genommen und den Zuschauern an die Köpfe geworfen hat, gleichwohl haben dieselben nichts als dieses gesehen. Mit solcher Kurzweil haben sie nun die ganze Nacht zubringen müssen, als aber am folgenden Tage und Nacht es in gleicher Weise fortgefahren, da ist das Weib mit ihrem jüngsten Sohne in das Haus des kleinen Erhards geflohen und daselbst vor Furcht eine Nacht geblieben, Hans Schiel aber sammt seinen zwei Brüdern und seinem ältesten Sohne sind im Hause geblieben und haben ihr Kreuz mit Geduld ertragen.

Nun ist Peter Teschner, ein Einwohner zu Tuttelstädt, in gedachtes Haus gekommen, um Schiel in seinem Kreuze zu trösten, da hat aber der wüthende Geist demselben den Nagel auf der großen Zehe mit einem Steine zweimal entzwei geworfen; derselbe hat auch nicht lange gesäumt, sondern ist mit Heulen und Wehklagen davongegangen.

Den 3. März hat es sich nun also angelassen, daß Männiglich verstehen können, daß es nicht blos ein leeres Gespenst, sondern wirklich ein Werk des Satans sei, denn es hat zwar nachgelassen mit Erdklümpchen zu werfen, dagegen aber Steine erwischt und zwar von halben, ganzen, drei, vier, fünf, jawohl von zehn Pfunden, die es zum Theil in Hans Schiel's Behausung und Hof, zum Theil von der öffentlichen Gasse aufgehoben (denn man hat die Höhlung, darin der Stein gelegen, ganz gut sehen können) und hat damit die Einwohner des Hauses und wer sonst dahin gekommen, geworfen und zwar nicht etwa leise und obenhin, sondern dermaßen, daß sie oft nicht vermochten, Hände oder Arme bis an den Mund zu führen.

Alsdann hat sich Hans Schiel erhoben und wohl gemerkt, daß länger zu schweigen sich nicht wohl schicken dürfe, sondern ist nach Erfurt geeilt und hat sich schleunig zu seinem Pfarrherrn verfüget und demselben gemeldet, was sich in seinem Hause zugetragen. Dies hat den Pfarrherrn auch nicht wenig befremdet und er wohl gezweifelt, ob Alles wohl so sei, wie jener ihm vorgebracht, allein er hat doch den guten Mann geheißen im Namen Gottes wieder nach

Hause zu gehen und sich seinem Gott und den lieben Heiligen zu befehlen, er wolle ihn auch in sein Gebet einschließen und so bald als möglich zu ihm kommen und es selbst in Augenschein nehmen. Hans Schiel hat sich darauf wieder nach Tuttelstädt begeben und die Sachen so wiedergefunden, wie er sie verlassen; als ihm aber seine Nachbarn riethen, er solle eine Zeit lang aus dem Hause weichen und sehen, wo die Sache hinauswolle, da hat er solches nicht gewollt, sondern hat geantwortet, er habe sein Haus für sich, sein Weib und seine Kinder mit seiner Hände Arbeit sauer erworben und bezahlet, sei Niemand etwas schuldig, und wenn man dem leidigen Teufel so viel einräumen wolle, daß er die Macht haben solle, einen aus seinen vier Wänden zu jagen, dann dürfe auch kein Anderer im Dorfe mehr sicher in seinem Hause bleiben. Er wolle also ausharren und sein Herr und Erlöser, der ja den Teufel und alle höllischen Heerschaaren überwunden, der werde ihn auch von diesem Kreuze erlösen, und solle es geschehen, daß er oder die Seinigen das Leben darüber lassen müßten, so werde mit Gottes Hilfe dies doch ihrer Seelen Heil und Seligkeit nicht schädlich sein. Als er nun solches zu seinen Nachbarn gesagt, ist er mit seinem Weibe und Kindern, sowie seinen zwei Brüdern, nachdem sie sich alle zuvor mit dem Zeichen des heil. Kreuzes bezeichnet, wieder ins Haus zurückgekehrt und hat nach wie vor auf sich werfen lassen. Jedoch hat es jetzt keine Steine in die Stube gebracht, sondern nur mit dem, was in der Stube war, als mit Schüsseln, Schuhen, Tellern, Löffeln und dergl. nach ihnen geworfen.

Am folgenden Tage, einem Sonnabend, den 4. März, dieweil eben großer Wochenmarkt in der Stadt Erfurt und dieses Haus gleich an der Landstraße gelegen war, wo viel Volk hin und her reist, hat der ungeheure Geist greulich zu wüthen angefangen und dermaßen um sich geschlagen und geworfen, daß Jedermann gemeint, er werde das Haus umkehren, wie er denn auch dreifache Schindeln, in der Breite eines ziemlich großen Tisches, oben im Dache mit Steinen ausgeworfen und ist darnach fast den ganzen Tag also mit Werfen aus demselben Loche fortgefahren, darüber sich die Marktleute haufenweise gesammelt und dies Alles mit Verwunderung angesehen haben.

Sonntags den 5. März ist der Pfarrherr Johann Zimmer und Johann Naumburger, Schulmeister zu Melchendorf und Tuttelstädt, nach gehaltenem Amte der heil. Messe ins Haus gekommen, um die Sache kennen zu lernen; ehe aber gemeldeter Pfarrherr den ersten Fuß recht ins Haus gesetzt, hat er einen Erdkloß am Halse gehabt, worauf der Pfarrherr anfing den Geist zu beschwören, daß er seines Stürmens und Muthwillens, auch wie er dahin gekommen, Ursache anzeigen solle, allein es ist ihm auch nicht mit einem einzigen Worte, wohl aber zu drei Malen mit Steinen und Erdklößen geantwortet worden. Wie nun solches der Pfarrherr gesehen und gefunden, daß alles so sei, wie ihm gemeldet, aber auch auf solche Weise nichts auszurichten sei, hat er es für gut gehalten, der Obrigkeit solches zu vermelden, auch den guten Mann mit sich nach Erfurt genommen und ist mit demselben zu dem gelehrten Herrn Dietrich Buchemeyer, Churf. Mainzischen Siegeler, gegangen und hat selbigem, was sich begeben, ordentlich erzählt. Selbiger hat aber diese Sache, die einer Erdichtung ähnlicher als einer Geschichte gesehen, nicht für Ernst gehalten; da sich aber weder Hans Schiel noch der Pfarrherr davon überzeugen lassen, hat er gemeint, er vermöge nicht sich mit einem

solchen Geist einzulassen, es seien dazu andere Leute vonnöthen und hat sie an den Churf. Mainzischen Hof gewiesen, dahin sie auch stehenden Fußes gegangen sind.

Als sie nun aber, daselbst angelangt, hörten, daß gerade jetzt bei dem Churf. Mainz. Vitzthum, Herrn Georg Oland, der Rechte Doctoren, viele ansehnliche Personen anwesend seien, also meinten, daß sie sobald ihre Abfertigung nicht erlangen würden, hat der gemeldte Pfarrherr sein Pfarrkind zu Herrn Nicolaus Ellgart, Weihbischof zu Erfurt geführt und haben sie, als derselbe nach gehaltener Predigt im Stifte zu Unserer Lieben Frauen von der Kanzel gestiegen, wie zuvor dem Herrn Siegeler ihr dringendes Anliegen entdeckt. Darauf hat Se. Hochwürden den betrübten Mann väterlich getröstet, ihm auch versprochen, er wolle deshalb mit anderen Geistlichen conferiren und auf Mittel und Wege sinnen, wie dem Satan könnte gesteuert werden, auch befohlen, diese Sache dem Herrn Vitzthum, als der ordentlichen Obrigkeit dieses Ortes, zu melden.

Montags den 6. März, wie Hans Schiel mit den Seinigen die ganze Nacht über ganz übel von dem ungeheuren Geiste tractirt worden war, hat er sich des Morgens wieder auf nach Erfurt gemacht, sich in den ehemaligen Churf. Mainzischen Hof begeben und obgedachtem Herrn Vitzthum nach der Länge sein Bedrängniß ganz genau, wie oben vermeldet, erzählt, ihn um Rath gebeten und insonderheit gefragt, ob er sein Haus verlassen solle oder nicht. Darauf gedachter Herr Vitzthum von ihm hören wollen, von wem ihm selbst däuchte, daß ihm solches Ungemach komme, ob er mit Jemand in Feindschaft lebe, ob ihm von Andern Böses gedroht worden, ob einige bekannte Zauberer oder Zauberinnen im Dorfe lebten, ob er einige Vermuthung deswegen habe, ob solches seine Hausfrau, Kinder oder sonst Jemanden im Hause gleich ihm angefochten habe und was überhaupt seine Nachbarn und andere Leute davon hielten.

Als nun aber gedachter Hans Schiel auf alle diese Fragen keine bestimmte Antwort geben konnte, auch meinte, er könne sich nicht erinnern, jemals in seinem Leben mit irgend wem in Zwiespalt gelebt zu haben, wisse auch von keinem Zauberer weder im Dorfe noch anderswo, habe auch sammt seinem Weib nie zuvor dergleichen erfahren oder empfunden, könne auch nicht wissen, was es für ein Wesen sei, seine Nachbarn dächten jedoch, es müsse ihm von irgend Jemandem etwas angethan sein. Als nun aber gedachter Herr Vitzthum nichts weiter aus dem Hans Schiel herausbringen können, hat er sich daran erinnert, was sich vor einiger Zeit mit der Jungfrau zu Eßlingen, auch mit Hans Vatern allhier in Thüringen zugetragen und was sonst noch an andern Oertern betrüglicher und falschlistiger Weise sich begeben habe. Er hat also gedachten Bauern mit hartem Ernst angeredet und ihm gesagt, er möge sich wohl fürsehen, daß solches nicht etwa sein und der Seinen angestiftetes Werk sei, er solle wissen, es werde nichts so klein gesponnen, es komme doch zuletzt an die Sonne, und so er bei einiger Falschheit sich betreten lasse, so solle es ihm nicht geschenkt werden, sondern er ernster Strafe gewärtig sein. Ueber solche Reden ist aber der arme Mann gewaltig erschrocken und hat um Gottes Willen gebeten, der Herr Vitzthum wolle ihm solchen Verdacht erlassen, er sei es wohl zufrieden, daß, wenn einige Schalkheit dahinter stecke, man ihm alle Plagen dafür anthun könne,

die man nur wolle. Demnach hat es nun dem gedachten Herrn Vitzthum gedäucht, es möge der Mann wohl an der Sache unschuldig sein, hot ouch angefangen ihn zu tröften und zu ermohnen, sich ein mannhaft christlich Herz zu fassen, er sei ja ein Christ und der böse Feind könne ihm ja wider Gottes Willen nicht schaden, er möge jedoch das Haus nicht so plötzlich verlassen, sondern auf alle Dinge gut Achtung geben und wahl im Gedächtniß behalten, auch heimlich Nachfrage halten, ob ihm wohl eine Person solche Last zugefüget; er solle, sa ihm etwas Beschwerliches begegne, es nicht unterlassen, es alsbald anzubringen, er, der Vitzthum, walle bei ehester Gelegenheit selbst dahinkammen, um die Sache in Augenschein zu nehmen.

Als nun Hans Schiel wieder zu Hause kommt, findet er es in seinem Hause wieder wüthen und toben wie zuvor; seine Nachbarn, so ein herzliches Mitleiden mit diesen bekümmerten Leuten getragen, fanden sich bei ihm ein und gaben bald diesen, bald jenen Rath, brachten auch etliche geweihete Kräuter und Palmen mit sich, machten davan im Hause einen Rauch in der einfältigen christlichen Zuversicht, als werde das Ungeheuer davor fliehen. Welches jedach nicht nur nicht geschah, sondern es hat noch viel schlimmer gewüthet, auch auf diejenigen, so das Rauchwerk gemacht, mit Halz und Steinen geworfen, endlich auch mit einem dreipfündigen Steine das irdene Geschirr, darin das Rouchwerk gehalten, in einzelne Trümmer geworfen.

Als nunmehra kein Zweifel mehr war, daß dieses ein Werk des Satans sei, dabei aber es ebenso gewiß ist, daß Gott der Allmächtige in seiner katholischen christlichen Kirche bei denen, die den rechten Glauben haben, Gewolt hinterlassen hat, die Teufel, wa sie auch den Gläubigen Schaden zufügen, zu vertreiben, hat der Herr Weihbischof, nachdem er mit gedachtem Herrn Vitzthum und etlichen Theologen Rath gepflagen, Herrn Johann Körner, Canonicus zu Unserer Lieben Frauen Stiftskirchen, sowie auch Pfarrherrn zu St. Niclas in Erfurt nebst einigen andern Geistlichen befohlen, mit allem, was zu dem heil. Amte der Messe nöthig, hinaus nach Tuttelstädt zu ziehen. Es haben sich selbige auf den 7. März zu früher Tageszeit aus Erfurt an besagten Ort begeben, daselbst mit gebagenen Knieen mit vielen andern benachbarten Geistlichen zu Gatt gebetet und schließlich die dasige Obrigkeit befrogt, was sie von besagter Sache wisse. Die haben denn alle übereinstimmend geantwortet, sie wüßten als einfältige Bauersleute nicht, wofür sie die Sache halten sollten, allein die gesunde Vernunft sage ihnen, daß es ein guter Geist nicht sei. Hierauf haben sie die Geistlichen über die Stuben ouf die Lauben ader Boden geführt, wo über zweihundert große und kleine Steine lagen, die da alle von diesem Ungeheuer dorthin geworfen worden waren, hoben auch ferner das Loch im Dache gezeigt, desgleichen eine große alte Kiste, darauf sie Asche gestreut, darin eine Spur zu sehen war, die aber keinem bekannten Thiere glich, sondern beinohe einer Menschenhand mit ausgesperrten Fingern, der Daumen weit zurück in die Mitte gesetzt, anzusehen gewesen.

Wie nun die Geistlichen in der That gefunden, daß es nicht ein leeres Wort oder Fabelwerk gewesen, so hat Herr J. Körner auf der Lauben, da es am Meisten gestürmt (wie wohl es in Gegenwart der Geistlichen ganz still gewesen), das hochheilige Amt der Messe gehalten, auch Hans Schiel sammt seinem Weibe und ältesten Sohne, nachdem sie gebeichtet, alsbald mit

dem heil. Sacrament des wahren Leibes und Blutes Christi nach christlichem katholischen Gebrauche gespeiset.

Von dieser Stunde und Tage an hat nun Gott durch seine göttliche Gnade den bösen Geist abgehalten, so daß er die armen Leute fünf ganzer Tage lang in Ruhe lassen mußte, allein Sonnabend vor Judica den 11. März um Mitternacht hat derselbe sich wieder hervorgethan und wie zuvor auch geschehen, gehauset, Hans Schiel sammt seinen obgemeldten Hausgenossen aus ihren Betten und Kammern bis hernieder in die Stuben mit großen und kleinen Steinen, so zum Theil ganz naß, als wenn sie frisch aus dem Bache gezogen wären, gejagt und dies hat die ganze Nacht über und die folgenden vier Tage gewährt. Weil er nun aber von einem Bauer seines Gleichen gehört, daß der böse Geist vor Fluchen und Schwören weichen müsse, hat er aus Einfalt angefangen aufs Greulichste zu fluchen und zu schwören und auf solche Weise dem Teufel zu gebieten, allein dieser hat sich nicht allein nicht schrecken lassen, sondern als wäre er dazu aufgefordert worden, noch härter und stärker als zuvor auf sie geworfen und zu verstehen gegeben, daß ihm durch Gotteslästerung nicht gesteuert, sondern vielmehr gedient werde.

Es hat nun der gute Mann, weil er weder durch die Priesterschaft noch durch Schelten und Fluchen etwas geschafft, angefangen melancholisch und schwermüthig zu werden; weil ihm aber der Herr Vitzthum befohlen, so sich weiter etwas Beschwerliches ereigne, solle er es ihm wissen lassen, hat er sich wieder zu demselben in die Stadt begeben und ihm klagend vorgebracht, was sich mit seinem Hausgespenste neuerlich wiederum begeben. Derselbe hat ihn getröstet und gesagt, er habe sich längst vorgenommen, zu ihm heraus zu kommen, sei aber wegen Leibesschwachheit daran verhindert worden, sobald er aber ohne seine Gesundheit zu verletzen dies werde bewerkstelligen können, werde er selbst kommen, er solle jedoch aus dem Hause nicht weichen, es wäre denn die äußerste Noth. Indeß solle er wiederum zu dem Herrn Weihbischof gehen und seinen Rath begehren und was ihm solcher sagen werde, flugs ausführen. Am 14. März hat nun der Geist nicht allein die Menschen, sondern auch das unvernünftige Vieh geängstigt, denn da zwei Kühe im Stalle gestanden, deren eine vorlängst ein Kalb geworfen, welches Hans Schiel mit einem Stricke bei den Kühen angebunden, findet er dasselbe ohne männigliches Zuthun von dem Stricke, als wäre er zerbissen und zerkauet gewesen, losgemacht. Zwar hat er dasselbe wieder angebunden, aber ehe er noch davon gegangen, hat er es auf die vorige Weise wiederum losgemacht gefunden. Darüber ist er nicht wenig ergrimmt und hat nun einen starken Strick dem Kalbe vierfach um den Hals geschlagen, den er nichts desto weniger alsbald wie mit einem Scheermesser entzwei geschnitten gesehen, hat auch das Kalb also bis auf den folgenden Tag unangebunden müssen stehen lassen.

Denselben Tag ist nun der Bauer abermals zu dem Herrn Vitzthum gegangen und hat ihm berichtet, was mit dem Stricke sich ereignet habe, dieser hat auch den 15. März den gedachten Herrn Pfarrherrn Johann Körner und den churfürstlichen Landsknecht-Hauptmann Hansen von Eltz zu sich beschieden und ihnen angesonnen, mit ihm hinaus gen Tuttelstädt zu fahren und selbst zu beschauen, was das Ungeheuer angestellt habe.

Als sie nun daselbst angekommen sind, wird ihnen angezeigt, daß es denselben Morgen mit Steinwerfen, insonderheit zur Hausthür hinein gestürmt,

es sind ihnen auch allda frische Schrammen in den Brettern an der Thüre und Wänden des Steinwurfs gezeigt worden. Es haben auch etliche Knaben und Weibspersonen aus der Nachbarschaft, die außer dem Bauer und seiner Frau sich in dem Hause befunden, dem Herrn Vitzthum etliche Steine und Hölzer vorgezeigt, womit sie geworfen worden waren; als jene aber ins Haus getreten, ist alles still gewesen und nichts weder gehört noch gesehen worden. Der Herr Vitzthum hat nun aber selbst mit bloßem Schwerte alle die Orte im Hause, von wo gemeiniglich Steine hergeflogen kamen, untersucht, ob vielleicht irgend eine falsche Arglist dahinter verborgen sei, hat auch einen starken beherzten Knecht mit einem Knebelspieße alle Winkel oben und unten im Hause durchkriechen lassen, es hat sich aber nichts zeigen wollen. Darüber haben sich denn auch die Hausleute nicht wenig verwundert, haben sich auch etwas mehr in dem Hause auf- und abzugehen unterfangen und dem Herrn Vitzthum und seinen Begleitern die Oerter und Plätze, wo es sein Wesen getrieben, gezeigt, endlich sie auf ein Stück Landes, das neulich erst mit Pflanzensamen besäet worden, geführt, und sie haben in diesem weichen Erdreich, da es neuerlich erst geregnet, hin und wieder solche Fußtapfen, wie früher in der Asche, bemerkt. Wie nun also alles fleißig durchsucht und nichts gespürt worden, da hat gedachter Herr Vitzthum den Mann im Beisein des Pfarrherrn in die Stube genommen und ihn aufs Ernstlichste ermahnt, er solle ihm nochmals die pure lautere Wahrheit sagen, denn so es anders werde befunden werden als er und Andere berichtet, sollten sie ohne ernste Strafe nicht davon kommen. Jener hat aber geantwortet, was ihm bewußt gewesen, habe er bereits angezeigt, weiteres wisse er selbst nicht. Hierauf haben der Herr Vitzthum und seine Begleiter den Mann ermahnt und ihm geheißen auf Gott zu vertrauen, und sind wiederum gen Erfurt gezogen. Von diesem 15. März an ist es im Hause still gewesen und nichts vernommen worden bis zum 27., welches war der Montag in den heil. Ostern. Da hat sich der unruhige Geist des Morgens wieder mit drei Schlägen hervorgethan und ist recht mörderisch mit den armen Leuten umgegangen, anfänglich hat er nicht mit kleinen Erdklößen geworfen, sondern mit drei- und vierpfündigen Steinen die Leute im Hause aufgeweckt, sie über Hals über Kopf eilends aus ihrem Lager in die Stuben gejagt, allwo sie jedoch ebensowenig wie auf der Lauben sicher gewesen. Als nun der Tag anbrach und die Hausfrau sich fürchtete aus der Stube zu den Kühen zu gehen, sprach ihr der Mann Muth ein und ging auch selbst mit ihr in den Stall. Als das Weib nun ihre Arbeit verrichtet, die Kühe gemolken und das irdene Gefäß mit der Milch, deren bei fünf Maß von zwei Kühen gewesen, in den Schrank setzen will, wirft das Ungeheuer mit einem zweipfündigen Steine mitten in den Milchasch, so daß derselbe in Stücke zerbricht und die Milch im Hause herumschwimmt, wie die Frau solches mit weinenden Augen ihren Nachbarn geklagt und gezeigt hat.

Folgenden Tages am 28. März, da das Weib wiederum zu ihrem Vieh gehen will, wirft dieser teufelische Geist mit einem dreipfündigen Steine dem armen betrübten Weibe eine blutige Wunde in den Kopf, davon sie wie todt mit erbärmlichem Geschrei zur Erde gesunken ist. Das hört der Mann, läuft geschwind mit dem ältesten Sohne dem Weibe zu Hilfe, haspelt sie auf, so gut wie er konnte, eilt mit ihr in die Stube und befiehlt seinem ältesten

Sohne, ihre Arbeit zu verrichten. Da fängt der Sohn an so erbärmlich zu schreien, daß der Vater eilt zu sehen, was geschehen sei, findet auch den Sohn gleicher Gestalt sich auf der Erde herumwälzen, von einer zweipfündigen eisernen Kugel getroffen, welche er vor 20 Jahren zu Melchendorf auf einem Acker liegen gefunden und bis dahin bei sich behalten hatte, und die nach ihm den Abend zuvor der unruhige Geist geworfen, aber ihn nicht getroffen hatte. Er hebt nun seinen Sohn auf und schleppt ihn hinaus auf den Hof, weil zu der eisernen Kugel noch ein Stein nach dem andern im Hause geflogen kam. Darauf macht sich der bedrängte Mann abermals auf den Weg nach Erfurt, nimmt die geworfenen Steine und Kugeln mit sich und zeigt sie dem Herrn Vitzthum und dem Doctor beider Rechte Herrn Vitt Miletus, welche ihn gleichwohl ausharren heißen und ihm befehlen, dieselbe Kugel zu dem Herrn Weihbischof zu tragen. Es hat nun dieser am 29. März mit besagten Herren Rath gehalten, wie diesem Uebel zu begegnen und dem Teufel zu steuern sei, und sie haben beschlossen, dem frechen Geiste mit geistlicher Uebung zu begegnen und das Uebrige Gott dem Allmächtigen anheimzustellen. Sie haben dann besagten Herrn Johann Körner und noch andere Geistliche zu sich gefordert und sie aufgefordert, sich mit Fasten und Beten, Beichten und Büßen zu diesem geistlichen Kriege zu rüsten und dann selbander nach Tuttelstädt zu gehen. Diesen Tag und die Nacht aber, ehe sie von Erfurt auszogen, ist der Satan in dem oft genannten Hause zu Tuttelstädt ganz unruhig gewesen, weswegen Hans Schiel seine vorgenannten beiden Brüder bitten müssen, des Nachts bei ihm zu bleiben, wie denn auch geschehen. Am Abend, als man Licht anzündete und nach bäuerischem Gebrauche ein Oellicht mitten in die Stube aufgehangen hat, fängt der kleine Hans Schiel an: „Wie, wenn es uns etwa das Licht auslöschte?" Ehe dieser das Wort recht ausgeredet, wird das Licht mit einem Knüttel geworfen, daß es in der Stube ausgelöscht herumgefahren; sie haben aber nicht lange gesäumt, sondern nach dem Feuerzeuge gegriffen, so auf dem Tische gestanden. Aber umsonst, denn der schalkhafte Geist hatte es versteckt. Ehe sie nun wieder zu Licht kommen, erwischt der böse Geist den ältesten Sohn und beginnt diesem die Gurgel zuzudrücken, und wo ihm der Vater mit seinen zwei Brüdern nicht geschwind zu Hilfe gekommen wäre und ihm den Knaben mit Gewalt entrissen hätte, wäre er vermuthlich also erstickt worden. Als nun dieser Sturm vorbei war und das Weib mittlerweile wieder ein brennendes Licht gebracht, suchen sie ihr verstecktes Feuerzeug, aber vergebens; während die Andern nachsuchen, setzt sich der kleine Hans Schiel hinter den Ofen und der böse Feind wirft mit dem eisernen Feuerzeuge, das die Andern suchen und fast ein halb Pfund schwer ist, nach demselben hinter dem Ofen und wirft nahe an dessen Kopfe hinweg ein Loch in die Wand, daß bequem zwei Finger hineingelegt werden konnten. Es währt nicht lange, so fliegt das Feuerzeug wieder zurück und so bekommen sie dasselbe ohne Mühe, aber doch nicht ohne Gefahr wieder; wie sie es aber in den Händen haben, so setzen sie es auf den Tisch und hören alsbald ein Gerassel mit dem Eisen und Steinen, gleich als wenn ein Kettenhund darin wäre. Da sagt der kleine Erhard zu seinem Bruder Hans: „Drücke den Tisch zu, so wollen wir ihn darin behalten"; sie haben darauf aus dem Feuerzeug Stein und Eisen herausgenommen und in den Fäusten gehalten, damit sie nicht mehr damit geworfen werden könnten. Hierauf haben sie erst

mit einander gebetet und gerufen: „Ein jeglicher Geist lobet Gott!“ Dann hat das Wüthen ein wenig aufgehört, und wie sich dann der Wirth im Hause ein wenig in seinen Kleidern zur Ruhe gelegt, wird ihm ohne sein Wissen sein Brodmesser, so er an der Seite bei sich am Leibe getragen, herausgezogen und damit nach seinem Kopfe, um ihn aufzuwecken, geworfen. Indem sitzt der kleine Erhard am Tische und lacht, und indem er das Feuerzeug vor sich auf dem Tische ansieht, spricht er: „Wie, wenn es uns das Feuerzeug wieder versteckte?“ Indem er solches noch spricht, macht er das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber, und siehe ein Wunder Gottes, der böse Geist, der das Feuerzeug schon wieder gepackt hat und vielleicht seinen Muthwillen damit treiben will, ist nicht so mächtig, da das Zeichen des heil. Kreuzes darüber geschlagen worden, daß er es hätte halten können, sondern muß es stracks wieder auf die Erde fallen lassen.

Donnerstags den 30. März geht Hans Schiel mit seinem Weibe und ältesten Sohne frühe hinaus aufs Feld, thun ihren jüngsten Sohn zu ihrem Nachbarn und lassen das Haus allein stehen. Wie sie nun zu Mittag wieder heimkommen, sich und das Vieh zu speisen, wirft der leidige Satan von den Lauben herab mit zwei Steinen, deren jeglicher bei zwölf Pfunden gewogen, hat aber Niemanden damit getroffen. Sie gehen nun nach gehaltenem Mittag wieder aufs Feld an ihre Handarbeit, kehren dann Abends, als es ohngefähr vier geschlagen, wieder heim, da sie Befehl bekommeu, den Erfurter Geistlichen um diese Zeit zu erwarten. Da will Hans Schiel Feuer anschlagen, siehe da ist sein Feuerzeug abermals versteckt; wie er aber doch Feuer bekommt, fängt der leidige Teufel an viel greulicher und heftiger zu wüthen und zu toben, als er zuvor jemals gethan. Hans Schiel macht sich nun aus dem Hause eilends in die Küche, etwa um ein Gemüse zu kochen, schließt die Küchenthüre hinter sich zu, indem er meinte, wenn die Thüre zugeschlossen, sei er vor dem Teufel wohl gesichert. Allein dieser läßt sich weder durch Schloß noch Riegel irren, kommt zu dem Bauer in die Küche, wirft Stürzen und Töpfe, desgleichen eine Reibekeule nach ihm und macht ihm so bange, daß er sein Kochen vergißt und nach der Stube zu seinem Weibe und Kindern flüchtet. Je näher die Geistlichen aber dem Dorfe kommen, desto greulicher hat dieser rumorische Geist gewüthet. Hans Schiel faßt nun wieder ein Mannsherz, geht aus der Stube ins Haus, seine Geschäfte zu verrichten. Siehe da wird ihm eine scharfe spitzige Barthe, deren er zwei am Schranke hängen gehabt, nach dem Kopfe geworfen, also stark, daß sie in der Hausthüre stecken blieb. Er besinnt sich nicht lange, nimmt seine Barthe und eilt damit der Stube zu. Wie er dieselbe erlangt hat, fällt ihm ein, daß noch eine Barthe am Schranke hänge, und denkt darüber nach, wie er dieselbe auch zu sich bekommen möge. Gleichwohl ist er nicht so beherzt, daß er sie selbst holen mochte; er zieht also seinem ältesten Sohne seinen Bauernrock von Leder an, hängt noch ein Federbette darüber und läßt ihn also gebückt mit dem Federbette auf dem Rücken hinaus nach dem Schranke ziehen. Wie derselbe aber nach der Barthe greift, hat sie der böse Feind schon hinweg, und jener thut einen Fehlgriff, der Geist wirft mit derselben nach der Stubenthür und macht darin eine Schramme eine Spanne lang. Nichtsdestoweniger schickt der Bauersmann seinen Sohn wie das vorige Mal weißgekleidet zum andern Male hinaus, wäre er aber von seinem Vater nicht

so gut zugedeckt gewesen, wäre es ihm übel gelohnt worden. Denn es hat der böse Feind mit einem ziemlich großen eisernen Keil, mit welchem die Bauern das Holz spalten, von oben herab auf das Federbett geworfen und dasselbe damit ganz aufgerissen, also daß die Federn im Hause herumgestoben. Der Sohn säumt auch nicht lange, sondern kommt wieder in die Stube und zeigt seinem Vater, wie es ihm ergangen. Hans Schiel mit den Seinen ruft nun die Nachbarn an die Fenster, allein da sie ihnen wenig helfen konnten, so ward ihnen gerathen, ihr Gebet zu sprechen, sich mit dem heil. Kreuze zu zeichnen und dann geschwind heraus zu laufen. Obwohl aber während ihres Herauslaufens mit Barthen, Aexten, Mist- und Ofengabeln nach ihnen geworfen worden, ist doch diesmal keiner von ihnen verletzt worden. Als sie jedoch außerhalb der Thüre und mit ihnen beinahe die halbe Dorfschaft gestanden, um zu sehen, was noch endlich daraus werden solle, da wirft der leidige Teufel Mulden, Körbe, Bänke, Stühle, Gelten, Klötze und was sonst noch im Hause anzutreffen, wie schwer und groß dasselbe auch immer gewesen, nach den Zuschauern vor die Thüre. Indem fällt Hans Schiel ein, daß noch ein ungeheurer Federspieß (den dieser böse Geist hierauf ins Haus geführt, auf die Hahnebalken niedergelegt hat und der nachher erst von einem Erfurter Priester, Namens Herr Michael Hertzig, Vicar zu St. Sever, wieder erlangt worden ist) auf dem Boden liege; er erwischt also die Thüre im Hause und schlägt sie zu, damit nicht derselbe unter das Volk geworfen und Jemand verletzt werde. Also sind sie vor der Thüre stehen geblieben und haben unsere Ankunft mit Schmerzen erwartet.

Desselbigen Tages am Abend um sechs Uhr sind Herr Johann Körner, der würdige Herr Michael Hertzig, ferner ein anderer Priester Herr Johann Schilling, auch Johann Kallenberg, Bürger zu Erfurt, zu Tuttelstädt angekommen, haben die Inwohner und Nachbarn eben vor dem Hause betrübt stehen gefunden, die ihnen einhellig berichtet, was sich zugetragen und wie das Hausgeräthe so aus dem Hause geworfen worden sei. Darauf haben jene befohlen, das Haus zu öffnen; Hans Schiel aber, dem der lange Spieß und daß er die ganze Zeit über, als die Unruhe gewährt, an die 200 Würfe an seinem Leibe bekommen, im Sinne und Gedächtniß gelegen, wollte nicht daran, das Haus zu öffnen, allein auf ernstliches Anhalten hat er es geöffnet, ist aber selbst wieder zurückgewichen.

Als sich die Geistlichen nun mit dem Zeichen des heil. Kreuzes versehen, sind sie im Namen Gottes und unsers Herrn Christi in das Haus gegangen, sind alsbald auf ihre Kniee gefallen, haben die sieben Bußpsalmen sammt der Litanei nebst andern christlichen Gebeten, dann den 91. Psalmen, auch etliche approbirte Exorcismen andächtig gesprochen und also bei einer Stunde knieend im Gebete verharrt. Indessen sind die Hausbewohner und die ganze Dorfschaft, Einheimische und Fremde, vor dem Hause gestanden und haben gesehen, was daraus werden werde und wie sie der ungeheure Geist empfangen werde. Der Geist hat sich aber nicht das Geringste in ihrer Gegenwart unterfangen; die Geistlichen sind aber die ganze Nacht im Hause geblieben und haben dieselbe mit Wachen, Beten, Fasten und Beichten, auch mit Verlesung der Historien der heilsamen Passion unsers Erlösers zugebracht, es haben auch Hans Schiel der Hauswirth, sein Weib und ältester Sohn, desgleichen Andreas Schauer, der kleine Hans Schiel, Claus Tobeler, alle

angesessene Bauern zu Tuttelstädt, Johannes Naumburger, Schulmeister zu Melchendorf, Hans Kallenberg, Bürger zu Erfurt, im Wachen und Beten bei den Geistlichen verharrt, ihre Sünden gebeichtet und andere gottselige Werke vollbringen helfen. Es ist aber die ganze Nacht ganz still und ruhig geblieben, also daß sich nicht das Geringste geregt. Als nun der Morgen anbrach, hat Herr Johann Körner angefangen sich zur Haltung der Messe nach altem katholischen Gebrauch zu bereiten, fing das Officium an, so über Ort und Personen, die vom leidigen Satan betrübt und bedrängt werden, pflegt celebrirt und gehalten zu werden, und nach vollbrachtem Amte der heil. Messe communicirten alle Umstehenden, Geistliche und Weltliche, dann sind sie alle nieder auf die Erde gefallen, haben mit reuigem Herzen zu Gott abermals die sieben Bußpsalmen und Litanei, nebst etlichen in der katholischen Kirche gebräuchlichen Exorcismen gesprochen und das Haus mit Weihwasser besprengt, aber nicht das Geringste vom leidigen Satan gesehen, gehört oder vermerkt. Hierauf ist Herr Körner wieder nach Erfurt zurückgekehrt; desselbigen Tages aber, als es Abend geworden, sind nebst dem genannten Priester wiederum zwei Geistliche, Herr Gregorius Körner und der schon genannte Herr Schilling, beide Vicare an unser Lieben Frauen Stiftskirche, hinausgegangen, haben diese Nacht gleich der vorigen mit Wachen und Beten zugebracht, auch da es Morgen geworden, das Amt der heil. Messe sammt dem Exorcismo wie gestern verrichtet. Nachmals ist Alles still und ruhig geblieben, also daß weder die Bauern noch die Geistlichen etwas gesehen oder gehört haben. Am dritten Tage ist wiederum neben dem Pfarrherrn des Ortes und dem Canonicus des Stifts St. Severi Magister Konr. Herckenrodt Herr Johann Körner in das Spukhaus gekommen, hat dieselbe Nacht ebenso gewacht und gebetet, allein doch hat es sich ein wenig, aber nicht viel im Hause merken lassen und an der Stubenthüre gerüttelt. Als der Morgen herangekommen, hat er wiederum die Celebrirung der Messe vorgenommen und nach derselben wie zuvor den Exorcismus vorgelesen; wie sie nun bis dahin gekommen: „Conjuro te, diabole, ut dimittas locum hunc, et vadas quocunque tibi in nomine et virtute Dom. nostri Jesu Christi praecepero etc.", hat dieser unsaubere Geist mit einem Erdklößlein aus dem Hofe in die Stube durchs Fenster, so gleich offen gestanden, geworfen und Herrn J. Körner's Diener auf einen Arm getroffen, so daß es alle, so zugegen waren, gesehen haben. Ist Herrn Körner auch das Erdklößlein in die Hand gegeben worden, der Größe nach einer Bohne ähnlich. Gleichwohl sind sie im Exorcismus fortgefahren, haben aber nichts weiter vernommen, sondern die Leute in Frieden gefunden und gelassen bis zum 7. Aprilis. Freitags nach Quasimodogeniti hat sich der unruhige Geist wiederum, wiewohl kraftlos merken lassen, denn als die Hausbewohner früh aufgestanden sind und nach dem Feuerzeuge gegriffen haben, da ist es zum dritten Mal versteckt gewesen, und indem sie sich nach einem andern umsehen, wirft jener von oben herein mit demselben, so ein ziemlich ausgehauener Klotz war, nach dem Wirth und mit dem Eisen nach der Wirthin, es ist aber keins von ihnen getroffen worden. Denselben Tag ist aber Herr Körner von der Wallfahrt Schmiedestädt in das genannte Haus gekommen, um nachzusehen, ob noch Alles in guter Ruhe sei, hat auch ein Vaterunser und was sonst noch in Andacht gebetet, auch im Hause mit geweihtem Wasser gesprengt und sind dann die

Leute abermals ganzer acht Tage in Frieden gelassen worden. Außerhalb des Hauses aber im Hofe hat sich der böse Feind wohl merken lassen, denn sobald ein Fleck Landes im Hofe umgegraben und darauf allerhand Kraut- und Pflanzensamen gesäet und selbiger ziemlich aufgegangen war, ergrimmte der böse Geist, daß ihm sein Muthwille durch Gott im Hause verboten war und hat eine ziemliche Anzahl und zwar nicht die kleinsten Steine auf die Saat geworfen, dieselbe zertreten und verdorben, da wo sie am Besten gestanden. Da solches der gute Bauersmann inne worden, hat er selbst mit geweihtem Wasser über die Pflanzen gesprengt und dann von dem Satan nichts mehr gemerkt.

Freitags nach Misericordia Dom. ist Herr Körner abermals nebst andern von der Betfahrt Schmiedestädt (es ist nämlich alle Freitage zwischen Ostern und Trinitatis von Erfurt gen Schmiedestädt in alten Zeiten bis auf diesen Tag eine große Wallfahrt gehalten worden) gen Tuttelstädt gekommen und hat die Leute befragt, wie es um ihre Sache stehe; jene haben aber geantwortet, daß sie bis auf diesen Tag nichts vernommen, daß es aber die vergangene Nacht auf dem Dache, so von Schindeln gemacht, wie eine Katze gekratzt und herumgeschlürft sei; darauf haben die Herren Geistlichen ihr Gebet im Hause gesprochen, mit Weihwasser gesprengt und die Leute Gott befohlen. Freitags nach Jubilate, den 21. Aprilis, sind sie abermals von ihrer Betfahrt zu Hans Schiel gekommen und derselbe hat ihre Frage berichtet, es sei wiederum die vergangenen acht Tage ganz still gewesen, zwar habe es zweimal mit Erdklößen zur Thüre hereingeworfen, allein er habe sich getröstet, dieweil Gott der Herr es gefügt, daß der Geist jetzt außerhalb des Hauses, wo er zuvor getobt, gewesen sei. Endlich am nächsten Freitag, den 28. April, sind sie nebst vielen andern, auch in Begleitung des Herrn Weihbischofs abermals in dies Haus gekommen, haben sich im Gebet zur Erde geworfen, auch einen Altar in der Stube aufgerichtet und daselbst das heil. Mysterium der Messe celebrirt und seit dieser Zeit haben die Einwohner des genannten Hauses und des ganzen Dorfes Tuttelstädt bis zu Ende des Jahres nichts mehr gehört und gesehen von dem Erbfeinde des Menschengeschlechts, sondern sind von demselben in Ruhe und Frieden gelassen worden.

478) Die Sage von dem Grafen von Gleichen.[1])

Im Jahre 1224 vermählte sich Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe zu Rom mit Jolantha, der Tochter des vertriebenen Königs von Jerusalem Johann von Brienne, und bekam mit ihr den Anspruch auf das Königreich Jerusalem und das gelobte Land, welches zu der Zeit die Sarazenen im Besitz hatten. Dieses wieder zu gewinnen, zog der Kaiser auf Anrathen des Papstes Gregor IX. mit einer ansehnlichen Armee nach dem Orient (welcher Zug in der Geschichte der vierte Kreuzzug genannt wird) und eroberte im folgenden Jahr 1229 das ganze Königreich, ward auch zu Jerusalem als König gekrönt. Den Kaiser begleitete als Feldoberster Ludwig der Heilige, Landgraf in Thüringen und Hessen, der heil. Elisabeth Ehegemahl, nebst Graf Ludwigen zu

[1]) Nach Melissantes, Curieuse Beschreibung von Bergschlössern in Deutschland. Frankfurt u. Leipzig 1713. S. 16 ꝛc. Eine Zusammenstellung aller hierauf bezüglichen Stellen giebt Hofrath Hesse in der Jenaischen Allg. Lit. Z. 1837 No. 38 sq. und im Serapeum Bd. XXV. S. 113 sq.

Gleichen, Graf Günthern von Kefernburg, Graf Burkharden von Brandenburg, Graf Reinharden von Mühlberg, Graf Heinrichen zu Stolberg und Herr Hartmann, Edlen und Herrn zu Heldrungen und vielen andern thüringschen Rittern und Edlen. Allein Landgraf Ludwig ward in Sicilien krank und starb zu Otranto im 28. Jahre seines Alters den 17. September 1227 an einem hitzigen Fieber und wurde daselbst so lange beigesetzt, bis dessen Soldaten und Hofleute wieder zurückmarschirten, welche ihn dann auf seine Veranlassung mit sich nahmen und nach Reinhardsbrunn führten. Ob nun wohl Landgraf Ludwig gedachter Maßen gestorben war, so folgten dennoch Graf Ludwig VI. von Gleichen und die andern Grafen und Herren dem Kaiser ganz begierig in das gelobte Land nach und es wollte jeder seinen Heldenmuth gegen die Sarazenen sehen lassen. Insonderheit hatte Graf Ludwig von Gleichen etliche Male gegen die Ungläubigen tapfer gefochten. Als er nun aber einstmals aus Ptolemais mit wenigen Soldaten und Bedienten spazieren geritten, soll er durch eine starke streifende Rotte mit zwei vertrauten Dienern aufgefangen und den Soldaten in Aegypten nach Alkair zugeführt worden sein, welches jedoch auch noch auf eine andere Art erzählt wird.

Weil er nun aber den barbarischen Sarazenen seinen Stand nicht offenbaren, sondern lieber gleich andern gemeinen Gefangenen sein Ungemach mit Geduld überstehen wollen, ist er auch ihnen gleich gehalten und mit schwerer, fast unerträglicher Dienstbarkeit belegt worden. Es hat sich aber des Sultans Melechsala (Andere setzen dafür einen andern sarazenischen Herrn) einzige Tochter in diesen Grafen verliebt, als sie gewahr geworden, daß er Alles mit sonderbarer Geschicklichkeit emsig verrichtete. Im Spazierengehen soll sie ihm öfter zugesehen und in der Arbeit etliche Male mit freigebiger Hand geholfen und sein Joch mit ihrem freundlichen Zusprechen merklich gelindert haben.

Nachdem sie nun aber von einem Bedienten des Grafen, der auch gefangen war, erfahren, daß dieser Herr, welchen sie so oft wegen seiner Geschicklichkeit und Schönheit bewundert, ein vornehmer deutscher Graf sei, hat sie unterschiedliche Jahre hindurch vertrauliche Kundschaft mit ihm gemacht, auch sich endlich so weit gegen ihn herausgelassen, daß, wofern er sie zur Ehe nehmen, friedlich mit ihr leben und solches mit einem theuren Eide bekräftigen wolle, wäre sie gesonnen, ihn nicht allein von der schweren Dienstbarkeit zu erlösen, sondern ihm auch einen solchen Schatz zum Heirathsgut zuzuwenden, daß er dabei seinen Stand rittermäßig führen könnte.

Ob nun wohl dem Grafen seine Freiheit, welche höher als Gold zu schätzen ist, sehr lieb war, so konnte er doch nicht bergen, daß er zu Hause bei seinem Abzuge eine Gemahlin mit zwei Kindern verlassen, auch unter den Christen der Gebrauch nicht sei, mehr als eine Gemahlin zu haben. Weil aber die Prinzessin inständig um seine Erklärung bat, damit sie nicht in ihrer Liebe verrathen würde, so sagte ihr Graf Ludwig die Ehe eidlich zu, und gab ihr zu verstehen, er müsse aus der Noth eine Tugend machen. Und da durch Gottes Hilfe und ihren Vorschub er seines Elends entnommen und auf freien Fuß gestellt werden solle, wäre er gesonnen, dem Papste diesen Fall vorzutragen, an dessen Dispensation oder Zulassung er ebensowenig als an seiner Gemahlin Einwilligung zweifeln wolle.

Hierauf soll im Geheim ein Schiff auf Venedig durch treue Bedienten bestellt worden sein, allwo beide sammt einigen vertrauten Dienern mit gutem

Glücke in wenig Tagen ankammen, sich bald nach Rom begeben, die Sache bekannt gemacht, die Dispensation gesucht und solche auch vom Papste Gregorio IX. erhalten haben. Darauf reisten beide wieder nach Venedig, wohin Graf Ludwig einen Bedienten von Gleichen verschrieb, bei welchem er sich nach dem Zustande seines Landes und seiner Gemahlin erkundigte, auch durch selbigen seiner Gemahlin seine Ankunft und wunderbare Erlösung eröffnete. Von dem Papste hatte er Zeugnisse über seine Dispensation und auch wegen der Taufe seiner Erlöserin und andern Gemahlin, mit welchen er die Zulassung der zweiten Ehe bekräftigt und bezeugt hat. Nach diesen Verrichtungen reisten sie durch Italien über das Gebirge durch Baiern und Franken nach Thüringen. Als sie nach zwei Tagereisen von dem Schlosse Gleichen waren, ging Graf Ludwig voraus und ließ die sarazenische Prinzessin nachführen, damit er sich vorher mit seiner ersten Gemahlin dieser Sache halber unterreden und Anstalten zu ihrer Bewillkommnung machen könnte. Er eilte fort und fand seinen Hof, welchen er seit vierzehn Jahren nicht gesehen, noch ganz betrübt, wurde aber von seiner Gemahlin erkannt und mit unglaublicher Freudenbezeigung empfangen.

Diese glückliche Ankunft ist bald im ganzen Lande erschallen, da denn sowohl seine Räthe und Bedienten, Vasallen und vornehme Unterthanen, auch viele benachbarte vornehme Grafen und Herren nach Gleichen geeilt und diesen Herrn beglückwünscht haben. Seine Gemahlin aber, sobald sie ausführlich vernommen, daß die sarazenische Prinzessin ihren werthen Gemahl aus solcher schweren Dienstbarkeit und Lebensgefahr wunderbar errettet habe und die Ursache sei, daß er durch Gottes Beistand sein Vaterland wieder ansichtig worden, willigte von Herzen gern in die andere Verehelichung und fuhr auch der Prinzessin entgegen, ihr für die Liebe und erwiesene Gütigkeit zu danken. Solchergestalt geschah die Einholung derselben mit großer Vergnügung und wurde selbige mit großer Pracht in das Schloß Gleichen geführt. Der Ort aber unter dem Schlosse Gleichen, woselbst die Gräfin, Graf Ludwig und die Prinzessin Anno 1249 zuerst zusammenkamen, wird daher das Freudenthal genannt, unter welchem Namen auch bis in die neuere Zeit ein Haus daselbst gestanden hat.

Die Sponde oder das Schlafbett, dessen sich hernach diese drei Eheleute mit einander bedient, wurde noch zu Anfange dieses Jahrhunderts auf dem Schlosse Gleichen in der sogenannten Junkerkammer in ziemlicher Größe, von dicken starken Stollen, rundem gewölbten Himmel oder Decke, grün angestrichen in alter Manier, wiewohl ziemlich baufällig, als eine sehenswürdige Antiquität den Besuchern gezeigt. Ebenso ward der Türkenbund, den besagte Sarazenin ihrer gewöhnlichen Landesart nach auf dem Haupte zu tragen pflegte und außer demselben ein goldenes Kreuz, so sie mit sich in dieses Land gebracht, auf dem Hause Tonna in dem Archive daselbst verwahrt.

Diese Stücke wollen zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Einige noch in der Grafschaft Spiegelberg gesehen haben. Es soll auch ein sehr kostbarer von ihr herrührender Ring nach Aussterben der Gräflich Gleichischen Familie an das berühmte Schenkische Geschlecht gekommen und endlich zu Jena an einen Juden für eine namhafte Summe Geldes verkauft worden sein. Ueberdies ward auch der Weg, durch welchen man zu dem Schlosse Gleichen den Berg hinauf fährt, welchen diese Sarazenin erst räumen, ausführen und

mit großen Steinen hatte pflastern lassen, für immer der Türkenweg genannt. In Michael Saxe's, weiland Hofpredigers zu Tonna, Bericht von den Grafen zu Gleichen findet man, wie eine allgemeine Sage sei, daß die königliche Prinzessin denselben habe machen lassen, aus Erbarmen, weil sie gesehen, wie übel und elend die armen Leute in diesem bösen, tiefen, gefährlichen Wege sich gemartert haben. Wie ingleichen der Ort, wo sie von ihrem geliebten Herrn und dessen erster Gemahlin bei ihrer ersten Ankunft auf- und angenommen worden, ganz nahe vor dem Schlosse unter einer Linde gezeigt wird. In dem eben erwähnten Berichte steht auch, wie vor Alters auf dem Schlosse Gleichen ein Teppich gewesen, darauf ihre Ankunft in Thüringen mit Kameelen und anderer seltsamen Rüstung abgemalt gewesen, sammt ihrer und vieler Fürsten und Könige Wappen, aber als solcher abgemalt, sei er durch untreue Diener entwendet worden. Letzteres ist jedoch nicht wahr, sondern es befand sich vielmehr derselbe noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem burggräflich Kirchbergischen Schlosse zu Farrenroda unweit der Stadt Eisenach, wohin er mit anderem Heirathsgute von Gleichen aus gekommen war. Es war derselbe aber in acht verschiedene Felder getheilt. In dem ersten sieht man, wie der Graf von seiner Gemahlin Anno 1227 Abschied nimmt und seine Kinder segnet; in dem andern steht sein ganzer Feldzug ordentlich entworfen; das dritte zeigt, wie er unweit der Stadt Ptolemais, wo er Commandant gewesen, von den Sarazenen gefangen und in Ketten geschlossen und fortgeschleppt wird; in dem vierten steht, wie die sarazenische Prinzessin den Grafen bei seiner harten Feldarbeit gewahr wird und sich mit ihm unterredet; in dem fünften sieht man den Abschied aus dem Lande seiner Drangsale, wie sie mit einander zu Schiffe eilen; in dem sechsten, wie seiner ersten Gemahlin die Ankunft durch ein Schreiben kundgethan wird; das siebente stellt des Papstes Dispensation vor, nach welcher die Taufe und Trauung geschehen; endlich wird in der achten der Einzug in das Schloß Gleichen vorgestellt, wo die Sarazenin von der ersten Gemahlin empfangen wird.

Es sollen aber diese drei Eheleute mit einander sehr friedlich gelebt und gegen einander innige Liebe bezeugt haben, und obwohl die Sarazenin sehr schöner Gestalt gewesen, hat doch der Graf keine Kinder mit ihr erzeugt. Sie hat aber nichts desto weniger der ersten Gemahlin Kinder also geliebt und gepfleget, als wären sie ihr eigen, wodurch denn der eheliche Frieden beständig erhalten worden ist.

Etliche Scribenten erzählen jedoch diese Begebenheit etwas anders, und zwar, daß Graf Ludwig von Gleichen in einem harten Scharmützel mit den Sarazenen bei Ptolemais gefangen und nebst andern in einem vergitterten Thurm zu Alkair, darauf er sich gleichwohl hat umsehen können, verwahret worden sei. Da ihn nun des Sultans Tochter im Vorübergehen gesehen, daß er eine schöne ansehnliche Person sei, und vernommen habe, daß er hohen Stammes und gräflicher Abkunft wäre, habe sie eine herzliche Liebe auf ihn geworfen. Als nun der Sultan einst mit seinen vornehmsten Hofleuten ein Freudenmahl gehalten, sei die Tochter wohlgeputzt zum Vater in das Gemach getreten, habe einen demüthigen Fußfall gethan und dem Vater angelegen, ihr eine Bitte nicht zu versagen; nachdem nun der Vater, welcher die Tochter sehr geliebt, ihr solche gewähren zu wollen erklärt, habe sie den Grafen losgebeten und zu einem ehelichen Gemahl begehrt. Der Vater, ob er wohl

darüber bestürzt gewesen, habe dennoch seine Zusage nicht zurückziehen wollen, sondern ihr Beides eingewilligt, die Tochter reichlich begabt und mit ihrem neuen Ehemanne, dem Grafen, stattlich aus seinem Lande nach Venedig begleiten lassen.

Auf dem Petersberge zu Erfurt und zwar in dem Münster oder der Klosterkirche zu St. Peter liegen nach der Sage gedachte drei Personen vor dem sogenannten Gleichischen Altare begraben; ihre Bildnisse sollen auf dem erhabenen Steine ausgehauen sein, welcher das Grab bedeckt und sich seit dem Jahre 1813 im Dom zu Erfurt befindet. In der Mitte soll Graf Ludwig, zur Rechten die sarazenische königliche Prinzessin mit einer Krone auf dem Haupte, welche ihn aus der Gefangenschaft befreit, und zur Linken die erste Gemahlin, so eine Gräfin von Kefernburg gewesen, sein. Unten auf dem Grabmale sieht man die Zahl 1227, welches das Jahr, in welchem er aus Thüringen soll abgereist sein, wie die alten Chroniken beglaubigen. Wann dieser Graf Ludwig gestorben sei, findet man nirgends angegeben, außer in einem alten Manuscripte, daß zuerst die Sarazenin, dann die Gräfin von Kefernburg im hohen Alter verstorben, endlich sei auch Graf Ludwig im 60. Jahre seines Alters 1264 aus dieser Welt abgeschieden.

Das Portrait der sarazenischen Prinzessin, freilich aus weit späterer Zeit, befand sich früher in der Kunstkammer auf dem sachsen-gothaischen Schlosse Friedenstein. Sie hat darauf einen weißen Türkenbund auf dem Haupte, darüber aber einen weißen, eine halbe Elle hohen spitzigen Hut mit Gold und Perlen besetzt, daran ein weißer Flor hinten herabhängt; es ist dies ohne Zweifel eine von den Arracins oder runden Hauben von geblümtem Silberstück, die so spitzig wie ein Zuckerhut und in einen feinen weißen durchscheinenden Flor eingewickelt sind, welches dereinst die Hauptkopfbedeckung der Frauen in der Türkei war. Ihre gelben (blonden) Haare sind über der Stirne von dem Scheitel zu beiden Seiten bis über die Ohren nach türkischer Manier zierlich gefaltet, und hinten im Nacken in einen Knopf zusammengebunden. An jedwedem Ohre hängt eine schöne lange Perle. Um den Hals hat sie ein rothes Bändchen, daran vorn ein halber Mond mit einem doppelten goldenen Kettchen festgemacht ist. Ihr Oberrock ist um den Hals bis an die Brust mit Zobel verbrämt und es liegt sowohl das Leibstück als der Aermel sehr fest an, blond von Farbe mit goldenen Streifen und sowohl vorn herunter als am Aermel mit Edelsteinen und Zahlperlen reichlich besetzt. Von den Schultern bis an den Gürtel und etwas weiter hat sie ein Kamisol von blauem Atlas, mit Baumwolle ziemlich dick gefüttert, welches nur mit einem Knopfe, der oberhalb der Brust angeheftet ist, obenhin zugemacht wird, im Uebrigen ist es um den Gürtel ziemlich eng und hat auch enge Aermel, welche nur bis an den halben Arm gehen, von wo sich das Uebrige der weiten Hemdärmel bis zu den Händen artig hervorthut. Von dem Gürtel aber bis auf die Schenkel ist Alles auf eine sehr niedliche Weise gefältelt. Die Prinzessin ist aber nicht weiter gemalt, als bis an den halben Arm, so daß man also von der übrigen Kleidung nichts sieht.

Außer diesem Gemälde gab es aber früher noch einige andere; auf diesen wird sie in einem weiten Oberkleide von weißer Farbe, mit rothen golddurchwirkten Streifen, welches oben um den Hals enge zugeht und daselbst wie auch vorn herunter besetzt ist, dargestellt; über der Stirne und an jedem

Ohre hängt eine große Perle. Die Haare sind über der Stirne über einander geschlungen, über beiden Ohren befinden sich gekräuselte kurze Locken und noch andere Zierrathen, welche weiter über den Rücken hinabhängen und unter dem Hute geht ein weißes Tuch darüber. Der Hut steht auf einem weißen Häublein mit Spitzen, ist gut eine Hand hoch und ebensowohl wie das hinten herabhängende Tuch weiß mit rothen Streifen. Der Mantel ist über den linken Arm herabgeschlagen und mit Zobel verbrämt. Allein schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hielten alle Kenner diese Gemälde nicht für ächt.

Diese ganze Historie ist aber durch Nicolaus Rothen von Altenburg in einer Comödie gar artig vorgestellt und auf Herzog Friedrich Wilhelms Administrators von Chursachsen anderer Heirath mit der Pfalzgräfin bei Rhein, Anna Maria (mit welcher gedachter Herzog Anno 1591 zu Neuburg an der Donau Beilager gehalten am 29. Augustus und am 20. September zu Weimar ankam), im Jahre 1591 zu Weimar gespielt worden. Nicht weniger hat auch Friedrich Hermann Flayder über diese Begebenheit eine lateinische Comödie verfertigt, so in dem Collegium illustre zu Tübingen den 25. August 1625 gehalten und in demselben Jahre noch allda unter dem Titel „Ludovicus Bigamus" im Druck erschienen ist. Hieraus erhellt, daß bis zu jener Zeit Niemand an der Wahrheit dieser Erzählung gezweifelt hat.

In späterer Zeit hat sich jedoch herausgestellt, daß alle für dieselbe vorgebrachten Beweise die Kritik in keinerlei Weise aushalten. Placidus Muth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat die genauesten Nachsuchungen in den päpstlichen Archiven zu Rom anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe, allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcher Weise dispensirt habe, hat sich gefunden. Ebenso schweigen alle gleichzeitigen Chronisten über die Anwesenheit eines Grafen von Gleichen bei dem Kreuzzuge, welchen Ludwig der Heilige mit dem Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden alle Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen. Ebensowenig gedenkt Kaiser Friedrich II. in seiner den Reichsständen unter dem 18. März ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land mit keiner Sylbe eines Grafen von Gleichen. Sogar über den Namen des Grafen ist man in Ungewißheit, denn man weiß nicht, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja man kann nicht einmal darthun, ob ein Graf dieses Namens das Schloß zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, in Besitz gehabt habe. Ebensowenig stimmen die Angaben über den Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen als auch der Sarazenin überein, und darum wird die Sage immer verdächtiger. Man hat demnach als einzigen Stützpunkt immer noch den bereits erwähnten Grabstein angesehen. Allein als man denselben im Jahre 1813 aufhob, um ihn in den Dom zu versetzen und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen und bei weiterer Nachsuchung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen das männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weib-

liche und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Folglich nahm man an, daß dies wirklich das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen sei. Genaue Untersuchungen über dieses Monument haben es jedoch außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen Agnes Gräfin von Querfurt und Katharina Gräfin von Schwarzburg ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche dem Grabe gerade gegenüber einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, soweit sie noch leserlich, ist:

Anno domini 1494 uff Sonnabent vor Letare
ist verschidn der Edel Wolgeborn Her
Sigmund Graff zu Gleichen und Her.

Der Chronist des Petersklosters, Nicolaus von Syghen, schildert diesen Graf Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben, und es kann daher wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß das große, sieben Fuß lange männliche Skelett ihm angehört und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind. Dieser Graf Sigismund ist jedoch nicht mit einem früheren ebenfalls zweifelhaften Sigismund zu verwechseln. Derselbe wäre, wie einige Schriftsteller erzählen, der Sohn eben jenes oben erwähnten Ludwigs von Gleichen gewesen und hätte vielfach mit der Stadt Erfurt in Fehden gelebt. Er wird in der Sage wegen seines unruhigen Kopfes Ludwig der Wunderliche genannt und heißt auch darum, weil er sein eigenes Schloß und Haus Schwabhausen, auch andere Oerter in Brand gesteckt haben soll, der Thüringer Teufel. Sein Sohn soll Ludwig der Hoffärthige oder der Siebente gewesen sein, der Landgraf Albrecht dem Unartigen in Thüringen gegen seine Söhne Friedrich mit der gebissenen Wange und Dietzmann beistand.

Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß man einen altfranzösischen Roman entdeckt hat, in dem die Geschichte eines französischen Ritters Gilion de Trasignyes und seiner Gemahlin Maria enthalten ist (herausgegeben nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift von Dr. O. L. B. Wolf im Jahre 1839). Dieselbe stimmt genau mit der Sage vom Grafen von Gleichen und es wäre wohl möglich, daß diese abenteuerliche Geschichte in Liedern verbreitet ward und so auch nach Thüringen kam, da ja, wie nicht zu bestreiten ist, mehrere Grafen von Gleichen, wie Graf Hermann 1344, Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen in das gelobte Land zogen und auch Graf Sigismund I. die nämliche Absicht hegte, aber auf dem Wege dahin andern Sinnes ward.

479) Der Freijäger zu Herrengosserstädt. [1])

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ist ein gewisser Claus Jäger gewesen bei den edlen Marschällen in Thüringen zu Herrengosserstädt; der ist dereinst auf die Springwiese hinter Eckartsberga gegangen und hat drei Mal auf ein Reh geschossen, es aber drei Mal gefehlt. Zornig darüber ging er heimwärts. Da begegnete ihm am Pfaffenborn ein unbekannter Mann, der wie ein Jägersmann gekleidet war und eine graue Mütze trug.

[1]) S. G. Hesekiel, Frau Schatz Regine. Berlin 1864. Bd. I. S. 199.

Der spottete über den ungeschickten Schützen und fragte ihn endlich, ob er ihn lehren solle, alle Tage drei sichere Schüsse zu thun. Das war dem jungen Claus willkommen und er sagte, daß er Alles thun wolle, was der Fremde von ihm verlange. Da gab der ihm eine Wurzel und befahl ihm, damit drei Schüsse zu thun. Da that der junge Claus drei Schüsse, den ersten nach der Sonne, den zweiten gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, den dritten nach einem steinernen Kreuz, das am Pfaffenborn stand. Von dem Tage an trug der junge Claus die Wurzel bei sich und hatte alle Tage drei sichere Schüsse, nicht mehr, aber er kam dadurch zu gewaltigem Ansehen im Lande, bis er eines Morgens erschlagen gefunden ward am Pfaffenborn auf der Springwiese.

480) Der Lieper Haidebaum bei Hohenrode.

In der Nähe von Hohenrode am Fuß des Rodenbergs, wo der Weg sich nach der Unstrut wendet, stand vor Zeiten eine riesige Eiche, der sogenannte Lieper Haidebaum. Er beschattete einen sogenannten beschrienen Platz, d. h. einen Platz, wo einst die alten heidnischen Götter verehrt worden waren und welchen zu betreten Niemand wagte, denn ein Zehrfieber überfiel den, der unter diesem Baume rastete. Darum war er von einem Erdaufwurfe umgeben, soweit sein Schatten reichte, innerhalb desselben aber lagen Haufen von Scherben und Steinen, damit der Platz kenntlich sei für Jedermann. Er hatte seinen Namen von der Lieper Haide, einem Theile jenes Waldes.

481) Die Schlüsseljungfrau von Nebra. [1])

Eine Stunde vom Ufer der Unstrut liegt eine Schenke, die sogenannte Nobisschenke; in der Nähe derselben befindet sich ein Steinblock, in diesem sind drei Nägel eingeschlagen, weil die Bauern glauben, hier sei der Mittelpunkt der Erde. Auf diesem Steine sitzt zuweilen in stillen Winternächten die Schlüsseljungfrau von Nebra. Die hatte einst auf diesen Stein das Kind ihrer Herrschaft niedergelegt, als ihr Liebster, der Jäger, aus dem Walde kam. Die Liebesleute koseten mit einander in dem Eichengebüsch daneben, als aber die Leichtsinnige zu diesem Stein zurückkehrte, da hatte sie ihre Unschuld verloren und fand das Kind ihrer Herrschaft nimmermehr wieder, das hatte der Nix geholt und das Kind ist der letzte Herr von Nebra gewesen. Seitdem sucht das unglückliche Wesen allnächtlich nach dem verlorenen Kinde an dieser Stätte, man sieht es aber nie, und nur in dunkeln Nächten seine rechte Hand, weil es darin eine Laterne trägt.

482) Das Steinbild bei der Nobisschenke. [2])

Eine besondere Merkwürdigkeit der Nobisschenke war ein neben der niedrigen Thüre eingemauertes altes Steinbild. Es war schon zur Zeit des 30jährigen Krieges sehr verwittert, wenn man aber genau hinblickte, so konnte man noch wohl eine Waage erkennen, auf deren einer hoch in die Höhe geschnellten Schale eine Gestalt mit Hörnern und Klauen saß, welche eine mächtige Halskrause umhatte, während in der andern Etwas lag, was man bei einigem guten Willen für ein Wickelkind halten konnte. Nach der Sage hatte

[1]) S. Hesekiel, Frau Schatz Regine, Bd. II. S. 102.
[2]) S. Hesekiel Bd. II. S. 120.

das Ehepaar, welches zuerst die Robisschenke bewohnte, in langer kinderloser Ehe gelebt und wünschte sich gar sehr ein Kind. Endlich ließen sich die Leute vom Teufel blenden und der versprach ihnen ein Kind unter der Bedingung, daß es nachher sein eigen sein sollte. Darauf gingen sie ein und die Frau gebar einen Knaben. Als die Eltern aber zum ersten Male das unschuldige Kind lächeln sahen, da wurde ihnen bange ums Herz und sie flehten zu Gott um Rettung für ihr Kind. Der Herr erhörte sie und sandte ihnen einen mächtigen Engel, der ließ alsbald eine Waage bringen und gebot dem Teufel, sich in die eine Schale zu setzen und in die andere legte er das Kind. Obgleich nun der Teufel, um sich schwer zu machen, den Kopf durch einen Mühlstein gesteckt hatte, den er wie eine Halskrause trug, so schnellte er doch hoch empor und die Schale mit dem Kindlein sank tief herab. Da lief der Teufel zornig davon und ließ das Kind dem, auf dessen Namen es getauft. Zum Andenken aber ließen die glücklichen Eltern dieses Steinbild machen und es neben ihrer Hausthür einmauern, zum ewigen Gedächtniß. Das Kind aber ist nachgehends ein rechtlicher Mann geworden und von ihm stammen in gerader Linie die Erbpächter der Robisschenke, denn diese gehörte den Brecken vom Werder an der Unstrut. Davon ist dann das Sprichwort gekommen: Eine Christenseele wiegt immer schwerer als der Teufel. Die Schenke aber blieb der besuchteste Vergnügungsort für das Landvolk in der ganzen Umgegend und man sagte, daß wer in der Robisschenke nicht Karten spielen lerne, der müsse zur Strafe dafür im Himmel Späne schnitzen zum Anbrennen der Pfeifen der Spieler.

483) Die Sage vom Schlosse Bodenstein.[1])

In dem preußischen Untereichsfelde erhebt sich ein kleines Gebirge, das sogenannte Ohmgebirge, in der Nähe der Grafschaft Hohnstein. Es bildet ein unregelmäßiges Viereck, oben aber ein Plateau von ohngefähr einer halben Quadratmeile. Darauf befinden sich die beiden von Wintzingerodischen Stammgüter Bodenstein und Adelsborn, sowie die Markungen der beiden Dörfer Kirch- und Kaltohmfeld. Dicht am Fuße seiner südwestlichen Ecke liegt das preußische Städtchen Worbis, am Fuße der nordwestlichen aber das hannöversche Städtchen Duderstadt. Der schönste Schmuck dieses Gebirges ist aber das alte Schloß Bodenstein. Hier lebte zu Anfange des 16. Jahrhunderts ein Ritter Barthold von Wintzingerode, ein tapferer und unbeugsamer Mann, der als im Bauernkriege Thomas Münzer's Bande vor dasselbe zog, um es zu brechen, lieber das Leben zu verlieren, als es dieser zu überliefern beschloß. Alle Versuche der Belagerer schlugen fehl und ob sie auch den Plan machten, die Feste durch Hunger zu bezwingen und sich deshalb auf dem nächsten südlichen Vorgebirge, welches noch bis heute davon die Mühlhäuser Burg genannt wird, festsetzten, gelang es ihnen doch nicht; die Jungfräulichkeit der Feste ward gerettet und die Raubhorden mußten unverrichteter Weise abziehen.

Tapferkeit war jedoch die einzige Tugend des genannten Ritters Barthold, denn sonst war er weiter nichts als ein gewöhnlicher Raubritter. So ist z. B. ein Verzeichniß der Beschwerden, welche dereinst die Stadt Worbis bei den Mainzischen Räthen — unter der Oberhoheit von Mainz stand nämlich seine

---

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. V. S. 18 ꝛc.

Burg — einreichte, noch jetzt vorhanden. Auf seine Gegner zu lauern, mit seinen wilden Knappen den Burgberg hinabzueilen, die Feinde niederzuwerfen und ihnen Leben und Freiheit zu nehmen, in dunkler Nacht, wenn der Sturm durch die hohen Bäume fegte, friedlich vorüberziehende Reisende, gleichviel ob Geistliche oder Bürger, zu überfallen, darin bestand sein Leben, Ruhe war sein Tod. Endlich aber schlug auch seine Stunde, der wilde Ritter wurde, weil er zu oft den Landfrieden gebrochen, in Mainz enthauptet. Zwar ward sein Leib in geweihter Erde bestattet, aber sein wilder Geist hat keine Ruhe gefunden, er hat sein Besitzthum, das Schloß Bodenstein, wieder aufgesucht, und Nachts, wenn der Mond mit seinem blassen, geisterhaften Scheine in die Gemächer blickt und wunderliche, phantastische Schatten an die Wände zeichnet, da wird es lebendig in den Gemächern, es schallen Tritte aus der Ferne, Sporenklang wird laut und es erscheint die hohe ernste Gestalt Ritter Barthold's von Wintzingerode. Aus einem unterirdischen Gange steigt er eine Treppe hinan, schaut wildrollenden Auges umher und wenn er in einem gewissen Gemache Gäste findet, da bemächtigt sich seiner eine grenzenlose Wuth. Mit riesenstarkem Arme ergreift er den Kühnen, der es gewagt hat, in den Kreis zu kommen, in welchem er allnächtlich waltet, wirft ihn mit wildem Hohngelächter die steile Treppe hinab und der Verwegene konnte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben aus den Händen des gespenstigen Ritters rettete. Als man in späterer Zeit diese Treppe, welche mit dem unterirdischen Gange, dessen Eingang noch vorhanden ist, in Verbindung stand, um den Spuk zu enden wegnahm, da warf der Ritter, sobald Jemand in dem unheimlichen Gemache schlief, sein eigenes Bild mit lautem Gepolter von der Wand, bis endlich dasselbe mit einem starken Nagel an die Wand angeheftet ward.

Außer diesem bösen Geist gab es aber noch einen zweiten sanftern in dem alten Schlosse. Dies ist die Ahnfrau des ganzen, jetzt lebenden, in die beiden Linien Bodenstein und Adelsborn getheilten Geschlechtes, Anna Susanna, eine geborene von Barby-Koburg. Sie wandelte in stiller Trauer umher und suchte nach einer goldenen Brautkrone, die abhanden gekommen sein sollte, schaute aber noch nebenbei um, wie es in dem Schlosse, wo sie so lange als Burgfrau waltete, stehe. Mägden, welche still und fleißig ihre Arbeit machten, spann sie bei nächtlicher Weile den Rocken ab und treuen Knechten klopfte sie lobend auf die Backen. Einem derselben schien sie besonders gewogen, denn sie erschien ihm oft und sah ihn mit freundlichen Blicken an. Besonders häufig aber gewahrte er sie an einem Fenster der Burgmauer neben der Zugbrücke, und es mußte auch selbst den Freidenkenden überraschen, wenn er von der Kleidung der spukenden Burgfrau eine zwar nicht mit ihrem noch vorhandenen Bilde, wohl aber mit dem häuslichen Kostüme ihrer Zeit übereinstimmende Beschreibung machte, bei welcher auch nicht das Geringste vergessen war. Seitdem aber eine neue goldene Brautkrone angeschafft wurde, ist auch Frau Anna Susanna nicht wieder sichtbar geworden.

484) Die Rosenkirche zum Elende. [1]

An der Straße, welche von Nordhausen nach Heiligenstadt führt, drei Stunden von Sondershausen und eine Stunde von dem freundlichen Städtchen

[1]) S. Thüringen und der Harz, Bd. I. S. 152 ꝛc. v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Oberharzes S. 139.

Bleicherode entfernt liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Lohra. Hinter dem halbverfallenen Thurme, der sich noch bis jetzt erhalten hat und zwischen den neuen Gebäuden hervorragt, stand der Sage nach einst das Bild der Göttin Lohra oder Lara. Am Fuße des Berges aber, da wo jetzt das Dorf Elende liegt, war in einem düstern Haine zu Ehren dieser Göttin ein Altar aufgerichtet, an welchem Jünglinge und Jungfrauen sich die Hände zur ewigen Gemeinschaft zu reichen pflegten und der Göttin opferten. Dieselbe segnete den geschlossenen Ehebund und ließ den jungen Hausstand fröhlich gedeihen; allein wenn Jemand mit falschem Herzen sich nahete und den am Altar geschehenen Schwur brechen wollte, da rächte die Göttin die Untreue fürchterlich und ließ dem Verbrecher ihren Zorn und Rache schwer fühlen. Dieser Dienst dauerte so lange fort, bis der Heidenapostel Bonifacius auch hierher kam, die Tempel der alten Götzen brach und ihre Bildsäulen zerstörte; im Jahre 723 drang er auch in den heiligen Wald ein, in welchem der Göttin Lohra Bildsäulen und Altäre errichtet waren, er zerstörte sie, errichtete aber an derselben Stelle, wahrscheinlich weil das Volk einmal gewohnt war an diesem Orte zu beten, ein Oratorium oder Kapelle zu Ehren der heil. Jungfrau, die in ihrem Leiden und Elende beim Leiden Christi vorgestellt ward, und gab dadurch, wie man sagt, dem jetzigen Dorfe Elende den Namen, obwohl für die Entstehung desselben auch noch andere Erklärungen, die wir weiter unten hinsetzen werden, gegeben werden.

Lange Zeit hatte die von Bonifacius (in seinem Elende bei Lora's Walde, s. unten No. 486) erbaute Kapelle gestanden, ohne daß sie, wie es schien, besonderer Achtung genoß, als plötzlich das darin aufgestellte Muttergottesbild ein Wunder that und dadurch die Augen aller Gläubigen auf sich zog.

Einst zog im Winter in einer stürmischen, unheimlichen Nacht ein Fuhrmann mit einer schweren Ladung Wein auf der damals noch fast unwegsamen Straße dahin. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur selten einmal durch die dunkeln Wolken, ein eisiger Nordwind fuhr durch die kahlen Aeste der Bäume, die auf beiden Seiten des Weges standen, trieb den Schnee in die Tiefe und ballte ihn dort zu Schneewehen zusammen, die Luft ward immer schneidender, der Schnee auf der Straße immer höher und kaum vermochten die müden Rosse den schweren Wagen noch fortzuschleppen. Zwar schaute der Fuhrmann sich oft ängstlich um, ob er nicht von irgendwo den Schall menschlicher Stimmen, das Zeichen einer gastlichen Herberge vernehme oder Licht aus einem bewohnten Hause erblicke, allein umsonst, nichts war zu hören und zu sehen, und so fing ihm denn an gar bange um's Herz zu werden, weil er sich sagen mußte, daß seine und seiner Thiere Kräfte bald erlahmen und er wahrscheinlich mit denselben im Schnee umkommen werde. Bald ward seine Befürchtung Wahrheit, der Wagen sank in eine vom Schnee bedeckte Vertiefung und aller Anstrengungen ohngeachtet war er nicht wieder herauszubringen. Laut rief der verlassene Mann um Hilfe, aber Niemand hörte, er hieb auf die Pferde, sie zogen mit der letzten Kraft, aber der Wagen bewegte sich nicht. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und flehte zur Himmelskönigin. Sieh da rauschte es in den dürren Zweigen und hinter den Büschen hervor trat eine weibliche Gestalt in überirdischer Schönheit, schlank und schön wie die ewige Jugend, umflossen von rosigem Schimmer wie die Abendröthe und mit ihrem Glanze die Schneemassen erleuchtend.

Erschrocken starrte der Fuhrmann nach der schönen Jungfrau, die mit holdseligem Lächeln auf das versunkene Gespann zuschritt und mit einem einzigen Griffe Wagen und Pferde aus der Tiefe zog. Ueberrascht von der geheimnißvollen Erscheinung und erfreut über die unerwartete Hilfe wollte der Fuhrmann der schönen Helferin gern seine Dankbarkeit zu erkennen geben und bedauerte laut, daß er kein Gefäß habe, um ihr für ihre Mühe wenigstens einen Labetrunk von seinem besten Weine reichen zu können. Da berührte die Fremde einen Strauch, der neben ihr seine dürren stachlichen Zacken emporstreckte und plötzlich trieb derselbe Blätter und Knospen und bald war das ganze Gebüsch mit den herrlichsten Rosen bedeckt, die einen wunderlieblichen Duft aushauchten. Die Jungfrau Maria, denn sie war es selbst, brach die herrlichen Blumen ab und formte daraus ein Gefäß, das den Wein enthalten sollte, war aber verschwunden, als der Fuhrmann ihr dasselbe gefüllt reichen wollte.

Die Pferde hatten unterdessen den Wagen mit Leichtigkeit fortgezogen, standen aber plötzlich vor dem Kirchlein zu Elende still und waren nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann betrat ehrfurchtsvoll das Innere der Kapelle, um dem Höchsten für seine Rettung zu danken, erkannte in dem dort aufgestellten Bilde der hohen Himmelskönigin seine Helferin und setzte das Blumengefäß als ein kostbares Heiligthum auf dem Altare selbst nieder.

Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich nun der Ruhm der Kirche zu Elende aus und Gläubige aus allen Gegenden Deutschlands eilten herbei, um das Wunder zu sehen. Das Original dieses Trinkgefäßes ward nach Rom gebracht, vorher aber ganz genau in Thon nachgebildet, und von dieser Copie wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch einzelne Stücke in Elende vorgezeigt.

Das Marienbild aber fuhr fort, so viele und unzweifelhafte Wunder zu thun, daß man wegen der ungeheuren Menge Andächtiger, welche die Kirche beständig umwimmelten, genöthigt war, fünf große Thüren in die Kirchenmauer zu brechen, um nur das Gedränge der Hinein- und Herausströmenden etwas zu vermeiden. Die Hauptbesucher waren aber Kranke und besonders Gelähmte, welche durch die Berührung des wunderthätigen Bildes geheilt wurden und aus Dankbarkeit eine Menge von aus Wachs gebildeten Gliedern der Kirche darbrachten. Wie jedoch Andere erzählen, hätte der Kranke vorher ein wächsernes Bild desjenigen Theiles seines Körpers, an dem er litt, opfern und aufhängen müssen und erst dann wäre er geheilt worden.

Bald waren alle Wände der Kirche mit einer ungeheuren Menge von Krücken, Wanderstäben u. dgl., welche die Gesunden zum Zeichen ihrer Heilung in derselben zurückgelassen hatten, bedeckt. Durch die reichlichen Gaben der von allen Seiten und sogar aus fernen Landen herbeiströmenden Menge hatte die Kirche bald so viele Schätze aufgehäuft, daß zu dem bereits vorhandenen Nonnenkloster noch ein Wohngebäude für sechs Canonici errichtet und eine neue große, prachtvoll decorirte Kirche erbaut werden konnte, die im Jahre 1400 vollendet und die Rosenkirche genannt wurde, weil sie unter dem Dache mit 172 großen und 2 kleinen in Stein gehauenen Rosen geziert war. Außerdem erbaute man noch eine mit einem Thurm und dem Hohenstein'schen Wappen gezierte Kapelle, welche ausschließlich dem Dienste der Jungfrau Maria geweiht war.

Im Bauernkriege griffen die Bauern im Lohraischen ebenfalls zu den Waffen, zerstörten die Klöster Dietenborn und Münchenlohra und zogen (1525) dann nach Elende. Sie plünderten die schöne Kirche, zerstörten sie aber nicht, wahrscheinlich aus der ihnen von Jugend auf eingeflößten Ehrfurcht; dagegen beschlossen sie an der Pfarrwohnung sich schadlos zu halten. Als sie nun der Pfarrer heranziehen sah und sich schon bereit machte, der schönen Erde Valet zu sagen, siehe da kam ihm ein kluger Gedanke. Er war ein eifriger Bienenvater und besaß zahlreiche Bienenstöcke. Dieselben holte er schnell herbei und stellte sie mit der Vorderseite gegen die Hausthüre gleich einer Batterie vor sich hin und schlug in dem Augenblicke, wo die Bauern heranstürmten, von hinten mit einem Stocke daran. Die Bienen fuhren wild aus ihren Wohnungen heraus und auf die andringenden Bauern ein, die so jämmerlich von ihnen zerstochen wurden, daß sie wie Spreu auseinanderstäubten und sich nach allen Seiten hin zerstreuten.

Als sich jedoch die evangelische Religion in der Grafschaft Hohnstein immer weiter ausbreitete, sah sich die Jungfrau Maria mehr und mehr vernachläßigt. Sie war darüber sehr betrübt und that Zeichen und Wunder, um die Wankenden und Kaltsinnigen zu ihrem Dienste zurückzuführen. So fingen im Jahre 1619 plötzlich alle Glocken an von selbst zu läuten, und als man nach den Thürmen eilte, so schwieg das Geläute und es war Niemand zu sehen. Als im Jahre 1620 die Gläubigen zur Kirche kamen, fanden sie die Mutter Maria mitten in der Kirche auf dem Angesicht liegend, wie im tiefsten Schmerze, und da auch dieses Zeichen keinen Erfolg hatte, so verwandelte sie 1632 das Wasser im Teiche zu Elende viermal in Blut, aber dennoch blieben alle ihre Bemühungen vergeblich. Im Jahre 1656 ward die evangelische Religion in der ganzen Grafschaft förmlich und feierlich eingeführt, die sechs Canonici, welche in Elende residirt hatten, wurden abgeschafft, die Einkünfte des Stifts, welche außer den reichen Geschenken nur in Zinsfrüchten bestanden, an die Räthe Böttcher, von Zangen und von Bila gegeben oder verkauft, und nur einen geringen Theil davon behielten die beiden Pfarrherren zu Lohra und Elende zu ihrem Unterhalte. Das gnadenreiche Bild der Maria aber ward von der Stelle, auf der es Jahrhunderte hindurch von unzähligen Tausenden hochverehrt und gefeiert gestanden, herabgenommen und in die Sacristei gebracht, worüber jene aber so böse ward, daß sie an einem schönen thauigen Morgen Elende verließ und nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde wanderte, wo sie mit lautem Jubel empfangen ward. Noch heute hält man sie dort in hohen Ehren und zeigt ihr Kleid, dessen Saum noch immer naß vom Thau ist. Freilich sagt man, daß der damalige Küster zu Elende, Konradi, ein geheimer, aber eifriger Katholik und ein überaus schlauer Mann, die vermeintlichen Wunder gethan und das Marienbild heimlich nach Heiligenstadt geschafft habe.

Seit dieser Zeit wurde gar nichts mehr auf die Erhaltung der herrlichen Rosenkirche verwendet und sie zerfiel nach und nach gleich der Marienkapelle, deren Thurm abgebrochen ward, um seine Steine beim Bau der Pfarrwohnung zu benutzen. In einem Theile der Rosenkirche wurde aber noch lange Gottesdienst gehalten und ihr Ruf war noch so groß, daß sie von vielen Reisenden besucht ward, ja daß sogar im 7jährigen Kriege die dorthin kommenden Franzosen nach ihr frugen und sagten, sie hätten von ihr schon

in Paris gehört. Endlich ward aber in den siebenziger Jahren alles, was noch in ihr von Reliquien war, in die neuerbaute katholische Kirche nach Friedrichslohra gebracht, so außer einer kleinen Glocke der große Christoph in Lebensgröße, welcher inwendig hohl und so geräumig war, daß sich Jemand in ihm verbergen und aus ihm heraus sprechen konnte ꝛc. Unter den Bildern der Heiligen werden die Maria im Chor, die mit einer unverweslichen Schürze bekleidet war, und der mit Dornen gekrönte Heiland als die bedeutendsten genannt. Endlich ward die Rosenkirche, weil ihr der Einsturz drohte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf einen unbedeutenden Rest, in welchem noch jetzt Gottesdienst gehalten wird und der früher wahrscheinlich eine Seitenkapelle war, abgebrochen, das Hospital aber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es sollen nun aber in Elende verschiedene Schätze vergraben sein, und zwar nach Einigen von Templern, welche auf Lohra eine Kapelle hatten, von welcher ein unterirdischer Gang nach Lohra führte. Nach Andern hätten dagegen die vertriebenen Canonici, welche lange vorher ihr Schicksal geahnet, einen ungeheuren Schatz von vielen Hunderttausenden hinter dem Altare vergraben und den Platz durch ein in einen Pfeiler eingehauenes Grabscheit und ein aus der Mauer hervorragendes Stück Mantel bezeichnet, und wirklich erinnern sich noch einige Leute, diese Zeichen gesehen zu haben. Nach einer andern Sage wurde in jedem Kloster für den Fall, daß es etwa zerstört würde, so viel Geld vergraben, als zu einem neuen Bau nöthig war. Um diesen Platz wußten aber nur wenige zuverlässige Ordensleute, wogegen in Rom sich eine genaue Anweisung befand, wo die Schätze standen, und daher kommt es, daß man zuweilen in verwüsteten Klöstern, z. B. in Walkenried, Mönche erblickt hat, welche nachsehen mußten, ob die Stellen, wo die Schätze liegen, auch noch unversehrt seien.

Ueber den Ursprung der Benennung des Ortes ist man nicht einig; nach Einigen rührt dieselbe von Bonifacius selbst her, nach Andern soll der Ort darum Elende genannt worden sein, weil die Jungfrau Maria dem Fuhrmann in seiner Noth und Elende beigestanden, oder weil viele Kranke hier von ihrem Elende befreit worden wären, oder weil viele Elende hier ein Unterkommen gefunden hätten. Endlich soll der Name gar von der elenden Beschaffenheit des Ortes selbst herrühren, weil die Einwohner desselben immer größeren Wassermangel und einst eine wirkliche Wassersnoth erlitten hätten, als ein naher Teich, Elend's einziger Trost, ausgetrocknet sei.

In der Umgegend von Elende befindet sich auch die sogenannte Knochenquelle oder der Knöchelbrunnen, sieben verschiedene, in einem Umkreise von sechs Fuß entspringende Quellen, die alle unklares, überaus kaltes, aber untrinkbares und im Winter nie zufrierendes Wasser hatten. Diese Brunnen warfen aber, als sie noch nicht verschüttet waren, was jetzt mit ihnen so ziemlich vollständig der Fall ist, feine weiße, hellbraune und schwarze Knochen aus, die von Vögeln, Fröschen, ja selbst von kleinen vierfüßigen Thieren herrührten, über deren Hineinkommen in das ätzende Wasser jedoch eine gegründete Ursache nicht angegeben werden kann.

485) Die Sage von der Göttin Lohra.[1])

Vom Ohmgebirge zieht sich ein Arm gegen Osten und bildet bei Elende den einen Pfeiler der Porta Eichsfeldica. Den gegenüberliegenden Pfeiler aber formirt ein anderer Gebirgszug, das Düngebirge, an dessen nördlichem Fuße Münchenlohra liegt, ein ehemaliges, wahrscheinlich von den alten Grafen von Lohra gestiftetes, erst von Benedictinermönchen, dann von Nonnen bewohntes Kloster. In der Nähe desselben liegen die Dörfer Groß- und Kleinwerder und von hier führt ein Waldweg, welcher der Burgstieg heißt, den hohen Berg hinan, auf welchem das Schloß Lohra selbst liegt. Hier soll die uns schon bekannte Göttin Lohra oder Lara verehrt worden sein, welche jedoch vermuthlich keine deutsche, sondern eine slavische Gottheit gewesen ist, wie denn überhaupt hier die Sorbenwenden gehaust haben. Dieselbe war der Sage nach eine Beschützerin treuer Liebenden, die jedoch umgedreht auch den Verrath und die Untreue hart bestrafte. So soll sie einst in der Nähe des Schlosses ein Ritterfräulein, welches einst ihrem Geliebten Treue geschworen und sich dem Zorne der Göttin geweiht, wenn sie ihm untreu werde, nachdem sie doch ihr Wort gebrochen, in der Gestalt eines Hirsches zum Tode erschreckt, und als das Mädchen sich aus dem hier befindlichen Walde geflüchtet, durch aus der Erde hervorbrechendes Feuer zu Asche verbrannt haben.

Einst lebten in der Nähe des Berges zwei Brüder, die an Gesinnung einander sehr unähnlich waren. Der Aeltere strebte nur nach Reichthum und Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen; der Jüngere dagegen liebte nur häusliches Stillleben und häusliches Eheglück war das Ziel seines Strebens. Er hatte eine Braut, die aber sehr arm war, und deshalb gab sich sein Bruder alle nur mögliche Mühe, ihn von derselben abwendig zu machen. Einst ging er in dem Walde, welcher den Berg der Lohra bedeckt, sinnend auf und ab, als er plötzlich vor einer Felsenspalte stand, die er sich nie gesehen zu haben erinnern konnte. Er trat näher, doch ehe er dieselbe noch ganz erreicht hatte, trat aus derselben ein wunderschöner engelhafter Zwerg heraus, der ihn aufforderte ihm zu folgen, ihn bei der Hand faßte und in die Höhle hineinzog. Ueberrascht folgte er ihm und ließ sich von ihm wie ein willenloses Kind leiten. Nach kurzem Gange gelangten sie an eine Thüre von glänzendem Metall; der Zwerg zog einen goldenen Schlüssel heraus und öffnete dieselbe. Der junge Mann stand wie verzaubert, denn er schaute in einen Garten, in welchem bei sonniger Helle die herrlichsten Blumen mit den brennendsten Farben und fremdartigsten Gerüchen dufteten und wo sich Vögel mit goldiggrünen Schwingen auf den Bäumen wiegten und mit menschenähnlichen Stimmen mit einander plauderten. Der Zwerg ließ ihm aber nicht lange Zeit, diese Herrlichkeiten zu bewundern, sondern schritt auf eine Rosenlaube zu, in welcher sich die Göttin Lora, ein Ideal weiblicher Schönheit, befand. Mit strahlenden Augen betrachtete sie den Jüngling und reichte ihm dann eine dunkelrothe Blume, welche sie eben in der Hand hielt, mit den Worten: „Du liebst aufrichtig und treu ein armes Mädchen und wirst von ihr wiedergeliebt; hier nimm diese Blume und bewahre sie wohl, so wirst Du das höchste und reinste häusliche Glück genießen, das

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VII. S. 22 ꝛc.

sich auf Erden nur denken läßt. In Eintracht und Heiterkeit werdet Ihr Euere Tage verleben, blühende Kinder werden Euch umspielen und spät am Abend Eueres Erdenlaufs werdet Ihr vereint mit einander ins Grab sinken. Gehe und sei glücklich!" Der Jüngling nahm dankbar das Geschenk an und entfernte sich auf das Zeichen der Göttin unter Leitung desselben Zwerges, der ihn hierhergeführt. „Du betrachtest die Früchte dieses Gartens so neugierig", sprach derselbe mit feiner Stimme, „warte ein wenig, daß ich Dir einige pflücke, die Du Deiner Braut mitnehmen kannst."

Schnell waren die schönsten Früchte von einigen Bäumen herabgelangt und des Jünglings Taschen damit angefüllt, der sich mit herzlichem Danke entfernte und erfreut zu seiner Geliebten eilte. Athemlos erzählte er ihr, was ihm begegnet sei, und da sie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Tasche, um sie durch den Anblick der wunderbaren Früchte, die er erhalten, zu überzeugen, aber wie erstaunten Beide, als sich inzwischen Alles in Gold und Silber verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen, dankbar priesen sie die theilnehmende Göttin, kauften sich für das Geld, welches sie für die kostbaren Früchte erhielten, ein schönes Besitzthum und fanden in ihrem gegenseitigen Besitze ihr schönstes Glück.

Der Bruder des jungen Ehegatten, der sich früher in seinem Stolze um seinen Bruder fast gar nicht gekümmert hatte, hörte verwundert, daß derselbe sich ein schönes Landgut gekauft habe und hier im besten Wohlstand lebe. Da er sich nun auf keine Weise entziffern konnte, auf welche Art und Weise sein Bruder zu solchem plötzlichen Reichthum gekommen sei, so machte er sich selbst auf den Weg, um ihn zu besuchen und sich auf diese Weise zugleich von der Wahrheit dessen, was er gehört hatte, zu überzeugen. Er fand auch Alles bestätigt, was er vorher erfahren hatte und verlor keinen Augenblick, sich hierüber von demselben Aufklärung zu erbitten. Sein Bruder, dem von der Göttin kein Stillschweigen auferlegt worden war, theilte ihm natürlich auch sofort Alles mit, was ihm begegnet war.

Der Geldgierige, der eben im Begriff war, aus Noth ein altes häßliches, zanksüchtiges, aber sehr reiches Weib heimzuführen, dachte natürlich gleich, das Glück möge ihm vielleicht ebenso günstig sein, wie seinem Bruder, und wenn dies geschehe, dann werde er natürlich seine häßliche Braut sitzen lassen und sich ein Mädchen nach seinem Gefallen aussuchen können. Er stärkte sich also vorerst durch Speise und Trank und machte sich dann auf den Weg nach der Höhle, die er endlich auch, jedoch erst nach langem Suchen fand. Vor derselben auf dem Rasen saß ein häßlich gestalteter, dickköpfiger Zwerg. Auf seine Bitte erhob sich derselbe auch und führte ihn in den Berg hinein, allein der Gang war so dunkel und holprig, daß er mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Felsenzacken stieß, bald sogar stolperte und zu Boden fiel. Endlich gelangten sie in den Garten und er sah bald mit lachendem Herzen die Laube, in welcher die Göttin saß; kühn trat er vor sie hin und begrüßte sie, allein wie ward ihm, als dieselbe ihn hart mit folgenden Worten anließ: „Elender, Du wagst es, mit unreinem Herzen frech und dünkelhaft vor mir zu erscheinen? Du, der Du die heilige Liebe mißbrauchst und unter ihrem Namen nur Deine Geldgier zu befriedigen strebst, Du hoffst von mir, der Beschützerin treuer, aufrichtiger und uneigennütziger Liebe, Schätze zu erhalten? Auf, Ihr meine dienstbaren Geister, ergreift ihn, straft ihn

für seinen frechen Uebermuth und werft ihn hinaus aus meinem Gebiete!" Und es rauschte aus allen Büschen wie ein Sturmwind, und eine Schaar von Zwergen hing sich wie ein Schwarm ergrimmter Katzen an ihn, sie stießen, schlugen und kneipten ihn, zogen ihn durch den dunkeln Gang in's Freie, warfen ihn den Berg hinab und mit donnerähnlichem Krachen schloß sich der Eingang zu der Höhle hinter ihm zu.

Voll von ohnmächtiger Wuth eilte der Getäuschte von dannen und hielt nicht eher an, bis er schweißtriefend daheim anlangte. Schreck und Zorn warfen ihn auf's Krankenlager und mehrere Wochen war er nicht im Stande, dasselbe zu verlassen. Als endlich seine Gesundheit zurückgekehrt war, sah er sich genöthigt, seiner häßlichen Braut sein Wort zu halten. Zwar ward die Hochzeit mit großem Prunk gefeiert, allein es war kein Glück in seiner Ehe, an Vertrag mit dem bösen Weibe war nicht zu denken, das Vermögen, welches er erheirathet hatte, schwand ihm unter den Händen und zuletzt hatte er von allen Besitzthümern, die sie ihm zugebracht hatte, nur noch sie selbst übrig, die ihm zur Last war und sein Leben durch ihre Vorwürfe zur Hölle machte.

486) Die Ruhensburg und die drei Kreuze bei Lohra. [1])

Bekanntlich wurde die Göttin Lohra in dem großen Walde verehrt, in dessen Nähe das Schloß Lohra liegt. Zur Zeit des Bonifacius oder Winfried's war hier noch ein großer schauerlicher Wald, von dem jetzt nichts mehr übrig ist als ein kleines Gehölz, die sogenannte Ruhensburg, zwischen dem Reinhardsberg, Bleicherode und dem Schlosse Lohra, sowie einige getrennte Feldhölzer, zwischen denen nun gutgebaute Dörfer, von der Wipper benetzt, die reizende Gegend, welcher der Brocken zum fernen Hintergrunde dient, beleben. In der Mitte des Berges, auf dem man die Göttin vorzugsweise verehrte, entsprang eine Quelle, zu der unglücklich Liebende, besonders Jungfrauen, denen der Tod ihren Geliebten entriß, wahlfahreten, um hier Ruhe und Vergessenheit zu trinken. Auf dem Gipfel desselben Berges baute eine edle Sachsenjungfrau, deren Verlobter in einer Schlacht gegen die Franken das Leben verlor, die Ruhensburg, wovon jener Hain noch jetzt den Namen hat. Ruhensburg nannte sie den Ort, weil ihr Lohra in diesem Haine einen neuen Geliebten sandte, der sie tröstete. Diese Burg ward von Bonifacius zerstört, denn gegen ihn hatte die Göttin keine Macht. Zwar ereilte sie ihn einst ohnweit des Reinhardsberges und versenkte den ihn tragenden Wagen und die Pferde an demselben in tiefen Schlamm, so daß er beinahe von der Erde verschlungen worden wäre, allein ein Gebet zu der heil. Jungfrau rettete ihn, und zum Andenken dieser Gefahr errichtete er drei Kreuze, die noch jetzt an dem Orte zu sehen sind.

487) Die steinerne Jungfrau bei Lohra. [2])

Wenn man sich von dem alten Schlosse rechts wendet und nach den zu der Domaine Lohra gehörigen Ländereien zu wandert, kommt man bald in einen herrlichen Wald und auf einem breiten Wege auf einen großen freien

[1]) Nach Olmar, Volkssagen S. 75 rc.
[2]) S. Thüringen und der Harz, Bd. VII. S. 37 rc.

Platz, wo das Forsthaus Lohra liegt, die Wohnung eines Oberförsters, der 3000 Morgen königliche und 2000 Morgen Gemeinde-Waldung zu beaufsichtigen hat. Betritt man dann von hier den Wald wieder, so gelangt man nach kurzer Wanderung auf einen Rasenweg, den einzelne alte Eichen schmücken und auf dem man dann in ein schönes Wiesenthal gelangt, welches das Helbethal heißt, weil es von der Helbe, einem reißenden Bergwasser, durchflossen wird. An dem Wege nun, welcher sich von der Höhe in das Thal herabzieht, steht links ein verwittertes Steinkreuz von eigenthümlicher Form, das eine Höhe von ohngefähr 8 Fuß hat und in der ganzen Umgegend den Namen der steinernen Jungfrau führt. Auf der dem Wege zugewandten Seite enthält dasselbe mehrere Reihen Schrift, die jetzt unleserlich geworden ist, aber vor funfzig Jahren jedenfalls noch ganz gut zu erkennen gewesen sein mag, so daß man sich wundern muß, daß sich Niemand die Mühe gegeben hat, sie abzuschreiben. Auf der andern Seite, die dem Berge zugekehrt und vor dem Einflusse der Witterung mehr geschützt gewesen ist, erkennt man deutlich die Gestalt eines knieenden Ritters, von dessen Haupte ein breites Band emporläuft, das ebenfalls Schrift enthält und von der sich auch noch einzelne Buchstaben erkennen lassen. Die verwitterte Vertiefung vor dem Ritter dürfte noch eine Figur vorgestellt haben, vielleicht die der Jungfrau, welche dem Steine den Namen gegeben hat, der jedoch auch daher entstanden sein kann, daß das Kreuz aus der Ferne betrachtet der Gestalt eines Frauenzimmers sehr ähnlich sieht. Man kennt nun hierüber zwei verschiedene Sagen. Nach der einen habe einst auf dem Schlosse Lohra ein Edelfräulein gewohnt, welches sehr mildthätig war und namentlich den armen im Walde zerstreut wohnenden Leuten Besuche abstattete und ihnen Nahrungsmittel und Arzneien brachte. Einst war sie auch mit einem Körbchen voll Eier zu einer Köhlerfamilie im Walde gegangen, da überfielen sie Räuber und erschlugen sie. An der Stelle, wo der Mord geschah, soll nun ihr Vater, der Ritter von Lohra, das Steinkreuz haben errichten lassen.

Eine andere Sage erzählt, es habe einst der letzte Graf von Lohra, Namens Heinrich, eine wunderschöne Tochter, Adelheid, besessen. Ihr Vater war ein wüster Ritter und lebte in beständiger Fehde mit seinen Nachbarn, namentlich mit den Bürgern von Mühlhausen. Einst beschloß er, die Stadt mit seinen Raubgesellen zu überfallen und zu zerstören. Seine Tochter bot Alles auf, ihn von diesem unsinnigen Unternehmen abzuhalten, allein umsonst, und so blieb ihr nichts übrig, als ihren Vater dem Schutze ihres Bräutigams, einem Ritter von Straußberg, anzuvertrauen. Letzterer versprach ihr auch, entweder ihren Vater lebendig zurückzubringen oder mit ihm zu sterben. Allein der Plan schlug fehl, als die Ritter an die Thore der Stadt kamen, fanden sie dieselben ebenso wohl besetzt als die Mauern, sie mußten umkehren und den ihnen nacheilenden Bürgern Stand halten; auch den Grafen von Lohra ereilte sein Schicksal, in dem genannten Helbethale holten ihn seine Verfolger ein, zwar leistete er tapfern Widerstand, allein er vermochte dem Andrange so vieler Gegner nicht Stand zu halten und sank bald mit Wunden bedeckt zu Boden. Auch seine Begleiter fielen, nur allein der Ritter von Straußberg entkam unverletzt und brachte der unglücklichen Tochter die Nachricht von dem Tode ihres Vaters. Empört über sein feiges Betragen und über seine Wortbrüchigkeit wies sie ihn verächtlich aus dem Thore ihrer Burg und schwur

einen theuren Eid, sich nie zu vermählen. Ihr Leben war fortan nur dem Andenken ihres Vaters gewidmet und sie ließ an der Stelle, wo er gefallen war, ein steinernes Kreuz setzen, welches sie täglich besuchte. So lebte sie lange Zeit ruhig und in Frieden. Da fingen plötzlich böse Nachbarn an sie zu beunruhigen, fielen in ihre Besitzungen ein und sehr bald drängten sie ihre Unterthanen, sich wieder zu vermählen, da sie außer Stande sei, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Lange Zeit sträubte sie sich gegen ein Ehebündniß, bis ihr endlich der Geist ihres Vaters erschien und sie ihres Gelübdes entband. Nun ließ sie bekannt machen, daß, wer die Ringmauer ihres Schlosses umritte, ihre Hand erhalten solle. Durch die Schönheit der Gräfin und ihr reiches Besitzthum angelockt kamen viele Ritter herbei, allein alle stürzten von der Mauer herab und Roß und Mann zerschellten an den Felsen. Endlich gelang es dem Grafen von Clettenberg, die gemachte Bedingung zu erfüllen. Er umritt die Mauer und Adelheid wurde sein Weib. In spätern Jahren ward sie aber deshalb von heftigen Gewissensbissen gequält, weil sie den Tod so vieler wackern Ritter veranlaßt hatte, und sie stiftete zur Sühnung ihrer Sünden das Kloster Walkenried.

488) Der Hülfenberg bei Geismar. [1])

An der südlichen Grenze des Eichsfeldes zwischen den Städten Mühlhausen und Heiligenstadt liegt ein Berg, der in der ganzen Gegend durch seine Höhe sichtbar und an seinem bebauten Gipfel kenntlich ist. Dies ist der St. Hülfenberg. Zu ihm geschehen alljährlich an bestimmten Tagen aus der Nähe und Ferne zahlreiche Wallfahrten, da einer solchen besonders wunderthätige Wirkungen in schweren Krankheiten zugeschrieben werden. Der bequemste Weg, der zu ihm heraufführt, geht von Geismar aus; an der Nordseite des Berges sind auf dem ganzen Wege Stationen (Bildstöcke, worauf die Leidensgeschichte Jesu abgebildet ist) angebracht, vor denen die Pilger beten. An eben dieser Stelle entspringt ein klarer, reiner, stets ausfließender Quell, der Hülfenbrunnen; weiter oben aber links am Wege nach dem Dorfe Düringsdorf findet sich die Quelle des Bonifaciusbrunnens vor, die aber kein reines Wasser hat. Auf der den Gipfel des Berges einnehmenden Fläche steht nach Mitternacht zu eine Kirche, eine Kapelle und ein Haus zum Obdache der nöthigen Personen. Die Kirche ist, wie auch ihr Anblick lehrt, nicht auf einmal erbaut worden. Ihr ältester Theil ist die sogenannte Bonifaciuskapelle, die als das Chor der Kirche angesehen werden kann; linker Hand in derselben befindet sich das Bild der heil. Märtyrin Wilgefortis, einer bärtigen Jungfrau. Nach einigen Chronisten hätte in heidnischen Zeiten der Götze Stuffo auf diesem Berge gestanden (nach dem der Berg Stufenberg genannt worden sei), das Bild desselben sei um 724 von Bonifacius zerstört worden und Letzterer habe an dessen Stelle eine Kapelle erbaut. Dies ist ebensowenig richtig, als was Andere sagen: der Berg habe seinen Namen Karl dem Großen zu danken, denn dieser habe, nachdem er die Sachsen an der Werra bei Treffurt geschlagen, mit seinen Hauptleuten den Stufenberg erstiegen und Gott gedankt, wobei er ausgerufen: „Hier hat uns Gott und sonst Niemand geholfen". Davon sei der Berg Hülfenberg genannt worden

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VII. S. 74 ꝛc.

und Karl der Große habe auf ihm eine Kapelle erbaut. Diese Sage ist aber eine Verwechselung mit dem Berge Osnegg bei Detmold in Westphalen, denn hier, und nicht an der Werra, schlug Karl die Sachsen. Allerdings hieß dieser Berg hier zuerst Stufenberg und später erst „Sente Gehülfin Berg", allein dieser Name ist entweder aus dem lateinischen Mons Sancti Salvatoris verderbt oder kommt von dem erwähnten Bilde der heil. Wilgefortis (sanctum auxilium [heilige Hülfe] genannt) her. Jedenfalls gehen aber die Wallfahrten dahin bis zum Jahr 1360 zurück. Wie anderwärts war es auch hier der frommen Pilger Gewohnheit, der Kirche Geschenke zu machen, welche in derselben aufgehängt wurden und häufig Gegenstände aus Wachs waren; so sah man daselbst Krücken, Köpfe, Arme und Füße aus Wachs, aber es waren auch andere kostbarere Weihgeschenke hier, die meistens aus Braunschweig und Hildesheim hierher gekommen sein mögen. Ueber die hier gethanen Wunderkuren existiren von den Jesuiten im Jahre 1576 angelegte Tagebücher, allein auch die Lutheraner wissen deren zu berichten, und namentlich sind dadurch mehrere der Letztern bestimmt worden zur katholischen Kirche überzutreten.

Im Jahre 1606 wurde ein Mann, Namens Andreas Spillner, zu Ecklingerode im Duderstädtischen beim Mergelgraben vom herabstürzenden Erdreiche ganz verschüttet. Als seine Frau die traurige Kunde des Geschehenen erhielt, fiel sie auf die Kniee und that das Gelübde, sie wolle, wenn ihr Mann lebendig herausgegraben werde, mit ihm eine Wallfahrt nach dem Hülfenberge thun. Nach zwei Stunden fand man den Verschütteten endlich, zwar lebend, aber dergestalt verstümmelt und zerquetscht, daß ihn der Arzt verloren gab. Nur allmählig erholte er sich wieder und schleppte sich mittelst der Krücken und in Begleitung seiner Frau zu Pfingsten nach dem Hülfenberge, wo er beichtete und communicirte. Darauf fühlte er bald eine solche Stärke in seinen Gliedern, daß er ohne Krücken in einem Tage gesund nach Hause gehen konnte.

Ein anderer Jesuit sah 1621 einen fremden Mann mit Krücken in die Kirche des Hülfenberges kommen und dieselben im Kirchengewölbe aufhängen. Er rief ihn zu sich und frug den Mann, der in seinen besten Jahren, stark und wohlgebildet war: warum er jene Krücken mitbringe. Der Fremde antwortete darauf, daß er seit zwei Jahren nicht habe auf seine Füße treten können und bereits alle Hoffnung aufgegeben, je wieder gesund zu werden, als er zu einer Wallfahrt nach dem Hülfenberge aufgefordert worden sei. Er habe sie gethan, sei gesund geworden und wolle nun zum Geschenke zwei Füße von Wachs neben seinen Krücken hier aufhängen. Der Mann hieß Heinrich Fell und war aus dem Fürstenthum Fulda gebürtig.

489) Die Sagen vom Kiffhäuser.[1]

Sechs Meilen von Erfurt, wo im Jahre 1170 und 1180 Kaiser Friedrich Barbarossa Weihnachten feierte und wo er 1181 einen Reichstag hielt, erhebt sich am südlichen Abhange des Harzes in der sogenannten güldenen

[1]) Nach Otmar S. 133 ꝛc. und Gottschalk, Ritterburgen Bd. II. S. 259 ꝛc. — Eigentlich gehört der Kiffhäuser nicht hierher, weil er in Schwarburg-Rudolstadt liegt, allein seiner Nachbarstädte Nordhausen, Sargerhausen und Erfurt wegen muß er hierher gezogen werden.

Aue der Kiffhäuser-Berg, der auf Artern, Sangerhausen, Wallhausen, Roßla und Stollberg herabsieht und an seinem Fuße das Städtchen Kelbra und die Dörfer Tilleda und Sittendorf hat. Seinen Namen trägt er von den Trümmern einer uralten kaiserlichen Pfalz- und Reichsburg und erregt in diesen zwei hohen Thurmmauern noch Bewunderung. Ohnstreitig bezeichnete sein Name Kyff-Haus ursprünglich: Streitburg, von dem veralteten Kiff maken, d. h. zanken, streiten, das sich noch in unserem Worte „keifen" erhalten hat. Von diesem Berge gehen nun verschiedene Sagen um, z. B.

α. Der Ritterkeller auf dem Kiffhäuser.

Einst richtete ein guter, aber armer Mann aus Tilleda eine Kindtaufe aus, und das seine achte. Er mußte dabei den Gevattern nach Sitte des Landes einen Schmauß geben. Bald war der Landwein, den er seinen Gästen vorzusetzen hatte, ausgetrunken und sie forderten mehr. „Geh", sagte er im Scherze zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen sechszehn Jahre alten Mädchen, „und hole uns noch bessern Wein aus dem Keller." „Aus welchem Keller denn?" fragte das erstaunte Mädchen. „Ih", antwortete der Vater, „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kiffhäuser." Das Mädchen geht in ihrer Einfalt, weil sie wirklich glaubte, ihr Vater spreche im Ernst, mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan; in der Mitte desselben erblickt sie am verfallenen Eingange eines großen Kellers, den sie freilich nie zuvor gesehen, eine Schaffnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Sie verstummt vor Erstaunen, doch freundlich fragt sie die Alte: „Gewiß willst Du Wein holen aus dem Ritterkeller?" „Ja", sagte das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht." „Komm mit mir", sprach die Schaffnerin, „Du sollst umsonst Wein haben, und bessern Wein, als Dein Vater je gekostet hat."

Sie gingen nun beide durch einen halbverschütteten Gang und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussehe. „Einst", sagte die Alte, „war auch ich jung und schmuck wie Du, als mich die Ritter des Nachts durch einen Gang unter der Erde aus dem Hause in Tilleda wegholten, das jetzt Deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten sie am hellen Mittag die vier schönen Jungfern, die hier noch zuweilen auf prächtig geschirrten Pferden herumreiten und dann wieder verschwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da sie eben aus der Kirche kamen. Mich machten sie, als ich alt ward, zur Aufseherin des Weinkellers und das bin ich noch."

Jetzt standen sie vor der Kellerthür und die Schaffnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen die Stückfässer. Die Schaffnerin klopfte an die Fässer, die meisten waren halb oder ganz voll. Sie nimmt den kleinen Eimer, zapft ihn voll trefflichen Weines und sagt: „Da bringe das Deinem Vater. Und so oft ein Fest in Euerem Hause ist, kannst Du wiederkommen, aber keinem als Deinem Vater sage, woher Du den Wein hast. Auch dürft Ihr keinen Wein verkaufen, umsonst bekommt Ihr ihn, umsonst sollt Ihr ihn geben. Kommt einmal einer her, der Wein haben will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brod ist gebacken."

Das Mädchen brachte ihrem Vater den Wein, der den Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie jedoch errathen konnten, woher er kam. So oft nachmals in dem Hause ein kleines Fest war, holte das Mädchen Wein vom

Kiffhäuser in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht; zwar wunderten sich die Nachbarn, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande so gut nicht war, allein der Vater sagte es Keinem und die Tochter auch nicht. Gegenüber wohnte jedoch ein Schenkwirth, der mit gefälschtem Wein handelte. Dieser hatte den Ritterwein auch einmal gekostet und dachte: den Wein könntest du mit zehnfachem Wasser verdünnen und doch theuer verkaufen. Er schlich also dem Mädchen nach, als es zum vierten Male mit dem kleinen Eimer nach dem Kiffhäuser ging, versteckte sich unter dem Gebüsche, als sie stehen blieb, und sah sie nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen. Den nächsten Abend ging er selbst den Berg hinauf und schob auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor sich her. Diese dachte er mit dem trefflichen Ritterwein zu füllen, sie des Nachts den Berg herunter zu rollen und dann alle Tage wiederzukommen, so lange noch Wein im Keller wäre.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag vorher den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde mit einem Male Alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an fürchterlich zu heulen und das Ungethüm warf ihn und seine Karre und seine leere Tonne von einer Felsenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft. Da sieht er vor sich einen schwarzbehangenen Sarg hertragen und seine Frau und viele Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchs deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht. Nach einigen Stunden erwacht er wieder, sieht sich zu seinem Entsetzen noch in der schwachbeleuchteten Todtengruft und hört gerade über seinem Kopf die ihm wohlbekannte Thurmglocke in Tilleda zwölf schlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war und daß er sich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz seines Dorfes befand. Er war mehr todt als lebendig und wagte es kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, schließt eine Thüre auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war aber eine kalte eisige Nacht. Allmählig erholt er sich jedoch und kriecht ohne Tonne und Wein seinem Hause zu. Es schlug Eins, als er es erreichte. Er mußte sich sogleich ins Bett legen und nach drei Tagen war er todt; das Geld aber, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seinem Begräbniß hin.

β. Die goldenen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einst ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kiffhäuser, um da Nüsse zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen auf eine Wendeltreppe, steigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen Knoten nimmt jeder Knabe einen Hutkopf voll und so laufen sie lustig hinunter und streuen auf dem Wege die Flachsknoten aus. Als die Knaben nach Kelbra kamen, war es schon Abendbrodzeit. Der ärmste der Knaben findet seine Eltern gerade beim Tischgebet; er nimmt seinen Hut ab

und klingelnd fällt etwas Glänzendes auf die Erde und bald noch ein Stück, nach und nach sieben andere. Die Mutter läuft hinzu und siehe, es waren goldene Flachsknoten, womit ein verzaubertes Hoffräulein oder gar die Kaiserin selbst dem armen Mann ein Geschenk gemacht hatte, der seinen Knaben nun ein Handwerk lernen lassen konnte. Die Nachbarinnen liefen hinzu, die wunderbaren Flachsknoten zu sehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kiffhäuser, Alle suchten, aber Keiner fand die blauen und rothen Fensterscheiben, Keiner die aufgehäuften goldenen Flachsknoten.

γ. Die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuße des Kiffhäusers. Es war ein hübscher Mensch, und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg heran, aber je höher er kam (es war ein schöner Tag), desto mehr verlor sich die Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fond er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen. Oben auf der Burg findet er ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt so viele ein, als seine kleinen Taschen fassen konnten. Nun wollte er wieder ins Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er aus dem Gewölbe herauskam. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu. Er faßt nach seinem Hut und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte bringen wollen, war fort; sie war beim Stolpern herabgefallen. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg und fragte: „Wo hast Du die wunderschöne Blume, die Du fandest?" „Verloren!" sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt", antwortete der Zwerg, „sie ist mehr werth als die ganze Rothenburg."

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume; Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich denkt der Schäfer wieder an seine Steine und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schooß, und siehe, es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu; die Wunderblume aber blieb verschwunden und wird von den Bergleuten noch heute gesucht, in den Gewölben des Kiffhäusers nicht allein, sondern, da verborgene Schätze rücken, in der Questenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. Bis jetzt hat sie aber noch Keiner gefunden.

δ. Der Ziegenhirt.

Peter Klaus, ein Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde am Kiffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit altem Gemäuer umschlossenen Platze ausruhen zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hotte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst später der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach und traf sie

in einer Höhlung, wo sie fröhlich die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber durch alles Hinstarren nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippen der Hafer entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirt da staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte schweigend, ihm zu folgen. Peter stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof in eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschlossen war, in welche durch überhängende dickbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht herabfiel. Hier fand er auf einem gutgeebneten kühlen Rasenplatz zwölf ernste Rittersmänner, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Peter wurde schweigend angestellt, um die Kegel aufzurichten. Anfangs that er dies mit schlotternden Knieen, wenn er mit halbverstohlenem Blick die langen Bärte und die aufgeschlitzten Wämser der edlen Ritter betrachtete, allmählig aber machte die Gewöhnung ihn dreister; er übersah Alles um sich her mit immer festerem Blick, und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingesetzt war und aus welcher der Wein ihm lieblich entgegenduftete. Er fühlte sich wie neubelebt, und so oft er Ermüdung spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Doch endlich übermannte ihn der Schlaf. Beim Erwachen fand er sich auf dem umschlossenen grünen Platz wieder, wo er seine Ziegen ausruhen zu lassen pflegte. Er rieb sich die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschossene Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier noch nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle die Wege und Steige hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte, aber nirgends fand sich eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf und endlich stieg er mit beschleunigtem Schritt hinab, um hier nach seiner Heerde zu fragen.

Die Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm alle unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht so als seine Bekannten; auch starrten ihn Alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an's Kinn. Endlich that er fast unwillkürlich eben das und fand zu seinem Erstaunen seinen Bart um einen Fuß verlängert. Er fing an, sich und die ganze Welt um sich her für verzaubert zu halten, und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, wohl als den Kiffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen alle bekannt. Auch nannten mehrere Knaben auf die Fragen eines Vorbeireisenden den Namen: Sittendorf.

Kopfschüttelnd ging er in das Dorf hinein und nach seiner Hütte. Er fand sie sehr verfallen und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrissenem Kittel, neben einem abgezehrten Hunde, der ihn zähnefletschend angrinzte, als er ihn rief. Er ging durch die Oeffnung, die sonst eine Thüre verschloß, hinein, fand aber Alles so wüste und leer, daß er, einem Betrunkenen gleich, aus der Hinterpforte wieder hinauswankte und Frau und Kinder bei ihren Namen rief, aber keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen eisgrauen Barte Weiber und Kinder und fragten ihn um die Wette, was er suche? Andere vor seinem eigenen Hause nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen,

oder gar nach sich selbst, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden loszuwerden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen: „Kurt Steffen!" Die Meisten schwiegen und sahen sich an, endlich sagte eine bejahrte Frau: „Seit zwölf Jahren wohnt der unter der Sachsenburg, dorthin werdet Ihr heute nicht kommen!" „Velten Meier!" „Gott habe ihn selig!" antwortete ein altes Mütterchen an der Krücke, „der liegt schon seit fünfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt."

Er erkannte zusammenschaudernd seine plötzlich alt gewordenen Nachbarinnen, aber ihm war die Lust vergangen weiter zu fragen. Da drängte sich durch die neugierigen Gaffer ein junges rasches Weib, mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt Ihr?" fragte er staunend. „Marie!" „Und Euer Vater?" „Gott habe ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kiffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahre alt."

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus", rief er, „und kein Anderer!" und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arme. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme und noch eine Stimme rief: „Ja, das ist Peter Klaus! Willkommen, Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen! [1])

5. Der verzauberte Kaiser.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertag auf den Kiffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Barte, der ihm bis aufs Knie reichte. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht."

Dem Bergmann grauste es über seinem ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen, es möchte auch kommen, was da wolle. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!"

Da entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zittert unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand gefaßt hat, mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter und der Boden steigt wieder langsam herauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe. Der Mönch geht mit festen Schritten voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinterher. So gehen sie einige Gänge hindurch, bis es

[1]) Eine ähnliche Geschichte erzählt bekanntlich Washington Irving in seinem Skizzenbuch von dem alten Rip van Winkle (Sketch Book. Leipzig 1843. Th. I. p. 26 sq.); diese spielt aber in Nordamerika auf den Kaatskill-Bergen am Hudson. Eine andere s. unter 9.

anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort und mit einem Male stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor. Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberten Riegel aufspringen, an das Schloß und ruft: „Oeffne dich, Thür!" und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt wie Eis und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an und die Thüre sprang auf.

Der Thüre gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich I. Barbarossa, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über dem Anblick.[1])

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich von selbst wieder zu; das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab; Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.[2])

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte und die seine Enkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren. Nach einer andern Sage hätte der Mönch diese Stangen aber von dem alten Kaiser selbst erhalten und wären dieselben nicht von besonderem Erz, sondern von Golde gewesen und nach und nach von dem Bergmann und seiner Familie eingeschmolzen und der Erlös verbraucht worden.

c. Der Hirt und der Kaiser Friedrich.

Die Schäfer und Hirten, welche auf dem Kiffhäuser weiden, sind besonders die Günstlinge des Kaisers gewesen und dessen Pagen und Hofjunker, die in Zwerge, Mönche und andere verkrüppelte Gestalten verwandelt wurden,

[1]) Dieser Bart des verzauberten Kaisers hat zu dem Sprichwort: „Sie streiten über des Kaisers Bart, und es hat ihn Keiner gesehen" Veranlassung gegeben.

[2]) Eine dieser Kiffhäuser-Sage entsprechende indische theilt Herr Spiegel mit im „Ausland" 1848 No. 137. Eine große Menge anderer über andere Gegenden Deutschlands, wo Kaiser Barbarossa noch verzaubert sitzen soll, findet sich erwähnt von H. F. Maßmann, Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Quedlinburg und Leipzig 1850 in 8°.

haben sich stets gern mit ihnen abgegeben. Einem Hirten, der einst, an das alte Gemäuer der Burg gelehnt, sich ein lustiges Liedchen pfiff, erschien auf einmal solch ein kaiserl. Hofdiener und frug ihn: „Willst Du Kaiser Friedrich sehen?" „O ja!" erwiederte der dreiste Hirt. Der Zwerg führte ihn nun in den Berg, der sich immer vor ihnen her öffnete, bis sie endlich an eine große weite Grotte kamen. Hier saß der Kaiser leibhaftig in glänzendem hellfunkelndem Schmuck. Die Wände der Grotte waren mit flimmernden Sternchen übersäet, und vor dem Kaiser auf einem steinernen Tische brannte ein großes dickes Licht. Der Schäfer machte eine Verbeugung so gut er konnte, war aber gar nicht furchtsam, schaute vielmehr umher und besah alle die Kostbarkeiten, die hier standen. Nach einer Weile fragte ihn der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg flögen. „O ja", erwiederte der Hirt. Da blickte der Kaiser gen Himmel, hob langsam seine dürren braunen Mumienhände auf und sprach mit weinerlicher Stimme: „Ach, so muß ich noch hundert Jahre an diesem Orte schlafen!" Der Zwerg winkte hierauf dem Schäfer. Sie gingen zurück, er erhielt aber nichts. Unwillig wollte er schon den Zwerg darüber zur Rede setzen, aber fort war er.

7. Die Musikanten und der Kaiser.

Der Kaiser Barbarossa liebte die Musik sehr; mancher Hirt, der auf dem Kiffhäuser auf seiner Schalmei blies, wurde schon zu ihm eingeladen, um ihm etwas vorzublasen, und dann beschenkt. Dies war in der Gegend bekannt. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß daher, dem Rothbart eine vollständige Nachtmusik zu bringen. Sie machten sich also in einer finstern Nacht auf, stiegen mit ihren Geigen, Schalmeien, Zimbeln und Hörnern den Berg hinan, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf schlug, bliessen sie los. Beim zweiten Tanze, den sie spielten, kam die Prinzessin (eine Tochter Friedrichs) mit Lichtern in der Hand auf sie zugetanzt und lud sie durch Geberden ein ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich und die ganze Gesellschaft zieht spielend ein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt und die Musikanten lassen sich's gut schmecken. Dies war nun zwar ganz gut, aber sie wollten auch gern etwas von den Edelsteinen haben, die nur so herumlagen. Allein Niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden brechen sie endlich auf, als schon der Morgen graut, meinend, beim Abschiede werde es wohl ein Trinkgeld geben. Allein der Kaiser nickt ihnen nach großer Herren Art nur freundlich zu und seine erlauchte Tochter giebt jedem Musikanten einen grünen Busch. Ehrenhalber nimmt ihn Jeder an, als sie aber wieder im Freien sind, werfen sie die Büsche weg und schimpfen und lachen über solch ein kaiserliches Geschenk. Nur Einer behält den Busch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als dieser nach Hause kommt und seinem Weibe den Busch aus Scherz überreicht, siehe, da hatten sich alle Blätter in goldene Zehnthalerstücke verwandelt, worüber er nicht wenig erfreut erschrack, es flugs seinen Kameraden sagte, ihre weggeworfenen Büsche wiederzuholen, aber Keiner fand einen solchen mehr.

8. Das auf dem Kiffhäuser altgewordene Brautpaar.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem ebenso dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen

sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren geladen, aber Niemand hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?" hieß es, und Keiner wußte Rath. Endlich sagte der Vater halb im Scherz, halb im Ernst: „Ei, geht auf den Kiffhäuser, vielleicht leihet Euch die Prinzessin Alles!" Das Brautpaar geht wirklich hin; vor einer Oeffnung des Berges steht die Prinzessin. Sie nahen sich ihr mit Knixen und Bücklingen und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer sich vor Freude sind. Die Prinzessin giebt ihnen nun erst zu essen und dann packt sie ihnen mit ihren eigenen unverwelklichen Händen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel 2c. auf. Die beiden Brautleute bedanken sich schönstens, versprechen, morgen Alles unversehrt zurückzuliefern und auch etwas Reisbrei und Hochzeitskuchen mitzubringen. Wie eilten sie, nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen, als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar sammelten und es mit eben der Verwunderung und Neugier ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete. Sie setzten ihren Korb auf die Erde und sahen sich verdutzt und verlegen an. Da kam der Prediger von Tilleda. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß sie beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählte, daß sie gestern auf den Kiffhäuser gegangen wären und was ihr und ihrem Bräutigam seitdem geschehen sei. Der Herr Pastor nahm darauf das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand darin angemerkt, daß Hans und Grete vor länger als 200 Jahren auf den Kiffhäuserberg gegangen und nicht zurückgekehrt waren. Ob sie bei ihrer Rückkehr noch in der Frische der Jugend standen oder auch eisgrau geworden waren, sagt die Geschichte nicht.

9 Der Kaiser und der geizige Bauer.

Einst fuhr ein Bauer in Gehofen mit einem Wagen voll Getreide nach Nordhausen, um es da zu verkaufen. Die Tage waren schon kurz, die Wege schlecht, die armen Pferde keuchten unter der drückenden Last nur langsam fort und immer öfter mußten sie ruhen. Der Bauer zweifelte natürlich daran, den Abend noch nach Nordhausen zu gelangen, tröstete sich aber damit, daß er doch wenigstens Kelbra erreichen und hier die Nacht bleiben könne. Allein der Weg ward schlecht und immer schlechter, in der Gegend des Kiffhäusers ward er geradezu grundlos und plötzlich sank der Wagen mit seinen Vorderrädern in eine Vertiefung, aus welcher die matten Thiere ihn nicht zu ziehen vermochten, trotz Fluchens, Peitschens und Tobens. Da nun der Bauer sah, daß er ohne Hilfe absolut nicht weiter kommen könne, fiel er auf die Kniee und betete ein Vaterunser. Kaum war er wieder aufgestanden, so sah er vom Kiffhäuserberge herab ein Licht kommen, das sich gerade auf ihn zuwendete. „Ach", rief er aus, „da schickt mir Gott durch Kaiser Friedrich Hilfe!" Und so war es auch, bald war das Lichtlein bei ihm, aber wer trug es? ein kleines knurzeliches Männchen, hinten und vorn mit Höcker begabt, alt und faltig. „Kann ich Dir helfen?" sprach es. „Ja, mein Lieber",

antwortete Christoph — so hieß der Bauer, — „Hilfe habe ich nöthig, aber Du wirst mir wohl nicht helfen können!“ und sah dabei das Männchen mitleidig an. „Das kann man nicht wissen“, entgegnete dieses, „ich will es wenigstens versuchen!“ Dabei sprang er wie ein Windspiel auf den Wagen, nahm Zügel und Peitsche, hieb auf die Pferde ein und rief: „fort!“ und dorthin rollte zum Erstaunen Christophs der schwere Wagen, als sei er auf dem ebensten Wege. Schon naheten sie sich dem Oertchen Kelbra, da fragte das Männchen den Bauer: „Willst Du nicht Dein Getreide verkaufen?“ „Warum dies nicht!“ erwiederte dieser. „Nun, so fahren wir links auf den Kiffhäuser“, und damit lenkte das Männchen links nach dem Berge zu. Es hielt den Wagen vor einer in den Berg führenden Oeffnung an und hieß Christoph abladen und die Säcke dahinein bringen. Der Bauer that's auch, drinnen aber, wo er die Säcke niedersetzte, standen viele Kisten und Kästen, alle mit Gold und Silbergeld angefüllt. Er staunte ob des Reichthums und Ueberflusses, und jedes Mal, wo er einen Sack niedersetzte, blieb er eine Weile die Schätze anstaunend stehen. Jetzt trug er den letzten hinein; da sprach das Männchen: „Nun kannst Du Dir aus den Kästen so viel Gold und Silber nehmen, als Du für Dein Getreide in Nordhausen gelöst hättest. Nimm aber nicht mehr, hörst Du, nicht mehr!“ Christoph ließ sich dies nicht zweimal sagen, flugs ging er zu einem der Kasten, der nur Goldstücke enthielt, griff mit vollen Händen hinein und steckte bei, soviel nur seine Taschen fassen wollten, indem er dachte, das Männchen wisse viel von den Getreidepreisen in Nordhausen. Er kehrte hierauf zu seinen Pferden zurück, bei denen das Männchen stand, reichte ihm die Hand und sprach: „Danke schön, Vetter, wenn Ihr's erlaubt, komme ich bald wieder!“ „Du hast doch nicht mehr genommen“, erwiederte das Männchen, „als ich Dir gesagt?“ „Nein, nicht mehr!“ „Gewiß nicht mehr?“ fragte es nochmals mit betonter Stimme. „Nein, Vetter! Aber nun gute Nacht, ich will nun machen, daß ich die müden Pferde in den Stall bringe.“ „Gute Nacht!“ sprach das Männchen, „doch hast Du mich betrogen, hast Du Dich betrogen!“ Kaum konnte der Bauer erwarten, bis er im nächsten Dorfe sich einquartiert und die Pferde in den Stall gebracht hatte. Dann ging er in seine Kammer, die ihm zur Ruhe angewiesen war, setzte sich an den Tisch, um zu zählen, wie viel er beigesteckt habe, und um seine Taschen, die ihm immer schwerer zu werden dünkten, zu leeren. Allein wie ward ihm, als er statt der Goldstücke nichts als bleiernes Geld sah! Das war nun freilich kein geringer Schreck, allein er tröstete sich damit, daß er doch den andern Morgen früh wieder auf den Berg gehen und dem kleinen Männchen sagen könne, er habe sich vergriffen und Blei für Silber gehalten, er möge ihm also dieselben wieder umtauschen, dann habe er ja immer noch das Doppelte für sein Getreide. Beruhigt durch diese Hoffnung legte er sich nieder und schlief, bis die Sonne schon den Kiffhäuser Burgthurm röthete. Da sprang er vom Lager auf und eilte den Berg hinan. Schon unten am Fuß desselben begann es zu regnen und je höher er stieg, desto mehr trübte sich der Himmel, immer dichter und dichter regnete es nieder, und als er oben war, umgab ihn dichter Nebel. Er sah nichts und hörte nichts. Sein Rufen nach dem Männchen war umsonst, er mochte noch so viel hin- und herlaufen. Da kehrte er im höchsten Ingrimm um und machte seinem Aerger durch die Worte Luft: „Hol der Teufel den Roth-

bart mit seinem ganzen Hofgeschmeiß!“ Kaum ausgesprochen, wankte der Boden unter seinen Füßen, es donnerte, blitzte, krachte und hagelte, der Bauer lief zwar schnell hinab, allein um ihn her thürmten sich Felsen auf, umschlossen ihn, stürzten mit Geprassel zusammen und zerschmetterten den Lügner und Habsüchtigen.

[illegible]. Die goldenen Kohlen auf dem Kiffhäuser.[1])

Nach einer ebenfalls in der Umgegend des Kiffhäusers verbreiteten Sage ist der Kaiser, der in dem Berge sitzt, nicht Friedrich Barbarossa, sondern Kaiser Otto mit dem rothen Barte. Dieser soll mit der Geistlichkeit in bittern Streit gekommen sein, und da machten ihm die Reichsgeschäfte bald keine Sorgen mehr. Man sagte dem Volke, er sei plötzlich gestorben und veranstaltete ein feierliches Begräbniß; doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kiffhäuser zur Wohnstatt erkor.

Ein armer Schäfer hatte gehört, daß einst eine Bande Musikanten dem Kaiser Otto ein Ständchen auf dem Berge gebracht und von seinem Kastellan jeder mit einem grünen Zweige beschenkt worden seien, die sie zwar bis auf einen weggeworfen hätten, allein welche, wie man aus dem einzigen übriggebliebenen gesehen, von purem Golde gewesen seien. Er trieb nun immer auf den Kiffhäuser und dachte: „Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiser Otto führt; da er ein so reicher, wohlthätiger Herr ist, so würde ich ihm meine Armuth klagen und er würde sich gewiß meiner annehmen.“ Und wie er einst auch wieder so bei sich dachte, bemerkte er vor seinen Füßen eine Fallthür, die er nie zuvor gesehen hatte. Er öffnete sie und stieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten hochgewölbten Saal. Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem großen steinernen Tisch und um ihn her saßen viele Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Schüchtern blieb der Hirt am Fuße der Treppe stehen, doch der Kaiser winkte ihm freundlich und sprach: „Ich weiß schon, weshalb Du kommst; hier nimm Dir soviel Du brauchst, und wenn Du heimkommst, grüße Dein Weib und Deine Kinder von mir!“ Und damit wies er auf einen Haufen glühender Kohlen, der in einem Winkel lag. Der Hirt beugte sich ängstlich über die Kohlen, doch er wagte nicht sie anzurühren. Da lachte der Kaiser und rief: „Greif nur zu, es brennt nicht; doch nimm nicht zu wenig.“ „Ja zu wenig“, dachte der Hirt, „wenn nur was zu nehmen wäre. Um Kohlen zu verschenken und arme Leute auszulachen, braucht man kein Kaiser zu sein!“ Doch weil er sich fürchtete zu widersprechen, füllte er seine Hirtentasche mit Kohlen, verneigte sich tief vor dem Kaiser und seinen Rittern und Knappen und stieg die Treppe wieder hinauf. Und wie er oben die Kohlen aus der Tasche schütten wollte, war dieselbe voll gediegenen Goldes und der Schäfer war so reich wie jener Musikant, der seinen Busch behalten hatte, doch die Fallthüre konnte er nicht wiederfinden.

[1]) Nach Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. S. 2 rc.

11. Die goldenen Kegel und der Kaiser Otto.

Ein anderer Schäfer verlor am Johannisabend seine Heerde, die er auf dem Kiffhäuser gehütet hatte. Er lief durch das Gebüsch und hohe Gras sie zu suchen und dabei streifte er, ohne es zu wissen, mit dem Fuße die Wunderblume ab und sie blieb an seiner Schuhschnalle hängen. Wer diese Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an sich trägt, der kann Geister sehen; und wie es nun im Thale elf schlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges und er sah, wie sich der Berg aufthat und der Kaiser Otto mit vielen Rittern herausstieg. Sie waren gar stattlich anzuschauen, und begannen auf dem Berge Kegel zu schieben, und als sie eine Weile geschoben hatten, schmaräkelten sie, d. h. sie schoben nicht wie gewöhnlich die Kugel nach den Kegeln hinaus, sondern sie warfen dieselbe in die Höhe, so daß sie beim Falle die Kegel umschlug. Der Schäfer blieb verwundert stehen und schaute zu. Da schlug es zwölf und sie stiegen in den Berg zurück und der Berg schloß sich wieder. Der Schäfer nahm zum Wahrzeichen den Kegelkönig und steckte ihn in seine Hirtentasche. Er ging dann weiter nach seinen Schafen, fand sie auch bald wieder und erzählte nun am Morgen den andern Hirten, was er in der Nacht gesehen hatte. Die aber lachten ihn aus; da holte er den Kegel aus der Tasche, und wie er ihn ansah, war er ganz von Gold.

Nachdem der Kaiser Otto wohl manche hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ging er zur Ruhe ins Grab und an seine Stelle zog der Kaiser Friedrich in den Kiffhäuser, der noch dort wohnt. Nach Andern aber soll der Kaiser Otto aus dem Kiffhäuser in das Quedlinburger Schloß gezogen sein und noch jetzt in den tiefen Kellern desselben sitzen. Die Magd des Küsters in Quedlinburg wurde einst von einem Geiste hinabgeführt und sah den Kaiser, der ganz aus Gold war und sich nicht regte. Nach einer alten Wahrsagung soll das Quedlinburger Schloß einst abbrennen; dann wird man den Kaiser unter den Trümmern finden und das Schloß mit dem Golde, in das sich sein Leib verwandelt hat, neu und schöner aufbauen; sein Geist aber wird dann Ruhe finden.

12. Kaiser Friedrich, die Königin Holle und Napoleon.

Im letzten französischen Kriege zu Anfange dieses Jahrhunderts kam ein französischer Marschall nach Nordhausen, und wie er die Trümmer der Kiffhäuserburg sah, und hörte, daß dies ein verwünschtes Schloß sei, auf dem es bei Nacht Niemand Ruhe lasse, rief er im Uebermuth: „So will ich die nächste Nacht dort oben schlafen", und er hörte auf keine Warnung, sondern ließ sich sein Feldbett auf dem Kiffhäuser aufschlagen. Als es Mitternacht war, sandte der Kaiser Friedrich, der seit undenklichen Jahren hier wohnt, die Königin Holle hinauf zu dem Marschall und ließ ihm sagen, er möge seinen Herrn, den Kaiser Napoleon, warnen, nicht nach Rußland zu ziehen; denn von da werde er nur in Schmach und Noth wiederkehren; und er möge dem Kaiser verkündigen, wenn er seinen Ruhm lieb habe, solle er Deutschland räumen; denn er, der Kaiser Friedrich, dulde nicht, daß sein deutsches Volk den Franzosen unterthan sei; und wenn der Kaiser Napoleon diese Mahnung nicht höre, werde er in Jammer und Armuth untergehen. — Der Marschall eilte am folgenden Morgen nach Halle, wo Napoleon sich gerade

aufhielt, und sagte ihm, was die Königin Holle ihm melden ließ, und alle Generale und Soldaten baten den Kaiser, nicht nach Rußland zu gehen; doch er, wie er war, lachte sie aus, und das hat er dann büßen müssen.

Die Königin Holle ist Kaiser Friedrichs Haushälterin im Kiffhäuser. Sie war eine reiche Königstochter und wurde freventlich ermordet; da fand ihr Geist keine Ruhe im Grabe und schwärmte lange umher, bis sie hörte, daß der Kaiser Friedrich im Kiffhäuser eine Freistatt gefunden; und da sie sich aus ihrer Zeit erinnerte, daß man ihn immer als einen so gerechten und gütigen Herrn gepriesen hatte, ging sie zu ihm in den Berg und dort führt sie ihm nun die Wirthschaft und sorgt für Alles, was er und die vielen hundert Ritter und Knappen bedürfen, die mit ihm um den großen steinernen Tisch sitzen.

Der falsche Friedrich auf dem Kiffhäuser.[1]

Der plötzlich in Italien erfolgte Tod des großen Kaisers Friedrich I. gab Veranlassung zu der Sage, daß er nicht wirklich todt sei, sondern noch immer unsichtbar umherwandele. Dies benutzend, fanden sich auch nach seinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche sich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der Letzte von ihnen trat im Jahre 1546 auf. Er war seines Standes ein Schneider aus Langensalza. Dieser gerieth auf seinem Wanderleben auf den Kiffhäuser, und da er überall zu Hause war, so schlug er seine Wohnung in der Kapelle auf, die einige hundert Fuß tiefer auf einem Absatze des Berges steht, machte Feuer an und lebte hier drei Tage. Durch den aufsteigenden Rauch wurde sein Aufenthalt kund. Man stieg hinauf, um zu sehen, woher er komme, und siehe, da saß der Schneider am Feuer und schwatzte dem erstaunten Volke von seinen Königreichen und Kaiserthümern vor. Das Volk glaubte die Märe und schrie: „Kaiser Friedrich ist wieder da!" Ein Graf Günther von Schwarzburg ließ aber den kaiserlichen Schneider beim Kopfe nehmen, ins Gefängniß setzen und bedeuten, daß es zwar Jedermann, selbst einem Schneider freistehe, sich bis zum Kaiser aufzuschwingen, daß aber auch der gehörige Nachdruck mit Armeen und Kanonen nicht fehlen dürfe, um sich auf diesem Posten zu erhalten.

Der Schäfer und Kaiser Friedrich.[2]

Einst hütete auf dem Kiffhäuserberge ein junger Schäfer; der hatte auch viel gehört von dem Kaiser Friedrich und gedachte bei sich, daß er ihn wohl einmal sehen möchte, pfiff deshalb ein hübsches Liedlein auf seiner Schalmei. Mit einem Male rauschte es in den Büschen und über einer Felsklippe ward ein ehrwürdiges Greisenhaupt sichtbar, das rief mit milder Stimme: „Knabe sprich, wem Du mit Deinem Liedlein hofirt hast?" Und der Junge besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Das hat Kaiser Friedrich gegolten!" „So komm mit mir, daß er Dir auch lohne", sprach die Gestalt, und der Hirt folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Er ging viele Stufen abwärts bis an eine metallene Thüre, die mit hellem Krachen aufsprang; da sah nun der Schäfer eine große mächtige Halle voller Gold, Edelsteine, Wehr und Waffen, und eine Schaar stattlich gerüsteter Ritter, die sich Alle tief vor seinem Führer

[1] Nach Gottschalk Bd. II. S. 273.
[2] Nach Bechstein, Thüringischer Sagenschatz Bd. IV. S. 15, 18, 21.

neigten. Da merkte der Schäfer, daß der alte Rothbart selbst sein Führer gewesen war und erschrack. Doch der Kaiser sprach ihm Muth ein und sagte zu seinem Hofgesinde: „Dieser Knabe hat uns geehrt." Zeigte ihm darauf allen Glanz und Pracht der Halle, kostbare Waffen und Truhen voll Gold; dann fragte er den Hirten: welchen Lohn er begehre? Dieser erwiederte: „Keinen!" Da brach der Kaiser den Fuß von einem Handfaß, reichte diesen dem Jungen dar und sprach: „Nimm das und gehe; sage auch droben, daß wenn die Zeit sich erfüllt hat, der Herr uns lösen wird aus diesem Bann, dann soll das deutsche Reich frei und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöst werden." Der Hirt kam hinauf und der Berg that sich zu. Der Fuß des Handfasses war von lauterm Golde.

45 Der Kornfuhrmann aus Reblingen.

Es war im Jahre 1669, daß ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen im Rieth einen Wagen voll Korn nach Nordhausen zum Verkauf zu führen Willens war. Dem begegnete ein kleines Männchen und lag ihm an, die Frucht auf den Kiffhäuserberg zu liefern und dafür aber so viel, aber nicht mehr Geld zu nehmen, als das Korn nach der damaligen theuern Zeit im Werth sei. Solches that denn auch der Bauer, kam hinauf und sah in der Bergeshalle den verzauberten Kaiser sitzen, aber stumm und unbeweglich und schlafend. Das Geld, welches er für sein Getreide empfing, war uralten Gepräges, und darunter manches Stück, das auf der einen Seite ein Kaiserbildniß mit der Umschrift TIBERIVS trug, auf der andern die Aufschrift HALBER SECEL.

46 Der Ring des Barbarossa.

Einem Hirten, der am Kiffhäuser Schweine hütete, verlief sich ein Stück der Heerde. Er suchte es überall und fand es nicht; endlich nach dreien Tagen sah er die vermißte Sau aus einem Bergloch kommen, und die vorher mager war, erschien jetzt wohl gemästet, dick und fett. Der Hirte erzählte das Jedem, der es hören wollte, so kam das Gerede davon auch zu den Ohren des Grafen in Roßla. Der wollte gern der Sache auf den Grund kommen, was in dem Berge sei. Nun saß im Thurme ein Gefangener, der war zum Tode verurtheilt; diesem wurde Leben und Freiheit versprochen, wenn er in das Bergloch kriechen und, herausgekommen, treu erzählen wolle, was er gehört und gesehen. Der Verurtheilte kroch in den Berg und kam auch wirklich bis in den Saal, in welchem Kaiser Friedrich saß; der sah ihn starr an, gab ihm einen goldenen Ring und sprach: „Hier ist ein Ring für Deinen Grafen! Sage ihm, er solle nicht wieder schicken, denn hier ist meine Residenz und Niemand hat hier etwas zu suchen." Darauf wurde Alles um den Abgeschickten her unsichtbar, mit Angst und Noth fand er den Ausgang wieder, und berichtete, was er gesehen und gehört, und übergab dem Grafen den Ring, der mit Verwunderung ihn nahm und dem Boten sein Wort erfüllte.

47 Die goldenen Haare.

In einem Dorfe am Fuße des Kiffhäuser waren junge Mädchen und Bursche in der Spinnstube beisammen, es wurde erzählt, gesungen, gelacht und gescherzt und endlich setzten die Mädchen ihre Rädchen bei Seite, um

ein Pfänderspiel zu beginnen. Eins von den Mädchen war aber nicht recht beliebt, daher wurden ihr immer die schwersten Pfandauslösungen aufgegeben, weil der Inhaber der Pfänder allemal ein verabredetes Zeichen gab, wenn ein Pfand van jener an die Reihe kam. Sa geschah wieder die Frage: „Was sall das Pfand thun, welches ich in meiner Hand habe?“ Antwart: „Es soll auf das Kiffhäuserschloß gehen und zum Zeichen, daß es dort gewesen, Kaiser Friedrichen drei Haare aus seinem rathen Barte rupfen und mitbringen.“ Das Mädchen mochte wohl merken, daß man sie aus der Gesellschaft weghaben wolle, und ging, dach hatte sie ein Pfand gegeben, das sie nicht im Stich lassen wallte. Niemand dachte mehr an sie, allein als eine gute Stunde vergangen war, war sie wieder in der Stube und brachte drei brennendrothe Haare mit. Staunend ward sie angeblickt, die Haare waren aus des Kaisers Bart, das war kein Zweifel. Das Mädchen hatte ihn gesehen, gesprachen und die Haare nehmen dürfen, nur das war ihr anbefohlen worden, dieselben heilig aufzubewahren. Sie legte die Haare in ein großes Papier gewickelt in ihre Lade und vergaß sie. Ein Jahr darauf ohngefähr fiel ihr das Papier beim Räumen in die Augen, sie nahm es zur Hand, aber es war zu schwer, daß sie es kaum heben konnte: die drei Haar hatten sich in drei zolldicke Goldstangen verwandelt.

13. Die Wallfahrt.

Im Jahre 1433 wurde eine große Wallfahrt auf den Kiffhäuser nach einem hölzernen Kreuze in der Kapelle gemacht, van dem man sich graße Zeichen und Wunder erzählte. Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg, dem damals die Burg gehörte, hatte die Kapelle droben prächtig erbauen lassen, ihre Einweihung ward zum Fest für ganz Thüringen und 40tägiger Ablaß wurde allen denen ertheilt, die dorthin wallfahreten. Da strömten zahlreiche Waller herbei und mancher erkaufte mit schwerem Gelde die Erlaubniß, sich auf dem Kirchhof neben der Kapelle begraben lassen zu dürfen. Weil nun der Zulauf außer an den Einweihungstagen, Kreuzerfindung, Kreuzerhöhung, an den Festtagen der Jungfrau Maria und am Peter- und Paulstage groß, am größten am Himmelfahrtstage, wa die Erde ihren Schooß aufthat, war, ist die Sage unter das Volk gekommen, daß am Himmelfahrtstage sich der Berg aufthue, die Schätze heranrücken, die Glücksblume sich aufthue und jedem Glücks- oder Sanntagskinde etwas Erwünschtes begegne, wenn er zu dieser Stunde herauf gehe.

14. Die Tafel voll Namen.

Im siebenjährigen Kriege lag ein alter Soldat zu Sondershausen bei einem Friseur im Quartier, der hörte viel vom Kiffhäuser erzählen und wallte auch einmal sein Glück versuchen. In der Himmelfahrtsnacht ging er auf den Berg und kam an eine Pforte, die sich vor ihm aufthat. Er gelangte in einen matt erleuchteten Gang und endlich in ein Gewölbe, darin stand eine lange Tafel, an dieser saß die ernste Gestalt eines Mannes mit langem Barte und todtenbleichem Antlitz und schrieb. Auf der Tafel fand er zahllose Namen eingeschrieben, und die Gestalt bedeutete ihn, er solle sich in den Finger schneiden und mit Blut seinen Namen auf die Tafel schreiben, dann könne er reich werden und von den Schätzen, die ringsum in Fässern und Truhen umherstanden, nehmen, saviel er wolle. Allein der alte Saldat

verweigerte standhaft, was von ihm gefordert ward, und plötzlich geschah ein Donnerschlag, es war, als breche der ganze Berg zusammen, und Alles, was er gesehen, verschand vor seinen Augen, die Gestalt, die Tafel und die Schätze. Tiefe Nacht umgab ihn, mit Mühe und Noth fand er endlich nach langem und ängstlichem Umhertappen in der Finsterniß eine kleine Oeffnung, durch die er sich höchst mühsam herausarbeitete. Mit zerrissenen Kleidern und krank kam er wieder nach Sondershausen.

Die Schatzgräber.

In Sondershausen lebte vor langer Zeit ein lustiger Musikant, Namens Sauerbier, der ging auch in einer Himmelfahrtsnacht mit einem Kameraden auf den Kiffhäuser. Beide wollten einen Schatz gewinnen, allein sie blieben aus und kamen nicht wieder, so daß die Weiber und Kinder großes Wehklagen erhoben. Endlich nach acht Tagen kam Sauerbier wieder an, aber in zerrissenen Kleidern, bleich und still und verschlossen, während er früher einer der lustigsten Brüder gewesen war. Die Blüthe seiner Wangen war einer Erdfarbe gewichen. Drei Tage später wurde auch der Gefährte Sauerbier's auf einem Karren in Stroh gepackt und tödtlich krank nach Sondershausen gebracht. Niemand brachte heraus, was ihnen zugestoßen sei, doch ging bald die Rede, daß sie Kaiser Friedrich gesprochen, also im Innern des Kiffhäusers gewesen seien. Viel Wunderliches sollen sie da erlebt haben, doch sprachen sie nie gern davon. Sauerbier blieb blaß und bleich bis an seinen Tod und sein Kamerad behielt ein lahmes Bein, das ihm die mit Gewalt bei ihrem Ausgange zufallende Kellerthür geschlagen hatte.

490) Der Storkauische Hof zu Kelbra.[1])

Unter der Rothenburg liegt das zu Preußen gehörige Städtchen Kelbra, eigentlich Kälberaue von seiner guten Kälberzucht genannt. Im Jahre 1597 bei einer Theuerung daselbst entstand unter dem hungrigen Volke ein Geschrei, es finde sich zwischen Kelbra und Auleben in einem Berge schönes und lauteres Mehl; darauf war ein großes Zulaufen auf den Straßen darnach und wollte ein Jeder solches Mehl holen und verbacken. Allein die Meisten, die davon gegessen, sind daran gestorben. Damals war hier ein Nonnenkloster, dem heil. Georg geweiht, davon sind nur noch Trümmer übrig, die Stätte aber, wo es stand, ist jetzt mit Oeconomiegebäuden besetzt und heißt der Storkauische Hof. Von da aus geht der Sage nach ein Gang hinauf bis an die Keller der Rothenburg, durch welchen man Proviant und Nachrichten hinausschaffte. Ein Besitzer dieses Hauses soll einen Bund mit dem Teufel gemacht haben und von diesem nach Ablauf des Pactes geholt worden sein und zwar durch die Feueresse, wovon unten am Gemäuer noch die Blutspur zu sehen ist, wie der Verdammte hin- und hergeschleudert wurde.

491) Die Sage von der Rothenburg.[2])

Unzertrennlich von dem Kiffhäuser ist die Rothenburg, zu der sich von seinen Ruinen ein schöner breiter Weg auf dem Rücken des Gebirges herab-

1) Nach Bechstein Th. IV. S. 61.
2) S. Gottschalk Bd. II. S. 256 ꝛc. Melissantes, Curiöse Beschreibung von zerstörten Bergschlössern S. 555 sq.

senkt. Zwar gehört auch sie zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, allein ihre Lage zwischen Nordhausen und Sangerhausen bringt sie dermaßen in Verbindung mit dem preußischen Thüringen, daß sie hier nicht gut zu übergehen ist, weil sonst die ganze Sagenreihe dieses Theils des Königreiches eine Lücke haben würde.

Im Dorfe Hackpfiffel in der Nähe der alten Rothenburg, von der ebenfalls noch die Ruinen des Hauptgebäudes und eines 80 Fuß hohen, runden, fast bis an seinen Fuß geborstenen Thurmes übrig sind, lebte vor mehreren hundert Jahren ein Schulmeister, Namens Renatus, der sich viel mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt hatte und selbst Versuche Gold zu machen angestellt hatte. Nebenbei war derselbe aber auch noch ein vorzüglicher Zitherspieler, der, wenn's im Dorfe einen Tanz gab, aufzuspielen pflegte und wegen seiner Geschicklichkeit allgemein gesucht und beliebt war. Der geht nun einstmals hier vorbei bei dem alten Mauerwerk, als es schon angefangen hatte dämmerig zu werden, hat seine Zither auf dem Rücken hängen und will noch hinüber nach Rathsfeld, was dort jenseits des Berges liegt. Da schreit eine Riesenstimme aus dem dicken Thurme heraus: „Renatus, steh!" Derselbe fährt vor Schreck in einen Klumpen zusammen, denn wenn er auch ein sehr beherzter Mann war, so kam ihm doch dieser Anruf aus der verstörten Stätte, vor der er so oft schon und selbst um Mitternacht herum ungestört vorübergegangen, gar zu unerwartet. Er bleibt stehen, sieht und hört aber nichts, will schon weiter schreiten, da schreit's mit noch gräßlicherer Stimme: „Renatus, steh!" Er steht, zittert aber wie ein Espenlaub. Da tritt aus jener Thüre dort eine große, lange, hagere Gestalt heraus, hat ein langes graues Kleid an, einen Strick um den Leib, eine hohe spitze Mütze auf dem Kopfe und vor der Brust einen schwarzen Todtenkopf. Neben ihm steht ein großer, mächtiger, schwarzer Bullenbeißer mit feuerfunkelnden Augen, die sich immer hin- und herdrehen. Die Gestalt spricht: „Renatus, Dich habe ich auserkoren, ein großes wichtiges Werk zu vollbringen, denn Du bist ein Mann, der in den Sternen liest und der die verborgenen Kräfte der Erde kennt. Tritt hier in dies Gewölbe, dort findest Du ein todtes Kind, dem grabe ein Grube in der Ecke und übergieb es der Mutter Erde!" Renatus verbeugt sich stumm, als wolle er thun, was verlangt werde, legt seine Zither vor der Thüre nieder und tritt ein. Im Hintergrunde sieht er bei spärlichem Lichte ein todtes Kind an der Erde liegen, nicht fern davon eine weibliche Gestalt, die Hände ringend und „wehe, wehe, er ist todt!" ein Mal über das andere in Thränen ausrufend. „Nun", spricht der hagere häßliche Mann, „thue wie ich Dir gesagt habe." Da ergreift der zitternde Schulmeister einen Spaten und beginnt die Grabesöffnung zu machen. Leicht wird ihm das in dem lockern Boden, aber dennoch ist er in Angstschweiß gebadet. Jetzt ist er fertig mit dem kleinen Grabe, da nimmt die immer noch fortwimmernde und jammernde Frau das Kind auf, wickelt es in ein feines Tüchlein und legt es in das Grab, wirft die erste Hand voll Erde auf die kleine Leiche und sinkt ohnmächtig zurück. Renatus bedeckt diese vollends mit Erde und bald ist er mit dem Grabhügel fertig. „Gut so, Renatus", spricht der Mann, „ich bin zufrieden mit Dir. Hier ist Speise und Trank, erhole Dich. Draußen findest Du ein Roß, das besteige, es wird Dich sicher und ruhig dahin tragen, wohin Du wolltest!"

Renatus steckt in die Tasche, was er erhalten, dankt aber für das Roß, versichert, er verstehe nicht zu reiten, gehe lieber und will zur Thüre hinaus. Da hält ihn der böse Mann am Arme und spricht: „Du sollst und mußt reiten, ich befehle es Dir. Das Roß ist sanft und gut, Du leidest nicht Schaden und wirst es noch oft reiten, denn es soll Dein eigen sein. Das aber sage ich Dir, berühre beim Reiten nicht die Saiten Deiner Zither, sonst bist Du verloren, hörst Du, sonst bist Du verloren, bis Dir ein weißes Roß begegnet."

Renatus nickt, als wolle er thun wie ihm befohlen, geht hinaus, nimmt die Zither und arbeitet sich mit vieler Mühe auf das ruhig stehende kohlschwarze Roß. Das geht nun sichern Schrittes fort und je länger je mehr kehrt der Muth bei Renatus zurück, glücklich nach Rathsfeld zu gelangen. Immer mehr nimmt seine Angst ab und er wird so sorglos, daß er dem Gaul die Zügel auf den Hals legt und Speise und Trank hervorholt, sich zu stärken. Gar herrlich schmeckt es ihm, denn er ist sehr verhungert gewesen, und in der Flasche, voll des besten Weines, bleibt kein Tropfen. Leer ist sie, hoch wirft er sie in die Luft und singt ein Lied voll Lust und Freude. Jetzt sieht er die Lichter in Rathsfeld und nun ergreift ihn ein Jubel, bald zu sein, wo er hin will. An den langen Mann und seine letzten Worte gedenkt er nicht mehr, greift in die Saiten der Zither und singt sich eins. Ach, wie geht's dem armen Schulmeister da! Das Roß schnaubt und tobt, es bäumt sich, schlägt hinten und vorn aus und endlich rennt es im schnellsten Jagen vorwärts. Renatus sucht es zu halten und zu beruhigen, aber Alles umsonst. Er will sich hinunterwerfen, aber nicht loskommen konnte er, wie angefesselt ist er, und wilder und immer wilder rennt das unbändige Thier fort in's Weite, durch Thäler und über Berge, ohne zu rasten. Renatus ringt die Hände, streckt sie gen Himmel, betet, flucht, jammert und wimmert, aber nichts hilft; das schwarze Thier rennt, er sitzt fest darauf, muß mit fort, und dabei drängt es ihn unaufhörlich, auf der Zither zu spielen, er kann es nicht lassen, so gern er auch will. So läuft das Roß zwei Nächte und einen Tag in einem fort und Renatus hängt zuletzt matt und todtenbleich von ihm herab. Da steht es endlich mit Schaum bedeckt, Renatus schlägt die Augen auf, er sieht sich in einer öden Gegend und sieht, daß einer auf einem weißen Rosse auf ihn zureitet. Ehe sich dieser ihm aber ganz naht, fällt er ohnmächtig vom Gaule auf den Sand nieder. Wie lang er da gelegen, hat er nicht gewußt, als er aber erwachte, lag er in einem schönen, prächtig geputzten Bette und daneben stand ein Mann und ein bildschönes Mädchen, die wie Türken angezogen waren.

„Wo bin ich denn?" fragt der erstaunte Schulmeister. Da erzählt ihm das Mädchen, daß er viele tausend Meilen weit von Hackpfiffel entfernt und in Asien sei, daß er auf der Rothenburg das Werkzeug einer Frevelthat gewesen und dort ein böser Geist sich seiner bedient, um sich an Kaiser Friedrich dem Rothbart zu rächen, und da er, der Warnung ungeachtet, die Zither doch gespielt, der Spruch an ihm in Erfüllung gegangen sei, so lange zu reiten, bis ein weißes Pferd ihm begegne. Des Mädchens Vater, der ein Fürst gewesen ist, fuhr dann fort: er habe des armen Renatus Loos gekannt, seine Tochter aber, die im Zauberspiegel gesehen, wie traurig es ihm ergangen, habe aus Mitleiden gebeten, er solle ihm helfen, worauf er ihm auf

seinem weißen Zelter entgegen gekommen sei und so den Fluch gelöst habe, der über ihn ausgesprochen gewesen sei.

Der Schulmeister dankt seinem Wirth schönstens für die große Hilfe, und als er sich nach einigen Tagen erholt und sich wieder auf den Weg nach Hause begeben will, spricht der Fürst zu ihm: „Bleibe noch bei uns!" und Renatus bleibt auch wirklich noch mehrere Monate lang. In der Zeit weiß er gar nicht, wie ihm geschieht; er fühlt sich immer kraftvoller und jünger und wird immer schmucker. Bald sieht er sich wieder völlig als Jüngling in voller Blüthe stehen. Die schöne Prinzessin verliebt sich in den wieder jung gewordenen Renatus, und als ihr Vater stirbt, da zieht sie mit ihm als seine Frau nach Hackpfiffel. Sie nehmen große Reichthümer mit dorthin und leben hier lange glücklich, zufrieden und im Ueberfluß, und als sie endlich beide zusammen in einer Stunde sterben, da legt man sie zusammen in ein Grab. Den Stein aber, unter welchem der Schulmeister und die Türkin ruhen, kann man noch heute in Hackpfiffel sehen.

492) Der Püsterich auf der Rothenburg.[1]

Im Schlosse zu Sondershausen wird noch heute ein sonderbares Götzenbild[2]) verwahrt, welches einst auf der Rothenburg gefunden ward, in die Familie derer von Tütcherode kam, die die Burg zur Lehn hatten (bis 1576) und von dieser im Jahre 1546 an den Grafen Günther von Schwarzburg abgetreten ward. Es wird dieses Bild gewöhnlich Päuster, Püstrich, Beustrich, Bausterich, von den Einwohnern der Güldenen Aue aber Beusterd und von den Niedersachsen Püster (d. h. Blasbalg) genannt, weil er die Feuerflammen gleichsam von sich gepustet oder geblasen habe. Dieses Bild ist aus einem unbekannten Metall, 2 Fuß ½ Zoll hoch und stellt einen dicken häßlichen Jungen vor, der scheinbar aus Bosheit das Gesicht verzieht. Er ist sehr stark von Gliederbau, hat aufgeblasene Backen, eine platte Nase, dumme Gesichtszüge und einen aufgetriebenen Bauch von 2 Fuß 6 Zoll im Umfange, kniet mit dem rechten Beine, hat die rechte Hand, die aber nicht vollkommen ist, da, wie es scheint, die Masse im Gusse ausgelaufen ist, auf dem Kopfe, die linke aber auf dem Knie liegen. Der linke Arm ist nicht mehr vollständig vorhanden, er fehlt vom Ellbogen an. Diese Verstümmelung nahm einst Landgraf Moritz von Hessen mit ihm vor, der den Püstrich einst nach Cassel kommen ließ, um ihn und das Metall, aus dem er gegossen ist, näher kennen zu lernen. Er schlug deshalb die Hälfte des linken Armes ab und behielt das Stück an sich; ob er aber gleich nicht herausbekam,[3]) aus welchem Metall der Götze gemacht ward, hat er es doch seinem rechtmäßigen Besitzer nicht zurückgegeben. Mitten auf dem Kopfe hat die Figur ein Loch wie ein Daumen dick und ein zweites ähnliches ist statt des Mundes vorhanden, auf dem Kopfe sind die Haare glatt gekämmt und im Nacken

---

[1]) Nach Gottschalk Bd. II. S. 309 sq. und Melissantes S. 556 sq.

[2]) Abgebildet bei S. Ch. Wagener, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten heidnischen Alterthümer. Weimar 1842. Taf. 115. No. 1138. und besser in den Curiositäten Bd. I. S. 216.

[3]) Professor Klaproth untersuchte die Masse (s. Schweigger, Journal für Chemie Bd. I. 1811. S. 909) und fand, daß 1000 Theile der Masse aus 916 Theilen Kupfer, 75 Theilen Zinn und 9 Theilen Blei bestehen.

rund abgeschnitten, zwischen den Sitzbacken endlich ist ein Stück Eisen mit einem viereckigen Loche eingegossen, um ihn mittelst eines durchgesteckten Riegels festhalten zu können. Inwendig ist das Bild durchaus hohl und faßt ohngefähr 9 Maß. Die Füße fehlen beide, scheinen aber auch gar nicht daran gegossen zu sein.

Man sagt nun, daß wenn man diesen Götzen mit Wasser fülle, seinen Leib mit hölzernen Pflöcken verstopfe, hernach in das Feuer oder auf glühende Kohlen setze, er alsdann so sehr zu schwitzen anfange, daß ein Tropfen dem andern folge, sobald er aber gänzlich erhitzt werde, stoße er beide Pflöcke mit einem solchen Knalle von sich, als wenn es donnere, und hierauf werfe er aus beiden Löchern in die Höhe und Weite viele Feuerflammen.

Es sind zu verschiedenen Malen Versuche angestellt worden, ob sich dies wirklich so verhält. So hat man einst in der Schwarzburger Schloßküche eine derartige Probe gemacht, allein dieselbe ist schlecht abgelaufen, indem Alles umher in Brand und das Schloß selbst in Gefahr gerathen ist, in Feuer aufzugehen. Freilich wissen wir nicht, ob man sich zu diesem Versuche blos des Wassers, oder des Spiritus oder Oels bedient hat. Im Jahre 1814—15 wurde bei Sondershausen ein gleicher Versuch im Freien gemacht. Man füllte die Figur mit Wasser und verstopfte die Oeffnungen, die Wirkung war die gewöhnliche, wenn kochendes Wasser eingesperrt ist; die Dämpfe sprengten mit einem Knalle die Pfropfen heraus und qualmten alsdann aus den Oeffnungen. Feuerflammen bemerkte Niemand, so wenig als üble Gerüche; daraus folgt, daß man sich wahrscheinlich anderer Ingredienzen bedient hat, um Feuerflammen aus ihm heraussteigen zu lassen. Er ist eben weiter nichts als ein papinianischer Topf.

Wozu die Figur gedient habe, ist ebenfalls ungewiß. Einige sagen, die heidnischen Priester der Thüringer hätten sich ihrer bedient, um dem unwissenden Volke weiß zu machen, Gott zürne auf dasselbe, wenn sie donnere oder Feuer ausspeie, sie müßten also, dafern sie nicht des Todes sein wollten, denselben durch Opfer an Geld, Vieh, Früchten 2c. zu besänftigen suchen. Als nun Karl d. Gr. durch Bonifacius alle Götzenbilder zertrümmen ließ, hätten sie den Püsterich in einer Vertiefung des Berges, auf dem man später die Rothenburg erbaute, versteckt und so sei er hierher gekommen. Allein die Gestalt hat eigentlich nichts Götzenartiges und die Bildung ihrer Haare läßt durchaus nicht auf ein vorchristliches Zeitalter schließen, ein slavischer Götze Püsterich wird aber nirgends erwähnt, auch kein ähnlicher. Eine andere Meinung ist die, die Räuber auf dem Kiffhäuser oder andern dort herum liegenden Schlössern hätten das Bild zur Vertheidigung gebraucht, weil man ihnen wegen dem Feuerspeien desselben nicht habe beikommen können. Eine noch andere Ansicht, die etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat, ist die, daß die Mönche mit dem Bilde ihre Gaukelei getrieben und dasselbe auf der Rothenburg in die Kirche in eine Mauer hinter eine Tafel gestellt hätten. Da nun früher hierher jährlich eine große Wallfahrt angestellt ward, so sei, wenn viel Volks hier zusammengekommen, ein Mönch aufgestanden, habe gepredigt, sich sehr kläglich gestellt und gesagt, daß Gott im Himmel über ihre Sünde sehr zürne, und damit sie solches sehen möchten, werde der Püsterich bald donnern und höllisches Feuer ausspeien. Hierauf habe er befohlen, die Tafel aufzuheben, dahinter der Püsterich gestanden; wenn das geschehen, habe derselbe sich so,

wie eben angegeben, gezeigt und alsdann sei von dem dummen Volke reichlich geopfert worden, damit sie Gott versöhnen könnten. Freilich hätten sie nicht gemerkt, daß sie von dem Mönche also wären betrogen worden, daß ein zweiter Mönch unter der Predigt durch einen heimlichen Gang in der Mauer hinauf zu dem Bilde gestiegen sei, dasselbe auf die vorhin erwähnte Weise zubereitet und die in den Löchern steckenden Zopfen mit einem Strick behend hinweggezogen habe, wenn der predigende Mönch befohlen habe, die Tafel aufzuthun. Eine letzte fast burleske Erklärung der Figur hat der Bergkommissar Rosenthal in Nordhausen gegeben. Er sagt nämlich, der Püsterich sei nichts als eine Branntweinblase gewesen. Es sei nämlich ein Graf Heinrich von Rothenburg im zwölften Jahrhundert unter den Kaisern Heinrich VI. und Otto IV. kaiserlicher Küchenmeister (magister coquinae) gewesen (allerdings kommt in Urkunden jener Zeit ein gewisser Heinrich von Rothenburg, der aber hier den Grafentitel nicht führt, unter diesem Titel vor), als solcher sei er dem Letztern auf seinem Zuge zur Krönung nach Rom gefolgt und habe auf dieser Reise im Mantuanischen die leider noch heute vielfach exercirte Kunst erlernt, concentrirten Wein aus schlechtem herzustellen. Dies habe ihn bewogen, die Frankenhäuser und Wallhäuser Weine auf die nämliche Art zu veredeln, er habe sich also bei seiner Rückkehr zu diesem Behufe eine Destillirgeräthschaft angeschafft, welche, da sie in die kaiserliche Küche kommen sollte, die Gestalt eines Küchenjungen erhalten habe. In der Folge habe er diese Maschine mit auf die Rothenburg genommen und daraus seine Landweine abgezogen.

Sieht man sich nun die Figur genauer an, so könnte man auf den Gedanken kommen, dieser Püsterich sei vielleicht eine jener metallenen Teufelsfiguren, welche die Mongolen in der Schlacht bei Wahlstadt im Jahre 1241 vor ihrer Schlachtlinie aufstellten und welche eine feurige Masse ausspieen, durch welche die Pferde der christlichen Ritter erschreckt und beschädigt wurden. Sehr leicht könnte eine solche Figur an jener Stelle zurückgeblieben, dort später gefunden und auf irgend eine Art auf die Rothenburg gekommen sein. Möglicher Weise könnte diese Figur auch zu gleichem Zwecke den in der Umgegend von Sondershausen im Jahre 933 besiegten Hunnen gedient haben und von ihnen zurückgelassen worden sein.

Angeblich ist in der Nähe des Schützenbornes im Jahre 1632 ein broncener geharnischter Ritter auf einem ungesattelten Pferde, das hohl war und worin Flüssigkeiten gegossen werden konnten, ausgepflügt worden. Diese Figur soll nach Arnstadt gebracht, vom Fürsten Günther aber im Jahre 1731 der Dresdener Kunstkammer verehrt worden sein, wo sie sich aber nicht mehr befindet.

493) Die Sage von dem Kloster Sittichenbach. [1])

Im königl. preuß. Regierungsbezirke Merseburg, da, wo jetzt das Dorf Sittichenbach liegt, hat sich früher ein Cisterzienserkloster gleiches Namens befunden. Dasselbe ist sehr reich gewesen und hat sogar Münzen prägen lassen; nach seiner Zerstörung ist es aber daselbst umgegangen, ja eines Tages hat

[1]) S. Baramandus, Nachrichten von Schätzen S. 58 sq. und Schamelius, Histor. Beschreibung des alten Klosters Oldisleben &c. Naumburg 1730. S 117 sq.

man daselbst an dem Orte, wo es gestanden, am hellen Tage zwischen 11 und 12 Uhr eine ganze Prozession Mönche mit einem vor ihnen hergetragenen Crucifix gesehen, welche aus einem alten Keller herauskamen, rings um den Raum, den das Kloster früher einnahm, herumzogen, dann wieder in den Keller zurückgingen und daselbst verschwanden. Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hat man in dem Giebel des Kuhstalles auf dem Rittergute daselbst im Hofe einen rothen viereckigen Sandstein, mit Kalk eingemauert, wahrnehmen können, auf welchem folgende Figur ausgehauen war: ein großer Triangel, oben mit einem Scepter und unten auf einem mit Gras bewachsenen Hügel einen liegenden Löwen, hinter welchem ein Mönch, der ein Buch vor sich hat, kniet und dabei die rechte Hand mit zwei aufgereckten Fingern nebst dem Daumen emporhebt. Es hat sich nun um das Jahr 1629 ein Mönch aus Erfurt, der mit den geheimen Wissenschaften wohl vertraut war, dorthin begeben, sich diese Figur angesehen und mit Hilfe des Schlüssels Salomonis, des bekannten Zauberbuchs, herausgebracht, diese Figur sei allegorisch und bedeute, daß hier ein großer Schatz liege. Der Scepter zeige an, daß derselbe ein Königreich werth sei, der Löwe bedeute die Goldtinctur oder Stein des Weisen, der Mönch, der hinter dem Löwen kniet und zwei Finger über das aufgeschlagene Buch hält, zeige die Person an, die die Tinctur verfertigt habe und solches gleichsam mit einem Eide betheuere, der Triangel aber gebe zu verstehen, daß der Schatz gut verwahrt werde und daß ihn so leicht Niemand bekommen solle. Um dieselbe Zeit arbeitete bei dem dortigen Gutsverwalter Hans Stiel ein Kürschner, welcher erzählte, sein Großvater sei ein Maurer gewesen, der habe den Mönchen zu Sittichenbach nebst einem andern Gesellen einen theuern Eid schwören müssen, dann hätten diese zusammen ein ganzes Jahr hindurch heimlich Gewölbe machen müssen, die Mönche hätten sie alle Sonnabende für ihre Arbeit stattlich belohnt, allein auf einmal wären sie beide weggewesen und man habe nie erfahren können, wohin sie gekommen seien. Da man nun späterhin in der Nähe des Klosters ein am Eingange enges, dann aber sich zu einem weitläufigen Gange erweiterndes Loch gefunden hat, welches weit hinein durch den harten Felsen geht und sich darin eine Ader gelber Erde etwa zwei Finger tief in den harten Stein hinein verfolgen läßt, so hat man angenommen, es sei dies ein güldener Schwefel gewesen, mit welchem die Mönche vielleicht tingirt haben mögen, womit dann die erwähnte allegorische Figur erklärt wäre.

494) Die Hufeisen an der Kirchthüre zu Ellrich.[1]

Der Graf Ernst von Klettenberg, sonst auch durch seine Tapferkeit im Bauernkriege bekannt und merkwürdig durch ein schönes ihm in der Kirche zu Walkenried errichtetes Grabmal, ritt einst an einem Sonntagsmorgen zu einem großen Gelage nahe bei Ellrich. Viele der geladenen Ritter waren hier, die hier um den Ehrenpreis, der dem besten Trinker zu Theil werden sollte, tranken. Der ausgesetzte Dank bestand in einer goldenen Kette. Viele Stunden tranken die Ritter, bis sich der Sieg mehr entschied, die meisten lagen auf dem Boden des Saales, einige lehnten an den Wänden und hielten sich dadurch in einer Art Gleichgewicht, nur einer von ihnen, Ernst von

[1]) Nach Ottmar S. 115.

Klettenberg, stand noch auf festen Füßen und ergriff als Sieger die goldene Kette, die auf dem Tische lag, und hing sie sich um den Hals.

Um sich dem Volke als Sieger zu zeigen, wankte er aus dem Gemach und befahl, sein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn hinauf, und so ritt er unter dem Gekreisch der herzuströmenden Menge, um nach Klettenberg zurückzukehren. Als er durch die Vorstadt ritt, hörte er in der dem heil. Nicolaus geweihten Kirche die Vesper singen. Graf Ernst, in seinem Taumel, ritt durch das offenstehende Kirchthor mitten durch die versammelte Gemeinde hindurch bis vor den Altar. Der Gesang der Andacht ging in starres Anstaunen und bald in wildes Geschrei über. Aber nicht lange freute sich der wilde Graf seines Frevels, denn als das gespornte Roß jetzt die Stufen des Altars betrat, siehe, da fielen — o Wunder! — plötzlich alle vier Hufeisen von ihm ab und es sank nieder mit seinem Reiter.

Zum ewigen Andenken wurden diese vier Hufeisen an die Kirchthür angenagelt, wo sie Jahrhunderte lang wegen ihrer Größe angestaunt wurden, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts aber kamen sie in das Inspectorat zu Ellrich, da jene Kirche eingestürzt ist.

495) Die Todtenlache bei Rappelsdorf. [1])

Nach einer altherkömmlichen Sitte werden Verstorbene, die in der Stadt Schleusingen ihre Ruhestätte erhalten, mit Leichenbegleitung bis an die sogenannte Todtenlache bei Rappelsdorf getragen. Von da aber wird der Sarg ohne weiteres Geleite nach Schleusingen gefahren. Diese Todtenlache ist ein mit Wasser gefülltes Loch, über 400 Fuß lang und gegen 100 Fuß breit, der Sage nach unergründlich und überhaupt weit und breit verrufen in der Umgegend. Das helle und klare Wasser hat die Eigenschaft, daß es im Winter nie ganz zufriert. Tief unter der Erde steht es in Verbindung mit Höhlen und Klüften des benachbarten Berges, die Haardt geheißen, auch mit einem Brunnen im Bärengraben und mit dem sogenannten Mandelloche, einem mit Wasser gefüllten Erdfall auf der Rappelsdorfer Kuppe. Diese Todtenlache wird aber von Jahr zu Jahr größer und man erzählt von ihr folgende sonderbare Sage, die sich kurz vor dem 30jährigen Kriege zugetragen haben soll.

Es begab sich einst, daß aus der Todtenlache eine Nixe hervorkam, anzuschauen wie ein schlankes Mägdlein, mit scharlachrother Schärpe um die Lenden, doch hintennach einen häßlichen Fischschwanz schleifend. Auch das Mieder war schuppig und von seegrüner Farbe, wie das Wasser in der Todtenlache. Dabei trug sie ein schwarzes Korallenhalsband um den Hals und den Busen deckte ein rothes Tuch, an welchem ein Perlenstrauß befindlich war. In solcher Gestalt und Kleidung hatte das Wasserfräulein sich nach einem unweit Rappelsdorf gelegenen Wirthshause verfügt, die Hudelsburg geheißen. Dort war Alles fröhlich und guter Dinge, denn es ward dort eine Hochzeit gefeiert. Es wählte sich aber die Nixe einen unter den muntern Junggesellen, zu dem sie sich an den Tisch setzte und mit ihm plauderte und kosete. Der war der lange Friedel geheißen und gewann das holdselige Mädchen gar lieb und tanzte mit ihr um die Linde vor dem Wirthshause. Sie aber that gar schön mit ihm und herzte und küßte ihn und ver-

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 91.

traute ihm im Stillen, wie sie so gar gern seine Braut wäre. Als nun der Abend herangekommen und es fast Nacht geworden, da sprach sie mit Thränen: „Nun muß ich Dich verlassen und muß wieder hinab in das Wasser, wo ich wohne; denn ich bin schon lange bei Dir geblieben und bin hierher gekommen trotz meines Vaters Verbot. Ich fürchte, daß ich mit dem Leben dafür büßen muß. Lebe wohl und merke Dir, was ich Dir sage: Gehe morgen, sowie es tagt, an die Todtenlache; ist das Wasser hell und grün, so sei Dir das ein Wahrzeichen, daß ich noch am Leben bin, wenn aber die Fluth bleich aussieht und todtenfarbig, dann magst Du Dich überzeugt halten, daß auch mein Auge im Tode erloschen ist.“ So sprechend küßte sie ihren Geliebten und entwich. Er fand aber, als er am andern Morgen an die Todtenlache kam, das Wasser bleich und wie mit Blut gefärbt. Da ergriff ihn Verzweiflung und er sprang hinab, um sich durch den Tod mit seiner Geliebten zu vereinigen.

496) Das Gottesfeld.[1])

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl erhebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen, unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, aber die Tugend und Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, sondern die Einwohner waren gottlos und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis sie sie traf. Die Stadt versank mit allen ihren Einwohnern, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge und ein Hirte fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Oehr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht und dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich und beim dritten Mal Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall wie vorher, es klang immer ohrzerreißender: Sau aus! Sau aus! und dann zersprang die Glocke abermals. Noch einmal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, bestimmte, daß sie blos als Sturm- und Feuerglocke geläutet werde.

497) Das Heidengrab und der Ottilienstein.[2])

Ueber der Bergstadt Suhl(a) erhebt sich der Dell- oder Döllberg, auf dessen Kuppe ein Hügel ruht, der das Heidengrab heißt. Auf diesem Hügel hat vermuthlich ein Tempel der alten Germanen gestanden, um den sich die Sachsen schaarten, als sie von Karl d. Gr. gedrängt wurden. Lange hatten die Letzteren vergeblich das Lager ihrer Gegner gesucht, bis aufsteigender Rauch es ihnen verrieth, dann aber umzingelten und erstürmten sie es, erschlugen Alle, die darin waren, und brachen natürlich auch die Mauern des Tempels. Die Leichname ruhen in dem großen Hügel, den man noch das Heidengrab nennt.

[1]) Nach Bechstein, Thüringer Sagenbuch Bd. II. S. 35.
[2]) Nach Bechstein Bd. II. S. 25.

Unmittelbar über der Stadt Suhl zur Linken erhebt sich steil emporsteigend die waldige Wand des Domberges, an der ein riesiger Felsblock zu Tage tritt, der sogenannte Ottilienstein. Hier wandelt eine weiße Frau herum, die auf Erlösung harrt. Das soll dieselbe Frau gewesen sein, die einst hier ein Hirte traf und die ihm weissagte, die Stadt werde bald in Feuer aufgehen. Ueber diese Prophezeiung erboste sich der Hirte so, daß er die Weissagerin vom Felsen herunterstieß; sie ging aber unversehrt vom jähen Absturz hinweg, und Suhl brannte wirklich bald nachher ab. Im Mittelalter stand auf dem Felsen, den heute ein Lusthäuschen in Form einer Kapelle ziert, eine wirkliche Kapelle, der heil. Ottilie gewidmet. Dort sah ein armer Kupferschmiedslehrling häufig zur Nachtzeit ein Lichtchen schimmern und beschloß endlich hinzugehen und nachzusehen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er klettert zum Stein hinauf, kommt an den Ort, den er sich genau gemerkt, und findet kein Licht. Aber ein Kober stand dort und der Kober war voll gelber Frösche. Flugs schüttete er den Kober aus — da wurden die Frösche zu eitel gelbgrünen leuchtenden Johanniswürmchen, die in die Büsche flogen. Den Kober aber nahm der Lehrling mit nach Hause, dort sah er nach, ob noch etwas darin sei, und da waren allerdings noch ein paar Frösche darin. Wie er diese aber ausschüttete, da wurden keine Johanniswürmchen daraus, sondern blanke Goldstücke. So fand einst auch die Enkelin einer armen Frau, welche in dem Lautergrunde nahe bei Suhl einen kleinen Garten hatte, mitten im Wege einen Topf, der voll lebendiger Roßkäfer war, die heraus- und herumkrochen. Das Kind sammelte einige dieser Käfer und brachte sie seiner Großmutter, die hieß es aber schnell hingehen und den ganzen Topf holen. Als aber das Mädchen wieder in den Garten zur Stelle kam, waren Topf und Käfer verschwunden, und nur die wenigen, die sie eingefangen, hatten sich in Petersbatzen verwandelt.

498) Der rothe Stein.[1]

Wenn man von Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte Oberland gelangt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rothe Bächel heißt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, strählt ihr Goldhaar und nießt. Ein Mann hörte sie sechsmal nießen und rief ihr freundlich sein „Gott helf!" hinauf; als sie aber zum siebenten Male nießte, ward er zornig und schleuderte einen Fluch zum rothen Stein hinauf. Da rief eine klagende Stimme: „O hättest Du nur noch einmal gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlöst worden! Nun muß ich im Steine bleiben bis zum jüngsten Tage."

Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächel hinab, überschreitet es und wäscht sich darin. Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinauf nach dem Gasthause zum fröhlichen Mann, da rief es mit heller Stimme aus dem Steine heraus: „Heute roth, über's Jahr todt!" so daß allen im Brautzuge das Herz er-

[1] Nach Bechstein Bd. II. S. 27.

schrack. Ein Jahr darauf aber war die junge Frau todt, der als glückliche Braut die schaurige Weissagung gegolten hatte.

499) Die Goldlauter.[1]

Der Ort, die Goldlauter, eine Stunde über Suhl, dankt seinen Ursprung wie seinen Namen dem Bergbau, der vor Zeiten in dieser Gegend schwunghaft betrieben ward. Davon zeugen noch häufige Halden und die Namen der Stollen, wie die Ueberlieferungen von reinen Funden an edlen Erzen. An der Hohenleite, am Rosenberge, an der Hirschzunge, lauter Namen von Bergdistricten, in denen sich Gruben befanden, fand man reichlich Silber. Dort an der Hirschzunge war der tiefe Stollen, am Rosenberge der Stollen, genannt die weiße Lilie, an der Hohenleite der Stollen: die güldene Rose. Man fand gediegenes Silber und goldene Nierlein und erzählt von alten Ruthengängern, welche berichteten, daß die erzhaltigen Flötze vom Rosenberge sich hinauf bis zum Schneekopf unter die Teufelskruse ziehen, und durch den Schneekopf hindurch bis an den Gräfenröder Grund.

Ein Handelsmann von Willersdorf traf außerhalb Thüringen einen Mönch, der, als er erfahren, daß der Mann in dieser Gegend zu Hause sei, nach der Goldlauter fragte und nach deren Bergwerken. Da nun jener klagte, daß der Bergbau zum Erliegen gekommen sei, so antwortete der Mönch, das glaube er gern, das Bergwerk könne nicht in die Höhe kommen, weil dasselbe versetzt sei mit dem linken Fuße einer Stute, in welchen drei Nägel eingeschlagen seien. Würde der Zauber gehoben, so würde man nicht mehr sagen: Goldlauter, sondern: Lauter Gold. Wie der Reisende heimkam, wurden ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht tiefer in den Mönch gedrungen habe, um von ihm zu erfahren, wie denn jener Zauber vom Bergwerk zu heben und zu lösen sei. Jener versprach nun bei seiner nächsten Reise dem Mönche nachzuforschen, allein er kehrte nicht wieder heim, denn er hatte das Unglück in der Elbe zu ertrinken. Noch heißt eine Felswand nahe der Goldlauter: die Hoffnungswand, und heißt die Vertrauenden hoffen. In der Hirschzunge endlich steht ein ganz goldener Hirsch, der einst erschlossen werden wird.

500) Die Kirche zu Schmiedefeld.[2]

Von Suhl aus ostwärts führt eine gute Fahrstraße beim Dorfe Schmiedefeld vorüber auf die schöne Chaussee, die von Schleusingen nach Ilmenau geht. Auf diesem Wege kommt man über den Todtenberg oder Rothen Berg. Hier läßt sich auch alle 7 Jahre eine weiße Jungfrau sehen, die einen Schatz hütet, an den ihre Erlösung geknüpft ist. Sie bezeichnet die Stelle, wo derselbe ruht, ganz genau. Es müssen aber nur Berufene und Reine sein, die den Schatz gewinnen können. Einmal kamen zwei Schmiedefelder Bauern, der eine hieß Hans Toffel und der andere Michel Henner, und machten sich an die Schatzgräberei; da kam plötzlich ein grausames Hagelwetter über die Beiden und ein Hagel von Steinen obendrein, der an ihren Köpfen vorübersauste und ihre Pelze traf, da ließen beide ab vom Schatzgraben.

Eigen erging es beim Bau der jetzigen Kirche zu Schmiedefeld. Es war

[1]) Nach Bechstein Bd. I. S. 29.
[2]) Nach Bechstein Bd. II. S. 34.

für dieselbe ursprünglich ein ganz anderer Platz bestimmt als der, auf dem sie jetzt steht. Man fuhr die Steine an, die gezimmerten Balken auf den Bauplatz, am andern Tage aber lag Alles wieder anderswo, aber in guter Ordnung. Die Maurer gruben am Grunde, aber am andern Morgen war Alles wieder zugeworfen und Niemand vermochte zu ergründen, von wem? So wählte man den heutigen Platz, worauf sich dann der Bau wundersam und gleichsam von selbst förderte und die Kirche schön und stattlich erbaut ward.

501) Der Name der Grafschaft Mansfeld.[1]

Der Stammherr der Grafen von Mansfeld gewann dem Kaiser, seinem Herrn, viele Schlachten in Italien. Aus Freude darüber erlaubte ihm der Kaiser, sich eine Gnade auszubitten, und der Graf bat um so viel Land in Thüringen, als er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Das gewährte der Kaiser gern und der Graf fuhr mit einem kaiserlichen Rathe nach Deutschland, und als sie nach Wallhausen kamen, fing er zu säen an. Er hieß seinen Kutscher langsam fahren und zettelte eine Hand voll Gerste nach der andern über das Feld. Sie fuhren im Kreise über 202 Dörfer und so entstand die jetzige Grafschaft Mansfeld. Der kaiserliche Rath aber glaubte, sein Herr, der Kaiser, sei betrogen, und verklagte den Grafen bei ihm, daß er des Kaisers Gnade gemißbraucht habe. Da lachte der Kaiser und sprach: „Gesagt ist gesagt! Kaiserliches Wort muß wahr bleiben, wie man es auch deutet. Das ist des Mannes Feld!“ Darum heißt die Grafschaft bis auf den heutigen Tag Mansfeld und die Grafen führen (Rauten, Wicken) Gerstenkörner im Wappen.

Eine andere Sage führt den Namen Mansfeld zurück bis auf König Artus' Tafelrunde. Dort zeichnete sich durch sein rothes Haar ebensowohl wie durch seine Tüchtigkeit Ritter Hoven der Rothe aus. Von ihm soll König Artus gesagt haben, das ist ein rechter Mann im Felde, und deshalb sei er der Mansfelder genannt worden. Allein das Wappen der noch in England blühenden Mansfields in Middlesex hat keine Aehnlichkeit mit dem der Mansfelder Grafen.

502) Der Sanct Georg zu Mansfeld.[2]

Ehe es Grafen von Mansfeld gab, hauste ein Ritter Namens Georg auf dem Mansfelder Schlosse. Einen Berg aber vor der Stadt (auf der Seite nach Eisleben zu), der noch heute der Lindberg heißt, hatte sich ein Lindwurm zur Wohnstätte gewählt, und diesem mußten die Bewohner von Mansfeld jeden Tag ein Mädchen als Zoll geben, damit er sie leben ließ. In dem kleinen Städtchen war bald keine Jungfrau mehr zu finden, und nun forderte der Wurm die Tochter des Ritters. Da zog der Ritter selbst am folgenden Morgen gegen den Drachen, erlegte ihn und befreite die Stadt, und er hieß seitdem nicht mehr Georg, sondern Sanct Georg, und zum An-

---

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 111. Grimm, Deutsche Sagen Bd. II. S. 569.

[2]) Nach Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen S. 80. Niemann, Geschichte der Grafen von Mansfeld. Aschersleben 1846. S. 4. Poetisch behandelt von Giebelhausen a. a. O. Bd. II. S. 9.

denken wurde sein Bild, wie er den Drachen tödtet, über der Kirchthüre zu Mansfeld in Stein gehauen und ist dort noch zu sehen.

503) Das Wahrzeichen der Stadt Mansfeld.

Den Eingang zu den noch jetzt wohlerhaltenen Kellern des in Ruinen liegenden Mansfelder Schlosses zieren zwei in Stein gehauene Bildwerke. Das eine zeigt den alten Weingott Bacchus an, wie er auf einem Fasse sitzend einladend den Humpen schwenkt. „Bacchus Deus vini" (Bacchus der Gott des Weines) ist die Ueberschrift. Das Andere behandelt einen gar unzarten Gegenstand. Man erblickt auf ihm zwei Knappen, welche aus mächtigen Humpen einander Bescheid thun, ein dritter zapft ein, während ein vierter das im Uebermaß Genossene wieder von sich giebt und ein Hund das Ausgespieene auffrißt. Darum steht: „Quid est bapti?"

504) Graf Hoyer von Mansfeld.[1]

Noch jetzt ist auf dem Schlachtfelde beim Welfesholz der Stein zu sehen, in welchen einst Graf Hoyer der Große von Mansfeld, der Anführer der Kaiserlichen gegen die Sachsen, vor der Schlacht (11. Februar 1115) mit den Worten griff: „Ich Graf Hoyer ungeboren, habe noch nie eine Schlacht verloren! So wahr ich greife in diesen Stein, auch diese Schlacht muß meine sein!" Allein er irrte sich, er ward vom Grafen Wiprecht von Groitzsch getödtet und soll im Kloster Mansfeld begraben sein, was jedoch nicht gut möglich ist, da dieses Kloster erst im Jahre 1170 erbaut wurde. Ebenso wenig mag das Schwert, welches man lange nachher auf dem Schlosse Mansfeld zeigte, das echte gewesen sein, denn der tapfere Sieger wird sich das echte nicht haben nehmen lassen.

505) Das Himmelfahrtsbier im Mansfeldischen.[2]

In den Dörfern Gödewitz, Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe feiert man zu Himmelfahrt ein Fest, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt und darauf in einer für das Fest erbauten Scheune, der Himmelfahrtsscheune, die neben der Kirche steht, tanzt. Früher, noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da sieben Rinkeimer Bier, und zugleich wurde in Fienstedt und wahrscheinlich auch in den übrigen Dörfern verlesen, woher das Fest stamme. Eine Königin Namens Elisabeth, hieß es, kam vor mehr als 600 Jahren durch Fienstedt; damals kam ihr die Einwohnerschaft mit sieben Rinkeimern Bier entgegen, sie zu empfangen, und hierüber war die Königin so erfreut, daß sie den Bewohnern von Fienstedt und den benachbarten Dörfern, welche das Gleiche gethan, alle Steuern für ewige Zeiten erließ unter der Bedingung, daß jede Gemeinde alljährlich am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren sieben Rinkeimer Bier am Gemeindebrunnen trinke. Der Vorleser ermahnte darum die Gemeinde, das Fest nicht untergehen zu lassen, denn wenn sie es nicht mehr feiere, sei sie verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. VI. S. 111.

[2]) Nach Sommer S. 149. Poetisch behandelt in Mansfeldischer Mundart von C. F. A. Giebelhausen, Mansfeldische Sagen. Eisleben 1850. Th. I. S. 5 sq.

dazu noch ein schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierspänniges Fuder Semmeln zu entrichten.

Gegenwärtig erzählt man, daß eine Gräfin von Mansfeld, die ihr Gemahl verstoßen habe, in diesen Dörfern freundlich aufgenommen worden sei, und als der Graf später ihre Unschuld erkannte und die Verstoßene wieder zu Ehren aufnahm, habe er den fünf Dorfgemeinden den Zehnten unter der Bedingung erlassen, daß sie alle Jahre am Himmelfahrtstage ein Fest feiern und dabei zu seinem Gedächtniß eine Tonne Bier tränken.

Das Geld, mit welchem das Fest ausgerichtet wird, schießen die einzelnen Dorfgemeinden zusammen; sie erwählen zwei Bierherren, die Alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Fienstedt, Gorsleben, Zörnitz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe, in Gödewitz auf einem Hügel vor demselben, welcher davon der Bierhügel heißt und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hause ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Fest nicht mehr feiern wollte, so wäre sie, wie man sagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern.

506) Der Kobold im Kloster Mansfeld. [1])

Im Dorfe Kloster Mansfeld hatte eine Frau einen Kobold, der sie alle Sonntage besuchte. Wenn zur Kirche geläutet ward, deckte sie den Tisch, stellte zwei Teller hin und setzte sich dazu. Wenn die Predigt in der Kirche begann, kam der Kobold durch den Schornstein geflogen, brachte Speisen und Getränke und nun saßen sie zusammen und hielten ein köstliches Mahl, bis die Predigt aus war. Dann flog der Kobold wieder durch den Schornstein hinweg. Er war aber anzusehen wie loderndes Feuer.

507) Die grüne Jungfer auf dem Hausberge bei Helfta. [2])

Auf dem Hausberge bei Eisleben stand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg versunken ist, doch sich einst wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein ist mit in den Berg verwünscht und wird nur alle 7 Jahre in der Johannisnacht frei. Dann wandelt sie auf dem Berge umher, trägt ein Schlüsselbund am Gürtel und ist ganz grün gekleidet, weshalb sie das Volk nur die grüne Jungfrau nennt. Wer ihr begegnet, dem wiederfährt ein großes Glück, denn er wird von ihr reich beschenkt. Das größte Glück aber ist dem bestimmt, dem es einst gelingen wird, sie zu erlösen. Jedem nämlich, den sie trifft, giebt sie einen Schlüssel und führt ihn zu einer Fallthür auf dem Gipfel des Berges, der auch nur alle 7 Jahre in der Johannisnacht zu sehen ist. Die Thüre heißt sie ihn aufschließen und dann begleitet sie ihn durch die weiten Gemächer des Schlosses, zeigt ihm alle Herrlichkeiten und führt ihn zuletzt vor ein Buch, welches ihre und des

---

[1]) Nach Sommer S. 32.

[2]) Nach Sommer S. 17. Poetisch in Mansfelder Mundart bearbeitet von Giebelhausen a. a. O. Th. I S. 43.

Schlosses Geschichte enthält. Dieses Buch heißt sie ihn lesen, doch ist es in so alter Schrift geschrieben, daß es Niemand zu lesen vermocht hat. Wenn aber einst Jemand das Buch wird lesen können, so wird sich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel desselben heben und die Jungfer wird erlöst sein und ihren Erlöser zum Herrn des Schlosses und zu ihrem Gemahl machen. Ein Amtmann las schon einige Zeilen, da begann sich das Schloß alsbald im Berge zu rütteln und ein Schäfer, der gerade über den Berg ging, sah die Thurmspitze schon daraus hervorragen. Doch weil der Amtmann nicht weiter lesen konnte, sank das Schloß in den Berg zurück. Noch jetzt gehen Leute aus den benachbarten Dörfern in der Johannisnacht auf den Hausberg, um der grünen Jungfer zu begegnen.

508) Die Jungfernklippe. [1])

Als noch die alte Staufenburg in Thüringen stand, schaute die Tochter eines Burgherrn einst viele Jahre lang von einem Felsen am Wallgraben hinaus in die Weite, um zu sehen, ob ihr Geliebter nicht aus der Ferne wiederkehre. Und weil sie so lange dort stand, drückte sich ihr Fuß in den Stein, und die Vertiefung ist noch zu sehen. Noch jetzt erscheint das Fräulein bisweilen mit goldenen Pantoffeln und mit langem, gelbem Haar auf dem Felsen, welcher darum die Jungfernklippe genannt wird.

509) Die Futterstelle des wilden Jägers. [2])

In Dederstedt bei Eisleben war eine Stelle, an welcher der wilde Jäger stets anzuhalten und seine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erste Mauer funfzehn Mal hinter einander in der Nacht wieder eingerissen; erst das sechzehnte Mal blieb sie stehen; doch ist es noch jetzt bei Nacht in den Zimmern unruhig und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke steht, weht zu allen Tageszeiten der Wind.

510) Die Amtmannsfrau zu Helbra. [3])

Einem Amtmann zu Helbra starb seine Frau und er nahm eine zweite, die mit den Kindern der andern lieblos umging. Da kam die erste alle Morgen und alle Abende zu den Mägden in den Stall, half ihnen melken und das Vieh striegeln und bat sie gar wehmüthig, alles Liebe, was sie ihnen hier im Stalle anthue, möchten sie doch ihren Kindern auf dem Schlosse wieder zu Gute kommen lassen, denn auf das Schloß dürfe sie nicht gehen. Und weil die Mägde freundlich gegen sie waren, wurde sie immer vertraulicher, bis sie eines Morgens, als sie fortschlich, vom Amtmann bemerkt ward. Da ließ er einen Jesuiten kommen, welcher die Frau bannen sollte. Und der Jesuit hieß sie aus dem Grabgewölbe nehmen und in ein Gehölz vor dem Dorfe legen, welches das Pfarrholz heißt. An das Pfarrholz stößt ein Teich, und der Jesuit gab der Todten ein Sieb in die Hand und bannte sie, wenn sie im Grabe nicht rasten wolle, müsse sie mit dem Siebe erst den

[1]) Nach Sommer S. 18.
[2]) Nach Sommer S. 9.
[3]) Nach Sommer S. 13.

Teich ausschöpfen, ehe sie wieder auf den Schloßhof kommen dürfe. Und nun ward der Teich alle Morgen kleiner und es währte nicht lange, so war er ausgetrocknet und die Frau erschien wieder in der Stille. Da nahm man sie zum zweiten Mal aus dem Grabe und brachte sie über die Grenze ins Ahlsdorfer Gebiet. Nun konnte sie nicht mehr auf das Schloß nach Helbra kommen, denn über die Grenzen dürfen die Geister nicht. Doch ging sie noch lange allnächtlich an den Grenzsteinen auf und nieder und schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse hinüber. Und das ist erst zu Anfange dieses Jahrhunderts geschehen.

511) Der Steinberg bei Erdeborn am salzigen See.[1])

Zwischen dem Dorfe Aseleben und dem salzigen See liegt ein Berg, der mit einigen hundert Steinen bedeckt ist. Auf diesem Berge hütete einst ein Schäfer, und als er frühstücken wollte, kam Frau Holle den Berg hinauf, um auf der andern Seite zum See hinabzugehen und sich darin zu baden. Wie sie den Schäfer sah, bat sie ihn um ein Stückchen von seinem Brode, doch er lachte und sprach, wenn sie essen wolle, solle sie arbeiten; sein Brod habe er ehrlich verdient und brauche es allein. Da berührte ihn die Frau Holle mit einer Ruthe, die sie in der Hand trug, und alsbald war er in Stein verwandelt; darauf berührte sie seine beiden Hunde, die rechts und links neben ihm lagen, und dann die ganze Heerde, und auch die Hunde und alle Schafe wurden zu Stein. Dies sind die Steine, welche auf dem Berge liegen, und noch heute sieht man an dem, in welchen der Schäfer verwandelt ist, den Stab aufragen, den der Schäfer beim Sitzen gerade über seine Schulter gelehnt hatte. Der Berg wird seitdem der Steinberg, bisweilen auch der Schafberg genannt.

Auf einem Anger bei Ahlsdorf liegt eine Menge ähnlicher Steine, und auch dies ist ein Schäfer mit 2 Hunden und 500 Schafen, die einst verwünscht worden sind. Wer sie verwünscht hat, weiß man jedoch nicht, doch sagt man, daß sie einst werden erlöst werden.

512) Die Teufelsspitze im salzigen See bei Rollsdorf.[2])

Ein Graf von Seeburg hatte einen Bund mit dem Teufel auf unbestimmte Jahre. Der Teufel hatte ihm gelobt in dieser Zeit Alles zu thun, was er fordern werde, dagegen hatte ihm der Graf seine Seele versprochen. Der Graf that nun durch den Beistand des Teufels manches Wunder, und fuhr unter Anderem immer von Rollsdorf nach Wansleben und zurück mit seiner Kutsche quer über den salzigen See, und die Pferde näßten nur ihre Hufe im Wasser und die Räder schnitten nur so tief ein, wie der eiserne Reif, der sie umschloß, breit war. Als aber der Vorabend des Tages kam, an welchem der Graf dem Teufel gehören sollte, sann er auf ein recht schweres Stück, welches der Teufel nicht ausführen könnte. Er befahl ihm zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei, einen Damm durch den See von Rollsdorf nach Wansleben zu bauen, damit die Leute künftig nicht immer den weiten Umweg rings um den See zu fahren brauchten. Der Teufel

[1]) Nach Sommer S. 10. Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. I. S. 53.
[2]) Nach Sommer S. 52. Poetisch bearbeitet von Giebelhausen Th. II. S. 15.

eilte auf eine Höhe bei Rollsdorf und warf zwei Schippen Erde ins Wasser, und noch jetzt ist das Loch zu sehen, wo er die Erde ausgestochen hat; als er aber die dritte Schippe ausstach, kam gerade eine alte Frau von Rollsdorf, welche einen Korb mit Hühnern auf dem Rücken trug und sie nach Halle auf den Markt bringen wollte. Und wie sie vorbeiging, begann ein Hahn im Korbe zu krähen. Da schwang sich der Teufel ergrimmt in die Luft und rief: „Ein altes Weib geht über den Teufel." So war der Graf von Seeburg gerettet; der unvollendete Damm aber ist noch heute zu sehen und wird die Teufelsspitze, bisweilen auch die Teufelsbrücke genannt.

513) Die Mühle bei Aschersleben.[1])

Vor der Stadt Aschersleben, in dem Thale, das die Eine durchfließt, stand noch vor fünfzig Jahren eine Mühle, welche dem Einsturz nahe war; doch der Müller war arm und konnte sie nicht neu aufbauen. Des Müllers Sohn und seine Magd liebten sich seit manchen Jahren gar treu, und sie klagten oft, daß sie so arm seien und sich wohl nie würden heirathen können. Da wachte die Magd einst bei Nacht auf und sah ein helles Licht, das in die Fenster schien, und sie meinte, die Sonne gehe schon auf und sprang aus dem Bett, um das Frühstück zu kochen. Doch ihr Feuerzeug wollte nicht fangen, obgleich sie erst am Abend zuvor frischen Zunder gebrannt hatte. Sie ging ans Fenster und sah über dem Wege auf der Wiese drei Männer um ein mächtiges Kohlenfeuer liegen. Da dachte sie: hier kann ich mir wohl meinen Schwefel anzünden, und ging zu dem Feuer, doch hielt sie den Schwefel vergeblich an die Kohlen, er brannte nicht. Sie raffte darum einige Kohlen auf den Ring des Leuchters, aber als sie wieder ins Haus trat, waren sie ausgelöscht. Verdrießlich nahm sie eine Schippe und holte neue Kohlen, doch auch diese erloschen, als sie ins Haus kam. Da eilte sie mit einem großen eisernen Becken zum dritten Mal an das Feuer und füllte das Becken bis zum Rand, und als sie wegging, rief einer der Männer ihr nach: „Nun aber nicht mehr!" Kaum war sie über die Schwelle des Hauses, so waren die Kohlen wiederum schwarz. Und als sie noch nachdachte, was sie nun thun sollte, schlug die Uhr; sie zählte und es war erst zwölf. Mit dem letzten Schlage verschwanden die Männer und das Kohlenfeuer. Die Magd aber legte sich, da es noch nicht später war, wieder zu Bett, und als sie am Morgen aufstand, sah sie die hellen Goldstücke auf dem Boden ihrer Kammer und auf der Hausflur umherliegen: das waren die Kohlen, die sie von dem Feuer geholt hatte. Sie gab den Schatz ihrem Bräutigam und sie bauten die große stattliche Mühle, die noch jetzt bei Aschersleben zu sehen ist, und hielten fröhliche Hochzeit.

514) Die Pfanne bei Rothenschirmbach.[2])

Bei dem Dorfe Rothenschirmbach unfern Eisleben liegt ein Berg, welcher die Pfanne heißt. Zu dem Berge kamen alle Jahre in der Mariennacht drei Venetianer und sprachen ein bestimmtes Wort. Da that sich der

[1]) S. Fr. Gottschalck, Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen S. 17 sq. Sommer S. 65.
[2]) Nach Sommer S. 66.

Berg auf und man sah unermeßliche Schätze darin brennen, und sie nahmen so viel sie wollten; dann sprachen sie das Wort noch einmal und der Berg schloß sich wieder. Ein Bauer war einst auf eine Eiche dicht am Berge geklettert, um sich einen Stecken abzuschneiden, als die drei Kuxgänger kamen. Er sah und hörte Alles und merkte sich das Wort wohl, und im folgenden Jahre ging er in der Mariennacht zur Pfanne, sprach es aus und auch vor ihm that sie sich auf; er nahm von den Schätzen und kehrte mehrere Jahre hindurch wieder, bis die Venetianer ihn einst ertappten. Da schwur er, weil sie ihn zu tödten drohten, daß er noch keinem Menschen das Wort verrathen habe, es Keinem je verrathen werde und es auch selbst nie aussprechen wolle. So kennen denn die Bauern in der Umgegend auch jetzt das Wort noch nicht und bleiben arm, während die Kuxgänger von den Schätzen der Pfanne alle Jahre reicher werden.

515) Tippelsdorf. [1]

Zwischen Ahlsdorf und Angeroda liegt ein finsterer Wald, an dessen Stelle einst ein Dorf stand, welches Tippelsdorf hieß; auch kennt man in der Nähe noch die Tippelswiese und Tippelsbrücke. In dem Dorfe war ein Nonnenkloster und noch jetzt sieht man bei Nacht oft Nonnen im Walde umhergehen. Am lichten Tage aber sind Leute, die im Walde Gras schneiden wollten, oft erschreckt worden, doch stets zu ihrem Glücke. Manchmal nämlich haben sie plötzlich, wenn sie einen Busch Gras zu fassen meinten, die Hand voll Schlangen gehabt; wenn sie aber die Schlangen tödteten und mit nach Hause nahmen, wurden dieselben zu Gold. Andere fanden eine seltsame, in der Gegend fast unbekannte Art Rüben unter dem Grase, die eiskalt waren, und auch diese verwandelten sich nachträglich in Gold.

Ein Schäfer von Ziegelrode that ein Gelübde, wenn er einen Schatz auf der wüsten Mark Tippelsdorf finde, wolle er in seinem Dorfe eine Kirche bauen, und ging in das Gehölz um zu suchen. Und bald fand er wirklich einen unermeßlichen Schatz, von dem er die noch heut stehende Ziegelroder Kirche aufführte; und er behielt noch so viel übrig, daß er der reichste Mann der Umgegend war. Zum Andenken ist das Bild des Schäfers mit seinem Wappen auf dem rechten Beine über der Kirchthür in Stein gehauen und noch zu sehen. Nach einer andern Sage (bei Giebelhausen I. S. 28 sq.) wäre aber dieser Schäfer aus Tippelsdorf selbst gewesen, der hätte einst um Mittag seine Schafe dort gehütet, und dabei seinen Hut verloren. Endlich fand er ihn wieder, seine beiden Hunde saßen dabei, daneben aber stand eine wunderschöne Blume, die steckte er an seinen Hut. Kaum hatte er dies gethan, so waren seine Hunde verschwunden, er selbst aber stand an einer Felsenthür, dieselbe öffnete sich, er sah sich in einem Gange und aus diesem kam er an einen geräumigen Ort, der war ganz hell erleuchtet von lauter Gold, welches glänzende Strahlen warf. Eine Stimme aber rief: „Denke an Deinen Ranzen!“ und so rief es immer fort, er aber ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern griff wacker zu und sackte ein. Da rief die Stimme abermals: „Vergiß das Beste nicht!“ er aber wußte nicht, was gemeint war, sondern sackte immer wieder von Neuem ein und suchte, weil er dachte, es

[1] Nach Sommer S. 67.

sei noch etwas Besseres da. Als er aber nichts fand, lief er nach der Thüre und schleppte sein Ränzel neben sich fort. Allein als er die Hand an die Klinke legte, da erhob sich auf einmal ein fürchterlicher Sturm und Ungewitter und wie er die Thüre öffnete und heraustreten wollte, so konnte er sie nicht erhalten, sie schlug wieder zu, ein Theil seines Kleides blieb darin hängen und sein Fuß kam ebenfalls dazwischen. Zwar gelang es ihm noch, dasselbe nach sich zu ziehen, allein er stürzte zu Boden und siehe, da waren seine Hunde da und es war derselbe Fleck, wo er die Blume gefunden. Trotz aller Mühe aber war an kein Aufstehen zu denken, das Bein war steif und geschwollen und erst nach langem Rufen kam sein Bruder, der ganz in seiner Nähe ebenfalls seine Schafe gehütet hatte, zu Hilfe herbeigelaufen. Vor Schmerz konnte er ihm nicht sagen, was ihm geschehen sei; indeß brachte ihn jener mit vieler Mühe endlich nach Hause und nachdem er dort verbunden worden war, legte man ihn ins Bett. Am andern Morgen fand man jedoch neben dem Kranken auch seinen Ranzen, der ganz voll Goldklumpen war. Ob er nun wohl niemals wieder laufen lernte, war er doch ein reicher Mann geworden, der nicht blos an sich dachte und sich ein schönes Gut kaufte, sondern auch die Kirche und das Todtenhaus neu aufbaute. Allein die Wunderblume hatte er in dem Gange gelassen und das war das Beste, welches er nicht hätte vergessen sollen. Dieselbe kann aber noch jetzt jedes Sonntagskind wiederfinden, wenn es am Johannistag Punkt Zwölf um Mittag auf den Fleck geht, wo der Schäfer sie damals gepflückt hatte.

516) Die Türkeischenke zu Wolferode. [1]

Vor dem Dorfe Wolferode, da wo der Weg nach Bornstädt führt, steht eine Schenke, welche die Türkeischenke heißt. Dieser Name rührt aber daher, daß vor alten Zeiten, gerade als es hier einmal in den Bergwerken schlecht ging und Niemand viel verdiente, ein Balsamträger hierher kam, der erzählte, so Jemand sein Glück machen wolle, sei jetzt gerade vortreffliche Gelegenheit da. Die Bergwerke in der Türkei nämlich ständen unbebaut, weil alle Arbeiter hätten mit in den Krieg ziehen müssen, und der türkische Kaiser ließe jedem Bergmann, der zu ihm komme, nicht blos sehr hohen Lohn, sondern auch ein wahrhaft fürstliches Leben bieten. Das waren gute Nachrichten für die Mansfelder Bergleute und aus Ziegelrode, Härzesdorf, Weimelburg, Ahlsdorf, Blankenheim, Schmalzerode, Kresfeld, Helber, Bischberode fanden sich eine Menge Bergleute, die ihre Heimath verlassen wollten, um auf diese Nachricht hin frischweg in die Türkei zu ziehen. Alle diese Leute beredeten sich, sie wollten sich in der kürzesten Nacht im Sommer früh vier Uhr vor der Schenke zu Wolferode treffen. Wie gesagt, so gethan; sie kamen alle zu rechter Zeit hin, wohlgerüstet zu der langen Reise. Allein da sahen sie einen dicken, buckligen Bergmann, dem sie den Spottnamen: der Zwerg, gegeben hatten, auf einmal auf einer Weide am Gasthof sitzen. Der rief sie an, wo sie hinwollten und fragte sie, ob sie wohl närrisch wären, daß sie so aufs Gerathewohl ohne alle Sicherheit, blos auf die Rederei eines Schwindlers ihr Vaterland und ihre Familien verlassen wollten. Kurz er redete ihnen so ins Herz, daß er sie bewegte, ihren thörichten Entschluß aufzugeben. Um

[1] Poetisch behandelt von Giebelhausen I. S. 20 sq.

aber ihre Narrheit auf die Nachwelt zu bringen, nannte man fortan den Gasthof: Zur Türkei.

517) Die vier Steine bei Krimpe.[1])

Wenn man von Krimpe nach Hinstädt geht, erblickt man rechts vom Dorfe vier große Kieselsteine, die tief in der Erde stecken und an denen man Feuer anschlagen kann. Dieselben sollen davon herrühren, daß einst bei sehr schlimmem Wetter, als hier noch keine Chaussee ging, sondern die Straße eigentlich nur aus einem bodenlosen Schmutz bestand, ein reicher Mann mit einem von vier raschen Pferden gezogenen Wagen kam. Die letztern wollten denselben schnell durchfahren, allein die Räder versanken in dem weichen Boden, und wie sehr sie sich auch anstrengten und wie wild auch der Fuhrmann in dieselben hieb, sie vermochten das Fuhrwerk nicht aus dem Schlamm zu ziehen. Endlich rief der Fuhrmann wüthend: „Kreuzhimmeldonnerwetter, da wollte ich doch, daß alle Teufel uns gleich sammt den Pferden in die Erde 'neinkeilten und daß wir gleich zu Stein würden!" Allein kaum hatte der Frevler diese gottlosen Worte gesprochen, so erhob sich ein gewaltiges Donnern und Krachen in der Luft und Pferde, Wagen, Kutscher und Herr wurden sofort zu Stein. So stehen sie noch bis auf den heutigen Tag. Wenn man aber des Nachts an ihnen vorbeikommt, da hört man ganz deutlich ein ängstliches Brausen und Schnauben wie von Pferden.

518) Das Mordholz bei Unterrißdorf.[2])

Vor ungefähr 300 Jahren lebte auf Seeburg ein Ritter Cuno von Hahn, das war ein gar zänkischer, garstiger Patron, der mit allen seinen Nachbarn in Unfrieden lebte, namentlich mit einem Herrn von Mandelsloh auf Hedersleben, von dem er nicht mit Unrecht glaubte, daß derselbe zuweilen auf seinem Revier jage. Da trug es sich zu, daß eines schönen Tages Cuno's Sohn, ein junger Mensch von 20 Jahren, von der Universität zu seinen Eltern zum Besuch kam und sich bei ihnen die Zeit mit Jagd und Fischfang vertrieb. Nun war gerade ein Tag für die Hochzeit einer Jungfer seiner Mutter angesetzt und sein Vater hieß den jungen Mann eine Flinte nehmen und hinaus in den Wald gehen, um für das Brautpaar ein paar Hasen zu schießen. Der Sohn war auch gleich dazu bereit und sagte, er wolle nach dem sogenannten Hasenwinkel drei Stunden von hier gehen und dort das Gewünschte holen. Der Vater aber meinte, er solle lieber nicht dorthin gehen, er wisse wohl, daß der Heddersleber Mandelsloh in jener Gegend zu jagen pflege und dabei gewöhnlich auf das Seeburger Revier komme, er warne ihn also, hübsch weit von der Grenze wegzubleiben, damit nicht Anlaß zu Streit gegeben werde, von dem er, wie er wohl wisse, kein Freund sei. Der Sohn versprach's auch, setzte sich zu Pferd und ritt mit seinen Jägern in den Wald. Sie ritten unter dem Galgenberge weg, dann längs dem süßen See, wo die rothe Hütte steht, bis dicht an den Berg durch Bahndorf, eine wüste Mark, bis Wormesleben, fanden aber nichts, mußten also, da alles weggetrieben war, doch nach dem Hasenwinkel. Allein auch

[1]) Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 5.
[2]) Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 22.

da konnten sie kaum ein Thier schießen, und der Jägerbursche schlug also dem Junker vor, bis an die Grenze ihres Reviers zu reiten, wo so viele Hasen seien als hier Steine. Der Junker war damit einverstanden, sie beschlossen also, erst die sogenannte Bachenschlucht abzusuchen, dann sich aber nach dem Uhuberg zu wenden. Allein ehe sie noch bis dahin kamen, da kam ihnen der Heddersleber mit zwei Begleitern in den Weg, die hier wilderten. Der Junker rief sie an und frug, was sie hier thäten, jene aber thaten als hörten sie nicht. Darauf nahm der Junker die Flinte von der Schulter und rief: „Steht oder ich schieße!“ Allein kaum hatte er das Wort gesprochen, da kam eine Kugel aus der Büchse des einen Wilddiebes und er stürzte vom Pferde. Zwar rief der Jägerbursche einige Ackerknechte aus der Nähe herbei und es gelang ihnen, ihren jungen Herrn noch lebend auf den Pfarrhof zu Unterrißdorf zu bringen, allein noch war die Sonne nicht untergegangen und schon hatte er die Augen für immer geschlossen. Der Mörder, von Gewissensbissen geplagt, ist auf und davon gegangen und erst nach langen Jahren heimgekehrt, der Junker aber ist in der Kirche zu Seeburg an der Wand nach Mitternacht zu in Stein gehauen zu sehen mit dem Datum der Mordthat, d. h. 1578 im Augustmonat. Das Holz, wo der Mord geschah, hieß seitdem das Mordholz, der Mordgrund aber jene Schlucht, welche man früher die Uhukluft nannte. Seit dem Jahre 1828 ist aber an jener Stelle der Wald abgetrieben und das Mordholz in Feld verwandelt.

519) Der Thomaspfennig und Kuttenzins. [1])

In den Dörfern Altrode und Stangerode ist bis ums Jahr 1807 eine sonderbare Abgabe gewesen, der sogenannte Thomaspfennig oder Kuttenzins, den die dasigen Bauern aufs Amt zu Endorf zu liefern hatten. Derselbe hat folgenden Grund gehabt.

Auf der Konradsburg ist im 14. Jahrhundert ein Mönchskloster gewesen, dessen Bewohner sich aber nur durch ein gottloses, leichtsinniges Wesen hervorthaten, alles Andere vornahmen als beten, auf den Dörfern herumzogen und bettelten, dabei aber sich fleißig nach den Frauen und Töchtern ihrer Beichtkinder umsahen und dieselben zu verführen trachteten. Da ist denn in Stangerode ein Bauer gewesen, Hartung mit Namen, ein recht netter Dreißiger, der hatte eine junge lebenslustige Frau, aber keine Kinder. Auf diese warf Bruder Thomas sein Auge und wußte sich nach und nach in ihre Gunst zu setzen, weil ihr Mann sie nach ihrer Meinung zu kalt behandelte. Sie wurden zuletzt ganz einig und die Frau versprach ihrem Buhlen, sie wolle ihn in ihr Haus lassen, wenn ihr Mann wieder, wie er oft zu thun pflege, nach Halle fahren werde, um Salz zu holen. Sie machten nun mit einander aus, der Mönch solle, wenn er kommen wolle, am Holze in der Nähe des Dorfes wie ein Kalb blöcken, und wenn die Luft rein und der Mann fern sei, dann möge die Frau zur Antwort wie ein Hund bellen. Wie gedacht so geschehen, sobald der gute Hartung das nächste Mal wieder nach Salz fuhr, gab der Mönch seine Nähe durch Blöcken kund und die Frau antwortete ihm mit Bellen, und so wiederholte sich die Sache mehr als einmal. Allein

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes. Halberstadt 1847. Th. I. S. 150. Poetisch behandelt von Giebelhausen Th. II. S. 29.

seit dieser Zeit war die Frau wie umgetauscht, das böse Gewissen ließ ihr keine Ruhe, sie ward mürrisch und finster, während sie früher immer heiter gewesen war, putzte sich nicht mehr und Hartung wußte nicht, was er aus ihrem Betragen machen sollte. Allein der Verräther schlief nicht, eines schönen Tages sahen sein Schwager Hirrsche und sein Nachbar Probst, wie der Mönch, nachdem er geblöckt und die Frau ihm durch Bellen geantwortet hatte, bei Nacht in des Bauern Haus schlich und erst früh wieder herausschlüpfte. Natürlich steckten sie dem betrogenen Ehemann bei seiner Rückkehr von Halle sofort ein Licht auf und als derselbe zweifeln wollte, veranlaßten sie ihn selbst, die Frau auf die Probe zu stellen. Er stellte sich also an, als ob er wieder gen Halle nach Salz fahren müsse, nahm freundlich Abschied von der ungetreuen Frau und fuhr mit seinem Geschirr zum Dorfe hinaus. Als er aber bis in den Wald gekommen war, hielt er an, band seine Pferde an einen Baum und kehrte ins Dorf zurück, des Nachts aber schlich er sich mit seinem Schwager und einem andern Nachbar in sein Haus und traf leider den Mönch bei seiner Frau. Sie schlugen den Mönch mit einer Axt zu Boden und die Frau mußte schwören, so ihr verziehen und sie am Leben gelassen werden solle, nie zu sagen, was sie gesehen habe. Hierauf schleppten sie den Leichnam des Pater Thomas in den Wald unter eine Eiche und legten ihn in ein tiefes Loch, welches sie zu diesem Behufe schon Tags vorher gegraben hatten. Hartung aber fuhr gen Halle und kam von dort, so wie er es stets gethan, erst die dritte Nacht wieder heim. Indessen war das ganze Kloster in Aufruhr, denn Pater Thomas war nicht heimgekehrt und ob seine Mitbrüder wohl wußten, daß er auf schlechten Wegen gegangen sei und ihm jedenfalls von irgend einem beleidigten Ehemann der Garaus gemacht worden sei, so hatten sie doch auf Niemand bestimmten Verdacht. Da trug es sich zu, daß seit jener Nacht alle Nächte um 12 Uhr ein Geist durch das Dorf schwebte, der wie ein Kalb blöckte und Niemanden ruhig schlafen ließ. Das ganze Dorf zog nun in's Kloster und bat die Mönche, sie möchten doch den bösen Geist wieder bannen. Dadurch schöpften dieselben Verdacht; bald darauf aber hat durch Zufall ein Bauerjunge die Grube gefunden, in welcher Hartung den Pater vergraben hatte; der Leichnam ward herausgenommen und in geweihter Erde bestattet und von Stund an hörte der Spuk auf. Die Patres aber haben zur Strafe für alle Zeiten bestimmt, es solle zum Andenken an jene Mordthat jeder Bauer, der ein Haus in dem Dorfe besitze, wo Pater Thomas erschlagen ward, am St. Thomastage einen Silberpfennig als Zins aufs Amt nach Endorf tragen und zwar vor Sonnenaufgang, wer aber diese Zeit versehe, der solle für jede Viertelstunde zu später Ankunft eine volle Heringstonne als Strafe zahlen. Seit dieser Zeit haben denn die Bauern in jenem Dorfe aus diesem Kuttenzins eine Art Fest gemacht. Am Abend vor dem Thomastag Schlag acht den 20. December ging der Dorfrichter in jedes der dreizehn Häuser, die das Kuttengeld zu bezahlen hatten, und rief, sobald er ans Haus kam, laut: „Gebt unsern Herren den Thomaspfennig, den Kuttenzins!“ Hatte er nun den Pfennig erhalten, so ging er in ein zweites Haus und so fort, bis er alle dreizehn bekommen hatte. Dann ging er mit vielen andern Bauern, die aus vollem Halse schrieen: „Kuttenzins, 's ist zwar sehr wenig, bringn mer den Herrn den Thomaspfennig!“ in das erste Haus nach Endorf hin-

über, dort tranken sie tüchtig und machten bis Mitternacht einen Heidenlärm, dann aber zogen sie alle zusammen vor dem Tage aufs Amt, wo sie unter Grölen und Schreien für ihr Geld die gebührende Quittung erhielten, der Richter aber bekam von dem Amtmann noch ein Trinkgeld und dann zogen Alle unter dem lauten Geschrei: „Wir haben den Kuttenzins gebracht!“ von dannen und nach Hause in die Schenke, wo von Neuem getrunken ward. Dieser Unfug hat bis ins Jahr 1807 gedauert.

520) Der Kobold zu Schrauplau.[1])

Als man zu Stedten bei Schrauplau ein Haus baute, fand man im Füllemund eine eiserne Lade, und wie man sie aufmachte, sprang ein kleines rothes Männchen heraus, welches fröhlich im Kreise umhertanzte und immer rief: „Nun bin ich erlöst, nun bin ich erlöst!“ Und es erzählte, es sei ein Kobold und sei vor vielen hundert Jahren in diese Lade verwünscht worden und wenn das neue Haus fertig sei, wolle es darin wohnen. Als nun das Haus gebaut war, kam das Männchen alle Nächte, machte das Vieh im Stalle los und trieb es auf dem Hofe umher, sprang die Treppen im Hause auf und ab und lärmte so viel, daß bald Niemand mehr in dem Hause wohnen wollte.

521) Der Kobold in Bischdorf.[2])

In Bischdorf wohnte eine alte steinreiche Frau, die einen Kobold hatte. Der saß den ganzen Tag in ihrer Stube auf dem Heerde und sie unterhielt sich mit ihm. Da haben die Nachbarn, die manchmal unter den Fenstern stehen blieben und horchten, gehört, wie der Kobold sprach: „Nun, Alte, wünschest Du Dir denn nichts?“ „Ach ja, Söhnchen,“ sagte sie dann, „ich wünsche mir eine recht schöne goldene Kette“, oder: „ich wünsche mir einen Beutel mit Ducaten“ oder was sie sich sonst noch gewünscht hat. Dann ist der Kobold nur zum Schornstein hinausgeflogen und bald zurückgekehrt und hat das Verlangte gebracht.

522) Der Kobold in Schmalzerode und Bischofsroda.[3])

Zu Schmalzerode lebte ein Bauer, der einen Kobold hatte, und weil er geizig war, forderte er immer mehr von ihm; doch jeder Kobold kann nur ein bestimmtes Maß von Geld, Getreide und dergleichen auf einmal bringen, der eine mehr, der andere weniger; wenn man etwas von ihm fordert, was über seine Kraft geht, so muß er einen neuen Herrn suchen. So mußte auch der Kobold zu Schmalzerode auswandern, weil der Bauer einst zu viel von ihm verlangte, und er ging zu einem Vetter des Bauers nach Bischofsroda, schlich sich in dessen Zimmer, als es eben leer war, legte sich auf das Bett und als der Bauer hereintrat, rief er ihm zu: „Nimm mich an, nimm mich an!“ Der Bauer aber wollte ihn nicht annehmen, sondern schlug mit einem Stock nach ihm; doch wenn er ihn zu treffen meinte, stand der Kobold schon in der entgegengesetzten Ecke der Stube, lachte ihn aus

[1]) Nach Sommer S. 26.
[2]) Nach Sommer S. 26.
[3]) Nach Sommer S. 27.

und rief wieder: „Nimm mich an, nimm mich an!" Bald war er anzusehen wie ein zweijähriges Kind, bald wie ein alter eisgrauer Mann, doch immer klein. Zuletzt versprach der Bauer ihn zu behalten, wenn er das Blut Jesu Christi mit ihm beten könne. Der Bauer betete langsam vor und der Kobold hielt immer inne und sprach dann einen ganzen Satz rasch hinter einander; als sie aber an die Worte: „das Blut Jesu Christi" kamen, setzte er mehrere Male an und sprach: das Blut — das Blut — dann sprang er verdrießlich auf, stampfte mit dem Fuß und rief: „Ach was, das Blut zicke zacke, zicke zacke", blöckte die Zähne und lief aus der Stube, und er ist nicht wieder gekommen.

523) Teufelsanbeter zu Sangerhausen.[1])

In Sangerhausen hat sich Anno 1454 eine Gesellschaft gottloser Leute zusammengethan, welche sich zur Vollziehung abscheulicher Schandthaten unter dem Deckmantel frommer Religionsübungen vereinigten. Es kamen Männer und Weiber, Brüder und Schwestern und mancherlei Leute heimlich in einem Keller zusammen, dort beteten sie den Satan an, der ihnen in Gestalt einer Hummel erschien und jeglichem vor den Mund flog. Wer sich nun gegen diese Hummel neigte, dem sollte viel Gutes widerfahren. Hierauf hat man die Lichter ausgelöscht und um sich gegriffen, welche Person ein jeder nun ergriff, mit der hat er gesündigt, es mochte Mutter, Schwester oder Tochter sein. Ein Schmied offenbarte es dem Grafen. Dieser wollte die Märe nicht glauben, da führte ihn jener verkappt mit in die Versammlung, daß er mit eigenen Augen sehe und höre. Darauf wurde die frevelnde Rotte eingezogen und zum Feuer verurtheilt.

524) Der schmatzende Tod zu Sangerhausen.[2])

Im Jahre 1565 ereignete es sich zu Sangerhausen, daß eine vornehme Matrone Todes verblich, worauf nach ihrem Tode ein so geschwindes Sterben begann, daß es von Woche zu Woche sich mehrte, so daß es von 18 Personen in die 30, dann in die 50, dann in die 60, 80 bis 129 stieg. Da entstand ein allgemeines Gerede im Volke, es wäre der schmatzende Tod, herrührend von jener Matrone, die im Grabe schmatze und um sich fresse, wie man von andern Orten her wohl öfters Exempel erfahren hätte und so lange solch Schmatzen dauere, so lange mehre sich das Sterben. Deshalb begehrten Viele, man solle das Grab aufthun, die Schleier und Grabtücher der Todten entreißen und ihr mit einem Grabscheit den Hals abstoßen, welche Mittel man anderwärts mit Nutzen gebraucht habe. Solchem Begehren konnte nur mit Mühe gewehrt und dem Volke sein Aberglauben genommen werden. In 26 Wochen sind damals 1174 Personen zu Sangerhausen gestorben, das damals 700 Häuser zählte.

Auf diesen Aberglauben vom Fressen der Todten hat auch die Sitte Bezug, daß in Sachsen die Leichenweiber vorsichtig beim Anziehen der Leichen nichts wie Spitzen, Tücher oder Leinwand in die Nähe des Mundes derselben bringen, weil sie glauben, daß dieselben es mit den Zähnen erhaschen

[1]) Nach Bechstein, Thüringer Sagenschatz Bd. IV. S. 83.
[2]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 86.

und so nach und nach hineinfressen, worauf dann ihre Angehörigen langsam nachsterben, namentlich diejenigen, welche ihnen den betreffenden Gegenstand geschenkt oder genäht hatten. Ueberhaupt darf nichts von einem Lebenden mit in einen Sarg kommen. So verfiel vor einigen dreißig Jahren zu Grimma in Sachsen ein schönes junges Mädchen, die eine Schwester verloren hatte, auf einmal in eine Abzehrung und Niemand konnte ergründen, was ihr eigentlich fehle, ebenso wenig konnte ein Arzt ihr helfen. Da kam Jemand auf den Gedanken, ob nicht vielleicht irgend ein ihr gehöriger Gegenstand durch Zufall ihrer Schwester mit ins Grab gegeben worden sei. Man ging zu dem betreffenden Todtengräber und wußte ihn durch das Versprechen guter Belohnung dahin zu bringen, daß er das Grab aufgrub und den Sarg öffnete, da fand man zwischen den Händen der Todten ein Schnupftuch mit dem eingestickten Namen der noch lebenden Schwester; dasselbe, welches durch Zufall und Verwechselung der Todten statt ihres eigenen mit in den Sarg gegeben worden war, ward herausgenommen und von Stund an ward ihre Schwester besser und bekam ihre frühere Frische und Gesundheit wieder.

525) Die rächenden Grabsteine zu Oldisleben.[1])

Das Kloster Oldisleben in der güldenen Aue ward der Sage nach von der reuigen Pfalzgräfin Adelheid gegründet, St. Vitus geweiht und dem Benedictinerorden übergeben. Die Pfalzgräfin begab sich hierher als Büßerin, nachdem sie das Kloster Reinhardsbrunn gegründet, in das ihr Gemahl, Graf Ludwig der Springer, als Mönch eingetreten war, später aber verwandelte sie Burg Scheiplitz in ein Jungfrauenkloster und wurde dessen erste Aebtissin in Oldisleben. Das Kloster ist im Bauernkriege zerstört worden und jetzt nur noch in wenigen Ueberresten der alten Gebäude erhalten. Ein tiefer Gang lief von diesem Kloster unter der Erde hin und erstreckte sich bis in den Keller eines Collaborators. Im Jahre 1136 fiel nahe bei Oldisleben ein Stein von der Größe eines Menschenkopfes vom Himmel, der seiner Zeit von den Brüdern heilig aufbewahrt ward. In den alten Kreuzgängen sah man früher häufig einen gespenstigen Mönch umherwandeln.

In der Kirche des Klosters standen ehedem zwei Grabsteine, der eines Grafen Johann von Beichlingen und der eines Mönchs, die nicht litten, daß einer sich an ihnen vergriff. Man erzählt, daß ein Mensch, welcher den Mönchsstein aus Leichtfertigkeit beschädigte, am hellen lichten Tage, ohne vorher etwas zu sehen oder zu hören, eine so empfindliche Maulschelle erhielt, daß ihm Hören und Sehen verging. Wenn früher von den Steinen etwas abgeschlagen worden, so ergänzte es sich von selbst wieder, allein mit der Zeit sind sie doch dem Zahne der Zeit verfallen.

526) Der Gefangene im Kloster Oldisleben.[2])

In einem Gewölbe des Oldisleber Klostergebäudes, was als Gefängniß diente, saß einst ein verwegener Mensch gefangen, der sich unterstand, Geister zu citiren. Auf seine Citation erschienen auch deren nach einander zwölf und gingen an ihm vorüber. Der Zwölfte aber warnte ihn, ihrer nicht mehr

[1]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 80.
[2]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 80.

zu citiren, denn wenn der Dreizehnte käme, so würde seiner übel gewartet werden. Darauf wurde der Beschwörer von einem großen Schrecken überfallen und ließ ab von fernerer Citation.

527) Das Marienbild zu Memmleben.[1])

In der güldenen Aue am Fuße des hohen, durch seine weite entzückende Aussicht bekannten Orlasberges, umgeben von herrlichen Fruchtfeldern stand das leider jetzt in Trümmern liegende Kloster Memmleben, an welchem die Unstrut in vielfachen Windungen vorüberströmt. Hier haben zwei große deutsche Kaiser ihr Leben beschlossen: Kaiser Heinrich I. der Finkler, der hier am 7. Juli 936 an einem Schlaganfall starb, und sein Sohn Otto der Große, der hier am Dienstog vor Pfingsten im Jahre 973 ebenfalls plötzlich des Todes verblichen ist. Die Eingeweide des Letztern wurden hier beigesetzt, sein Leichnam aber nach Magdeburg gebracht und dort nahe bei dem Grabe seiner ersten Gemahlin Editha beerdigt. Früher fanden sich nebst andern auch die Bildnisse Kaiser Otto's und der Editha auf den Steinpfeilern der Klosterkirche von Memmleben abgemalt, jetzt aber gewahrt man nur noch sehr wenig davon.

Im Klosterhofe steht nun aber im Durchgange der Oeconomiegebäude nach dem ehemaligen Kloster ein hölzernes Marienbild, das Christuskind im rechten Arm und in der linken Hand einen Engel mit einer Krone haltend, von sehr alter Arbeit. Von diesem Bilde erzählt man sich verschiedene Sogen. Unter andern trug es sich einmal zu, daß zwei Jungen Abends mit einander über den Hof gingen und der Eine anfing das Bild zu höhnen. Der Andere verwies es ihm und sagte, er solle doch dasselbe unbeleidigt lassen, es könne ihm Schaden bringen. „Ei", rief der Junge, „was kann mir das todte Bild thun?" nahm es gleich von seinem Postament herab, trug es gegenüber zu einer offenen Feuerpfanne, wo man Wasser für das Vieh heiß machte, und warf es in die Gluth. Aber das Bild verbrannte nicht und blieb unversehrt. Am andern Morgen stand es wieder an seinem Orte, zu gleicher Zeit aber hörte man ein Gezeter und nahm wahr, daß der gottlose Junge hoch oben auf den Kirchentrümmern saß, in großer Noth und Angst und konnte nicht wieder herunterkommen, bis man ihn mit Leitern zu Hilfe kam. Auf Befragen, was er da oben gesucht und wie er hinaufgekommen, wußte er nichts zu sagen, als daß er nicht wisse, wie er dort hinaufgekommen sei.

528) Das wüthende Heer im Mansfeldischen.[2])

Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mansfeld, ein Mann von 80 Jahren, erzählte dem Joh. Prätorius, daß zu Eisleben und im ganzen Lande zu Mansfeld das wüthende Heer alle Jahre am Fastnachtdonnerstage vorübergezogen sei, die Leute sind hingelaufen und haben darauf nichts anderes erwartet, als wenn ein großer und mächtiger König oder Kaiser vorüberziehen solle. Vor dem Haufen ist ein alter Mann mit einem weißen Stabe hergegangen, der hat die Leute heißen aus dem Wege gehen, hat sie auch nach Hause geschickt, weil sie sonst Schaden nehmen würden. Dies ist der treue

[1]) Nach Bechstein Bd. IV. S. 104.

[2]) S. J. Prätorius, Blockes-Berges-Verrichtung. Leipzig o. J. in 12. S. 27.

Eckert gewesen. Hinter diesem Mann sind etliche geritten gekommen, etliche gegangen, man hat unter ihnen auch Leute gesehen, die neulich erst gestorben waren, andere aber, die noch lebten. Einer ist auf einem Pferde mit zwei Füßen geritten, der andere hat auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ist mit ihm selbst umgelaufen; der dritte hat einen Schenkel über den Kopf genommen und ist gleichfalls sehr gelaufen. Ein anderer hat gar keinen Kopf gehabt und so viele ähnliche Stücke.

529) Der Kroppenstädter Vorrath.[1])

Ein gar eigenthümliches Wahrzeichen hat das Städtchen Kroppenstädt im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg. Auf dem dortigen Rathhause wird nämlich ein großer gutgearbeiteter silberner Pokal verwahrt, auf welchem in erhabener Arbeit 13 Wiegen und 1 Wanne, worin Kinder liegen, dargestellt sind. Derselbe trägt folgende lateinische Inschrift:

Matribus a bis sex unoque videlicet anno
Bis septem pueros genitor genuerat unus.
Provide tunc matres curarunt tredecim cunas,
Dum non sufficiunt, unum posuerunt in vanno.
Haec sunt nostra penus nostrae
Venerabilis urbis.

Dieselbe drückt ganz kurz die Volkssage aus, welche erzählt, es habe einst ein Kuhhirt dort gelebt, der in einem Jahre zwölf Mädchen beschwängerte, die zusammen 14 Kinder gebaren; zwar hatten die Mütter sich bereits auf ein Kind mehr eingerichtet, da es doch möglich war, daß eine Zwillinge bekam, allein die Rechnung war falsch, es kamen zwei Zwillingspärchen zur Welt und da sie nur 13 Wiegen hatten, so ward das vierzehnte Kind in eine gerade vorräthige Wanne gelegt.

530) Der Blocksberg, das Blocksbergsgespenst und der Reinstein.

Der Brocken, in der gewöhnlichen Volkssprache der Blocksberg genannt, gehört zu den bedeutendsten der norddeutschen Berge und ist der höchste Gipfel des Harzes. Bekanntlich wird er Mons Bructerus oder Bructerorum genannt, angeblich weil die alten Bructerer vor grauen Jahren in der Nähe des Brockens gewohnt haben sollen. Einige nennen ihn auch Mons Proculus, entweder von dem lateinischen Worte procul (fern), weil er von ferne einem in die Augen scheint und gesehen werden kann, oder vom Kaiser Proculus, von dem die Sage erzählt, er habe 100 Jungfrauen innerhalb 15 Tagen geschwängert, gleichwie der Teufel auch in der Walpurgisnacht Unzucht mit den Hexen zu treiben pflege.[2]) Ein anderer Name ist noch *Μελίβοκος* oder Melibocus, welchen Einige von dem griechischen Worte *μέλι* (Honig) und *βόσκω* (weiden, nähren) ableiten, also ein Ort, der viel Honig hüte oder einernte, wogegen wieder Andere behaupten, das Wort sei aus dem Deutschen entstanden und blos verdreht, nämlich aus Hellbock, d. h. der höllische Bock, bezüglich auf das Bocksreiten der Hexen oder auf die Bocksfüße des Teufels. Die deutschen Namen sind Brockelsberg, Prokelberg,

[1]) S. Bratring, Magazin f. Land- und Geschichtskunde. 1798. H. I. Otmar S. 41.
[2]) So schreibt Mizaldus, Memorab. Cent. I. § 86.

Brockenberg, Brockesberg, Blocksberg oder Brocken. Letzterer Name kommt jedoch zweifelsohne aus dem Lateinischen her. Eine andere Erklärung ist aber die, daß der Berg früher von viel bedeutenderer Größe gewesen und bis auf seine jetzige Höhe zusammengestürzt und zerbröckelt sei und davon den Namen Brocken erhalten habe. Der Namen Blocksberg soll von Block oder Klotz herkommen und soll deshalb dem Berge gegeben worden sein, weil unten am Fuße des Berges sehr alte Bäume von ungewöhnlicher Länge und Breite gefunden worden wären, die man nicht habe aus dem Walde fortbringen können. Daher sei es geschehen, daß sie immer allda verblieben wären, bis sie endlich verfaulten oder durch Ungewitter, Sturm und Donnerkeile zerschmettert worden und dort liegen geblieben seien.

Es ist zu bezweifeln, daß die am Fuße des Brockens liegenden, zum Theil wunderbar aufgeschichteten verschiedenen Felsmassen, als der Scharfenstein, der Ilsenstein, die Honeklippen, die Feuersteine, die Schnarcher, die Söseklippen oder das Sirsthor, die Achtermannshöhle, die Hopfensäcke u. dgl., die sämmtlich über zwei Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, früher mit ihm zusammengehängt und ein Ganzes gebildet haben, denn dagegen sind die tiefen Thäler, welche diese von dem Hauptberge selbst trennen.

Der Brocken scheidet den Ober- von dem Unterharz; was von demselben im Westen liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, größere und erzreichere Theil, was dagegen im Osten liegt, bildet an Fruchtbarkeit und Naturschönheit jenen übertreffend den Unterharz. Der Brocken selbst ist ein Urgebirge von mächtigen Granitlagern, unter 28° 17′ 1″ östlicher Länge und 51° 48′ 11″ nördlicher Breite und liegt in seinem Haupttheile in der Grafschaft Wernigerode, mit einem kleinen Theile seines südwestlichen Abhangs aber in dem hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen und wird von den Harzstädten Wernigerode, Elbingerode, Hasselfelde, Benekenstein, Andreasberg, Altenau, Clausthal, Zellerfeld, Goslar und Neustadt-Harzburg umgeben. Sonst hat er eine ovale Fläche und besteht aus braunem, weiß- und blaugrauem Granit, von dem eine Unmasse zerbröckelt sowohl die Oberfläche des großen als des kleinen Brockens und der Heinrichshöhe bedeckt.

Daß von Venetianern und andern aus der Ferne und Nähe kommenden Kurgängern in der Umgegend des Brockens, z. B. im Morgenbrodsthale, im Kux- und Ockerloche, am Rauschwasser, Quitschenhäu, im Schuppenthale, an der steilen Wand ꝛc., wo verschiedene Figuren, wie Mönche, mit und ohne bergmännischen Instrumenten in den Händen, Ringe, Kreuze, chemische Zeichen, als: ☉ Gold, ☽ Silber, Hände, die nachweisen, wo Gold und andere feine Erze zu suchen u. dgl. m. eingehauen sind, Gold, Silber oder Edelsteine gefunden worden, ist sehr zu bezweifeln, ob es gleich ein Sprichwort giebt: „Man wirft am Brocken oft mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr Werth hat als die Kuh selbst."

Sehr sonderbar ist das Klima auf dem Brocken, namentlich die schnelle Veränderung der Temperatur und des Wetters. Es ist eigentlich dort immer mit wenigen Ausnahmen rauh und kalt, selbst im Juni, Juli und September ist daselbst schon Schnee gefallen. Auffallend schnell entstehen bei dem geringsten Wechsel des Windes daselbst Nebel, z. B. von West nach Südwest oder nach Nordwest; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, bezieht sich die Brockenkuppe augenblicklich mit Nebel und dies ist

dann gewöhnlich ein Vorzeichen von bösem Wetter, weshalb von den Landleuten das Sprichwort gebraucht wird: Auf dem Brocken wird gebraut, oder: Der Brocken hat die Mütze auf. Der größte Feind des Brockens ist aber namentlich im Winter der Wind, namentlich der Südwest; unglaublich hohe Schneemassen und Eisstücke holt derselbe aus den Thälern und treibt sie in hohen langen Massen auf die Brockenfläche von einer Stelle zur andern, und zwar so schnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank lag, dieselbe am andern Morgen von dieser Stelle ganz verschwunden war und sich hundert bis zweihundert Schritte davon entfernt auf der entgegengesetzten Seite befand. Alle diese Naturphänomene mögen die Ursache sein, daß der alte Brocken so in Verruf gekommen ist und das gräßliche Brausen und Heulen des Sturmes, welcher alle nur mögliche Schauder erregende Töne hervorbringt, wird jedenfalls zu der Sage von dem angeblich dort in der Walpurgisnacht abgehaltenen Hexensabbath Anlaß gegeben haben.

Eine seltsame Erscheinung ist auf diesem Berge das sogenannte Brockengespenst, das man jedoch nicht etwa blos im Herbste und bei Sonnenuntergange, wie man behauptet hat, wahrnimmt, sondern in allen Jahreszeiten, sowohl beim Auf- als Untergange der Sonne. Dieses Phänomen ist nun aber folgendermaßen beschaffen. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, sich dann auf entgegengesetzter Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert, entfernt oder durch Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man außer seinem eigenen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinen mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein umgeben. Dieser Heiligenschein vergrößert und verschönert sich, wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; dann erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hellglänzende, scharfgezeichnete und weitstrahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht, ohngefähr so und in hochgelber Farbe. Dieses Nebelbild oder Brockengespenst ist das schönste hier wahrgenommene Phänomen.

Was nun die Sage selbst anlangt, so soll, als der Kaiser Karl der Große 779 und 780 n. Chr. G. die Sachsen zur Annahme des Christenthums zwang, von diesen der Götzendienst auf dem Brocken gefeiert und in der Walpurgisnacht der Hertha, nach Andern dem Krodo, auf dem Hexenaltar geopfert worden sein, und als Kaiser Karl zur Vertreibung der Heiden Schildwachen aufstellen ließ, hätten die Heiden durch abenteuerliche Aufzüge jene von ihren Posten zu versprengen gesucht.

Man hat ein altes Gedicht von dem Brocken, welches also lautet:

In Thüringen ist sehr wohl bekannt
Ein Berg, der Brockelberg genannt,
Welcher Berg der jetzo berührt
Ueber sechzehn Meil gesehen wird,

Also daß den fernen Jedermann
In Sachsen und Hessen anschauen kann,
Dieweil er hoch und übertrifft
Mit seiner Höh, wie ich bericht,
All Berg in Hartz und Thüringen,
Darüber er ganz hoch thut springen.
Vber das ist er auch beschreit,
Dieweil Nachts zu Walpurgis Zeit
In großer Zahl, wie ich bericht,
Die Zauberinn mit ihrem Gezücht
Ingemein einen Reichstag allda halten,
Die jungen sowohl als die alten,
Welche all der Teufel dahin führt
In geschwinder Eil, wie jetzt berührt,
Auf welchem sie mit Tanzen, Springen,
Mit Saufen auch die Zeit zubringen,
Mit bösen Geistern Unzucht treiben,
Wie solches oft die Gelehrten schreiben,
Wenn aber kommt der Hahnen Geschrei,
So fahren sie wieder heim ohne Scheu
Ueber hohe Berg und tiefe Thal,
Bis daß sie kommen allzumal
Ein jede Hexe an ihren Ort,
Wie man solches wohl mehr hat gehört.
Treiben also ohn' alle Scheu
Ihr Hexenwerk und Zauberey
Wider Gott und sein heiliges Wort,
Auch öftermals anstiften Mord,
Doch können sie, wie ich bericht,
Den frommen Leuten schaden nicht,
Um welche her die Engelschaar
Ein Wagenburg thut schlagen gar.
Ihr rechter Lohn und gewisses Pfand
Ist Feuer, Schwert und ewig Schand,
Ja wenn sie nicht thun Buß auf Erden,
Können sie auch nicht selig werden.
Das sey nun gnug von Zauberinn.
Auf daß wir aber unsern Sinn
Anwenden an den Brockelsberg,
Zu beschreiben gänzlich merk',
So ist auch überall allda
Derselbe Berg ein Practica
Der Landleut, welche oft ohn Irren
Gut Wetter daher practieiren,
Denn wenn ein starker Nebel trifft
Recht solchen Berg, wie ich bericht,
So fällt gewiß denselben Tag
Ein Regen, ist wahr als ich sag.
Wenn aber solcher Berg ganz frei
Ohne Nebel ist, ohne allen Scheu,
So folgt ein schöner heller Tag
Alsdann, darin ein Jeder mag
Mit Freuden an sein Arbeit gahn,
Auch wandern, reiten und alsdann
Noch weiter, daß für alle Zeit
Gott werde gedankt in Ewigkeit.

Wir wollen hier aus Curiosität die Beschreibung einer Brockenreise setzen, welche Johann Prätorius seinem Buche über den Brocken als Anhang vorgesetzt hat. Derselbe berichtet aber folgender Maßen:

Als man den 5. Juli Anno 1653 bei früher Tageszeit von Ballenstedt abgereiset, sind wir darauf, gleich gegen Mittag um 10 Uhr zu Blankenburg angelanget, von dannen wir uns alsofort und nach voreingenommener Mittagsmahlzeit nacher Reinstein hinauf (so nur ¼ Meil Weges von Blankenburg) begeben und daselbst befunden, daß der Reinstein ein gar uralt und verwüstetes Haus oder Schloß ist, auf einem ziemlichen hohen Felsen gelegen und vordessen von denen nunmehr ganz verstorbenen Herren Grafen von Reinstein erbauet worden; ist ein seltzam Gebäude gewesen, in dem Alles, und fast alle Gemächer, darunter vornehmlich die Küche, Keller, die Kirche, Saal, Pferdeställe und dergleichen in den Stein ausgehauen ist, wie man denn, wenn man hineinkommt, anders nicht als lauter Stein um und neben sich sieht, und ist zu muthmaßen, daß solches Alles große Mühe und Arbeit gekostet hat. Es liegt sehr hoch und ist an einer Klippe des Berges gleichsam angeflickt und nunmehr Alles verwüstet, sieht auch anjetzo vielmehr einer Raubhöhle als einem gräflichen Schlosse ähnlich. Wann ein Rohr in denen aus dem Stein gehauenen Gemächern gelöst wird, so schallet und knallet es dergestalt, als wenn eine Kanone gelöst würde, maßen denn auch, wenn daselbst

nur in die Luft aus einem Rohr geschossen wird, es von verschiedenen Orten her einen starken Widerhall und gleichsam vielerlei Echo giebt. Unter andern ist allda ein Loch zu finden, so von allerlei kleinen Steinen (welche sonst in der Ebene und nicht auf den Bergen gefunden werden) ausgefüllt ist. Von demselben Ort nun wird als wahrhaftig berichtet, als wenn solches Loch von den bösen Geistern angefüllt wäre. Denn wenn man die Steine von dannen hinwegnimmt, so kommen doch hingegen wieder andere dahin, ja auch gar oftmals diejenigen, welche man hinweggenommen, daß also Niemand die Ursache dessen erfinden kann, sondern das Loch allezeit mit den Steinen angefüllt gefunden wird. Es werden auch allerhand Abenteuer erzählt, so sich bei solchem Loche sollen begeben haben mit denen, welche muthwillig oder freventlich etwas dabei vorzunehmen sich unterstanden. Als wir uns hernach von Reinstein wieder hinunter begaben und in Blankenburg das Mittagsmahl eingenommen, sind wir darauf selbigen Tages durch Wernigerode noch bis Ilsenburg gereiset. Da wir nun zu Ilsenburg (so dem Herrn Grafen zu Stolberg oder Wernigerode zuständig und fest unter dem Blankenberg liegt) selbigen Abend angelanget, haben wir Präparatoria gemacht, des darauf folgenden Morgens die Reise auf den hohen Blocksberg fortzusetzen. Den 6. Juli nun früh am Tage haben wir uns aufgemacht und nebenst dem Wegweiser um 2 Uhr früh die Reise angefangen, da wir denn reitend 15 Personen und 12 Pferde stark über unterschiedene Bäche, Brücken und durch dicke Büsche bei einem ziemlich hohen Felsen, Ilsenstein genannt, vorbei alles bergaufwärts fortpassiret und als wir in die zwei guten Stunden den Berg hinaufwärts in Morast, in Steinen, in ungebahntem Wege, dabei die Pferde manchen sauern, unsanften und gefährlichen Tritt thun müssen, geritten, haben wir, wegen des allzubösen Weges, nicht weiter zu Pferde fortkommen können, sondern alle von den Pferden absteigen und zu Fuß vollends gehen und gleichsam hinaufklettern müssen, da wir dann abermals zu Fuß gehend in die 2 gute Stunden zugebracht, ehe wir den höchsten Gipfel des Berges erreicht. Die ganze Zeit aber, im Hinaufreiten und im Hinaufgehen, haben wir stetig dunkel und thauigtes, näßliches Wetter gehabt, je höher wir aber auf den Berg gekommen, je dunkler, nässer und kälter Wetter und Luft wir empfinden müssen, bis endlich auf der Höhe, als wir dieselbe erreicht, wir eine solche kalte Luft gefunden, daß wir fast nicht dafür dauern können, ja von dem Reif und Frost wir alle ganz weiß, als wären wir beschneit, aussahen. Denn unversehens wurden wir mit Nebel und Wolken dergestalt umgeben, daß wir vor Dunkel und Finsterniß einander nicht sehen oder erkennen konnten, sondern einander zurufen mußten, ja die Wolken strichen bei uns und unsern Häuptern recht mit Brausen vorbei, daß man wie verdutzt davon wurde, geschweige der Nässe, so jedesmal von den Dünsten und vorbeistreichenden Wolken auf uns fiel, daß wir alle wie gebadet aussahen, bis endlich nach 6 Uhr und gegen 7 Uhr etwa sich etwas von unterwärts aufzuklären anfing, da denn, sobald es ein wenig hell wurde und die Sonne die weißen Dünste verzehrte und die Wolken abgetrieben, wir uns nach allen Orten umsehen konnten, daß einem das Gesicht darüber verging. Denn es anders nicht schien, als wenn wir vom Himmel herab die ganze Welt übersehen könnten, indem Alles, was wir sahen und wohin wir sahen, viel niedriger war als der Ort, da wir uns befanden, und konnte das Gesicht die Weite

um uns fast nicht begreifen. Ohne ist es nicht, daß auf solchem hohen Berge der großen Wunderwerke Gottes genug sein zu sehen und zu verspüren, indem man gleichsam in einem Augenblicke nicht allein so viel Länder, Fürstenthümer und Provinzen des heil. römischen Reichs und in Deutschland beschauen, sondern auch die Wirkung der Luft, die Durchstreichung der Wolken nicht ohne Verwunderung und Entsetzung allda sehen und empfinden kann, zu geschweigen, was für herrliche kräftige, kostbare und seltsame Kräuter und Wurzeln droben wachsen. Denn indem wir uns mit Beschauung der in dem Grunde herumliegenden Fürstenthümer, Länder und Orte am Besten ergötzten, kam unversehens brausend eine Wolke, mit Nebel und Dünsten vermenget, auf uns und überschüttete uns, daß wir, gleichsam in einem Augenblick, in eine Finsterniß geriethen und gar nichts sehen, ja einander selbst (ungeachtet, daß wir nahe dabei standen) nicht erkennen konnten, da wir denn allezeit aufs Neue benetzet, als wenn wir stark beregnet wurden. Sobald nun die Wolken von uns zu weichen und uns wiederum zu verlassen begonnen, sahen wir durch dieselben, sowohl unter uns nach dem Erdboden, als insonderheit über uns nach dem Himmel zu, gleich wie ein brennendes Feuer, so man durch den Rauch zu sehen pflegt, aus der Ursache, weil mittler Zeit, da wir mit den Wolken umgeben waren, es sowohl unten auf dem Erdreich, als vornehmlich oben gegen den Himmel ganz klar und helle von dem Sonnenschein war. So geschwind nun die Wolken vorbei waren, konnten wir uns abermals mit sonderbarer Lust und Ergötzung, soweit es das Gesicht erleiden konnte, allzuweit hin und wieder umsehen, bald aber kamen dieselben wiederum, wie zuvor, also daß es lauter Veränderung und Verwechselung der Luft gab, insonderheit aber kamen die Wolken bisweilen etwas zu kurz an uns an, daß sie uns nicht berührten, sondern etwas unterwärts an den Berg anstießen und also an demselben sich zertheilen mußten, da wir dann abermals unterwärts nach dem Erdboden Alles finster und dunkel, hinaufwärts aber gegen den Himmel zu Alles hell und klar sehen konnten und also die Wunderwerke Gottes daselbst wohl sichtbarlich seyn. Auf dem Berge oben waren gar keine Bäume, sondern Alles mit langem Gras, Kräutern und Wurzeln bewachsen, Alles sumpfig, morastig und voll Mooß, aber recht oben entspringt ein schöner klarer und gesunder Brunnquell, so gar einen guten Geschmack im Trinken hat. Unter andern ist eine Wurzel daselbst, so die Krebswurzel genannt wird, sieht einem Krebs an Farbe und Form sehr gleich, soll zu vielerlei Zufällen der Menschen dienlich und sehr köstlich sein. Dieser Ort und Gipfel des Berges ist ziemlich weit begriffen, aber gar nicht gäh oder steil herunter, sondern nur langsam abhängig, also daß man ganz ohne Gefahr oben herumgehen kann. Wenn ein Rohr oder Lauf abgelöset wird, so giebt es einen gar schlechten Knall und gar keinen Widerschall. Daß aber auf dem Gipfel des Berges gar keine Bäume wachsen, so wird solches der großen Kälte, die sich daselbst beständig befindet, beigemessen, da doch hingegen herunterwärts, etwa einen guten Musketenschuß von der obersten Höhe herunter wir allsofort Bäume in starker Anzahl von allerlei Art gefunden und sich dasselbe bis ganz hinunter auf die Ebene continuirt. Als wir nun also oben auf dem Berge beinahe anderthalb Stunden lang verharrt und uns umgesehen und der starken Kälte wegen fast nicht länger ausharren können, haben wir uns endlich allgemach wiederum hinunter zu Fuß begeben, so all-

bereits um 8 Uhr Vormittags gewesen, da wir denn mit ziemlicher Mühe und Arbeit den ganzen unwegsamen und ungebahnten, ja meistentheils sehr morastigen und steinigen Weg bis die Hälfte des Berges hinunter, da die Pferde unser gewartet, absolvirt, daselbst uns auf die Pferde wiederum gesetzt und also vollends bis hinunter nach Ilsenburg geritten sind. In der Herabreise des Berges haben wir kaum zwei Stunden zugebracht und also gleich um 10 Uhr gegen Mittag unten angelangt, da wir denn nicht allein schönen hellen Sonnenschein, sondern vornehmlich eine starke Hitze unten vor uns gefunden und also dieselbe Luft der obersten auf dem Berge ganz unvergleichlich gewesen rc.

Die gewöhnlichste Version der Sage von dem Hexentanze auf dem Berge hier oben im Munde des Volks ist nun die, daß wenn der Monat April mit seinen Schneeschauern und letzten Resten des Winters vorüber ist, in der Nacht vom letzten April zum ersten Mai von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberge eilen. Da ist ein wildes Gedränge und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße sie nicht schnell genug, sie kommen also durch die Luft den Berg herangezogen, von oben, von unten, auf Ofengabeln, Streichbesen und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Berge hervor. Wahrscheinlich führen sie die Ofengabeln, um das Feuer anzuschüren, die Streichbesen aber, um den Schnee wegzukehren, der am ersten Mai den Brocken noch bedeckt. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schaar noch mehr die dunkle Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berg. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der glänzenden Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen nun um ihn im wilden Rausche einen Reigen auf und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Während dem hat der Teufel ihnen auf dem Hexenaltar ein Mahl bereitet und aus dem Hexenbrunnen trinken sie. Wenn die Morgenröthe sich naht, so verschwindet wieder allmälig der Höllenspuk und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen und bald ist ihre Spur verloren, ja einander befreundet haben sie sich dort oft selbst nicht gekannt. Etwas anders stellt das berüchtigte Holzschnittbild, welches sich bei Prätorius' Blocksbergsverrichtung findet, den Hexensabbath dar. Ganz oben auf der Kuppe des Berges sitzt ein Dudelsackbläser auf einer Tonne, hinter ihm bläst ein anderer Musikant auf einem Kuhhorne, weiter unten sitzt auf einem hölzernen dreibeinigen Stuhle ein Bock, dem eine Hexe den Hintern küßt, und um den Platz selbst geht ein Reigen, wo ein Paar nach dem andern, Teufel und Hexen mit Ofengabeln, Fackeln und Blasinstrumenten, hinter einander tanzen, theilweise in sehr obscönen Stellungen. In der Luft schweben Hexen und Böcke, der Mond scheint und rechts unten sitzt eine Hexe von phantastischen Thieren umgeben und rührt einen von Feuer umgebenen Kessel. Die Teufelskanzel oben auf der Fläche des Brockens, der Hexenaltar, von dem aber freilich eine Steinplatte von muthwilligen Leuten herabgestürzt ward, sowie der Hexenbrunnen, ein in der Nähe des Wohngebäudes befindlicher, vom Regen ausgehöhlter Stein, in dem sich die Hexen angeblich bei ihrer Ankunft wuschen und in dem das Wasser wie Blut aussieht und nie austrocknet, sind noch vorhanden.

531) Der Hexensabbath auf dem Brocken. [1])

Ein preußischer Soldat aus Wernigerode kam nach Flandern. Im Quartier wird er gefragt, wo er her sei. Er sagte: „Ich bin am Blocksberge zu Hause." Da sagte Jemand: „Nun im Drübeckschen ist ein Pfeiler, daran steht mein und Deines Bruders Namen. Wir hüteten als Jungen die Schafe und unterhielten uns oft, wie viel Hexen es in unserem Orte wohl geben möchte. Am 12. Mai, von welchem Tage an die Hirten am Harz ins Gebirge treiben und nicht mehr auf den Wiesen hüten dürfen und der der Walpurgistag am Harz ist, machten wir einen Kreis von Drachenschwanz oder Schlangenkraut, auch Hörnkenkraut genannt, um uns her. Um 11 aber kamen die Hexen auf Besen, Heugabeln u. s. w. an, zuletzt aber fuhr unsere Nachbarin auf einem Fuder Heu ohne Pferde daher. „Nawersche, nehmt uns midde" riefen wir. „Ja, Jungens, sett üch op", rief sie. Das thaten wir, nahmen aber den Kranz mit auf das Fuder und steckten ihn um uns her. „Jungens", sagt sie, „nu sett üch wißt (fest)" und da geht's davon als wie ein Vogel fliegen thut. Als wir wieder zur Besinnung kamen, waren wir auf einem hohen Berge, da waren große Feuer, viele Gäste auf Gabeln und Ziegenböcken, und es wurde getanzt und es war allda die schönste Musik. Einer, der der Satan war, hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe, ordnete die Tänze an und danach spielte er selbst mit. Die Alte war abgestiegen, wir Jungen aber zogen auf dem Heuwagen unsere Schallmey heraus und spielten auch mit. Nun kam der mit den Hörnern zu uns und sprach: „Jungens, ihr könnt ja prächtig spielen, ich will euch ein besseres Instrument leihen". Da warf er uns eine andere Schallmey in den Kreis, die ging nun aber ganz prächtig, da huckten die alten Hexen wie die Stube hoch und freuten sich ordentlich. Als wir nun so eine halbe Stunde gespielt hatten, winkte er und wir mußten Halt machen. Da knieten Alle vor dem Hexenaltar, dann nahm der mit den Hörnern aus dem Hexenbrunnen Wasser, goß auch zwei Eimer in das Hexenwaschbecken, daraus mußten sie sich Alle waschen und wurden auch von ihm damit besprengt. Dann ging der Tanz wieder an und um 12 Uhr war Alles verschwunden, wir Jungen aber saßen in ihrem Kranz von Kraut auf der glatten Erde. Da kam der Anführer und fragte, was wir für unser Spielen haben wollten, wir aber baten nur um die Schallmey. „Die sollt Ihr behalten", sagte er. Am andern Morgen aber sahen wir, daß es eine alte Katze war, das Mundstück war der Schwanz, den hatten wir kurz und klein gekaut. Jetzt gingen wir herunter und kamen erst nach Drübeck, wo wir unsere Namen an die Säule schrieben. Meinen Bruder tödtete die Hexe, weil er in unser Dorf zurückkehrte, ich aber hütete mich vor ihr und ging hierher." Die Säule hat mit den Namen im Kreuze zu Drübeck gestanden, bis dort ein großer Bau vorgenommen wurde.

Ein junger Bursch setzte sich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu sehen. Er machte sich aber einen Kranz um Kopf und Leib und hatte sich über und über mit braunem Dust und Baldrian umwunden. Die Hexen kamen auf Enten und Gänsen, schurrten in Mulden, ritten auf Ofengabeln und Mistgrepen, und zuletzt kam die letzte

[1]) Nach Pröhle, Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856 in 8. S. 118 2c.

und oberste Hexe, die sagte: „Härrest Du nich braunen Daust un Faldrian, Sau woll ik üwel mit dik de Klange gahn."

In der Walpurgis- oder Wolpersnacht stellen die jungen Burschen den Mädchen Besen vor die Thüre und necken sie dann am Morgen mit dem Hexenritt. Man reitet aber auch auf Bäumen und Butterfässern in der Mainacht nach dem Brocken. Die Hexen tanzen dann in der Walpurgisnacht den Schnee auf dem Brocken weg. Sie reiten dahin auf Ziegenböcken und abgenutzten Thieren, auch auf Pferden. Von den Weißdornen, woran das sogenannte Moldenbrod wächst, springen in der Walpurgisnacht die Spitzen weg.

Am Walpurgisabend blieb ein Bräutigam so lange bei seiner Braut, daß sie ihm gestehen mußte, sie hätte nun nicht mehr Zeit, weil sie nach dem Brocken fahren müßte. „So will ich auch mit", sprach der Bräutigam. Da gingen sie mit einander auf den Hof und dort stand schon ein Puterhahn und wartete auf das Mädchen, dies setzte sich recht fest auf und der Bräutigam setzte sich hinter sie. Nicht lange dauerte es, so waren sie auf dem Brocken und es waren so viele Menschen da, daß der Bräutigam sich schier darüber verwunderte, wollte aber mit der Sache nichts weiter zu thun haben, und weil er auch todtmüde geworden war von dem Ritt, so wies ihm seine Braut ein schönes Gardinenbett, darin sollte er sich niederlegen und schlafen. Also that er auch, als er aber am andern Morgen erwachte, lag er auf der bloßen Erde in einem alten Pferdegerippe, das war das Gardinenbett gewesen.

Es ist einmal ein Bräutigam gewesen, der hat eine Braut gehabt. Die Braut aber und ihre Mutter waren beide Hexen. Als nun der Tag kam, an welchem die Hexen nach dem Brocken wandern, gingen die beiden Hexen auf den Heuboden, nahmen ein kleines Glas und tranken daraus, da waren sie auf einmal verschwunden. Der Bräutigam, welcher ihnen nachgegangen war, dachte: „Solltest auch einmal aus dem Glase trinken." Er nahm also das Glas vor den Mund und nippte davon, da war er mit einem Male auf dem Brocken und fror, denn es war kalt. Ein Glas hatte er nicht mitgenommen und mußte deshalb den Rückweg zu Fuß antreten. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam er endlich wieder bei seiner Braut an, aber die war sehr böse und auch die Mutter zankte viel mit dem Bräutigam darüber, daß er aus dem Glase getrunken hatte. Mutter und Tochter kamen endlich überein, den Bräutigam in einen Esel zu verwünschen, welches denn auch geschah. Der arme Bräutigam war nun also ein Esel geworden und ging betrübt von einem Hause zum andern und schrie: Ija! Ija! Da erbarmte sich ein Mann über den Esel, nahm ihn in seinen Stall und legte ihm Heu vor; aber der Esel wollte es nicht fressen; da wurde er mit Schlägen aus dem Stalle getrieben. Nach langem Umherirren kam er einmal wieder vor das Haus seiner Braut, der Hexe, und schrie recht kläglich. Die Braut sah ihren vormaligen Bräutigam, wie er mit gesenktem Kopfe und herabhängenden Ohren vor der Thür stand. Da bereute sie, was sie gethan hatte und sprach zum Esel: „Wenn ein Kind getauft wird, so stelle Dich vor die Kirchthür und laß Dir das Taufwasser über den Rücken gießen, dann wirst Du wieder verwandelt werden." Der Esel folgte dem Rath seiner Braut. Am nächsten Sonntage wurde ein Kind getauft, da stellte sich der Esel vor die Kirchthür. Als die Taufhandlung vorbei war, wollte der Küster

das Taufwasser wegschütten, aber der Esel stand ihm im Wege. „Geh, alter Esel", sprach der Küster; aber der Esel ging nicht; da wurde der Küster ärgerlich und goß ihm das Wasser über den Rücken. Nun war der Esel erlöst, ging zu seiner Braut und heirathete dieselbe und lebte recht glücklich mit ihr.

Diejenige Hexe, so in der Walpurgisnacht sich verspätet hat und zu langsam gekommen ist, muß sich zur Strafe als einen Hackeblock gebrauchen lassen, darauf der Teufel das Fleisch zu den Würsten, die zur Fresserei gebraucht werden, hacken läßt.[1])

Es giebt noch eine Beschreibung von einem solchen Hexensabbath, welche der Verfasser der hundstäglichen Erquickstunden (Th. I. c. 18) aus eigenem Anschauen gegeben hat, freilich sagt er nicht, ob er auf dem Blocksberg selbst gewesen sei.[2]) Er erzählt, es sei in der Nacht ein Geist zu ihm gekommen, habe ihn geweckt und durch einen schönen grünen Wald auf eine überaus große und schöne, mit lieblichen Blumen gezierte Wiese oder Matte geführt, da habe er ihn sich auf einen grünen dicken Eichstamm setzen heißen und gesagt: „Fürchte Dich nicht! Du wirst allhier große Sachen sehen, die Du sonst niemals gesehen hast, schweige aber still, ich will Dich ohne Gefahr oder Nachtheil wiederum in Deine Kammer liefern." Dieser Platz oder Wiese war nun aber nicht allein mit schönen Tapezereyen, gedeckten Tischen, Bänken und großen Herrnsesseln, Leuchtern, Kandeln, Bechern, Schüsseln, Tellern auf einem Nebentisch und aller Bereitschaft, welche zu einem herrlichen Banquet gehört, sondern auch mit absonderlichem auf der Wiese aufgeschlagenen und gleichergestalt mit Tapezereyen berähmten Theatrum, gleich einem Lust- oder Tanzhause wohl zugerichtet, darauf dann unter andern auch ein überaus köstlicher Sessel, etwas in die Höhe aufgeschlagen und etwa eine Elle hoch von der Erde erhöhet sich befand, aber sonst Niemand dabei. Plötzlich sah ich aber den ganzen vor ihm stehenden Platz mit solchem Glanz und Feuer umgeben und erfüllt, daß ich vermeinte, der ganze Platz stehe im Feuer, welches aber bald nachließ. Jedoch hingegen war der Platz mit einer solchen Menge von Pechlichtern erfüllt und erhellt, daß ich Alles, was darauf vorging, eigentlich sehen konnte. Erstlich nun ersah ich das Theatrum und darauf einen erhöhten Sessel, auf welchem ein ungeheurer Bock mit großen Hörnern und erschrecklichem Angesicht neben noch andern Böcken auf den Nebensesseln zu beiden Seiten saß. Bald kam auch eine große Menge Weiber und Männer als ein Kriegsheer auf dem Felde daher, ein Theil auf Böcken, ein Theil auf großen Hunden und ein Theil auf Stecken geritten (unter welchen dann diejenigen, so auf Hunden geritten kamen, vor allen Andern stattlich bekleidet waren), welche alle dem Theatrum zueilten und darauf sich einstellten und mit zusammengeschlagenen Händen niederfielen und den großen Bock anbeteten, wie auch ihm zu Ehren etliche, sonderlich die Männer Pechkerzen, der Weiber aber eine große Anzahl die Nabel junger Kinder herbeibrachten und aufopferten, auch gottlose Ceremonien mit Weihwasser und andern heiligen Sachen, in Despect der christlichen Ceremonien dabei trieben und den Bock anbeteten. Nachdem nun die zugerichteten Tische

[1]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 137.
[2]) Bei Prätorius, Blocksbergsverrichtung S. 250.

allgemach mit Speise und Trank versehen waren, setzten sich die Gäste sämmtlich zu Tische und nahmen nach der Dignität eine jede Person ihre Stelle ein, dergestalt Buhlen sich gegenüber gleicherweise setzten. Die Speisen waren unterschiedlich, zum Theil köstlich, zum Theil schlecht, neben vielen Weinen in großer Menge vorhanden, welche die Geister oder Hexenbuhler anders woher gestohlen herbeigebracht hatten. In Summa, es war Alles bestellt, als wenn es eine ansehnliche Gasterei geben würde. Etliche schlechte Weibs- und Mannspersonen standen vor den Tischen als Aufwärter, darunter etliche arme Weiber allda standen, das Unterste nach oben gekehrt, sich für Leuchter zu gebrauchen, und ward eine Musik oder vielmehr ein Geheul von weitem her gehört, doch bisweilen ward dies auch als eine liebliche Musik gehört. Es waren auch unter dem Haufen etliche, sowohl Manns- als Weibspersonen, welche sich nicht eher zu Tische setzen durften, bis sie dem Teufel (welcher auf einem hohen Sessel an der Tafel, dann in Gestalt eines großen Hundes, dann eines Bockes, dann eines Fürsten sich präsentirte) Ehre erzeigt und Erlaubniß zu Tische zu setzen bekommen hatten. Wann diese bisweilen in ihrer auferlegten Verrichtung nachlässig gewesen, mußten sie also zuvor, ehe sie zu der Fröhlichkeit gelangen durften, Gott lästern und dann wurden sie erst zur Fröhlichkeit neben andern zugelassen, wenn sie demüthig um Verzeihung gebeten hatten, darbei denn wunderliche Stellungen gebraucht wurden. Etliche schlugen die Hände zusammen, etliche bückten sich mit dem Angesicht zwischen ihre Beine hinter sich, daß sie anstatt des Angesichts mit ihrer angeborenen Scham den Himmel ansahen und andere Greuel trieben. Ehe nun die Mahlzeit recht anfing, mußten sie vor dem Tische ihr Gebet zum Teufel thun und ihn anbeten, welches sie auch, als die Mahlzeit vollendet war, wiederholen mußten, dem Teufel die Ehre anzuthun, damit sie allein den Teufel anbeteten und für die Mahlzeit dankten. Dieser angestellten Gasterei wohnten die Teufel bei, etliche in offenbarer und unverdeckter, etliche in verdeckter und vermummter Gestalt, und hatten sich derer etliche mit einem Leingewand, andere mit einem andern Decktuch, andere in fremder unbekannter Person verkleidet. Hienächst wendet sich der Bock herum und zeigt sich der ganzen Versammlung von hinten; er hatte einen mächtigen Schwanz, den mußten sie zur Confirmirung ihrer Huldigung küssen. Ich konnte hierbei nicht stillschweigen und fragte einen Geist, wie dieses zu verstehen sei. Da sprach der Geist zu mir: „Den Du als einen Bock ansiehst, den sehen nicht alle in solcher scheußlichen Gestalt an, sondern nur diese, welche schon lange bei der Zauberei gewesen und darin also bestätigt sind, daß kein Abfall von ihnen zu Gott mehr zu befürchten ist. Die Ankömmlinge aber, die Du allhier in großer Menge siehst und an welchen noch zu zweifeln, ob sie beständig verbleiben möchten, die werden und sind verblendet und sehen ihn allda nicht in eines Bockes Gestalt sitzen, sondern sie vermeinen, sie sehen ihn an, als wenn er ein großer Fürst wäre und wenn sie seinen Hintersten küssen, so meinen sie, sie küssen ihm die Hände." Nach vollendeter Mahlzeit behielten auch die Geister ihre fremde angenommene Gestalt und es ergriff ein jeder Geist seine ihm anvertraute Schülerin bei der Hand, fing an mit derselben zu tanzen, welcher Tanz mit ganz widerlichen und seltsamen abenteuerlichen Geberden verrichtet ward, denn die Rücken kehrten sie aneinander, die Hände schlossen sie in einen gerundeten Kreis zusammen, die Köpfe schlugen sie und

warfen sie gleich den Wahnsinnigen und Närrischen gegen einander. Etliche hielten brennende Windlichter in den Händen und neigten sich zuvor vor ihrem Teufel und küßten ihn und sangen demselben zu Ehren garstige und unflätige Lieder. Einer von den Teufeln saß auf einem doppelt gespaltenen Baum, schlug auf die Trommel, der andere setzte sich zu ihm und spielte auf der Pfeife und machte den Andern einen lustigen Tanz. Ja es ging so seltsam und wunderlich durch einander, daß man es nicht wunderlicher hätte erdenken mögen. Nachdem alle Lustigkeit ein Ende hatte und es Zeit zu schlafen, gingen die Teufel und Hexen zu Bette. Nach Verlauf einer Stunde erhoben sie sich aber wieder von ihrem Lager, da denn ihr Morgengebet war, daß sie alle die von ihnen verübten Bubenstücke und Zaubereien erzählten. Welche nun die allerschrecklichsten und meisten Schandthaten auf die Bahn brachten, die wurden von den Teufeln am meisten gelobt; war es aber, daß einer nichts zu sagen wußte, oder doch nur schlechte und geringe Dinge anführte, ward derselbe vom Teufel oder einem der ältesten und erfahrensten Zauberer heftig zerschmissen.

532) Der Köhler und Venediger am Brocken. [1])

Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam Jemand und bat um Nachtquartier, that sich auch an dessen Scheibensuppe (Brodsuppe) ordentlich etwas zu Gute. Darnach sagte er: Nachts um 11 Uhr wollten sie auf eine Wiese gehen, wenn er ihn dann zuerst anrede, so solle er stehen bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, solle er mitgehen. Vorher schritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Tasche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf einmal ward es Tag. Da waren sie auf einer großen Wiese und hier standen lauter Johannisblumen. Da sollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte sich eine ordentliche Vase. Danach sagte der Fremde in der Köthe: es würden dem Köhler in diesem Jahre noch 3 Pferde caput gehen, er solle doch ja das Sträußchen aufheben (das er unter die Bank geworfen hatte). Wenn die Pferde caput gingen, solle er nach der Stadt gehen, sich einen irdenen Topf kaufen und dafür geben, was die Töpferfrau dafür fordere. Darauf solle er sich ¾ Maß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerschneiden und den Topf in die glühenden Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden und 48 Stunden stehen lassen. Dann solle er sich ein Loch roden und den Topf 8 Tage in die Erde stellen. Wenn er ihn dann aufmache, so würde er sein Glück schon sehen. Wirklich ging dem Köhler nach 6 Wochen ein Pferd caput und nach 14 Tagen wieder zwei. Als er den Topf aufmachte, war so viel Gold darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So konnte er sich seine Pferde wieder kaufen und jetzt ist er ein Ackermann. Die Stelle, wo die Blumen standen, war aber an einem dreieckigen Pfahl zwischen der Brockenspitze und dem Borkenkruge. — Nach andern Erzählungen werden die Blumen erst unter's Dach gesteckt, ehe sie gekocht und zu Gold werden, und der Köhler kaufte sich zuletzt ein Haus im hohen Geiß.

[1]) Nach Pröhle S. 125.

533) Der Goldsucher Engelmann am Brockengebirge.[1])

Engelmann, ein verdorbener Student, war wegen versuchter Falschmünzerei zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt worden und benutzte nun seine unfreiwillige Muße zur Abfassung eines, jetzt wohl längst aus der Lesewelt verschwundenen Schriftchens unter dem Titel: „Die Gewalt der Umstände oder Geschichte C. L. Engelmann's, seiner Flucht, Verhaftung und zweijährigen Gefangenschaft auf der Citadelle von Magdeburg", von ihm selbst herausgegeben. Er erzählt da (S. 37): Meinem Freunde B. (einem Mitstudent in Halle) fiel eine Handschrift in die Hände, die uns außerordentlich willkommen war, weil wir durch sie auf einmal zu Gelde — einem für Musensöhne gar nicht gleichgültigen Artikel — zu kommen hofften. Es waren nämlich in besagter Handschrift eine Menge Oerter des Erzgebirges, Fichtelgebirges und des Harzes angegeben, wo Gold zu finden sei. Auch waren diese Oerter durch Zeichen, z. B. in Stein gehauene Mönche, die mit dem Finger bedeutsam wohin zeigten u. dgl. näher angegeben. Ueber diese Handschrift selbst ging die Sage, es sei ein wandernder Italiener, ein Mäusefallen- und Hechelträger in einer Herberge am Kiffhäuser plötzlich krank geworden und habe beim Herannahen der letzten Stunde das Büchlein in's Feuer geworfen, das aber von dem Wirthe wieder herausgezogen und gerettet worden. Dieses Alles schien meinem Freunde und mir um desto glaublicher, da in dem Hause, worin wir wohnten, alljährlich ein italienischer Handelsmann einkehrte, der zwar schlecht gekleidet ging, mit seinen vier Begleitern aber köstlich lebte, auch eine goldene Uhr und dergleichen Ringe trug und überdem mit einer wohlgefüllten Börse versehen war. Es kam hiezu, daß ein Wurzelsammler für die Apotheken uns erzählte, er selbst sei einst nach Anweisung einer ähnlichen Handschrift in eine Höhle des Kiffhäusers gekrochen, habe daselbst bei einer Laterne zwei unbekannte Männer in voller Arbeit getroffen, Stücke Gesteins herauszumeißeln, hätte von ihnen ein solches Stück geschenkt bekommen und dasselbe in Erfurt einem Goldschmied für 1 Thlr. verkauft. Auch mehrere Gastwirthe, bei denen wir uns erkundigten, wußten allerlei Seltsames von wandernden, umherstöbernden Italienern zu erzählen, die große Bündel ihrer Hecheln und Mausefallen in die Unstrut würfen und statt deren sich dann mit schweren Säcken voll Erde u. dgl. auf den Rückweg machten. Ja selbst ein Chemiker von Halle versicherte uns, von einem jener geheimnißvollen Wanderer, der ihm aber bei einer andern Gelegenheit als ein reicher Mann erschienen sei, gehört zu haben: die Deutschen seien noch sehr zurück, da sie nach Ostindien reiseten, um dorther Schätze zu holen, die ihnen doch in ihrem Vaterlande so nahe lägen. Alle diese Erzählungen beflügelten uns denn zu einer Wanderung nach dem Harzgebirge, um mit eigenen Augen zu sehen, ob die in der Handschrift angegebenen Oerter und Zeichen sich wirklich daselbst finden würden oder nicht. Wir traten also im Jahr 1793 um Pfingsten unsere Entdeckungsreise an, wählten Wernigerode zum Standort, von wo aus wir die weitern Fahrten antreten wollten. Der Anfang ließ aber nichts Gutes ahnen. Es überraschte uns beim Umherirren im unwirthbaren, pfadlosen Walde die Nacht, wo wir bald in tiefe Schluchten,

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend. Halberstadt 1847. S. 562.

bald in Sumpf und verwachsenes Dickicht geriethen. Endlich erreichten wir eine abgelegene Waldwärter-Wohnung, wo wir von zwei ungeheuern Hunden, die unter einer steinernen Treppe hervorsprangen, so grimmig angefallen wurden, daß wir noch mit genauer Noth uns auf einen nahen Holzstoß retten konnten. Hier wurden wir von den wüthenden Bestien so lange förmlich belagert, bis auf unser Hülferufen endlich aus einem kellerartigen Gemach ein Mann mit einer Laterne hervorkroch, die Hunde an sich lockte und uns freundlich in seine kleine Zelle einlud. Die nähere Bekanntschaft war bald gestiftet und wir fragten nun den treuherzigen Alten, ob ihm gewisse Thäler, deren Namen wir ihm nach Anleitung unserer Handschrift nannten, in der Umgegend bekannt wären? „Ja wohl", entgegnete er, und beschrieb uns sodann die Lage derselben genau und ausführlich, erbot sich auch, uns des folgenden Tages dahin zu begleiten. Wir erkundigten uns nun weiter nach den umherschleichenden Italienern, ob er dergleichen auch wohl in der hiesigen Gegend gesehen habe? Und er versicherte uns, daß kein Jahr hingehe, wo nicht dergleichen Kunden um Johannis sich einfänden und besonders in einem Thale, das „Düsterthal" genannt, mehrere Gruben gemacht und dann ihre Säcke mit Erde und Sand gefüllt hätten. Man kann denken, daß des alten Mannes Erzählungen unsere Neugierde aufs Höchste spannte und wir kaum den glückverheißenden nächsten Morgen abwarten konnten. Endlich brach die Sonne durch die dicken Harznebel. Unser Wirth, den wir aus unsern Tabaksbeuteln und Reiseflaschen bestens regalirt hatten, gab dafür süße Milch und kräftiges Brod zum Frühstück, und so traten wir denn unter seiner Führung die Wanderschaft nach dem Eldorado des Harzes an. Der Weg war sehr mühselig. Unter abwechselndem Regen und Schneegestöber mußten wir manches Moor durchwaten, bis wir endlich zu der geheimnißvollen Stelle hindurchgedrungen waren. Große Steine, in welche Mönchsgestalten eingemeißelt waren, schienen mit den Fingern nach gewissen Punkten hinzuweisen, auch Gruben waren hie und da zu sehen, ja, ein Schmelztiegel lag nicht fern. Wir wanderten eine Strecke weiter, gelangten in das Düsterthal und erblickten mit unsern Augen Gruben, die aus neuester Zeit herrühren mußten. Seltsame Zeichen waren hie und da in Bäume geschnitten. Aber den Ort, wo nur die Gold- und Silberkörner und die Dukaten-Erde in unsere Tornister einzusacken wären — diesen Ort konnten wir leider nicht entdecken. Unsere hochfliegenden Hoffnungen sanken mit gelähmtem Fittig kläglich nieder. Schmerzlich getäuscht und mit noch leerern Beuteln, als womit wir von Halle ausgewandert waren, kehrten wir, zu müde, um auch nur eine Ladung des geheimnißvollen Sandes mit uns zu nehmen, dorthin zurück, beschlossen jedoch, um Johannis die Fahrt zu wiederholen, um wo möglich die famösen Italiener bei ihrem Werke zu überraschen und mit ihnen halb Part zu machen.

Es sei mir erlaubt, fährt Engelmann fort, hierbei noch eines seltsamen Ereignisses zu erwähnen, welches der sel. Professor Büttner zu Jena einem meiner Freunde erzählte. Der Professor hielt sich vor seiner Berufung nach Jena in Göttingen auf, wo er mit einem benachbarten Gutsbesitzer, einem großen Freund der Chemie, worin ihn Büttner unterrichtete, in genauem Umgange stand. Dieser Edelmann durchreiste einst Italien und traf auf der Rückkehr von Neapel an der Straße eine ungemein schöne und prachtvolle Villa, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Während er nun das herrliche Bauwerk betrachtete, öffnete sich ein Fenster, ein stattlicher Herr blickte aus demselben, faßte unsern Reisenden scharf in's Auge und — rief ihn bei Namen, wobei er ihn zugleich freundlichst zu sich einlud. Die Einladung wurde mit Vergnügen entgegengenommen. Das Innere der Villa wurde dem Aeußeren vollkommen entsprechend gefunden. Der Besitzer bewirthete den Gast auf's Köstlichste. Beim Nachtisch eröffnete er dem Staunenden, daß alle diese Herrlichkeiten aus des Gastes Gute bei Göttingen herstammten. Man kann sich die Ueberraschung des Reisenden vorstellen. Er bat um eine nähere Erklärung und der Italiener erzählte nun: „Ich und meine Söhne haben eine Zeitlang unter der Maske von Hechelfabrikanten Deutschland viele Male besucht. Aus einer Grube in der Nähe Ihres Landgutes haben wir den Sand genommen, der uns das Gold geliefert hat, aus welchem alles Schöne, was Sie hier sehen, entsprungen ist." Weiter aber wollte sich der Italiener, so artig er übrigens war, durchaus nicht erklären. Nicht sobald aber war der Gutsbesitzer heimgekehrt, als er auch sogleich Büttner zu sich lud und ihm das seltsame Abenteuer erzählte. Beide stellten nun die sorgfältigsten Untersuchungen an, fanden auch eine Grube und Spuren ehemaliger daselbst vorgenommenen Arbeiten. Man prüfte mehrere Sorten des Sandes chemisch, konnte aber nirgends einen Gold- oder Silbergehalt darin entdecken. Die Sache blieb demnach eine Zeitlang liegen, bis Büttner doch einmal wieder auf den Gedanken kam, ein Beutelchen von dem Sande zu holen und die chemische Prüfung mit noch größerer Genauigkeit als früherhin anzustellen. Und siehe! diesmal fand sich im nochmals erkalteten Schmelztiegel ein Klümpchen des reinsten Goldes auf dem Boden des Gefäßes. Die Versuche wurden nun mit verdoppeltem Eifer wiederholt, aber ohne Erfolg. Jenes Goldklümpchen hat nachher Büttner, als er nach Jena übersiedelte, der dortigen Naturaliensammlung geschenkt, wo es vermuthlich noch jetzt verwahrt wird.

534) Stellen am Harze, welche von Venedigern besucht sein sollen.[1])

Setze demnach zum Anfang desselben die Stadt Elbingerode, so am Hartze liegt, da frage nach einem Berge, der Morgenland heißt, und gehe im tiefen Grund das Wasser hinaufwärts, so findest Du zwei Steinklippen, an deren einer ist ein Mönch gehauen, da ist ein Stollen, da ist gediegen Golderz inne, ein Pfund gilt gerne 112 Gülden, davon einstens ein Italiener Noth und Zehrung wegen 1 Pfund zu Nürnberg um 106 Gülden verkauft. Der Stollen ist mit Hürden bedeckt und vermacht, darum mußt Du mit Fleiß suchen und aufräumen, so Du ihn finden willst.

Darnach gehe weiter am Wasser hinaufwärts, so findest Du abermals zwei Steinklippen und zwei Mönche daran gehauen, deren einer weiset Dir mit dem Finger einen Platz an, da Du gediegene Goldkörner finden wirst. Noch besser hinaufwärts ist ein gestempelter Baum, dabei ist ein Steinhaufen,

[1]) Nach DOCVMENTA oder Alte Urkunden und Nachrichtungen, wo hin und wieder im Römischen Reiche Gold- und Silber-Ertze, Gold-Körner, Wäschewerk, Seiffenwerk ꝛc. zu finden seyn sollen. Von einem der Orten wohlkundigen und erfahrenen Metallurgo im Anfang vorigen Secuii aufgezeichneten und nach seinem Tode also hinterlassenen jetzo .... zum öffentlichen Druck befördert durch J. A. L. G. J. S. H. in 12., ausgezogen bei Pröhle, Unterharzische Sagen S. 199 ꝛc.

den räume hinweg, so wirst Du einen Stein mit einem Steig finden, den hebe auf und suche, Du wirst einen Fürstenschatz daselbst finden.

Hinter der **Harzburg** in dem langen Thale stehen drei Tannen bei dem Wege, darunter ist ein Loch, in welchem eine Goldwäsche ist, die sehr gut und reich ist.

Wernigeroda. Wenn man von Wernigeroda nach dem Bährenberg gehet, so kommt man vor zwei Sägemühlen, daselbst stehet eine Buche, die ist abgestümmelt, lehne Dich mit dem Rücken daran und siehe gegen Abend, so wirst Du vier oder fünf Schritte vor dem Baum ein Loch finden, darin schwarz Kohlenertz, welches Gold und Silber hält, enthalten ist. Es soll auch ein gelber Leimen darinnen sein, der Gold halten mag. Desgleichen gehe von Wernigeroda nach dem großen Brocken, nach dem Klosterberge, nach Triebenack (Drübeck) und halte Dich auf die rechte Hand des Brockens gegen das Thal, so wirst Du einen Baum finden, an welchem diese Zeichen B. 7. eingeschnitten stehen, drei Schritte davon findest Du das Guth mit Bohlen bedeckt, siehet aus wie Weitzen-Kleyen und ist Gold und Silber.

Brockenberg. Gehe hinter dem Brocken auf die alte Straße nach dem Morgenbrodsthale zu, in demselben Thale gehe hin, bis Du wieder an zwei andere Thäler kommest, deren eines zur Rechten, das andere zur Linken lieget, bleibe Du aber im mittelsten so lange, bis Du an einen großen Stein kommest. Zu demselben gehe und siehe Dich um, so wirst Du daran eingehauen finden einen Mönch, der eine Keilhaue auf dem Rücken hat, derselben Spitzen nach gehe den Berg hinauf, so wirst Du eine Saalweide und nahe dabei ein Loch finden, mit Wellen oder Reißig und Rasen beleget, die hebe auf und suche darinnen, so findest Du Körner, die sich platzen oder schlagen lassen und sehr gut sind, die andern aber taugen nichts. An eben selbigem Orte findet man auch einen Mönch am Wasser in Stein gehauen, gehe an dem Wasser hinan und siehe Dich um, so wirst Du einen Ahornbaum, der einer Kerzen gleich ist, finden, drei aus einem Stamm. Daselbst sind in einem Wiesenplatz drei Löcher, die so aussehen, als hätten sie die Schweine gewühlt, darin findet man Körner, die sich breit schlagen lassen. Das Pfund soll 20 Gülden kosten.

Vom **Kahlen-Königsberge**, wenn Du nach dem Bährenberge gehen willst, an der Mittagsseite nahe an dem Bährenberge ist eine Grube, da halte Du Dich links, so wirst Du eine Buche finden, die ist so dick, daß man sie mit zwei Armen umgreifen kann, darinnen sind Zeichen wie Sternenkelche, da gehen ihrer viele zu und haben ihre Nahrung davon. Zum ersten ist eine Ansicht, das weiset mit der Nase darauf, in der Krümme hat sie 23 Wurzeln, eine nach dem Abend, die andern nach Morgen. Zwischen den Wurzeln ist die beste Urkunde, da findest Du gediegen Gold, die Grube ist mit Dornen zugedeckt. Bei dem Königsberge rechts gegen Mittag ist ein Morast, da ist Zeug inne, das wie Lerchendreck aussiehet und ist eine Horde darüber geleget, daß man es nicht merket, das Pfund hält 6 Loth, man muß sich aber vom Königsberge herabmachen, wenn die Sonne am höchsten steht.

Bei dem **Neuen Schloß** steht ein Mahlstein, an welchem das Regen- und Hohenstein'sche Wappen gehauen ist. Zwischen diesem Mahlsteine und dem Schlosse liegt ein unterhohlter Hügel, darin ist himmelblaues Ertz, das gut Silber hält.

Ellrich. Wenn Du von Ellrich auf die alte Eisenhütte gehest, da liegt unter der Glashütte eine Brücke, darüber kommst Du in den Harz; gehe allda fort, so wirst Du ein alt Mauerwerk, das verwachsen ist, finden. Davon halte Dich zur linken Hand etwa zwei Aecker breit, so wirst Du zu einer Steinklippen kommen, an derselben gehe hin und so fortan, bis Du für neun der Steinklippen hin bist, dann lehne Dich an die letztere und siehe zur linken Hand, so wirst Du etwa drei Aecker breit davon wieder eine Steinklippen sehen, da gehe hinein, so wirst Du eine Fichten finden, die mit Reißig zugedeckt ist, darunter ist ein Loch, in welchem gediegen Gold zu finden ist.

Von Ellrich aus gehe man nach dem **kleinen Brocken**, ehe man aber dahin kommt, muß man durch ein Thal, das Suppenthal genannt, da wird man finden ein Brustbild an einem Stein gehauen, einem Mönch gleich, der weiset mit zwei Fingern, und wo er hinweiset, da lehne Dich mit dem Rücken daran, so siehst Du einen Stamm, daran steht ein Schlüssel, lehne Dich mit dem Rücken an den Stamm, so wirst Du zwei Saalweidebüsche sehen, daselbst schlage ein und suche, so wirst Du gediegene Silberkörner finden, so sich schlagen lassen. Gehe ferner von dem Brustbilde gleich aufwärts nach der schwarzen Schlucht, halte Dich nach der linken Hand und habe gut Acht, so findest Du ein Brünnlein, das lässet zwei Ströme von sich, schöpfe es aus und Du findest gediegene Körner, man muß sie aber durch ein Sieb waschen, ihre Größe sind wie Erbsen. Von dannen gehe wieder aufwärts in der schwarzen Schluft hinauf, Du kömmst dann zu drei Eichen, dazwischen sind Löcher wie von Schweinen gewühlt, darinnen ist Wasser, das mußt Du ausgießen und Du findest gediegene Silberkörner. Nicht weit von diesen Eichen findest Du einen Platz und in demselben ist ein Loch mit einer Horde bedeckt, welche wieder mit Moos und Laub bedeckt ist, das nimm ab und öffne das Loch, so findest Du einen Silbergang und daneben einen Schlägel und Setzeisen, da kannst Du abschlagen soviel als Du willst; hast Du genug, so lege das Zeug wieder hinein, wie Du es gefunden, Du mußt aber ohne Betrug damit handeln, sonst hast Du kein Glück damit. — Gehe aus der schwarzen Schluft über den kleinen Brocken, so kommst Du an einen breiten Sumpf, der ist ganz wässerig, da findest Du auch gediegene Goldkörner, Du mußt sie aber mit einem Siebe von dem Schlamme reinigen.

Von der Neustadt aus ohnweit der Hartzeburg nach dem Schieferberge kommt man erstlich an ein Wasser, das die Kalbe heißt, davon gehe über die Ecker ein wenig unter das alte Mauerwerk, dann ferner über das weiße Wasser und gleich aufwärts nach dem Schieferberge, daselbst findest Du schwarze Körner, die inwendig aber schön weiß und gediegen Silber und Gold sind, es ist da groß Gut vorhanden.

Von der Neustadt nach dem Nebelthale, welches bald auf voriges folgt, ist die Nürnberger Goldgrube, welche sie lange Jahre im Gebrauch gehabt, und soll 1 Pfund Ertz 100 Thlr. gelten. Ein wenig von selbigem Orte zur Rechten aufwärts ist ein guter Silbergang, bei diesen beiden Oertchen fließt ein Wässerlein, das heißt das kalte Wasser und ist nicht groß; zur linken Hand der beiden Gänge ist der Silbergang oben am Berge und der Goldgang unten im Thale.

An dem Haselbache steht auch ein Ertz, der Taubenkopf genannt, dessen

Pfund 1 Thlr. gelten soll, ist nahe bei der Hartzeburg gelegen. Nicht weit davon ist auch ein Ertz, der schwarze Talck genannt, so auch gut Silber hält, stehet nicht weit vom neuen Schlosse.

Bei Braunlage ist ein Brunnen, darin ist gut Ertz. Man muß ihn aber ausgießen, so man es haben will. Gehe von demselben Ort etwa einen Musketen-Schuß weit vom Wege ab zur rechten Hand, so wirst Du eine alte Kohlstätte antreffen, daselbst schlage ein, so findest Du ein Eisen, das kostbare Eisen genannt, das hält Gold in allen Proben und ist leicht zu gewinnen.

535) Morgenbrodsthal. [1])

Unweit des Papenberges am Brocken ist das Morgenbrodsthal. Dort soll ein Mönch in einen Stein gehauen sein, man kann ihn aber nicht mehr finden. In diesem Thale haben die Venediger gegessen und aus dem Morgenbrodswasser getrunken. So heißt nämlich die daselbst befindliche Quelle. Vor derselben hat ein fremder Mann gestanden und ein Sieb unter das Wasser gehalten und da sind lauter Perlen darin gewesen, die hat er in einen Holster oder Ranzen gethan und als derselbe voll gewesen, hat er sich die Hände gewaschen und gesprochen:

Im Morgenbrodsthale da wasch' ich mich
Und in Venedigen da drög ich mich.

Das Alles hat ein Mann gesehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hause gewesen ist. Wie nun der fremde Mann auf einmal verschwindet, so geht der hin, liest die Perlen auf, die er verschüttet hat und liegen lassen, und sagt dann auch:

Im Morgenbrodsthale da wasch ich mich
Und in Venedigen da drög ich mich.

Sobald er das gesprochen hat, ist er auch in einer ganz fremden Stadt gewesen, darüber ist er sehr erschrocken und hat sich nicht zurecht finden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragte ihn, wie er daher käme; da erzählte er ihm Alles und der Mann sprach, es wäre sein Glück, daß er ihm die Wahrheit sage; ob er ihn denn nicht erkenne? er sei jener fremde Mann, den er im Morgenbrodsthale belauscht habe. Da nimmt er ihn mit nach Hause und bringt ihn zu Bette und das Bette ist so kostbar gewesen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran gewesen sind, das hat der Mann Alles aus dem Morgenbrodsthale gezogen. Als nun der Härzer am andern Morgen aufsteht, bekommt er Waschwasser und muß sich die Hände waschen, und dabei muß er sagen:

In Venedigen da wasch ich mich
Im Morgenbrodsthale da drög ich mich.

Da ist er auch gleich wieder im Morgenbrodsthale gewesen. Als er aber wieder an den Ort gekommen ist, wo er gewohnt hat, da hat es sich gezeigt, daß er viele, viele Jahre fortgewesen ist und hat doch geglaubt, es sei nur eine einzige Nacht dazwischen gewesen.

[1]) Nach Pröhle S. 127.

536) Vom Andreasberge unter der Waldschmiede.[1])

An einem heißen Sommertage fuhr ein Mann aus Hasserode mit einer Schiebekarre nach dem Andreasberge, um sich zu seinem Bedarf Holz zu holen. Kaum hatte er sich einen Baum niedergehauen, so trat eine weiße Gestalt vor ihn und er erschrack so sehr, daß er sein Beil aus der Hand fallen ließ. Die weiße Gestalt war wie eine Nonne. „Erschrecke Dich nicht", redete sie ihn an, „Du kannst von mir viel Neues erfahren und was für Dich sehr nützlich ist, wenn Du es thust, was ich Dir sagen werde." „Ich will Dir Alles thun, was Du mir sagen wirst", antwortete er. Die Nonne sagte: „Komm und gehe mit mir." Er folgte der Nonne, sie gingen beide bis an den sogenannten Brücknerstieg, der etwa eine halbe Stunde vom Andreasberge liegt. Beide gingen an eine Klippe, worüber ein alter Baum lag. Sie sagte: „Rücke den Baum zur Seite, da liegt ein Kind, das nimm mit Dir, was dann weiter geschieht, wirst Du bald erfahren." Da hob er das Kind auf und nahm es mit nach seiner Schiebekarre, die er auf dem Andreasberge hatte stehen lassen. Kaum war er da angekommen und hatte das Kind auf weiches Moos niedergelegt, da kam ein kleines graues Männchen und sprach: „Du Erdenwurm, ich sage Dir, gehe mit und thue, was ich Dir sage." Sie gingen beide fort und kamen in ein Thal, was das Schliekstthal genannt wird. Da war ein kleines Loch, da ging das Männchen hinein und winkt ihm, er solle mit hereinkommen; er ging mit hinein, es war ganz helle in diesem Gemach und es war wie eine Stube. Als er um sich blickte, sah er dieselbe Nonne, die ihn auf der Brücknerstiege nach dem alten Baume geführt hatte; als sie den Mann ansah, fing sie an zu lachen, schwieg aber ganz still. Das Männchen sagte: „Nimm diesen Stein mit nach Hause und verkaufe denselben, merke Dir diese Stelle und suche weiter nach den Steinen. Wenn Du nach Deiner Schiebekarre kommst, dann wird ein großer schwarzer Ziegenbock vor dem Kinde liegen; greif' aber zuerst nach dem Ziegenbocke und binde denselben an Deine Schiebkarre, so wird das Kind verschwinden; erschrecke Dich aber ja nicht und sprich kein Wort. Dann fahre zu Hause, der Ziegenbock wird auch sobald verschwinden. Du darfst aber kein Wort sagen, ehe Du nicht zu Hause kommst. Wenn Du gar kein Wort sprichst, dann sind wir beide erlöst; sprichst Du ein Wort, so muß die Nonne ewig wandeln; sprichst Du zwei Worte, so müssen wir beide ewig wandeln." Kaum war der Mann fortgefahren, da verschwand der Ziegenbock wie das Kind; auf einmal kam ein Hase auf drei Beinen. „Halt!" rief er. Da fiel es ihm ein, was ihm der Mönch gesagt hatte; er schwieg bis er zu Hause kam. Hiervon soll es herrühren, daß die Nonne noch vom Andreasberge bis auf den Brücknerstieg wandelt. Durch diesen Mann soll nach kurzer Zeit ein Bergwerk im Schliekstthale erfunden und soll da 136 Jahre Berg-Betrieb gewesen sein. Die Stelle, wo die Kunst gestanden hat, ist noch bis zum heutigen Tage zu sehen, so wie die wandelnde Nonne auf dem Andreasberge und Brücknerstiege.

[1]) Nach Pröhle S. 128.

537) Die Wolfsklippen am Annekensägemühlenbruch.[1]

Ueber den Wolfsklippen am Annekensägemühlenbruch zeigte sich ein Männchen von außergewöhnlicher Kraft. Wenn es den Fuhrleuten helfen wollte, so brauchten sie das Holz nur anzurühren und es ging von selbst auf den Wagen, und wenn die Pferde den Wagen nicht ziehen konnten, so spannte es sie aus und zog ihn mit der bloßen Hand. Das hatte es einst auch gethan, da bat es zum Lohn die Fuhrleute, daß sie im Wisternthore von Wernigerode nur in des Thorwächters Wohnung rufen sollten: „Kätzchen soll na Kätzchen kommen na'n Annekenbrauk." Das thaten sie auch, da sprang eine Katze vom Tische auf, worauf sie saß, ging gleich durch's Fenster und der alte S., der damals Thorwächter war, hat sie nicht wieder gesehen.

538) Die Schnörkelklippen.[2])

Auf dem Schierke war der Knappe in der Mühle immer den Morgen todt. Zuletzt wollte Niemand mehr dort Knappe werden, da meldete sich noch ein alter Knappe in den Funfzigen, Peter Herm. Um 11 kommt, als er in der Mühle sitzt, eine Katze und setzt sich zum Feuer. Er sagt: „Komm her, Kätzchen, und wärme Dich!" Da kommt die zweite von der Decke und die erste sagt zur zweiten: „Komm her, Kätzchen, und wärme Dich, spricht Peter Herm zu mir." Da kommen zwölf Katzen, setzen sich dicht ans Feuer und haben den Mühlknappen immer im Auge. Er haut zu und haut der ersten Katze eine Pfote ab. Da springen sie alle fort. Er steckt die Pfote in die Tasche. Dies ist die Meisterin aus der Mühle und sie ist nachher krank, ihr fehlt eine Hand. Sie wird verbrannt an den Schnörkelklippen, die knorkeln immer zu. Vor der Hinrichtung sagte sie: „Heute wird ein warmer Tag!" Sie schlug in die Hände und lachte, das Feuer that ihr anfangs nichts. „Die Klippe", sagt sie, „soll meine Wohnung sein." Sie hat leinen Gewand, dazu eine schwarze Mütze auf, die muß ihr erst abgerissen werden, ehe sie brennt, da fliegt der Satan als schwarzer Vogel fort, da verbrennt sie erst. An der Schnörkelklippe soll sie ausgehauen sein.

539) Der Katzentanz.[3])

Da einstmals eines Bauern Knecht am Gemörde der Pferde gewartet und in einer Hütten ein wenig Feuer gehabt, war zu ihm eine Katze gekommen, zu der er gesprochen: „Kätzlein, komme her zu mir und wärme Dich!" Da sind eilends ein Haufen Katzen zusammengekommen und die erste hat angehoben und einen Vortanz gethan, die andern sind ihr gefolgt und haben also unter dem Tanzen gesungen: „Katzen-Thier, komm her zu mir, sprach der gute Johann von Brehmen zu mir (denn das war des Knechts Name) und wärme Dich." Er war erstlich erschrocken, da aus einer Katzengestalt er Menschenstimmen hörte, als er aber Muth gefaßt, hat er mit seiner Geisel um sich gehauen und sie zerstört.

---

[1]) Nach Pröhle S. 131.
[2]) Nach Pröhle S. 133.
[3]) Nach Prätorius S. 330.

540) Die Hohneklippen.[1])

Drei Fräulein besuchten die Hohneklippen am Brocken und verirrten sich im Gebirge. Ueber den Hohneklippen, die über dem Kaiserswerth liegen, trat ein Männchen zu ihnen und führte sie umher. Plötzlich verschwand es. Da kam eine Zigeunerin und sagte: „Wenn die eine den Jäger heirathen wollte, so würde sie sie zurückgeleiten. Das wollte sie nicht, da verwünschte die Alte sie, daß sie drei Jungfern sein und bleiben, aber in Klippen verwandelt werden sollten. Das geschah. Ein Jäger, der hier einst auf den Anstand wollte, hörte ein Winseln. Er ging ihm nach und fand eine halbverweste weiße Jungfer. Auf seine Frage erzählte sie ihm das Geschick der drei Jungfern, führte ihn an die Hauptklippe, hieß ihn hinaufsteigen und herunterschießen, dadurch wären sie erlöst. Das that er, brach aber beim Herunterklettern von der Klippe den Hals. Es wurde ihm auf der Klippe ein Leichentext gemacht; auch wird die Klippe an jedem Johannistage von unbekannter Hand bekränzt gefunden, was aber eine sich um den Felsen schlingende und gerade um diese Zeit blühende Blume sein soll, und heißt die Kapellenklippe. Eine andere von den blühenden Dreijungfernklippen heißt die Bärenklippe. Manche nennen sie auch, ihrem Aussehen nach, die drei Käse. Auf diese drei Käse hat aber der Teufel ein Pferd gebannt, dagegen in eine Tanne an der Bärenklippe, die zu den Hohneklippen führt, einen Pastor.

541) Der Wunschsumpf.[2])

Bei den Dreikäseklippen am Brocken, nicht weit von der Jungfernklippe, ist der Wunschsee, Wunschsumpf oder Wunschbrunnen. Eines Mädchens von 18 Jahren Bruder wollte dort angeln, konnte aber keinen Grund finden. Am andern Tage nahm er ein Netz mit. Es ward im Wasser ganz schwer, es waren aber nichts wie Kieselsteine und Grund dariu. Er warf es wieder aus und hatte ein Gerippe darinnen. Eine Stimme rief: bei Sonnenuntergange, wenn er zurückkomme, solle er noch einmal einwerfen. Er that es und hatte einen großen verdeckten Kessel mit einem Deckel im Netz. Er zieht ihn heraus und öffnet den Deckel, der Rauch daraus zieht sich um den See, da steht ein großer Mönch vor ihm, der nachher in einen Felsen hineinging. Der verlieh ihm, daß er Fische fangen sollte in allen Farben, diese sollte er in Elbingerode mit seiner Schwester an einen reichen Mann verkaufen. Wirklich gab dann der reiche Mann für drei vön den Fischen eine Hand voll Goldstücke. So ging's drei Tage lang, der Mann ist der Satan gewesen und will nicht, daß in dem See noch Jemand fischt.

542) Die Brautklippe.[3])

Brautklippe heißt ein Felsen vor dem Hohnekopfe und den Hohneklippen. Er wird vom Volke alle Jahre am 1. Mai, wenn die Hexen den Brocken bekränzen, mit Blumen befstreut und bekränzt. Es wird dabei gesungen und dies soll sich aufs Heirathen beziehen. Bekränzt wird der Stein hauptsächlich von den Beerengängerinnen, welche am Brocken Beeren pflücken, und bei

[1]) Nach Pröhle S. 133.
[2]) Nach Pröhle S. 134.
[3]) Nach Pröhle S. 135.

diesen herrscht der Glaube, daß, wenn sie zum ersten Male im Sommer an diesem Steine vorübergehen und denselben mit Blumen schmücken, sie das ganze Jahr Glück im Auffinden der Beeren haben werden. Riesen verbanden sich dort und der Fuß der Riesenjungfrau drückte sich in den Felsen ein. Man sagt auch, es sei bei dem Brautsteine Gold mit der schwarzen Katze versetzt.

543) Das Magdbette auf dem Brocken.[1])

Unter den Sehenswürdigkeiten des Brockens verdient das sogenannte Magdbette noch eine Erwähnung, eine Art ausgehöhlte Mulde von Stein, von 16 Fuß Länge. Die Sage erzählt hierüber, eine fromme Magd habe einst auf der Burg eines wüsten Ritters gelebt, der sie aus einer Fehde heimgebracht, da er die kleine Waise an der Brust ihrer zertretenen Mutter auf dem Blutfelde gefunden. Doch der Säugling wuchs zur reizenden Jungfrau im Dienste der Edelfrau heran, die ihr die Mutter ersetzte, und entzündete die unreinen Sinne des Herrn, der ihr des Leibes Leben gerettet, um ihre Seele zu verderben. Muthig entfloh die Magd der Burg, gehetzt gleich einem scheuen Reh von den Verfolgern durchirrte sie die Wildniß, bis sie todesmatt die Wüste des Brockenfeldes erreichte und die Jäger des Burgherrn jede Spur verlierend, die fruchtlose Hetze aufgeben mußten. Aber nicht allein die sündige Begier, sondern auch die bangende Liebe suchte nach ihr. Ein junger Knappe durchstrich jedes Dickicht, forschte in jeder Thalschlucht, durchwatete Waldbruch und Moor um die Verschwundene. Da lockte ihn eine nie gesehene Lichtsäule Abends nach dem Ziele; in dem steinernen Bett fand er sie auf krausem Moospfühl, anzuschauen wie ein liebliches, schlafendes Kind, und Strahlengarben schienen rundum aus dem Boden aufzusteigen und beleuchteten die Schlummernde. Aber die Jungfrau erwachte nicht mehr und die weinende Liebe begrub sie da, wo sie von ihr gefunden ward. Das ist das Bett der Magd.

544) Der Schlosser am Brocken.[2])

Es ist einmal ein Schlosser gewesen, der ist ausgewandert, und kömmt auf seiner Reise am Brocken vorbei. Hier begegnen ihm zwei Venetianer, die sind immer vor ihm hergegangen und sind zuletzt vor seinem Auge entschwunden. Man hat sie dreiviertel Stunden lang gesucht, aber nicht wiederfinden können. Am andern Tage aber begegnen sie dem Schlosser wieder und sagen für sich hin: „O lieben Harzer, daß Ihr diese Steine nicht besser benutzt; Ihr werft häufig mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr werth ist als die Kuh selbst!" Auch fragten sie ihn, ob er mit wolle. Er sagte: „Wohin?" Da antworteten die Beiden: „Nach Venetien." „O!" sagte der Schlosser, „da tragen mich meine Beine nicht mehr hin." „Da wollen wir schon was wir für Dich thun können", antworteten die Venetianer, „gehe Du nur mit." Der Schlosser läßt sich beschwatzen und die Venetianer schicken ihn, er solle Schnaps holen. Wie er nun mit Schnaps ankommt, da wird der ausgetrunken, und sie fangen an einzuschlafen. Wie sie aber aufgewacht sind, sind sie statt im Harzgebirge in Venedig gewesen.

[1]) S. Blumenhagen, Der Harz. Leipzig o. J. S. 79.
[2]) Nach Pröhle S. 137.

Nach langen Jahren ist ihm aber der Aufenthalt in Venedig zuwider gewesen, und er hat sich entschlossen, wieder nach dem Harze zu wandern. Wie er nun nach einem mehrjährigen Marsche in Schierke wieder angelangt ist, geht er in ein Wirthshaus unter eine honette Gesellschaft. Auf einmal steht er auf und sagt: „Meine Herren, wenn ich keine Mittel finde, so bin ich schon in einer Viertelstunde todt“, und frägt sogleich den Wirth, ob er kein Faß im Hause hätte, welches luftdicht verschlossen wäre; da sagt der: ach, er hätte eins; dasselbe muß er sogleich hergeben und der Schlosser schlägt sofort den Boden aus dem Fasse und kriecht hinein, läßt aber den Deckel wieder luftdicht aufmachen. Nicht lange hierauf kömmt eine Kugel angepfiffen und rollt auf dem Fasse hin und her, bis sie sich matt gelaufen hat. Da springt der Schlosser wieder auf, nimmt die Kugel, ladet sie in des Wirths Gewehr und schießt sie wieder nach Venetien, und sagt hierbei: „Du sollst mich nicht tödten, du sollst mich nicht tödten, du bist schon selbst in einer Viertelstunde todt.“ So wird vom Dorfe Schierke bis nach dem Oberharze erzählt.

545) Die Jungfrau von der Elendsburg. [1]

Im Elendsthale ist eine große Klippe, darin wohnt eine Jungfer, die zeigt sich zwischen 11 und 12 mit einem silbernen Schlüssel, wer daran rührte, bekam eine Ohrfeige. Einem Hüttenmann schenkte sie Knöpfe, er schüttete sie auf dem Schierke ins Wasser, da klimperte es und war Gold. Bei der Höhle oder dem Keller, worin sie wohnt, ist Wasser, in ihrem Keller Gold. Sie winkt und will erlöst sein.

Wem die Jungfer von Elend ihren silbernen Schlüssel hinhielt, der sollte ihn mit einem Stocke nehmen. Das that ein Köhler, da öffneten sich durch den Schlüssel drei Thüren, dann kam er in eine Höhle, da standen gesattelte Pferde, dahinter lag Pferdemist. Er mußte sich davon mitnehmen, als er aber über eine Brücke ging, da klingelte derselbe und war Gold.

Der verstorbene Spormann in Elend träumte, er solle nach der Elendsburg oder der Elendsklippe kommen, ging hin und holte einen Eimer voll Gold heraus. Davon, so erzählt man sich, ist das stattliche Gasthaus „Zur deutschen Eiche“ erbaut. Es steht aber noch ein Eimer voll Gold in der Elendsburg.

546) Der Gaukler zu Stolberg. [2]

In der Herrschaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnt und seine schwarze Kunst verlacht, da bannt und zaubert er einen lustigen und schönen Lilienstock auf den Tisch, rüstet sein Pferd und führt's an die Pforte und spricht: „Lasset mich und meine Kunst bleiben, oder ich will diesem Lilienstock seine Rosen abhauen.“ Also vexirten und plagten sie ihn baß, da zog er seinen Dolch und hieb damit eine Lilie ab vom Zweige und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der blieb todt und ward begraben.

[1] Nach Pröhle S. 141.
[2] S. Hildebrand, Goetia S. 239.

547) Von einem nächtlich geschehenen kurzweiligen Pistolen-, Degen- und Pantoffeltanze.[1])

Im Harze befindet sich ein Schloß, in dieses kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein vornehmer Herr, Verwandter der dasselbe besitzenden hochgräflichen Familie, und wurde in ein Gemach gebracht, worin er bis dahin noch nicht logirt hatte. Da er sich nun des Nachts zur Ruhe begab, konnte er zu keinem Schlafe kommen und hatte der Kammerdiener, welcher in eben dem Zimmer nicht weit von seinem Herrn schlief, gewöhnlicher Maßen ein brennendes Licht auf den Tisch gesetzt, welches das ganze Zimmer erleuchtete. Es erhob sich demnach in der Mitternachtszeit in solchem unverhofft ein Gerassel, daß man nicht wußte, woher es kam. Der fremde Herr fing in seinem Bette zu husten an, um dadurch ein Zeichen zu geben, daß ihn der Kammerdiener hören sollte, daß er noch nicht eingeschlafen sei, sondern wache. Der Kammerdiener hustete wieder, um seine Herrschaft zu überzeugen, daß er wache und aufmerksam sei. Worauf dieses erhobene Gerassel wieder ein wenig nachließ. Weil nun der fremde Herr vorhin bei seiner Ankunft auf das ohnweit dem Bette befindliche Canapee die bei sich geführten Pistolen und Degen legen lassen, so sahe er sich nach seinem eigenen Gewehr in dem Zimmer um und wurde gewahr, daß sowohl der Degen als die Pistolen im Canapee herumtanzten, sich auch ein Säbel von freien Stücken ohne menschliche Anrührung aufhob und ordentlich tanzte. Ueber welche Begebenheit sich der Herr bei sich selbst nicht genugsam wundern konnte. Ja es regten sich auch nachgehends seine vor dem Bette gestandenen Pantoffeln, welche von ihrem Orte, wo sie standen, hinwegkamen und in dem Schlafzimmer herumtanzten. Welche seltsame Aventure länger als eine Stunde dauerte und von dem Herren im Bette mit Vergnügen ohne Alteration und Veränderung des Gemüthes angesehen wurde, namentlich da er dabei keinen Director sah. Und diese unverhoffte Kurzweile sah nicht allein der Herr, sondern auch der Kammerdiener mit unverwendeten Augen an. Als nun der Herr des Morgens erwachte, erzählte er Alles, was sich die verwichene Nacht in seinem Zimmer zugetragen, seinem bei sich gehabten Kammerdiener, und dieser hinwiederum, was er gesehen, seinem Herrn, und es traf Alles, was sie einander erzählt, genau überein, ohne daß sie in der Nacht mit einander ein Wort davon gesprochen hatten.

Ohngeachtet aber sich diese fremde Herrschaft bei ihrer Ankunft einige Tage allda zu verbleiben vorgenommen hatte, so reiste sie doch selbigen Tag wieder fort, um die darauf folgende Nacht von einer so seltsamen Visite nicht wieder incommodirt zu werden. Es verfügte sich demnach hierauf dieser Herr an einen gewissen Ort, allwo von ihm Anverwandte wohnten, und erzählte ihnen bei Gelegenheit diese seinen und des Kammerdieners Augen präsentirte Spuk-Aventure, welche zwar nach ihrer kurzweiligen Relation genug belacht, aber nicht geglaubt wurde. Indessen kamen diese Verwandten auf die Idee, solche unglaubliche Begebenheit in der That und Wahrheit zu erfahren, und beschlossen, in wenig Tagen allda eine Visite unvermerkt abzustatten, mithin mit ihrem Kammerdiener in eben dem Gemach ihr Quartier und Nachtlager zu nehmen.

---

[1]) S. Sickel, Nachrichten von Poltergeistern Th. III. S. 18 ꝛc.

Sie reisten also auf einen dazu bestimmten Tag dahin, sagten aber von dem Beweggrunde der angestellten Reise dasigen Ortes nichts, sondern baten sich aus, daß sie sich in demjenigen Zimmer, allwo ihr Verwandter vor einigen Tagen seine Bequemlichkeit gefunden, ebenfalls aufhalten dürften, welcher Aufenthalt ihnen denn auch mit allem freundschaftlichen Vergnügen gestattet wurde. Nun mußte der Kammerdiener den Degen und die Pistolen, welche sie bei sich geführt, nebst anderer Equipage gleichermaßen auf das allda befindliche Canapee legen und bei endlich herangenahter Nacht und Schlafengehen das Licht auf dem Tische brennen lassen. Der Herr und sein Kammerdiener legten sich nieder und blieben die Pantoffeln des Herrn vor dem Bette stehen.

Nach Mitternacht entstand im Gemach ein Gerassel und der Herr und dessen Kammerdiener wachten beide, jener gab auch dem Letztern durch ein Gehuste die Losung seiner anhaltenden Wachsamkeit und dieser hinwiederum eine Antwort durch den Husten. Endlich sah sich der Herr nach dem Canapee, allwo ein Geräusch entstand, um und wurde gewahr, daß seine darauf gelegten Pistolen für das Erste und alsbald darauf der Degen oder Säbel, zuletzt aber auch seine vor dem Bette stehenden ausgezogenen Pantoffeln herumtanzten, nicht anders, als wenn sie Jemand dirigirte. Dem Herrn wurde darüber Zeit und Weile lang, und er dachte nach, wie er sich aus diesem Spukzimmer mit dem Kammerdiener retiriren möchte, allein die ihm darüber zugestoßene Furcht hielt ihn von seinem Vorsatz zurück und er blieb also liegen, bis er früh Morgens aufstand und von dem allen mit seinem Schlafgesellen gesprochen hatte. Er beschloß also, von der ihm begegneten nächtlichen Gaukelei Niemandem auf dem Schlosse etwas zu sagen, weil sie ihn vermuthlich damit aufgezogen haben würden, sagte aber zu seinem mehrgedachten Kammerdiener mit allem Ernst: „Ich will nun nicht wieder verwegen noch ungläubig sein, ich weiß, was ich die vorige Nacht für Furcht und Angst ausgestanden habe." Wie er nun wieder zu den Seinigen kam, bestätigte er die ihm zugestoßene Begebenheit und verlangte, bei solchen schreckhaften Tänzen keinen Zuschauer weiter abzugeben.

548) Von den Goldbergwerken bei Stolberg. [1])

In dem alten Wahlenbuche [2]), von dem oben S. 489 schon die Rede war, heißt es über Stolberg also:

Wenn Du nach Stolberg am Harze kommst, so frage nach einem Berge, der heißt der Schieferberg. Gehe des Berges zur rechten Hand, im Grunde hin ans Wasser, so findest Du zwei Steinklüfte. In der einen ist ein Mönch eingehauen. Allda wirst Du ein Loch finden, darinnen ist gediegen Golderz, das Pfund hält 120 Fl., das ist mit altem Holze bedeckt. Von dannen suche weiter hinauf zur rechten Hand. Da kommt ein Bächlein hereingeflossen. Gehe an demselben ein gut Stück hinauf, so findest Du abermals 2 Steinklüfte und 2 eingehauene Mönche. Der eine weiset mit dem Finger darauf, da liegen Steine und Steinhaufen. Räume sie hinweg und Du findest Goldkörner, das Pfund 112 R. Dann gehe noch besser hinauf, so findest Du

[1]) S. Thüringen und der Harz Th. II. S. 250.
[2]) Wahlen nannte man früher die Goldsucher.

zwei große Bäume stehen, es sind Buchen. Zwischen denselben ist ein Stein mit einem eisernen Ringe, den hebe auf, so findest Du auch gediegene Goldkörner, das Pfund 112 R.

549) Die Stolberger Lerchen.

Zu den Eigenthümlichkeiten und Wahrzeichen der Stadt gehören die sogenannten Stolberger Lerchen. Weil dieser Vogel nämlich hier gar nicht heimisch ist, so hat man scherzweise eine kleine Art guter Bratwürste so genannt und namentlich damit die durchreisenden Leipziger geäfft, die bei diesem Namen diesen bei ihnen so häufig gefangenen Vogel zum Essen zu bekommen dachten.

550) Der Ursprung des Wappens der Grafen von Stolberg.[1])

Laurentius Peckenstein sagt in seinem Theatrum Saxonicum unter dem Jahre 564, daß zu den Zeiten des byzantinischen Kaisers Justini II. (566 bis 578) Otto de columna, aus einer adligen römischen Familie, die von der Säule genannt, sich unter dessen Kriegsvolk, so wider die Thüringer und deren rebellischen König Hermenfridum, besser Erinfridus genannt, ausgeführt, als einen Obristen habe brauchen lassen und also thätlich verhalten, daß durch seine sonderbare Mannheit nicht allein der Thüringer König gedemüthigt und unter der Römer Gewalt hinwieder bezwungen, sondern er auch zum Schutz der Sachsen vom Kaiser als ein Statthalter der Gegend am Harze hinterlassen worden sei. Dieser habe zu der Zeit, als der Kaiser in Thüringen und auf dem Hause Scheidingen (an der Unstrut), welches das älteste in der Historie, sich aufgehalten, an dem Orte, da hernach das Schloß Stolberg hingebaut ward, einen schwarzen Hirsch ansehnlicher Würde und Größe angetroffen, solchen durch besondere List lebendig gefangen und dem Kaiser zugeschickt, sich auch damit so wohl verdient, daß ihm und seinen Nachkommen der ganze Strich und Ort Landes, darauf der Hirsch gefangen, auf etliche Meilen Weges breit und lang, verehrt und er mit einem schwarzen Hirsch im Wappen zu führen begnadigt, auch zum Grafen und römischen Judex der Gegend eingesetzt und bestätigt worden sei.

Nach einer Tradition[2]) hätte jedoch Otto von der Säule, der erste Kammerdiener Kaiser Friedrich Barbarossa's, an der untersten Eiche bei der Pulvermühle, auf der Herrenwiese nach Rottleberode zu, dicht an der Tyra den Hirsch geschossen. Als er zu Barbarossa zurückkam, habe dieser gesagt: „Nun ziehe hin und baue Dich an, wo drei Gewässer (Luda, Wilda und noch ein anderes Wasser) zusammenfließen.“ Die Stadt hieß zuerst Stuhlberg, dann Stollenberg. Andere erzählen, ein Graf Botho habe den besagten Hirsch im Zwilsberge gefangen, ihm dem Kaiser vorgeführt und sei so der erste Graf zu Stolberg geworden.

551) Eruna oder Aurine die weiße Jungfer.[3])

Eine Viertelstunde von Stolberg liegt der Klosterkopf, wo früher ein Kloster gestanden hat. Auf der Stelle, wo es war, befindet sich jetzt eine

[1]) S. Zeitfuchs, Stolbergische Historia 1717, S. 8.
[2]) Bei Pröhle S. 195.
[3]) S. Pröhle S. 157. 162.

Eiche. Von dieser Stelle soll die weiße Jungfer ausgehen. Ein Mann fand dort des Nachts um 12 frischen Pferdemist, der sich in Gold verwandelt haben würde, wenn er etwas darauf geworfen hätte. Die Jungfer geht durch die Wälder bis zu dem Holzkopf, der der Taubentritt heißt. Ein Knabe von sieben Jahren soll sie einst erlösen und bekömmt dann zwölf Tonnen Goldes dafür, die am Klosterkopf verborgen sind. Sie sieht groß und hager aus, hat gelbe lange Zähne und große lange Finger. An der Seite hat sie ein großes Bund Schlüssel hängen. So zeigt sie sich besonders im Stolberger Engelgäßchen. Einst erschien sie vor ohngefähr jetzt 20 Jahren einer Jungfrau, Namens Sophie Reinz, welche mit einer Frau Holz las. Dieselbe bezeichnete dann in der Bildergallerie des Stolbergischen Schlosses diejenige Dame der Familie, welche ihr erschienen war. Gewiß aber ist es, daß das Mädchen bald darauf starb. Unter dem Klosterkopfe fließt ein kleines Wasser, nahe an demselben ist eine kleine Erhöhung, auf dieser steht ein Kreuz von rothem Sandstein, etwa 2 Fuß hoch. Unter dem Kreuze geht ein Gang herein, den die Mönche angelegt hatten und der nach diesem Kloster führte. In diesen Gang wurden oft auf wunderbare Weise Jungfrauen hineingezogen, die dann niemals wieder an's Tageslicht gekommen sind. Zum Andenken an das Verschwinden der letzten Jungfrau soll das Kreuz gesetzt sein.

Auf dem Auerberge (der jetzigen Josephshöhe) war schon früher ein alter Thurm, da kommt eine Gräfin von Stolberg mit einer Tochter in Wochen. Weil diese nicht auf dem Schlosse geboren war, gehörte sie nach einem Gesetze nicht zur gräflichen Familie. Sie erhielt den Namen Aurine, wurde ins Kloster geschickt und Aebtissin im Kloster Gröningen auf dem Klosterkopfe vor der Stolbergischen Straße: Kaltes Thal. Aurine war aber streng und habsüchtig, entzog Vieles der Armuth und vergrub 12 Tonnen Goldes. Eines Abends wurden mehrere Mädchen geraubt, namentlich die Tochter eines Bäckers, ferner eine Braut aus dem Apel'schen Geschlechte. Es klopfte Abends am Polterabende ans Haus, sie ging hinaus und kam nie wieder. Es ist das Haus, auf dessen Stelle jetzt die Mädchenschule steht. Das dritte Mädchen wohnte in der Stubengasse (am Wasser), Niemand wußte, wo diese Mädchen waren. Da fügte es sich, daß an einem schönen Sommerabende ein Handwerksbursche von Breitenstein nach Stolberg wanderte; da sah er eine Leiche vom Kloster Gröningen hertragen, hörte auch das Geläute der Klosterglocken. Andächtig zog er seinen Hut vom Kopfe und ging der Leiche nach bis dahin, wo sie eingesetzt wurde. Auffallend war ihm, daß zwar zwölf Mönche die Leiche trugen, sie aber nicht auf dem Kloster begruben, sondern weit davon auf dem Fahrwege. Später wurde nachgegraben und es war die zuerst gestohlene Bäckerstochter mit einem kleinen Kinde, beide waren aber lebendig begraben. Da wurde das Kloster zerstört und die Aurine verflucht. Sie ist die weiße Jungfer. Im Schlosse zu Stolberg ist das Porträt dieser Eruna in weißem leinenen Gewande noch heute zu sehen.

Am Markte zu Stolberg im Kaufmann Kerst'schen Hause wohnte ein Steiger, der suchte Silber, konnte aber nichts finden. Da erschien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragte, was er da suche. Er sagte es. Sie sprach, wenn er sie erlösen und ihr nicht vorhalten wolle, daß sie ein Geist

gewesen sei, so wolle sie ihn heirathen. Er willigte ein. Sie hielt einen silbernen Nagel in der Hand und sagte: wo sie den silbernen Nagel einschlüge, solle er auch einschlagen. Sie schlug den Nagel ein unter dem Auerberge, und der Schacht heißt noch „der silberne Nagel", ein Wegweiser weist dahin am Wege nach dem Auerberge (Josephshöhe). Einst verunwilligte sich der Steiger mit seiner Frau und sagte: „O Du erbärmlicher Erdenkloß, Dich habe ich erst erlöst!" Seitdem gerieth der silberne Nagel in Verfall. Andere erzählen, die Jungfrau vom silbernen Nagel heiße Georgine. Ihr Nagel war 6—7 Zoll lang, die Silberader 7—8 Fuß stark. Sie stürzte sich zuletzt in den Schacht und man fand keine Erze mehr. Oft sahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeist, welcher diese Georgine war, aber nur wie einen Schein, dann war sie wieder verschwunden. Als Fremde einst auf ihre Kosten das Bergwerk wieder aufnehmen wollten, hörten Stolbergische Arbeiter eine wundervolle Musik in der Tiefe. Sie gingen der Musik nach und fanden zwei tanzende Personen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperson. Da sie sie aber genau ansehen wollten, verschwanden sie in einer Ecke, wo die starke Erzader wiedergefunden ward. Dies wurde einem Stolberger Offizianten gemeldet, der sprach: „O Ihr Thoren, was wollt Ihr Fremden diese Erze lassen? laßt sie stehen für Stolberg." Sie mußten diesen Gang wieder verschütten, nun finden sie aber keine Erze wieder. Man sagt aber, der silberne Nagel gebe seine Schätze nicht eher wieder her, als bis ein Rosenstock von 7 Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schlosse zu finden sein werde.

552) Die Geisterkirche zu Stolberg.[1])

In Stolberg wird die Christmette zu Weihnachten am Christmorgen um halb sechs Uhr sehr feierlich gehalten. Eine alte Frau stand des Nachts um 12 Uhr auf und meinte schon die Zeit verschlafen zu haben, um zur Christmette zu gehen. Sie machte sich also mitten in der Nacht auf, sah auch schon die Kirche erleuchtet, die unter dem Schlosse am Berge liegt. Die Thüre stand offen, sie ging hinein und setzte sich in ihren Stuhl. Nach einer Weile drehte sie sich um, da sah sie mehrere Bekannte als Geister um sich sitzen, die vor Kurzem gestorben waren. Daran bemerkte sie erst, daß sie unter lauter Geistern saß und eilte aus der Kirche. Indem sie aus der Thür ging, wurde dieselbe hinter ihr zugeschlagen. Die Thür faßte ein großes Stück von ihrem Mantel, der wurde sogleich durchgerissen und das Stück vom Mantel wurde am andern Morgen auf dem Altar wiedergefunden.

553) Das Entstehen der Räder-See.[2])

Eine und eine halbe Stunde von Stolberg, eine halbe Stunde von dem Kloster Stempeda, soll vor Zeiten ein Hüttenwerk gestanden haben, jetzt ist daselbst ein großer Teich, genannt die Räder-See. Ihr Wasser ist grau und die Fische darin ganz mit Moos bewachsen. Von dem Entstehen dieses Sees wird aber Folgendes erzählt. Ein Werkführer in dem Hüttenwerke

[1]) S. Pröhle S. 163. Eine ähnliche Sage aus Westpreußen erzählt Wagener, Die Gespenster Bd. I. S. 94 rc.
[2]) S. Pröhle S. 195.

legte breite Silberplatten zurück und verbarg sie unter die Dielen, so daß er sie ordentlich einlegte. Das that er nur, um das Silber wieder für den Grafen emporzuheben, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte und verrieth es. Wenn damals ein Bergmann nur Weniges gestohlen hatte, mußte er sterben, und darum wurde der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem jetzigen John'schen Gasthofe hingerichtet. Dabei nahm er eine Semmel in die Hand und sagte: So rein und unschuldig als die Semmel wäre auch er, und so gewiß er unschuldig gerichtet würde, so gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblick untergehen, wo sein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden ersten gewisse körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haselruthe fände, die in einem Schosse sieben Fuß hoch gewachsen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewendet werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblick, wo des Werkführers Kopf fiel, soll aber in der Hütte ein Mann (welcher die Erscheinung des Werkführers war) gestanden und das Triebrad mit einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Wasser, wie es noch jetzt zu sehen ist, und soll von dem versunkenen Räderwerke die Rädersee heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann sollen hineingetaucht und auf ein Gebäude gestoßen sein, der Hallore auch einen Ring von einem Eimer mit emporgebracht haben, aber selbst für tausend Thaler wollte Keiner zum zweiten Male hinein, denn sie wurden unten von Geistern gepeinigt. Der Hallore brachte auch eine Kachel mit herauf. Was die Ruthe anlangt, so soll sie im alten Stolberg von Graf Joseph gefunden eine Hagedornruthe sein und in der Rüstkammer stehen. Er brauchte nur damit auf das Wasser zu schlagen und Alles hätte in alter Pracht wieder dagestanden.

554) Warum in Rodishayn kein Feuer auskommt. [1])

In Rodishayn, welches früher ein Kloster gewesen sein soll, war eine Hebamme, bei der klopfte es Abends nach 10 Uhr. Da stand eine Kutsche mit vier Schimmeln vor der Thür, sie mußte sich in die Kutsche setzen und die vier Schimmel fuhren in die Räder-See wie auf einer Straße. Unten in der Räder-See fanden sie mehrere Familien (Hütten- oder Bergleute, die das Geschäft der frühern Bergleute unterirdisch fortsetzten), auch eine Wöchnerin. Es ward ein Knabe geboren. Die Hebamme mußte sich drei Tage aufhalten, wurde reich beschenkt und es ward ihr versprochen, so lange Rodishayn stände, solle dort keine Feuersbrunst sein. Man sagt auch, daß deshalb hier keine Feuerspritze gehalten werde.

555) Der Name von Wernigerode. [2])

Vor alter Zeit haben auf dem Schloß zu Wernigerode drei Brüder gehaust, deren einer Wolfgang geheißen, die sind Raubgrafen gewesen und in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet worden. Nun gingen sie aber gewöhnlich roth gekleidet, so daß es bald eine allgemeine Rede im Lande

[1]) S. Pröhle S. 166.
[2]) S. Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848. S. 175.

wurde, wenn einer in jene Gegend gehen wollte, daß man ihm sagte: „Ik werne jü vör de roden", und daraus ist allmälig der Name Wernigerode entstanden. Das Wernigeroder Schloß hat übrigens nicht immer an seiner jetzigen Stelle gestanden, sondern ehemals befand es sich auf dem Kapitelsberg, von wo es jedoch in einer Nacht auf den jetzigen Schloßberg fortgerückt ist und darum nennen sich auch die Grafen mit ihrem vollen Namen Wernigerode-Rockefort oder Rutschefort.

556) Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathhauses.[1])

Zwei Schwestern, so wird erzählt, erbauten Wernigerode, zuerst das Westernthor und die Westernstraße. Ueber dem Westernthore erbauten sie auch den Thurm, darin wohnten sie, denn sie hatten eine große Furcht, daß der Feind käme, der damals noch mit Flitzbogen schoß und dem Thurme nichts anhaben konnte. Sie schauten aber von ihrem Thurme weit ins Land und was sie bedurften, ward an einer Winde, woran ein Kasten war, heraufgezogen, denn sie hatten unten eine Frau stehen, die für sie einkaufen mußte. Damals waren die Preise ganz gering, für vier Groschen kaufte man einen Scheffel Roggen und das Arbeitslohn betrug nur zwei Pfennige. Beide Schwestern sind auf dem Westernthorthurme gestorben und dort verfault, das Seil aber, das mitten im Thurme herunterging, war noch lange zu sehen. Nachher war ein Kuhhirt auf dem Felde und rodete mit seinem Stocke eine ganze Braupfanne voll Gold heraus. Da erbaute er das Rathhaus. Er soll auch oben am Rathhause mit Hund und Horn abgebildet sein.

557) Der spukende Schimmel vom Wernigeroder Rathhause.[2])

Einstmals ließ der Bürgermeister in Wernigerode einem Fuhrmann ein Pferd abpfänden, gleich darauf kam jedoch die Unrechtmäßigkeit der Pfändung an den Tag. Der Bürgermeister ließ aber das Pferd, anstatt es zurückzugeben, nun sogleich todtschlagen. Der Fuhrmann machte kurzen Prozeß mit dem Bürgermeister und sagte: „Ich wünsche, daß mein Pferd Ihnen auf ewig den Besuch abstattet." Hiernach stand einstmals ein Mann auf Posten vor der (alten) Post des Nachts von 12—2 Uhr. Auf einmal ist ein Schimmelpferd ohne Kopf von dem Rathhause herausgekommen, ist über den Markt weggegangen, in der Heidegasse nieder und neben dem sogenannten Klarenloche in dem Heidemühlengraben heruntergegangen und unter der Stadtmauer durch bis auf den Kirchhof, von da denselben Weg wieder zurück und der Posten hat es hin und her verfolgt. Auf dem Rückwege ist es zwei Menschen begegnet, vor denen hat sich das Schimmelpferd hoch gebäumt, als wollte es die beiden Menschen niederhacken; diese haben sich aber so erschrocken, daß sie zur Erde gesunken sind, dann sind sie zu Hause gegangen und am andern Morgen haben beide Menschen dicke Köpfe gehabt und einer davon ist kurz darauf gestorben. Das Schimmelpferd hat aber mancher Mensch am sogenannten Wasser- oder Mühlenkulke watscheln sehen, darum heißt es immer noch: Auf dem Mühlenkulke spukt das Pferd ohne Kopf.

[1]) S. Pröhle S. 63.
[2]) S. Pröhle S. 64.

558) Die spukende Frau im Wernigerader Waisenhause. [1])

Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Diese setzte sie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waisenhaus, welches dann abbrannte und an dessen Stelle jetzt das Haus des Kaufmanns Ludwig Meyer steht. Zu der Zeit aber war eine große Theuerung, den Waisenkindern wurde das Brod sehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einst gemeinsam ein Brod und darum schlugen sie sich einander todt. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um sich nicht zu verrathen, trotz ihres Reichthums nicht gewagt, ihnen beizuspringen. Als sie den Mord erfuhr, grämte sie sich zu Tode, und soll noch immer in dem alten Waisenhause, das früher ein Kloster gewesen sein soll, gespukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben soll in dem alten Waisenhause immer noch zu sehen gewesen sein.

559) Das Walfischgerippe am Schlosse in Wernigerode. [2])

Bei einer großen Wasserfluth zeigte sich ein Walfisch unweit des Schlosses von Wernigerode. Die Schiffsleute berichteten dem Grafen von Wernigerode, daß der Walfisch sein Schloß sammt ihm selbst verschlingen werde; zur Vertilgung dieses Ungeheuers möchten seine Leute ein starkes Seil mit einem Widerhaken aus dem Schloßfenster lassen und ein großes Stück Fleisch an den Haken hängen, so würde der Walfisch das Fleisch mit dem Haken verschlingen; alsdann sollten sie das Seil heraufziehen und den Walfisch an dem Mauerwerke verhungern lassen, danach würde das Wasser verschwinden und zum Wahrzeichen würde die Walfischrippe auf ewig an dem Wernigeroder Schlosse zu finden sein.

560) Das Fegeweib zu Wernigerode. [3])

Es war einst ein junger Bursche in Wernigerode, der wohnte auf der Heide; derselbe hatte eine Braut, die diente auf der Burgstraße. Eines Abends ging er hin zu seiner Braut nach der Burgstraße, er hatte sich bis 11 Uhr bei ihr aufgehalten, als er von ihr wegging, und kam unten auf die Burgstraße vor das P'sche Haus, da fegte eine weiße Gestalt vor der Hausthür mit einem Besen. Weil das ihm auffallend war, so fragte er: „Was soll denn das bedeuten, daß hier bei Nachtzeit noch die Thür gefegt wird? Man kann doch keinen Staub sehen.“ Darauf anwortete die weiße Gestalt: „Ich bin ein Geist und so rein wie ich die Straße diese Nacht fege, so rein wird über's Jahr die Straße von Häusern sein; denn es wird eine große Feuersbrunst ausbrechen, da werden die ganzen Häuser auf dieser Straße abbrennen“, was denn auch wirklich geschehen ist. Doch soll der alte Graf (Christian Ernst) das Feuer besprochen haben, daß dasselbe nicht hat können ordentlich auswüthen. So sind denn noch einige Häuser auf der Burgstraße stehen geblieben, aber das Feuer hat ordentlich laut gebrüllt, und hinter dem alten Graf ist die Flamme immer so rasch durchgeschlagen, wie er auf seinem Pferde zur Straße herauf galoppirt hat.

---

[1]) S. Pröhle S. 65.
[2]) S. Pröhle S. 68.
[3]) S. Pröhle S. 66.

561) Spuk bei Wernigerode.[1])

In Naſcherode bei Wernigerode erzählt man, daß alle Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr ein Wagen mit zwei oder, wie Andere ſagen, mit vier Pferden beſpannt, vom Burgthor herab bis zur Naſcheroder Kirche fährt und dort verſchwindet. In dem Wagen aber ſitzt eine Dame ohne Kopf und die Pferde ſind gleichfalls kopflos.

In Haſſerode läßt ſich gleichfalls allnächtlich ein Reiter auf einem Schimmel ohne Kopf ſehen.

Unweit Charlottenthal bei Wernigerode ſteht eine alte Warte, in der ſpukt's gewaltig; denn darin iſt ein Paſtor Namens Reckhart gebannt, der ſpukte ehemals an einer andern Stelle, aber da hat ihn ein Geiſterbanner in einen Sack geſteckt und hierher getragen und da kann er nun nicht fort.[2]) Wenn früher der Nachfolger des Paſtors Reckhart an der Neuſtädter Kirche vor den Altar kam, ſo war Reckhart ſchon da, kam er auf die Kanzel, ſo war er auch ſchon dort. Da wurde eines Abends dem Thorwart am Johannisthore geſagt, er ſolle in der Nacht das Thor offen laſſen, denn es werde eine Kutſche kommen, die ſolle er aber nicht anhalten. Um 12 Uhr kam eine Kutſche mit zwei Pferden, die ſchäumten ſo, daß ſie vor Schaum ausſahen wie zwei Schimmel. Darin ſaßen zwei Mönche im Ornat und Reckhart in der Mitte. So wurde er gefahren bis hinter Charlottenthal und dort in die alte Warte gebannt, wo er die Reiſenden auf dem Wege verführte.

562) Die Sagen vom Kapellenfleck bei Braunlage.[3])

In der Nähe von Braunlage ſtand früher eine Burg, deren Namen aber jetzt Niemand mehr weiß; deren Beſitzer war nach Paläſtina gezogen und hatte daſelbſt ſeine Tochter Luitgarde zurückgelaſſen. Während der Abweſenheit des Ritters hatte dieſelbe ſich mit dem Ritter Siegbodo von Scharzfels, dem nachherigen Stammvater der neuern Scharzfels'ſchen und Lutterbergiſchen Grafen, verlobt (um 1130), allein eines Nachts ſtand einmal die Burg auf allen Seiten in Flammen, ein paar Pilger, die zufällig in ſelbiger Nacht eine Herberge im Schloſſe gefunden hatten und eifrig für die Rettung deſſelben bemüht waren, hatten ſich erboten, das Fräulein in das nächſte Dorf zu führen, aber ſeit dieſer Zeit war jede Spur von ihr verloren und allgemein war die Muthmaßung, daß freche Räuber ſich dieſes Mittels bedient hatten, um ſie in der herrſchenden Verwirrung zu entführen. Siegbodo hatte bereits die Hälfte des deutſchen Reichs durchzogen, um nach der verſchwundenen Geliebten zu forſchen, allein er hatte keine Spur von ihr angetroffen. Da kehrte ihr Vater nach zehnjähriger Abweſenheit zurück und fand ſeine Burg in Trümmern, ſowie ſeine Tochter entführt. Seine Knappen hatten unterdeſſen bei ſeinem zukünftigen Schwiegerſohn auf Scharzfels ein Unterkommen gefunden.

Indeſſen durchſuchten Luitgardens Vater und Bräutigam die wüſte Stätte,

---

1) Nach Kuhn und Schwarz S. 176.
2) S. Pröhle S. 73.
3) S. Pröhle S. 152. cf. Sagen und Geſchichten aus der Vorzeit des Harzes. Halberſtadt 1847. S. 391 ꝛc.

wo einst die Burg gestanden, immer wieder von Neuem, um doch vielleicht noch irgendwo Spuren von der Verstorbenen zu finden, und so begab es sich eines Tages, daß sie, als sie unverrichteter Sache den Ort verließen, durch den Wald ein Glöcklein klingen hörten. Dies war das Glöcklein der Kapelle St. Maria im Walde, welche zwischen den Ortschaften Braunlage und Wieda lag, welche damals noch ohne Kirche waren, weshalb die Einwohner in jener Kapelle ihre Andacht verrichteten. Sie beschlossen also auch dahin zu gehen und ihr Herz zu Gott zu erheben. Zwar war die Kapelle von vielem Volk umlagert, denn am andern Tage sollte der Abt von Walkenried daselbst Messe lesen und eine große Menge Wallfahrer war bereits dorthin zusammengeströmt und hatte sich um dieselbe gelagert, um gleich am andern Morgen bei der Hand zu sein. Die Kapelle selbst aber war leer und der trostlose Greis warf sich vor dem Muttergottesbilde darin nieder und flehte die heil. Jungfrau um ihren Beistand an, daß es ihm gelingen möge, seine verlorene Tochter wiederzufinden. Wer aber beschreibt sein freudiges Erstaunen, als das Bild sich zu dem Weinenden herabneigte und mit sanfter Stimme zu reden begann: „Sei getrost, Du Tiefbetrübter, ich will Deine Thränen stillen. Deine Tochter lebt, aber sie wird von Ruchlosen gefangen gehalten, die sich Diener Gottes nennen, aber nur die Knechte ihrer Lüste sind. Berthold, der Abt von Walkenried, derselbe, dessen Nähe morgen meinen Altar entheiligt, hat den Raub begangen. Sie schmachtet in dem Kerker seines Klosters. Eilet dahin! ich will mit Euch sein und Euch helfen. Aber wenn Euch die Rettung gelungen ist, dann sei Eure erste Pflicht, den gottlosen Abt zu strafen." Ihre Züge, die sich während ihrer Rede sanft verklärt hatten, wurden wieder zu Stein, und die beiden Ritter eilten mit beflügelten Schritten nach Walkenried. Es war tiefe Nacht, als sie ankamen. Alles schien im Kloster in tiefem Schlummer zu liegen, dennoch aber fanden sie zu ihrem Erstaunen das Thor weit geöffnet. Sie traten ein und standen in dem finstern Kreuzgange. Da sahen sie auf einmal, wie an dem Ende desselben ein Licht sichtbar ward, es kam näher und näher und ein Mann mit einem schweren Schlüsselbunde, eine Kerze in der Hand, ging ohne sie zu bemerken an ihnen vorüber. Sie folgten leise. Jetzt rasselten die Schlüssel an einer eisenbeschlagenen Thür, diese öffnete sich und der Mann trat hinein. Es war ein Vertrauter des Abts, der der Gefangenen allnächtlich Speise und Trank brachte. Die aufmerksamen Beobachter hörten, wie er ihr drohte, es sei dies das letzte Mal, wo er ihr Speise bringe; wenn sie sich dem Willen des Abtes nicht fügen wolle, werde man sie verhungern lassen. Kaum waren jedoch diese Worte über seine Zunge, als ein Paar kräftige Arme ihn umschlangen; in demselben Augenblick lag er am Boden, der Mund ward ihm verstopft und er an Händen und Füßen geknebelt. Schnell ergriffen die Ritter die Jungfrau, eilten mit ihr durch das noch offenstehende Thor und brachten sie auf Scharzfels in Sicherheit.

Kaum war aber der Morgen angebrochen, so eilten sie auf schnellen Rossen wieder zu der Kapelle Maria im Walde. Dort stand der Abt Berthold im höchsten priesterlichen Schmuck vor dem Altar und las die heilige Messe; auf seinem Haupte prangte die Mitra und an seiner Seite lehnte der Krummstab, welche bischöfliche Insignien den Walkenrieder Aebten zu führen vergönnt war. Als nun die feierliche Handlung beendigt war, wogte die

Menge wieder hinaus zu den Zelten und Buden, welche rings um den Wallfahrtsort, wie es damals Sitte war, aufgeschlagen waren. Schon schickte sich der Abt an, die für ihn bereitstehende Sänfte zu besteigen und den Ort zu verlassen, da traten die beiden Ritter vor ihn hin und forderten Rechenschaft von ihm, warum er die Burg des Abwesenden zerstört und die Jungfrau gefangen gehalten habe. Der Abt verrieth durch sein Erblassen seine Schuld, allein trotzig und frech trat er ihnen entgegen, leugnete keck Alles und drohte ihnen mit seiner Rache. Da riß Siegbodo voller Zorn sein Schwert aus der Scheide und rief: „Glaubst Du hier uns gegenüber ebenso leichten Kaufs durchzukommen, als gegen die Söhne Deines Bruders, die Du um ihr Erbe gebracht hast? (Berthold war nämlich ein geborener Graf von Klettenberg und hatte seinen Bruder Albrecht vermocht, nach Palästina zu ziehen, vorher aber seine Güter dem Kloster Walkenried zu vermachen, welches die zwei Söhne Albrechts, Albrecht und Konrad, jeden mit 4 Pfund Silbers abfand.) Die heilige Jungfrau selbst hat uns Dein Verbrechen enthüllt und uns das Rächeramt gegen Dich übertragen.“ Da rief der Abt mit lauter Stimme die noch zahlreich versammelten Wallfahrer zu Hilfe, und da diese wohl die drohenden Geberden der Ritter gegen einen Priester im geistlichen Ornate sahen, den wahren Grund aber nicht wußten, so drängten sie sich sofort drohend um dieselben und es fehlte nur noch die Aufforderung des Abtes und es wäre um sie geschehen gewesen. Wohl wußte der Abt die günstige Lage zu benutzen und so rief er denn: „Ihr Alle seid Zeugen gewesen, daß diese zwei Sinnlosen den unerhörten Frevel begangen, das Schwert gegen einen Diener des Herrn zu zücken. Darum sollt Ihr auch Alle Zeugen sein, wie ich gegen diese Ruchlosen denselben Fluch ausspreche, den einst die fromme Adelheid, die Stifterin unseres Klosters, über unsere Widersacher verhängte. Derselbe lautet aber so: Ich verfluche Euch, daß Euer Name vertilget sei aus dem Buche des Lebens! Seid unterworfen allen Plagen, mit denen Gott den Pharao verfolget. Seid verflucht in Eurer Behausung, daß niemals ein Gerechter bei Euch wohne. Gott werfe Euch aus Eurem Eigenthume und gebe es Euren Feinden, Euer Theil aber sei bei dem Verräther Judas und Euere Ruhestätte bei Dathan und Abiram, Euere Aecker sollen werden wie Sodom und das schwefliche Feuer verderbe Euer Haus wie Gomorra. Verflucht sei der Himmel über Euch und die Erde, auf welcher Ihr gehet. Der Herr verfolge Euch mit seinen Blitzen und verderbe Euch mit Feuer und Schwefel. Die Luft schicke viele Legionen Teufel über Euch aus, die Euch peinigen, während Ihr in Nacktheit und Kälte umherirrt. Ihr sollt verflucht sein vom Fuße bis aufs Haupt und Euere Eingeweide ausschütten wie Judas, daß Euch die Würmer mit Gestank verzehren. Euere Leichname werden von Raben verzehrt, Euer Gedächtniß sei von der Erde vertilgt. Verflucht seien alle Euere Werke, verflucht jede Stätte, wo Ihr aus- und eingehet. Euer Tod sei der Tod eines Hundes und wer Euch begräbt, sei verflucht. Verflucht sei die Erde, die Euere Gebeine aufnimmt und so Ihr nicht Buße thut, sollt Ihr bleiben in Ewigkeit bei Satan und seinen Teufeln und seinen höllischen Flammen. Amen.“

Während dieses Fluches, der wörtlich derselbe ist, den einst die Stifterin von Walkenried, Adelheid von Klettenberg, über die künftigen Feinde des Klosters aussprach, herrschte eine Todtenstille in der ganzen Versammlung,

kaum aber waren die letzten Worte verklungen, so stürzten Alle auf die zwei Ritter los, die freilich ihre Schwerter zogen und sich für den Augenblick damit ihre Feinde vom Leibe hielten. Allein lange hätten sie nicht widerstehen können, namentlich weil der Abt Jedem Ablaß seiner Sünden verhieß, der dazu beitragen werde, die Frevler lebendig zu fangen. Da fiel das Auge des Greises auf das Bild der heil. Jungfrau und laut rief er in seiner Noth: „Maria, Maria, heilige Mutter Gottes stehe uns bei!" Alsbald rollte es wie Erdbeben durch das Kirchlein, ein furchtbarer Donnerschlag lähmte alle Anwesenden, ein strahlender Glanz erfüllte die Kapelle; er strahlte wider vom Haupte der heil. Jungfrau, die von ihrem Gestell herabtrat und die eine Hand schützend über die Ritter breitete, während sie die andere drohend nach dem erbleichenden Abte und der niederstürzenden Menge streckte: „Genug des Frevels!" tönte ernst und streng ihre Stimme. „Habt Ihr vergessen, daß da geschrieben steht: mein Haus ist ein Bethaus, Ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube! Aufgeweckt ist die Rache des Himmels, zu Ende Deine Macht, Heuchler, der Du die Würde Deines Amtes und meinen Altar lang genug geschändet hast! Betet, Ihr Ruchlosen, Euer letztes Stündlein ist gekommen! Wer aber sich schuldlos weiß, der folge mir; denn über die Schuldigen soll hier Gottes Strafgericht ergehen." Damit schwebte sie durch die lautlose Menge aus der Thür der Kapelle, den beiden Rittern winkend, die ihr folgten. Einige Andere noch, die sich reines Herzens wußten, folgten ihr ebenfalls. Die Meisten aber, wenn sie auch die Absicht hatten, sich zu erheben, blieben wie angefesselt liegen. Als aber St. Maria und die ihr gefolgt draußen angekommen waren, streckte sie die Hand zurück nach der Kapelle und aufs Neue tönte es wie Donner, rollte es wie Erdbeben und weithin öffnete sich der Boden, in dessen Oeffnung in wenigen Augenblicken die Kapelle sammt den Zelten, die sie umgaben, und sammt den Menschen, die sie erfüllten, spurlos versank. Noch ein lautes verworrenes Geheul erscholl aus der Tiefe, dann schloß sich der Erdboden wieder darüber.

Die heil. Jungfrau aber wanderte mit den Geretteten eine Strecke fort, bis auf den Gipfel des höchsten Berges, da blieb sie stehen und mit Erstaunen sah ihre Umgebung, daß statt der lebenden Maria jetzt wieder nur ihr Bild, das vordem in der Kapelle gestanden hatte, unter ihnen weilte. Da bauten sie statt der versunkenen Kapelle „Mariä im Walde" eine neue auf der Stätte, wo das Bild sich nun befand, und der Graf Siegbodo dotirte sie mit dem ganzen Walde ringsum; das ist die Kapelle „Mariä auf dem Berge", bei welcher späterhin das Dorf Hohengeiß entstand.

Da aber, wo die alte Kapelle Maria im Walde mit dem verbrecherischen Abte und der ruchlosen Menge versunken ist, herrscht seit der Zeit ein unheimliches gespenstiges Walten. Da hören die Vorübergehenden zur Nachtzeit Glockengeläute und Chorgesang oder wildes Tosen wie das Gewühl eines wüsten Gelages. Es huschen Gestalten in der Dunkelheit an dem Wanderer vorüber und graue Mönche stehen spukhaft am Wege und erschrecken den Arglosen.

So kam einst ein Bergmann Nachts zur Schichtzeit aus der Grube heim und nicht weit von dem Kapellenfleck vorüber. Er wohnte noch nicht lange in der Gegend und wußte deshalb noch nichts von dem, was hier vorgefallen war. Als er nun Glöckchen in der Nähe schellen hörte, schloß er, es müsse

eine Kirche dort stehen, und weil er ein frommer gottesfürchtiger Mann war, beschloß er dort sein Gebet zu verrichten; er ging also dem Schalle nach und langte bei einer Kapelle an, die von gar mannigfachen Zelten und von einer lauten Volksmenge umgeben war. Da gab es vielerlei zu kaufen und zu schmausen, aber der Bergmann hielt sich dabei nicht auf, sondern legte seine Axt wie auch Schlägel und Eisen auf die Schwelle des Kirchleins, setzte sein Grubenlicht daneben und trat andächtig hinein. Während er aber in sein Gebet versunken war, hatte einer der außen sich Herumtummelnden heimlich die Geräthschaften des Bergmanns weggenommen und dieser fand sie nicht wieder und begann zu klagen und zu jammern; denn er war ein armer Mann und der Wochenlohn, den er bei sich trug, war nöthig, um Frau und Kinder zu ernähren, und wollte er sich davon die Geräthschaften wieder kaufen, so mußten jene darben. Wie er aber so klagte und sich erbärmlich geberdete, sammelte sich die Menge um ihn und lachte ihn aus und verspottete den Armen, ohne daß ihm einer die Geräthschaften wieder zurückgegeben hätte. Was wollte er thun? Wohl oder übel, er mußte sein Wochenlohn daran wenden, sich wieder mit dem Arbeitszeuge zu versehen, und trat vor eins der Zelte, was ihm fehlte, zu erhandeln. Darauf gab er mit einem schweren Seufzer seinen Wochenlohn hin, erhielt eine Hand voll blanker Pfennige darauf zurück, nahm die erkauften Werkzeuge und ging mit schwerem Herzen von dannen, unterwegs überlegend, wovon nun Weib und Kinder leben sollten.

Die Kinder hüpften ihm wie immer bei seinem Eintritt entgegen, und obwohl er ein verdrießliches Gesicht zog, hingen sie sich doch liebkosend an ihn, und sein Weib trug die warme Wassersuppe auf den Tisch und bat ihn liebevoll, sich nun zu pflegen. Da fing er fast an zu weinen vor Traurigkeit, daß die lieben Geschöpfe nun eine Woche lang hungern sollten wegen seiner Unachtsamkeit und er erzählte, was ihm begegnet sei. Als er aber dabei die neuen Werkzeuge hervorlangte, sie zu zeigen, da fuhren alle mit einem freudigen Schreck in die Höhe, denn Axt und Hammer und Eisen mit sammt dem Grubenlichte waren eitel gediegenes Gold; ebenso die Pfennige, die der Bergmann zurückerhalten hatte. So groß vorher der Kummer gewesen war, so groß war nun die Freude und die ganze Familie stimmte ein Danklied an, daß der Himmel ein solches Wunder an ihnen gethan, sie aus der Armuth zu erlösen. — Auf dieselbe Weise kaufte einmal dort ein Landmann goldene Striegeln und Kandaren.

Ein ander Mal kamen drei Räuber in tiefer Nacht des Weges, mit reicher Beute beladen, die sie bei der Plünderung des Försterhauses zu Bektessem (Benneckenstein) davongetragen hatten. Der kostbarste Theil der Beute war jedoch das junge Weib des Försters, auf welches der Anführer der Räuber es vorzüglich abgesehen hatte, weshalb er alles übrige Geraubte seinen Kumpanen überließ und sich allein mit der reizenden weiblichen Bürde belud, die halb ohnmächtig in seinen Armen hing und vergebens sich gegen das Fortschleppen sträubte. Wie nun die Räuber ihrem sichern Versteck in einer Felsenhöhle des ungangbaren Waldes zueilten, hörten sie in der Nähe Glockenklang, und wie sie aufmerksam auf diese Klänge lauschten, vernahmen sie zugleich ein fröhliches Singen und lautes Jubeln, und schlichen näher, zu sehen, woher es käme. Sie fanden eine ihnen unbekannte Kapelle mit sammt den Trinkzelten und Verkaufsbuden, umringt von einer Menge

Menschen in alterthümlicher Kleidung, mit langen Bärten und von seltsamen Aeußern. Die jubelten und zechten und sangen, daß es weit hinein in die Nacht schallte, also daß dem Anführer der Räuber, der ein wüster Gesell war, das wilde Treiben gefiel und er sich nicht enthalten konnte, an dem Saufgelage Theil zu nehmen. Er übergab darum das junge Weib der Obhut seiner Gesellen und mischte sich unter das lustige Volk und trank und schmauste, daß er seine beiden Gefährten bald vergaß. Die standen indeß und blickten finster auf den langen Jubel und sprachen unmuthig: „Da sitzt er und zecht und wir müssen hier trocken stehen und haben das leere Zusehen. Wir wollen das Weiblein binden, daß sie nicht fliehen kann, um uns einen Augenblick in dem nächsten Zelte zu vergnügen. Wir können ja doch immer unsere Gefangene im Auge behalten." Also banden sie die junge Frau an einen Baum und legten die geraubten Sachen daneben; dann gingen sie in's nächste Zelt und fingen an zu zechen und zu jubeln, so daß ihnen das Leben dort gar wohl behagte; und sie saßen, indem sie von Zeit zu Zeit nach der Gebundenen sahen, wohl eine Stunde lang; da meinten sie, es sei Zeit zum Aufbruch und gaben dem Anführer einen Wink, er möge kommen. Der setzte noch einmal den vollen Humpen an, um ihn zum letzten Mal zu leeren, da in demselben Augenblicke schlug die Uhr der Kapelle Eins und zugleich schwieg das Glockengeläute, verstummte das Gewühl rings herum und ohne daß die Räuber der unheimlichen Stätte entfliehen konnten, hatte sich die Erde geöffnet und in ihren Schooß Kapelle und Zelte und Trinkgenossen mit sammt den Räubern verschlungen. Die Gebundene aber, nebst dem übrigen Raube, wurde am andern Morgen gefunden, als der Förster, der während der Plünderung seines Hauses nicht daheim gewesen war, mit seinen Jägern die Gegend durchsuchte, und von ihr erfuhr man die seltsame Geschichte.

Auf jenem Kapellenflecke ist ein Born. Ein Köhlerjunge sollte die Pferde suchen. Als er bei den Born kam, schwamm darauf eine große Glocke, die war ihm bescheert. Sie kam, daß er sie greifen konnte und er trug sie nach der Köthe. Sein Meister verlangte aber, er sollte sie wieder hintragen; das geschah auch, da that sie einen Kling, daß der Junge taub wurde. Nachher ist sie nicht wieder zum Vorschein gekommen.

563) Die Sage von der Roß-Trappe und Kreipfuhl. [1])

Dieser wunderseltsame Felsen liegt in dem Unterharz und nicht fern von dem Dorfe Thal. Will man dorthin kommen, so geht man zuerst durch ein buschiges und an etlichen Orten steiniges Gebirge, die Fall-Ente genannt, ohngefähr anderthalb Stunden lang, dann gelangt man an zwei Felsen, die zwar in etwas von einander liegen, doch aber von einem niedrigen Querfelsen dergestalt an einander gewachsen sind, daß derjenige, welcher nicht mit Schwindel behaftet ist, ohne Gefahr über denselben gehen und also von einem Felsen auf den andern kommen kann. Unter vorgedachten Felsen ist nun einer, welcher zwar überaus hoch, scharf und spitzig, doch aber oben etwas breit ist, darauf sieht man eine sehr große Pferde- oder Roßtrappe, welche meistentheils voll Wasser ist. Dieses Zeichen ist der Grund, daß der Felsen selbst die Roßtrappe genannt wird. Woher aber dieses Hufeisen-Zeichen

[1]) Nach Behrens, Hercynia Curiosa S. 130. cf. S. 120.

entstanden sei, darüber sind zweierlei Meinungen. Denn Einige halten es für ein natürliches Werk, Andere aber sind derselben Meinung wie die gemeinen Leute dieser Gegend, welche davon erzählen, wie vor Alters ein König auf einem da herum gelegenen alten Schlosse gewohnt, der eine sehr schöne Tochter gehabt, welche einstmals ein Verliebter durch Hilfe der schwarzen Kunst entführen wollte, wobei es sich zugetragen, daß das Pferd mit einem Fuße auf diesen Felsen gesprungen und mit dem Hufeisen dieses Wahrzeichen eingeschlagen habe. Andere sagen aber, es hätte einst eines Hünenkönigs Tochter eine Wette angestellt, mit ihrem Pferde an gedachtem Orte dreimal von einem Felsen zum andern zu springen, welches sie zwei Mal glücklich verrichtet hätte, zum dritten Male sei aber das Roß rückwärts übergeschlagen und mit ihr in den sogenannten Cresul oder Kretpfuhl (d. h. Teufelspfuhl) gestürzt, worin sie sich auch noch befinde, maßen solche einstmals von einem Taucher, Einigen zu Gefallen, um ein Trinkgeld soweit außer Wasser gebracht worden, daß man etwas von der Krone sehen können; als aber derselbe solches zum dritten Male thun sollen, hätte er anfänglich nicht daran gewollt, endlich aber dasselbe gewagt und dabei vermeldet, daß, wenn aus dem Wasser ein Blutstrahl aufstiege, er alsdann von der Jungfrau umgebracht sein würde und die Zuschauer geschwinde davoneilen möchten, sonst sie ebenfalls in Lebensgefahr kämen, welches Alles dann vorbesagter Maßen erfolgt ist.

Nach einer andern Volkssage [1]) wäre vor mehreren tausend Jahren das ganze große Land rings um den Harz her von Riesen bewohnt gewesen, welche Heiden waren und Zauberer, die keine andere Freude kannten als Raub, Mord und Gewaltthat. In dem Böhmer Walde hauste zu dieser Zeit ein Riese, Bohdo genannt, ungeheuer groß und stark; vor ihm krümmten sich alle Riesen in Böhmen und Franken, aber die Königstochter vom Riesengebirge, Emma genannt, vermochte er nicht zur Liebe zu zwingen. Hier half nicht Stärke, nicht List, denn sie stand mit einem mächtigen Geist im Bunde. Einst sah Bohdo seine Geliebte jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich sein Roß, das meilenlange Fluren in Minuten übersprang, und eilte ihr schneller wie ein Habicht nach. Fast hätte er sie erreicht, ehe sie es merkte, daß ihr Feind sich nahe. Doch als sie ihn zwei Meilen von sich erkannte, wie er als Schild die Thorflügel eines zerstörten Städtleins vor sich herhielt, da wandte sie schnell ihr Roß. Und es flog, von ihren Sporen getrieben, von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, durch Thäler und Moräste und Wälder, daß von dem Hufschlag getroffen die Buchen und Eichen umherstoben wie Stoppeln. So flog sie durch das Thüringer Land und kam in die Gebirge des Harzes. Oft hörte sie, einige Meilen hinter sich, das Schnauben von Bohdo's Roß und jagte dann den nimmer müden Zelter zu neuen Sprüngen auf. Jetzt stand ihr Roß sich verschnaufend auf dem furchtbaren Fels, der von dem Jubeltanz des Bösen der Teufelstanzplatz heißt. Zitternd blickte die Reiterin und schaudernd ihr Roß in die Tiefe. Denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht wie ein Thurm die Felsenmauer herab

[1]) Bei Otmar S. 181 ꝛc. Romantisch behandelt in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 198 ꝛc. Daselbst ist auch S. 209 ꝛc. eine ganz verschiedene Sage über die Entstehung des Namens Bode und die Ursache von deren Vereinigung mit der Holzemme (in Versen) mitgetheilt.

zum grausenden Abgrund. Tief unter sich hörte sie das dumpfe Rauschen des Stromes, der sich hier in einem furchtbaren Wirbel dreht. Der entgegenstehende Fels auf der andern Seite des Abgrundes schien ihr noch weiter entfernt als der Strudel und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß ihres Rosses. Da stand sie staunend und zweifelnd; hinter sich dachte sie den Feind, den sie ärger haßte als den Tod, und vor sich sah sie den Abgrund, der seinen Rachen weit gegen sie aufthat. Da hörte sie von Neuem das Schnauben von Bohdo's keuchendem Roß. In der Angst ihres Herzens rief sie die Geister ihrer Väter um Hilfe und ohne Besinnung drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang! sprang über den tausendfüßigen Abgrund weg, erreichte glücklich die spitze Klippe und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die stiebenden Funken wie Blitze durch das ganze Land umherflogen. Das ist die Roßtrappe; die Länge der Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwaschen. Sie war gerettet, aber die centnerschwere goldene Krone der Königstochter fiel während des Sprungs des Pferdes von ihrem Kopfe herab in die Tiefe. Bohdo, der nur die Jungfrau sah, aber nicht den Abgrund, sprang der Fliehenden nach mit seinem Streitroß und stürzte in den Strudel des Stromes, dem er seinen Namen, Bode, gab. Hier verwandelt in einen schwarzen Hund, bewacht er die goldene Krone der Prinzessin, daß kein Golddurstiger sie hervorhole aus dem wirbelnden Schlunde. Ein Taucher wagte dies einst unter großen Versprechungen. Er stieg in die Tiefe hinab, fand die Krone und hob sie in die Höhe, daß das zahllos versammelte Volk schon die goldenen Spitzen sah. Aber zweimal entstürzte die schwere Krone seinen Händen, das Volk rief ihm zu, noch einmal hinabzusteigen, er that es, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nicht wieder herauf.

Schüchtern und grausend naht sich noch jetzt der Wanderer der Schlucht, denn sie deckt schwarze Nacht. Die Stille des Todes schwebt über dem Abgrunde, kein Vogel fliegt über ihn hin, und in der Mitte der Nacht hört man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des Heiden. Noch jetzt heißt der Strudel, wo der Hund die goldene Krone bewacht, der Kretpfuhl, und der Fels, wo die Königstochter die Hilfe der Geister der Hölle erflehte, des Teufels Tanzplatz.

564) Die Sage von der Steklenburg.[1])

An der Mitternachtseite des Harzgebirges, zwei Stunden von Quedlinburg, liegen noch heute die Ruinen der alten Steklenburg, aus Mauerfragmenten und einem alten morschen Thurme bestehend. Die Besitzer derselben waren dem Stifte Quedlinburg zinspflichtig, allein im Jahre 1211 suchte sich einer derselben dieser Verpflichtung zu entziehen. Da er auf gütlichem Wege die Entrichtung des Zinses verweigerte, that ihn der Bischof von Halberstadt in den Bann, aber er ließ sich das wenig kümmern, zahlte ihn nicht und lebte nach seiner Weise fort, weil er sich hinter seinen starken Mauern sicher wußte. Alle Ermahnungen seiner frommen Gemahlin und

[1]) S. Gottschalk, Ritterburgen Bd. V. S. 273 ꝛc. Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. III. S. 157.

seines Burgkaplans fruchteten nichts. So saß er einst mit Letzterem beim Essen, spottete des Bannes und leerte sogar einen Becher Wein auf die Gesundheit des Halberstädter Bischofs, da strafte den wilden Mann die rächende Hand des Himmels: todt fiel er zur Erde. Nach einer alten Chronik ist die Begebenheit im Jahre 1204 geschehen, der Ritter von Steklenburg in einer wüsten Kirche begraben worden und seine Frau und Kinder ihm bald darauf von der Pest weggerafft gefolgt.[1])

565) Die Sage von der Lauenburg.[2])

Nahe bei der Steklenburg befinden sich auf einem Berge die Ruinen der alten Lauenburg. Die Sage erzählt, daß man jedes Jahr einmal um Mitternacht im Innern derselben eine glänzende Lilie blühen sieht, die aus dem Boden plötzlich aufschießt, aber auch wieder spurlos verschwindet. Ihre Geschichte soll folgende sein. Es hatte dereinst ein wilder Raubritter hier seinen Sitz gehabt, vor dem namentlich keine Jungfrau in der Umgegend sicher war. So sah er einst auch eine arme Häuslertochter in dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe und begehrte von ihr, sie solle ihm ins Schloß folgen. Dieselbe aber weigerte sich und ward von ihren Eltern, um sie seinen Verfolgungen zu entziehen, in ein benachbartes Kloster gebracht; allein auch dieses hielt ihn nicht ab, er überfiel das heilige Haus einmal in der Mitternacht, raubte das Mädchen und brachte sie auf die Lauenburg. Auch hier widerstand sie ihm lange, als sie aber zuletzt es nicht mehr vermochte, da richtete sie ein heißes Gebet zur heil. Jungfrau und flehte sie an, sie eher von der Welt zu nehmen, als den Lüften des Ritters verfallen zu lassen. Ihre Bitte ward erhört, kaum war ihr Gebet verklungen, so schwebte ihre reine Seele als eine lichte Gestalt gen Himmel und nur der leblose Körper blieb zurück. An der Stelle aber, wo sich ihr Auge schloß, soll noch heute jährlich einmal jene wundervolle Blume im Schimmer blendender Lilienpracht um Mitternacht aufsprossen und die Umgegend mit ihrem Glanze erleuchten.

566) Die Siebenspringe.[3])

Unweit dem Dorfe Thale, da wo jetzt die Fabrik steht, liegen die sogenannten Siebenspringe, sieben klare sprudelnde Quellen. Einst verlangten sieben Prinzen nach den Schätzen jener Prinzessin, deren Roß seinen Huf in den Roßtrappenfelsen eingrub. Sie wurden aber bei ihrem gefährlichen Unternehmen von sieben Riesen getödtet. Als sie begraben waren, kamen sieben Prinzessinnen, ihre Geliebten, daher, warfen sich auf ihre Gräber und weinten sich zu Tode, da, wo jetzt die Siebenspringe sind, denn diese entstanden gleichsam von ihren Thränen. Auch sieben Birnbäume pflanzten die Prinzessinnen auf diese Stelle.

Nach einer andern Sage[4]) wären jene sieben Prinzessinnen jedoch die Töchter eines Harzkönigs gewesen, um welche sich viele Prinzen und Edelleute beworben hätten, aber keiner sei ihnen gut genug gewesen. Da seien

[1]) S. Abel, Chronik S. 495.
[2]) Poetisch behandelt von Tiedge bei Fr. Hoffmann, Die Burgen des Harzes. Quedlinburg u. Leipzig 1846 in 8. S. 164 ꝛc.
[3]) Nach Pröhle S. 4.
[4]) S. Sagen und Geschichten aus der Umgegend des Harzes S. 364 ꝛc.

einmal sieben Prinzen aus England gekommen und diese endlich hätten ihre Zuneigung errungen. Allein die abgewiesenen Freier hätten erbittert verlangt, diese müßten zuvor um sie mit ihnen kämpfen, und da hätten die Königstöchter nicht eher geruht, als bis die sieben Prinzen mit ihnen entflohen wären, um ihr Leben nicht dem ungewissen Erfolge des Kampfes auszusetzen. Die Verfolger jedoch holten sie ein und ihre Uebermacht überwältigte bald trotz ihrer Tapferkeit die sieben Jünglinge; einer fiel nach dem andern, die sieben Königstöchter wurden wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, allein sie blieben unvermählt; alle Morgen, wenn die Sonne emporkam, standen sie auf und gingen hinab an den Saum des Waldes, wo die sieben Brüder gefallen und begraben waren. Dort sanken sie nieder und weinten; dies thaten sie lange Jahre hindurch, eines Morgens aber fand man sie alle sieben gestorben, an der Stelle aber, wo eine jede ihren Liebsten beweint hatte, sah man eine kleine Quelle hervorsprudeln, so daß das Wasser aus sieben Enden floß. Sieben Bäume aber hatten sie dort gepflanzt, das waren die sieben Brüder.

567) Der Mönchenstein vom Kloster Wendhausen. [1])

Im heutigen Amte und ehemaligen Klosterhofe Wendhausen bei dem Dorfe Thale ist ein Stein in einen Pfeiler eingemauert, von dem das Heil des Gutes, wenigstens insoweit es die Viehzucht anlangt, abhängig ist. Als man ihn einst von dem Hofe entfernen wollte, konnten ihn acht Pferde nicht bis an den Mühlgraben ziehen, als er aber doch fort war, starb alles Vieh. Ueberhaupt hatte man während seiner Abwesenheit keine Ruhe auf dem Amte. Als man aber beschloß, den Stein wieder aufs Amt zu holen, konnte ihn ein einziges Pferd im Galopp dahin bringen. Seitdem ist er im Taubenpfeiler eingemauert.

568) Das Kegelspiel auf der Schöneburg. [2])

Eine Stunde von den Trümmern der alten Treseburg, wie diese auf braunschweigischem Boden, befinden sich die Ueberreste der alten Schöneburg, von der eigentlich nur noch ein Theil des Burggrabens, der in den Felsen gehauen war, deutlich zu erkennen ist. Hier ist ein Brunnen und darin ein Kessel mit Schätzen. Wer Nachts zwischen 11 und 12 hinkommt, kann ihn heben. Wenn man aber bei der Hebung des Kessels spricht, versinkt er wieder. Auch eine Kegelbahn mit goldenen Kegeln ist hier gewesen. Einst war ein Köhlerpferd verschwunden und der Köhlerjunge sollte es suchen. Dabei kam er auf die Schöneburg und sah die Gesellschaft auf der Kegelbahn. Sie forderte ihn auf, die Kegel aufzustellen und versprach ihm, daß sein Pferd wieder da sein solle, wenn er es thäte. Außerdem aber gab sie ihm zur Belohnung den Kegelkönig. Den warf er in den Busch, als er aber nachher davon erzählte, ward er aufgefordert ihn zu holen. Er fand ihn auch und der Kegelkönig war von Gold, wiewohl er doch früher nicht das Ansehen gehabt hatte. Jetzt wurde auf der Schöneburg auch nach den andern Kegeln gesucht, allein sie waren nicht mehr vorhanden.

---

[1]) S. Pröhle S. 5.
[2]) S. Pröhle S. 11.

569) Die Geister in der Baumannshöhle.[1])

Im Unterharze in der Nähe von Rübeland befindet sich die berühmte nach ihrem einstigen Entdecker, Baumann oder Buman, so genannte Baumannshöhle. In derselben sollen verschiedene Geister und Gespenster ihr Wesen treiben, namentlich machen sie, daß die Lichter und Fackeln, deren sich die Besucher derselben bedienen, oft nicht brennen wollen, so daß die Führer sich oft selbst nicht aus derselben herausfinden können. So hat einmal ein gewisser Mann, der nicht weit von der Höhle gewohnt und dieselbe den neugierigen Reisenden auf ihr Verlangen zu zeigen pflegte, sich einstmals einfallen lassen, ganz allein ohne einige Gefährten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höhle zu steigen und darin eins und das andere noch weiter zu erkunden, nachdem demselben aber die Lichter während der Durchsuchung der Höhle eins nach dem andern verloschen und er zu seinem Unglück das mitgebrachte Feuerzeug nicht finden können, habe er sich vergebens bemüht, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darin drei ganze Tage und Nächte ohne Speise und Trank zugebracht, im Finstern herumgetappt und so lange in der Irre gewandert, bis ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen und denselben aus der Höhle geführt. Als er nun also wunderlich errettet worden und unverhofft wieder aus derselben an des Tages Licht gekommen, habe er solches erzählt, aber nur drei Tage noch gelebt und sei hernach gestorben. Es hat sich übrigens einstmals in den Eisenhütten bei Rübeland ein armer Mann aufgehalten, welcher einmal, als die Höhle noch offen gestanden und mit keiner verschlossenen Thüre verwahrt gewesen, sich unterstanden, ganz allein vor sich in die Höhle zu kriechen, habe sich aber aus den Klüften nicht wiederfinden können, weil er kein brennendes Licht mit sich genommen, weshalb er acht Tage lang mit Herumwandern daselbst zubringen müssen, bis er endlich durch Gottes sonderbare Hilfe hinwieder an des Tages Licht gelangt und nachdem noch eine Zeit gelebt. In diesen acht Tagen aber habe er vor großer Furcht und Schrecken ganz eisgraue Haare bekommen, weil derselbe durch viele Gespenster, wie er erzählt, auf mancherlei Art geplagt worden, denn es hätten etliche derselben ihn angegriffen, eines Diebstahls beschuldigt und deswegen aufzuhängen befohlen; wenn er nun dieser losgewesen, sei er von andern eines Todschlages bezüchtigt und daher zum Schwert verdammt worden; noch andere hätten ihn auf andere Weise gequält und gepeinigt, auf welche Art es kein Wunder gewesen, daß der Mann nicht aus Angst verzweifelt wäre. Wie es denn auch ebenfalls keine unmögliche Sache ist, daß er deswegen grau geworden, da man dergleichen Exempel mehr hat, darunter auch eins ist, so sich im Unterharze zugetragen, maßen man von einem von Adel, so man den reichen Bernhard von der St. nennt, erzählt, daß derselbe im Walde von den Gespenstern sehr geplagt und dadurch innerhalb zweien Tagen zu einem eisgrauen Manne geworden. Denn als derselbe auf der Jagd von seinen Bedienten abgekommen war, haben ihn die Irrgeister also verführt, daß er sich in dem sonst bekannten Walde nicht finden können, sondern bald hier bald da in der Irre herumwandern müssen, und ist ihm zu seinem Un-

[1]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 13. 28.

glück kein Mensch begegnet, der den rechten Weg anzeigen können, unterdessen die Gespenster nicht ermangelt, denselben vielfältig zu quälen, und damit so lange angehalten, bis er von solcher Anfechtung erlöset worden, welches denn endlich am dritten Tage darauf in der Frühstunde geschehen ist, da er zu seinem im Unterharz gelegenen Schlosse Falkenstein gelanget, allwo ihn die Seinigen fast nicht mehr gekannt haben, weil er durch die grauen Haare fast ganz ist verstellt gewesen, und sagt man, daß er nachdem niemals mehr gelacht und sich aller lustigen Compagnie entschlagen habe, da er doch vorher ein großer Liebhaber davon gewesen sei.

Sonst erzählt der gemeine Mann außer demjenigen, was bereits hier angeführt worden ist, noch unterschiedliche Dinge von der Baumannshöhle. Wie nämlich öfters Leute durch wunderseltsame Träume gleichsam bezaubert worden, als wenn Schätze in dieser Höhle verborgen wären, derowegen sie hineingekrochen, um selbige zu suchen und zu heben. Nachdem nun dieselben unverrichteter Sache wieder herausgekommen, sei von ihnen erzählt worden, wie sie zwar große eiserne Schatzkästen darinnen angetroffen, hätten aber nicht dazu gelangen können, weil darauf sehr große schwarze Hunde gelegen gewesen, welche dieselben verwahrt gehabt.

570) Von den Geistern in der Scharzfelsischen Höhle oder den Zwerglöchern.[1])

Nächst der Baumannshöhle ist die Scharzfelsische Höhle die merkwürdigste im Harze. Die Einwohner des Landes nennen sie insgemein die Zwerglöcher. Sie befindet sich am Unterharz in der alten Grafschaft Hohnstein, nicht weit von dem Schlosse Scharzfels, im Gehölz und Busche gelegen. Die dieselbe besuchenden Führer berichten von derselben, daß hier oftmals zur Nachtzeit ein so großes Ungewitter und Donnern verspürt werde, daß auch die Höhlen davon erschütterten, und sagen Einige, daß sie solches selbst gehört hätten, als sie einstmals des Nachts über darin geblieben wären. Die Ursache aber schreiben sie gemeiniglich den Erdteufeln oder Gespenstern zu.

Einstmals haben sich am Abend Petri und Pauli fünfundzwanzig Personen mit einander eidlich verbunden, diese Höhlen gänzlich zu durchkriechen und ihre Beschaffenheit recht zu erkunden, zu welchem Ende von ihnen nicht allein viele Lichter, Leitern und Schnüre, sondern auch auf etliche Tage Speise und Trank mitgenommen ward. Als sie nun auf solche Art über 100 Klaftern weit in die finstern Höhlen gekrochen, wären ihnen hier sehr viele curiose Sachen vor Augen gekommen, untern andern aber ganze Paläste, allerhand schöne Bilder und Säulen, welches alles aus Tropfstein bestanden und von dem Tropfwasser so schön gebildet worden, als wenn solches durch Kunst und Menschenhand geschehen gewesen, ingleichen hätten sie daselbst etliche schöne Brunnquellen, fließende Wasser, viele Knochen und ganze verwesete Körper von ungewöhnlicher und grausamer Größe angetroffen, auch wären sie in viele heimliche Schlupfwinkel gerathen, und als sie durch dieselben gekrochen, auf solche große Plätze gekommen, daß sie auch alle fünfundzwanzig neben einander gehen können, welches sie so lange getrieben, bis sie weiter fortzukommen nicht mehr vermocht, alsdann sie denn gezwungen worden seien, den Rückweg wieder zu nehmen und durch Hilfe der bei dem Eingange an-

[1]) S. Behrens S. 37 2c.

gebundenen und aneinander geknüpften Schnüre oder Fäden sich aus den Höhlen zu machen. Dieses sei ihnen zwar geglückt, sie hätten dann aber doch in denselben ihre vorige Gestalt ziemlich verloren und wären von der in den grausamen Höhlen und Oertern ausgestandenen Furcht und großen Kälte dergestalt im Angesicht erblichen und verstellt worden, daß sie auch deswegen nicht mehr zu erkennen gewesen, als sie wieder zu Hause angelangt. Endlich wird hier das sogenannte unicornu fossile oder gegrabene Berg-Einhorn gefunden, aber bei weitem nicht mehr in solcher Menge als vor alten Zeiten, weil man früher hier sehr viel herausgeholt und den Apothekern verkauft hat. Das, was jetzt noch in der Höhle gegraben wird, ist meistens nur noch das, was vormals entweder gar nicht gefunden, oder seiner Schwärze halber verachtet worden ist.

571) Hütten-Kobolde zu Rübeland. [1]

In Rübeland nennt man die Nahrungsgeister gewöhnlich Hüttenkobolde und sagt, daß diese Feuerklumpen gewesen seien. Wenn der Nahrungsgeist des Nachts in der Hütte arbeitete, so kam Bestellung. Sie arbeiten stets in den Feierstunden der Bergleute. Man erkennt sie an ihren dicken Köpfen. Einst ließ man einem solchen Hüttenkobold aus Dankbarkeit einen grauen Rock machen und gab ihm ein Paar Schuhe. Da sagte er, jetzt müsse er fort, die Schuhe wären sein Laufpaß.

572) Der Mönch auf dem Schlosse zu Quedlinburg. [2]

In Quedlinburg auf dem Schlosse ist früher ein Mönch viel umgegangen, der hat überall auf Ordnung gesehen und bald hier bald da das Hauswesen revidirt, aber Niemandem, der seine Pflicht gethan und ihm nicht in den Weg gekommen, hat er etwas zu Leide gethan. Ein alter Kuhhirt erzählt, wie sie einmal eine Viehmagd gehabt hätten, die habe immer früh Morgens die Augen voll Schlafs gehabt und hätte sich gar nicht recht ermuntern können, da habe er sie denn einmal, als sie zusammen in den Kuhstall gegangen, vorangehen lassen, und wie sie mit halb offenen Augen so hingetaumelt sei, habe sie eine Ohrfeige bekommen, daß ihr die Zähne gewackelt hätten. Da habe er ihr gesagt: „Siehst Du, thu die Augen auf, dann kommst Du dem Mönch nicht in den Weg.“

573) Der Finkenheerd in Quedlinburg. [3]

Wenn man in Quedlinburg durch die große hohe Straße nach dem Schloßplatze gehen will, so erblickt man fast am Ende des Zieles zur rechten Seite ein Nebengäßchen, welches ebenfalls nach dem Schloßplatz führt. Dieses Nebengäßchen erweitert sich in der Mitte zu einem kleinen und unregelmäßigen Platze, welcher seit undenklichen Zeiten den Namen Finkenheerd führt und woran sich folgende Sage knüpft.

Kaiser Konrad I. verfiel in eine tödtliche Krankheit, als man eben von ihm Hilfe gegen die wilden Hunnenschwärme erwartete, welche das deutsche

[1] S. Pröhle S. 14.
[2] S. Kuhn und Schwarz S. 205.
[3] S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 497 ꝛc.

Reich bedrängten. Da ließ er seinen Bruder Eberhard, den Herzog der Franken, zu sich nach Limburg an der Lahn kommen, wo er krank lag und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderer Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß Dir also Deine eigene Wohlfahrt und das Beste Deiner Franken empfohlen sein. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht, das aber besitzt im vollen Maße Heinrich der Sachsenherzog: auf dem Sachsen allein beruht das Wohl des Reiches. Nimm diese Kleinodien und Kleider, nimm auch Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, gehe damit zu Heinrich und mache ihn Dir zum Freunde für immer. Melde ihm, daß ich ihn Euch zum Nachfolger empfohlen habe." Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, als sein Bruder mit den Reichskleinodien nach dem Harze abging, um dem Herzog Heinrich die unerwartete Botschaft zu bringen. Er fand den Sachsenherzog mit dem Vogelfange beschäftigt und zwar, wie man in Quedlinburg behauptet, an der Stelle, welche noch heutigen Tags der Finkenheerd genannt wird. Zwar maßen sich noch mehrere Orte auf dem Harze die Ehre an, daß auf einem nahen Platze, welcher in der Regel der Finkenheerd heißt, Heinrich I. seine Wahl zum deutschen Kaiser angenommen habe. Allein so viel steht fest, daß derselbe als Gründer der Stadt zu betrachten ist und sich sehr gern auf dem dosigen Schlosse aufhielt, welches jedoch nicht an demselben Platze gestanden zu haben scheint, wo das jetzige Schloß steht. Der Ort selbst soll nach einer andern Sage von dem Hunde Heinrichs, Quedel, seinen Namen erhalten haben. Das Grabmal dieses Hundes zeigt man noch jetzt neben dem Heinrichs und seiner Gattin Mathilde in der alten Krypta auf dem Schlosse zu Quedlinburg. In einem uralten Gewölbe, die Zither genannt, neben der Sacristei der Quedlinburger Schloßkirche zeigt man noch jetzt unter vielen andern sehenswürdigen Alterthümern auch einen alten Kamm von Elfenbein, welcher der Bartkamm Heinrichs I. genannt wird, sowie auch einen Reliquienkasten, der des großen Kaisers Eigenthum gewesen sein soll.

574) Die Schäferthürme in Quedlinburg.[1])

Einst haben zwei Schäfer zu Quedlinburg, beides arme und redliche Leute, ihre Heerde neben einander auf die grüne Weide getrieben. Es war ein lieblicher Morgen, die Vögel sangen so schön im nahen Walde, die Lämmchen hüpften so lustig über die grünen Wiesen, die Lüfte wehten so mild und von dem säuselnden Morgenwinde getragen drang der Schall der Glocken von der nahen Stiftskirche zu ihnen herüber, daß ihnen das Herz aufging und sie voll Inbrunst und Andacht an den dachten, dem zu Ehren dieser erhabene Ton erklang. „O wie Schade", sprach der Vater, „daß das Gotteshaus, welches sie jetzt in unserer Neustadt erbaut haben, noch so lange ohne Thurm und Glocken bleiben wird, wie Schade, daß ein Werk zu Gottes Ehre unbeendigt bleiben muß aus so irdischen Hindernissen, wie Geldnoth, während doch die Reichen sich täglich mehr kostbare Paläste aufbauen."

„Mein Vater", unterbrach jetzt der Sohn die Rede desselben, „wo sind unsere Hunde geblieben? Ich sehe sie nicht mehr und wir müssen suchen, sie

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 45 rc.

wieder zu finden." — „Da drüben, mein Sohn", sagte der Vater, „sehe ich beide im raschesten Laufe dem Walde zueilen, gewiß hat sie die Spur eines Wildes zum Verfolgen gereizt." Sie pfiffen laut den Enteilenden nach, allein diese ließen sich nicht mehr zum Umkehren bewegen, zwar drehten sie die Köpfe nach ihren Herren, allein scheinbar mehr in der Absicht, sie aufzufordern, ihnen zu folgen, als auf ihr Pfeifen zurückzukehren. Es blieb also den Hirten nichts weiter übrig, als ihnen nachzueilen und ihre Schafe, denen übrigens hier nichts geschehen konnte, allein zurückzulassen. Der Sohn eilte dem Vater voran, weil Letzterer immer noch ein wachsames Auge auf seine Heerde warf. So war jener ihm ganz aus den Augen verschwunden, da glaubte er aus dem Walde nicht allein das Bellen der Hunde, sondern auch das ängstliche Rufen seines Sohnes zu hören. Schnell eilte er ihm jetzt nach, allein der Weg, den er zu nehmen hatte, war ihm völlig unbekannt, obwohl er schon oft in dem Walde gewesen war. Auch schien der Wald ihm selbst sehr verändert, an der Stelle der jungen schlanken Bäumchen, die er sonst dort gesehen, streckten mächtige uralte Eichen ihre breiten Kronen empor, und zwischen ihren Stämmen schimmerten ihm aus einer Lichtung der Bäume graue verfallene Gemäuer entgegen, wie von einer zerstörten Kirche. An dem Eingange in diese Ruinen, welche wildes rankendes Gestrüpp verdeckte und unzugänglich machte, sah er seinen Sohn mit erstaunter Miene und gespannter Erwartung stehen, denn auch dieser war zwar früher oft schon hier gewesen, aber niemals hatte er dieses Gemäuer bemerkt. Da nun auch die Fährte der Hunde in dasselbe hineinführte, so siegte bald bei ihnen die Neugierde über die Angst, sie bahnten sich mit Anstrengung einen Weg durch das Gestrüpp und gelangten an ein hohes, aber auf der einen Seite niedergestürztes Portal, welches offenbar den Eingang zu der Kirche gebildet hatte. Einzelne Theile der gewölbten Decke waren noch erhalten, aber Alles drohte den Einsturz und nur mit Zittern und Zagen nahten sie sich dem nahstehenden Altar, auf dem sie jedoch noch ein uraltes Crucifix erblickten. Sie beugten andächtig ihre Kniee vor dem Bilde und murmelten ein Gebet. Da schreckte sie ein Geräusch auf, um sich blickend gewahrten sie ihre Hunde hinter den Altartrümmern, wo diese kratzten und scharrten, ohne sich um die Nähe ihrer Herren zu kümmern, gleichsam als habe ein Zauber sie an diese Stelle gefesselt.

Die Hirten traten zu der Stelle, wo sie scharrten, und betrachteten aufmerksam die immer größer werdende Oeffnung in dem Boden, in welchem bald, von der Erde entblößt, eine große eiserne Kiste sichtbar ward. Die Hunde bellten, wie vor Freude über den Fund, hielten einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne und sprangen wedelnd an ihren Herren auf. Diese bemühten sich die Kiste herauszuheben und zu öffnen. Sie war schwer, sehr schwer; ihr Inneres barg eine Masse von Gold- und Silbermünzen von uraltem, fremdartigem Gepräge. Ehe sie sich aber noch von ihrer Verwunderung erholen konnten, fingen die Hunde noch einmal an auf derselben Stelle zu kratzen und bald kam eine zweite Kiste zum Vorschein, aus welcher, als die Hirten sie geöffnet hatten, ihnen goldene Becher und Leuchter und andere Geräthschaften von unschätzbarem Werthe entgegenblickten. Erst jetzt waren die Hunde beruhigt und scharrten nicht mehr, sondern liefen vielmehr eiligst zu der verlassenen Heerde zurück, um dort ihren gewohnten Dienst zu ver-

richten. Die Schäfer aber folgten ihnen langsam, erst die eine, dann die andere Kiste mühsam mit sich forttragend.

Noch am selbigen Abend begaben sich beide zur Aebtissin des Stiftes St. Servatii zu Quedlinburg, erzählten ihr diese Begebenheit und gaben ihr zugleich den Wunsch zu erkennen, daß von dem Schatze zwei Thürme an der neuerbauten Nicolaikirche aufgeführt werden möchten.

Als die Begebenheit bekannt wurde, zogen eine Menge Leute in den Wald hinaus, um die Stelle zu sehen, wo die Schäfer den Schatz gefunden, aber keine Ruinen waren dort zu finden, spurlos waren sie verschwunden, selbst das Auge des Schäfers fand die Stelle nicht wieder, wo sie gestanden. Hätte der Schatz in ihrem Besitze nicht das Gegentheil bewiesen, so würden sie das Geschehene für einen Traum gehalten haben. Die Kirche zu St. Nicolaus, von hohen Linden umgeben, steht noch und an ihrer Abendseite erheben sich die beiden von dem Schatze der Schäfer (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) erbauten Thürme. Die Gestalten der Schäfer und ihrer Hunde, in Stein gehauen und aus Dankbarkeit auf die Mauern der Thürme gesetzt, schauen noch heute von dort hernieder und ihre Schäferpelze und andere Kleidungsstücke wurden ehedem in der Sakristei daselbst verwahrt.

575) Die Teufelsmauern bei Blankenburg.[1])

Die Bauern in der Umgegend von Blankenburg geben folgende Ursache von der Entstehung der Teufelsmauern an. Sie sagen, der böse Geist hätte sich einst unterstanden, die Erdkugel oder die ganze Welt, wie sie es nennen, mit Gott zu theilen, so daß dem großen Gott die eine Hälfte zu seiner Beherrschung übrig bleiben, die andere Hälfte aber ihm überlassen sein solle. Er hätte daher in hiesigen Landen den Anfang machen wollen zu theilen und diese Mauer, die sich hernach durch die Welt hätte erstrecken sollen, angelegt. Gott hätte seinem Spiel und seiner Bosheit eine Zeitlang zugesehen, endlich aber hätte er selbige, da sie sonst über die Maßen hoch gewesen, ruinirt und ihm seinen Bau nicht weiter verstattet. Daher wären noch diese Stücke Mauern davon übrig geblieben.

Es giebt jedoch noch eine andere Sage hiervon.[2]) Diese lautet also. Der Teufel stritt lange mit dem guten Gott um die Herrschaft über die Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die flachen Felsen, die das Volk des Teufels Tanzplatz nennt, südwärts von dem Dorfe Thale zwischen Blankenburg und Quedlinburg, sollten die Grenzlinie bezeichnen und der Teufel erbaute hier unter lautem Jubeltanze die Teufelsmauer. Aber bald schien dem Nimmersatten die ihm bestimmte Hälfte der Erde zu klein. Es entstand ein neuer Streit, der sich damit endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felsens belegene Thal überlassen wurde, worauf der Teufel auf der Nordseite die zweite Teufelsmauer aufthürmte.

576) Die weiße Frau und der Brunnen auf dem Blankenburger Schlosse.[3])

Auf dem Schlosse zu Blankenburg zeigt sich eine weiße Frau mit Schlüsseln, mit denen sie oft zur Nachtzeit rasselt. Sie soll besonders zur Winterzeit

[1]) S. J. B. v. Rohr, Der Vor- oder Unterharz. 1736. S. 46.
[2]) S. Otmar S. 177. [3]) S. Pröhle S. 27.

bei Schneewetter, ferner zur Kriegszeit und bei Unglücksfällen in der Familie erschienen und im Lesezimmer des Schlosses mit einem Hündchen abgebildet sein. Dies Hündchen, ein kleines weißes Spitzhündchen, sah man auch mit ihr gehen. Diese Schlüsseljungfer verschwindet stets bei dem Brunnen im Schlosse, und in diesem soll sich ein Kasten mit Schätzen, der noch nicht gehoben ist, befinden.

577) Der Weg von der Quelle auf dem Blankenburger Schlosse nach dem Münzenberge.[1])

Auf dem Blankenburger Schlosse befindet sich ein vor langen Jahren in den Felsen gehauener tiefer Brunnen nie versiegenden frischen Wassers, der die Eigenthümlichkeit hat, daß von der Oberfläche der Erde bis in die unterste Wassertiefe eine Art Leiter oder Wendeltreppe führt. Man erzählt, es führe von hier ein Weg durch einen unterirdischen, jetzt nicht mehr gangbaren Stollen bis zum Berge Sion, gewöhnlich Münzenberg genannt, der von Blankenburg zwei Meilen entfernt ist.

578) Der Stollen bei Blankenburg.[2])

Vormals waren bei Blankenburg zwei gräfliche Mühlen, die eine im Bläßengehege, die Untermühle, und die andere da, wo der kleine Schöt an den großen stößt, die Obermühle genannt. Zwei Brüder hatten diese Mühlen in Pacht. Der jüngere, weil seine Mühle der Stadt näher lag, hatte oft Mahlgäste, wenn sein Bruder in der Obermühle keine hatte. Da wurde der Brodneid rege und das Wasser im Teiche an der Obermühle wurde der Untermühle vorenthalten. Darum ging einst der Untermüller mit einer Hacke hinauf, den Wasserlauf stärker zu machen, und da sich sein Bruder dem widersetzte, so kam es von Worten zu Thätlichkeiten. Der jüngere Bruder schlug mit der Hacke den ältern an den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Der Mörder wurde ins Gefängniß geführt, wo er einen Bergmann antraf, welcher gleichfalls das Leben verwirkt hatte. Beide sannen auf Rettungsmittel. Endlich machten sie den Vorschlag, daß sie die Stadt Blankenburg vom Wassermangel, welchen dieselbe bei einem schlecht angelegten Stollen im Thiergarten noch immer empfand, befreien wollten, wenn ihnen das Leben geschenkt würde. Sie trieben hierauf einen Stollen im Thiergarten am rechten Orte, die Stadt bekam Wasser und die Uebelthäter Gnade.

579) Evergodesrode, Volkmarstein und der Michaelstein.

Einige hundert Jahre vor der Anlegung des Stiftes Michaelstein soll über demselben in dem rauhen großen Harzwalde auf einer ziemlich hohen Klippe, unter welcher ein schöner heller Brunnen hervorquillt, ein frommer Einsiedler oder Klausner, derer damals sich so viele in den rauhen Gebirgen aufhielten und ein strenges Leben in Fasten und Beten führten, gelebt und daselbst eine kleine Wohn- und Betklause vor sich erbaut, auch mit Namen Volkmar geheißen haben. Weil er nun nach damaliger Zeitbeschaffenheit an solchem Orte gar einen ernsten und stillen Wandel geführt, habe er dadurch

[1]) S. Brückmann, Epist. itiner. de signis urbium mnemonicis. Guelpherb. 1735 in 4.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. II. S. 70.

verursacht, daß man nicht allein ihn den heil. Volkmar benennet, sondern seiner Heiligkeit sich theilhaftig zu machen, haben sich auch unterschiedene stille Brüder zu ihm begeben und gleiche Lebensart mit ihm angetreten, daß sie nach ihrer damaligen Erkenntniß fleißig in ihren selbstgemachten Klausen und Höhlen gebetet und mit weniger Speise, so ihnen entweder von gutherzigen Leuten zugeschickt worden, oder sie sich selbst in der Wildniß bereitet, sich vergnüget, dabei aber auch einige sonst gelernte Handarbeit zu ihrer bessern Erhaltung getrieben und fürnehmlich in einer nahe bei ihrer Wohnung eröffneten Marmorgruben die schönsten Marmelsteine gebrochen und an Andere überlassen haben. Welcher Steinbruch nachmals eingegangen, daß man wenige Merkmale anitzo davon finden kann. Hierdurch haben diese Brüder und Einsiedler mit ihrem sogenannten heil. Volkmar sowohl Gelegenheit als Mittel bekommen, zu Erweckung ihrer mehrern Andacht eine neue Kapelle oder kleine Kirche an gedachtem Orte bei der Klause dieses ihres Vorgängers, so man noch St. Volkmarstein in dem Harze nennt, aufzuführen, in welcher sie insonderheit, weil sie einige Reliquien von der Jungfrau Maria und deren Begräbniß im Besitz zu haben vermeinten, zu Ehren dieser Mutter Gottes ihr ein Begräbniß oder Grabmal, so das Grab Mariä nachgehends genannt, und in solches die angegebenen Reliquien geleget worden, aufgerichtet und mit vieler schönen Arbeit versehen haben, und soll dieses geschehen sein zur Zeit Kaiser Heinrich des Voglers und seines Sohnes Kaiser Ottonis des Großen, daher des erstern Gemahlin, die Kaiserin Mechtildis, so zur geistlichen Stiftung und Schenkung sehr geneigt, auch damals das herrliche Stift in Quedlinburg, so nur etwa zwei Meilen unter der Michaelsteinischen Gegend liegt, aufrichtete, zu solcher im Harz erbauten Kirchen besagtem Volkmar und seinen Brüdern ihr ohnweit davon gelegenes Gut zu Kepferungsroda, so nachmals von dem gemeinen Manne Kipperode genennet worden, nebst andern Stücken geschenket, welche sämmtlich hierauf Kaiser Otto I. im Jahr 956 dem damals angelegten Stifte incorporirt hat. Man setzt auch ferner hinzu, daß nach dem Absterben des St. Volkmari durch die obgedachten Reliquien bei dem gemeldeten Grabe der Jungfrau Marien sich unterschiedene Wunder, insonderheit durch Curirung vieler Krankheiten, haben spüren lassen, womit die anwesenden Einsiedler und Clerici viel Geldes gelöset und selbige also diesen Ort über zweihundert Jahre bewohnet. Als aber in den folgenden Kriegszeiten durch die Räuber und Buschklepper der Harzwald sehr unsicher gemacht und folglich auch diese wenigen geistlichen Brüder auf dem St. Volkmarstein dadurch höchst beunruhigt, sie aber zum Theil auch müde wurden, in so entlegenem Walde auf hohen rauhen und unfruchtbaren Klippen länger zu wohnen, so wurde zu Anfang des zwölften Seculi Graf Burchard zu Blankenburg bewogen, sein zwischen Blankenburg und Heimburg vor dem Harzwalde gelegenes Gut, Evergodesrode damals genannt, vorgedachten Harz-Einsiedlern von St. Volkmar nicht allein zur sichern Wohnung einzuräumen, sondern ihnen auch daselbst eine Kirche zu ihrem Gottesdienste aufzubauen, welche hernach von dem Bischof zu Halberstadt, gleichwie die erste zu St. Volkmar, in die Ehre des Erzengels Michaelis eingeweihet und der ganze Ort und vorgenanntes Gut, Evergodesrode, Michaelstein oder Michelstein genannt worden. Besagter Graf Burchard von Blankenburg begab sich hierauf gänzlich seiner Regierung und ward ein Conversus bei diesen Brüdern in den

Michelsteinischen Kirchen, schenkte aber an solche noch zuvor den ganzen Stoffenberg bei der kleinen Lauenburg, beredete auch die damals lebende Aebtissin in Quedlinburg, Namens Beatrix II., daß sie unterschiedene obberührte, zu ihrem Stifte gehörige Güter an die Kirche zu Michelstein übergab, damit die angelangten Volkmarischen Brüder davon desto austräglicher und besser leben könnten. Besagte Aebtissin erlangte aber auch damit bei dem damaligen Papste Innocentio II., daß sie im Jahr 1139 nächst andern mehrern Stücken die Confirmation über diese Michelsteinischen Güter erhielt, wobei aber zu behalten, daß damals dieses Michelstein noch nicht zu einem ordentlichen Klosterstift für einige Regulir-Mönche angelegt war, sondern es lebten nur einige wenige Irregulir-Geistliche und Einsiedler, so von St. Volkmar gekommen, bei der neugebauten Michaelis-Kirche, welche ihre Wohnungen in den daselbst befindlichen Häusern des gewesenen gräflichen Gutes Evergodesrode genommen habe und den Kirchendienst dabei verrichteten; jedoch ist bald darauf dies Michaelstein zu einem Kloster für Cisterziensermönche aus dem alten Camper-Stifte, so von Auersberg durch die Stifter anhero berufen, angeleget worden.

580) Die Sage vom Teufelsbade beim Kloster Michaelstein. [1])

In dem düstern schattigen Thale, wo einst das Kloster St. Volkmarstein gestanden hat, lag ein einsames Jagdschloß, dem Grafen von Blankenburg gehörig. Hier lebte er den größten Theil des Jahres in glänzender Umgebung, denn die Schönheit seiner einzigen Tochter zog eine große Schaar junger Edelleute, die sich um ihre Hand bewarben, dorthin, allein Keiner vermochte ihre Augen auf sich zu lenken, im Gegentheil, sie wies Alle mit kaltem Hohne zurück, indem sie es laut aussprach, daß nur, wenn sie unter den deutschen Fürsten und Edlen einen antreffe, der ihr an Schönheit ebenbürtig sei, sie diesem allein angehören wolle. Eines Tages befand sie sich mit ihrem Vater, von großem Gefolge umgeben, auf der Jagd in den benachbarten Forsten. Da erblickte sie in geringer Entfernung einen stolzen Edelhirsch, der in flüchtigem Laufe dem wildesten Dickicht sich zuwandte. Sogleich spornte sie ihren Zelter zu dessen Verfolgung an. Als der Graf dies sah, rief er der Tochter zu, sie möchte zurückbleiben und nicht dem schaurigen Tannendickicht sich nahen. Denn dort hause der Böse und bade in dem wilden Gießbache seine Glieder. Wer aber ohne durch einen geweihten Rosenkranz oder durch ein anderes heiliges Amulet geschützt zu sein in das Gebiet des Teufels sich hineinwage, sei mit Leib und Seele dessen Gewalt verfallen. Doch diese Worte drangen nicht zu den Ohren der Gräfin. Denn schon hatte sie die Grenze jener Wildniß überschritten und war über Bergklüfte und Waldströme, welche ihren Weg hemmten, kühn hinweggesetzt. Da gelangte sie zu einer Moorfläche, wo jetzt das Wasser im Mönchenmühlenteiche sich ansammelt, und vermochte nicht weiter ihre Verfolgung fortzusetzen. Vergeblich schleuderte sie noch ihren Jagdspieß nach dem Wilde. Bald war der Hirsch zwischen den Büschen verschwunden, welche hier und da aus dem Moore hervorragten. Doch als sie sich umwandte, um nach der erfolglosen Jagd ihr Gefolge wieder aufzusuchen, hatte sie einen seltsamen Anblick. In eine dem Anscheine nach künstlich ausgehöhlte Kluft stürzten die

[1]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 142 ꝛc.

Gewässer des Waldbachs jäh hinunter, um unter der Erde ihren Lauf fortzusetzen. Und am Rande der steilen Felswand lag ein Jüngling von hoher, schöner Gestalt und blühendem Antlitz in tiefem Schlummer. Ein Jagdspeer, welcher neben ihm lag, deutete an, daß er von der Jagd ermattet hier eingeschlafen sei. Die junge Gräfin fühlte sich von dem Anblick des schönen Schläfers wunderbar erregt, sie konnte ihr Auge nicht mehr von ihm abwenden und hielt es für ihre heiligste Pflicht, den Schlafenden von der Gefahr des Herabstürzens vom Rande des Abgrunds unverzüglich zu retten. Sie trat also an ihn heran und zog ihn sanft zurück. Der unbekannte Jäger aber rief: „So danke ich Dir, holdes Mädchen, mein Leben", und schloß sie in seine Arme, und die stolze Grafentochter, welche bisher die Bewerbungen der angesehensten Fürsten zurückgewiesen, duldete die Umarmung eines ihr völlig fremden, jedenfalls tief unter ihr stehenden Mannes. Ja sie vergaß sich soweit, daß sie ihm ungescheut ihre plötzlich erwachte Liebe bekannte und ihn aufforderte, wenn anders er dieselbe erwidere, solle er sich am andern Morgen im Thale mit einem Rosse einfinden, sie werde vom Schlosse herabkommen und mit ihm entfliehen.

Als sie diese Worte gesprochen, nahte schon der Graf an der Spitze seiner Jagdgenossen, und seine Tochter, schnell entschlossen, stellte ihm den Jäger als den Retter ihres Lebens vom Sturz in den Abgrund vor. Der Graf lud ihn natürlich ein, als Gast mit in sein Schloß zu kommen, eröffnete aber auch auf dem Wege dahin seiner Tochter, daß er eben seinen Entschluß gefaßt und einem Fürsten ihre Hand zugesichert habe, mit dem sie am andern Tage verlobt werden solle. Die Gräfin erschrack über diese unverhoffte Mittheilung, allein noch durfte sie hoffen mit ihrem Geliebten zu entfliehen und so dem unwillkommenen Verlobungsfeste zu entgehen.

Während der Jagdzug schon ganz in der Nähe des gräflichen Schlosses war, kam des Weges daher ein alter frommer Eremit, welcher so eben im Kloster St. Michaelstein seine Andacht verrichtet hatte, wie er dies täglich zu thun pflegte, und sich nun nach seiner unfern vom Wege belegenen Klause zurückbegab. Schon als der Geliebte der Gräfin den Greis von Ferne erblickte, wie er im Gebet begriffen den Rosenkranz in der Hand hielt, verzogen sich seine Gesichtszüge zu einem grauenhaften Ausdrucke, als nun aber vollends jener dem Volke mit dem Crucifix den Segen spendete, verschwand er plötzlich aus der Schaar der Ritter und ward nicht mehr gesehen. Zwar fiel seine plötzliche Entfernung dem Grafen auf, allein derselbe war viel zu sehr mit den Vorbereitungen zur Verlobung seiner Tochter beschäftigt, als daß er sich über die Abwesenheit des ihm so wie so fremden Jägers hätte beunruhigen sollen, und die Gräfin wieder schrieb selbige andern Gründen zu, die mit ihrer für den folgenden Morgen beabsichtigten Entführung in Verbindung standen.

Mit den ersten Strahlen des anbrechenden Tages hörte sie schon Rosseshufe unten erschallen und sogleich eilte sie unbemerkt aus dem Schlosse hinab ins Thal. Auf einem schwarzen Rosse sitzend erwartete sie der Ritter, doch als sie sich zu ihm aufs Roß geschwungen, da entdeckte sie auf dem Antlitz des Geliebten einen seltsamen fremden Ausdruck und ein kaltes höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, so daß sie sich in seiner Umarmung ganz beängstigt fühlte. Dessen ohngeachtet schmiegte sie sich an ihn an und sprach:

„In Deinen Armen, Geliebter, will ich erwarmen, die Morgenluft weht so schneidend kalt." Doch mit einem seltsamen Lachen erwiederte er: „Bald wird Dir schon heiß werden, wenn wir erst in meinem Hause angelangt sind." Der Gräfin ward es bei diesen Worten ganz unheimlich, allein wie ward ihr, als der Ritter seinen Rappen geraden Weges nach dem Schlosse hinlenkte und unter den Fenstern desselben angekommen mit lauter Stimme dem Grafen zurief: „Sieh, Graf, wie Deine Tochter von einem Bräutigam, den sie sich selbst gewählt, sich entführen läßt! Komm herab und versuche es, sie Dir wiederzuholen." Mit diesen Worten drehte er sein Roß dem Walde zu und als er sehr bald den Grafen mit einem Haufen Reisiger hinter sich erblickte, fing er an dieselben zur Verfolgung anzuspornen, indem er sie bald nahe an sich herankommen ließ, bald wieder mit Blitzesschnelle floh. So jagte er dem Tannendunkel zu, wo der Gießbach in der steilen Felsenschlucht sich verliert. Der Graf, im Eifer des Nachsetzens, sprengte ihm nach in das verrufene Tannendickicht hinein. „Willkommen!" rief ihnen hier der Entführer zu, „willkommen auf meinem Grund und Boden! Nun mögt Ihr Zeugen sein, wie ich meine Braut minne!" Bei diesen Worten umschlang er die Zitternde wilder und heftiger als bisher, indem er sie mit seinen Krallen zerfleischte, während ein Feuerstrom aus seinem Munde hervordrang. Dann sprang er mit ihr in den Schlund hinein, an dessen Oeffnung die Unglückliche ihn zuerst erblickt hatte. Entsetzt floh der Graf, denn er konnte nicht zweifeln, daß seine Tochter in der Gewalt des Höllenfürsten wäre. Darin allein gewann er noch einigen Trost, daß er zur Rettung der Seele seiner Tochter im Kaltenthale eine Kapelle stiftete. Bald darauf versuchten zwei Mönche von St. Michaelstein, Hans und Henning, an der Schlucht des Teufelsbades selbst, in welches der Böse die Gräfin hinabgezogen hatte, Messe zu lesen und so ihre Seele aus der Gewalt der Hölle zu erretten. Wenn sie ihr Vorhaben glücklich erreichten, durften sie von der Freigebigkeit des Grafen hohe Belohnungen erwarten. Allein noch ehe sie das Teufelsbad erreichten, wurden sie in ein Paar Felsen verwandelt, die noch jetzt ihren Namen tragen.

Von der Grafentochter hat man nie wieder etwas gesehen, doch geht unter dem Volke die Sage, daß ihr Leichenzug um Mitternacht durch das düstere Tannengehölz, in welchem das Teufelsbad liegt, sich fortbewege. Das Teufelsbad selbst ist noch jetzt zu sehen, nur das Moor, welches einst eine große Fläche bedeckte, ist verschwunden. Den Bemühungen der Mönche ist es gelungen, das Wasser in einem Teiche zu sammeln; dasselbe fällt dann in das Teufelsbad hinein und fließt eine Strecke weit in einem unterirdischen Kanale fort, bis es mit einem Wasserfalle wieder hervorbricht.

581) Zwergsagen auf der Nordseite des Harzes.[1])

Einst wohnten viele tausend Zwerge in den Felsklüften und in den noch vorhandenen Zwerglöchern. Aber nur selten erschienen sie den Landesbewohnern in sichtbarer Gestalt; gewöhnlich wandelten sie durch ihre Nebelkappen geschützt ungesehen und ganz unbemerkt unter ihnen umher. Manche dieser Zwerge waren gutartig und den Landesbewohnern unter gewissen Umständen

[1]) S. Otmar S. 329.

wohl sehr behilflich, die z. B. bei Hochzeiten und Kindtaufen mancherlei Tischgeräthe aus den Höhlen der Zwerge erborgten. Nur durfte sie Niemand zum Zorne reizen, sonst wurden sie tückisch und bösartig und thaten dem, der sie beleidigte, allen möglichen Schaden.

In dem Thale zwischen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einst ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brode fehlten; und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieser beständig fortdauernde geheime Diebstahl machte, daß er allmählig verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, daß die Zwerge Ursache an seinem Unglück sein könnten. Er schlug also mit einem Geflechte von schwanken Reisern so lange um sich her, bis er die Nebelkappe einiger Zwerge traf, die sich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man ertappte bald noch mehrere Zwerge bei Diebereien und nöthigte endlich den ganzen Ueberrest des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner einigermaßen für das Gestohlene zu entschädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem jetzt sogenannten Kirchberg, bei dem Dorfe Thale, wo sonst Wendhausen lag, ein großes Gefäß hingestellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geldes werfen mußte. Dieses Faß fand sich nach dem Abzug der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt. So groß war ihre Anzahl. Das Zwergvolk zog über Wahrnstedt (ein Dorf bei Quedlinburg) immer nach Morgen zu. Seit dieser Zeit sind die Zwerge aus dieser Gegend entschwunden. Nur selten ließ sich seitdem hier und da ein einzelner Zwerg sehen.

Die Zwerge vom Kreuzberge schoben einst den Menschen eines ihrer Kinder unter. [1]) Da nahmen die Menschen eine halbe Eierschaale, Wasser darin zu kochen, und das Zwergkind sagte: „Mutter, wat wutte da maken?" Die Mutter sagte: „Dik Thee inne kooken." Da sagte das Kind:

Sau bin ick doch sau oolt
Wie de Schimmelwoolt,
Dreimal e hacket un dreimal e koolt,
Und hämwe noch nich e fein in der Eierschaale Water koken.

Damit war das falsche Kind fort und das rechte wieder da. Es war gebracht von einem Zwerge, der sagte dem Knaben: er solle auf den Sonntag allein vor das Zwergloch kommen und rufen. Er erzählte aber, daß die Zwerge äßen von Silber und Gold. Zeug hatte er von den Zwergen bekommen, wenn das zerriß, strich ein Zwerg mit der Hand darüber und es war heil; hatte er ein Loch im Kopf, so ward von den Zwergen mit bloßer Hand darüber gestrichen und es war heil; er hatte das eine Bein meist in der einen Hand gehabt, auf dem andern hatte er gehuckt. Er hatte gesessen auf einer Hütsche, zum Schlafen kroch er in eine Mütze, dann trugen sie ihn wohin und er schlief besser wie im Bette. Er wäre dann fortgewesen, wußte nicht wohin. — Den Sonntag brachten die Seinen ihn aus dem Thore. Vor dem Loche rief er einen Namen und der Gerufene stand da und machte ihm Vorwürfe, weil er geschwatzt habe. Doch sagte er: wenn er sich gewaschen habe, solle er vor den Tritt gehen, dann solle Geld daliegen. Dafür solle er verschwiegen sein. Zum Anfange bekam er 100 Thaler, 10 Thaler sollte er seiner Mutter geben, das Uebrige verborgen an bestimmte Leute.

[1]) Nach Pröhle S. 50.

Er solle sich aber ja des Morgens vorher erst jedesmal waschen. Es zeigte sich, daß er drei Tage fortgewesen, vor dem Loche war es aber nicht dunkel geworden. Seinen Eltern gab er einen Theil des Geldes. Am andern Morgen lagen da für ihn 4 Groschen, für die Mutter 4, für den Vater 8, also gerade das Tagelohn. So ging es einige Male, bei den Eltern aber erwachte die Neugier. Die Frau stand einst auf und sah den Jungen das Geld wegnehmen, bekam aber dann sogleich einen Nasenstüber, und dabei rief es: „So neugierig wie Du sind alle Frauensleute!" Ihre Nase schwoll an, der Doctor wollte den Ursprung der Krankheit wissen. Sie aber schwieg, verlor die Nase und verfluchte den, der das Geld gebracht haben sollte. Der Knabe wurde zum Sonntag um 11 wieder nach dem Kreuzberge bestellt. Dort gab die Erscheinung ihm einen Topf, da sollte er hineinstippen und seiner Mutter die Nase wischen, dann würde sie gut werden, ebenso aber würde es helfen, wenn sonst Jemand krank oder verwundet wäre. Und so geschah es auch. Der Junge aber wurde zuletzt Ritter von der Harburg, die Quarge (Zwerge) von der Harburg mußten fort und zogen bei Nacht und Nebel ab. Die zwei ältesten mußten Alles aus dem Loche ihm zu Füßen legen, auch alle Nebelkappen. Die Zwerge wurden gefragt, wohin sie wollten? „Nach Goslar in den Rammelsberg zum Kaiser Otto", antworteten sie. Der Ritter setzte danach eine Nebelkappe auf und in dieser wünschte er, daß sein Schloß auf dem Berge gegenüber stände, da stand's da und guckte plötzlich gegen die Harburg, auf der sein Schloß bisher gestanden hatte. Der Ritter aber nannte sich der rothe Ritter und nach der rothen Farbe, nach der er selbst sich nannte, hieß er auch das neue Schloß: Wernige-rood. Und weil sein Schloß fortgerückt war, nannte er's Wernigerode-Rochefort.

582) Die Sage von der Harburg.[1]

Etwas südwestlich von dem Schlosse der Grafen zu Stolberg-Wernigerode lag auf einem Berge, dessen Spitze verhältnißmäßig nur einen geringen Raum bietet, die alte Harburg, wahrscheinlich nur aus einem einzigen, großen, geräumigen Thurme bestehend, welchen in sehr frühen Zeiten die Grafen von Wernigerode bewohnten.

Die Zahl ihrer Hausgenossen und Mannen mehrte sich, sehr lebhaft empfand also Graf Botho den Wunsch, eine größere Burg zu besitzen. Oft sprach er darüber mit Mechtildis, seiner tugendsamen, frommen Hausfrau. Eines Abends saßen Beide auf der steinernen Bank vor der Pforte und blickten hinab auf die wahrhaft paradiesische Gegend; endlich ruhte ihr Blick auf dem nordöstlich gelegenen breiten Berge unter ihnen, dessen Gipfel heutigen Tages das Schloß trägt. „Wenn dort unsere Feste stände", sprach der Graf, „wie erwünscht würde Dir das sein, Mechtildis! Da könnte man anbauen, bequeme Zimmer auf geräumigen Kellergewölben und eine stattliche Kapelle der heil. Jungfrau zu Ehren und starke Mauern mit Zinnen und Brustwehr. Um den ganzen starken Bau sollte dann noch ein Graben breit und tief sich ziehen und neben ihm, zu fast überflüssiger Deckung, ein hoher Wall sich erheben." Darauf versetzte Mechtildis, er möge doch dem guten Schutzgeist seines Hauses, der von jeher ihm soviel Gutes erwiesen, seinen Wunsch vortragen.

[1] S. Hoffmann, Die Burgen des Harzes S. 130 ꝛc.

Graf Botho sagte zu sich selbst: „Noch in dieser Nacht thu ich's." Alles ruhte in der Feste. Die Glocke verkündete die Mitternacht; da wandte sich der Graf in seinem Gebet zuerst an den Herrn des Himmels und der Erde, und an dessen Sohn, den Hochgelobten, und flehte um Schutz für sich und die Seinigen; dann bat er den sein Haus behütenden Geist, ihm den Wunsch seines Herzens zu erfüllen, wenn die Erfüllung zum Heile gereiche. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, so zog ein wunderbarer Klang leise tönend durch das Gemach. Der Graf glaubte in demselben eine Gewährung seiner Bitte zu finden und begab sich mit frohem Herzen zur Ruhe.

Als er am andern Morgen erwachte und von seinem Lager sich erhoben hatte, öffnete er, wie er zu thun pflegte, das Fensterlein seines Klosets. Wie erschrack er, als er dicht unter sich und rechts und links einen weiten freien Raum erblickte und die Häuser der Stadt so nahe, daß er sie mit einem Steinwurfe erreichen konnte. Sein Erschrecken verwandelte sich jedoch bald in die innigste Freude und in den herzlichsten Dank gegen den mächtigen wohlwollenden Geist, der so schnell seine Bitte erhört.

Dieser hatte, nachdem der Graf entschlafen war, hinter die Thurmfeste sich begeben und das einzige Wort gesprochen: „Rucke fort!" Leise hatte auf diesen Befehl das ganze gewaltige Gebäude sich in Bewegung gesetzt und von unsichtbaren Händen gehalten dahin sich gestellt, wo ihm der Geist nach dem Wunsche des edlen Grafen seine Stätte angewiesen. Der Letztere rief sogleich seine Hausfrau, daß sie seine Freude theile. Bald bewegte sich nun ein reges thätiges Leben um den Thurm her und allgemach entstand unter den Händen emsiger Werkleute alles das, was der Graf mit seiner Mechtildis besprochen hatte.

583) Der Mönchsbrunnen.[1]

Als das Kloster Himmelspforte bei Wernigerode zerstört war und die Mönche flüchtig wurden, nahm vorher der Mönch Waldamus die heiligen Geräthe und viele andere Kostbarkeiten aus dem Kloster und floh damit, nicht wie die andern Mönche dem Brocken zu, wo diese auf der Mönchen-Lagerstätte zuerst Halt machten und sich von dort nach einigen Tagen vereinzelt trennten, sondern er nahm seinen Weg über Hasserode durch's Papenthal nach dem Marquardsberge. Ganz erschöpft und entkräftet legte er sich hier zwischen zwei mit Moos überwachsene Klippen nieder und schlief ein. Beim Erwachen fand er sich in einer geräumigen Höhle, auf deren Eingange er eingeschlafen und wo er versunken war. Diese Höhle war aber der Aufenthaltsort einer alten Hexe, die unter dem Namen Großmeime bekannt war. Hier verbarg er seine Schätze in einer Felsenspalte und legte einen großen Stein darauf. Endlich wagte er sich, um mit Beeren seinen Hunger zu stillen, aus der Höhle und verdeckte den Ausgang sorgfältig mit Moos. Nicht weit von der Höhle, nach Wernigerode zu, traf er eine holde Jungfrau, ebenfalls mit Beerensammeln beschäftigt. Auf sein Befragen: „Wer bist Du und wie heißt Du?" antwortete das Mädchen: „Ich bin die Tochter des Pfarrers zu U. L. Frauen in Wernigerode und man nennt mich Papen-Annecke." — „O Du unglückliches Kind", entgegnete der Mönch, „dann bist Du

[1] Nach Pröhle S. 56.

zu allem Guten unfähig und die Hölle ist Dein Loos." Annecke antwortete: „Verdammt nicht, so werdet Ihr auch nicht verdammt; ich hoffe aus Gnaden selig zu werden. Was aber das Gutesthun anbetrifft, so hoffe ich mit Gottes Beistand selbst den Feinden wohlthun zu können." — „So wärest Du wohl gar im Stande, mir Gutes zu erweisen?" fragte weiter der Mönch. „Wohlan, so bringe mir täglich auf den kleinen Berg, der hier vor uns liegt, drei Eier, etwas Mehl und ein wenig Butter, davon ich mir ein Mahl bereiten und meinen Hunger stillen kann, sage aber Niemandem etwas davon; wenn Du dies thust, so werde ich Dich nicht mehr für eine verlorene und verdammte Ketzerin halten." Jeden Tag nun brachte Annecke diese verlangten Lebensmittel und legte sie oben auf dem Kopfe des kleinen Berges in einem irdenen Teller nieder. Der Mönch holte sie dann zwischen 11 und 12 Uhr Nachts ab, legte aber allemal ein Goldstück auf die Stelle. So vergingen mehrere Monate und Niemand hatte von dieser Geschichte etwas erfahren, bis es endlich Anneckens Bräutigam auffiel, daß sie täglich so allein bei schlechtem Wetter spazieren ging. Er drang jetzt in sie und sie sollte gestehen, wohin und zu welchem Zwecke sie heimlich und allein ihren Spaziergang mache. Endlich gestand sie und erzählte Alles, was sie von dem Mönche wußte, bat aber den Bräutigam, dem Pater nichts Leides zu thun. Den Abend ging der Bräutigam heimlich nach dem kleinen Berge. Als die Glocke auf dem Burgthurme 11 schlug, kam der Mönch an; da er nichts fand und eben deshalb wieder fortgehen wollte, rief ihm Anneckens Bräutigam entgegen: „Räuber und Verführer werden todt und lebendig hier auf dieser Welt keine Ruhe finden!" — „Und die Unbarmherzigen werden wachsen, aber nicht gedeihen!" erwiederte der Mönch und entfernte sich. In seine Höhle zurückgekehrt sah er zum ersten Male die Bewohnerin derselben: eine grauenhafte Frauengestalt mit großen feurigen Augen; die Nase — ein großer langer Rabenschnabel; die Füße — Katzenkrallen; die Ohren lang und mit Federn, wie die jungen Gänse haben, bewachsen. „Wie kannst Du es wagen meine Behausung zu betreten? Dafür sollst Du schwer büßen!" krächzte sie ihm entgegen. „Habt Erbarmen, Mütterchen, mit einem Flüchtling, mit einem hungrigen Bettler, dem die letzte Hoffnung genommen ist", bat der furchtsame Mönch. „Es sei Dir gewährt", sagte die Alte, „wenn Du hier unten im Thale den Armen ihr Brod nimmst und die Reichen verwünschest und verfluchst, wozu ich Dir die Kraft geben werde." Der Mönch versprach's und ging nun alle Morgen zur Gleie, welche dicht an der Höhle vorbeizog, zum Zwölfmorgenthale hinunter, setzte sich im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens an einen kleinen Brunnen, der mitten im Thale lag, wo er wußte, daß die armen Leute, welche in's Holz gingen, zu ihrem Stück eitel Brod einen Trunk Wassers thaten. Statt aber den armen Leuten ihr Brod gewaltsam wegzunehmen, bat er sie um die Hälfte. Wer nun gern und willig mit ihm theilte, dem gab er einen Edelstein oder ein Stück Gold dafür. Als dies unter den armen Leuten bekannt wurde, kamen alle Morgen so viele durch das Thal, daß er das Brod nicht forttragen und verzehren konnte. Er beschloß daher, nur Dienstags und Freitags sich am Brunnen sehen zu lassen. Bald nachher kamen an den übrigen Tagen keine Holzgänger mehr durch das Thal, Dienstags und Freitags aber desto mehr. Hievon hatten auch Papen-Annecke und ihr Bräutigam gehört und nahmen sich vor,

gleichfalls nächsten Dienstag hinzugehen und jedes ein ganzes Brod mitzunehmen, um es für Gold und Edelsteine an den grauen Mönch zu verkaufen. Sie hatten schon eine geraume Zeit am Brunnen gewartet, als der Mönch zur Gleie herunter und in ihre Nähe kam. Als sie ihm aber das Brod zum Verkauf anboten, verwünschte und verfluchte sie der Mönch und sagte: „Die Unbarmherzigen und Gottlosen werden wohl wachsen, aber nicht gedeihen" und verzauberte sie Beide; ihn verwandelte er in einen Eichenbusch und sie in einen wilden Rosenstock, welche noch beide jetzt verkümmert in der Nähe des Brunnens stehen. Der Mönch hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Die alte Hexe soll ihn, weil er ihren Befehl nur halb ausgerichtet, in eine Schlange verzaubert haben. Auch die Höhle ist nicht mehr zu finden und das Mütterchen, die Großmeime ist verschwunden. Aber der Ort, wo der Mönch die Jungfrau zuerst sah, heißt noch heut zu Tage „Papen-Annecke", der Berg, wo sie die Eier, das Mehl und die Butter hinlegte, „Eierkuchenkopf" und die Gleie, wo hinunter der Mönch zum Brunnen ging, „Großmeimentreppe". Der Brunnen mitten im Zwölfmorgenthale, wo der Mönch so vielen armen Leuten Gutes that, wurde nach ihm „Mönchsbrunnen" genannt und heißt heute noch so. Auch wurden von dieser Zeit an nur die beiden Tage, Dienstag und Freitag, zum Holzlesen bestimmt und sind auch bis jetzt als freie Holztage geblieben.

584) Mönchenlagerstätte, Waschwässerchen und Kloster Himmelspforte. [1])

Nicht weit von der steinernen Renne und dem Bielsteine ist die Mönchenlagerstätte, wo die Mönche lagerten, als sie von der Himmelspforte flohen. Dort steht eine große Buche zum Andenken an die Mönche und in der Nähe ist ein Brunnen oder Wässerchen, das sogenannte Waschwässerchen. Unter jener Buche soll aber der oberste Mönch in einem goldenen Sarge liegen, um diesen befinden sich aber noch ein zinnerner und ein hölzerner. So oft man aber die Särge hat ausgraben wollen, kamen die Mönche und vertrieben diejenigen, die es thun wollten.

Bei der Mönchenlagerstätte war aber ein Hirt, der in seinem Herzen noch katholisch war und betete noch einen Rosenkranz her. Da kam der Bischof mit einer goldenen Krone und ganz mit Diamanten geschmückt. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er. „In Ewigkeit, Amen", antwortete der Hirt. Der Bischof ließ sich von ihm das Versprechen der Verschwiegenheit geben und trug ihm auf, in der Himmelspforte nach einer Schieferplatte zu suchen. Er solle Stiegen hinunter gehen, mehrere Eingänge vorbei, bis er an's Ende des Ganges käme. Da würde er einen Schlüssel über der Thür hängen sehen, diese Thür solle er aufmachen, dann würde er einen Tisch in der Mitte stehen sehen, darauf ein Buch mit Goldschnitt, dabei Juwelen, Gold und Silber. Der Hirt mit seinem Sohne geht hin, sie sehen Laternen, als sie in das Zimmer kommen, ist da ein prächtiger Glanz. „Vater, laß uns die glühenden Dinger nehmen", spricht der Junge. Sie nahmen Juwelen und die Tafel und gleich war Alles wieder überwachsen mit Gras. Am andern Tage brachten sie dem Bischof die Tafel. Der Bischof sagte: „Du hast Juwelen genommen (er hatte nur Gold nehmen sollen) und Du

1) S. Pröhle S. 78. 82.

wirst mich doch verrathen, Dich wird Dein Kind verrathen; vergrabt lieber die Juwelen." Der Bischof sang nun an der Tafel eine Litanei, hundert Pfaffen standen um ihn her, der Bischof gab ihnen das Abendmahl und besprengte sie mit Weihwasser. Die Mönche legten ihn in seinem Schmucke wieder ins Grab und deckten den Sargdeckel drüber. Alles war verschwunden, der Hirt durfte aber sein Mittagslager dort nicht wieder halten. Er kaufte sich noch ein Paar Kühe. Der Bischof hatte ihm auch gesagt, von allem Vieh würde seins das fetteste sein. Er erregte aber durch seinen Wohlstand Verdacht und wurde als Hirt abgedankt. Es kam ein Hirt aus Wernigerode an seine Stelle, da ist viel Vieh verreckt, anderes ward krank. Das hat der Bischof gemacht. Der andere wird wieder Hirt und das Vieh befindet sich im besten Zustande. Er hat zuletzt zwanzig Kühe und kommt deshalb in Untersuchung, die Diamanten werden bei ihm gefunden. Er gesteht Alles auf der Tortur. Als der Schulze erfuhr, woher er seine Reichthümer hatte, ging er auch an die Stelle, gelangte auch richtig hinein, dann aber schlug die Thür hinter ihm zu.

In Drübeck war eine Hochzeit, da wurde der Wein zuletzt alle und das Mädchen sollte mehr holen. Sie fragte: „Wo?" und aus Scherz sagte man ihr: „Aus der Himmelspforte." Als sie da hinkam, war da ein Keller mit Fässern und auch ein großer Mann, der füllte schweigend ihr Faß. Der Wein mundete der Hochzeitsgesellschaft trefflich und als er alle war, wurde das Mädchen noch einmal nach der Himmelspforte geschickt. Da fand es aber den Keller nicht wieder.

585) Das heilige Blut zu Wasserleben.[1])

Es haben im Dorfe Wasserleben um 1230 zwei Schwestern gewohnt, die eine reich, die andere arm; die arme hieß Armgart; selbige fragte ihre Schwester, wie es doch kommen möchte, daß, ob sie sich schon es sauer werden ließe, sie dennoch immer sehr arm bliebe, sie aber hingegen reich würde und doch nicht halb so sehr arbeite, worauf die reiche geantwortet und gesagt hat, sie hätte unsern Herr-Gott im Kasten. Wie nun diese Armgart am heil. Ostertage zum Sacrament ist gegangen und die Hostie in ein rein Tüchlein ausgespeit mit sich nach Hause genommen, und in selbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kasten verschlossen, hernachmals aber zu einer Zeit darnach sehen wollen, hat sie die Hostie mit dem Tüchlein ganz blutig befunden und sich dafür entsetzt, es aber ihrem Mann gezeiget, der sich denn noch mehr darüber erschreckt, es auch sofort an den Pfarrherrn geklagt, welcher sich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und vorher dem Bischof Friedericus zu Halberstadt hinterbracht. Worauf derselbe mit aller seiner Geistlichkeit in einer großen Prozession nach Wasserleben gekommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geistliche Lobgesänge, unter andern auch diesen gesungen: „Christe, Du bist mild und gut, hilf uns durch Dein theures Blut, durch Deine heiligen fünf Wunden, daß wir im rechten Glauben stets werden erfunden. Kyrie Eleison." Und wie die ersten zu Wasserleben ankamen, waren die letzten noch zu Halberstadt im Thum. Als nun der Bischof Friedrich das wunderbarliche Sacrament mit dem blutigen

[1]) S. Abel, Sammlung etlicher alter Chroniken. Braunschw. 1732. S. 328.

Tüchlein in aller Ehrerbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen silbernen vergüldeten Kelch und wollte solches mit der Prozession nach Halberstadt in den Thum tragen; wie er aber zu Heudeber (oder Hausler) in die Kirche kommt, daselbst man etliche Lobgesänge gesungen, und den Kelch vom Altar wieder aufnehmen und nach Halberstadt tragen wollte, hat das Blut im Kelche angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Bischof und seine Klerisei sammt dem Volke sehr erschrocken, und vermahnte sie alle mit Thränen, Gott um seine Gnade zu bitten und daß er ihnen hierin seinen Willen offenbaren wollte, wie sie sich in diesem großen Mirakel und Wunderwerke verhalten sollten, damit sie selbigem recht nachkommen möchten. Da nun solches geschehen, sprach der weise Meister Johannes Semeca Thumprobst zu dem Bischof: „Lieber Vater, es dünkt mich billig zu sein, wenn dies Wunderblut an dieser Stätte bleibe, da Gott also sein Wunder gezeiget und erwiesen hat zu seinem ewigen Gedächtniß." Ließen es also da und ward hernach solche große Wallfahrt und Zulauf des Volkes aus allen Landen, daß daselbst geopfert wurden sechs Himten Pfennige, wovon der Bischof das Jungfrauenkloster zu Wasserleben zu bauen angefangen, welches nach dessen Tode von Bischof Ludolpho größer gemacht und vollends ausgebaut worden. Es mißfiel aber Johanni Semecä dieser Concurs des gemeinen Volkes allezeit und hätte ihn gerne gestillet, darum mußte noch ein Priester die blutige Hostie sumiren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Thum zu Halberstadt in einen Pfeiler vermauern und sprach: „Es ist der Leichnam und das Blut Christi uns zu einem andern Gebrauch verordnet und eingesetzt." Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber (oder Hausler) und Wasserleben als Heiligthum, doch kriegten die Braunschweigischen Herren mit dem Grubensegen etwas davon, welches sie nach Eimbeck in St. Alexanders Münster brachten und allda in großen Ehren hielten in einer sonderlichen Kapelle.

586) Die Jungfrau vom Ilsenstein. [1]

Der Ilsenstein ist einer der größten und merkwürdigsten Felsen des Harzgebirges; er liegt in der Grafschaft Wernigerode, unweit Ilsenburg, am Fuße des Brockens und wird von der Ilse bespült. Ihm gegenüber liegt ein ähnlicher Fels, dessen Schichten zu diesem passen und bei einer Erdrevolution davon getrennt zu sein scheinen. Jeden Morgen schließt sich der Fels dort vor einer schönen Jungfrau, die man auf ihm sitzen sieht, sobald der erste Sonnenstrahl ihn trifft, auf, dann steigt sie hinunter zur Ilse und badet sich in dem spiegelhellen Wasser derselben. Nach einer andern Sage geschieht dies jedoch nur alle 7 oder nur alle 100 Jahre, zu anderer Zeit zeigt sie sich als Schlange, und wer sie so küßt, erlöst sie und bekommt den ganzen Ilsenstein. Darin sind aber viele Schätze, namentlich ein großer Kessel voll Gold und ein Hund, der ihn bewacht, mit einer goldenen Kette. Freilich allen Menschen ist es nicht vergönnt sie zu sehen, aber wer sie sah, preist sie wegen ihrer Schönheit und Güte. Oft schon theilte sie Andern von den Schätzen mit, die der Ilsenstein in sich schließt, und manche Frau verdankt der schönen Jungfrau ihr Glück.

[1] S. Otmar S. 170. Vieles über sie bei Pröhle S. 106 rc.

Einst fand sie am frühen Morgen ein Köhler, der in den Forst gehen wollte, an der Ilse sitzen. Er grüßte sie freundlich und sie winkte ihm mitzugehen. Er folgte und bald standen sie vor dem großen Fels. Sie klopfte dreimal an und der Ilsenstein that sich auseinander. Sie ging hinein und brachte ihm seinen Ranzen gefüllt zurück, befahl ihm aber dabei ernstlich, ihn nicht zu öffnen, bis er in seiner Hütte wäre. Er nahm ihn und dankte. Als er fortging, fiel ihm die Schwere des Sackes auf und er hätte gern gesehen, was darin sei. Endlich als er auf die Ilsenbrücke kam, konnte er der Neugier länger nicht widerstehen. Er öffnete den Ranzen und sah Eicheln und Tannenäpfel. Unwillig schüttelte er dieselben von der Brücke herab in den angeschwollenen Strom, doch bald hörte er ein lautes Klingeln, wenn die Eicheln und Tannenäpfel die Steine der Ilse berührten und bald sah er zu seinem Schrecken, daß er Gold verschüttet hatte. Weislich wickelte er den kleinen Ueberrest, den er noch in den Ecken des Sackes fühlte, zusammen und trug ihn nach Hause; er fand des Goldes noch so viel, daß er sich ein kleines Gütchen kaufen konnte.

Die Sage erzählt nun aber Folgendes über die Jungfrau selbst. Als einst das Wasser der Nordsee die Thäler und Ebenen von Niedersachsen überschwemmte, flohen ein Jüngling und eine Jungfrau, die sich schon lange liebten, aus dem Nordlande dem Harzgebirge zu, um hier ihr Leben zu retten. Mit dem Steigen des Wassers stiegen auch sie immer höher und näherten sich immer mehr dem Brocken, der ihnen von der Ferne her eine sichere Zuflucht darzubieten schien. Endlich standen sie auf einem ungeheuren Felsen, der weit über dem wogenden Meere hervorragte. Von hier sahen sie das ganze umliegende Land von der Fluth überdeckt, und Hütten und Thiere und Menschen waren verschwunden. So standen sie hier einsam und starrten in die Wogen hinein, die an dem Fuße des Felsens sich brachen. Doch noch höher stieg das Wasser und schon dachten sie darauf, über einen noch unbedeckten Felsenrücken weiter zu fliehen und den Brocken hinauf zu klimmen, der wie eine große Insel über die wogende See hervorragte. Da erbebte unter ihren Füßen der Fels, auf dem sie standen, spaltete sich und drohete in einem Augenblick die Liebenden zu trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewendet, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling. Fest waren ihre Hände in einander geschlungen. Die Felsenwände bogen rechts und links aus und die Jungfrau und der Jüngling stürzten mit einander in die Fluthen. Ilse hieß die Jungfrau; sie gab dem reizenden Ilsethal, der Ilse, die es durchströmt, und dem Ilsenstein, worin sie noch hauset, den Namen. [1])

587) Der Reinstein oder Regenstein.[2])

Eine Stunde von der Stadt Blankenburg entfernt liegt der Reinstein mit seinen imposanten Felsmassen, ganz isolirt von aller Nachbarschaft und blickt weit hinaus in den Harz. Angeblich [3]) soll ihn Kaiser Heinrich der Vogelsteller als eine Schutzwehr gegen die Einfälle der Ungarn (um 919)

[1]) Eine ganz verschiedene Sage davon s. in den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 9 rc.

[2]) S. Gottschalck Bd. III. S. 181 rc.

[3]) S. Rohr, Unterharz S. 50.

erbaut haben. Jedenfalls ist die Angabe unrichtig, daß im Jahre 419 der König Malverich von Thüringen über den Harz gezogen und von den Sachsen geschlagen worden sei und daß diese letztern einem ihrer streitbarsten Kämpfer, dem Hatebold, dem sie vorzüglich den Sieg verdankten, die Erlaubniß gegeben hätten, sich irgendwo auf dem Harze eine Burg zu erbauen. Dieser habe sich den Sandsteinfelsen bei Blankenburg gewählt, eine Burg erbaut und dieselbe Regenstein genannt, weil er bei seiner Ankunft den Felsen beregnet gefunden hätte.[1])

Einst wohnten auf dieser Feste die Grafen von Reinstein, bis ihnen im Jahre 1367, wo ihre Vettern, die Blankenburger Grafen ausstarben, die Grafschaft Blankenburg zufiel und sie dann das über derselben gelegene Schloß bewohnten. Von einem dieser Grafen, Friedrich genannt, erzählt nun die Sage, daß er ein biederer und tapferer Mann, aber kinderlos gewesen sei. Die Aussicht, mit ihm sein Geschlecht erlöschen zu sehen, habe ihn sehr schwermüthig gemacht, noch mehr aber sein Weib, das ihn zärtlich geliebt und ihm so gern diesen Wunsch erfüllt hätte. Nun sei von uralter Zeit her am tiefen Brunnen auf Reinstein es nicht geheuer gewesen. Der Geist eines Ahnherrn der Familie wohne darin, hieß es, und zeige sich bei wichtigen Ereignissen in der Familie oben am Rande des Brunnens. Mancher habe sich schon erboten, seine Erlösung zu übernehmen, allein der Geist scheine das nicht zu wollen und habe dann immer gesagt: „Seid froh, daß man Euch nicht zum Werkzeuge meiner Befreiung erkor, denn nur Reinsteins Fall wird über mein Schicksal entscheiden.“ Dieses unbekannte Wesen über das künftige Schicksal des Reinstein'schen Geschlechtes zu befragen, habe die Gräfin ihrem trauernden Gemahle einst vorgeschlagen und Friedrich, der nichts mehr gewünscht, als über das Dunkel der Zukunft Licht zu erhalten, hätte sich auch dazu entschlossen. Um Mitternacht am Tage der Empfängniß Mariä wäre er, der nie vor einem Feinde gezittert, nicht ohne Bangigkeit zum Brunnen hinabgegangen. Alsbald wäre der Ahnherr in einer weißen glänzenden Gestalt aus der Tiefe herausgestiegen und habe gesprochen: „Ich weiß Dein Begehren, Deinen Wunsch; im neunten Mond wird Dein Weib einen Knaben gebären, der Deinen Namen verpflanzt auf ferne Zeiten.“ Und der Spruch sei eingetroffen; mit einem holden Knaben, den man Konrad nannte, habe den Grafen Friedrich sein Weib beschenkt, ja nach einem Jahre sei noch ein Sprößling dazugetreten, aber in dem Augenblicke, als dieser geboren, wäre der Geist des Brunnens auch wieder erschienen, mit wehmüthiger Stimme die Worte sprechend: „Die Stunde meiner Befreiung ist nicht mehr fern. Der Knabe, der jetzt geboren ist, wird einst der Vernichter seines Stammes sein; er wird meinen Namen führen und durch ihn werde ich die ewige Ruhe finden.“

Da habe es ob dieser Worte große Trauer bei den Eltern gegeben, da sie gewußt, daß der Geist des Ahnherrn immer wahr rede. Ohne besondere Absicht hätte indessen das Kind den Namen Helmold erhalten, und erst späterhin sei es entdeckt worden, daß das Wesen im Brunnen der Geist des tapfern, aber wilden Helmolds von Reinstein gewesen, den das unbegreifliche Schicksal

[1]) Der Name Reinstein kommt wahrscheinlich von rhyn. d. h. erhaben, hehr; da man nun statt rhyn auch regin sagte, so ist davon auch Regenstein entstanden.

bis zu Reinsteins Fall hierher gebannt habe. Die trübe Prophezeiung hätte aber bei den Eltern eine Abneigung gegen den kleinen Helmold erzeugt, die sich stets durch eine vernachlässigende und harte Behandlung geäußert. Immer unter den Knappen nnd Hausgesinde sei er sittenlos und rauh aufgewachsen, wild und roh gewesen, endlich gar durch die überstrenge Behandlung des Vaters veranlaßt worden heimlich fortzugehen. In den Wäldern herumirrend sei er unter eine Räuberbande gefallen, die ihn gleich als einen Beherzten kennen gelernt und bald zu ihrem Hauptmann erwählt habe. Hier, ganz sich selbst überlassen, frei und unabhängig wie der Vogel in der Luft, habe er sich in einer seiner Neigung entsprechenden Lage gefühlt, seine Räuberbande mit Ordnung und Strenge regiert und ihr daher auch immer nur so viel zu rauben erlaubt, als ihre Erhaltung erheischte. Als nun sein Vater gestorben, sein Bruder Konrad aber ihm das väterliche Erbtheil vorenthalten wollen, so habe er mit seiner Horde die Burg Reinstein bestürmt und auch eingenommen. Eine Versöhnung der Brüder habe jedoch bald der Fehde ein Ende gemacht. Die Genossen Helmolds wären als Knappen in die Burg aufgenommen worden und die feindlichen Brüder hätten nun als friedliche Geschwister das väterliche Erbe gemeinschaftlich bewohnt. Doch, da nach dem alten Sprichworte Art von Art nicht lasse, so hätten auch die in Knappen verwandelten Räuber gar bald das gewohnte Handwerk wieder angefangen, wozu die am Reinsteinfelsen vorüberlaufende Landstraße ihnen die beste Gelegenheit geboten. Die Brüder, Grafen Reinstein, hätten dies zwar anfänglich nicht leiden wollen, aber umsonst, und da es nach den Grundsätzen jener Zeit gar nicht entehrend gewesen, solche Ausschweifungen zu begehen, so hätten sie zuletzt selbst Theil daran genommen und Reinstein sei ein furchtbares Raubnest geworden. Da sei die Prophezeiung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen, denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert und die Räuber sammt ihren Herren verjagt.

Es giebt aber auch noch eine zweite Sage von der Burg Reinstein, die also lautet. Es soll einst einer ihrer Besitzer eine schöne Jungfrau in dem schauerlichen Verließe derselben gefangen gehalten haben, um durch Gefangenschaft und harte Behandlung ihr Herz, das er auf gütlichem Wege vergeblich zu erringen gesucht hatte, zu erweichen. Allein es gelang ihm nicht, umsonst quälte und peinigte er sie, umsonst sperrte er sie ab von aller menschlichen Gesellschaft und ließ ihr nur das Nöthigste an Essen und Trinken durch eine hohe Oeffnung von einem rohen, gefühllosen Henkersknechte reichen, umsonst, sie blieb bei ihrer Weigerung ihm anzugehören. Freilich vergingen ihr dabei nach und nach die Kräfte, freilich magerte sie ab und befand sich zuletzt nur noch in Lumpen, allein sie verzagte doch nicht, sondern betete zur heil. Jungfrau, ihr einen Weg aus dem Gefängniß zu zeigen. Und ihr Flehen war nicht umsonst. Zwar hatte sie keine Werkzeuge, um die starken Mauern zu durchbrechen oder die festen Schlösser zu öffnen, allein sie besaß noch einen goldenen Ring mit Diamantsteinen und dieses unbedeutende Ding sollte ihr zur Freiheit verhelfen. Sie hatte nämlich an einer Stelle ihres Kerkers öfters das Rauschen des Windes vernommen und daraus geschlossen, daß hier die Felswand nicht stark sein könne. Sie nahm also ihren Ring und fing an damit an dieser Stelle zu schaben. Zu ihrer Freude sah sie, daß die Masse mürbe und bröckelig war und von diesem Augenblicke an saß sie

Tag und Nacht und schabte, sich nur wenige Stunden für die Ruhe lassend. Ein ganzes langes Jahr setzte sie diese Arbeit ununterbrochen fort, endlich entstand eine Oeffnung so groß, daß sie mit dem Auge hindurchsehen konnte. Sie gewahrte den blauen Himmel, die goldene Sonne, grüne Bäume und frische Luft. Da sie nun eifriger und immer eifriger schabte, so wurde die Oeffnung täglich größer und endlich war sie im Stande, sich hindurch zu drängen. Aber wie ward ihr, als sie heraustrat? Schwindelerregend und furchtbar gähnte ihr die Tiefe des Abgrundes entgegen. Beinahe wäre sie in ihren Kerker zurückgegangen. Allein als sie überlegte, daß ihr drinnen nur Schmach oder ein elender Tod, hier aber doch die Hoffnung eines glücklichen Lebens winke, zögerte sie nicht mehr, sondern klimmte tiefer und immer tiefer hinab. Zwar bluteten ihr bald die zarten Hände, zwar vermochten ihre Kniee sie kaum noch zu halten, sie stieg weiter und immer weiter auf dem gefahrvollen Wege und so gelang es ihr endlich, bis an den Fuß des Felsens und von da aus zu den Ihrigen zu gelangen, die schon längst die Hoffnung aufgegeben hatten, sie je wieder zu sehen. Ihre Eltern und Geschwister erfuhren jetzt erst, wer ihr Entführer gewesen, sammelten in aller Eile ihre Freunde und Reisigen und zogen gegen die Burg, in welcher die arme Jungfrau so lange geschmachtet hatte. Geraume Zeit widerstand sie den Belagerern, aber endlich erlag sie einer List. Die Feinde zogen sich nämlich zurück und als der Graf von Reinstein, der mit Recht einen schlauen Plan dahinter vermuthete, die Zeit wahrnehmen wollte, die Burg neu mit Lebensmitteln zu versehen und daher den Befehl an die Bewohner der umliegenden Dörfer schickte, ihm solche hinaufzubringen, verkleideten sich die Rächer der armen Jungfrau in die Kleider der Landleute und zogen auf diese Weise in die Ringmauern der belagerten Veste ein. Kaum aber waren sie darin, so warfen sie ihre Kittel und Körbe ab, rissen ihre Waffen hervor und stießen die Wachen nieder. Bald war die Burg in ihrer Gewalt, nur der Graf selbst entging ihnen, wie uns gemeldet ward. Als er nämlich sah, daß er überlistet und aller Widerstand unmöglich war, suchte er heimlich zu entkommen. Da er aber alle Ausgänge vom Feinde besetzt und eingenommen fand, ließ er sich in Betten nähen und an langen Stricken auf der steilsten Seite des Felsens, welche die Feinde zu bewachen für unnöthig gehalten hatten, weil dort an ein Entkommen nicht gedacht werden konnte, in die Tiefe hinunterwinden. Auf diese Weise entkam er zwar dem Tode, aber nicht dem Unglück und Elend, das ihn arm und verlassen durch die Welt trieb.[1]) Lange, lange ist er umhergeirrt, aber Niemand weiß, wo und wie er ein Ende genommen. Seine Burg aber ward von den Eroberern jener armen Jungfrau zum Geschenk gemacht, die sich dann mit einem jungen tapfern Ritter vermählte und viele Jahre hier mit demselben glücklich lebte. Eines Tages soll sie jedoch, als sie auf dem Felsen sich erging, ein lautes Geräusch wahrgenommen haben, wie wenn Flammen knistern und sprühen. Als sie um sich blickte, gewahrte sie eine Spalte im Berge, aus welcher dicker Rauch in die Höhe stieg. Wie sie näher ging und hineinsah, fand sie einen Schlund, in dessen Tiefe Pech und Schwefel siedeten. Mitten aber darin sah sie eine

[1]) Die einfache historische Erzählung findet sich bei Rivander, Chron. Thuring. p. 103. Cf. Melissantes, Von Bergschlössern S. 179 rc.

menschliche Gestalt, an welcher der zischende Schaum emporschlug und die in Verzweiflung die Hände rang und sich das Haar ausraufte. Diese Gestalt war aber jener böse Graf von Reinstein, der sie einst geraubt und so lange gefangen gehalten hatte. Flehend rief er zu ihr empor, sie solle Erbarmen mit seinen Leiden haben und ihm das an ihr begangene Verbrechen verzeihen. Dies versprach dieselbe ihm auch; da bat er sie, zum Beweise, daß es ihr Ernst sei, möge sie ihm den Ring, mit dem sie sich freigemacht, hinabwerfen. Zwar hatte die Besitzerin desselben sich vorgenommen, denselben zum ewigen Gedächtniß in ihrer Familie aufzubewahren, allein sie zog ihn doch vom Finger und warf ihn hinab. Augenblicklich verloschen die Flammen und der Geist des brennenden Grafen ging zur ewigen Ruhe ein, denn der Zorn des Himmels war gestillt.

In diesem Schlosse befand sich früher ein Gewölbe, das Teufelsloch genannt, in welchem ein Gespenst sich aufhielt, welches in einem fort frische Steine brach; vor demselben waren in römischen Ziffern die Worte „Anno MCX die Annae" ausgehauen, welches Einige als das Datum der Anlegung besagten Gewölbes, Andere für das der Zerstörung des Schlosses halten. In einem andern im Schlosse befindlichen Loche, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, sondern in der Ebene gefunden werden, angefüllt ist, soll es ebenfalls nicht geheuer sein, denn so viele Steine man hieraus wegnimmt und fortträgt, so viele und zwar die nämlichen, die man herausgenommen hat, trägt der böse Feind wieder hinein.[1])

588) Das Grab unter den Linden bei Blankenburg.[2])

Bei Blankenburg stehen zwei alte Linden, unter denen, wie die Sage berichtet, in der Mitternachtsstunde im Mondenscheine sich alle sieben Jahre die Schatten zweier Liebenden finden. Die Geschichte der beiden Schatten aber ist folgende. Vor einigen hundert Jahren wohnte am Unterharze ein angesehener Graf, der das Gelübde gethan hatte, wenn er von der schweren Krankheit, an der er daniederlag, genesen würde, wolle er seine einzige Tochter dem Himmel weihen. Da er nun auch wirklich wieder gesund ward, so säumte er nicht, das unglückliche Mädchen in ein Kloster zu schicken, welches nördlich von Blankenburg lag, ohngefähr an der Stelle, die der jetzige Bleicheplatz einnimmt und wo der Wanderer noch jetzt die zwei Linden von ungewöhnlicher Größe gewahr werden kann, von denen hier die Rede ist. Das unglückliche Mädchen hatte aber, ehe sie ins Kloster trat, einen Geliebten gehabt, von dem sie nicht lassen konnte und dessen Bild jeden Augenblick vor ihrem geistigen Auge stand, so daß sie hinter den Mauern des heiligen Hauses keinen Augenblick Ruhe fand, sondern sich unendlich unglücklich und verlassen fühlte. Dies war auch der Aebtissin des Klosters nicht unbekannt, allein statt das Mädchen durch Trost und milde Theilnahme aufzurichten, beschloß sie, dasselbe zu verderben, denn sie war von früher her eine heimliche Feindin ihres Vaters, den sie selbst einst als Mädchen geliebt und der sie nicht beachtet hatte. Sie beschloß also ihr Gelegenheit zu geben, mit ihrem Liebhaber zusammenzukommen und sich sogar von ihm entführen

[1]) So Melissantes, Nachrichten von Bergschlössern S. 176. 180.
[2]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 385.

zu lassen, zur rechten Zeit aber dazwischen zu treten und sie als eine ungetreue Gottesbraut wieder einfangen und zur Strafe lebendig einmauern zu lassen. Wie gedacht, so geschehen; sie wußte dem Geliebten der Nonne die Nachricht zukommen zu lassen, daß er an einem bestimmten Tage des Nachts in dem Klostergarten sich einfinden solle, hier werde er seine Geliebte treffen und sie könnten sich dann über ihre Zukunft besprechen. Der Jüngling hegte auch kein Mißtrauen, er stieg zur bestimmten Stunde über die Mauer des Gartens und traf auch richtig seine Braut, die ohne etwas zu ahnen von der boshaften Aebtissin noch spät am Abend in den Garten geschickt worden war, um angeblich noch Obst daselbst zu holen. Als sie nun plötzlich ihren Geliebten zu ihren Füßen sah, vergaß sie, daß sie eine Himmelsbraut war, und duldete nach so langer Trennung seine Umarmungen und Küsse, endlich aber riß sie sich von ihm los und befahl ihm, augenblicklich sie zu verlassen, da sie jetzt Christi Braut sei. Jener aber bat, sie möge ihm wenigstens erlauben, sie wieder zu sehen und wenn es auch nur alle sieben Jahre eine Stunde lang sein könne. Das gestand sie ihm denn auch zu und so schwuren sie denn einander, nichts solle sie abhalten, alle sieben Jahre um dieselbe Stunde sich an diesem Orte wiederzutreffen. Während ihrer Unterredung war aber ein schweres Unwetter heraufgezogen, ohne daß sie es bemerkt hatten, und in demselben Augenblicke, wo sie mit einer letzten Umarmung auf sieben Jahre von einander Abschied nehmen wollten, fuhr ein Blitz durch die Luft und erschlug Beide zu gleicher Zeit. Fast unverletzt fand man sie am andern Tage unter den Linden, wo man ihnen ein Grab bereitet hat. Ihr beschworenes Versprechen aber halten sie der Sage nach auch im Tode noch. Alle sieben Jahre öffnet sich um Mitternacht ihr Grab, zwei Schatten entsteigen demselben und setzen sich kosend unter die Linden. Mit dem Schlage Eins aber versinken sie wieder, um sich nach Verlauf von sieben Jahren an derselben Stelle auf eine Stunde wieder zu vereinigen. Die Aebtissin aber, welche, um die arme Nonne zu überraschen, sich mit einigen Andern hinter einer Hecke verborgen hatte, ward natürlich ebenfalls von dem Gewitter überfallen; erschrocken floh sie vor den Blitzen nach dem Kloster zurück, allein kaum hatte sie das Innere desselben betreten, so fiel ein zweiter Donnerschlag und steckte das entweihte Haus an allen Ecken und Enden in Brand. Nur wenige Nonnen wurden gerettet, die übrigen sammt der Aebtissin wurden gräßlich verstümmelt unter den Trümmern hervorgezogen. Die Sage erzählt, daß sie in eine Schlange verwandelt alle sieben Jahre dem Thun der Liebenden zusehen muß.

589) Die Sagen vom Schlosse Quästenberg.[1])

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen alter Ritterburgen, welche das Harzgebirge einst krönten, gehören auch die von Quästenberg. Man findet sie an der mittägigen Seite in der Grafschaft Stolberg, wo sie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Quästenberg liegen. Der Ort, wo sie stand, ist zu einem Lug ins Land oder einer Raubburg wie ge-

[1]) S. Gottschalck, Ritterburgen Bd. II. S. 37 2c. Hoffmann, Die Burgen des Harzes S. 1 2c. Otmar S. 121 2c. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 108 2c. Fischer, Geschichte und Beschreibung der Burgvesten der Preuß. Monarchie. Schweidnitz o. J. in 8°. Bd. II. S. 161 2c.

schaffen; der Berg, auf welchem sie liegt, erhebt sich ziemlich steil, zu einer Höhe von 3—400 Fuß. Er ist fast ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar, denn hier sieht man quer durch die goldene Aue und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen des Kiffhäusers liegen. Diese Burg hieß indeß früher Finsterberg und erhielt erst im 13. Jahrhundert den Namen Quästenberg und zwar aus folgendem Grunde.

Es wohnten nämlich hier als Burgherren die Herren von Knut (oder Knaut), von diesen hatte einer ein kleines Töchterchen, welches er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu sein schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte wie alle Kinder gern mit Blumen und pflückte deren sich immer vor den Thoren der Burg, im Gesträuch und im nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, daß das Kind tief ins Gebüsch hinein sich verlor und oft lange ausblieb, weilte ruhig vor des Thores Pforte, bis es zurückkam. Dies ging auch lange Zeit ganz gut an, allein eines Abends blieb das nun vierjährige Kind ungewöhnlich lange aus. Die Nacht kam herauf, das Kind kam nicht zurück; die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen, schrie und klagte, aber umsonst, das Kind kam nicht zurück. Voller Bestürzung eilte sie ins Schloß zurück, erzählte, was geschehen war und Alles in der Burg versank in tiefe Trauer und der bekümmerte Vater sandte seine Knappen nach allen Gegenden aus und ließ die Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorene Kind zu suchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre niedergesetzt und drehte eben mit seinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz zusammen, den man damals vermuthlich von den herabhängenden Blumenquasten Quäste hieß. Hier fand es der zurückkehrende Köhler; das Kind, das er nicht kannte und dessen Namen er von demselben auch nicht erfahren konnte, lächelte ihn freundlich wie einen alten Bekannten an und der Köhler küßte es, als wenn es sein eigenes wäre, hob es auf und trug es in seine enge Hütte und pflegte sein. Das kleine Mädchen zeigte jedoch am andern Tage kein Verlangen, zu seinem Vater zurückzukehren, denn es fand hier, wie vor der väterlichen Burg Blumen in Menge, täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Hände voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingange und flocht sie zu Kränzen. So fanden es endlich einige Tage nachher einige Leute aus dem Dorfe Quästenberg; groß war ihre Freude, jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz oder die Quäste an eine Stange, trugen dieselbe vor sich her und der Köhler mußte mitgehen. Indessen saß der Vater des Kindes von früh bis spät auf dem Söller seiner Burg und schaute aus, ob nicht Jemand käme und ihm Nachricht von seinem Töchterchen brächte. Ach welche Freude, als er jetzt im Thale die Menschen mit dem Kranze und seinem Mädchen heranziehen sah, und der Vater und sein ganzes Burggesinde standen schon lange unten am Burgthore, ehe jene den steilen Weg heraufklommen, der Ritter riß ihnen sein Kind aus den Armen und trug es hinein in die Burg, die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt und die Knappen und

Bauern zechten um sie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Quästenbergern einen Strich Waldes und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda (jetzt zu Mansfeld gehörig und anderthalb Stunden von Quästenberg entfernt) den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden ward. Das Holz ist nachher ausgerodet und in eine Wiese verwandelt worden, die nach gegenwärtig die Fräulein-Wiese heißt und zu den Grundstücken des Pfarrers in Roda gehört.[1]) Von dem Kranze aber nannte der Burgherr sein Schloß Quästenberg und bestimmte für alle Zeit ein Volksfest für seine Dienstmannen, wobei ein Kranz oder eine Quäste an der größten Eiche des höchsten Berges in der Gegend befestigt ward, um weithin gesehen zu werden. Es war aber dieses Volksfest auf folgende Weise beschaffen. Am dritten Pfingstfeiertage vor Aufgang der Sonne bringen die jungen Bursche des Dorfes Quästenberg die größte Eiche, welche sie in dem dortigen ansehnlichen Forste auffinden konnten, unter einem kaum zu zählenden Haufen jauchzender Zuschauer aus der ganzen Gegend, von Trompeten und Hörnern begleitet, den hohen Berg hinan, der auf die Ruinen der Quästenburg herabsieht. Diese Eiche haben sie aber bereits am Tage vor dem Pfingstfeste abgehauen und ihr eine halbe Elle vom Stamme alle Aeste genommen, so zwar, daß das abgehauene Holz ihr Eigenthum wird. Sie müssen aber dem Herkommen nach den ungeheuren Baum blos mit den Händen den Berg heranwälzen oder heraufziehen. Oben auf dem Gipfel des Berges, welcher die Gegend beherrscht, wird dann der Baum aufgerichtet und an einem Querbalken ein großer Kranz, von Baumzweigen geflochten, der einem Wagenrade gleicht, befestigt und Alles ruft: „Die Quäste hängt!" Dann wird oben auf dem Berge getanzt, welches die Hauptbelustigung ist. Nach einigen Stunden zieht die ganze versammelte Menge unter weitschallender Musik in Prozession den Berg hinab und nach dem Hause des Predigers in Quästenberg, den sie zu einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche abholen, womit sich das Volksfest endigt. Die Eiche, welche nach dem Fällen verkauft wird und die Kosten des Festes trägt, bleibt ein Jahr lang auf dem Berge aufgerichtet stehen. Den großen Kranz von Baumzweigen aber nennen die Bewohner der Gegend: die Quäste. Mit dem Immerseltnerwerden des Holzes ist jedoch eine Aenderung eingetreten, jetzt dürfen sie immer nur alle acht Jahre einen neuen Baum aussuchen, erhalten aber dafür in den andern sieben Jahren jedes Mal 8 Thaler als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Aufrichtung des Baumes in der erwähnten Art statt.

Im 30jährigen Kriege stand das Schloß noch und man sagt, daß namentlich aus dem Dorfe Quästenberg sich viele Bauern hinaufflüchteten und dort ihre Habseligkeiten verbargen. Viele von den damals dorthin gebrachten Schätzen sollen aber noch dort liegen und zwar jetzt, nachdem das Schloß selbst verfallen ist, in einem großen Braukessel tief unten in einem unterirdischen Gewölbe, freilich aber von einem Gespenst gehütet. Einst ging einmal des Sonntags ein Einwohner aus Quästenberg auf die Burg, kroch aus

[1]) Als Zins mußte die Gemeinde alle Jahre am zweiten Pfingsttage vor Sonnenaufgang auf der Pfarre zu Quästenberg einige Brode abliefern. Wurde der Lehnzins nicht zur rechten Zeit gebracht, so hatte der Pfarrer das Recht, sich das beste Rind aus der Heerde der Gemeinde auszulesen.

langer Weile in den Ruinen herum und kam auch an eine Stelle, wo es tief in die Erde hinabging. Er drängte sich durch das dichte Gestrüpp, ging immer mehr abwärts und kam endlich an einen dunkeln Gang. Die Neugierde ließ ihn weiter gehen und so gewahrte er endlich im Hintergrunde, wohin kaum noch ein Schimmer von Tageslicht fiel, eine runde Oeffnung in dem Boden. Als er dicht vor dieser stand, erschien plötzlich ein Geist in einen Schleier gehüllt. Es wurde hell und der erschrockene Mann sah vor sich den Braukessel mit puren Goldstücken angefüllt, von dem ihm gar oft schon seine Großmutter erzählt hatte. Ob er gehen oder nehmen solle, das wußte er nicht. Da sprach der Geist mit heller Stimme: „Nimm eins der Goldstücke, komm alle Tage wieder und nimm Dir eins, aber nie mehr als eins!" und verschwand. Der Mann nahm auch eins der Goldstücke, steckte es hurtig ein und eilte mit klopfendem Herzen vor Angst und Freude nach der Oeffnung zurück, merkte sich aber den Ort genau und ging, das Geschenk des Geistes wieder und immer wieder besehend, nach seiner Wohnung zurück. Tags darauf kam er wieder, der Geist war zwar nicht da, wohl aber der Braukessel voll Gold. Er nahm sich wieder ein Stück. Den dritten, vierten und fünften Tag fand er sich wieder ein, holte immer ein Goldstück, und so trieb er's fort wohl ein Jahr lang. Seine Hütte hatte er während dessen in ein stattliches Haus umgewandelt, sich viele Aecker und Wiesen gekauft, schönes Zugvieh angeschafft und kein Bauer im Dorfe konnte es ihm gleich thun. Mit dem zunehmenden Wohlstande nahm aber auch sein Uebermuth zu. „Wozu soll ich arbeiten", sprach er, „ich kann ja der Ruhe pflegen!" Und nun hielt er Knechte und Mägde, die das Feld bauen mußten, und saß zu Hause im Lehnstuhl oder ritt auf einem stattlichen Gaul hinaus aufs Feld, die Saat zu besehen, die er sonst selbst ausgestreut hatte. Nur den täglichen Gang zu dem Braukessel machte er selbst. Als nun sein Reichthum immer größer ward — denn so ein Goldstück war wohl an die zwanzig Thaler werth — und sein Stolz mit ihm, da kam ihm der Gedanke bei, daß es doch sehr lästig sei, täglich um eines Goldstücks wegen den hohen Berg erklimmen zu müssen, er wolle das nächste Mal zwei Goldstücke nehmen. Er that's, nahm Tags darauf zwei Goldstücke und trieb dies so einen ganzen Monat hindurch. Auch damit noch nicht zufrieden, sprach er: „Ei, was soll ich mich täglich quälen und nur zwei Goldstücke holen. Der ganze Schatz ist ja doch für mich bestimmt, ob ich ihn nun nach und nach oder auf ein Mal hole, das wird wohl dem Geiste einerlei sein. Ich werde gehen und den ganzen Braukessel auf einmal leeren, dann brauche ich mich doch nicht weiter zu bemühen!" Des andern Tages packte er viele Säcke auf, keuchte den Berg hinan — denn die gute Kost und das gemächliche Leben hatten seinen Körper gut genährt, — langte bei der bewußten Oeffnung ganz ermattet an, setzte sich erst nieder, um wieder zu Kräften zu kommen, freute sich, daß diese lästigen Gänge hierher nun aufhören würden, berechnete schon, was er nun beginnen wolle, wenn alle die mitgenommenen Säcke wohl gefüllt erst in seinem Hause ständen, wie er dann ein großes Rittergut kaufen, viele Gäste bei sich sehen und mit diesen zechen wolle, trotz den alten Rittern von Quästenberg und dergleichen mehr. Nun stand er auf, nahm die Säcke, ging durch den dunkeln Gang und langte bei dem Braukessel an, der trotz dem, was schon nach und nach weggeholt war, immer noch bis an den Rand

gefüllt blieb. Er nahm den ersten Sack, kniete nieder an den Rand des Kessels, fuhr mit beiden Händen in das Gold gierig hinein und wollte eben die erste Ladung in den Sack werfen, als plötzlich der ganze Braukessel vor ihm mit schrecklichem Geprassel hinabsank, Feuerflammen und Schwefelgestank heraufqualmten und der betäubte Thor fast ohnmächtig zurückfiel. Fort war der Schatz, hin alle die schönen lustigen Luftschlösser. Kein Braukessel erschien wieder, so oft auch der Nimmersatt wiederkam, der nun gern immer nur ein Goldstück genommen hätte, wenn's vergönnt gewesen wäre.

Seit der Zeit ist der schöne Braukessel mit dem vielen Golde nicht wieder gesehen worden, bis er endlich einmal von ein Paar Jesuiten, die davon hörten, aufgesucht und gefunden ward. Ihrem trunkenen Blicke zeigte er sich, voll des glänzendsten Metalls, und schon schickten sie sich an, den Schatz zu heben, als plötzlich der Geist ihnen erschien und sprach: „Nicht Euch sind diese Reichthümer beschieden und nie könnt Ihr sie heben. Das Schicksal bestimmt sie einem Grafen von Stolberg, der zweierlei Augen haben wird. Diesem allein darf ich sie übergeben, aber bis dieser kommt, schützt sie mein mächtiger Arm gegen jeden Angriff. Fort mit Euch!" Voll Angst und Entsetzen flohen die Jesuiten und erzählten den Anwohnern diese seltsame Begebenheit. Noch ist kein Graf von Stolberg mit zweierlei Augen geboren worden, der Schatz also noch vorhanden.

590) Der Sudemerberg bei Goslar.[1])

Kaiser Heinrich der Vogelsteller hat sich viel und gern in Goslar aufgehalten und man weiß dort noch Manches von ihm zu erzählen. Vor Allem aber, sagen sie, sei es zu verwundern gewesen, von wie herrlicher Schönheit seine Frau war, so daß sich der Kaiser auch kaum trösten konnte, als sie endlich gestorben war. Als aber sein Schmerz sich etwas gelegt, da hat er seine eigene Tochter, die ihre Mutter an Schönheit fast noch übertroffen, freien wollen und hat ihr sein sündhaftes Verlangen kund gethan; sie aber hat ihm darüber gebührende Vorhaltung gemacht und hat ihn endlich dahin vermocht, erst an die Höfe aller Könige und Herzöge in Europa zu ziehen, ob er nicht dort vielleicht eine Gemahlin finde, die schöner sei als sie. Da ist er denn fortgereist und weit und breit umhergezogen, aber endlich ist er heimgekehrt und hat gesagt, es sei rings keine schönere zu finden. Aber auch da noch hat sie seinen Bitten und Liebkosungen widerstanden, so daß er endlich die Bedingung gemacht, wenn sie eine Decke wirken könne, auf welcher alle Thiere, die sich auf dem Erdboden fänden, zu schauen wären, dann wolle er von seinem Begehren abstehen. Da ist sie in die kleine Kapelle in der obern Stadt gegangen und hat inbrünstig zu Gott gebetet, aber keine Beruhigung im Gebet gefunden, so daß sie endlich in ihrer Verzweiflung den Teufel angerufen, daß der kommen möge ihr zu helfen. Der ist auch sogleich erschienen und hat gesagt, er wolle ihr die Decke bringen, wenn er sie nach drei Tagen und drei Nächten hier noch wachend fände. Da hat sie denn ihr Hündlein mit in die Kapelle genommen und hat unter unablässigem Gebet ihre Zeit dort zugebracht; als es aber in der dritten Nacht gegen Morgen kam, da hat sie der Schlaf fast überwältigt; im selben Augenblick kam

[1]) Nach Kuhn und Schwarz S. 184.

auch der Teufel daher, und das Hündlein, welches ihn sah, zerrte sie so heftig am Kleide, daß sie sogleich aufsprang. Da ließ der Teufel zornig die Decke fallen, warf das Hündlein wüthend gegen die Mauer der Kirche und verschwand. Als sie aber ihrem Vater die Decke brachte, da hat ihn gewaltiger Schmerz erfaßt und er hat nicht länger leben mögen, sondern sich in den Sudemerberg bei Goslar, der durch seine alte Warte weit in der Gegend sichtbar ist, verwünscht und da sitzt er noch bis auf den heutigen Tag, und wird erst wiederkehren, wenn Goslar einmal in großen Nöthen ist oder wenn der jüngste Tag anbricht.

Andere sagen auch, der Kaiser sitze im Rammelsberge und habe noch vor seinem Tode drei Steine in die Mauern von Goslar einmauern lassen und gesagt, wenn diese herausfielen, dann werde er wiederkehren; Niemand weiß aber, welche Steine das sind.

591) Der Rammelsberg und der Kinderbrunnen bei Goslar.[1])

Der Rammelsberg liegt gegen Mittag an dem Oberharz nahe bei der Stadt Goslar und ist ein sehr großer, hoher und außerhalb unfruchtbarer Berg, denn man trifft auf demselben keine Tannenbäume wie auf den benachbarten Bergen an, sondern es ist derselbe nur mit Heidelbeeren, Preißelbeeren, Heidekraut und wenig Sträuchern bewachsen. In seiner Höhe ist er wunderbarlich zerborsten, maßen man über den Obergruben einen Riß sieht, der an etlichen Orten 3—4 Ellen weit, bei 100 Lachter lang und so tief ist, daß man nicht auf den Grund sehen kann, welcher Riß auch, der Bergleute Bericht nach, von Jahr zu Jahr weiter werden soll; woher aber solcher entstanden sei, darüber hat man keine eigentliche und gewisse Nachricht, doch vermeinen Einige, daß sich der Berg von Zeit zu Zeit auseinander begeben, als derselbe einmal, wie man in der alten Sächsischen Chronik sieht, eingegangen sei und bei vierthalb hundert Weiber auf einen Tag zu Wittfrauen gemacht habe, welche alle vor dem Berge gestanden und ihre Männer betrauert hätten. Der Name dieses Berges rührt von dem Erfinder der Rammelsbergischen Bergwerke her und hat es sich damit folgendermaßen zugetragen. Als Kaiser Otto, der Erste dieses Namens, nicht gar weit von Goslar auf der Harzburg seinen Hof gehalten und vielfältig in dem Harzgebirge hat jagen lassen, begiebt es sich einstmals, daß einer von seinen vornehmen Jägern, Ramm genannt, auf Befehl des Kaisers an den Vorbergen des Harzes jagt; wie er nun an einen Berg gekommen ist und der Höhe wegen nicht weiter mit dem Pferde dem Wilde nacheilen kann, bindet derselbe sein Pferd irgendwo an und folgt zu Fuße dem Wilde nach. Indessen als solches geschieht und der Jäger etwas lange ausbleibt, verlangt das Pferd nach seinem Herrn und scharrt der Pferde Art nach heftig mit den Vorderfüßen, wodurch ohngefähr ein Erzgang entblößt wird, davon der Jäger bei seiner Wiederkunft eine Stufe mitnimmt und dem Kaiser zeigt, der solches probiren und aus Liebe, die er zum Bergwerk getragen, allda einschlagen läßt; nachdem aber solches geglückt und die Bergleute je länger je mehr den Berg mit Bauen angegriffen, hat der Kaiser dem Berge nach dem Jäger Ramm den Namen Rammelsberg gegeben, wie er denn noch bis auf

[1]) Nach Behrens, Hercynia Curiosa S. 144. cf. S. 104.

den heutigen Tag also heißt. Es wollen zwar Einige vorgeben, daß der Berg seinen Namen nicht von dem Jäger, sondern von dem Pferd bekommen habe, als welches von seinem Herrn Ramm genannt worden sei.

Dieser Berg hat nun aber auf der Seite gegen den Herzberg zu einen schönen klaren Brunnen, der eines Armes dick quillt und von den Einwohnern der Stadt Goslar und andern Benachbarten der Kinderbrunnen genannt wird, wie denn auch ein Gewölbe darüber geschlossen ist, über dessen Thüre zwei in Stein gehauene Kinder zu sehen sind. Man erzählt aber, daß im Jahr 1016 ein kaiserlicher Hofdiener, welcher des ersten Erfinders der Rammelsbergischen Bergwerke Bruders Sohn gewesen und Günther Karl geheißen haben soll, sich den Rammelsberg von Kaiser Heinrich dem Andern ausgebeten habe, da es sich denn zugetragen, daß einstmals dessen hochschwangere Frau Lust bekommen habe den Berg zu besehen und sei dieserhalb mit ihrem Herrn Lusts halber dahin spazieren gegangen; als sie nun beim Rückwege unter andern an dem Berge und Brunnen angelangt, wären ihr daselbst die Geburtsschmerzen plötzlich angekommen und hätte sie zwei junge Söhne zur Welt geboren, von welchen Kindern der Brunnen noch heutigen Tages seinen Namen habe, daß er der Kinderbrunnen genannt werde, welcher auch hernach auf Befehl Kaiser Konrads, des Andern dieses Namens, durch Röhren in den damaligen Palast zu Goslar geführt worden. Auch der Frau jenes Jägers, Gosa genennet, hat man die Ehre angethan und nach ihrem Namen die Stadt Goslar und das dahin fließende Wasser die Gose geheißen. Man hat auch den Jäger und sein Weib nach ihrem Absterben nicht allein zu Goslar in der St. Augustinuskapelle, die auf dem Frankenbergischen Kirchhofe steht, begraben, sondern auch ihnen zu Ehren einen großen Stein auf ihr Grab legen lassen, darauf sie beide in Lebensgröße gehauen sind, und hält der Jäger in seiner rechten Hand ein Schwert über sich, seine Frau trägt aber eine Krone auf dem Kopfe. Dieser Stein ist vormals, als man den Bürgermeister Kersten oder Christian Balder in diese Kapelle begraben hat und zu dem Ende das Grab daselbst machen wollte, fast drei Fuß tief in der Erde gefunden worden, worauf ihn der Rath zu Goslar zum ewigen Gedächtniß an der Kapelle hat aufrecht hinstellen lassen, damit er von Jedermann gesehen werden könne. Zum Gedächtniß an die Frau des Jägers wird aber heute noch das aus dem Wasser des Flüßchens Gose gebraute Bier ebenfalls Gose genannt, von dem ein alter Vers also singt: [1])

Es ist zwar ein sehr gutes Bier die Goslarische Gose,
Doch wenn man meint, sie sei im Bauch, so liegt sie in der Hose,

was am Besten auf die Wirkung dieses Getränks hindeutet.

592) Die Teufelsgrube zu Goslar. [2])

Im Rammelsberge befindet sich eine alte verlegene Grube, welche die Teufelsgrube heißt und zwar daher, weil, wie man sagt, der Teufel neben andern Gewerken darin soll gebaut, sein Geld wöchentlich vor die Grube gelegt und sein zugemessen Erz mitgebracht haben. Als aber einstmals die

[1]) S. Behrens S. 124 ꝛc.
[2]) S. Behrens S. 149. Rohr, Oberharz S. 453.

Gewerke nicht recht mit demselben das Erz getheilt hätten, da sei die Grube von ihm über den Haufen geworfen worden und habe bis auf den heutigen Tag den Namen von dem Teufel erhalten.

593) Das Teufelsbecken zu Goslar.[1])

Auf dem Markte in Goslar steht ein großes ehernes doppeltes Becken, welches durch Röhren stets mit Wasser gefüllt ist. Wenn Feuer in der Stadt entsteht, so wird das Becken einige Male angeschlagen, welches dann einen so starken Ton angeben soll, daß man es eine halbe Meile weit hören kann. Niemand weiß, seit wann das Becken dasteht, daher glaubt der gemeine Mann, der Teufel habe es einst zur Nachtzeit an diese Stelle gesetzt.

594) Der heilige Nicolaus.[2])

An der Kanzel der Nicolai-Kirche in Goslar hängen zwei eiserne Handschellen, von denen die Sage geht, sie seien einst einem gefangenen Grafen von selbst von den Händen gesprungen, als er bei seiner Einführung in die Stadt den heil. Nicolaus angerufen.

595) Der Teufel zu Goslar.[3])

Kaiser Heinrich der Vierte (Dritte) feierte einst das Pfingstfest zu Goslar (Mainz). Kurz vor der Messe, als die Sessel in der Kirche aufgestellt wurden, erhob sich zwischen den Kämmerern des Mainzer Erzbischofs und des Abts von Fulda ein Streit darüber, wer von ihren Herren neben dem Kaiser sitzen müsse. Von Worten kam es zu Schlägen und das Blut floß über den Estrich der Kirche, daß man darin bis an die Knöchel watete. Die Bischöfe eilten herbei und stifteten Frieden, säuberten die Kirche und begannen die Messe mit feierlichem Gesange. Als der letzte Vers des Sancte Spiritus gesungen wurde:

hunc diem gloriosum fecisti (diesen Ehrentag hast Du gemacht),

rief der Teufel von oben aus der Kirche:

hunc diem bellicosum ego feci (diesen Wehrtag hab' ich gemacht).

Während Alle vor Angst und Furcht schauerten, rief der Kaiser, der des Feindes Freude sah: „Du, aller Bosheit Erfinder und Entzünder, hast diesen Tag des Streits und der Trübsal gemacht; wir aber wollen ihn mit der Gnade Gottes, der ihn glorreich gemacht, den Armen freudenreich machen." Das Lied wurde von Neuem zu singen begonnen und die Gnade des heil. Geistes angefleht, der unter den Weinenden, den Singenden, in Trauer die Brust Schlagenden sichtlich weilte. Nach Beendigung der Messe ließ der Kaiser die Armen versammeln und vertheilte dreimal die Speisen an sie, die für ihn im Palast bereitet waren. Er selbst trug die Gerichte auf und stand wie ein Diener von ferne. Die Ueberbleibsel allein genügten ihm. Es wird erzählt, man habe lange Zeit geglaubt, daß man das Loch, durch welches der

[1]) S. Müller, Streifereien durch den Harz. Quedlinb. u. Leipzig o. J. Bd. II. S. 146.
[2]) S. Rohr, Oberharz S. 457.
[3]) S. Abel S. 288. Rohr, Oberharz S. 453. Honemann, Alterthümer des Harzes 1754. Harrys, Volkssagen aus Niedersachsen. Celle 1840. Th. II. S. 68.

Teufel gefahren, nicht habe zumauern dürfen oder können; viele Jahrhunderte blieb es offen, man besprach und besprengte es vergebens mit Weihwasser, endlich wendete man sich an den Herzog von Braunschweig und erbat sich dessen Baumeister. Diese Baumeister mauerten eine schwarze Katze mit ein und beim Einsetzen des letzten Steines bedienten sie sich der Worte: „Willst Du nicht sitzen in Gottes Namen, so sitze in Teufels Namen!“ Dies wirkte und der Teufel verhielt sich ruhig, blos bekam die folgende Nacht die Mauer eine Ritze, die noch zu sehen ist bis auf den heutigen Tag. Andere sagen auch, man habe eine Bibel mit in das Loch gemauert und von der Zeit an sei es beständig zugemauert geblieben.

596) Teufelsbergwerk im Rammelsberg.[1]

Die Bergwerke zu Goslar liegen alle im kleinen Rammelsberg, im großen aber steckt noch viel mehr Gold und Silber als in allen jenen zusammengenommen; aber den darf jetzt Niemand befahren und so oft man auch einen Schacht hineingetrieben, es ist Alles sogleich wieder eingestürzt und hat die Bergleute in den Gruben begraben. Das kommt aber daher, daß der Böse früher den Bergbau hier und in der Umgegend betrieben, weshalb man auch zahlreiche mit Schlacken angefüllte Gruben, sogenannte Graufkaulen, im Holze findet, in denen er die Erze geschmolzen. Diese Gruben hat er nämlich unten mit Holz gefüllt, hat dann die Erze darauf gelegt und Alles oben mit Erde zugedeckt, dann hat er Feuer angemacht und so das Silber gewonnen. So hat er auch den Rammelsberg bearbeitet und die Bergleute der Gegend haben ihm dabei geholfen, wofür er ihnen allwöchentlich ihr Lohn ausgezahlt. Einmal aber haben sie lange warten müssen, da er ausgeblieben, und Einer hat sich in seinem Unmuth auf das Zahlbrett gesetzt und hat es beschmutzt. Da ist endlich der Böse gekommen, hat sie Alle von dannen gejagt und in seiner Wuth gesagt, nun solle der große Rammelsberg nicht eher bebaut werden, als der kleine ausgebaut sei, und so oft man daher einen Schacht hineingeschlagen, über Nacht ist Alles wieder eingestürzt oder, wie Andere sagen, es dürfen höchstens sechs Bergleute in einer solchen Grube arbeiten, den Uebrigen wird der Hals umgedreht; drum mag sich keiner dahin wagen.

597) Der große Christoph und die Clus.[2]

Im Dom zu Goslar war, bis dies herrliche Bauwerk im Jahr 1819 abgebrochen ward, auch das ungeheure hölzerne Bild des großen Christophs mit dem Christkind auf dem Rücken zu sehen. Der ist früher im Harze und besonders zwischen Goslar und Harzburg gegangen und hat auch einst eine Erbse, die ihm im Schuh gelegen hat, dort herausgeschüttet; die ist immer mehr angewachsen und daraus ist der mächtige Sandsteinfelsen geworden, der jetzt die Clus heißt. Sie wird von den Reisenden gern besucht, ihr Inneres ist als Marienkapelle in früherer Zeit eingerichtet und als kleine Kapelle noch ziemlich gut erhalten.

[1] S. Kuhn und Schwarz S. 186.
[2] S. Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854. S. 25.

598) Der Saal im Petersberge.[1])

Am Petersberge bei Goslar, worauf sonst das Petersklofter gestanden hat, pflückte ein Kind eine Blume. Da that sich der Berg vor ihm auf und es kam in einen Saal, wo viele herrliche Pferde muthig wieherten und wo von Gold und Silber gegessen wurde. Alle, die dort speisten, hatten goldene Kronen auf und gaben auch dem Kinde einen silbernen Teller mit nach Hause. Die Eltern haben nachher den Eingang und auch die seltene Blume nicht finden können. Es sollen aber die Männer im Petersberge die Kaiser gewesen sein, die in Goslar einst gewohnt haben.

599) Wo man Gold bei Goslar findet.[2])

Der Hirschberg ist gelegen vor Goslar bei dem Rammelsberg über. So halte Dich in demselben Berg auf die rechte Hand und folge dem ganzen Wege nach, da kömmt Dir ein Steig zu, da gehe über und halte Dich auf die rechte Hand, so kömmst Du auf einen Kreuzweg, da stehet ein Pfahl, so findest Du dieser Hand also ♀, so gehe den andern Weg nach der linken Hand, so kömmst Du bei einem steinern Crucifix, da stehe still und siehe nach der Sonnen, wenn sie zu Gnaden geht, da richte Dich nach; danach kommt Dir ein Graben zu mit einem halben Berge, da lege Dich nieder, da wirst Du Moos auffinden und drunter ein Wasser aus dem Klee springend. Hebe das Moos auf und suche darunter und gehe darüber entlang, bis daß Du kommst an das rechte Holl oder Born, darinnen findest Du Goldkörnlein, so groß als Erbsen und wie Bohnen und immer größer. Probatum est.

600) Der Name von Lautenthal.[3])

Nach Einigen hat Lautenthal seinen Namen von dem Bache die Laute, der sich von den Bergen in das Thal, wo das Städtchen liegt, herunterstürzt; nach Andern hat aber Stadt und Fluß seinen Namen davon, daß, als die ersten Ansiedler sich hier niederließen, sich oben am Bache eine Jungfer mit einer Laute aufgehalten hat. Daher kommt es denn auch, daß in der Bürgerfahne eine Jungfer mit einer Laute zu sehen ist, während das Wappen der Stadt einen Zwerg mit Hammer und Schlegel zeigt.

601) Die Zwerge am Bielstein.[4])

Unmittelbar am nordöstlichen Ende der Bergstadt Lautenthal liegt der Bielstein. Unterhalb am nordwestlichen Ende der Stadt fließt die Innerste in nordöstlicher Richtung dem Bielstein entgegen, vor seinem Fuße biegt sie links ab und läuft an ihm entlang. Ueber dieser Krümmung des Flusses am Berge und zwar nur einige Schritte über dem Wasser befindet sich eine Höhle, die von den Lautenthalern das Zwergloch genannt wird. Die Ebene aber, welche am Fuße des Bielsteins am rechten Innerste-Ufer und südwärts von der Höhle liegt, wird Spar-die-Müh genannt.

---

[1]) S. Pröhle, Harzsagen S. 28.
[2]) S. Prätorius, Alectryomantia. 1680. S. 86.
[3]) S. Kuhn und Schwarz S. 190.
[4]) S. Pröhle S. 47.

Im Zwergloch wohnten in frühern Zeiten drei Zwerge, die verliehen Geld an die Bewohner der Bergstadt Lautenthal, auch silberne und goldene Geräthschaften bei Hochzeiten und Kindtaufen. Einst brachten die Leute den Zwergen das geliehene Geld nicht wieder zurück. Da sie nun wieder zu dem Zwergloche kamen und Geld leihen wollten, vernahmen sie eine Stimme, welche ihnen zurief: „Spar die Müh!" Von der Zeit an thaten die Zwerge den Lautenthalern nichts mehr zu Gefallen und seitdem heißt auch die Stelle: Spar-die-Müh. Nach einer andern Erzählung hatte ein Zwerg auf dem Bielstein einmal einen Stollen anlegen wollen. Wenn er nun des Morgens wieder hinkam, so war das, was er am vorigen Tage gemacht hatte, immer wieder eingeschurrt, darum sagten die Leute zu ihm: „Spar die Müh!" Er gab es immer noch nicht auf, dort einen Stollen anzulegen und fluchte und wetterte, so oft sein Stollen wieder eingeschurrt ward. Zuletzt rutschte er einmal vom Bielstein herunter auf seinem Hinterleder, und als er unten angelangt war, sprach er zu den Leuten, die dort waren: „Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Berg wäre an mir heruntergerutscht."

602) Hexen in Gittelde.[1])

In Gittelde gab's früher viel Hexen und die Häuser, in denen sie wohnten, konnte man daran erkennen, daß öfter Feuer über dem Schornstein brannte, dann saß nämlich der Teufel oben darauf und brachte ihnen, was sie haben wollten. War auch einmal eine solche Hexe dort, die hatte einen Knecht, der hieß Hans; der mußte immer viel Holz fahren und doch sah er nie, daß etwas verbrannt wurde und Essen war auch immer genug vorhanden. Da wollte er wissen, wie das zuging, und als die Andern in die Kirche gingen, that er auch als ginge er mit, kam aber wieder zurück und ging durch die Hinterthüre ins Haus hinein, wo er sich unter einem Faß in der Küche versteckte. Es dauerte auch nicht lange, so kam es an und rief: „Hei kucket, hei kucket!" — „Sind ja Alle in der Kirche", sagte die Bauerfrau, aber wieder rief es: „Hei kucket, hei kucket! Soll ich ihm den Hals umdrehen?" — „Ach was willst Du denn?" sagte die Frau, „sie sind ja Alle in der Kirche!" Nun fragte es: „Was willst Du essen?" — „Bratbirnen", sagte die Frau, und sogleich fiel es in die Schüssel, die sie hinhielt; dann verlangte sie Klümpe, dann Sauerkohl, und auch das bekam sie beides sogleich. Hans aber sah Alles mit an, hielt sich ganz still und schlich sich nachher davon. Als es nun zu Tisch ging, sagte er: „Mi is so übel, mi is so übel!" und wollte nicht mitessen, aber endlich mußte er doch etwas davon genießen. Als sie nun gegessen hatten, nahm ihn die Frau bei Seite und fragte ihn, warum er nicht habe mitessen wollen, und da sagte er ihr denn, er habe Alles mit angesehen und wolle jetzt gehen und es anzeigen. Sie aber bat ihn, er möge es nicht thun, sie wolle ihm auch viel Geld geben und noch obenein das Hexen lehren. Da nahm er denn das Geld und ließ sich überreden, und die Frau sagte ihm jetzt, er solle hingehen und einen neuen Topf kaufen. Das that er und als er wiederkam, sagte die Frau, er solle sich darauf setzen und sagen: „In Teufels Namen." Hans aber setzte sich darauf und sagte: „In Gottes Namen." Da sprang der

[1]) Nach Kuhn und Schwarz S. 190.

Topf von einander und ein großer Frosch saß darunter und sogleich ging Hans hin und zeigte die Frau an. Da wurde ein großer Scheiterhaufen erbaut, um die alte Hexe zu verbrennen, und als sie nun darauf saß, rief sie Hansen zu: „Hast Mäuse gegessen statt Bratbirnen, hast Spinnen gegessen statt Klümpe, hast Würmer gegessen statt Sauerkohl", und da schlugen die Flammen über ihr zusammen.

Eine andere Hexe hatte gefreit und als nun der Walpurgisabend kam, ging sie in die Küche, da standen sieben Flaschen, in die tauchte sie der Reihe nach ihre Finger und sagte: „Stippe hier in stippe dar in oben ruter un nirne an", ergriff dann, als sie sich beschmiert, eine Ofengabel und fuhr zum Schornstein hinaus. Der Mann, der Alles mit angesehen hatte, wollte es ihr nachmachen, sagte aber: „Stippe hier in stippe da rin oben ruter un alleweg an!" Da ging's auch mit ihm fort, aber allerwärts stieß er an, daß er nur mit genauer Noth heil davon kam. Als sie nun mit dem Tanz auf dem Blocksberg fertig waren, da hatte die Frau ihre Salbe bei sich und beschmierte sich damit und war bald wieder heim, der Mann aber hat zu Fuß nach Hause gehen müssen und ist erst sehr spät zurückgekehrt.

603) Die Staufenburg und ihre Sagen.[1])

Es ist eine bekannte Sage, daß die Abgeordneten des deutschen Reiches, als sie Kaiser Heinrich I. oder dem Finkler die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl zum deutschen König überbrachten, den neuen Monarchen mit seiner Gattin in einer Laube sitzend angetroffen haben sollen, wie er eben mit dem Vogelfang beschäftigt war und wie er ihnen sogar zuwinkte, noch zurückzubleiben, bis er erst sein Netz mit einem ansehnlichen Fange zugezogen habe. Unter die Oerter nun, welche Anspruch auf die Ehre machen, der Schauplatz dieses Vorganges gewesen zu sein, gehört auch die alte Staufenburg bei Gittelde, von der lange noch ein viereckiger starker und hoher Thurm übrig war, der aber jetzt auch abgebrochen ist. Für diese Annahme sprechen noch heute einige, wenn auch geringe Zeichen, so z. B. tritt eine halbe Stunde nördlich von der Staufenburg eine Holzecke in das Feld des Dorfes Münchehof, vordem Kemnade genannt, worin ein Winkel, der gegen zweihundert Schritte rechts von der nach Gittelde führenden Heerstraße liegt, der Heinrichswinkel heißt. Auf dieser zum Anfluge der Zugvögel über die Felder von Norden her sehr schicklich gelegenen Stelle, behaupten die Anwohner, habe Heinrichs Vogelhütte gestanden und hier sei ihm jene wichtige Nachricht über seine Erwählung zum deutschen König zuerst zugegangen. Ferner hatte Heinrich eine Burg bei dem nahen Orte Gittelde, wovon noch ein Stück Mauer, die Ecke derselben nach Nordost zu, übrig ist; sie lag in der Ebene, muß nicht groß gewesen sein und heißt noch jetzt „die Burg". Auf einer daranstoßenden Wiese sieht man in der Mitte eine Erhöhung, auf der vermuthlich ein runder dicker Thurm stand, von einem jetzt verschütteten Graben umgeben. Diese Wiese heißt jetzt noch „der Kaisergarten", und die Sage will, daß Heinrich diese Anlage gemacht habe. Auch heißt ein Berg nicht fern von Staufenburg „die Heinrichshöhe". Das alte Hauptkirchenbuch des

[1]) Nach Gottschalk, Ritterburgen Bd. IV. S. 3 ꝛc. Fischer, Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. III. S. 33 ꝛc. Hoffmann, Burgen des Harzes S. 112 ꝛc.

drei Stunden von Staufenburg gelegenen Dorfes Ahlshausen aber theilt eine Nachricht von Heinrich mit, die seine Jagdlust in dieser Gegend bezeugt. Dort heißt es nämlich: „Herzog Heinrich zu Sachsen hat von Jugend auf Lust zur Jagd und Vogelfang gehabt, daher er auch in den Chroniken auceps und der Vogler genannt wird und seine Jagdhäuser auf der Staufenburg, Gittelde, Seesen, Herzberg, Scharzfels, Schildberg und an andern Orten mehr an dem Harze gehabt. So hat er auch seinen fürstlichen Vogelheerd auf einer Höhen Vogelsburg genannt gehabt, daher das Dorf Vogelbeck (1 Meile von Nordheim nach Einbeck zu) den Namen bekommen hat. Hier an diesen Oertern war der Herzog in seiner Jugend oft und gern. Einstmals hatte er bei der Vogelsburg im Walde da, wo die jetzige Kirche zu Ahlshausen, eine Bärenjagd gehalten und war mit einem grimmigen Bären in großer Lebensgefahr und wenn nicht einer seiner zugeordneten Junker, Heinemann von Gittelde genannt, dazu gekommen wäre, so hätte der Herzog des Todes sein müssen, aber derselbe stand dem Herzog treulich bei, daß der Bär gefangen wurde und mit der Haut bezahlen mußte, welches auch der löbliche Fürst in Gnaden angenommen und mit schuldiger Dankbarkeit erkannt und obgemeldetem Heinemann von Gittelde sein Gütlein daselbst ziemlich verbessert und ihn nachher Zeit Lebens vorgezogen und in vielen Sachen, sonderlich in Scheidenzügen und in Schlachten gebrauchet. Damit er sich auch Gott, seinem allmächtigen Beschützer, dankbarlich bezeigte, hat er an dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und ihn überwältigt, eine Kapelle bauen lassen, in welcher er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, sein Gebet verrichtet hat und ist solches n. Chr. 914 geschehen. Nachdem aber hochgedachter Herzog Heinrich a. 920 zu einem römischen Kaiser erwählet und mit vielen Reichs- und Landesgeschäften beladen wurde, ist daselbst eine solche Wildbahn wie zuvor nicht mehr gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Herzog Friedrichen, ehe er Kaiser ward, lange Zeit gedient, von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen Platz des Wildes, so jetzt die beiden Dörfer Siegfrieds- oder Sievershausen und Ahlshausen inne haben, zu seinem Eigenthum bekommen hat und ausräumen und zu Feldern mit Wiesen machen lassen und einen Wohnhof daselbst, Siegfriedshausen genannt, erbauet hat." Nicht weit von der gedachten Kapelle ließ er mit des Herzogs Consens eine Pfarrkirche erbauen, die begütert wurde, in welcher die Priester ihre Dienste vor dem Altare auf der Haut des grimmigen Bären verrichtet haben. Der zu dieser Pfarre gehörige große Garten von drei Morgen heißt noch jetzt der Burggarten und es hat darin eine alte Burg gestanden, die Siegfried unter Heinrichs Erlaubniß erbauet hat. Ueberbleibsel davon sind nicht mehr vorhanden.

Seit dieser Zeit hat die Staufenburg ziemlich lange wenig von sich reden machen, sie kam an die Herzöge von Braunschweig, die aus ihr ein Jagdschloß machten, und diente auch einigen fürstlichen Wittwen als Leibgedinge. Erst im 16. Jahrhundert ward dieselbe wieder der Schauplatz einer sehr sonderbaren Begebenheit.

Am Hoflager des Herzogs Heinrich des Jüngern [1]) zu Wolfenbüttel

[1]) Eine andere Volkssage bei Kuhn und Schwarz S. 188 trägt diese Sage auf den Kaiser Heinrich den Finkler selbst über.

lebte als Gesellschafterin seiner Gemahlin das Fräulein Eva von Trotha, des kurbrandenburgischen Marschalls Adam von Trotha Schwester, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Dieselbe zog die Augen des Herzogs auf sich und bald entstand zwischen beiden ein Liebesverhältniß. Zwar ward dasselbe geheim gehalten, allein es gelangte doch zur Kenntniß der Herzogin Maria, die zuerst ihren Gemahl mit Bitten und Vorwürfen zu bewegen suchte, von diesem Liebeshandel abzustehen und zu ihr zurückzukehren, als dies aber nichts fruchtete, sich an ihren Vater, den Herzog Heinrich von Würtemberg wandte und ihn vermochte, den Kaiser selbst zur Vermittelung in dieser Angelegenheit aufzufordern. Der Herzog, unangenehme Folgen fürchtend, beschloß nun zum Schein der Sache ein Ende zu machen und dabei doch zu seinem Zwecke zu gelangen. Fräulein Eva bat um ihre Entlassung vom Hofe, um nicht ferner den lange bestandenen Hausfrieden zu stören, wurde sehr gern entlassen und reiste ab. Unterwegs überfiel sie in Gandersheim, einige Meilen von Wolfenbüttel, eine Krankheit und sie mußte in einem Kapuzinerkloster bleiben. Die Krankheit nahm zu und endlich kam die traurige Nachricht an den Hof, das Fräulein Eva sei gestorben. Wie gern die Herzogin Maria diese Nachricht hörte, läßt sich denken. Der Tod hatte mit einem Male und sogar zur rechten Zeit den Knoten zerhauen, hatte aller Fehde ein Ende gemacht und den Hausfrieden wieder zurückgeführt. Sie war beruhigt und wer hätte ihr die Täuschung rauben mögen! Denn Täuschung war das Ganze. Nach einigen Tagen Aufenthalt im Gandersheimer Kloster ward Eva, frisch und gesund, insgeheim auf die Staufenburg gebracht. Ein hölzernes Bild, leichenmäßig gekleidet, lag unterdessen im Sarge, etwas entfernt von dem neugierigen Zulauf ausgestellt, wurde alsdann öffentlich und mit dem üblichen Gepränge beerdigt und reichliche Seelenmessen lasen die Klosterherren, welche treue Handlanger gewesen waren, der abgeschiedenen Seele nach. Hier nun auf der hohen Burg, umgeben von dichten Wäldern und steilen Bergen, hatten die Liebenden freies Spiel. Heinrich, unter dem Vorwande, das Wild des Harzes zu jagen, war oft und lange auf Staufenburg bei seiner Eva, wo er im Arme der Liebe der Sorgen der Regierung vergaß. Dies Verhältniß dauerte mehrere Jahre, in welchem sie dem Herzog, der so schon eine zahlreiche Familie hatte, noch sieben Kinder gebar, denen er den Namen „von Kirchberg" beilegte. Listig und schlau war zwar Alles so eingerichtet, daß Niemand das Geheimniß erforschen konnte und sogar zu Erscheinungen nahm man seine Zuflucht, um jedes Annähern an die Burg zu erschweren. Man verbreitete absichtlich unter dem Volke die Sage, daß eine weiße Frau oft um die Burg herumwandele und Böses an denen übe, die sich ihr näherten. Viele hatten auch die weiße Frau gesehen, allein es war Fräulein Eva selbst, die sich in weißer Kleidung erging. Das lange verwahrte Geheimniß wurde endlich doch ans Licht gezogen und zwar, wie man glaubt, von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes. Herzog Heinrich hatte nämlich durch seinen Haß gegen die protestantische Religion den dadurch herbeigeführten Krieg mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen und durch seinen Uebertritt zur sogenannten Liga die Fürsten dieses Bundes so gegen sich aufgebracht, daß sie sogar seine Privathandlungen hervorzogen, um ihm zu schaden. Besonders thätig dabei erwiesen sich einige derselben, welche nahe Verwandte der Herzogin Maria waren, und in ihrem

Eifer so weit gingen, wegen Heinrichs heimlicher Ehe beim Kaiser klagbar zu werden. Doch da entschied der Tod wirklich und schlichtete den verworrenen Streit. Im Laufe des Jahres 1541 starb Eva von Trotha und nach ihr auch die Herzogin Maria; der Herzog aber belehnte den Sohn seiner Geliebten, Eitel (Edel) Heinrich, mit dem nicht fern von Staufenburg belegenen Gute Kirchberg, wollte auch den Pabst veranlassen, denselben zu legitimiren, damit er successionsfähig und Erbe des Landes werden könnte, das er dadurch dem ältesten ehelichen Sohne, dem nachherigen Herzog Julius, entziehen wollte, weil dieser zu seinem Aergerniß die protestantische Religion angenommen hatte, allein Edel Heinrich von Kirchberg nahm weder eins noch das andere an.

604) Silberhohl. [1])

In der Gegend zwischen Seesen und dem neuen Krug liegt eine Stätte, Silberhohl geheißen; sie ist beinahe rund und mehrere Fuß tiefer als der Boden rings umher, ganz von Sumpfmoosen überwuchert, an dieser ist es nicht ganz richtig. Vor vielen Jahrhunderten stand hier eine stattliche Burg, auf welcher es immer hoch herging mit Trinken und Spielen und Jubiliren. Die adligen Herren darauf thaten, als ob die ganze Welt ihnen gehöre, und Manches gehörte ihnen auch, alles das nämlich, was sie durch Raub und Plündern erreichen konnten, denn sie lebten vom Stegreife und waren gefürchtet rings umher ihrer Grausamkeit und Rohheit wegen. Man konnte auch wirklich sagen, daß auf der ganzen Burg nicht ein einziges frommes Herz schlug, als das des jungen Fräuleins Jutta. Die liebte man in der ganzen Gegend, weil sie so gut war, und oft, wenn das wüthende Heer ausgezogen war, still zu den Armen und Kranken, selbst zu den Beraubten hinging und ihnen Nahrung, ersparte Goldstücke und Kleinodien brachte. Darum verehrten sie auch alle Dürftigen wie eine Heilige.

Einst hatten die Ritter ein ungeheures Bubenstück begangen; mit dem Blute friedlicher Menschen bespritzt, deren Habe sie geraubt hatten, kehrten sie zurück in die Burg; bald standen die vollen Humpen auf den eichenen Tafeln und das unzüchtige Gelage begann. Da rollte auf einmal ein ungeheurer Donner am Gewölbe des Himmels dahin, ein gewaltiger Blitzstrahl zuckte nieder, die Erde bebte, öffnete sich, die Mauern der Burg wankten, der Thurm krachte nieder und mit einem entsetzlichen Getöse, das man meilenweit hörte, stürzte Alles in den gähnenden Abgrund hinab, der sich plötzlich wieder schloß. Nur eine Vertiefung blieb, dem Wanderer Kunde zu geben von dem versunkenen Raubschlosse. Aus der Nähe und Ferne kamen Manche, die Stätte des göttlichen Strafgerichts zu schauen, und nicht selten hörte man das unter Seufzen gesprochene Wort: „Ach die arme Jutta!“ Nicht lange darauf lag in einem benachbarten Dorfe eine arme Frau auf dem Krankenbette, eine Wittwe. Sie hatte eben recht herzlich geweint, denn sie hatte sehen müssen, wie sich ihre drei Kindlein hungrig auf ihr hartes Lager gelegt hatten. Nun schliefen sie sanft; der Engel des Herrn hatte ihnen die Aeuglein zugedrückt und wachte über sie und gab ihnen süße Träume in

[1]) Nach Hoffmann S. 109. u. Sagen u. Gesch. aus der Vorzeit des Harzes S. 499 etc.

das Herz. Die Mutter faltete die Hände und betete für die Kinder und sprach dann: „Ach, wenn die liebe Jutta noch lebte!"

Da öffnete sich leise die Thür und herein schwebte eine leichte Gestalt in weißem Schleier, um ihr Haupt schlang sich ein Strahlendiadem, das ein wunderbares Licht über das Lager der Kranken goß. „Jutta!" rief diese, und die Gestalt winkte mit der Hand und blickte freundlich auf die Kinder hin, setzte dann ein eigenthümlich geflochtenes Körbchen auf den Tisch, schlug ein Kreuz über die Mutter und verschwand dann leise, wie sie gekommen war.

Ein tiefer Schlaf überfiel plötzlich die kranke Wittwe; als sie am andern Morgen erwachte, war sie frisch und gesund, es däuchte ihr Alles wie ein Traum und nur, als sie das wundersame Körbchen in die Hand nahm, das gefüllt mit Goldstücken auf dem Tische stand, nur da erkannte sie, daß der Geist der lieben frommen Jutta bei ihr gewesen, und sie sank auf die Kniee und dankte dem Herrn und seinen Heiligen. So ist die liebe Jutta noch vielen leidenden Frauen erschienen und hat ihnen Segen und Freude gebracht.

605) Der Hübichenstein. [1]

Bei Grund am Winterberg steht der Hübichenstein, eine Gypsklippe, deren eine Spitze, der große Hübichenstein, ehedem noch viel höher war, aber vor mehreren Jahren schon zum Theil herabgestürzt ist; dieser Hübichenstein soll, wie Einige sagen, schon zur Zeit der Sündfluth hierher gekommen sein, Andere aber sagen, es sei ein großer Knorpel, den ein Riese im Schuh gehabt, und da er ihn drückte, hier herausgeworfen hat. Rings um den Felsen befinden sich zahlreiche Erdfälle und dicht unter dem großen Hübichenstein liegt eine tiefe Höhle, in die geht's fast senkrecht hinunter; sie ist so tief, daß noch Keiner gewagt hat ganz hinabzusteigen. In diesem Stein nun haben vor alter Zeit die Zwerge gewohnt und in der großen Höhle unter demselben hat der Hübich oder Gübich, der König dieser Zwerge, seine Wohnung gehabt. Der hat sich vor langen Jahren noch oft da sehen lassen, als aber die Jagd dort stärker betrieben worden, da hat er sich immer mehr zurückgezogen, und als gar einmal einer nach ihm geschossen, ist er ganz fortgezogen, Niemand aber weiß, wo er geblieben ist. In der Höhle soll noch zum Andenken das Bild eines Zwerges in Stein gehauen zu sehen sein, aber nicht Jeder kann es finden.

Der Gübich [2]) ist aber rauh von Haar wie ein Bär und hat ein sehr altes Gesicht. So hat er sich vor alten Zeiten den Leuten gezeigt. Wem er gut gewesen ist, dem hat er vielen Reichthum bescheert, aber wer ihn beleidigt oder sonst seinen Zorn erregt hat, dem hat er manches Ungemach zugefügt. Er hat auch alle heilsamen Kräuter auf dem Harze gekannt und Manchem dadurch zur Gesundheit verholfen, aber hat niemals zugeben wollen, daß Jemand auf den Hübichenstein gestiegen ist. Er ist eigentlich von kleiner Statur, kann sich aber sehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt darf er nicht mehr.

---

[1]) S. Kuhn und Schwarz S. 192. Ueber den Namen Hübich oder Gibich (d. h. Geber = Wuotan) s. J. Grimm in Haupt's Zeitschrift Bd. I. S. 52 zc.

[2]) S. Harrys Th. II. S. 1.

606) Die silbernen Tannenzapfen auf dem Hübichenstein. [1])

Vor langen, langen Jahren da wohnte in der Bergstadt Grund ein Bergmann, der hatte in dem Schranke in seiner Stube einen Tannenzapfen stehen von lauterem Silber, so natürlich wie ein gewachsener. Wie er aber dazu gekommen, hat er Vielen erzählt. Nämlich sein Urgroßvater ist ein Bergmann gewesen, der ist einmal krank viele Wochen lang und es ist theure Zeit gewesen und Gnadenlohn haben die Bergleute zu dieser Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war, denn das ist später erst aufgekommen. Er hat aber sieben lebende Kinder gehabt, da ist's nun kärglich zugegangen mit dem Brode und mit Allem und er und seine Frau haben fast den Muth verloren. Einmal steht die Frau des Morgens vor der Hausthür und denkt, wo sie heute wohl Brod herbekommen soll für die Kinder. Da denkt sie: Sollst nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde sammeln und verkaufen, es giebt doch etwas. Und so macht sie sich auf den Weg. Wie sie auf dem Wege zum Holze ist und über ihr Schicksal nachdenkt, da kommen ihr die Thränen in die Augen und sie setzt sich am Wege nieder und hält die Hände vor's Gesicht. Nach einer Weile denkt sie, es kann doch nicht helfen, du mußt aufstehen, sonst müßt ihr betteln gehen; und wie sie eben in die Höhe sieht, da steht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und ist ganz wunderlich angethan und hat sie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie sagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er ist aber freundlich und sagt: Man traue ja Manchem nicht zu, was er könnte, und sie möchte ihm nur getrost sagen, was ihr fehle. Da bekömmt sie Muth und sagt ihm Alles heraus: daß ihr Mann nun schon so lange krank ist und daß sie sieben lebende Kinder hat und kein Brod im Hause, daß sie schon Alles versetzt und verkauft hat und die Leute sie nicht länger im Hause leiden wollen; deshalb wolle sie nun eine Tracht Tannäpfel suchen und Brod kaufen. Das Männlein mit dem grauen Bart tröstet sie: sie solle nur nicht verzagen, es würde noch Alles recht gut gehen, und wenn sie gute Tannäpfel haben wolle, so solle sie nur nach dem Hübichenstein gehen und sich nicht fürchten, und bietet ihr einen guten Morgen und geht in's Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein. Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Wie sie nun anfängt zu suchen, da fallen ihr die Tannäpfel von allen Seite zu, rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Da denkt sie nun schon, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und die wollten sie foppen und das kleine Männchen hätte Schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn sie will sich doch nicht die Augen auswerfen lassen. Das hätte sie nun freilich nicht nöthig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe, aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf Alles Acht. Und so geht sie weg vom Hübichenstein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt sie ihre Kiepe, hat nicht viel mehr nöthig gehabt hineinzulesen. Darauf geht sie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer und schwerer, und sie muß gar zu oft ruhen, ehe sie heimkommt; das kommt ihr wunderlich vor, aber sie denkt doch noch an nichts. Wie sie heimkommt und geht in den

[1]) S. Harrys Th. II. S. 30. Pröhle, Harzsagen S. 56.

Holzstall und will die Kiepe ausleeren und dann wieder ins Holz, da fallen lauter silberne Tannäpfel heraus, daß sie ganz starr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will sie nicht behalten, denn sie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wer weiß, denkt sie, ob der kleine Kerl nicht der Satan gewesen ist. Also geht sie zu ihrem Manne in die Stube und erzählt ihm, wie es ihr gegangen ist und beschreibt ihm das Männchen und fragt ihn, ob das wohl mit rechten Dingen zugehe, und ob sie die Tannäpfel behalten dürfe. Da sagt ihr der Mann, daß sie Alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich gewesen sei, der hätte auch schon andern armen Leuten geholfen. Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erst nach dem Holze gehen, vielleicht daß sie den Gübich wieder trifft, so will sie sich bei ihm bedanken. Richtig, wie sie wieder an die Stelle kommt, ist das Männlein mit dem eisgrauen Barte wieder da und fragt, ob sie gestern nicht schöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie sie ihm aber anfängt zu danken und wie sie nun aus aller ihrer Noth gerettet wäre, da lacht der Gübich und giebt ihr ein Büschel Kräuter, davon solle sie ihrem Manne einen Trank kochen, so würde er schon gesund werden; und darauf geht er wieder in's Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann gesund und sie haben noch lange mit einander glücklich gelebt. Das Silber haben sie in die Münze gebracht und haben unmenschlichen Reichthum davon gehabt und vielen armen Leuten Gutes gethan, aber einen von den Tannäpfeln haben sie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das ist der Tannapfel, den der Bergmann in dem Schranke stehen gehabt hat.

607) Die Ersteigung des Hübichensteins.[1]

Auf dem Försterhause in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förster, der hatte seine Frau früh verloren und nur noch einen einzigen Sohn. Der soll ein recht geschickter und auch recht guter Bursche gewesen sein, nur ein Bischen zu vorwitzig, wie nun die Jugend ist. Einmal geht der Förstersohn mit seinen guten Freunden in's Holz spazieren. Wie sie nach dem Hübichenstein kommen, kommt das Gespräch auf diesen Felsen, wie hoch er ist, und Einer sagt, den wolle er sehen, der da hinaufsteigen könne. Da sagt der Förstersohn, das wäre nichts und er wage es, die Andern aber riethen ihm ab. Denn wenn einer hinaufgestiegen ist, hat er nicht wieder herabgekonnt und am andern Tage zerschmettert unten gelegen. Aber der Förstersohn glaubte nicht daran, lachte und sagte, nun wolle er es erst recht thun. Er ließ sich nicht halten, was die Andern auch angeben mochten, und stieg hinauf. Mag ihm wohl sauer genug geworden sein. Denn was man jetzt den kleinen Hübichenstein nennt, der ist vor alten Zeiten viel höher gewesen als der, den man jetzt den großen Hübichenstein nennt, und hat deshalb auch der große geheißen. Wie er oben steht, lacht er seine guten Freunde aus und spottet und sagt, sie wären so klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile gestanden. Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: sollst nun wieder heruntersteigen. Er hat aber nicht wieder hinunter-

[1]) S. Harrys Th. II. S. 38 ꝛc. Etwas verschieden bei Pröhle, Harzsagen S. 58 ꝛc. Sehr kurz bei Kuhn und Schwarz S. 193.

gekonnt, hat nicht einmal die Füße regen können; und unten die Leute konnten ihm nicht helfen, und zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunterschießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte. Aber das mochte doch auch Keiner thun. Nun hört auch sein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und sehen wollen, ob's wahr ist, und Andere kommen wieder und sagen: es ist wahr. Da geht der alte Förster auch hinaus und sieht mit seinen eigenen Augen seinen Sohn auf dem großen Hübichenstein stehen und kann ihm auch nicht helfen und weint und rauft sich die Haare und ist fast von Sinnen vor Betrübniß, aber das half Alles nicht. Am Ende, wie es Abend wird, wird der Himmel voll Wolken und der Wind hebt an zu pfeifen und es regnet, daß kein Mensch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förster mit Gewalt nach Hause weggeführt. Wieder zu Hause, denkt er: „Was kann's helfen? Du bist doch einmal ein geschlagener Mann und du erweisest deinem Kinde nur eine Wohlthat und der liebe Gott wird dir's vergeben." Da nimmt er sein bestes Gewehr und macht sich auf den Weg nach dem Hübichenstein. Wie er aus Grund hinaus ist, hört auf einmal der Regen auf, nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist Alles hell und der Mond scheint recht klar. Auf dem Wege zum Hübichenstein hebt er an zu weinen und zu beten und ist ganz hin vor Herzensangst und Betrübniß. Da ist auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannenzweig. Das Männlein sagt: „Glück auf!" und fragt, ob er denn noch so spät ins Holz müßte? Der Förster erschreckt, hat aber nicht Lust zu sagen, wohin er will und was er vorhat. Da fragt ihn das kleine Männlein, warum er denn immer seufze und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen liefen? er sollte doch nur sein Herz aufschließen, es könnte ja noch Alles gut gehen. Darüber wird der Förster zutraulich und sagt: wenn er's noch nicht wüßte, er wäre der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgestiegen sei. Und sein Sohn hätte alle Menschen um Gottes Willen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen, aber Keiner wäre so barmherzig gewesen. So wollte er's thun. Denn das, meinte er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten sollte, daß sein leiblich Kind lebendig herunterstürzen und elendiglich seinen Geist aufgeben sollte? So käme er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und sagt, er hätte das doch nicht um seinen Sohn verdient, er hätte ihn mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch sonst so gottesfürchtig gewesen und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen zertreten mögen. So wollte er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrücke. Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen, aber wie der Förster noch spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet ihn, er möchte nur zuschießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förster denkt, er will losdrücken, da kommen mit einem Male tausend kleine Männ-

lein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen. Die machen sich an ihn und werfen mit Tannenzapfen auf ihn und schneiden ihm Gesichter zu und schlagen ihn mit Heckbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und wie er sich wehren will, wird's immer ärger und fangen kann er keinen, sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann und muß umkehren nach Hause.

Wie er fort ist, da wird's auf einmal laut am Hübichenstein hinauf, und es kommen allenthalben am Gestein viel kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten, die gehen von unten bis oben hin und Jeder hat ein messingnes Grubenlicht in der Hand, einige sind jung, andere alt und rauh von Haar wie ein Bär. Der Erste, der heraufkommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis an die Brust, in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone, und der hat den Andern befohlen und ist der König. Das ist der Gübich gewesen. Der spricht oben zum Förstersohn: „Wer hat Dich geheißen auf meinen Stein steigen? Eigentlich müßte ich Dich herunterstürzen lassen und einem Andern sollte es nicht so hingehen. Aber Dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist." Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er solle nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Förstersohn brechen fast die Kniee. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, das trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Förstersohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins. Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg hat den Förstersohn abgesetzt, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zimmer, darin blitzen die Wände von Stuferz, die Decke ist von einem Stück Schwerspath weiß wie Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Krystallen und Edelgestein, größer als im Goslarschen Zehnten, und der Fußboden ist mit grünen Tannenzweigen überstreut und die Paneele glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Förstersohn, er solle sich auch setzen und schlägt mit dem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der giebt einen Ton von sich, so köstlich, wie man's in der Welt nicht hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauensbilder Krüge herein von lauterm Silber; und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er solle Bescheid thun. Der sagt: „Glück auf!" und thut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken. Wie nun der Förstersohn sich so erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da steht eine große Braupfanne voll lauter Wildemännergulden, blitzblank, als wenn sie erst aus der Münze gekommen wären.

Der Gübich sagt, das wäre sein Reichthum, den müßten ihm seine

Unterthanen verschaffen, und er hätte ja schon manchem Armen davon Gutes gethan und wäre nicht der Menschen Feind. Aber in Frieden müsse man ihn lassen; und dergleichen hat er ihm noch viel gesagt. „Willst Du mir nun einen Gefallen thun", sagt er, „so soll's Dich nicht gereuen. Nämlich so lange wie der große Gübichenstein (sonst hat man ihn den Hübichenstein geheißen) der große bleibt, habe ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehen (d. h. umgehen), wenn aber der große Gübichenstein zum kleinen wird, so kostet's mich die Krone und dann darf ich blos unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Gübichenstein und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt etwas ab. Wenn er, der Förstersohn, also dafür sorgen wolle, daß Keiner seinen Stein beschädige, so solle er zum reichen Manne werden und könne sich aus der Braupfanne nehmen so viel er wolle." Der Förstersohn verspricht's und giebt ihm die Hand darauf. Dann nimmt er sich aus der Braupfanne so viel er will, füllt alle Taschen und häuft auch seine Mütze voll. Wie das geschehen ist, führt ihn der Gübich in ein anderes Zimmer, da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er will seinen Gast morgen zeitig wecken und er wünscht ihm gute Nacht. Der Förstersohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckt's ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen, und wie er sich besinnt ('s ist so kalt gewesen), liegt er unten am Hübichenstein und seine Mütze mit den Wildemännergulden liegt noch bei ihm und die Taschen sind gepfropft voll. Das hat er Alles der Obrigkeit erzählt und eine Kirche bauen lassen im Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ausgehen lassen, daß Keiner auf den Hübichenstein steigen dürfe und Keiner da nach Krimmern schießen solle und nach Falken und Raben. Und so lange wie der große Hübichenstein ist unversehrt gewesen, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes gethan und manchen Bösen gestraft und es hat ihn auch Mancher gesehen. Aber im dreißigjährigen Kriege da haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hübichenstein aus Muthwillen mit Karthaunen heruntergeschossen und von der Zeit an hat kein Mensch den Gübich mehr gesehen.

608) Der Bielstein. [1])

Ein junger Bauerbursch hatte sich bei Lautenthal verloren und konnte sich nicht wiederfinden. Nach vielem Bergauf- und Bergabklettern kommt er dahin, wo der Bach herunterfließt, er wird die Laute genannt, da wo die hohen Felsen stehen. Immer weiß er noch nicht, wo er ist; es wird schon finster und die Vögel haben auch die Köpfe schon unter die Flügel gesteckt und fangen an zu schlafen. Da hört er mit einem Male eine Rabenstimme, die krächzte ganz gefährlich. Er wendet sich um und sieht einen großen, großen Raben, der hat ein goldenes Halsband und auf dem Rücken ein allerliebstes Mädchen. Das Mädchen steigt von dem Raben ab, der Bergbursche hin nach ihm und das niedliche Kind kommt auf ihn zu und reicht ihm die Hand und spricht, er solle mit ihm gehen. Natürlich er thut es und geht mit. Es führt ihn an den Felsen, zieht ein Stöckchen aus dem

[1]) S. A. Ey, Harzmärchenbuch. Stade 1862 in 8°. S. 35.

Busen und klopft dreimal an den Stein, da thut sich der Felsen auf und sie gehen mit einander hinein. „Ach, mein Lieber", sagte das Mädchen, „willst Du mir einen Gefallen thun und mich unglückliches Geschöpf erlösen? Ich bin von einer bösen Hexe verwünscht und kann nur alle hundert Jahre einmal drei Tage Mensch werden. Jetzt ist schon der zweite Tag vorbei, morgen ist der letzte, dann muß ich wieder hier in diesem dunkeln Felsen sitzen und hundert Jahre warten, ehe ich wieder Mensch werde, wenn mich Keiner bis morgen erlöst." — „Ja", sagte der Bergbursch, „womit kann ich Dich denn erlösen?" — „Ach", spricht sie ganz traurig und betrübt, „komm morgen mit drei weißen Rosen hierher, die Höhle wird offen sein; Du mußt Dich aber nicht fürchten, auch bei Leibe nicht sprechen. Dann machst Du ein Feuer hier auf dieser Stelle an, das Holz mußt Du mit hereinbringen, und wirfst die drei Rosen in's Feuer, daß sie verbrennen, dann bin ich erlöst und Du wirst reich und glücklich." Der Bergbursche verspricht ihr, er will Alles thun. Nun stehen da große Truhen voll Gold und schöner Edelsteine. „Hier", sagt sie, „nimm Dir einstweilen so viel Du willst, damit Du siehst, ich meine es treu, und Du bist gewiß auch treu und hältst Wort." Er schwört sogar, daß er Wort halten will; darauf steckt er sich die Taschen voll Gold und Edelsteine, dann bringt ihn das Mädchen auf den rechten Weg, daß er sich nach Haus finden kann. Er ist gar nicht weit von Lautenthal gewesen und weiß nun gleich Bescheid. Des andern Morgens läuft er in ganz Lautenthal herum und kann erst keine einzige, viel weniger drei weiße Rosen kriegen, denn es ist Winter gewesen, wo man keine weißen Rosen hat. Endlich kriegt er doch noch seinen Willen und freut sich wie ein König, daß er noch drei weiße Rosen kriegt; es ist schon Dämmerung gewesen und die höchste Zeit. Nun läuft er gleich hin nach dem Felsen, jetzt nennt man's den Bielstein, der ist offen. Er sucht sich erst einen Arm voll Aeste; Stahl, Stein und Schwamm und Schwefelstücken hat er auch mit und geht in die Höhle. Es ist noch Alles wie gestern, nur das hübsche Mädchen ist nicht da. Er legt nun das Holz zurecht und macht Feuer. Wie er aber den Schwefelstock anstecken will, so kommt ein furchtbarer großer Kerl und giebt ihm eine Ohrfeige, daß ihm die Gedanken vergehen und er besinnungslos zur Erde fällt. Wie lange er dagelegen hat, das weiß er nicht, endlich macht er sich auf und kriecht heraus und nach Hause. Von der Zeit an hat er nur alle Tage ein Paar Worte sprechen können, sonst ist er stumm gewesen. Da hat er denn nach und nach die Geschichte erzählt. Zu arbeiten hat er nicht gebraucht, denn er hat von dem Geschenk doch genug zu leben gehabt. Alt ist er aber nicht geworden, und von dem hübschen Mädchen hat Keiner wieder was gehört. Sie sitzt wahrscheinlich noch im Bielstein.

609) Die Sage von dem Schacht, genannt die Hoffnung, bei Goslar.[1])

Vor dreihundert Jahren befanden sich die Grafen Stolberg-Wernigerode im Besitz mehrerer Erzgruben auf dem Harz. Von einer derselben, die Hoffnung genannt, giebt es folgende Volkssage.

Ganz nahe bei Goslar wohnte ein armer Bergmann, Hans Bunkert

[1]) Romantisch behandelt von Fischer, Burgvesten der Preuß. Monarchie. Bd. II. S. 315 rc.

genannt, der nahm einst am 23. December des Jahres 1522 seine Axt und wollte während eines schauerlichen Schneegestöbers noch sein Haus verlassen, während sein hochschwangeres Weib bereits im Schlafe zu liegen schien. Allein dieselbe bemerkte sein Weggehen dennoch und fragte ihn, wo er hin wolle, er aber sagte, er wolle nur in den nahen Wald gehen, um einen Christbaum für die Kinder zu fällen. Zwar redete sie ihm ab fortzugehen und sie in ihren Umständen so allein zu lassen, allein er ließ sich nicht halten und ging hinaus in den finstern Wald und suchte sich unter den dort stehenden Tannenbäumen ein schlankes Stämmchen aus, das er mit einem Hiebe seiner Axt fällte. Allein kaum lag das Bäumchen vor ihm, da stand auch ein hoher Jägersmann hinter ihm und fragte ihn mit ernstem Tone, was er da mache. Der arme Bergmann jedoch entschuldigte sich mit seiner Armuth, wie er keinen Pfennig habe, um sich ein Christbäumchen zu kaufen und doch am heiligen Weihnachtsabend seinen Kindern, denen er weiter nichts bieten könne, wenigstens ein Lichterbaum habe anzünden wollen und dadurch zu diesem Eingriff in fremdes Eigenthum verleitet worden sei. Der Jäger fragte ihn nun nach seinen übrigen Verhältnissen aus und als er erfuhr, daß er bald Kindtaufen halten werde, da ließ er sich erbitten, schenkte ihm das Bäumchen und sagte, wenn seine Frau ein Mädchen zur Welt bringen werde, so solle er sie Maria nennen, er selbst wolle zum Taufessen kommen und das Nöthige mitbringen. Damit schenkte er ihm noch einen Albertsthaler, um seinen übrigen Kindern Spielsachen zu kaufen und führte ihn selbst nach seinem Hause zurück. Dort angekommen hörte er die Stimme eines neugeborenen Kindes, denn seine Frau war während seiner Abwesenheit von einem kleinen Mädchen entbunden worden. Am dritten Tage des Weihnachtsfestes war die Taufe und die Pathen saßen mit der Bergmannsfamilie bei dem sehr kärglich bestellten Gevatteressen, da öffnete sich plötzlich die Thür und herein trat der fremde Jäger und hinter ihm sein Bursche, der einen schweren, mit Wein und guten Speisen gefüllten Korb trug. Der Jäger trat hin zu der Wöchnerin, wünschte ihr Glück und bat, sie möge ihm doch ihr kleines Mädchen zeigen. Dies that sie auch, der Jäger nahm das Kindchen auf den Arm, küßte und segnete es und hing ihm eine goldene Schaumünze um mit halbverwischtem Gepräge und sagte: „Verwahret dieses Kleinod wohl, denn von ihm hängt Euer und des Kindes Glück ab." Sprach's, legte die Kleine wieder in der Mutter Schooß, drückte dem Vater und allen anwesenden Bergleuten die Hand und schied in finsterer Sturmnacht von dannen. Nicht lange darauf pochte es an die Hausthür und als der Bergmann öffnete, stand eine vor Frost und Ermüdung ganz in sich zusammengesunkene Zigeunerin vor derselben, welche flehentlich bat, sie für diese Nacht in einer warmen Stube sich ausruhen zu lassen. Vater Bunkert, dem heute so viel Günstiges begegnet war, gewährte ihr auch ihre Bitte und rief sie herein, labte sie auch mit Speise und Trank und bereitete ihr dann ein weiches Lager am warmen Ofen. Am andern Morgen, als sie Abschied nahm, ließ sie sich die Hände des Bergmanns und seiner Gattin zeigen, um wenigstens durch ein prophetisches Wort ihren Dank zu bezeigen. Sie betrachtete dieselben genau und sprach: „Das Glück ist bei Euch eingekehrt, doch trauet ihm nicht, sondern haltet an Gott, so wird Euer Ende sanft sein und ein Grab Euch in der nämlichen Stunde bergen." Jetzt forderte sie auch

die kleine Maria, besah dieselbe lange und sagte: „Schön wie ein Engel wird sie werden, nur wahret sie vor der Liebe, sonst ist sie für Euch verloren!"

Der Zigeunerin Prophezeiung traf ein; Hans Bunkert machte gute Geschäfte und wo er einschlug, gab es gute Ausbeute; zwar nicht reich, aber wohlhabend verlebte er nebst seiner fleißigen Hausfrau zufriedene Tage, seine ärmliche Hütte war zu einem freundlichen Häuschen umgebaut worden und es fehlte der Familie nichts zu einem bescheidenen Auskommen. So verflossen funfzehn Jahre, weder der Jäger noch die Zigeunerin hatten sich wieder sehen lassen, wohl waren die Kinder groß geworden und die älteste Tochter sollte das väterliche Haus verlassen, denn sie war eben mit einem schmucken Bergknappen getraut worden. Noch saßen Eltern, Brautleute und Hochzeitsgäste beim Hochzeitsschmause, während draußen um das Haus Schneesturm und Unwetter brausten. Da pochte es an die Thüre und als dieselbe geöffnet ward, da trat ein schöner junger Jägersmann herein und bat, man möge ihm erlauben ein Stündlein hier zu rasten, um dem schlimmen Wetter draußen zu entgehen. Gern ward ihm seine Bitte gewährt, er setzte sich neben der zu einer bildschönen Jungfrau aufgeschossenen Maria auf eine Bank und schaute sie so innig mit seinen großen blauen Augen an, daß dem Mädchen ganz wunderlich ums Herz ward. Unterdessen legte sich der Sturm, der Mond ging auf und schon schlug die alte Wanduhr Eins, da stand der Jäger auf, dankte den Eltern für Herberge und Bewirthung, hing der Braut ein elfenbeinernes, mit Silber eingefaßtes Kreuz zum Andenken um den Hals und nahm Abschied, während Maria ihm das Geleite gab.

Von diesem Augenblick an konnte das Mädchen das Bild des Jägers nicht wieder aus ihrem Herzen los werden, sie mußte jede Minute an ihn denken. Da trug es sich einst zu, daß sie spät am Abend von ihrer verheiratheten Schwester nach Hause zurückkehrte. Auf einmal stand der junge Jägersmann vor ihr, ergriff sie bei der Hand und fragte sie, ob sie noch manchmal an ihn denke. Das junge Mädchen erröthete zwar vor Ueberraschung, allein bald ward sie gesprächiger, erzählte ihm von ihren häuslichen Verhältnissen und beim Abschied erwiederte sie seinen Händedruck. Der Winterschnee war geschmolzen und die Schneeglöckchen blüheten schon, als eines Tages Maria ihrem Vater und Brüdern das Mittagsessen in den Schacht tragen wollte. Da trat ihr im Birkenhain, den sie deshalb durchschreiten mußte, der Jäger in den Weg, fragte sie, wohin sie wolle und bat sie, heute den Weg nicht zu gehen, sondern ihm die Besorgung des Korbes zu überlassen, er müsse einmal in den Schacht und könne schneller gehen als sie. Zwar wollte das Mädchen erst nicht einwilligen, allein der Jäger wußte sie zu überreden und so verbrachte sie längere Zeit mit ihm in freundlichem Kosen, bis er sagte, er müsse fort. Sie kehrte nach Hause zurück, allein noch war sie nicht lange daselbst wieder angekommen, als ihr Vater und ihre Brüder ängstlich ins Haus gestürzt kamen und nach ihr fragten. Verwundert fragte sie, warum sie so um sie besorgt gewesen seien, da hörte sie, daß drei Bergmannsfrauen, mit denen sie gewöhnlich einzufahren pflegte, eben ums Leben gekommen seien, die morsche Fahrt sei zerbrochen und sie alle seien auf der Stelle todt geblieben. Ob sie nun wohl nicht gesehen worden sei, habe der Korb mit dem Essen bei ihnen gestanden und sie hätten daher geglaubt, sie müsse sich auf irgend eine Weise entweder gerettet haben oder noch

im Schachte sein, und deswegen seien sie heraufgekommen, um selbst nach ihr zu sehen.

Maria bat ihren Vater, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen, sondern damit zufrieden zu sein, daß sie gerettet sei, und in demselben Augenblicke pochte es an's Fenster und draußen stand die Zigeunerin, die ihr einst kurz nach ihrer Geburt ihre Zukunft prophezeit hatte. Sie ward von der Bergmannsfamilie gut aufgenommen, ließ sich die Hand des Mädchens zeigen und sprach: „Meine Tochter, willst Du bei Deinen Eltern und in der frischen Jugendwelt bleiben und Dich der Sonne und des Mondes freuen, dann meide den Jäger!" Mit diesen Worten verschwand sie.

Die Eltern glaubten nun, dieser bösen Prophezeiung nicht anders die Spitze abbrechen zu können, als wenn sie ihre Tochter anderweitig verheiratheten. Dazu bot sich auch bald Gelegenheit, denn der Sohn des Obersteigers in dem Bergwerke, wo Hans Bunkert arbeitete, hatte schon lange um sie gefreit und diesem bewilligten sie ihre Hand. Maria liebte zwar den jungen Mann nicht, allein sie wagte doch sich ihren Eltern nicht zu widersetzen und so ward die Verlobung mit demselben festgesetzt. Am Abend vor dem dazu bestimmten Tage saß sie mit ihrem Zukünftigen im Garten hinter dem Hause in einer Fliederlaube, da stand auf einmal der Jäger zwischen ihnen und sprach mit fester Stimme: „Freund, sucht unter den Jungfrauen der Stadt eine andere Braut, diese ist nicht für Euch." Und wie unter einem geheimen Bann stehend vermochte der junge Mann nicht sich zu widersetzen, er verließ den Garten, allein dafür kam ihre Mutter herbei, fragte den Jäger, was er hier zu suchen habe und hieß ihn nicht mit den freundlichsten Worten gehen, was er auch sofort that.

Am Morgen darauf saß Maria voller tiefer Gedanken in ihrer Kammer. Da stand plötzlich der Jäger vor ihr, fragte, was ihr fehle und ob sie ihn noch liebe und seine Frau werden wolle, sie müsse aber mit ihm weit, weit fortziehen. Maria weigerte sich zwar lange, aber endlich ließ sie sich doch überreden und versprach ihm zu folgen, wohin es auch sei. Da bat sie der Jäger um die goldene Kette sammt der Schaumünze um ihrem Halse als Unterpfand ihrer Treue und Liebe. Auch dieses theure Andenken konnte sie ihm nicht abschlagen, allein kaum hatte sie es hingegeben und ihr der Jäger zum Dank einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt, als sie auf einmal entschlummerte und beim Erwachen sich nicht mehr in ihrer Kammer, sondern in einer schönen Grotte erblickte, auf weichem Mooslager, an ihrer Seite aber einen engelschönen Jüngling, nicht mehr ein Jäger, nunmehr der König der Erdgeister. Zwar schauderte sie anfangs vor solcher Vermählung, doch die Liebe zog sie wieder hin zu ihrem Gatten, sie schmiegte sich an ihn, um auf ewig die Seinige zu bleiben.

Als am andern Morgen Maria nicht zum Frühgebete herunter zu ihren Eltern kam und diese hierauf in ihre Schlafkammer eilten, um sie zu holen, fanden sie ihr Bett unberührt und die Stube leer, auf dem Kopfkissen ihres Lagers lag aber von Myrthen und Rosenknospen umkränzt eine zerknickte Lilie. Die armen Eltern ahnten den Zusammenhang und betrauerten sie manches Jahr; während dem hatte ihr älterer Bruder Gotthold sich verheirathet und nur ihr jüngster Bruder Joseph war noch zu Hause. Der hatte aber die verlorene Schwester nicht vergessen können und dachte immer und immer an

sie. So saß er einst nebst Vater und Mutter beim Mittagsbrad in der Grube und sprach: „Ach, meine gute Maria, wo magst Du umherirren und Jammer und Elend ertragen?“ — „Vertraue Gott!“ mahnte scheltend der Vater, „Mariens und unser Schicksal liegt in seiner Hand!“ und damit falteten Alle die Hände und beteten für das verlorene Kind. Kaum hatten sie aber Amen gesprochen, da rallte über ihnen Donnerkrachen, Gesteinmassen stürzten herab und verschütteten die Grube; Jaseph meinte zwar, es sei nach möglich sich durchzuhauen und legte auch bereits Hand an, allein immer mehr verdichtete sich die Luft und jammernd sanken Vater, Mutter und Sahn zu Baden. Jetzt erschien wie einst am Kindtauffeste der Jäger, eine Fackel in der Hand und sprach: „Retten kann ich Euch nicht, aber erlösen vam qualvallen Tade“, damit berührte er sie und sie versanken in ewigen Schlaf. Der Berggeist aber, dessen Wahnung neben dem Schachte zur Hoffnung war und der in den Felsen eine Krystallspalte angebracht hatte, durch welche Maria täglich ungesehen ihre Verwandten erblicken kannte, hatte den Zusammensturz des Gesteins wahl bemerkt, aber nicht verhindern können, er rief alsa seine Gemahlin, nahm sie bei der Hand und führte sie hin zu den Schlummernden, die Felsenblöcke bildeten auf sein Geheiß ein Gewälbe über ihnen, und hier schliefen sie von einer glänzenden Flamme beleuchtet den Tadesschlaf.

Mehrere Jahre waren seit diesem Vorfall verflossen, da beschlaß man zu Goslar, die Grube wieder gangbar zu machen und wa möglich die Verschütteten wieder aufzufinden. Sa zag denn am 26. Juni des Jahres 1563 ein langer Zug Bergleute zu diesem Zwecke dahin, an ihrer Spitze Gotthold Bunkert, jetzt Obersteiger, und Johannes, sein jüngster Bruder, jetzt Pfarrer zu Elbingerode. Nach einer rührenden Rede, warin der Geistliche seiner hier ums Leben gekommenen Anverwandten gedachte, that der Obersteiger einen gewaltigen Schlag in das feste Gestein, hell tönte es wieder und ein blinkendes Licht strahlte ihm entgegen. Der Prediger aber trat, die Bibel in der Hand, hin zu der Hoffnung, aus welcher das Feuer erglänzte und sprach: „Wer Du auch sein magst, Geist oder Kabald, ich beschwöre Dich im Namen der heil. Dreieinigkeit, Dein Blendwerk zu lassen und die frommen Knappen nicht in ihrer Arbeit zu stören!“ Da dröhnten unter ihm die Felsenstücke, der ganze Berg schien sich zu bewegen, mit furchtbarem Geräusch rallte ein Granitblack var ihnen hinab und die beiden Brüder sahen var sich ein hellerleuchtetes Gewölbe auf Felsstücken ruhend und mit den lieblichsten Blumen geschmückt und drinnen lagen freundlich und lächelnd Hans Bunkert mit seiner Barbara und seinem Joseph, neben diesem Maria die holde Jungfrau, einen Kranz frischer Rosen im Haar, und in einer Vertiefung ein Jüngling in grünem Gewande, der ihnen ernst zurückwinkte. Da sanken Alle betend auf die Kniee, und als das Gebet vallendet war, da rallte es wie ferner Danner, ein Felsen stürzte herab, dicht vor den Erschrackenen und verschloß ihren Augen das geschmückte Flammengrab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte und einen verwegenen Schlag auf den Granitblack that, wankte der Felsen und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft. Alles eilte hinauf, als aber der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde und mit furchtbarem Geprassel stürzte die Hoffnung zusammen. So aft man später versuchte, die Grube zu befahren, stürzte bei Nacht wieder ein, was am Tage gearbeitet wurde. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Versuch nicht mehr wiederhalt.

610) Die drei Becher von Falkenstein. [1])

Nicht fern von dem Ausflusse der Selke aus dem schönen romantischen Thale, das sie vom dernburgischen Städchen Güntersberge bis zum preußischen, der Asseburg'schen Familie gehörenden Dorfe Meisdorf in tausend kleinen Krümmungen durchfließt, erhebt sich auf einem ihrer letzten und höchsten Berge bald am Ausgange des Thales das alte Schloß Falkenstein. Seine Erbauung geht bis auf die Mitte des eilften Jahrhunderts zurück, seine Besitzer waren früher die Grafen von Falkenstein, von denen Graf Hoyer, der zu Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, großen Antheil an dem van Eicke von Repko verfaßten Sachsenspiegel hatte. Im Jahre 1332 kam das Schloß durch Erbschaft an das Domstift Halberstadt, allein im Jahre 1386 erkauften die Brüder Bernhard und Busso von der Asseburg es von demselben und wurden im Jahre 1449 förmlich mit demselben beliehen, worauf es denn bis heute in dem Besitze dieser Familie geblieben ist. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts lebte nun hier auf diesem Schlosse ein gewisser Asche van der Asseburg mit seiner Hausfrau Anna aus dem alten längst erloschenen Geschlechte derer von Arnstein. Dieselben hatten acht Söhne und zwei Töchter mit einander gezeugt, die sie ganz gegen die Sitte der damaligen Zeit selbst erzogen und unterrichteten. Abends saßen sie im Kreise ihrer Kinder und verbrachten die lange Winterzeit mit Erzählung von Märchen und Sagen aus ihrer Familie und ihrem Vaterlande. So erzählte denn eines schönen Tages der Burgherr auch, es seien einst, als noch die Grafen von Falkenstein Besitzer der Burg gewesen, kleine Männchen und Frauen vor das Bett der in Kindesnöthen liegenden Burgherrin getreten und hätten selbiger ihre Hilfe in ihren Schmerzen angebaten, die letztere hätte jedoch solche abgelehnt, und er dafür die kleinen Leute mit schimmernden Steinchen beschenkt und selbige gebeten, in den Tiefen des Felsens, auf welchem das Schloß erbaut war, ihren Wohnsitz zu behalten.

Der Burgherr hing mit unerschütterlichem Glauben an der Wahrheit dieser Sage, seine Gemahlin aber spöttelte stets darüber, so oft derselbe auf sie zurückkam, und erklärte, sie werde nur dann dieselbe glauben, wenn ihr selbst ein solches kleines Wesen zu Gesichte gekommen sein würde. Dieser Wunsch sollte jedoch bald in Erfüllung gehen.

Einst lag sie schlaflos an der Seite ihres in festen Schlummer versunkenen Gemahls in ihrem hohen Schlafzimmer, da hörte sie auf einmal aus der Ecke des Zimmers wie unter den Dielen desselben ein sonderbares Geräusch, sie ward natürlich darüber aufmerksam, richtete sich im Bette auf, um zu sehen, was wohl daraus werden würde und war eben im Begriff ihren Gemahl zu wecken, der, trotzdem daß ein grimmiges Unwetter in den Lüften herrschte und der Sturm durch die Scharnsteine brauste und der prasselnde Regen an die Fenster schlug, fest schlief, als sie an der gedachten Stelle plötzlich auch den Boden hell werden sah; dieser Lichtglanz nahm immer mehr zu und auf einmal sah sie überhaupt keinen Boden mehr, sondern nichts als ein blendendes Lichtmeer, aus dem erst ein ohngefähr einen Fuß hohes kleines Männchen, dann noch eins, hierauf ein drittes, viertes

[1]) S. Gottschalck Bd. II. S. 238 rc. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 57 rc.

und so fort, bis es zwanzig waren, traten und dann mit einander dreimal im Kreise um die vier Wände des Zimmers zogen. Endlich trat der zuerst Eingetretene vor das Bett der in stummes Erstaunen versunkenen Rittersfrau und sprach also zu ihr: „Anna, komm, hilf meinem kreisenden Weibe, sonst stirbt es!“ und alle Uebrigen riefen: „Hilf, hilf!“ Der Burgherrin klopfte das Herz vor Angst und sie vermochte keinen Laut hervorzubringen. Da fragte das Männchen nochmals ängstlich flehend und die Hände ringend: „Anna, willst Du kommen?“ Und Anna antwortete zitternd: „Ja, ich komme!“ Da drehte sich der ganze Kreis der Männlein, die kleinen Hüte schwenkend, fröhlich herum und schlüpfte zur Oeffnung, wo sie hergekommen, wieder hinein, nur das erste derselben blieb zurück und sprach: „So folge mir, Anna!“ Anna erhob sich, warf, ohne ihren Gemahl aufgeweckt zu haben, einen Mantel über und folgte dem Männchen durch die helle Oeffnung, welche sich im Augenblick so erweiterte, daß sie hindurch konnte. Durch einen langen, gerade laufenden, zuweilen durch Stufen unterbrochenen, immer tiefer führenden Gang, der jedoch hell erleuchtet war, geleitete sie ihr Führer. Da kamen sie in ein großes Zimmer, wo ringsum die andern Männchen standen und sich tief bückten, als die Rittersfrau hindurchging, von da aber in ein zweites gleich großes Zimmer, wo eben so viele kleine Weiblein, alle weiß gekleidet, in einem Kreise standen und sich ebenfalls vor ihr verneigten. Nun gingen sie in ein drittes Zimmer, worin die Kreisende selbst lag, von klagenden Weibleins umgeben, die alle vor der Rittersfrau niederfielen und ihre Händchen flehend nach ihr emporhoben. Die kluge, erfahrene Anna trat nun zu der Kreisenden, half ihr so gut sie es vermochte, und noch war keine halbe Stunde verflossen, so hielt sie ein kleines feingebildetes Knäbchen, einem Wachsbilde gleich, der glücklichen Mutter hin. Da tanzten alle Weibchen vor Freude, man hörte eine leise liebliche Musik, die Männchen kamen tanzend und springend mit den kleinen Frauen und wirbelten sich einige Male schnell im Kreise herum. Ganz allein aber blieb jetzt die Rittersfrau bei der Wöchnerin zurück und jene sprach zu ihr: „Anna, Du hast mir geholfen und das Leben gerettet, dafür sei bedankt; zum Andenken an mich, die Du nie wiedersiehst, reiche ich Dir hier drei Becher;[1]) bewahre sie sorgfältig, denn wisse, von ihrer Dauer hängt die Dauer des Stammes der Asseburger ab, zerbrechen sie, so bricht auch er und verdorrt, darum hüte sie wie Deinen Augapfel. Lebe wohl!“

Mit diesen Worten reichte sie ihr zum Abschied die Hand und Anna ging, von Niemandem geleitet, mit ihren drei Bechern durch jene hell erleuchteten Zimmer und den langen Gang nach ihrem Schlafgemach zurück. Kaum hatte sie die Oeffnung in den Dielen passirt, so schloß sich der Fußboden wieder und nichts war mehr von dem Eingang in die Unterwelt zu sehen. Sie weckte hierauf ihren Gatten und theilte ihm das Geschehene mit, zeigte ihm auch die drei Becher, allein wenig erfreut waren Beide über das erhaltene Andenken, an dessen Dasein die Erhaltung und das Gedeihen ihres Stammes geknüpft war und womit ihnen eine Verpflichtung aufgebürdet war,

[1]) Nach einer andern Erzählung hätte sie jedoch auch noch drei goldene Kugeln hinzugefügt, die jedoch im Laufe der Zeit, noch ehe der dritte Becher zertrümmert war, verloren gingen.

die mit steter Angst und Verantwortung verknüpft war. Für den Unglauben an die Wahrheit der alten Sage fühlte sich die Burgherrin durch die auferlegte Bürde bestraft und die Sorge nagte an ihr, ihre Nachkommen möchten ihr dereinst Schuld geben, daß sie durch ihr frevelhaftes Zweifeln und die leichtsinnige Herausforderung der Zwerge über sie jene Gefahren heraufbeschworen habe, die eben nur durch die sorgsamste Aufbewahrung jener zerbrechlichen Gefäße verhütet werden könnten. So sehr nun auch der bekümmerte Gatte sie aufzurichten und ihr diese Sorge auszureden suchte, umsonst, der Gram verzehrte sie und nach Jahresfrist bettete man sie in die Gruft der Ahnen der Asseburger und Falkensteine.

Die drei Becher wurden sorgfältig bewahrt, sie erbten sich fort und fort im Geschlechte der Asseburger durch zwei Jahrhunderte hindurch, denn fest hielt man den Glauben an ihre hohe Wichtigkeit und wachte mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Erhaltung. Dennoch zertrümmerte einer davon. Es lebte nämlich in Wallhausen in Thüringen's goldner Aue eine Wittwe Asseburg, bei welcher die Becher eben verwahrt wurden. Da traf es sich, daß zwei ihrer Söhne sie besuchten. Es waren junge Burschen und Freunde lustiger Zechgelage und so geschah es, daß der ruhige Wittwensitz bald von lustigem Becherklang ertönte. Einst hatten die Brüder auch eine zahlreiche Gesellschaft von adligen Junkern aus der Nachbarschaft geladen und beim fröhlichen Mahle kam das Gespräch auch auf die drei Becher und einer der Asseburger mußte wohl oder übel seinen Gästen die Geschichte derselben mittheilen. Wie es zu geschehen pflegt, fanden sich Gläubige und Ungläubige unter den Anwesenden und sehr bald verlangte einer der ersteren die Becher, welche, wie sich aus der Erzählung einer der Brüder ergeben hatte, hier verwahrt wurden, zu sehen. Zwar versicherten diese, daß dies nicht angehen werde, da ihre Mutter in diesem Punkte sehr streng sei und sie ihnen selbst noch nicht einmal gezeigt habe, allein die vom Wein aufgeregten Junker ließen sich nicht begütigen, sie bestanden darauf, zu der Hausfrau selbst geführt zu werden und sie selbst um die Gewährung ihres Wunsches zu bitten. Was konnten die hart bedrängten Brüder thun? sie mußten den Bitten ihrer Gäste nachgeben und sie in das Zimmer ihrer Mutter führen, wo der wilde Schwarm dann selbst sein Anliegen vortrug. Zwar schlug diese anfangs dasselbe rund ab, allein die brausende Jugend ließ nicht ab mit Bitten und Quälen. Nur sehen, nur aus der Ferne betrachten wollten sie die Becher, nicht sie berühren noch betasten. Endlich ließ sich die Edelfrau, welche dem lästigen Bitten ein Ende machen wollte, bestimmen, soweit nachzugeben, daß sie den Schrein, worin die Becher verwahrt wurden, öffnen zu wollen versprach, wenn sie sich ihrerseits verpflichten würden, zwei Schritte davon ruhig stehen zu bleiben und sich in dieser Entfernung die Becher anzusehen. Versprochen war dies leicht, aber nicht ebenso gehalten. Kaum war nämlich der Schrein geöffnet, als Alle darauf zustürzten und sich im Nu der kostbaren Gläser bemächtigten. Die Mutter schrie laut auf, bat und flehte, sie möchten doch ihr Wort halten, es sei dies gegen die Abrede, nichts half; einer der muntern Gesellen gab ihr zur Antwort, sie hätten sich einmal vorgenommen, das Wohl der Familie Asseburg aus diesen Schicksalsbechern zu trinken und dies müsse unbedingt geschehen. Damit eilten sie wieder in den Speisesaal und nahmen die Becher mit, wo sie sie mit dem besten Weine,

den sie hatten, füllten, und bald machten dieselben die Runde unter den fröhlichen Zechern. So tranken sie denn nicht blos die Gesundheit der Asseburger aus ihnen, sondern ein jeder Einzelne mußte aus ihnen hoch leben. Immer trauriger erklangen die Hoch's und der Becher Klang und so ging es denn fort, bis fast Keiner mehr recht seiner Sinne mächtig war. Da dachten sie denn endlich an die Heimkehr und einer der fremden Gäste ergriff im Rausche den einen der Becher und forderte einen andern derselben auf, ihm in dem andern Bescheid zu thun und noch einmal auf der Asseburger Wohl zu trinken. So erfaßten denn Beide die gefüllten Becher und stießen herzhaft damit zusammen, allein o Weh! einer derselben zerbrach bei dem heftigen Anprall und die Scherben fielen klirrend zu Boden. Da kamen die Trunkenen plötzlich wieder zu Sinnen, bestürzt standen die Thäter da und schauten bekümmert auf die Scherben nieder; zwar suchten sie dem Ereigniß die heitere Seite abzugewinnen und über das angeblich mit der Dauer der Becher verknüpfte Verhängniß der Asseburgischen Familie zu scherzen, vergebens versicherte einer der Brüder selbst, er glaube nicht an die Geschichte und für ihn sei der Verlust des einen Bechers nur darum schmerzlich, weil er wisse, wie tief derselbe seine Mutter kränken werde, die mit festem Glauben an der ihnen beigelegten Wirkung hänge. Das Geschehene konnte jedoch nicht wieder ungeschehen gemacht werden, still entfernten sich die schnell zur Besinnung gekommenen Zecher und den Brüdern blieb nichts übrig, als ihrer Mutter die traurige Begebenheit zu berichten und ihr die zwei noch geretteten Becher zurückzugeben. Aber nicht grundlos war ihre Besorgniß gewesen, daß der Verlust die alte Frau schwer erschüttern werde, sie erkrankte augenblicklich und erst nach Verlauf von acht Tagen vermochte sie sich wenigstens einigermaßen von dem gehabten Schreck zu erholen. Jetzt wollten die Söhne Abschied nehmen, allein ihre Mutter wollte sie nicht von sich lassen, es war ihr, als solle sie sie niemals wiedersehen. Indeß es mußte geschieden sein, unter heißen Thränen reichte ihnen ihre Mutter den Abschiedskuß, allein nach wenig Stunden ereilte sie das Schicksal. Kaum eine Stunde von Wallhausen entfernt, wurden ihre Rosse durch einen auffliegenden Storch scheu, ergriffen die Flucht, rannten, trotz Zügel und Zaum, wie toll Berg auf Berg ab und stürzten endlich sammt dem Wagen in die Fluthen des hoch angeschwollenen Helmeflusses, der das Grab der Brüder Asseburg ward.

Seit dieser Begebenheit bewahrt die Familie Asseburg nur noch zwei jener Schicksalsbecher, um sie Zweiflern an der Wahrheit dieser Sage als schlagende Beweise dafür entgegen zu halten. Der eine befindet sich auf dem derselben Familie gehörigen Schlosse Hindenburg (oder Hinneburg) in Westfalen, der andere seit dem Beginn des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts auf dem Schlosse Falkenstein, wo er aber nur einzelnen Auserwählten gezeigt wird.

611) Die Sage von der Tidianshöhle.[1])

Wenn der Wanderer vom Falkenstein hinab in das Thal der Selke steigt, so gähnt ihn am Fuße eines hohen Berges die Oeffnung einer Höhle

[1]) S. Gottschalck Bd. II. S. 247 rc. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes Bd. I. S. 1 rc.

an, die nach der Sage früher zugänglich gewesen, es aber jetzt nicht mehr ist. Man erzählt nämlich, es sei früher hier eine Goldgrube gewesen, die weit hinein in den Berg gegangen sei; darin habe eine kolossale Statue von gediegenem Golde gestanden, von der nach und nach durch Abschlagen große Stücke weggetragen worden seien. Umher habe Goldsand in Massen gelegen und ein Jeder habe sich nach Belieben davon nehmen können, da habe sich plötzlich das Innere der Höhle geschlossen und nur der Vorhof derselben sei geblieben, den hätten späterhin sogenannte schatzgrabende Venetianer um und um gewühlt, hätten aber nichts finden können. Daß die Höhle sich aber geschlossen, sei die Folge einer grausamen That gewesen, die einer der Falkensteiner Grafen begangen.

Es lebte nämlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf dem Schlosse ein Graf Hermann von Falkenstein, der hatte einen Hirten in seinem Dienst, Matthias genannt, der im Schlosse geboren und ein rechtschaffener treuer Bursche war. Einst weidete er die Kühe tief unten im Thale nahe bei der Tidianshöhle, hingestreckt lag er im Schatten einer uralten Eiche und rund um ihn her im Kreise hatte sich seine Heerde gelagert, mit Wiederkäuen beschäftigt. Da tönte auf einmal hoch vom Berge herab das Glöcklein der Schloßkapelle zur Feier des Tages des heil. Johannes. Matthias erhob sich bei diesem Rufe zur Andacht, sank auf die Kniee und betete zu Gott ein andächtiges Vaterunser. Als er geendigt und sein Haupt wieder bedeckt hatte, schlug eben die Uhr auf der Burg Zwölf und vor sich in geringer Entfernung sah er auf der Wiese eine purpurne Blume in prachtvoller Farbenpracht stehen, wie er deren noch nie gesehen zu haben sich erinnerte. Er konnte sich nicht enthalten, auf sie zuzueilen und sie zu brechen. Er steckte sie an seinen Hut und ahnete nicht, daß dies die wunderwirkende Blume sei, die jährlich nur einmal am Tage des heiligen Johannes Mittags um zwölf Uhr sich entfaltet und den guten Menschen, der sie in diesem Augenblicke an sich bringt, beglückt. Matthias wollte zu seinem Ruheplatze unter der Eiche zurückkehren, da sah er vor sich an der Felsenwand des Thales die Oeffnung einer Höhle. Er stutzte, sah sich überall um, ob er sich noch auf der vorigen Stelle im Thale befinde, fand rings die alten bekannten Bäume, Felsen, Sträucher, Höhen und Plätze, Alles war bis auf die Höhlenöffnung noch so wie früher. Er glaubte seinen Sinnen nicht mehr trauen zu können, denn da, wo jetzt eine weite Oeffnung im Berge gähnte, war doch vorher nichts als kahles Felsgestein gewesen. Um sich von der Wahrheit dessen, was er sah, zu überzeugen, näherte er sich ihr nun nicht ohne einige Bangigkeit, was er in der Höhle erblicken werde. Jetzt stand er vor ihr und fühlte das sanfte Ausströmen einer erquickenden Frische, sah weit hinein vom Tageslicht erhellt die Bildung der Höhle und wie ihr Fußboden mit flimmerndem Sande bedeckt war. Aber hineinzutreten wagte er für's Erste nicht, denn des Grauens konnte er sich nicht erwehren, daß, wie die Höhle sich so wunderbar geöffnet, sie sich ebenso wunderbar wieder schließen könne. Endlich überwand jedoch die Neugier die Furcht, als ein Sonnenstrahl auf den flimmernden Sand fiel und diesen wie flüssiges Gold erscheinen ließ. „Ach wieviel Gold liegt hier!" rief Matthias voller Freuden aus, schritt hurtig vorwärts, hob eine Hand voll auf und eilte damit wieder ins Freie. Von der Sonne beschienen erschien der Sand wunderschön goldgelb und prüfend

wog er ihn und konnte seines Gewichtes wegen nicht zweifeln, daß es wirklich Goldsand sei. Dies machte ihm Muth, er ging zum zweiten Mal in die Höhle, nahm aber seinen Eßranzen mit, füllte denselben mit dem flimmernden Sande, trieb die Heerde früher heim als gewöhnlich und ließ sich kaum wenige Stunden zum Schlafen, dann machte er sich auf gen Magdeburg, um bei Zeiten wieder zu Hause sein zu können, und stand bald nach Sonnenaufgang schon vor dem Hause seines dort als Goldschmied lebenden Vetters. Derselbe war freilich ganz verwundert, so früh schon Besuch zu bekommen, allein wie spitzte er die Ohren, als er die Ursache des so frühen Kommens seines Vetters erfuhr. Derselbe zeigte ihm seinen Fund, zwar that der Goldschmied anfänglich, als habe sich der Hirt geirrt, und es sei dies ganz gewöhnlicher Sand, allein als derselbe sich nicht nur nicht von seiner Meinung abbringen lassen wollte, sondern im Gegentheil darauf bestand, noch einen andern Goldschmied fragen zu wollen, ob dies nicht wirklich Goldsand und was sein Fund wohl werth sei, da zog er andere Saiten auf und sagte: „in der Voraussetzung, daß der Sand wirklich Gold enthalte, wolle er ihn nehmen und gut bezahlen, er müsse aber versprechen, ihm noch mehr desgleichen zu bringen, damit das Schmelzen desselben sich der Mühe verlohne, was bei einer solchen Kleinigkeit, wie er ihm jetzt gebracht, nicht der Fall sei."

Matthias versprach's, strich das erhaltene Geld ein und kehrte freudig nach Falkenstein zurück. Doch er mißbrauchte sein Glück nicht, denn nur dann erst ging er wieder zur Goldgrube, den Ranzen zu füllen und nach Magdeburg zu tragen, wenn das erhaltene Geld verzehrt oder gut angelegt war. Und so setzte er ein ganzes Jahr lang, in den sichern Schleier des Geheimnisses gehüllt, seine einträglichen Gänge fort und sammelte nach und nach so viel an, daß er hoffen konnte, seinen Dienst aufzugeben, sich selbst ein kleines Besitzthum kaufen und seine Geliebte, die Tochter eines Bauers im nächstgelegenen Dorfe Meisdorf, ehelichen zu können.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, nach Magdeburg ritt, um zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einem schönen Edelfräulein bei demselben Goldschmied, den der Hirt so reichlich mit Goldsand versah, Ringe und andere Kostbarkeiten zu kaufen. Wie erstaunte derselbe aber, als ihn der Goldschmied fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Strich den Namen des Tidians führe. Auf seine Frage, was das für Gold sei und wo er es herhabe, belehrte ihn der Goldschmied, daß das tidianische Gold vom Harze komme, das schönste und reinste sei, was man bis jetzt kenne, und daß sein Vetter ihm von Zeit zu Zeit solches bringe. Der Graf, durch diese Antwort noch neugieriger gemacht, sagte, er werde sich einige Tage in Magdeburg aufhalten, und wenn im Laufe derselben sein Goldlieferant wiederkomme, möge er es ihm doch sagen lassen. Wie gedacht, so geschehen; nach Verlauf weniger Tage erschien Matthias abermals bei dem Goldschmied und bot ihm Goldsand zum Kauf an. Derselbe ließ seines Versprechens eingedenk den Grafen holen und wie erstaunte dieser, als er seinen Kuhhirten vor sich stehen und diesen im Besitz solcher Reichthümer sah. Freilich war Letzterer nicht ebenso erfreut, allein was wollte er machen, er sah sich genöthigt, seinem Herrn Alles zu bekennen und

versprach ihm auch, wenn er nach dem Falkenstein zurückgekehrt sein werde, ihn zur Höhle mitnehmen und Alles zeigen zu wollen. Nach zwei Tagen waren Beide wieder auf der Burg und der Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich von Matthias sofort zur Höhle führen zu lassen. Dieser trug noch immer die Wunderblume, deren geheime Kräfte er jedoch nicht kannte, auf seinem Hute. Durch die Kraft derselben geschah es denn auch, daß sich die Höhle sogleich für Beide öffnete. Sie traten ein, der Graf erstaunte beim Anblick des unermeßlichen Reichthums an Goldsand, hob als Zeichen der höchsten Verwunderung beide Arme gen Himmel, umarmte den armen Hirten und dankte ihm aufs Herzlichste, daß er ihn an seinem Geheimniß habe Theil nehmen lassen. Nun wurden die mitgebrachten Beutel gefüllt und auf die Burg geschafft. Täglich setzten sie nun ihre Gänge nach der unversiegbaren Goldgrube fort und so trieb es der Graf ein ganzes Jahr hindurch immer in Begleitung seines Hirten, den er mit den kräftigsten Versicherungen seines lebenslänglichen Dankes und seiner Freundschaft überhäufte. Da überkam ihn trotz seines täglich wachsenden Reichthums der Teufel der Habsucht, er meinte, wie schlimm es sei, daß er diese Schätze mit einem Zweiten theilen müsse, und so beschloß er denn in schnöder Undankbarkeit, sich denselben vom Halse zu schaffen. Alles menschlichen Gefühls baar ließ er den armen Hirten, als er den andern Tag wieder aufs Schloß kam, ergreifen, binden und des Augenlichtes berauben. Da schrie der Unglückliche im höchsten Schmerz und Zorn: „Verflucht seist Du und verdammt, Du undankbares Ungeheuer, verflucht und vermaledeit Deine Seele, daß sie nie zu Gott komme! Schließen wird sich die Höhle, die Dir Reichthümer gab, auf immer für Dich und Deine Nachkommenschaft und sich nicht eher wieder für einen Besitzer dieser Burg öffnen, als bis drei derselben als Krüppel auf derselben gelebt haben, nämlich ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder. Bis dahin aber werden Jahrhunderte vergehen und alle Deine Nachkommen werden Dich und Dein Andenken verfluchen, weil Du Deine Familie durch Deine Undankbarkeit um diese nie versiegende Quelle des Reichthums gebracht hast!" Mit diesen Worten sank der von heftiger Aufregung und Schmerzen gequälte Unglückliche zu Boden, richtete faltend die Hände gen Himmel, bat Gott, seinen Geist aufzunehmen und sank leblos zurück.

Alle standen stumm und betäubt, verließen lautlos das Gemach und berichteten dem Burgherrn die grausame Begebenheit. Allein derselbe verlachte höhnisch die Prophezeiung des Gemordeten und eilte den Burgberg hinab zur Höhle. Doch wie ward ihm, als er den tiefern Eingang in dieselbe mit Felsen fest verwachsen und von Goldsand keine Spur mehr sah. Betäubt kehrte er zur Burg zurück und versank von Stund an in düsteres Hinbrüten, welches nach einiger Zeit in Wahnsinn überging, so daß er wie ein wildes Thier gebunden werden mußte und sich so zu Tode raste.

Noch zur Stunde ist die Oeffnung der Tidianshöhle sichtbar, tiefer aber in dieselbe einzudringen unmöglich, denn obgleich bis jetzt ein lahmer und ein stummer Burgbesitzer gelebt haben, so fehlt es noch immer an dem dritten Gebrechlichen, dem Blinden, bis zu dessen Erscheinen mithin an eine Wiedereröffnung der Goldhöhle nicht zu denken ist.

612) Die Edelfrau von Scharzfeld.[1])

Noch heute sieht man die Ruinen des zwischen den beiden Städtchen Lauterberg und Herzberg auf einem der Vorberge des Harzes gelegenen Schlosses Scharzfeld, früher zum Herzogthum Braunschweig-Lüneburg gehörig. Im 11. Jahrhundert gehörte die Burg einem gewissen Ritter von der Helden[2]), dem der Kaiser Heinrich IV. die Aufsicht über die Bergwerke des Harzes übertragen hatte. Derselbe hatte eine sehr schöne Frau und als diese einst der genannte Kaiser, ein bekannter Frauenjäger, gesehen hatte, beschloß er, dieselbe solle sein werden. Er sandte also den Ritter mit angeblich wichtigen Aufträgen weit weg von seiner Burg und unterdessen stellte er häufig Jagden in der Umgegend derselben an. Einst wußte er es so einzurichten, daß er, als eben ein Gewitter herangekommen war, sich ganz in der Nähe derselben befand; er stellte sich, als wolle er hier vor dem Unwetter Schutz suchen, begab sich an das Burgthor und bat um Einlaß. Derselbe konnte ihm ebensowenig von der Schloßherrin verweigert werden, als seine weitere Bitte um ein Nachtquartier, da das Unwetter anhielt. Die Rittersfrau mußte sich mit ihrem Gast zur Tafel setzen und sei es durch Zureden oder Gewalt, es gelang dem Kaiser über ihre Tugend zu siegen und sie zur Untreue gegen ihren Gemahl zu bewegen. Bei diesem Besuche des Kaisers war aber ein Pfaffe aus dem nahen Kloster Pöhlde, ein ziemlich berühmter Schwarzkünstler, mit anwesend gewesen, der statt den Kaiser von seiner sündhaften That abzuhalten, das Feuer noch mehr geschürt hatte und nicht blos dem Kaiser durch seine Teufelskünste beigestanden, die Frau zu überreden, sondern den beiden Sündern nach geschehener That auch noch Absolution ertheilt hatte. Zwar hatte Niemand Lebendes in der Burg Wissenschaft von dem Vorgefallenen, allein doch schlief auch hier der Verräther nicht: es war dies der Burggeist. Lange hatte dieser schon sein Wesen auf der Burg getrieben, er spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war aber hier seiner so gewohnt, da er Niemand neckte noch zwickte, daß man sein Gepolter und Geheul ohne Grausen anhörte, eben weil es zu oft kam, und so ließ man ihn ruhig seinen Unfug treiben. Er gehörte so zu sagen zu den Hausthieren und Inventarienstücken der Burg. Dieser Burggeist erhob nun aber nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum und erschütterte sie in ihrer Grundveste. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern, das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Er mochte nicht länger hier weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten worden war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld und schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr noch als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei, und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach mehr auf dem Thurme festsitzen

[1]) Nach Gottschalck Bd. I. S. 112 rc. S. a. Hr. Pröhle, Harzsagen S. 195.
[2]) Nach Andern war es ein Graf von Lutterberg im Jahre 1080. S. Harrys Bd. II. S. 72.

wollen, so oft man es auch zu erneuern suchte, denn immer kam der Burggeist wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber ging sein Lebelang verstört umher und machte nie mehr ein heiteres Gesicht.

Nach mehreren Tagen kehrte der betrogene Ehemann, der Ritter von der Helden, von seiner Reise zurück und fand sein Weib, welches ihn eigentlich zärtlich geliebt hatte und sich jetzt die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache und unter bitteren Thränen gestand sie ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen. Heinrich mochte die Ursache dieses Besuchs ahnen und fand es daher für rathsam, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber auch für die Zukunft gegen seine Nachstellungen gesichert zu sein, fügte er den menschenfreundlichen Befehl hinzu, den Ritter auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt derselbe jedoch Kunde; er verließ Goslar sogleich und rächte sich nur dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstand reizte und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke selbst in gänzlichen Verfall geriethen. Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein und belehnte einen gewissen Wittekind von Wolfenbüttel damit. Der genannte Burggeist soll aber auch späterhin noch auf der Burg zu sehen gewesen sein und fortgefahren haben, die Frauen der Burgherren zu bewachen. Ueberhaupt stand er mit letzteren in so gutem Einvernehmen, daß wenn diese aus waren und inzwischen sich im Schlosse der oder jener Unglücksfall ereignet hatte, er sich vor das Schloßthor hinstellte und so lange wartete, bis der Burgherr zurückkam, um ihm das Vorgefallene sofort zu berichten.

613) Die Zwerglöcher bei Scharzfeld.[1])

Im Gemeindeholze bei Scharzfeld, auf der sogenannten Sneie, ist die Zwerghöhle. Da haben die Querge gewohnt. Sie stahlen Kinder, die von den Arbeitsleuten auf dem nahen Felde in die Kiepe gesetzt waren, und setzten für die gestohlenen Kinder kleine Zwerge hinein. Wenn die Mütter nachher zu ihren Kiepen gingen, um zu sehen, was ihre Kinder machten, so erblickten sie statt ihrer Zwergkinder. Wenn dann die Mütter laut schrieen, so brachten die Zwerge die Kinder wieder und nahmen ihre Zwergkinder wieder mit fort. Aber nicht immer nahmen sie die Kinder blos so zum Scherz. Einmal kam ein alter Zwerg zu der Edelfrau auf dem Gute Scharzfeld und sagte, wenn sie das Räthsel nicht errathen könnte, was er ihr aufgeben wolle, so nähme er ihr Kind weg. Das Räthsel aber lautete so:

Heute brau ich, morgen back ich, übermorgen bin ich Edelkind;
Edelfrauen, ich weiß, daß ich Fidlefitchen heiß.

Das hat die Edelfrau nicht rathen können, da hat ihr der alte Zwerg ihr Kind weggenommen und einen kleinen Zwerg dafür untergeschoben. Da haben sie denn lange auf dem Gute eine kleinen Zwerg als Edelkind gehabt und das hat der alte Zwerg mit seinem Räthsel gemeint.

Die Zwerge von Scharzfeld gingen auch des Nachts auf die umliegenden Dörfer und holten Braten und Alles fort, was sie dort in den Häusern fanden. Am Liebsten gingen sie aber auf das Erbsenfeld des Guts-

[1]) Nach Pröhle, Harzsagen S. 193. S. a. Behrens, Herc. cur. S. 36. 62. 74. 75.

herrn und naschten zur Nachtzeit die Erbsen weg. Dabei hatten sie ihre Nebelkappen auf und dadurch wurden sie unsichtbar. Später aber nahmen die Leute einen langen Leigesiemen, d. h. eine Leine, womit die Pferde beim Pflügen gelenkt werden, zogen dieselbe über alle Grenzen der Felder hin und davon fielen ihnen die Nebelkappen vom Kopfe und sie wurden sichtbar. Darauf wurden sie tüchtig durchgeprügelt und dadurch sind sie scheu geworden und haben sich weggezogen bis auf einen, der da noch jetzt herumgeht.

In der Zwerghöhle bei Scharzfeld sind in späterer Zeit viele Menschen gewesen, aber Keiner ist bis ans Ende gekommen. Hinten in der Höhle fließt ein Wasser, darüber liegt eine Brücke. Wer über diese Brücke kommt, der hat gewonnen und bekömmt viel Gold, Diamanten und dergleichen Schätze mehr, denn in diesem Wasser findet man das meiste Gold. Einst hat es auch ein Jäger versucht, an diese Stelle zu gehen, aber derselbe ist nicht wieder herausgekommen. Nachher hat man ihn mit seinem Hunde versteinert in der Mitte der Höhle gefunden. Nur Einer ist einmal über den Fluß gekommen, das ist ein Waldarbeiter aus Scharzfeld gewesen, der hat Gehr geheißen. Ihm hat der Böse einen Sack mit Steinen gegeben; wie er nun aus der Höhle war, da ist ihm der Sack zu schwer geworden, und als er nun sah, daß es Steine waren, die er in dem Sacke hatte, da warf er sie wieder vorne in die Höhle. Nur seine Taschen steckte er voll, wie er aber mit den paar Steinen zu Hause kam, war es lauter Gold. Schnell lief er wieder hin zur Höhle, allein die andern Steine hatte der Böse schon selbst wieder zu sich genommen.

614) Das Grundlos bei Osterhagen.[1])

Das Grundlos, das unweit Osterhagen nahe bei einem Walde liegt, war früher ein Garten, darin war die Eigenthümerin des nahen Hauses, da rief draußen eine Stimme: „Salz! Salz!" Da ließ die Frau ihre Kiepe stehen, eilte hinaus und wollte Salz kaufen, es war aber Niemand da. Wie sie sich noch umsah, da kam auf einmal ihre Kiepe auf dem Wasser des Grundlos daher geschwommen, denn der Garten hatte sich in einen Erdfall verwandelt.

Man sagt in Osterhagen den Kindern, daß aus dem Grundlos die neugeborenen Knaben, aus dem Fischloch aber die Mädchen gezogen würden.

615) Römerstein und Rizei.[2])

Wie die Teufelsmauer am Nordrande des Harzes vom Teufel als Grenzscheide seines Reiches errichtet wurde, so an der Südseite der Römerstein. Von fruchtbaren Aeckern und Wiesen umgeben, auf einer Seite mit frischem Laubholze bekränzt, steigt der kegelförmige nackte Berg empor, auf dessen Rücken zackige Felsen wie Ruinen einer Burg sich erheben. Nach der Volkssage wohnten sonst hier gewaltige Riesen, drüben aber im blanken Alabaster des Sachsensteins gegenüber mächtige Zwerge mit ihrem Könige, und vor diesen kleinen Leuten hatten gleichwohl die mächtigen Riesen solche Furcht,

[1]) Nach Pröhle, Harzsagen S. 200. Eine andere Sage unter demselben Namen ist oben S. 295 rc. mitgetheilt.
[2]) Nach Pröhle S. 202.

daß sie diese Felsburg aufthürmten, um vor dem Zwergkönige drüben sicher zu sein. Sein Haupthaar und Bart war weiß wie das Gestein hier umher, vom Scheitel aber war ihm eine helle Krystallkrone emporgeschossen. Einst durchschweifte ein Jüngling, Romar genannt, den Wald und fand unter einem Baume schlafend die Ruma, eine wunderschöne Jungfrau; ihre Herzen fanden sich, aber Beide erschracken, als sie entdeckten, daß er ein Hünenkind, sie die Tochter des Zwergkönigs war, daß sie also zwei sich gegenseitig feindselig gesinnten Mächten angehörten. Jedoch die Liebe verscheuchte jegliches Bedenken, jahrelang lebten Beide in glücklicher, aber heimlicher Ehe. Da überraschte sie einst bei ihrer Umarmung der Zwergkönig; zornentbrannt schleppte er seine Tochter in die tiefsten Berghöhlen, zerschmetterte sie an dem zackigen Felsen, den Jüngling aber packten zahllose Zwergschaaren und trieben ihn blutend von dannen. Die unglückliche Ruma, von boshaften Kobolden bewacht, versuchte auf jede Art ihre Rettung; sie verwandelte sich in eine Wassernixe und suchte als Quelle einen Ausgang, um an das Tageslicht und zu ihrem Gatten zu kommen, aber immer wieder drängte sie ihr grausamer Vater in die Erdtiefe zurück. Endlich nach vielen Jahren gelang es ihr als vollendeter Strom hervorzubrechen. Die Höhle, worin die trauernde Frau so lange eingekerkert geweint hatte, heißt der Garten des Weinens oder das Weingartenloch und in ihr bezeichnen tiefe Erdfälle und das schauerliche Rauschen unterirdischer Bäche den Weg der Nixe, bis an der Grenze des Gypsfelsens ein Strom hervorbricht, die Rume, zum Andenken der Verbannten so geheißen. Die Stelle, wo Romar die Nixe Ruma zuerst sah, heißt jetzt noch Nixei, und der Fels, auf welchem Romar einsam sein Leben vertrauern mußte, wurde Römerstein genannt. Doch nicht ganz und gar und immer mußten die beiden Gatten einander meiden. Denn der Zwergkönig war bei der Wiederkehr gewisser Zusammenstellungen der Gestirne von gänzlicher Ohnmacht gefesselt, und dann erschien plötzlich in dem alten Bette der Spiegel des Nixteiches in der Nähe des Römersteins, verschwand aber ebenso schnell mit der Rückkehr des Zwergkönigs.

616) Das Weingartenloch.[1])

Unweit Osterhagen und dem Forsthause Nixei liegt das Weingärtnerloch oder Weingartenloch. Einige sagen, es heiße so, weil einmal ein fremder Weingärtner, der hier nach Schätzen gesucht, darin umgekommen sei, Andere aber erzählen, hier habe früher ein Garten gestanden und die Eigenthümerin habe darin ihren Kindern Weintrauben gepflückt, sie sei aber, weil Besuch gekommen, in's Haus gerufen worden, und als sie zurückgekehrt, habe sie den Garten versunken gefunden und an seiner Stelle habe sich ein großes mit Wasser gefülltes Loch befunden.

Einst hat der Hirt von Osterhagen hinter einem Eichenbusch gelegen, da sind aus dem Weingartenloch zwei Männer gekommen, die haben sich auf einen Stein gesetzt und mit einander getrunken. Dabei haben sie ihm gewinkt, und er hat mit ihnen getrunken. Darauf hat er sich wieder hinter den Eichenbusch gelegt und ist eingeschlafen. Als er nach einiger Zeit aufwacht, liegt er in einer prachtvollen Kammer und in einem kostbaren Bette,

1) S. Pröhle S. 203 rc.

davor auf einem Stuhle hat auch Zeug gelegen, aber nicht seine Hirtenkleidung, sondern schmucke vornehme Gewänder. Er kleidet sich an, aber weil er nicht weiß, was das Alles zu bedeuten hat, so zieht er endlich auch einen Glockenzug, der dort hängt, und darauf erscheint eine Dienerin. Sie führt ihn von seiner Kammer hinunter und so wird er gewahr, daß er sich in einem großen Kaufmannshause befinde; da haben unten die beiden Männer, mit denen er getrunken, als Ladendiener hinter dem Kaufmannstische gesessen. Sie haben auch jetzt nichts gesagt, doch ist der Eine von ihnen mitgegangen und hat ihn in der Stadt umhergeführt, in der das Haus gelegen hat. So hat er ihn dreimal im ganzen Hause herumgeführt, da hat er endlich zu reden angefangen und den Hirten gefragt, ob er Lust hätte, nach seiner Heimath zurückzukehren. Als er darauf mit Ja geantwortet, hat der Kaufmannsdiener gesagt, er solle sich wünschen, was er aus dem großen Kaufmannshause mitnehmen wolle, ihm auch gerathen, er solle sich entweder einen goldenen Hirsch oder einen goldenen Hasen wünschen. Darauf hat der Hirt scherzend geantwortet, so wolle er sich einen goldenen Hasen wünschen, der könne doch wohl am Besten laufen. Darnach hat der Hirt sich wieder in das kostbare Bett legen müssen, und als er aufgewacht ist, hat er wieder hinter dem Eichenbusch am Weingarten gelegen. Auch hat er sein Hirtenzeug angehabt wie gewöhnlich, neben ihm aber hat ein goldener Hase gelegen. Ueberdies hat noch ein Stein neben ihm gelegen und von dem hat ihm der Kaufmannsdiener, ehe er sich wieder in das kostbare Bett gelegt hat, gesagt: Wenn er mit dem Steine vor das Weingartenloch käme, würde sich dieses vor ihm aufthun. Seine Kühe sind indeß verschwunden gewesen und als der Hirt nach Osterhagen zurückgekommen ist, hat er vernommen, daß die Leute ihr Vieh an jenem Tage in der ganzen Gegend haben zusammensuchen müssen. Für den goldnen Hasen hat dem Kuhhirten nachher ein Jude zweitausend Thaler ausgezahlt. Den Stein aber hat er später einmal auseinander geschlagen und die eine Hälfte davon einem treuen Kameraden gegeben und ihn aufgefordert, mit ihm in das Weingartenloch zu steigen. Als sie nun Beide darin gewesen, sind sie auseinander gekommen, und da hat sein Kamerad die Hälfte des Steins, die er in den Händen gehabt hat, weggeworfen und deshalb hat er sich nicht wieder zu ihm finden können. Der Kuhhirt aber, der die Hälfte des Steins in der Hand behalten hat, ist glücklich wieder ans Tageslicht gekommen und hat große Schätze an edlem Erz aus dem Weingartenloch getragen.[1])

Das Weingartenloch schließt die reichsten Schätze, ganze Berge von Gold und Silber in sich, aber es ist schwer hinein zu gelangen, weil der Durchgang so schmal und gefährlich ist; auch ist selten einer, der es versucht hat, wieder lebendig herausgekommen. Alte Leute wußten zu erzählen, wenn man nur muthig durch den ersten Eingang sich durchgewunden, so komme man alsbald an einen weiten Raum, wo der Teufel schon harre und die Ankommenden ganz freundlich in einen großen, von tausend Kerzen herrlich erleuchteten Saal führe. In der Mitte des Saales stehe ein Tisch, worauf ein großes Buch aufgeschlagen liege. Habe man nun eine Zeitlang dort gerastet,

[1]) Eine Beschreibung dieser Höhle steht in der Neuen Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen. Breslau 1756. S. 254 ꝛc.

so werde man durch die prächtigsten Zimmer geführt, wo ganze Berge von Gold und Silber lägen. Wer sich dem Teufel verschreibe und zu dem Ende seinen Namen in das große Buch eintrage, der könne von den Schätzen so viel nehmen wie er wolle und ungefährdet wieder auf die Oberwelt zurückkehren. Eine Magd stieg hinab, aber weil ihr Geleuchte zu Ende ging, wußte sie den Ausgang nicht wiederzufinden und kam um. Einen Jäger fand man todt am Eingange der Höhle.[1])

617) Die Steinkirche.[2])

Im Fürstenthum Grubenhagen unweit Herzberg liegt das Darf Scharzfeld. Ehedem war es eine rauhe felsige Gegend, steile Berge, auf deren Klippen die Götzenbilder des Krada und der Ostera standen.

Einst kehrte ein frommer Klausner aus fremden Landen dart ein, um die Bewohner zum Glauben zu bekehren. Aber diese erkannten ihn nur als einen Lästerer ihrer Gätter, wallten ihn umbringen und drangen mit tädtlichen Waffen auf ihn ein. Da erlasch plötzlich der flammende Osterbrand, düstere Nacht wurde es rings umher, nur das Haupt des Greises umleuchtete ein blasser Schimmer. Darüber erschrack die wilde Schaar, zog sich zurück und berieth mit ihrem Herzoge, was des Fremdlings Laos sein solle. Einstimmig sprachen sie, daß er sterben müsse. Wie sie ihn im feierlichen Zuge zum Richtplatz führten, nahm der Greis dem Nächsten eine hälzerne Streitoxt aus den Händen und sprach: „Sa gewiß ich mit diesem Holz in den harten Felsen spalten und daraus eine Kirche zur Anbetung des wahren Gattes schaffen werde, so wahr ist das Wort, das ich Euch verkündet." Darauf hieb er mit der Axt nach dem Felsen, und siehe, der feste Stein löste sich wie weiche Erde. Da wurden die Bewahner ihres Irrwahns inne, fielen auf die Kniee vor dem Greise und gelobten, seinen Worten zu glauben. Dann führte der Greis sie an die Oder hinab, weihete sie durch das Bad zu Gliedern seiner Kirche. Und immer mehr Gläubige sammelten sich aus allen Gegenden um ihn her, um die Lehren des frammen Bekehrers zu vernehmen.

Auf diese Art entstand an dem schroffen Felsenabhange das uralte Gewölbe der Steinkirche mit ihrer Kanzel und ihrem Weihkessel.

618) Die Gründung des Klosters Walkenried.[3])

Zu den am Meisten besuchten Theilen des Harzes gehört auch die Gegend, in welcher man noch heute die Ruinen des Klosters Walkenried erblickt. Sie befinden sich in einem Thale an der südlichen Seite des Harzes und eine Stunde von Ellrich entfernt und ihr Gemäuer überragt die fünfzig Häuser des Marktfleckens gleiches Namens. Gestiftet ward dasselbe von der Gräfin Adelheid von Klettenberg (im Jahre 1127), einer Tochter Ludwigs von Lohra, die auch in der dasigen Klosterkirche begraben liegt. Als Grund dieser frommen Stiftung wird angegeben, Adelheid habe als Mädchen einen ganz ab-

[1]) S. Harrys, Volkssagen aus Niedersachsen. Bd. II S. 79.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 77.
[3]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 44.

sonderlichen Widerwillen gegen das Heirathen gehabt und von Jedem, der um sie anhielt, verlangt, daß er dreimal die Ringmauer ihrer väterlichen Burg Lohra umreiten solle. Viele hätten einen Versuch gemacht, das Wagstück zu vollbringen, wären aber zerschmettert in die Tiefe gestürzt. Später habe sie darüber, daß sie die Ursache von dem Tode so vieler wackerer Männer geworden, die heftigsten Gewissensbisse empfunden und das Kloster Walkenried gestiftet, um Vergebung ihren Sünden zu erhalten.

619) Der geheimnißvolle Fuhrmann zu Walkenried.[1])

Das erste Kloster, welches Adelheid von Klettenberg gestiftet hatte, stand nicht auf der Stelle, wo die jetzigen Ruinen liegen, sondern eine Viertelstunde weiter gegen Mitternacht. Dasselbe war den durch zahlreiche Schenkungen schnell zu großem Reichthum gekommenen Mönchen bald zu klein, sie faßten also den Plan, ein neues schöneres zu bauen und begannen den Bau im Jahre 1207 etwas weiter südlich. Gleichwohl aber war ihnen der Bau doch etwas höher zu stehen gekommen, als sie gerechnet hatten, und so geschah es, daß sie sich auf einmal in Verlegenheit befanden. Da trug es sich zu, daß einst in den späten Abendstunden ein schwer mit Gold beladener, mit sieben Rossen bespannter Wagen angerollt kam, der vor dem Kloster halten blieb, aber der Fuhrmann war auf einmal verschwunden. Die Mönche erzählten nun, der Himmel habe einen Engel in irdischer Hülle herabgesendet, dem Kloster diese Hilfe zu bringen, Andere aber sagen, es sei ein reicher Bürger von Goslar mit einem von vier Pferden gezogenen Wagen voll Gold vor das Kloster gekommen, habe, um gar nichts mehr mit nach Hause zu nehmen, die Peitsche in den Sattel gesteckt und sei zu Fuß wieder heimgegangen.

620) Das eiserne Halsband in der Kirche zu Walkenried.[2])

Zwischen dem Abte Johann VII. und einem Ritter von Mitschefal entstand im Jahre 1481 eine große Streitigkeit wegen der Jagd. Der Ritter beschloß, sich an den Mönchen zu rächen und ließ deshalb ein eisernes Halsband mit einem verborgenen Schlosse verfertigen, in dessen innerer Seite Stacheln waren. Der Künstler, welcher es gefertigt hatte, hieß Heinrich Wintzingerode und hatte schon eins dergleichen zum Verderben eines Grafen von Mannsfeld gefertigt. Mitschefal lauerte nun im Klosterwalde und es währte auch nicht lange, so kam der Förster, ein conversus (Bekehrter), der nun von Mitschefal ergriffen und mit dem Halsbande geschmückt ward. Unter schrecklichen Qualen eilte der Unglückliche nach Walkenried. Die Mönche eilten auf sein Geschrei herzu und gaben sich alle Mühe, das Schloß zu lösen, aber vergeblich. Der Hals schwoll und da der Arme weder essen noch trinken konnte, blieb seinen Brüdern nichts weiter übrig, als ihn, nach langem Gebet in der Kirche, in die Klosterschmiede zu führen, ihn dort niederknieen und den Kopf auf den Ambos legen zu lassen. Der Schmied schlug nun mit seinem großen Hammer auf das Halsband, worauf es aufsprang. Der Mönch aber war an der Operation gestorben. Seine Brüder trauerten

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 103.
[2]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 104.

sehr und hingen das Halsband in der Kirche auf. Die Frau des Mitschefal aber gebar kurze Zeit darauf ein Kind mit einem ganz monströsen Halse, welches am dritten Tage nach der Geburt auch schon wieder, und zwar ungetauft starb.

621) Die Lutherfalle zu Walkenried.[1])

Wenn man aus dem noch vollständig erhaltenen Kreuzgange des Klosters in die jetzige Kirche Walkenrieds tritt, welche sonst die Kapitelstube war, so erblickt man neben derselben eine Treppe, an deren untern Stufen mehrere in Stein gehauene Figuren stehen, von denen eine die der Stifterin des Klosters, der Gräfin Adelheid von Walkenried ist. Einige Stufen höher hinauf ist der Fleck, wo einst (im Jahre 1323) die Mönche den ihnen zum Abte vorgeschlagenen Grafen Otto von Hohenstein überfielen und erwürgten. Noch einige Stufen höher aber zeigt man die sogenannte Lutherfalle, wo der große Reformator einst von den tückischen Mönchen in die Tiefe gestürzt werden sollte, welcher scheußliche Plan jedoch durch ein voranlaufendes Hündchen, welches in den Abgrund sank, verrathen ward. Da es nun aber nicht constatirt ist, daß Luther jemals hierher gekommen ist, so hat man vermuthet, daß dieser Name nicht von Luther, sondern von dem Abte Luderus (1309—17) herrührt.

622) Der Zaubersaal zu Walkenried.[2])

Nachdem im westphälischen Frieden ausgemacht worden war, es solle Alles wieder so werden, wie es am 1. Januar 1624 gewesen sei, wurde Walkenried wieder evangelisch und kam auch wieder in den Besitz der Herzoge von Braunschweig. Der Herzog Christian Ludwig ließ gelehrte Männer berufen und Schüler aufnehmen und für eine kurze Zeit ward die Schule recht berühmt, allein bald ging dieselbe aus Mangel an Schülern wieder ein und der letzte Rector zog im Jahre 1668 mit sämmtlichen Lehrern wieder nach Braunschweig. Nun befindet sich in den Klosterruinen heute noch über dem Kreuzgange ein großer Saal (oder vielmehr wüster Boden), der von der gleich zu berichtenden Begebenheit der Zaubersaal genannt und den Fremden gezeigt wird. In demselben haben einmal die Schulknaben gespielt und sich namentlich mit Springen belustigt. Sie haben ein Zeichen gelegt, um zu versuchen, wer unter ihnen darüber und am Weitesten springen könne. Indem nun solches geschieht, trägt es sich zu, daß ein Knabe, so dem Bericht nach von Ellrich soll bürtig gewesen sein und mit Namen Damius geheißen haben, darüber auf einen gewissen Platz springt und nicht wieder davon kommen kann, es mögen denselben auch die mitspielenden Knaben reißen und zerren, wie sie wollen, dieserwegen zeigen etliche derselben solches dem Rector an, welcher denn kömmt und den Knaben noch unbeweglich antrifft, kann ihm aber ebensowenig als die Knaben helfen. Es fällt ihm aber bei, daß solches von einer zauberischen Beschwörung herrühren müsse, und sagt dem Knaben, er solle fleißig um sich schauen, ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblicken könne? Welches der Knabe thut und wird über sich einen Zirkel

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 115.
[2]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 193.

gewahr, siehet auch an der steinernen Wand nach Osten eine griechische Schrift, gegen Süden aber etliche Charaktere stehen, welches er theils herlesen, theils beschreiben muß, woraus der Rector versteht, daß in der Mauer ein Schatz verborgen sei und derjenige, welcher zu der Zeit, da solches geschehen, mit seinen Füßen den auf der Erde gemachten Punkt berühren würde, die Schrift sehen und das Verborgene offenbaren solle. Sobald der Rector dieses verstehet, wird der Knabe wieder frei und geht aus dem beschworenen Zirkel heraus, wohin er will. Hierauf zeiget der Rector solches an, da denn nach dessen Anweisung gesucht und ein steinern Geschirr mit Gelde eingemauert gefunden wird. Solches Geld soll sehr dünnen Schloges und so groß als ein Ortstholer gewesen sein und hat man dasselbe hernach mit dem Geschirr Herzog Christian Ludwigen christmildester Gedächtniß nach Zelle übersendet. Der Ort, wo solcher Schatz gestanden, wird nach in dieser Stunde denen Curiosis gezeigt und ist ein viereckiges, auf gedachtem Saale in die Mauer gemachtes Loch, welches mit Steinen so wohl gefüget ist, daß man solches mit andern Steinen künstlich hat zuschieben und mit Kalk überstreichen können. Ob aber das in diesem Loche gefundene und mit Geld angefüllte Geschirr ein Topf oder, wie Einige wollen, ein Kästlein gewesen, muß man dahin gestellt sein lassen, zumal da solches nichts zur Sache thut. Auf diesen Zaubersaal ist Anno 1687 Herr Dr. Weitz, Hochfürstl. Sächs. Rath, Leibmedicus und Bürgermeister in Gotha, mit einigen Andern gegangen, um daselbst aus Curiosität die Metallruthe zu gebrauchen, da sie denn nicht weit von gedachtem Loche starke Züge der Ruthe angemerket, haben aber wegen großen Schreckens, so ihnen Allen angekommen, ablassen müssen, denn es ist am hellen Tage etwas dunkel um sie geworden, und obgleich keiner den andern feig gemachet, sind sie doch alle erblasset gewesen, derowegen sie sich bald wieder in Sicherheit gerettet, allwo sie einander fast gleichförmig erzählet, daß jedem gewesen, als wäre ein Wind durch ihn durchgegangen und sie mit den Haaren bis an die Decke gezogen worden, wie solches Herr Samuel Reiserus, Mathematum Professor zu Kiel in Holstein in einer Dissert. jurid. philos. de nummis quibusdam ex chymico metallo factis cap. 36 § 20 p. 135 sq aus Herrn Doctor Weitzens Epistel angeführet.

Diese Historie stärket nun aber den gemeinen Mann in seinem von diesem Saal annoch habenden Gedanken, daß noch mehr von den Mönchen mit gewissen Beschwörungen eingemauerte Schätze darauf vorhanden sein müssen, weilen es allhier gemeiniglich nicht gar zu richtig sei und der Teufel oftmals sein Spiel daselbst habe. Im Kreuzgange aber nach der Kirche zu ist eine Gestalt mit allerlei kleinen Thieren und Pflanzen daneben, als z. B. Tauben und Lilien zu sehen und hielt solcher abengedachter Herr Doctor Weitz für ein recht fatales Werk. Deswegen halten Etliche dafür, daß vor Alters Basilius Valentinus, unter dessen Namen viele berühmte chemische Schriften gedruckt sind, sich in diesem Kloster aufgehalten habe und dies ist auch die Ursache, daß Etliche vermeinen, wie der vorbesagte auf dem Zaubersaale gefundene Schatz kein Geld, sondern der Lapis philosophorum oder der Stein der Weisen gewesen sei, welchen der Rector heimlich geholt und sich damit, all seinen Hausrath im Stiche lassend, fortgemacht habe, woran aber doch Viele zweifeln und das Erstere für wahrhafter halten wollen.

Wie allgemein verbreitet jedoch der Glaube ist, daß von den Mönchen

nach andere Schätze hier vergraben worden seien, geht daraus hervor, daß vor einigen dreißig Jahren von der Regierung selbst hier Nachgrabungen angestellt wurden, die aber nicht den mindesten Erfolg hatten. Auch erzählt man sich, daß die Figuren oben an den Pfeilern und der Decke des Kreuzganges eine gewisse geheime Bedeutung haben. Oft sind Mönche erschienen, die sie lange und aufmerksam betrachteten und noch jetzt erscheint angeblich zuweilen plötzlich ein Mönch, der im Frühjahr durch dies hohe Portal tritt, dreimal langsam durch die Pfeiler hinauf- und hinabschreitet, auf keine Frage Antwort giebt und dann wieder spurlos verschwindet. Sonst ließ sich auch noch ein Mönch ohne Kopf auf dem Fruchtboden des aufgehobenen Klosters sehen, wo die Arbeitsleute alle Vierteljahre ihre Frucht bekamen. Hatte nun der Amtmann wie gewöhnlich die Leute betrogen, so hat er furchtbar rumort und spektakelt. Dasselbe hat er auch in der Mühle gethan, in die Ställe ist er auch gekommen und hat das Vieh geängstigt.

623) Das Denkmal zu Zorge.[1])

An der Kirchmauer des Hospitals St. Cyriaci genannt, finden sich acht Kreuze von rothem Sandstein, so durch das Zeitalter nunmehr gelb geworden sind, welche vielleicht nicht Jeder so genau betrachtet hat. Oben in der Höhe unter dem Schieferdache knieet ein Priester in seinem Priesterrock, den Kelch in der rechten Hand gen Himmel haltend. Es bedeutet dieses Bild aber Folgendes. Es ist einst in vorigen Zeiten des Papstthums gleich als der Priester vor dem Altar stehend seinen Eingepfarrten, welche damals als Communicanten um den Altar herumgegangen, das heilige Nachtmahl gereichet, ein stark sausendes und brausendes Donnerwetter, darauf ein heftiger Wolkenbruch und daraus eine große und ungeheure Wasserfluth entstanden, welche den Priester sammt den Communicanten und Gebäuden mit sich hinweggeführt, deswegen zu stetem Andenken und Erinnerung allen Vorübergehenden die Kreuze an gemeldeter Kirche nach Anzahl der Personen, so viele ihrer ersoffen, eingemauert, jetzt noch zu sehen sind. Die Kirchenglocken hat man etliche Wochen hernach, nachdem die Wasserfluth vergangen, welche dieselben mit sich fortgetrieben, so durch eine Sau ausgewühlt und ausgegraben wurden, in dem Erdmoraste wieder gefunden, daher dieselbe Gegend die Saugrube genannt worden ist.

624) Die neue Kelle bei Bischoffenroda.[2])

Eine Meile von der Stadt Nordhausen und nicht weit von der Stadt Ellrich liegt das Gut Bischoffenroda, und in der Nähe desselben ein Wäldchen, in welchem sich eine Höhle befindet, welche die Bewohner der Umgegend die Neue Kelle heißen zum Unterschied der alten Kelle, so nicht weit davon unter freiem Himmel gelegen und ein Erdfall voll Wasser ist, da hingegen die Neue Kelle unter einem mit Bäumen dicht bewachsenen Berge liegt. Der Eingang zu dieser Höhle ist sehr weit und offen, daher auch so viel Licht hineinfällt, daß man zur Beschauung derselben keiner künstlichen Beleuchtung bedarf. Von diesem Eingang aus muß man einen tiefen und steilen Berg bis auf das Wasser herunterklettern; ist man unten angekommen, so sieht man

[1]) S. Behrens S. 119.
[2]) S. Behrens S. 82.

die eigentliche Höhle, deren oberer Theil von der Natur mit einem starken Steinfelsen geschlossen und gleichsam zugewölbt ist, vor sich aber sieht man ein Wasser, welches sich auf dem ganzen Boden der Höhle ausbreitet, hell, still, kalt und unergründlich ist. Mitten durch die Höhle der Länge nach über dem Wasser sind Felsen, welche wie eine Mauer aussehen und das Wasser von einander theilen, so daß man, wenn man einen Stein über diese Felsen wirft, man denselben wohl in das andere jenseits dieses Felsens befindliche Wasser fallen hört, es aber nicht sehen kann.

Zu den Zeiten des Papstthums ist in diese Höhle alljährlich eine Prozession angestellt worden, weil man geglaubt hat, es müsse in derselben jährlich ein Mensch umkommen, wenn ihr nicht auf solche Weise ein Genüge geschehe. Es ist aber diese Versöhnung auf folgende Weise geschehen. Auf dem Berge der Kelle gegenüber hat eine dem heil. Johannes geheiligte Kapelle gestanden, in diese ist ein papistischer Priester aus Ellrich alle Jahre zu gewissen Zeiten in Begleitung seiner Pfarrkinder und mit andern Nachbarn der Höhle in voller Prozession mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern der Heiligen gegangen; sobald nun daselbst der heil. Johannes dem papistischen Gebrauch nach genugsam verehrt worden, hat derselbe mit eben derselben Prozession sich fort nach der Höhle gemacht und in dieselbe ein Kreuz herabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches ebenfalls geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

Kommt und kucket in die Kelle,
So kommt Ihr nicht in die Hölle.

625) Von den Silberbergwerken bei Ellrich. [1]

Es lieget ein Städtlein, das heißt Ellrig; von der Stadt gehe in den Hartz nach der rechten Brücke auf die Haffen-See, von der Haffen-See halte dich auf die linke Seiten auf einer halben Meile, so siehe dich um, da wirst du einen Mönch in einen Stein gehauen und nicht weit davon ein Mauerstück finden von einer alten Kirche, und wenn du das findest, so halte dich auf die linke Hand einen Steinwurf weit und gehe gleich vor dich, so wirst du einen hohlen Platz finden, bei dem ein Wasser hinfleußt, so da heißt die Neyge, bei dem Wasser siehe dich um unter den Tannen, da wirst du einen Hort liegen finden, mit Laub und Moos überworfen, denselben hebe auf, da findest du einen Gang oder Stollen, darinnen gediegen Silber zu finden. Solches Loch hat vor einigen Jahren ein Knecht gefunden, die Horte davon (weil er im Gehen unversehens hineingetreten) weggeworfen und war zum Loch hineingegangen, weil da Stiegen wie zu einem Keller hineingehen, da er denn weit hinten ein Licht wahrgenommen. Darnach war er gegangen weit hinein, aber endlich hatte sich das Licht verloren, daß ihn zu grausen angefangen. Doch hatte er hingegen hinter sich als nach dem Loche zu wieder ein Licht gemerket, darzu war er wieder zurückgewichen und weil er Erz vermerket, das schon ausgehauen gewesen, so hatte er einen Hut voll mitgenommen und herausgebracht gehabt. Aber nach der Zeit hat weder er noch Andere das Loch wieder mögen auffuchen, wie lange sie sich auch noch darnach beworben gehabt.

[1]) S. Prätorius, Alectryomantia. S. 85.

626) Das graue Männchen.[1])

Auf der Brücke zwischen Ilfeld und der Johannishütte saß ein kleines graues Männchen, das den Vorübergehenden zuzurufen pflegte: „Helf Dir Gott in's Himmelreich!" Als einstmal ein armer Bergmann aus Ilfeld über die Brücke ging und der kleine graue Mann ihn mit dem gewöhnlichen Gruße: „Helf Dir Gott in's Himmelreich!" anredet, antwortete der Bergmann: „Und Dir auch!" worauf das graue Männlein verschwand und ein großer Schatz dastand. Der Bergmann nahm denselben an sich und zog mit Frau und Kindern an einen andern Ort, wo Keiner was von seinem Reichthum wußte, das graue Männchen aber hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

627) Die Gründung des Klosters Ilfeld.[2])

In dem felsigen Behrthale lebte auf seiner Burg Graf Ilger von Bielstein und bewachte den Eingang in die Gebirge, den man später die Porta Ilefeldensis genannt hat. Ohne Unterschied beraubte und mordete er, was er von seinem Raubneste erspähete und Keiner, der die Straße zog, war seines Lebens sicher. Auf allen Gipfeln der Berge, die hier steil und schroff emporragen und welche das Volk nach ihrer Form den Gänseschnabel, Mönchstein und Brodstein genannt hat, lauerten Wächter des Grafen und thaten kund, wenn eine Beute nahe war. So zog auch einstmals Graf Conrad von Beichlingen, ein Sohn des Otto von Nordheim, mit einer kleinen Schaar Reisiger durch diese Waldungen nach dem Erbe seiner Väter, da brach unvermuthet aus seiner Burg der Raubritter hervor und tödtete den Edlen von Beichlingen mit seiner ganzen Mannschaft, daß auch nicht einer entkam, um die That zu verkünden. Aber es war diese Unthat kaum geschehen, so erhoben sich, überdrüssig der vielen bösen Thaten, die da über ihren Häuptern verübt wurden, die Burggeister und Kobolde aus ihren Klüften und Felshöhlen, wälzten ungeheure Felsblöcke in das Thal, trieben die Behre aus ihren Ufern, daß Ilgers und seiner Leute Besitzungen gänzlich überschwemmt wurden. Alle Wege waren gesperrt, nur eine Oeffnung hatte sich in einen gewaltigen Felsen gebildet, ähnlich einem Nadelöhr, durch das man hindurch kriechen mußte, um auf die andere Seite des Thales zu gelangen. Ilger gelobte, zur Büßung seiner Sünden und um die Berggeister zu versöhnen, an dem Orte, wo er Conrad erschlagen, eine ewige Lampe anzuzünden und alsbald beruhigten sich auch die Geister des Gebirges und der Fluß ging ruhig wieder in sein Bette zurück. Ilger hielt Wort und stiftete (1185) zur Sühne diese ewige Lampe, zu deren Unterhaltung er 24 Mark Silbers widmete. Von dieser ewigen Lampe, vor welcher Hirten, Holzfäller und Reisende ihre Andacht verrichteten, wurden bald sehr viele Wunder erzählt, wodurch Ilger's Sohn, Ilger II., bewogen ward, bei derselben ein Kloster zu stiften. Der Kaiser Heinrich IV. und der Lehnsherr, Herzog Heinrich der Löwe, bewilligten die Stiftung, verlangten aber von ihm, daß er auf Burg und Gebiet von Ilburg verzichte und Beides dem Kloster übergebe, wofür er jedoch mit dem Schlosse Hohenstein, welches eben heimgefallen war,

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 83.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 84 ꝛc.

belehnt werden solle. Ilger II. war damit zufrieden, trat die Ilburg und deren Gebiet an die Prämonstratenser-Mönche von Ilfeld, so hieß nun das neue Kloster, ab und ließ die Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau Maria und anderer Heiligen erbauen. Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte er sich nun noch seiner neuen Besitzung Graf von Hohenstein und eines Grafen von Ilburg wird nirgends mehr gedacht. Er erlebte indeß die Vollendung des Klosters nicht, denn er starb schon im December des Jahres 1189 und erst unter seinem Nachfolger Ilger III. 1190 geschah die Einweihung des Klosters.

Die Wahl des Ortes jedoch, auf dem das Kloster Ilfeld, das jetzt eine namhafte Gelehrtenschule ist, steht, geschah der Sage nach auf folgende Weise.[1])

Einst hatte die Gräfin auf dem Schlosse Ilburg mitten im Walde ein großes Licht brennen sehen. Sie weckte ihren Mann deshalb, aber wie der kam, sah er nichts. Die Gräfin hatte es aber eine Stunde lang brennen sehen. Die zweite Nacht sah sie es um dieselbe Zeit, sie weckte den Grafen abermals, der aber sah wieder nichts. Die dritte Nacht, wie die Gräfin es sah, sagte sie dem Grafen nichts, sondern sattelte stillschweigend ein Maulthier und ritt damit auf das Licht zu, belud aber das Thier mit so viel Geld, als es nur tragen konnte. Wie nun dasselbe hinauskam, war das Licht ein großes Feuer, das rollte sich zusammen in ein großes feuriges Mühlrad und rollte immer weiter. Die Gräfin mit dem Maulthiere folgte dem feurigen Rade und kam so an eine Stelle, wo es erlosch. Da ließ sie denn von dem Gelde, das sie auf den Esel geladen hatte, eine Kirche bauen und wie man an der Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, einen Graben in die Erde grub, um die Grundmauer hineinzusetzen, wurden noch überdies an der Stelle zwei Tonnen Goldes gefunden, die zum Klosterbau mitbenutzt wurden.

628) Das Nadelöhr bei Ilfeld.[2])

Zur linken Hand bei dem Harz-Fahrwege über dem Kloster Ilfeld ist an einem hohen Berg ein nicht gar hoher, aber starker Steinfels angewachsen, welcher in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat und das Nadelöhr genannt wird, weil das Loch einigermaßen der Gestalt eines Nadelöhrs gleichkommt. Durch dieses Loch mußten die Knechte sowohl aus Nordhausen als andern umliegenden Oertern, wenn sie zum ersten Mal hinter Ilfeld in den Harz fuhren, um von da Brennholz auf Wagen abzuholen, und an diesen Ort gelangten, mit großer Mühe der Enge wegen dreimal durchkriechen und wurden noch dazu von ihren dabeistehenden Kameraden nicht allein bei dem Hinein-, sondern auch bei dem Hinauskriechen mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeprügelt, zumal wenn sie corpulent und dick waren und deswegen nicht sobald durch das Nadelöhr kommen konnten. Wollten sie aber diese Kurzweil nicht ausstehen, so mußten sie dieses Tractement mit Geld bezahlen. Es ist zwar dieser Unfug von der Obrigkeit zu Ilfeld bei ziemlicher Strafe verboten worden, weil dadurch die Knechte abgehalten wurden, hinter Ilfeld zu fahren und damit dem Holzhandel großer Abbruch geschah, allein es half wenig, denn wollte ein Knecht vor seinen Kameraden

[1]) So Pröhle, Harzsagen S. 225.
[2]) S. Behrens, Hercynia curiosa S. 126.

Frieden haben und in ihrer Gesellschaft gelitten werden, so mußte er doch nach ihrer Pfeife tanzen und half darzu kein Kläglichthun. Der gemeine Mann erzählt von dem Ursprunge dieses Steins folgende Fabel. Es sei einstmals ein Hüne oder Riese etliche Meilen gereist, als er nun hinter Ilfeld gekommen und gefühlt, daß ihn der eine Schuh heftig drücke, hätte er denselben ausgezogen und diesen großen Stein darin gefunden, welchen er denn auch an den Ort, wo er jetzt liege, geworfen habe.

629) Der Schimmelreiter vom Bielstein.[1])

Was man jetzt den Bielstein nennt, ist nicht der alte Bielstein, sondern dieser liegt nicht weit davon ab am Berghange und gleichfalls unweit Ilfeld. Dort soll früher dem Götzen Biel geopfert worden sein und große Feuer, die ihm angezündet waren, sollen weit ins Land hineingeleuchtet haben. Das erzählt man in Ilfeld und außerdem, daß ihm Zehnten gebracht worden wären, welche die heidnischen Priester sich angeeignet hätten und die noch jetzt an das Kloster Ilfeld gegeben werden müßten, auf welches sie übergegangen wären.

Auf dem Bielstein ist seit langer Zeit immer ein Mann ohne Kopf zum Vorschein gekommen. Er hat einen blendend weißen Schimmel gehabt und den Kopf unter dem Arme getragen. So ist er nach dem Burgberge geritten und dicht bei dem Brunnen verschwunden. Ist der Schimmelreiter an einen gewissen Kreuzweg gekommen, so ist er jedesmal abgestiegen und hat sich erst wieder aufgesetzt, wenn er hinüber gewesen ist. Früher ist er nur zur Himmelfahrt erschienen, jetzt wird er aber viel gesehen. Wiehert sein Roß, so hat das stets etwas zu bedeuten; entweder die Witterung ändert sich, oder dem, der das Wiehern hört, steht ein Unglück bevor. Die den Reiter verfolgen, werden irre geführt.

Viele sagen, der Schimmelreiter um Ilfeld sei der Amtmann Frießeberg oder Friesberg, der reite auf dem Schimmel im Felde umher ohne Kopf und verjage die Felddiebe. Seiner Gottlosigkeit und seines Spukens wegen habe man ihn gebannt und dabei habe er unter die Treppe oder ins Nadelöhr gewollt, doch habe man ihn in einen Sumpf vor dem Baumgarten des Klosters gebannt, da erscheine er oft zwischen den Schweinen, wenn diese sich im Sumpfe wälzen. Zeigen soll er sich, wie Einige sagen, besonders in der Fastenzeit.

Frießeberg's Bedienter soll Klevesaal geheißen haben, und dessen hölzernes Bild befindet sich noch auf dem Amte zu Ilfeld. Mit dem Klevesaal wird dort zwar jetzt von den Mädchen groß Gespötte getrieben; wenn aber das hölzerne Bild aus dem Amte kömmt, so spukt es.

630) Die Jungfrau von der Ilburg und Frau Holle.[2])

Es ist einmal ein Bergmann gewesen, der ist bei Ilfeld auf den Burgberg hinaufgegangen. Da hörte er im Busche ein Niesen und sprach: „Gott helf Dir!" Es nieste zum zweiten Male, er sprach wieder: „Gott helf Dir!" Es nieste zum dritten Male, er sprach abermals: „Gott helf Dir!" Da

[1]) S. Pröhle, Harzsagen S. 226.
[2]) S. Pröhle, Harzsagen S. 227.

stand eine weiße Jungfer mit Schlüsseln in dem Busche und winkte ihm, und er hat sich hier einen Schatz gehoben. Auch einem andern Manne hat diese Jungfrau eine Tonne voll Geld gegeben.

Frau Holle hat sich mit der Schlüsseljungfrau nicht gut vertragen können, denn Beide haben dort auch zusammen gewohnt. Da hat einmal die Jungfer, die stärker als Frau Holle war, dieselbe in einen Kasten gepackt und ein Junge hat sie nach Neustadt unterm Hohnstein bringen und dort ins Wasser werfen müssen. Seitdem hat sich Frau Holle noch nicht wieder sehen lassen. Die Jungfer hat den Jungen später zur Belohnung bei einem Kaufmann in Neustadt in die Lehre gebracht und ist ihm jedes Mal erschienen, wenn er Unrecht gethan hat.

631) Die Teufelsmühle. [1])

Der Gipfel des Rammberges, der eine Stunde südwärts von Gernrode und dem Stufenberge und ebensoweit westwärts von Ballenstädt, einer Stadt im Fürstenthum Anhalt, ohngefähr 2000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, bietet dem Wanderer einen überraschenden Anblick dar. Die ganze gewundene Kuppe des Berges ist mit großen Granitblöcken übersäet, die theils über einander aufgethürmt, theils zerstreut umherliegen. Besonders zeichnet sich eine Felsengruppe auf der höchsten Spitze des Berges aus. Hier liegen mehrere ziemlich unregelmäßige Schichten solcher Granitfelsen, von sehr beträchtlichem Umfang über einander aufgehäuft, zum Theil wie durch die Kunst abgerundet und geebnet. Sie bilden eine Art von Pyramide, welche ganz isolirt dasteht und sich auf dreißig Fuß über den flachen Berggipfel erhebt. Rings umher liegen Tausende von größern oder kleinern Granitblöcken zerstreut. Die Aussicht von dieser Felsenspitze, auf der seit der Mitte dieses Jahrhunderts ein Thurm erbaut ist, ist vielleicht einzig in Norddeutschland, indem sie beide Seiten des Harzes beherrscht. Diese Felsenmasse ist in der ganzen Gegend unter dem Namen der Teufelsmühle bekannt. Das Volk erzählt sich davon Folgendes.

Der Rammberg hat seinen Namen von dem Gott Ramm, den die alten Sachsen hier verehrten. Auf der Felsenspitze, die jetzt die Teufelsmühle heißt, stand einst sein Bild, und die Bewohner des schönsten und bevölkertsten Theils des Sachsenlandes konnten die Opferfeuer sehen, welche die Priester hier anzündeten. Aufsteigende Dampfsäulen verkündeten es den nahen und fernen Anwohnern des Harzes, wenn neue Opfer erwartet wurden. Dann strömten Ramms Verehrer aus dem ganzen Hartingau herzu und freuten sich der wieder hell auflodernden Flamme.

Als Karl und Winfried die deutschen Götzenaltäre umstürzten, verloschen allmälig auch Ramms Feuer. Aber statt seiner trieb nun einige Zeit lang der Teufel sein Wesen auf dem unwirthbaren Gebirge.

Ein Müller hatte sich am Abhange des Rammberges eine Windmühle erbaut, der es aber von Zeit zu Zeit am Winde fehlte. Bald stieg in ihm der Wunsch auf, eine freistehende Mühle auf dem höchsten Gipfel des Berges zu haben, die beständig im Gange bleiben mußte, der Wind komme nun vom Morgen oder vom Abend, vom Mittag oder Mitternacht. Schwierig aber

[1]) Nach Otmar S. 189.

schien ihm doch für Menschen die Erbauung einer großen Mühle auf einer solchen Höhe, noch schwieriger die Befestigung derselben bei den Stürmen, die gewöhnliches Machwerk wie Stoppeln wegführten. Sein immer wiederkehrender Wunsch und die Vorstellung der Unmöglichkeit der Befriedigung gestatteten ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Und bald erschien der Teufel und bot seine Dienste an. Nach langem Dingen und Bieten verschrieb sich ihm der Müller nach einem dreißigjährigen Leben zum Eigenthum, und der Böse versprach dagegen, ihm eine ganz tadelfreie Mühle von sechs Gängen auf dem Gipfel des Rammberges zu erbauen und zwar in der nächsten Nacht vor dem Hahnenschrei.

Der höllische Baumeister thürmte also die Felsen auf einander und baute eine Mühle sonder Gleichen. Bald nach Mitternacht holte er den Müller aus seinem Hause am Abhang des Berges, um die neue Mühle zu prüfen und zu übernehmen. Unter lautem Herzpochen folgte ihm der Müller und fand Alles über seine Erwartung. Gern hätte er die Hälfte seines Lebens für die Entdeckung eines Fehlers gegeben, aber er fand Alles in der besten Ordnung. Schon wollte er zitternd die Mühle mit der schrecklichen Bedingung übernehmen, als er entdeckte, daß einer von den Steinen fehle, die dem Müller unentbehrlich sind. Der Baumeister läugnete lange diesen gerügten Fehler, mußte ihn aber eingestehen. Augenblicklich wollte er ihn ersetzen, aber als er jetzt durch die Lüfte herabschwebte mit dem Stein, siehe! da krähte der Hahn auf der untern Mühle. Wüthend über seinen verfehlten Zweck faßte der Teufel das Gebäude, riß Flügel und Räder und Wellen herab und streuete sie weit umher. Dann schleuderte er auch die Felsen, die er hoch bis an die Wolken aufgethürmt hatte, daß sie den ganzen Rammberg bedeckten. Und nur ein kleiner Theil der Grundlage blieb stehen, zum ewigen Denkmal der Teufelsmühle.

632) Die Zwerge bei Dardesheim. [1])

Zwischen Halberstadt und Braunschweig liegt das Städtchen Dardesheim. Dicht an der nordöstlichen Seite desselben ist ein Quell des schönsten Wassers, welcher der Smans- (Leßmans-) Born heißt und aus einem Berge hervorquillt, in dem in der Vorzeit Zwerge wohnten. Wenn die ehemaligen Bewohner der Gegend ein Feierkleid oder an einem Familienfest ein seidenes Geräthe gebrauchten, so gingen sie vor diesen Zwergberg, klopften dreimal an und sagten mit deutlicher und vernehmlicher Stimme ihr Anliegen, und frühmorgens, ehe die Sonne aufging, stand schon Alles vor dem Berge. Die Zwerge fanden sich vollständig belohnt, wenn ihnen etwas von den festlichen Speisen vor den Berg hingesetzt wurde. Dieser Zwergberg zieht sich nun auf der östlichen Seite ein Stück Acker hinan. Dieses Feld hatte einst ein Schmied, Namens Riechert, mit Erbsen bestellt. Er bemerkte, als sie am wohlschmeckendsten waren, daß sie häufig ausgepflückt wurden. Um dem Erbsendieb aufzulauern, baute sich Riechert ein Hüttchen auf seinen Acker und wachte Tag und Nacht dabei. Am Tage entdeckte er keine Veränderung, aber alle Morgen sah er, daß seines Wachens unerachtet in der Nacht sein Feld bestohlen war. Voll Verdruß über seine mißlungene Mühe beschloß er,

[1]) Nach Otmar S. 332.

seine noch übrigen Erbsen auf dem Acker auszudreschen. Mit Tages Anbruch begann Riechert seine Arbeit. Aber noch hatte er nicht die Hälfte der Erbsen ausgedroschen, so hörte er ein klägliches Schreien. Beim Nachsuchen fand er auf der Erde unter den Erbsen einen der Zwerge, dem er mit seinem Dreschflegel den Schädel eingeschlagen hatte und der nun sichtbar war, da er seine Nebelkappe verloren hatte. Der Zwerg floh eilends in den Berg zurück. Doch störten dergleichen kleine Streitigkeiten das gute Vernehmen des Zwergvolks und der Landeseinwohner nur auf kurze Zeit. Aber die Zwerge wanderten endlich doch aus, weil ihnen die neckenden Spöttereien mancher Landesbewohner unerträglich waren, sowie der Undank bei manchen erwiesenen Gefälligkeiten. Seit der Zeit sieht und hört man keinen Zwerg mehr.

633) Der Auszug der Zwerge.[1]

In dem Thale zwischen Blankenburg und Quedlinburg bemerkte einst ein Bäcker, daß ihm immer einige der gebackenen Brode fehlten und doch war der Dieb nicht zu entdecken. Dieser beständig fortdauernde geheime Diebstahl machte, daß er allmälig verarmte. Endlich kam er auf den Verdacht, daß die Zwerge an seinem Unglück Schuld sein könnten. Er schlug also mit einem Geflechte von schwanken Reisern so lange um sich her, bis er die Nebelkappe einiger Zwerge traf, die sich nun nicht mehr verbergen konnten. Es wurde Lärm. Man ertappte bald noch mehrere Zwerge bei Diebereien und nöthigte endlich den ganzen Ueberrest des Zwergvolkes auszuwandern. Um aber die Landeseinwohner einigermaßen für das Gestohlene zu entschädigen und zugleich die Zahl der Auswandernden überrechnen zu können, wurde auf dem sogenannten Kirchberge bei dem Dorfe Thale, wo sonst Wendhausen lag, ein großes Gefäß hingestellt, worin jeder Zwerg ein Stück Geld werfen mußte. Dieses Faß fand sich nach dem Abzuge der Zwerge ganz mit alten Münzen angefüllt. So groß war ihre Anzahl. Das Zwergvolk zog über Wahrnstedt (einem Dorfe bei Quedlinburg) immer nach Morgen zu. Seit dieser Zeit sind die Zwerge aus dieser Gegend verschwunden. Nur selten ließ sich seitdem hier und da ein einzelner Zwerg sehen.

In der Nähe dieses Dorfes, das auch Wehrstedt genannt wird[2]) und davon seinen Namen haben soll, daß bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder barbarischer Völker, da die Landesbewohner schon der Uebermacht unterlagen, die Todten aus den Gräbern aufstanden und sich gegen diese Unholde tapfer wehrten und so ihre Kinder retteten, befinden sich zwei Berge, in denen man häufig Gerippe und Menschenknochen, auch zuweilen Urnen ausgräbt. Der eine Berg auf der Nordseite dieses Berges heißt der Dingberg, wahrscheinlich weil hier früher die Grafen von Reinstein von Zeit zu Zeit Gerichtstage (Ding) hielten. Der andere auf der Südseite, etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe Thale (sonst Wend-Thal) und dem ehemaligen Wend-Haus, an dem Felsenriff, den das Volk die Teufelsmauer nennt, ist ein flacher Bergrücken, der jetzt größtentheils in Ackerland verwandelt ist. Das Volk nennt denselben den Mäken-Kirchhof oder häufiger noch den Lüttgen-Kirchhof, d. h. den Begräbnißplatz der kleinen Leute.

---

[1]) Nach Otmar S. 330. cf. S. 350 und 29.

[2]) Diese Sage ist poetisch behandelt von Ziehnert Bd. III S. 131 2c.

634) Die Zwerge vom Sachsenstein. [1])

Der Weg, der jetzt von dem preußischen Städtchen, die Sachsa, nach dem Braunschweiger Klosterorte Walkenried am Sachsenstein in der Grafschaft Hohnstein vorbeiführt, wurde früher fast gar nicht gegangen. Denn es wohnten, wie noch jetzt die Zwerglöcher zeigen, im Sachsenstein gar viele Zwerge und darum fürchteten sich die Leute, wiewohl die Zwerge sehr munter waren und immer eine lustige Musik vor dem Sachsenstein gehört ward. Besonders scheuten sich aber die Frauen vorbeizugehen, denn eine Frau, die einst vorbeiging, hatten die Zwerge ergriffen und lange gefangen gehalten. Kein Erbsenfeld war vor ihnen sicher und man hörte sie oft darin schmatzen wie die Schweine, ohne daß man sie sah, denn sie hatten dabei ihre Hehlkappen (auch Verhältniß- oder Nebelkappen genannt) auf. Die Zwerge haben auch unter sich Hochzeit gehalten und es ist dabei sehr lustig hergegangen im Sachsenstein; auch gingen sie nach auswärts bei den Leuten auf Kindtaufen und Hochzeiten. Auf der Kindtaufe waren sie einmal bei dem alten Gädeke in Bräunrode mit ihren Hehlkappen; da aßen sie Alles auf, ohne daß sie Jemand sah, der alte Gädeke aber braute Bier in einer Eierschale, da verriethen sie sich, denn nun mußten sie sprechen:

So bin ich doch so alt wie der Düringerwald
Und habe noch nicht gesehen in einer Eierschale Bier brauen.

An einer Hochzeit in Bräunrode fanden sie auf einem schönen Saale die Tafel gedeckt und setzten sich lustig zu Tische, wurden aber gar kleinmüthig, als sie merkten, daß Kümmel im Brode war.

Einst hütete ein Schäfer in der Nähe des Sachsensteins, da hörte er auch die Musik, räumte mit seinem Hackstocke vor den Zwerglöchern auf und hat die Zwerge und Zwergmusikanten alle gesehen, ist auch eingeladen worden, an der Festlichkeit Theil zu nehmen und dann ganz unversehrt wieder aus dem Sachsenstein herausgegangen.

Ein andermal brechen Maurer Steine vor dem Sachsenstein, da kamen Abends Zwerge daher, hielten ihre Hehlkappen in der Hand, so daß die Maurer sie sehen konnten, und sagten, sie möchten jetzt nur hineingehen, ihr Werkzeug da lassen, sich um nichts kümmern und ihnen am andern Morgen Brod mitbringen, dann solle die Arbeit schon gethan sein. Das thaten die Maurer auch, kamen am andern Morgen wieder, legten das Brod vor den Sachsenstein, nahmen ihr Werkzeug, welches da lag, dafür hin und luden die Steine auf die Wagen, welche die Zwerge ihnen befohlen hatten sogleich mitzubringen.

Aber nicht immer waren die Zwerge vom Sachsensteine so gut und hilfreich gegen die Menschen, denn sie stahlen ihnen Kinder und schoben ihre Wechselbälge dafür unter, brachen auch zu ganzen Haufen in die Bäckerläden in der Sachsa und zu Walkenried ein und stahlen Brod. Da rieth ein Mädchen den Leuten, daß sie Kümmel ins Brod backen sollten, das könnten die Zwerge nicht vertragen und würden krank davon; diese nahmen auch zur Strafe das Mädchen gefangen, als es einmal am Sachsensteine vorbeiging, und mißhandelten es gar sehr.

---

[1]) Nach Pröhle S. 208.

Von der Zeit an wurde kein Brod ohne Kümmel mehr gebacken und nur wenige Zwerge, welche Kümmelzwerge genannt wurden, konnten das vertragen, denen gaben die Leute das Brod gern und sie gehen vielleicht jetzt noch in der Gegend. Die Andern aber versammelten sich vor dem Rathhause in Sachsa zum Abmarsch und als sie abgezogen sind, hat der Sachsenstein geklungen, als wenn ein großer Goldkessel drin wäre und die Zwerge sind auch mit voller Musik, oder wie Einige sagen, mit Gesang durch die Sachsa gezogen. In der Sachsa aber war großes Leben als es hieß: die Zwerge kommen jetzt durchgereist, und große Freude, daß sie fortzogen. Vor dem Rathhause riefen sie immer fort, indem sie über ihren Abzug unterhandelten: „Wollt Ihr ein ewiges Bergwerk haben oder von einem Jeden von uns einen Pfennig?“ Da antworteten die Leute in der Sachsa: „Von Jedem einen Pfennig.“ Manche erzählten auch, der Zwerge wären an die sechshundert gewesen, und die ersten wären schon am Thore gewesen, als die letzten in der Reihe noch vor dem Rathhause gestanden hätten. Die Zwerge zogen nordwärts und als sie zu den Zwergen nach Scharzfeld kamen, machten sie Halt und gingen da in ihren Hehlkappen mit den Scharzfelder Zwergen in die Erbsenfelder. Darin fraßen sie wie die Mäuse, aber kein Mensch konnte sie sehen. Da nahm ein Bauer eine Bohnenstange und fuhr damit immer über den Erbsen herum. Damit schlug er ihnen die Kappen vom Kopfe und so wurden die Zwerge sichtbar. Weil aber der Bauer die Zwergkappen nicht wieder hergeben wollte, so kündigten sie zuletzt ihm und den andern Scharzfeldern den Krieg an und er mußte sie ihnen wieder zustellen. Darauf sind die Sachsaer Zwerge weiter gereist und es mögen wohl auch die Zwerge von Scharzfeld mit ihnen gezogen sein. Als sie aber durch Osterode gekommen sind, haben sie an der Wirthstafel gespeist und dabei geschnattert wie die Gänse.

635) Die Jungfer vom Sachsenstein.[1])

Bei den Zwergen vom Sachsenstein wohnte auch die Frau Holle und eine Jungfer mit Schlüsseln. Seit die Zwerge abgezogen sind, ist ein fahles Männchen im Sachsenstein gesehen worden. Ein Eingang in den Sachsenstein, der aber schwer zu sehen ist, führt in die Wohnung der Jungfrau und des fahlen Männchens und gleich vorn in der Höhle steht ein Tisch mit verschimmeltem Brod und mit Wein. Die Jungfrau aber erscheint entweder am hellen Mittage oder um Mitternacht.

Einmal hütete ein Schäfer da und schlief beim Hüten ein. Als er erwachte, erblickte er neben sich ein hübsches Blümchen, welches eine Lilie gewesen ist, pflückte es und steckte es, wie Schäfer thun, an seinen Hut. Gleich darauf erschien die Jungfrau mit Schlüsseln und fragte ihn, ob er mitgehen wolle. Als er nun mit ihr vor dem Eingange stand, gingen sie zuerst vor eine große eiserne Thür und an zwei Hunden mit glühenden Zungen vorbei. In dem Schlosse aber lag nichts als Gold und Silber und die Jungfrau sagte zum Schäfer, er möge sich soviel hinnehmen als er möge. Da füllte er zuerst seinen großen Schäferranzen, dann nahm er den Schäferhut ab und wollte ihn füllen. Dabei ließ er die Lilie fallen und die Jungfrau rief

[1]) Nach Pröhle S. 211.

dreimal, er solle das Beste nicht vergessen. Er achtete aber dessen nicht und ging ohne die Blume fort. Als er aus dem Schlosse war, schlug die Thüre ihm fast die Hacken ab, da dachte er an die Blume, mit der er die Jungfrau hätte erlösen können, aber nun war es zu spät.

636) Die Sage vom Staufenberg. [1])

Bei Zorge, einem Braunschweigischen Dorfe auf dem Harz, liegt der Staufenberg, auf dem ehemals eine Burg stand. Jetzt besuchen ihn Neugierige nur wegen einer Klippe, in der sich eine Vertiefung zeigt, die einem Menschenfuß gleicht. Zur Erklärung dieser Fußtapfe erzählt das Volk: Diese Fußtapfe drückte einst die Tochter eines der alten Burgherren dem Felsen ein, auf dem sie oft lange stand, da es ihr Lieblingsplätzchen war. Noch jetzt zeigt sich dort von Zeit zu Zeit das verzauberte Fräulein auf dieser Klippe, in ihren goldgelben geringelten Haaren.

Man sagt, sie lasse sich nur alle sieben Jahre sehen. Nun kam einmal der Hirt früh Morgens aus der Zorge und hatte da seine Trift hindurch. Da stand die Jungfrau auf der Klippe, wo ihr Fuß eingedrückt sein soll, und sang mit heller, fröhlicher Stimme. Sie kam von der Klippe herunter auf ihn zu und fragte ihn, ob er sie erlösen wolle? Er aber antwortete: „wenn er es könne, wolle er es thun." „Dann solle er am andern Morgen wieder hierher kommen, so wolle sie wieder hier erscheinen. Da würde sie zuerst so wie heute aussehen, dann aber müsse er ihr als Schlange einen Schlangenkuß geben." Das versprach er. Als er aber am andern Morgen hinkam, stand sie auf der Klippe und sang vor wie nach. Als nun sein Vieh vorbei war, kam sie als Schlange herunter, sprang an ihm in die Höhe, daß er sie küssen sollte, er aber kam nicht dazu, sondern wendete sich hin und her. Da war sie verschwunden, hat aber dabei einen solchen Kreisch gethan, daß der Schäfer von der Zeit an taub gewesen ist.

637) Das Teufelsbad bei Osterode. [2])

In der Nähe des Städtchens Osterode liegt ein Erdfall, von Bergen eingeschlossen, dessen trübes Wasser, wie das Volk behauptet, eine unergründliche Tiefe hat. Hier in diesem Gewässer soll der Teufel oft um Mitternacht sich baden und die in der höllischen Glut ermatteten Glieder erfrischen. In der Nähe des Teufelslochs oder Teufelsbades halten sich auch noch der wilde Jäger und Frau Holle auf. Wanderer, welche herzhaft genug waren in nächtlicher Stunde das Erlengebüsch zu passiren, das mit seinem schattigen Grün den schauerlichen Fleck umkränzt, sahen in den schwärzlichen Fluthen menschenähnliche Glieder schwimmen, bald emportauchend, bald wieder vom Strudel in die Tiefe hinabgezogen. Ein Feuerregen soll sich auch manchmal sprühend aus dem Wasserbecken ergossen haben, während dessen Wellen siedend in die Höhe stiegen. Auch in der Gestalt einer riesenhaften schwarzen Schlange, die sich spielend bald zusammenrollte, bald in tausendfachen Windungen auf- und niedertauchte, hatte man den Bösen schon erblickt. Bisweilen hat er

[1]) Nach Otmar S. 37.
[2]) S. Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 134 ꝛc. Andere Sagen erzählt Pröhle S. 173.

sogar Wanderer, auf welche er in seiner ganzen Schreckensgestalt mit Hörnern, Pferdefuß und Krallen einen Angriff machte, so lange geängstigt und hin- und hergetrieben, bis sie in das mit Wasser gefüllte Loch hinabsanken oder er hat sie wohl auch durch Irrlichter hineingelockt. Andere hat er nur zu seiner Kurzweil erschreckt, indem er als ein wüthender Eber auf sie zurannte oder indem er in der Gestalt einer Rohrdommel im Thale umherging und ein widerwärtiges Geschrei erhob. Die Heerden umkreiste er, in einen Wehrwolf verwandelt und trieb die Schafe in das Maar, aus dem die Hirten sie nicht zu retten vermochten. Daher vermeiden es die Leute, welche von Osterade nach Herzberg gehen wollen, bei Nacht am Teufelsbade vorbeizugehen und auch bei Tage thun sie es nur, wenn sie Eile haben und keinen Umweg machen wollen.

Einst nahte in der Stille der Nacht ein flüchtiger Verbrecher diesem von andern Menschen gemiedenen Orte, weil er hoffte, hier am sichersten gegen seine Verfolger zu sein; freilich gelang es ihm selbst nur mit Mühe, das Grausen, welches ihm die schauerliche Gegend einflößte, zu überwinden, um hier die Nacht zuzubringen. Mit Anbruch des Tages wollte er dann seine Flucht fortsetzen und hoffte so in ein fremdes Land entkommen zu können. Nachdem er sich von Laub und Moos ein Lager bereitet, streckte er sich nieder, doch kein Schlaf kam in seine Augen, theils ließ ihm das böse Gewissen keine Ruhe, theils führte ihm seine Phantasie fortwährend gräßliche Bilder vor seine Augen, so daß er von jedem Geräusch des Windes, von jedem zur Erde fallenden Blatte in Schrecken gesetzt wurde. Seine Angst erreichte den höchsten Grad, als er endlich gar Tritte vernahm, die ganz in der Nähe erschollen. Bald erblickte er den, welcher ihn durch das Geräusch seines Ganges so sehr erschreckt hatte. Es war ein Köhler von hoher Gestalt, das Gesicht von Ruß geschwärzt, einen mächtigen Knotenstock in der Hand. Der Räuber wagte gleichwohl nicht den Kommenden anzurufen, sondern blieb ruhig auf seinem Lager zusammengekauert liegen. Allein der Köhler entdeckte ihn trotz der Dunkelheit und fragte ihn mit barscher Stimme, wer er sei und was er hier mache. Der Flüchtling versetzte, er habe sich, der Gegend unkundig, vom Wege verirrt und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen, weil er vor Müdigkeit nicht viel weiter habe kommen können. Da meinte der Köhler, das glaube er wohl, denn ein in der Gegend Bekannter werde sich so schon schwerlich diesen Ort zum Nachtquartier gewählt haben, allein wenn er hier ohne Obdach, aller Witterung ausgesetzt, die Nacht über bleiben werde, werde er vor Kälte und Nässe erstarren, er solle mit ihm nach seinem Meiler kommen und sich dort wärmen, am andern Morgen früh wolle er ihn dann auf den richtigen Weg bringen. Der Räuber mußte wohl oder übel das Anerbieten annehmen und so führte ihn denn der Köhler über Berg und Thal durch dichtes Gebüsch und Waldebenen der Kreuz und Quere, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Indeß wollte sich kein Meiler zeigen und der Flüchtling gewahrte mit Schrecken, daß er von dem Köhler im Kreise herumgeführt worden sei, denn er sah sich plötzlich wieder bei den hohen Erlen und Tannengruppen und vor ihm lag der Spiegel des unheimlichen Teufelsloches. Da versagten seine Beine den Dienst und er vermochte dem grausigen Führer nicht weiter zu folgen. Letzterer aber drehte sich plötzlich herum und sprach: „Ihr seid wohl vom schnellen Gehen erhitzt, wollt Ihr nicht ein Bad nehmen?

Hier ist ein kühles ruhiges Wasser!" Mit diesen Worten trat er auf den tödtlich Erschrockenen zu und als dieser Miene machte zu fliehen, da wuchs auf einmal die Gestalt des Köhlers ins Ungeheure, seine langen Arme streckten sich aus und mit seinen, mit spitzen Krallen versehenen Händen packte er jetzt den in die Kniee sinkenden Verbrecher, zog ihn an sich und preßte ihm Hals und Brust zusammen, dann aber hob er ihn hoch in die Höhe und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt hinab in das Teufelsbad, daß das schmutzige Wasser hoch aufspritzte, hierauf sprang er ihm selbst nach und riß den ohnmächtigen Widerstand Versuchenden mit sich in die Tiefe hinab.

Bei Braunlage im Harze hielt sich in einer tief versteckten Felsenhöhle einst ein grausamer Räuber, Namens Germar, auf, der die ganze Umgegend durch seine greulichen Missethaten in Schrecken setzte. Oft hatte man schon versucht, seinen Schlupfwinkel zu entdecken, allein immer vergebens. Einzelne konnten sich auch nicht an ihn wagen, denn er war furchtbar stark, sonst auch gut bewaffnet und zum Ueberfluß auch noch von zwei starken Hunden begleitet und auch seine ganze Gestalt von furchtbarer Häßlichkeit, sein struppiger Bart und seine zottigen Haare flößten Jedem, der ihn nur von Ferne sah, Schrecken ein. Einst begegnete ihm, als er durch den Wald strich, ein greiser Priester, der sich von der Unsicherheit des Weges nicht hatte abschrecken lassen, einem armen Kranken Trost zu bringen. Der gottlose Räuber, der die thörichte Hoffnung hegte, vielleicht Geld in der Tasche des Greises zu finden, schlug ihn nieder, fand aber nichts in der Tasche des Gemordeten. Um jedoch demselben wenigstens eine Kleinigkeit abzunehmen, hing er sich den Rosenkranz des Erschlagenen um den Hals, dann ließ er ihn auf der Erde liegen und setzte seinen Weg weiter fort. Nicht lange mochte er gegangen sein, so traf er ein altes Köhlerweib, welches unter der Last eines schwerbeladenen Tragkorbs gebeugt einherschritt. Sogleich streckte er seine Hände darnach aus, um ihr denselben zu entreißen, denn er hoffte, sich daran für die Erwartungen schadlos zu halten, welche durch die Armuth des Priesters so eben getäuscht waren. Doch in dem Augenblick, wo er den Korb erfaßt hat, drehte sich das Weib herum und streckte ihm ihre Krallenfinger entgegen. Der Räuber erkannte in dem rußigen Gesichte des Köhlerweibes die Züge des bösen Feindes und sank entsetzt zusammen. Doch der Teufel vermochte in diesem Augenblick dem, der ihm längst verfallen war, kein Leid anzuthun, ihn schützte der Rosenkranz des Geistlichen, welchen der Räuber am Halse trug. Mit den Worten: „Bald sehen wir uns wieder!" verschwand der Teufel, während der Räuber ohnmächtig am Boden lag. Als er erwachte, tönten ihm noch immer jene Worte in den Ohren, doch Alles, was er an diesem Tage erlebte, kam ihm als ein wüster Traum vor. Unwillig, daß er keine größere Ausbeute davongetragen, zerriß er die Schnur des um seinen Hals hängenden Rosenkranzes und die Kügelchen fielen zur Erde nieder. Dann beschloß er, um sich nach den erlebten Schrecknissen wieder zu zerstreuen, einmal zu erproben, ob er auf der Jagd glücklicher wäre. Denn auch das Wildschützen-Handwerk zog ihn durch das unstete Schweifen im Walde und die damit verknüpften Gefahren an. Kaum hatte er jenen Gedanken gefaßt, so erblickte er einen mächtigen Keuler mit starken gekrümmten Hauern, der in schwerfälligen Sätzen durch das Dickicht rauschte. Sogleich löste er die zusammengekoppelten Hunde vom Riemen und schickte

sich zur Verfolgung des Ebers an. Dieser rannte immer fort durch die Büsche, über Höhen und Thäler und hielt sich immer in geringer Entfernung von den Rüden und ihrem Herrn, ohne daß es denselben gelungen wäre, ihn einzuholen. Schon war der Räuber mehrere Stunden lang dem Wilde gefolgt und hatte sich weit von seinem Schlupfwinkel entfernt. Der Rehberg, die Achtermannshöhe und der Brocken lagen fern zurück, vor ihm breitete sich eine Ebene aus. Die Sonne war schon längst herabgesunken und die Sterne begannen bereits zu schimmern. Da verzweifelte der Wildschütz, daß es ihm gelingen würde, den flüchtigen Eber zu erreichen. Von der langen Verfolgung ermattet, beschließt er umzukehren und ruft schon seine Rüden zurück. Doch sieht er in diesem Augenblick, wie der Eber in geringer Entfernung zusammensinkt. Er nimmt noch einmal seine Kräfte zusammen und eilt darauf zu. Allein der Keuler hat sich wieder aufgerafft und setzt über ein grünes Feld in langsamem Laufe weg. Schon ist der Räuber ihm ganz nah; da sinkt er mit seinen Doggen in das Teufelsbad, welches ihm als eine grüne Fläche erschienen war. Und der Eber stürzt in seine wahre Gestalt verwandelt auf seine Beute zu.

638) Die großen Laternen an der Abendseite der Domthürme zu Halberstadt.[1])

Am Dome zu Halberstadt befinden sich noch heute auf der Abendseite zwei Laternenthürmchen von starkem geschmiedeten Eisen, zwei Fuß im Durchmesser und vier Fuß hoch bis zum Dache. Das Dach ist von starkem Eisenblech mit einem kupfernen Knopfe und mißt in der Höhe drei Fuß. Der Untertheil, welcher mit großen Glasscheiben ausgesetzt ist, hat ein Achteck zur Basis; in der Mitte derselben befindet sich ein großer eiserner Stachel, der darauf schließen läßt, daß man früher auf ihn starke Wachslichter aufgesteckt hat. Die Thürme müssen mindestens in's 15. Jahrhundert gehören, denn im Jahre 1553 sind sie mit rother Oelfarbe angestrichen und neu verglaſt worden.

Dieselben verdanken ihre Entstehung einer milden Stiftung. Einst war ein Domcapitular des Stifts Halberstadt auf dem demselben zugehörigen Amte Zilly während eines stürmischen Novembertages mit Rechnungen-Durchsehen beschäftigt gewesen, er war länger als gewöhnlich aufgehalten worden und so war es schon fast finster, als er gegen fünf Uhr Abends sein Roß bestieg, um nach Halberstadt zurückzureiten. Allein kaum war er aus dem Amtshofe heraus, so wuchs der Wind zum Orkan, der herabrauschende Regen peitschte ihm und dem Rosse in's Gesicht, so daß er mit Mühe Ströbeck erreichte, allein gleichwohl hoffte er doch noch in die Stadt zu kommen und deshalb zog er es vor, seinen Weg fortzusetzen, anstatt hier zu rasten. Indeß das Unwetter nahm immer mehr zu, und sehr bald gewahrte er, daß er vom richtigen Wege abgekommen sei, sein Pferd stürzte einmal über das andere in die Kniee und schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, die Thürme der alten Domstadt wieder zu sehen, da gewahrte er auf einmal in der Ferne ein hohes Licht und hörte im Dome acht Uhr läuten. O wie lieblich klangen diese ihm wohlbekannten Glockentöne in sein lauschendes Ohr und voll freudigen Staunens sah er das Licht in des Küsters Leuchte. Schnell wandte er

[1]) Nach den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 16.

sein Roß, Dunkelheit und Gefahr vergessend, und eilte dem Lichtlein zu; eben hatte er den richtigen Weg erreicht, als die Töne der Glocken im brausenden Sturme verhallten und des Küsters Leitsternlein verschwand. Durchnäßt, theils vom Regen, theils vom Angstschweiße, mit einigen leichten Quetschungen, die er beim Sturze des Pferdes erhalten, traf er bald glücklich wieder in seiner Behausung ein und beschloß aus Dankbarkeit für seine glückliche Rettung ein Vermächtniß zu machen, nämlich zwei große Laternen in Form kleiner Thürme an den Domthürmen anbringen zu lassen, damit künftighin Jedermann, der von Zilly am späten Abend käme, immer die Lichter zu Leitsternen habe. Bald waren die Leuchtthürmchen fertig; sie haben sich, während der Name ihres Stifters nicht auf uns gekommen ist, bis auf die Jetztzeit erhalten, obwohl ihr Licht nicht mehr nöthig ist, da von Halberstadt nach Zilly jetzt lange schon eine Kunststraße führt.

639) Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. [1])

Auf dem nackten Berge bei Halberstadt stand im 13. Jahrhundert eine Burg, die einem Raubritter Namens Hug gehörte. Derselbe hatte jedoch eine Gemahlin, die himmelweit von ihm verschieden war; so wild und roh er war, so sanft und gut war sie, aber es konnte deshalb auch nicht fehlen, sie kränkte sich über das gottlose Leben ihres Mannes zu Tode und als sie auf dem Todtenbette lag, da ließ sie ihre einzige Tochter Marie noch zum letzten Mal zu sich rufen und ihren Pflegesohn Teuthold, den ihr Mann einst aus Mitleid zu sich genommen und erzogen hatte, da der Vater desselben in der Acht gestorben war, und nahm ihnen das heilige Versprechen ab, daß sie der Tugend und Sitte treu bleiben und nie vom Pfade des Rechten wanken wollten. Die beiden jungen Leute, welche wie Bruder und Schwester mit einander aufgewachsen waren, liebten sich auf's Zärtlichste, allein erst, als der beste Freund ihres Vaters, der auf der Nachbarburg lebende Ritter von Assen, für seinen Sohn Eberhard um die schöne Marie bei ihrem Vater angehalten hatte, fühlte diese, daß sie zu ihrem Pflegebruder mehr als schwesterliche Zuneigung habe. Freilich hatte aber Letzterer, ein blutarmer Junker, auch nicht die mindeste Aussicht, seine Pflegeschwester je die seine nennen zu dürfen; er beschloß also, in's gelobte Land zu ziehen, um sich im Kampfgewühl Ehre und Reichthum zu erwerben. Zwar ward sein Vorhaben von seinem Pflegevater und Nebenbuhler, der gerade zum Besuche auf dem Schlosse war, mit Hohn und Spott aufgenommen, er ließ sich aber nicht irre machen, sondern zog wirklich in Begleitung eines einzigen Troßbuben nach Palästina. Dort gelang es ihm auch, in mehreren Schlachten Ehre und reiche Beute zu gewinnen, allein die Sehnsucht nach seiner Marie war doch so groß in ihm, daß er die erste Waffenruhe benutzte, um in's Abendland zurückzukehren. Wind und Wogen waren ihm auf seiner Heimreise günstig, bald sah er die Küsten von Europa wieder, allein er rastete nirgends, sondern eilte, so schnell er vermochte, wieder nach Halberstadt. Ehe er jedoch in die Burg seines Pflegevaters zurückkehrte, zog er erst in der Herberge zu Halberstadt, wo er abgetreten war, Erkundigung ein, wie

[1]) Nach den Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes S. 30 ꝛc. und Ziehnert Bd. II. S. 132 ꝛc.

es auf dem Schlosse stehe. Da mußte er jedoch von dem geschwätzigen Wirthe die bittere Nachricht hören, daß der grausame Vater während seiner Abwesenheit seine arme Tochter genöthigt hatte, sich mit dem jungen Eberhard von Assen zu verloben und daß auf den nächsten Tag ihre Trauung angesetzt sei. Da schwur der junge Ritter bei sich einen theuren Eid, nur mit seinem Leben wolle er sich seine Geliebte rauben lassen. Er legte also am andern Tage seine Kreuzfahrer-Rüstung an und begab sich mit geschlossenem Visir vor das Thor der Burg des alten Ritters und forderte Einlaß, unter dem Vorwande, daß er als ein Gast aus weiter Ferne zu dem Hochzeitsbankett komme. Zwar verlangte der alte Ritter erst seinen Namen zu wissen, allein als derselbe sich auf ein Gelübde berief, das ihm verbiete, sich zu erkennen zu geben, so ließ er sich begütigen und bot ihm den Willkommenbecher an. Kaum hatte er denselben geleert, so schwankte seine Geliebte im Brautkleide am Arme ihres aufgezwungenen Bräutigams in den Saal. Als sie den geharnischten Ritter erblickte, stutzte sie zwar, allein da sie ihn an einer Feldbinde, die sie ihm vor Jahren einmal geschenkt hatte, erkannte, riß sie sich von dem Arme Assen's los und warf sich in die Arme ihres Pflegebruders. Nun schlug der Kreuzfahrer sein Visir auf und kühn trat er vor ihren Vater hin und forderte die Jungfrau von ihm zum Weibe, denn nicht Eberhard sei der Mann ihrer Wahl, sondern er sei es. Allein nichts half ihn sein männliches Auftreten, der alte Ritter erklärte, jener habe sein Wort und hieran lasse sich nichts mehr ändern, und forderte den Ritter auf, er möge das Fest nicht weiter stören, sondern die Burg verlassen. Da näherte sich derselbe noch einmal seiner Geliebten und verlangte von ihr das Versprechen ewiger Treue, und als dieselbe ihm solches mit thränenden Augen gegeben, warf er Eberhard den Fehdehandschuh hin und verließ den Bankettsaal und die Burg. Er ging eilenden Schrittes nach der vor Kurzem erst erbauten Liebfrauenkirche und warf sich vor dem Bilde der heil. Mutter Gottes nieder und betete inbrünstig zu ihr, sie möge seine Liebe segnen und schützen. Allein ungesehen von ihm war ihm sein Nebenbuhler nachgeschlichen und während er in innigem Gebet auf den Stufen des Altars lag, stieß ihm dieser von hinten sein Schwert in die Brust und mit dem Gebete, daß die heil. Jungfrau bald seine Marie mit ihm vereinen mögė, auf den Lippen, verschied er.

Eberhard eilte, von Gewissensbissen gepeinigt, in das Schloß zurück, wo die Hochzeitsgäste noch beim Bankett saßen und ihn mit Staunen wegen seiner langen Entfernung und verstörten Aussehens empfingen. „Wo ist Teutbold?" fragte ihn Marie mit halblauter Stimme. „Sieh' an diesem Schwerte", entgegnete ihr Eberhard mit schneidendem Hohnlachen, „das Herzblut Deines Buhlen. Er hat Dich eingeladen ihm bald zu folgen, aber", fuhr er boshaft fort, „nun erst bist Du wirklich mein!" Bei diesen Worten wollte er sie umarmen, allein Marie stieß ihn von sich und mit den Worten: „Mein Geliebter, ich folge Deiner Ladung! Heilige Jungfrau führe mich zu ihm!" sank sie todt zu Eberhard's Füßen. Da wurde auch der Vater der Jungfrau tief erschüttert und mit zorniger Stimme hieß er den Meuchelmörder zur Stelle sein Schloß verlassen. Der aber ging in Verzweiflung hin in die Kirche zu dem noch auf den Stufen des Altars liegenden Leichnam seines Nebenbuhlers und stieß sich dort das Schwert, an dem das Blut des Gemordeten noch nicht getrocknet war, in die Brust.

Am nächsten Morgen fand man die Leichen der zwei Feinde und ein Mönch, früher selbst ein wackerer Ritter, zog das Schwert aus Eberhard's Brust; hoch hielt er es empor und rief dem erschrockenen Volke zu: „Zum ewigen Warnungszeichen soll dies Schwert vor der Kirche unserer Lieben Frau aufgehängt werden und sich so lange bewegen, bis das der Erde entnommene Blut dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung wiedergegeben und des Mörders Seele Erlösung aus der Verdammniß gefunden hat!" Das Volk hörte mit Beben den furchtbaren Spruch, neigte sich und betete still für die Seele des Unglücklichen.

Dies alte entblößte Ritterschwert ist jetzt noch unweit der Thüre der verfallenden Liebfrauenkirche außen an einer kurzen eisernen Kette aufgehängt zu sehen und bewegt sich, auch bei gänzlicher Windstille, immer hin und her. An jedem Jahrestage des Mordes aber sollen von dem Schwerte noch Blutstropfen herabfallen und daher der darunter liegende Erdraum nimmer berasen.

640) Die Sage vom Lügenstein. [1])

Auf dem Domplatze zu Halberstadt liegt ein runder Fels von ziemlich beträchtlichem Umfang, der vermuthlich früher ein heidnischer Opferaltar war, dann aber auch bei Volksversammlungen der alten Sachsen darzu gedient haben mag, die Männer, die von dem Volke deutlicher gesehen werden mußten, z. B. die zu erwählenden Anführer, ihm vorzustellen. Darauf scheint der alte Name „Legge-Stein", d. h. Schau-Stein, hinzudeuten. Die Umwandlung dieses Namens in Lügenstein erzeugte durch Wortforschung folgende Sage.

Der erste Bischof von Halberstadt, Hildegrim, beabsichtigte in dieser Stadt einen Dom zu erbauen und hatte dazu die Erlaubniß des Kaisers Ludwig des Frommen erhalten. Er berief also einen geschickten Baumeister, der ihm einen gar schönen Plan von seinem beabsichtigten Bauwerke entwerfen mußte, und als er ihn gutgeheißen hatte, so ließ dieser aus ganz Deutschland um hohen Lohn die geschicktesten Gesellen kommen, um mit ihnen schnell den aufgetragenen Bau zu vollenden. Ehe er aber den Grundstein legte, da hielt er eine feurige Rede an sie und forderte sie auf, mit ihm ein Haus zu bauen, wo die durstenden Seelen aus dem Born der ewigen Wahrheit gelabt werden sollten. Dies hörte der Teufel und weil er die schwunghafte Rede nicht verstand, sondern glaubte, es solle hier ein großes Wirthshaus angelegt werden, von dem er dachte, daß es seinem Reiche manchen Unterthan zuführen werde, so beschloß er, den Bau mit aller Kraft zu fördern. Er schaffte also mit gewaltiger Macht große Felsmassen zum Baue herbei, formte sie wie andere und legte selbst Hand ans Werk, um die Mauern rascher zu erheben.

Wenn die Gesellen Morgens zum Bauplatz kamen, sahen sie sich verwundert an, denn sie staunten über das, was sie am gestrigen Tage geschaffen zu haben glaubten, der Meister aber belobte sie ob ihres Fleißes und hieß sie nicht in ihrem Eifer erlahmen, sondern emsig fortarbeiten, damit sie bald die hohe Kuppel schließen könnten. Der Böse aber lachte heimlich

[1]) Weitläufig erzählt von Ziehnert Bd. II. S. 181 ꝛc. und Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 257 ꝛc., kürzer bei Otmar S. 27 ꝛc.

darüber, er wußte besser, wer der fleißige Bauarbeiter war. Als nun aber die Mauern emporstiegen und nach und nach vollendet wurden, als man die hohen Säulen fest aufgebaut und das Gewölbe auf die wohlberechneten Stützpunkte legte, da merkte der Böse endlich, daß er sich getäuscht und er am Bau eines Gotteshauses und nicht an dem eines Wirthshauses geholfen hatte. Er beschloß also in grimmiger Wuth das Werk wieder zu vernichten und es sammt den Arbeitern zu zerschmettern. Und am folgenden Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen durch die hohen Fensteröffnungen hinter dem Hauptchore warf und der Baumeister mitten unter seinen, die fleißigen Hände regenden Gesellen stand, da erblickten sie auf einmal hoch oben in der Luft den Teufel mit einem ungeheuern Felssteine in den Krallen über der sich wölbenden Kuppel schweben und hörten denselben mit fürchterlicher Stimme rufen: „Jetzt will ich Euch Alle unter dem Schutte dieses Riesenbaues begraben, weil meine Mühe dabei nicht belohnt worden ist, denn ich half Euch nächtlich mit thätiger Hand, weil ich ein Wirthshaus zu schaffen wähnte!"

Alle Arbeiter erblaßten, denn sie meinten, ihr letztes Stündlein sei gekommen, nur ein einziger kecker Gesell rief beherzt in die Höhe: „Fürst der Hölle, halte den Stein fest und höre, was wir Dir bieten. Wir wollen uns vergleichen und heute noch anfangen, hart am Dome ein Wirthshaus zu bauen, damit auch Du Deinen Willen bekömmst!" — „Gut", rief der Teufel, „damit bin ich einverstanden, aber haltet Wort, sonst wird dies große Werk niemals vollendet werden. Zur Erinnerung unseres Vertrags schleudere ich diesen Stein hier auf den Platz, damit er Euch täglich an Euer Versprechen mahne." Mit lautem Gekrach stürzte der Fels auf den breiten Platz vor der Kirche, wo er noch heute zu sehen ist. Noch sieht man an dem Steine die Höhlung, die der glühende Daumen seiner Hand beim Tragen eingedrückt.

Bald erhob sich neben dem Dome ein Häuschen mit mächtigen Kellern, der Domkeller genannt, und dadurch war nun dem Teufel sein Wille geschehen. Der Dombau aber ward nun ungestört vollendet und am 9. November 859 ward die Kirche vom Bischof Hildegrim II. unter Begleitung vieler Bischöfe und Priester eingeweiht.

641) Bischof Burchard II. von Halberstadt, der Kinderfreund. [1])

Im Jahre 1060 ward Bischof Burchard II. Bischof von Magdeburg; er war ein frommer und leutseliger Mann, und doch war sein ganzes Leben eigentlich nur eine einzige Kette von Unruhen und Drangsalen für ihn und sein Bisthum. Er nahm in den Streitigkeiten des Papstes Hildebrand mit dem Kaiser Heinrich IV. die Partei des erstern und so kam es, daß er mehrmals im Felde gegen den letztern stand. Allein das Glück war nicht immer auf seiner Seite und zuletzt fiel er selbst, vom Kaiser abgesetzt, zu Goslar (17. April 1088) einem Volksaufstande zum Opfer; sein Leichnam ward mitten im Chore zu Ilsenburg beerdigt.

Die Sage erzählt nun von ihm, daß er ein außerordentlicher Kinderfreund gewesen und deshalb, wenn er aus oder zur Kirche ging oder verreiste, stets von einem Schwarme Kinder umgeben war. Sahen sie ihn aber ja einmal von einer Reise zurückkommen, so erklang in der ganzen Stadt ein

---

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 67 2c.

allgemeines Freudengeschrei: „Bischof Burko kömmt! Bischof Burko kömmt!" und wenn er dann in dem Hofe war, warf er Geld, Obst und dergleichen unter die Kinder und theilte sonst auch noch viele Geschenke, sonderlich aber auch oft rothe Schuhe mit Ringen unter sie aus und so ist sein Name in einem heute noch in Halberstadt und der Umgegend gesungenen Schlummerliede zum Sprichworte geworden. Es lautet dieses aber also:

Burko von Halberstadt,
Bringe unserm Kinde wat! —
Wat soll eck ihm bringen? —
Rothe Schuhe mit Ringen,
Zucker, Rosinen und Mandelkern,
Dat it unser Kinneken gern.
Eija, popeyia!

642) Das blutende Johannishaupt am Deckengewölbe des Johannisthores zu Halberstadt. [1])

Einst stand westlich vor Halberstadt das St. Johanniskloster; im Jahre 1293 ward es, da es ziemlich verfallen war, vom Bischof Volrad wieder hergestellt. In späterer Zeit unter dem Propste Rudolph hatte ein geschickter Steinmetz beim Bau des hohen Chores als Schlußstein des Deckengewölbes das Haupt Johannis künstlich aus rohem Sandstein gemeiselt, doch ehe derselbe eingesetzt ward, gebot der Propst noch eine Oeffnung in den Stein einzuarbeiten, damit er eine Reliquie vom heil. Johannes hineinlegen könne. Dies geschah auch, die Oeffnung ward schnell gemacht, die Reliquie hineingelegt und der Stein eingesetzt. Allein als am nächsten Feiertage Johannis des Täufers die Chorherren zur Messe in die Kirche kamen, gewahrten sie drei frische Blutstropfen unter dem Schlußsteine auf dem Fußboden. Sorgsam deckte man ein heiliges Gefäß darüber, und zeigte sie nur frommen Christen, welche die Wunder zu sehen wünschten. Kranke, die das Blut berührten, wurden gesund an Leib und Seele. Waren die Tropfen endlich verschwunden, so harrte man sehnsüchtig des Johannistages, an welchem stets drei frische Tropfen in einen goldenen Becher fielen, den man an die Stelle gesetzt, auf welche die ersten Tropfen gefallen waren. Sorgsam bewahrte man diesen Kelch, weil sein Inhalt stets Wunder verrichtete. Im Jahre 1522 ward von dem Cardinal Albrecht in dem Kloster eine gelehrte Schule angelegt, bald nachher zog aber die neue Lehre Luthers in seine Mauern ein und so geschah es, daß man nicht mehr an Wunder glaubte und das blutende Johannishaupt in Vergessenheit gerieth. Im Jahre 1587 zerstörte eine wüthende Feuersbrunst das ganze Kloster, die bisherigen Bewohner zogen nach der Stadt und auch seine Ruinen verschwanden mit der Zeit, denn jetzt ist nur noch der Platz zu schauen, wo es sonst gestanden hat. Derselbe gehört nämlich zum Theil zum Friedhofe der St. Katharinen-Gemeinde, zum Theil zu einer daselbst von einem gewissen Nicolai angelegten Badeanstalt.

Gleichwohl ist aber der Kopf Johannis des Täufers wunderbar erhalten worden, denn ein Baumeister, der bei der Reparatur des Halberstädter St. Johannisthores beschäftigt war und sich dazu der Steine der in Schutt zer-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 163.

fallenden Klosterkirche bediente, ließ auch den Schlußstein des hohen Chores hier einmauern, weil ihm die Sage von den herabfallenden Blutstropfen noch bekannt war. Kaum hatte nun aber das Morgenlicht der Sonne im nächsten Jahr den Johannistag begrüßt und der Thorwart das Thor geöffnet, da gewahrte er unter dem Haupte auf dem Boden drei Blutstropfen. Seitdem sollen sie noch immer in jeder Johannisnacht herabfallen und ein tiefes Loch im harten Urgestein des Pflasters zeigt noch heute die Stelle, wohin die Tropfen gefallen, die den Stein ausgehöhlt haben.

643) Der Halberstädtische Adam.[1])

Ebenso wie andere Städte Deutschlands und Frankreichs im Mittelalter ihre geistlichen Schauspiele hatten, besaß auch Halberstadt ein solches. Dies war der sogenannte Adam, von dessen Wesenheit zwei noch jetzt vorhandene päpstliche Bullen von Bonifacius IX. (1401) und Leo X. (1515) Zeugniß geben. Diese Feierlichkeit war aber folgende.

Am Aschermittwoch fanden sich alle diejenigen Sünder, welche öffentliche Buße thun mußten, mit bloßen Füßen in einen Sack gehüllt, in dem sogenannten Paradiese, einem jetzt bis auf einige Säulenbündel weggerissenen Vorbaue am Hauptportale des Domes ein, legten ihre Beichte ab und erhielten nach dem Grade ihrer Schuld die nöthigen Vorschriften zur ferneren Buße. Nun öffneten sich die Thüren des Domes und der Zug der demüthigen Büßer näherte sich dem Altare. Der Bischof und die anwesenden Geistlichen sangen die sieben Bußpsalmen, besprengten die Büßenden mit Weihwasser und kündigten ihnen an, daß sie, wie einst Adam, der Stammvater des sündigen Menschengeschlechts jetzt aus der Kirche gestoßen würden. Dies geschah unter Absingung des Responsoriums: Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen ꝛc. Von dieser Zeit an durften die Ausgestoßenen die Kirche bis zum grünen Donnerstage nicht besuchen. Einer dieser Büßenden meldete sich nun zum Adam und bekam in der Halle der jetzigen Sakristei eine mit der Mauer verbundene Bank, die auch jetzt noch vorhanden ist und der Adamssitz genannt wird, als Sitz angewiesen.

Der Bischof oder wenn derselbe nicht gegenwärtig war, sein Stellvertreter trieb nun am Aschermittwoch den sündigen Adam mit einem Stocke mit eigener hoher Hand aus der Kirche und dieser mußte die ganze Fastenzeit hindurch in großer Dürftigkeit leben und strenge Bußübungen verrichten. Unstät wanderte er durch Halberstadts Straßen, fand sich täglich an allen Kirchthüren ein, durfte aber die heiligen Schwellen nicht überschreiten, auch kein Wort mit seinen Mitbrüdern in der Stadt und den frommen Wallern reden. Man floh aus seiner Nähe und scheu warfen ihm einige Seelen einige Nahrungsmittel zu, damit er nicht ganz verschmachte. Erst nach Mitternacht durfte er auf öffentlicher Straße so lange schlafen, bis das Geräusch des neuen Tages ihn zu neuer Plage erweckte. Der grüne Donnerstag war der Tag seiner Erlösung, denn an diesem Tage ward er wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen und durfte sich mit allen Büßenden, welche gegenwärtig waren, dem Tisch des Herrn nahen. Während dieser Feier tönte

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 193.

vom Kreuze des Doms herab das hellklingende Glöcklein, welches noch jetzt wie der Thurm, worin es hängt, das Adamchen heißt. Dieses Glöcklein rief eine große Menge Volks herbei und alle Anwesenden erhielten mit Adam zugleich Absolution.

644) Der Sarg in der Kirche zu Gundersleben.[1])

Im Jahre 1390 wählten die Domherren zu Halberstadt den Grafen Ernst von Hohenstein, bisherigen Propst zu Goslar, zum Bischof, allein sie hatten eine unglückliche Wahl getroffen, denn derselbe war ein wilder, herrschsüchtiger Mann, der mit Niemandem in Frieden lebte und gleichzeitig auch ein höchst verschwenderisches, unchristliches Leben führte. Darüber machte ihm einst der Domprobst von Hardenberg bei einer Kapitelversammlung scharfe Vorwürfe, die den Jähzorn und die Rachsucht des Bischofs so reizten, daß derselbe bei einer am nächsten Tage abgehaltenen Prozession besagten Propst mitten aus den Reihen der Betenden entführen und auf sein Schloß zu Gröningen, wo die Bischöfe von Halberstadt Hof zu halten pflegen, bringen ließ. An der dicken Mauer des Kellers ward der unglückliche Mann mit Ketten fest angeschlossen, als sollte er hier ewig gefangen gehalten werden, der Bischof aber ließ einige Bürger aus Halberstadt kommen und befahl ihnen, ein Faß Bier aus dem Keller zu ziehen. Die Schwerarbeitenden, nicht ahnend die List und Grausamkeit ihres geistlichen Oberhauptes, müheten sich, einander ermunternd, mit Ziehen ab, bis aus des Kellers Oeffnung der blutende Kopf des Dompropstes vom Rumpfe getrennt, die Haare mit dem Seile verschlungen, zu ihrem größten Schrecken zum Vorschein kam. Mit einem Schrei des Entsetzens entflohen die unschuldigen Handlanger dieser Greuelthat und verkündeten dieselbe in Gröningen. Da erhoben sich die Bürger und der Bischof sah sich genöthigt, nach seiner Burg Wegeleben zu entfliehen. Zwar vermochte ihm die Wuth seiner Unterthanen hinter den festen Mauern nichts anzuhaben, allein dafür that ihn der Papst in den Bann und das böse Gewissen, welches das blutende Haupt des Propstes jede Stunde vor seine Augen führte, ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. So ward jede Minute seines Lebens ihm zur langsamen Hinrichtung und endlich machte am 6. December 1400 der Tod seinem qualvollen Leben ein Ende. Da begegnete ihm etwas Unerhörtes. Er war noch nicht wieder aus dem Banne gelöst; da nun einem Gebannten ein Grab in geweihter Erde versagt war, so wollten die Ritter von Wegeleben seine Leiche weder in der Burg noch im Erbbegräbnisse aufnehmen, die Wegeleber verschlossen ihm Kirche und Friedhof und die Halberstädter wollten ihn nicht in die Thore lassen. Die Gemeinde in Gundersleben (ein Ort, welcher nahe bei Wegeleben liegt) entschloß sich endlich, die Leiche im bleiernen Sarge so lange zu sich zu nehmen, bis es den Verwandten des Bischofs gelungen wäre, beim Papst die Befreiung vom Bannstrahle zu bewirken. Man hängte nun in der Kirche zu Gundersleben den Sarg oben an dem Gewölbe mit Ketten wohl befestigt auf und so hing er sieben Jahre daselbst. Papst Gregor XII. nahm endlich 1407 den Bannfluch zurück und nun ward die Leiche in Halberstadt mit einer Prozession in der Stiftskirche beigesetzt.

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 286 2c.

645) Der Lange Matthies zu Halberstadt.[1])

Am 23. November 1423 brach in Halberstadt in der Nacht ein gewaltiger Volksaufstand aus. Ein früherer Krämer, der Lange Matthies genannt, der schon einmal wegen Anstiftung zum Unfrieden der Stadt verwiesen, dann aber wieder begnadigt worden war, hatte den Pöbel gegen den Rath aufgehetzt, man erbrach die Häuser der Rathsherren und schlug außer andern Greuelthaten dem Bürgermeister Lohbeck, dem Kämmerer Alsleben und den beiden Zinsherren Bertram und Querstedt die Köpfe ab und der Lange Matthies und seine Spießgesellen wurden von dem bethörten Volke in die Aemter der Gemordeten eingesetzt. Allein der Bischof von Halberstadt Johann von Hoym, der damals der Stadt nicht hatte zu Hilfe kommen können, sammelte ein Heer, welches namentlich durch die Bürger der benachbarten Städte verstärkt ward, und belagerte die Stadt (am 29. Juli 1425) und setzte ihr so zu, daß der Lange Matthies und seine Anhänger bald merkten, sie würden sich nicht halten können. Sie entschlüpften also in Bauerkleidern, allein sie wurden ergriffen und zum Grafen von Reinstein gebracht. Kaum waren aber die Bürger davon unterrichtet, daß ihre Peiniger zum Theil entflohen seien, so öffneten sie dem Bischof die Thore und lieferten zwei der Hauptübelthäter, den neuen Bürgermeister Reinike und des Langen Matthies Bruder Hans aus und beide wurden sammt dem schon gefangenen Matthies und dem Sohne desselben enthauptet und ihre Körper an verschiedenen Stellen auf freiem Felde verscharrt und zum Gedächtniß an diesen Stätten lange Steine aufgerichtet, welche noch heute zu sehen sind und „lange Matthiese“ genannt werden. Die Bürgerschaft mußte eine bedeutende Geldbuße bezahlen, die Körper der gemordeten Rathsmitglieder wurden aus der Grube auf dem Martinikirchhofe, wo sie der Lange Matthies hatte verscharren lassen, herausgenommen und in der Martinikirche selbst beigesetzt und über ihrer Grabstätte ein Altar errichtet, der mit 5 Mark Halberst. Währung dotirt ward, welche dem Besitzer einer hierzu eigens gestifteten Vicarie jährlich aus der Kämmerei gezahlt werden sollten. Die Urkunden hierüber sind noch im Rathsarchiv vorhanden, sowie auch das Richtschwert, welches das Haupt der Schuldigen getroffen hatte, noch heute in der Klausur verwahrt wird.

646) Die Gründung des Siechenhofes vor Halberstadt.[2])

Die einst mächtigen Grafen von Reinstein und Blankenburg hatten im 13. Jahrhundert bedeutende Besitzungen in Halberstadt; auf der Stelle, wo jetzt das Franziskanerkloster steht, prangte einst ihr Schloß, wo sie wohnten und gab den naheliegenden Straßen den Namen Klein-Blankenburg. Graf Heinrich der Jüngere von Reinstein, aus dem Hause Hainburg, stiftete das erste Franziskanerkloster auf der Stelle, wo jetzt der Rathskeller steht und verlegte es 1309 dorthin, wo wir es noch jetzt erblicken. Die gräfliche Familie hielt sich zu verschiedenen Zeiten hier auf und so geschah es denn auch, daß einst zwei Gräfinnen von Reinstein in den waldigen Umgebungen auf der Nordseite der Stadt lustwandelten, sich ermüdet an einer frischsprudeln-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 308 ꝛc.
[2]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 407.

den Quelle niederſetzten und ſich der zahlloſen Blümchen freuten, die am feuchten Rande entſproſſen. Der Spaziergang hatte die ſchon altwerdenden Gräfinnen ermüdet und nach erquicklicher Ruhe genoſſen ſie vom Kryſtalltrunke der ſprudelnden Quelle. Wunderbar erfriſcht und ohne große Anſtrengung beendeten ſie den Heimweg. Sie wiederholten den Spaziergang öfter und da ihr ſiecher Körper ſich wohler dabei befand als früher, ſo tranken ſie mit Behagen das heilbringende Waſſer des Quells. Endlich entſchloſſen ſie ſich, an dieſem Platze ein Haus zu erbauen, das ihnen zur Stätte der Ruhe würde, wenn die Herbſt- und die Winterſtürme ihnen nicht mehr erlaubten, ſich im Freien aufzuhalten. Ihre Wohlthätigkeit gedachte aber auch der ſiechen Armen und bald war auch für dieſe ein freundlicher Aufenthaltsort beſchafft. Die Umgegend erhielt bald Kunde vom wohlthätigen Beginnen der Gräfinnen und von dem Heilquell, der der Leiden ſchon viele geſtillt. Viele ſieche Frauen kamen, baten um Obdach und willig ward ihnen daſſelbe gewährt. Auch eine kleine Kapelle erhob ſich in der Nähe des Krankenhauſes und ihr helltönendes Glöckchen rief vom Thurme die ſiechen Bewohner zur Andacht und zum Dankgebet gegen den Höchſten. Der Biſchof Hermann, ein Graf von Blankenburg, ertheilte im Jahre 1301 der milden Stiftung des Siechenhofes Statuten, die auf einen beſondern Convent ſchließen laſſen, und viele Schenkungen erhoben dieſe einſt kleine Stiftung zum Heile für kranke Frauen und Männer zu dem jetzt noch beſtehenden reichen Hoſpitale.

647) Die ſteinernen Bauermeiſter und die Trappen.[1]

Auf der Höhe der jetzt wüſten Dorfſtätten Klein-Wulferſtedt und Harmsdorf (nördlich von der jetzigen Nienburg zwiſchen Wulferſtedt und Eilenſtedt) ſtanden bis zum Jahr 1838 zwei große Steine, genannt der große und der kleine Bauermeiſter. Davon wird folgende Sage erzählt.

Zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer hatte ein heftiger Streit wegen eines Fahrweges, der über die Harmsdorfer Aecker nach Nienburg und weiterhin nach Halberſtadt führte, ſich entſponnen. Denn die Klein-Wulferſtedter behaupteten, es ſei dieſer Weg ſeit undenklichen Zeiten vorhanden und befahren geweſen; die Harmsdorfer dagegen wollten dieſen Weg als einen verbotenen auf den Anger daneben verlegt wiſſen, pflügten den Weg um und verſperrten ihn durch aufgeworfene Gräben. Die Klein-Wulferſtedter aber warfen die Gräben wieder zu, befuhren den Weg wie vorher und richteten obenein aus Muthwillen manchen Schaden in dem Kornfelde an. Da ergrimmten die Harmsdorfer, lauerten in der Nacht den Klein-Wulferſtedtern auf, erſchlugen zwei Fuhrleute und verſcharrten die Leichname an der Stätte, wo nachmals die zwei Steine zu ſehen waren. Der Mord blieb aber nicht verborgen. Das Vehmgericht erhielt durch ſeine überall umherſchleichenden und horchenden Freiſchöffen Nachricht von der Unthat und ließ nun die Dorfſchaften ſammt den erforderlichen Zeugen zum erſten Juni vor ſeinen furchtbaren Richterſtuhl laden. Unterdeſſen hatten aber die Harmsdorfer einen der Freiſchöffen kennen gelernt und für ein gutes Stück Geld von ihm den Rath erhalten, den ihnen gefährlichſten Zeugen, einen achtzigjährigen Greis, aus dem Wege zu ſchaffen und nachher Alles abzuſchwören. Der Rath ward

[1] S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 64.

befolgt, der Greis heimlich erschlagen und gleichfalls bei jenen zwei Steinen verscharrt. Als der letzte Mai erschienen war, fanden sich die Herren des Freistuhles, der Freigraf, die Beisitzer und Schöffen auf der Huyseburg ein. Da die Verrätherei des einen Schöffen bereits an den Tag gekommen war, befahl der Graf, den Sünder 7 Fuß höher als andere Verbrecher an der höchsten Pappel aufzuhenken und zum Zeichen, daß solches nach Urtheil der heiligen Vehme geschehen sei, ihm das Messer des Gerichts in's Herz zu bohren und dort stecken zu lassen. Obgleich nun die Harmsdorfer am nächsten Morgen den Verräther am Baume gerichtet sahen, blieben die beiden Bauermeister doch verstockt bei ihrem Vorsatze, nichts zu bekennen und den Mord abzuschwören. Mit Aufgang der Sonne gab ein dreimaliger Schlag mit der großen Huyseburger Glocke das Zeichen, daß jetzo der Freiding werde gehegt und gehalten werden. Der Freistuhl wurde auf der Stelle des Verbrechens aufgerichtet, die beiden vorgeladenen Gemeinden, die eine zur Rechten, die andere zur Linken gestellt, die beiden Bauermeister aber in die Mitte des Kreises, an den Ort, wo die Erschlagenen verscharrt worden waren. Als der Freigraf, dem ein Mönch das Kreuz vortrug, den Stuhl des Gerichts eingenommen hatte, verlas ein Schöffe die Verbrechen, welche an dieser Stätte verübt worden seien. Darnach wurde den beiden Bauermeistern geboten, auf der Stelle, wo die Erschlagenen verscharrt wären, niederzuknieen und einen Eid abzulegen, daß sie sich keiner Theilnahme an dem Morde schuldig wüßten, auch daß die Harmsdorfer ihres Wissens nicht verpflichtet wären, den Weg über ihre Aecker zu gestatten. Und ringsum kniete nach Befehl des Gerichts die Gemeinde, Männer und Weiber. Der entscheidende Augenblick erschien. Noch immer entschlossen, durch einen Meineid die Schuld von sich abzuwälzen, erhoben die zwei Bauermeister ihre rechte Hand, um den falschen Schwur auszusprechen, als sie plötzlich in die zwei Steine verwandelt wurden und in demselben Augenblick flog auch die ganze mitschuldige Gemeinde, in ungestaltete Trappen verwandelt, mit erbärmlichem Geschrei in die Luft und davon. Der Freigraf aber sprach: „Wo Gott richtet, darf der Mensch nicht richten. Geht! Der Freiding ist aus!"

648) Das große Weinfaß auf den Spiegelsbergen. [1]

Einst saß der Bischof Heinrich von Halberstadt (gegen Ende des 16. Jahrhunderts) mit einem andern fremden Bischof, der seit einem Monate schon sein Gast war, an einem schönen Sommerabend im Freien vor seinem Schlosse zu Gröningen. Sie hatten, seitdem sie sich zur Mittagstafel gesetzt, von nichts als von dem großen Weinfaß gesprochen, welches sich damals ein Bischof am Rhein hatte erbauen lassen und waren darin einig, daß eigentlich ein jeder geistliche Herr ein solches haben solle. Allein mit der Ausführung konnten sie nicht auf's Reine kommen. Da trieb der bischöfliche Hirte Konrad die schöne ihm anvertraute Schafheerde quer über den Schloßhof und bot seinem Herrn einen guten Abend. Der Bischof dankte ihm gnädig und sprach: „Höre, Konrad, wo ist denn Harm?" Da pfiff der Schäfer und ein schöner großer Widder sprang erst zum Schäfer und dann

[1]) Nach Otmar S. 295 2c., abgedruckt in den Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 86 2c.

zum Bischof, der ihn streichelte und mit den Brocken, die er selbst von der Tafel für ihn aufbewahrt hatte, fütterte. Er sprach dann noch einige Worte mit ihm und fragte ihn lächelnd, wann er denn Hochzeit machen werde? Konrad zuckte die Achseln und trieb seine Heerde in den Stall.

Da wunderte sich der fremde Bischof gar sehr, wie es komme, daß sein geistlicher Herr Bruder soviel Umstände mit seinem Schäfer mache, allein dieser sagte, sein Schäfer sei der beste und ehrlichste Mensch in seinem Sprengel und verdiene seine Gnade im vollen Maße. Darüber lachte aber der fremde Bischof laut und meinte, er habe darin mehr Erfahrung, ganz ehrliche Diener zu finden sei ganz unmöglich, wenigstens an einem geistlichen oder fürstlichen Hofe, sie seien alle Schelme und betrögen ihre Herren, nur einer mehr, der andere weniger. Der Halberstädter Bischof aber widersprach ihm auf das Entschiedenste und vertheidigte die Treue seines Schäfers, so daß, indem Jener von seiner Behauptung nicht abstehen wollte, nichts übrig blieb, als den armen Konrad in Versuchung zu führen. Die beiden Bischöfe wetteten um ein Weinfaß, das 150 Fuder Wein fassen könnte, das sollte der, welcher die Wette verlöre, dem andern bauen lassen. Damit gingen sie Beide schlafen.

Der fremde Bischof aber ließ, ehe er sich niederlegte, seinen vertrauten Knecht, der auch die Stelle seines Hofnarren bei ihm versah, kommen, erzählte ihm, was geschehen war, und wollte seine Ansicht hören, wie wohl die Wette zu gewinnen und der arme Konrad zum Bösen zu verführen sei. Anfangs wollte zwar des Bischofs heimlicher Rath, wie ihn seine Kameraden spottweise nannten, nichts davon wissen, allein als dieser ihm ein gutes Trinkgeld versprach, wenn er den Schäfer zur Unredlichkeit vermögen könne, so ließ er sich zu dem Geschäft herbei. Sein Herr hatte ihm gesagt, der Schäfer habe eine Geliebte, darauf baute er seinen Plan. Er zog am nächsten Morgen Erkundigung über seine Verhältnisse ein und erfuhr, allerdings liebe der Schäfer eine hübsche Bauerdirne, allein dieselbe wolle von seinen Anträgen nichts wissen, bevor er nicht ein eigenes Häuschen habe, da er und sie arm wären. Er begab sich also zu dem Mädchen und gewann sie für seinen Plan. Hierauf kehrte er zu seinem Herrn zurück, theilte ihm mit, was er im Sinne habe, und begehrte von ihm zur Ausführung seines Planes eine ziemliche Summe Geldes. Diese erhielt er auch, ging wieder zu der schönen Liese, zeigte ihr das Sündengeld und versprach ihr, damit ein gerade im Dorfe verkäufliches Haus kaufen zu wollen, dafern sie ihm das brächte, was er haben wolle. Das Mädchen war gleich bereit und am andern Morgen machte sie sich an die Ausführung.

Sie ging wie zufällig in die Gegend, wo Konrad seine Heerde durchtreiben mußte, krauten. Ihr Konrad freute sich nicht wenig, als er seine Schöne erblickte, er flog zu ihr hin, um sie zu begrüßen, allein sie empfing ihn wider Erwarten ziemlich kalt und als er sie fragte, warum sie nicht freundlicher sei, da versetzte sie, wenn er ihr nichts Neues über ihr zukünftiges Häuschen sagen könne, wie er dies beschaffen wolle, werde er noch oft so ein finsteres Gesicht bei ihr zu sehen bekommen. Darüber ward denn Konrad ganz traurig und meinte, ob es denn sonst nichts gebe, was er ihr zu Gefallen thun könne, um ihr ein freundliches Gesicht abzugewinnen. Darauf antwortete die Liese, welche dieses Anerbieten eben nur bezweckt hatte,

sofort damit, daß sie ihm sagte, er möge ihr seinen Harm schenken, daß sie ihn verkaufen und sich von dem Erlös ein Häuschen kaufen könne. Traurig erwiederte Konrad: „Verlange was Du willst, nimm die besten zehn Schafe aus der Heerde, nimm alle fünfzig, die mir gehören, nur den Widder laß mir, zwar gehört er mir eigenthümlich, denn ich habe ihn aufgezogen, allein wenn der Bischof nicht alle Abende meinen Harm füttern kann, verliere ich seine Gunst, ich kann und darf ihn nicht verkaufen." Damit ließ sich aber Liese nicht abweisen, sie meinte, seine Liebe müsse gar nicht so heiß sein, daß er ihr nicht einmal dieses kleine Opfer bringen wolle 2c. So stritten sie sich lange, Konrad weinte, und vor Unmuth endlich gestand ihm Liese, sie habe den Widder bereits für ein kleines Häuschen verkauft, welches sie sich Beide schon so lange gewünscht hätten, sie müsse ihn also auf jeden Fall abliefern, heute noch, es koste was es wolle, sie habe einmal ihr Wort gegeben und dies könne sie nicht brechen. Genug, sie unterstützte diese Klagen noch durch verschiedene Thränen und redete ihrem Konrad zu, dem Bischof vorzureden, der Widder sei gestorben oder von einem Wolfe gefressen worden, genug auf irgend eine Weise den Verkauf zu beschönigen.

Konrad ließ sich denn endlich überreden, ihr den Widder noch vor Mittag zu überliefern und sie versprach ihm dafür, binnen vier Wochen seine Frau zu werden, und damit trennten sie sich. Als jedoch der Schäfer seine Geliebte nicht mehr sah, da fing er an Gewissensbisse zu empfinden, zwar stiegen böse Gedanken in ihm auf, die ihm vorspiegelten, wie leicht es ihm sein werde, durch irgend eine List oder Lüge sich bei dem Bischof weiß zu brennen, aber immer siegte wieder sein Gefühl für das Bessere bei ihm und er konnte sich nicht entschließen, eine Lüge zu erfinden. Gleichwohl mußte er aber auch den Widder abliefern und so zersann er sich den Kopf, wie er sein Wort halten, aber auch ehrlich bleiben könne. Endlich schien er einen Mittelweg gefunden zu haben, denn er trieb seine Heerde weiter und noch vor Mittag überlieferte er mit einem tiefen Seufzer seinen lieben Harm an Liese, die ihn gegen den Kaufgeld des Häuschens umtauschte, ohne weiter über den Zusammenhang der Dinge nachzugrübeln.

Nun war aber für denselben Abend von den beiden Bischöfen Konrads Ehrlichkeitsprüfung angesetzt worden. Sie saßen abermals bei einem Becher Wein vor dem Schloßthore und erwarteten Konrad, der mit seiner Heerde vorbeikommen mußte, wo freilich der Widder fehlte, den der fremde Gast bereits in seinem Besitz hatte. Natürlich kam es auch so, Konrad kam mit seiner Heerde an, allein diesmal sprang kein Widder lustig zum Bischof Heinrich, um sich von ihm füttern zu lassen. Augenblicklich fragte dieser: „Wo ist Harm?" Da antwortete Konrad mit fester Stimme: „Den habe ich verkauft, Herr Bischof; ehrlich währt doch am Längsten, dies ist mein Wahlspruch und soll es immer bleiben!" Dem Diener des fremden Bischofs, welcher für seinen Herrn schon die Wette gewonnen zu haben geglaubt hatte und in der Nähe war, gefiel diese Rede Konrads nicht sonderlich. Der Bischof aber ward sehr zornig und fuhr den Schäfer hart an: „Warum hast Du ihn verkauft, ohne mir ein Wort zu sagen? ich hätte Dir das Zehnfache bezahlt!" Da versetzte Konrad: „Ein Schelm hat meine Braut verführt, wie einst die Schlange die Eva, und dann hat diese mich verführt, wie einst Eva den Adam. Ich weiß den Namen desselben, allein ich will ihn nicht nennen, wenn er

mir meinen Harm wiedergiebt. Liese hatte ohne mein Wissen sich verleiten lassen, das Thier zu verkaufen, darum mußte ich dasselbe hergeben, so schwer es mir wurde, ihr Wort konnte ich sie nicht brechen lassen, das ist der Grund, warum ich den Widder weggegeben habe!“ Zwar wollte Bischof Heinrich schmählen, allein der fremde Gast sprach: „Ich habe die Wette verloren, dies war die Probe.“ Der Halberstädter aber freute sich mehr über die bestandene Ehrlichkeitsprüfung seines Schäfers, als über das gewonnene Weinfaß, und so versprach er ihm denn die Hochzeit auszurichten und noch die halbe ihm anvertraute Heerde dazu schenken zu wollen. Der Gast aber wollte nicht nachstehen, er gab ihm den Widder zurück und ließ ihm auch das dafür gezahlte Geld als Hochzeitsgeschenk. Treu seinem Worte ließ er aber das große Weinfaß bauen, das sonst so manchen Reisenden nach Gröningen zog, sich jetzt aber auf den Spiegelsbergen bei Halberstadt befindet.

An dieses Weinfaß, dessen Erbauer Michael Werner aus Landau war, der auch das große Heidelberger Faß gemacht hatte, und für das ein besonderer Keller im Schlosse Gröningen hatte eingerichtet werden müssen, denn es faßte 141 Fuder Weins, war 636 Centner schwer (124 Centner wogen allein die eisernen Schienen und Reifen, sowie die 955 Schrauben daran), 30 Werkschuhe lang und 18 Werkschuhe dick und trug eine Aufschrift, worin alles dies gesagt war, knüpft sich aber noch eine andere Sage, welche also lautet: [1])

Als es noch zu Gröningen lag, trug es sich zu, daß an einer von den Kellerwänden, wo es sich befand, etwas auszubessern war. Der Kellermeister ließ also einen Maurer kommen und trug ihm diese Arbeit auf. Da der Kellermeister den Fleiß und die Geschicklichkeit des Gesellen kannte, ließ er ihn fast den ganzen Tag allein und kam nur dann in den Keller, wenn er selbst Langeweile oder mit dem Gesellen zu schwatzen Lust hatte. Die Reparatur sah wichtiger aus als sie wirklich war und noch vor Abend hatte sie Andreas, so hieß der Maurer, beendigt. Für voll sollte ihm der Tag gelohnt werden, daher er bis zum Feierabende noch im Keller zu verweilen gedachte. Müßig und müde betrachtete er sich nun gemächlich das Ungeheuer von Weinfaß, las seine Aufschrift, zählte die Reifen und eisernen Schienen, ja selbst die Schrauben, allein nach und nach hatte er etwas materiellere Bedürfnisse, er wünschte etwas von dem guten Wein, welchen es barg, zu sich zu nehmen, um sich nach seinem Tagewerk zu erquicken. So viel er dazu brauche, meinte er, werde man nicht vermissen. Der Rebensaft war vom besten Gewächs und mundete ihm; er trank und trank, bis der Weingeist und die Kellerluft ihn betäubte und neben das Weinfaß bettete. Da die Feierabendzeit längst vorüber war und Andreas noch nicht aus dem Keller kam, stieg der Kellermeister hinab und sah sogleich, was vorgefallen war; da er aber fürchtete, wegen seiner eigenen Nachlässigkeit bei Beaufsichtigung des Maurers zur Verantwortung gezogen zu werden, so ließ er ihn schlafen und beschloß, ihn erst früh aus dem Keller zu lassen und dann tüchtig auszuzanken. Indeß dauerte der Weinrausch unseres Andreas nicht allzulange, er erwachte gegen Mitternacht und wußte erst nicht, wo er war, nach und nach aber besann er sich

[1]) Nach Ziehnert Bd. II. S. 66 rc.

auf das Vorgefallene und fand, daß es für ihn am Erspriesslichsten sein würde, sich ruhig zu verhalten und dann bei Anbruch des Tages sich möglichst ungesehen fortzuschleichen. Er setzte sich also auf eine steinerne Erhöhung unweit der Thüre und tröstete sich bei etwa entstehendem Durste mit der Nähe des Weinfasses.

Noch hatte er nicht minutenlang gesessen, als er in der einen Kellerecke ein weißes aus dem Boden aufsteigendes Licht erblickte, das nach und nach den ganzen Kellerraum erhellte. So furchtlos und keck nun aber auch unser Andreas sonst war, so fing es ihm doch an etwas grausig zu Muthe zu werden, und als er nun gar nach in der Mitte des Lichtscheines ein kaum zwei Spannen hohes, erdfahles Männchen aus dem Kellersande sich hervorwühlen sah, da stiegen ihm die Haare zu Berge und er schlug ein Kreuz. Der Zwerg aber ließ sich dies nicht anfechten, sondern er kam auf ihn los und hieß ihn gutes Muthes sein und forderte ihn auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Andreas aber verlangte zum großen Erstaunen des Erdmännchens weiter nichts, als daß er ihn aus dem Keller lassen solle. Da meinte dasselbe, wenn es weiter nichts wäre, das solle bald geschehen sein, so er aber wieder einmal Durst nach einem Trunke aus dem großen Weinfaß verspüre, solle er nur um Mitternacht mit dem linken kleinen Finger an den Mittelnagel des Thürschlosses dreimal klopfen, und er wolle ihm öffnen. Nun öffnete der Zwerg die eiserne Thür und Andreas lief, ohne sich umzusehen, so schnell als er konnte nach seiner Wohnung und gelobte sich selbst bei allen Heiligen, dem großen Fasse und dem Erdmännchen nie in seinem Leben wieder zu nahe kommen zu wollen. Nach einigen Stunden Morgenschlafes begab er sich zu dem Kellermeister, sagte, er sei gestern Abend mit seiner Arbeit fertig geworden und wolle sich nur nach sein Handwerkszeug holen, welches er im Keller habe liegen lassen. Der Kellermeister hatte aber den Abend vorher sich selbst aus Aerger einen Rausch getrunken und mußte jetzt selbst geweckt werden. Freilich erschrak er nicht wenig, als er den Maurer vor sich stehen sah, den er im Keller eingeschlossen zu haben meinte, allein es blieb ihm nichts übrig, als anzunehmen, durch seine Sinne getäuscht worden zu sein; derselbe stand in eigener Person vor ihm und daher hielt er es für besser, sich nichts merken zu lassen. Er nahm also seine Schlüssel, stieg in den Keller hinab und fand die Thüre natürlich verschlossen und das Handwerkszeug des Maurers an dem angegebenen Orte. Damit war die Sache vor der Hand aus. Zwar gelüstete es den Maurer manchmal nach einem Trunke aus dem großen Weinfasse, allein er dachte an seinen Schwur und hatte auch sonst nach Anderes zu denken, denn er hatte ein Liebesverhältniß mit einer reichen Bürgerstochter, die er bei einem Bau in ihres Vaters Hause hatte kennen lernen, angeknüpft und dieses machte ihm viel Sorgen. Diesmal ging es aber nicht wie gewöhnlich, der arme Maurer wurde nicht zurückgewiesen; weil das Mädchen einmal gar zu verliebt in ihn und ihr Vater ein schwacher Mann war, wußte sie es dahin zu bringen, daß derselbe nachgab und sie ihn heirathen durfte. Nur mußte er das Maurerhandwerk aufgeben und seinem Schwiegervater versprechen, Feldwirthschaft zu erlernen und seine zahlreichen Aecker zu bewirthschaften. Dies that er auch und die Sache ging, so lange der Vater lebte, ganz gut. Da starb derselbe, die Tochter erbte Alles und da er nur der Verwalter ihres

Eigenthums war, so konnte er es nicht hindern, daß seine Frau, in der die Laster der Ueppigkeit und der Putzsucht nur geschlummert hatten, jetzt von ihm die gänzliche Veränderung ihrer Lebensweise forderte. So bescheiden sie bisher gelebt hatten, so groß ging es nun bei ihnen zu; alle Tage war offene Tafel bei ihnen, kostbare Kleider und Schmuck ward in Menge angeschafft, ungetreue Dienstboten halfen getreulich dazu, und so kam es, daß, da die junge Frau auf keine Vorstellungen ihres Mannes, sich einzuschränken, hören wollte, alle seine Sparsamkeit und Fleiß nichts half und er eines schönen Tages fand, daß er so ziemlich fertig war. Nun kamen die Vorwürfe, er klagte seine Frau an, daß durch ihre sinnlose Verschwendung die Armuth in ihr Haus eingezogen sei, und sie warf ihm vor, wenn sie nicht ihn, einen armen Maurer, sondern einen reichen Junker geheirathet, könne sie noch im Wohlstande sein. Solche und ähnliche Reden waren ihre tägliche Unterhaltung, die natürlich ihren Zustand keineswegs erleichterte. Zwar suchte Andreas sein Handwerkszeug wieder hervor, allein er hatte bei der guten Zeit das Arbeiten verlernt. Da dachte er an seinen Freund, das Erdmännlein, und stand in der nächsten Mitternacht an der Kellerthür, klopfte nach der ihm vorgeschriebenen Weise an und geräuschvoll öffnete sie sich. Andreas trat ein, vor ihm stand der Zwerg in seinem erdfahlen Mantel und hieß ihn mit besonderer Freundlichkeit willkommen. Er verlangte von ihm zu trinken, da meinte das Kellermännchen, das könne geschehen, hier sei genug für seinen Durst, denn es seien erst vor Kurzem neue Vorräthe angekommen. Damit gab er ihm Wein aus dem großen Fasse. „Säume aber nicht", warnte er ihn mit aufgehobenem Finger, „denn nach Mitternacht kann ich die Thüre nicht mehr öffnen!" Andreas ließ sich dies nicht zweimal sagen und zechte nach Herzenslust, aber je mehr er trank, desto heftiger ward sein Durst und ließ ihn nicht an die Zeit denken. Der Sinne beraubt, sank er vor dem Fasse nieder, die Mitternachtstunde ging vorüber und das graue Männchen war verschwunden.

Nun war aber denselben Abend vorher auch der Kellermeister in den Keller gegangen und hatte sich, um ungestört den Geist und die Güte des neuen Getränkes zu prüfen, eingeschlossen, aber auch er war von den Dünsten des jungen Weins berauscht besinnungslos zu Boden gefallen. Nach Mitternacht erwachte er und Schrecken und Grauen rieselte durch seine Glieder, denn unweit von sich hörte er ein gewaltiges Schnarchen und Rasseln. Da er wußte, daß er allein herabgestiegen war und Niemand durch die verschlossene Thüre ihm hätte folgen können, hielt er das Geräusch für Geisterspuk, raffte sich auf und schwankte so schnell er vermochte nach der Thür. Als er aber den Keller verlassen hatte, kehrte in der frischen Luft doch insoweit seine Ueberlegung zurück, daß er auf die Vermuthung kam, es möge mit dem Schnarchen natürlich zugegangen und in der That ein zweiter Trinker im Keller gewesen sein. Er kehrte also am nächsten Morgen, von einer Anzahl von Knechten begleitet, in den Keller zurück und ließ, unter dem Vorwande, seinen Ring verloren zu haben, alle Winkel desselben durchsuchen.

Unterdessen war auch Andreas von seinem Weinrausche erwacht und als er das Rasseln an der Thüre hörte, auf das große Weinfaß gestiegen und hatte sich darauf still niedergelegt. Hier konnte er, sich ruhig verhaltend, nicht leicht entdeckt werden, aber er kam auf den unklugen Einfall, während

der Kellermeister im hintersten Theile des Kellers suchte, an der Vorderseite des Fasses herabzuspringen, um durch die Thüre zu entwischen. Aber der Sprung mißlang und preßte dem Unglücklichen unwillkürlich einen dumpfen Schrei aus. Schnell wandten sich die Sucher um und Andreas war in ihren Händen. Darab jubelte aber Niemand mehr als der Kellermeister, denn nun fand er Gelegenheit, die von ihm selbst begangenen Wein-Veruntreuungen einem Andern in die Schuhe zu schieben und so zugleich an ihm Rache zu nehmen, weil Andreas ihn früher einmal, als er sich Zärtlichkeiten gegen seine Frau hatte herausnehmen wollen, ziemlich unsanft zurückgewiesen hatte. Der Kellermeister meldete alsa den Vorfall so gehässig als möglich dem Bischof und freute sich schan im Geiste des Verdammungsurtheils, welches den armen Andreas treffen würde. Der Bischof aber, ein ziemlich gerechter Mann, fand aus der Anklage des Kellermeisters mit leichter Mühe das Parteiliche heraus und ließ den Gefangenen var sich führen. Er fragte ihn selbst nach dem Hergange der Sache und Andreas berichtete ehrlich, was er gethan hatte, nur verrieth er kein Wart von dem Erdmännlein, denn er hatte früher gehört, der Herr Bischof sei kein sanderlicher Freund von derartiger Gesellschaft. Der Bischof freute sich eigentlich insgeheim über die Aussage des Maurers und befahl, man solle demselben diesen Abend gesalzene Fische als Fastenspeise vorsetzen, ihn aber dann die Nacht hindurch in den Keller sperren, zuvor jedach das große Faß, fawie alle kleinern Kameraden desselben sorgfältig versiegeln. Was weiter mit dem Sünder geschehen solle, werde er morgen bestimmen. Andreas bedankte sich bei dem Bischof für die gnädige Strafe, bekam seine gesalzenen Fische zu essen und ging dann, zwar mit niedergeschlagenen Blicken, aber sonst guten Muthes in den Keller hinab, denn er vertraute auf die Hilfe des Erdmännchens. Der Kellermeister aber versiegelte sorgfältig alle Weinfässer und auch, was ihm nicht befahlen war, die Thüre, damit ihm ja sein Feind nicht entgehen könne. Am Morgen schickte der Bischof einen seiner Diener zu dem Kellermeister mit dem Befehl, den Gefangenen aus dem Keller in ein ordentliches Gefängniß zu führen und ihm Speise und Trank zu geben. Der Kellermeister und seine Knechte stiegen in den Keller hinab, fanden das Siegel an der eisernen Thüre unverfehrt und ebenso das große Weinfaß und die kleinern Fässer alle nach wohl versiegelt, allein keinen Gefangenen, denn diesen hatte das Erdmännchen getränkt und in der Nacht entfliehen lassen. Was jedach dann mit ihm geworden ist, weiß man nicht, denn seine Frau hat ihn niemals wiedergesehen.

649) Der Sargberg. [1]

Bei Halberstadt liegt ein haher Berg, der Hoppelberg genannt, von welchem falgende Sage erzählt wird. Vor uralter Zeit, als der Harz und seine Umgebungen noch in den Händen der Wenden, Katten und Sachsen war, wurden diese Völker von einem Nachbarstamme, der sich namentlich durch die ungeheure Größe seiner Mitglieder auszeichnete, fortwährend beunruhigt. Man nannte sie Hünen, hielt sie für unverwundbar und für halbe Zauberer. Sie waren eine lange Zeit nur vereinzelt oder doch nur in kleinen Haufen

[1] S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 172 rc.

ins Land gekommen, jetzt aber hörte man, daß sie sich zu einem Heere versammelt hätten und beabsichtigten, die ganze Gegend in ihren Besitz zu bringen. Da beschlossen die Bewohner derselben, sich zusammen zu verbinden und selbigen einen geschlossenen Widerstand entgegenzusetzen und stellten sich so zu einem großen zahlreichen Heere vereinigt den Hünen entgegen. Diese hatten sich einer so tapfern Gegenwehr nicht versehen und fingen an bei dem Anblick eines so wohlgerüsteten Heeres muthlos zu werden. Da ward ihr König, ein gewaltiger Riese, furchtbar zornig über diesen Kleinmuth und verschwor sich hoch und theuer, er allein wolle das ganze feindliche Heer in die Flucht treiben, verbot auch seinen Leuten bei Lebensstrafe sich einzumischen und sprengte ganz allein mitten in die Feinde. Letztere wußten nicht, was sie denken sollten, als sie sich von einem Einzelnen angegriffen sahen, sie hielten ihn für eine Art höheres Wesen und ließen sich von ihm fast ohne Widerstand niederhauen. Nach wenig Zeit war das Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten besäet und der Rest hatte sich schleunigst auf die Flucht begeben; allein auch der Riese hatte einige Wunden davongetragen; als seine Leute herbeikamen und ihm Helm und Harnisch lüfteten, stürzte das Blut in Strömen hervor und nach wenig Minuten entfloh seine Seele mit seinem letzten Athemzuge. Da trauerten seine Leute, denn mit ihm hatten sie auch den besten Theil ihres Sieges verloren; sie beschlossen aber, ihm ein Grab auf dem Felde seiner Tapferkeit zu errichten, errichteten einen Scheiterhaufen, legten seinen Leichnam darauf und verbrannten ihn zu Asche, dann sammelten sie dieselbe in eine Urne und legten Jeder irgend ein Todtenopfer dazu und nachdem dies Alles geschehen war, fingen sie an ein Grab zu bauen, zu diesem trugen sie Steine, Felsen und Erde herbei, bis sich ein riesenhafter Berg über seiner Asche erhob. Dieser Berg steht noch heute und heißt beim Volke der Sargberg, später auch noch mit einem zweiten Namen der Hoppelberg.

650) Das Kloster am Huyberge.[1])

Im Jahre 1038 hatte Burkhard I. Bischof von Halberstadt sich auf einer Waldhöhe im Huy eine Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht, erbaut, wohin er sich öfters in die Einsamkeit zurückzog, um fern vom Gewimmel der Stadt mit seinem Gott allein zu sein. Bald darnach bat ihn eine Nonne aus dem Kloster zu Quedlinburg, Namens Pia, die sich gleichfalls nach der Waldeinsamkeit sehnte, inständigst, daß sie sich im Huy in seine Kapelle einschließen dürfe. Diese Erlaubniß erhielt sie aber erst ziemlich lange nachher durch den Nachfolger des Bischofs Burkhard oder Bucko (1070). Einige Zeit nachher siedelte sich auch ein Domherr, Namens Eckhard, bei der Kapelle als Priester an, da bereits so viele fromme Seelen aus der Nachbarschaft hierher pilgerten, daß ein stehender christlicher Seelenhirt dort zur Nothwendigkeit ward. Nun dauerte es nicht lange, so kam auch noch eine dritte Fromme dahin, eine Nonne Namens Adelheid aus Gandersheim. Damit war das heilige Kleeblatt vollständig. Die ganze Umgegend pries sich glücklich ob dieser heilsamen Nachbarschaft. Um nun aber den Ruhm und die Verehrung des neuen Heiligthums noch zu erhöhen, begab es sich,

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 251.

daß ein Anwohner des Huyberges in einer Nacht eine wunderbare Erscheinung hatte. Er sah nämlich ganz augenscheinlich, wie an der Mitternachtseite des Klosterberges plötzlich mit hellem Klingen ein Quell wie reines Silber hoch aufsprudelte und zwischen wonnigem Grün von der Höhe in das Thal herniederrieselte, und wie von allen Seiten die Bewohner der Ebene herbeieilten, schöpften, tranken und sich labten. Indem läutete das Glöcklein droben in der Kapelle zur Frühmette und davon wachte der gute Mann auf. Nun verkündete er allenthalben, was ihm Wundersames begegnet war und sprach: „Dieses prophetische Gesicht bedeutet, daß ebenso wie jenes Wasser dort vom Huyberge hernieder floß und Tausende labte, ebenso reichen zu aller Zeit die daselbst wohnenden Heiligen das erquickende Wasser des wahren Heils immerdar Allen, die es dort suchen werden." Und so geschah es, daß schon im Jahre 1080 die Zahl der frommen Brüder und Schwestern droben dergestalt zugenommen hatte, daß der fromme Eckhard zum ersten Abt des aus der kleinen Kapelle zum stattlichen Kloster erwachsenen Heiligthums erwählt wurde. Bis zum Jahre 1411, wo die geistlichen Schwestern aus der Geschichte des Klosters verschwinden, scheinen geistliche Brüder und Schwestern hier treulich neben einander gewohnt zu haben. Im Jahre 1804 ist endlich dieses Gestift, welches im Laufe der Zeit sehr reich an liegenden Gründen geworden war, eingezogen worden. Der Bestand der letztern betrug damals 128 Hufen Landes.

651) Der grünende Peitschenstock.[1])

Wo die Huyberge in einen Kranz von Hügeln verlaufen, tritt inmitten das fleißige Städtchen Schwanebeck aus den fruchtbaren Gefilden hervor. Im Jahre 1334 war daselbst aus der Pfarrkirche ein Kästchen mit sieben geweihten Hostien gestohlen worden. Als bald nachher ein Knecht auf einem dem Kloster St. Burchard zu Halberstadt gehörigen Ackerstück unweit dem Städtchen pflügte, fielen plötzlich die Pferde nieder und waren durch nichts wieder zum Aufstehen zu bringen. Der Knecht, etwas Wunderbares ahnend, steckte, um die Stelle zu bezeichnen, den Peitschenstock in die Erde, eilte nach Schwanebeck und erzählte den Geistlichen, was er eben Erstaunliches erlebt habe. Auch diese ahnten sogleich ein Wunder, zogen in feierlicher Prozession mit der Gemeinde auf dem nachmals so genannten Herrgotts-Grasewege hinaus, und siehe! der Peitschenstock grünte und die Pferde knieeten andächtig noch immer daneben. Unter andächtigem Singen und Beten wurde nun nachgegraben und man fand das Kästchen mit den geweihten Hostien. Der Pfarrer meldete hierauf die wunderbare Begebenheit sogleich dem Bischof von Halberstadt Albert II., und dieser ließ an dem Wunderort eine Kapelle aufbauen und selbige in einiger Entfernung mit einer hohen Mauer umziehen. Neben der Kanzel ward ein Gemälde aufgehangen, welches darstellte, wie die Pferde knieen und der Knecht vergebens sie mit Peitschenhieben zum Aufstehen zwingen will. Darunter standen mehrere vom Bischof unterschriebene Verse in lateinischer Sprache, in welchen dieses wunderbare Ereigniß mit dem von Bileams Esel verglichen wird. Alsbald nach der bischöflichen Einweihung begannen die Wallfahrten aus allen Theilen Deutschlands nach der Herrgotts-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 253.

Kapelle und es ereigneten sich Wunder über Wunder. Ein Verzeichniß derselben mit den Namen der Geheilten und ihrer Wohnorte war hinter dem Altar zu lesen. Blinde wurden sehend, Taube hörend, Lahme gehend und den Gefangenen fielen die Fesseln ab. So lagen unter andern hinter dem Altare schwere Ketten, die einst in der Türkei ein gefangener Pilgrim getragen und von denen derselbe Kraft der in hiesiger Kapelle für ihn gehaltenen Gebete frei geworden war. Da überdies den Wallfahrern 1087 Tage Ablaß auf 64 Jahre in Aussicht gestellt war, so erhob sich die Kapelle bald zu einem der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte. Besonders 14 Tage vor Pfingsten, am Frohnleichnamsfeste geschah die große, und 14 Tage nach Ostern die kleine Wallfahrt. Fahnen voraus sah man die Schaaren paarweise geordnet und singend umherziehen. Sobald eine solche Schaar vom Thurme der Kapelle wahrgenommen wurde, begrüßte sie das helle Glöcklein, der Küster ging ihr mit der Kirchenfahne und ein Chorknabe mit dem Crucifix entgegen. So wurden die Bürger unter Sang und Klang in die Kapelle eingeführt, stellten ihre Fahnen in der Nähe des Altars auf, verrichteten vor einem Marienbilde ihre Andacht und legten vor demselben ihre Geschenke, bestehend in Flachs, feiner Leinwand, Geld 2c. nieder. An den oben genannten Hauptfesten wurde Prozession, Messe und Predigt gehalten. Zur Feier der Hauptfeste und auch sonst wohl erschienen der Propst, die Aebtissin und einige Nonnen des Burchardiklosters, um die Gaben in Empfang zu nehmen. Allmälig gelangte die Kapelle zum Besitz mehrerer Hufen Landes, eines Baumgartens und Fischteiches, allein im Jahre 1810 ward sie säcularisirt und ihre Besitzungen eingezogen.

652) Der Hühnenstein. [1]

In Halberstadt herrschte in alten Zeiten ein gar willkürliches Regiment, der Bürgermeister und die Rathsherren übten die Gesetze nur so weit aus, als es ihnen selbst paßte, im Uebrigen aber behandelten sie die Bürgerschaft schlecht genug und brauchten dieselbe nur, um von dem, was dieselbe im Schweiße ihres Angesichts verdiente, ihren Seckel zu füllen. Wer den Muth hatte, sich gegen diese Bedrückungen aufzulehnen oder auch nur wagte, darüber zu reden, ward ohne Erbarmen ins Gefängniß gesteckt und dort saß er so lange, als es den gestrengen Herren gefiel. Einer der schlimmsten von ihnen war ein baumlanger Mann, der schon in seiner Jugend wegen seiner ungeheuren Größe der Hühne genannt ward. Derselbe war dabei ein arger Verschwender und Prasser und so kam es, daß er trotz seiner reichen Einkünfte, die freilich nicht die besten Quellen hatten, bald in schwere Schulden und Noth gerieth. Aendern wollte er aber auch seine verschwenderische Lebensweise nicht und so beschloß er denn, sich dem Teufel zu verschreiben, um sein Leben so forttreiben zu können. Er machte auch wirklich Bekanntschaft mit demselben und schloß mit ihm einen Contract ab, nach welchem derselbe, wenn er ihn mit Allem, was er brauche, versehen wolle, so daß es ihm nie an etwas fehle, nach dreißig Jahren seine Seele zu eigen haben solle. Da hatte er denn nun wiederum vollauf, alle Tage ging es bei ihm in Saus und Braus und das Geld warf er mit vollen Händen weg, so daß der Böse

[1] S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 282.

immer nur neues zu schaffen hatte. Gleichwohl vergingen aber bei diesem Lasterleben die Jahre, ehe der Bösewicht es sich versah. So saß er denn auch, als der letzte Tag des dreißigsten Jahres erschienen war, beim Bürgermeister an einer reichbesetzten Tafel und hatte keine Idee, daß der Contract mit dem heutigen Tage ablaufe; der Teufel aber wollte ihn nicht stören, sondern dachte, es sei immer noch Zeit, wenn er ihn Abends beim Nachhausegehen abhole. Als der Rathsherr nun gegen Mitternacht sich aufmachte, um nach Hause zu gehen, da hatte der Teufel bereits bei der Brücke, die noch heute die Teufelsbrücke heißt, sich auf die Lauer gelegt, um ihn dort in Empfang zu nehmen; allein sei es, daß der Rathsherr vorher noch in irgend ein schlechtes Haus gehen wollte oder eine Ahnung von der Nähe seines Herrn und Meisters hatte, er schlug einen andern Weg ein und lenkte seine Schritte sehr eilig nach dem Kloster Lohra, wo er doch unter dem Schutze der heiligen Väter sicher vor den Klauen des Bösen gewesen wäre. Er hatte auch schon einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, als er unglücklicher Weise ein Käuzchen, das eben auf der Mäusejagd war, durch seine schnellen Schritte aufschreckte; dasselbe ließ seinen ängstlichen Schrei: komm mit, komm mit! erschallen und so kam ihm der Teufel auf die Fährte, der bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, daß ihm sein Schützling entgehen könne. Da machte er sich aber flugs auf, schoß ihm wie ein Habicht nach und ergriff ihn mit seinen Krallen, ehe er noch in die Klosterpforte gelangt war; im Nu hatte er ihm den Hals auf den Rücken gedreht und seine Seele mit sich in die Hölle entführt. Am nächsten Morgen fand man den Rathsherrn todt auf dem Felde nach Lohra hin, man trug ihn in die Stadt in sein Haus und die Aerzte kamen und schnitten ihm den Leib auf, um zu sehen, was ihm widerfahren war: da fanden sie statt des Herzens ein braunrothes, hartes Ding wie ein Kieselstein. Dicht am Wege aber, der von Strausberg nach Lohra geht, wird noch heute der Hühnenstein an der Stelle gezeigt, wo ihm der Teufel den Hals nmgedreht hatte.

653) Die Kindesmörderin zu Pansfelde.[1])

Am westlichen Saume des Bergwaldes bei Pansfelde steht noch heute ein gewaltiger, uralter Baum, die schwarze Eiche genannt, weil er der Gerichtsbaum der heiligen Vehme gewesen sein soll. Dieses schreckliche Gericht soll auf einer Höhe bei Altenrode unweit Wernigerode seine Gerichtsstätte gehabt haben, und noch führt eine düstere Schlucht unweit des sogenannten „Gartenhauses" in einem Dickicht des Falkensteiner Schloßwaldes den Namen des heimlichen Gerichtes. In der Nähe jener Eiche wächst kein Gras, der Boden ist kahl und wird vom Thau und dem Regen nicht naß, da wurde einst eine Kindesmörderin hingerichtet. Sie war die schöne Tochter des Pfarrers von Pansfelde und hatte sich von einem jungen Grafen von Falkenstein bethören und um ihre Unschuld betrügen lassen. Er hatte sie glauben gemacht, er wolle sie ehelichen, allein nachdem sie sich in der am Pfarrhause befindlichen Laube ihm ergeben hatte, dachte er nicht mehr daran, sein Wort zu halten.

[1]) Poetisch behandelt von Bürger in seiner Ballade von der Pfarrers-Tochter zu Taubenhain, abgedr. bei Fischer und Stuckart, Die Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 268 ꝛc.

Zwar erinnerte sie ihn, als sich die Folgen ihres Leichtsinns anfingen bemerklich zu machen, an sein Versprechen, allein er wußte sie immer durch verschiedene Ausreden hinzuhalten, doch endlich vermochte sie das Geschehene nicht mehr zu verbergen; ihr über diesen angethanen Schimpf außer sich gebrachter Vater mißhandelte sie und warf sie aus dem Hause, und in Verzweiflung eilte sie auf's Schloß, um zum letzten Mal ihren Verführer zu mahnen, ihr die geraubte Ehre wiederzugeben. Allein umsonst, er wies sie kalt ab und erklärte ihr geradezu, er habe nie beabsichtigt sie zu ehelichen, was ja der große Standesunterschied zwischen ihnen schon allein beweise. Da verließ sie halb wahnsinnig das Schloß und eilte in finsterer Nacht in die Nähe ihres Heimathsortes zurück; da sie natürlich sich nicht in das Haus ihres Vaters wagen durfte, so suchte sie ein Obdach in jener Laube, wo sie einst den Schwüren des Treulosen Glauben geschenkt hatte. Die Aufregung und Verzweiflung führten eine vorzeitige Entbindung an diesem Orte herbei und nicht ihrer selbst mächtig, nahm sie eine silberne Nadel aus ihrem Haar und stieß sie dem neugeborenen Knäblein in's Herz. Erst als sie die gräßliche That verübt, ward sie sich bewußt, was sie gethan, sie ergriff die kleine Leiche und machte derselben mit ihren Nägeln am nahen Unkenteich ein Grab, dann aber ging sie selbst hin und überlieferte sich dem Gericht. Dasselbe bestrafte damals Kindesmörderinnen noch sehr hart, sie ward zur Strafe des Rades von unten auf verurtheilt und noch jetzt zeigt man sieben unberasete Stellen in der Nähe jener Eiche, wo die Unglückliche an Füßen, Schenkeln, Armen und Brust die Schläge des Rades empfing; sie selbst aber ward dann auf's Rad geflochten und ihr Leichnam diente als Futter für die Raben. Wie das Volk erzählt, soll aber allnächtlich an jenem Teiche die Seele ihres unglücklichen Kindes in Gestalt eines Flämmchens umherirren und sie selbst als weiße Schattengestalt demselben nacheilen, um es zu erhaschen oder zu löschen, es aber nie erreichen.

Da nun noch heute im Archivgewölbe des Schlosses Falkenstein Fetzen einer weiblichen Kleidung und ein halbvermodertes Gebetbuch aufbewahrt werden, die man in der schauervollen Tiefe des grausigen Burgverließes, wo hinab die Unglücklichen mittels einer Winde versenkt wurden, gefunden hat, und man im abgelegensten Theile der Burg selbst ein verstecktes Gemach zeigt, wovon die Sage geht, daß zur Zeit der alten Grafen von Falkenstein daselbst einer derselben sein Liebchen versteckt gehalten und wo, um verrätherisches Kindergeschrei zu verhüten, unschuldiges Blut geflossen sei, so scheint entweder die That nicht zu Pansfelde geschehen zu sein oder aber es müssen zwei verschiedene Unthaten verübt worden sein. Jedenfalls aber kann nicht durch die Vehme jenes grausige Urtheil vollstreckt worden sein, denn zu der Zeit, wo es (protestantische, verheirathete) Pfarrer zu Pansfelde gab, war die Vehme längst aufgehoben.

654) Das lebende Bild zu Falkenstein.[1])

Im ersten Stock des Schlosses Falkenstein befindet sich der Rittersaal, geschmückt mit den Ahnenbildern der Falkensteinischen und Asseburgischen Familien. Unter ihnen zeigt man das verblichene Bild einer geisterhaft aus-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 316.

sehenden Frau und erzählt von demselben, daß die edle Dame, welche es vorstelle, zu Zeiten leibhaftig aus dem Rahmen hervorschwebe und still und traurig durch die alten Gänge und Hallen Treppe auf Treppe ab wandele. Jedesmal wenn in der Falkensteiner Linie der Asseburger, welche seit dem Jahre 1816 erloschen ist, einer der männlichen Zweige, die den Ast grün erhalten sollten, absterbe, trete die trauernde Falkensteinerin aus dem Rahmen heraus und wandere still und traurig nach der alten Burgkapelle und kehre von da an ihren Ort zurück. So wollen die Kastellane sie gesehen haben im Jahre 1728, als Erasmus August der Vater, und 1748 und 1754, als dessen Söhne Johann Bernhard und dann Friedrich August hinschieden, ebenso im Jahre 1797, als Achaz Ferdinand erblich, und dann noch einmal im Jahre 1816, wo der letzte Falkensteiner August Ludwig Busso das Zeitliche segnete. Seitdem hat man aber von den nächtlichen Wanderungen der Asseburgischen Ahnenfrau nichts wieder vernommen.

655) Der Heinrichstein. [1])

Als in der Mitte des 15. Jahrhunderts das Faustrecht noch in schönster Blüthe stand, verschwand auch das blühende, unweit Eilenstedt gelegene Dorf Harmsdorf vom deutschen Boden. Der Ritter Heiso von Steinfurt, dem man seine Raubburgen zu Egeln und Alvensleben zerstört hatte, verband sich mit dem Bischof von Hildesheim und legte das seinen Feinden zugehörige Dorf Harmsdorf in Asche. Fast alle Einwohner kamen in dem Gemetzel um und nur wenige retteten sich durch die Flucht. Eine sterbende Wittwe rief ihrem neunjährigen Knaben zu: „Rette Dich nach Huyseburg!“ und der arme Knabe schlug dorthin den Weg über Eilenstedt ein. Kraftlos vor Angst, Hunger und Durst, zumal in der brennenden Hitze sank er gänzlich erschöpft auf dem grünen Anger zwischen Harmsdorf und Eilenstedt nieder, wo eben damals ein Schäfer, Heinrich genannt, seine Schafe hütete. Da derselbe eben sein Morgenbrod verzehrte, bat ihn der Knabe nur um einen Bissen aus dem vollgestopften Ranzen, um den Hunger zu stillen. Der Bösewicht rief dem Knaben zu, er solle die Schafe von dem Weizenfelde forttreiben, dann solle er ein schönes Stück Brod haben. Das Kind raffte seine letzten Kräfte zusammen und scheuchte die Schafe, unterdessen aber knetete der Gottvergessene Koth der Schafe in eine ausgehöhlte Brodrinde und reichte solche hämisch dem Halbverhungerten mit den Worten: „Da friß, Bube!“ Aber in demselben Augenblick fuhr ein Wetterstrahl aus einer am Himmel stehenden schwarzen Gewitterwolke, traf den Bösewicht und verwandelte ihn in einen Felsenstein, der noch heute im Thale unweit Eilenstedt zu sehen ist und nach jenem Schäfer der Heinrichstein genannt und den Kindern seit jenem Tage als eine Warnung vor Unbarmherzigkeit gezeigt wird.

656) Die heiligen Mönche zu Hettstedt. [2])

Die Mönche im Kloster zu Hettstedt sind gar lustige Brüder gewesen; sie haben eine Schäferbrüderschaft gegründet und da mußten denn am Tage Laurentii viele Schäfer aus der Umgegend mit Weib und Kind nach dem

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 317.
[2]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 416.

Kloster ziehen und fröhlich bis tief in die sinkende Nacht mit den Mönchen trinken und essen. Sie sind aber besonders wegen ihrer Freundschaft für junge Frauen und Mädchen berüchtigt gewesen. Einst soll einer ihrer Brüder eine schmucke Dirne in ein Bund Stroh gepackt ins Kloster haben einpaschen wollen, da ist aber das Stroh aufgegangen und sie ist im Klosterhofe auf die Erde gefallen. Da haben die Andern gerufen: „Ei seht doch, Bruder Franciscus — dies war sein Name — läßt das Korn fallen, ehe er es gedroschen hat.“

657) Die Liegenbuche von Thorla.[1])

Die wohlbeleibte Aebtissin des ehemaligen Klosters bei Abbenrode bat einst einen in ihrem Kloster einkehrenden Herzog von Braunschweig oder Bischof von Halberstadt um einen Holzfleck für ihr armes Kloster, damit die geistlichen Jungfrauen im großen Remter nicht, wie bisher, gar zu sehr im Winter frieren müßten. „Würdige Mutter!“ sprach der edle Herr, „Eure Bitte sei Euch gewährt! So viel Ihr in einem Gange ohne auszuruhen zu umschreiten vermögt, soll von diesem Forst Euerem Kloster geschenkt sein!“ Fröhlich machte die corpulente Matrone sich ungesäumt auf den Weg, aber nachdem sie — denn es war ein heißer Tag — unter Aechzen und Stöhnen eine halbe Stunde gewandert, war sie in Schweiß aufgelöst, der Athem ging ihr aus und ohnmächtig sank sie unter einer Buche nieder. „Dor lag se“, hieß von dem Tage an die Stelle, und die Buche, wo sie lag, die Legen-(Liegen-) Buche.

658) Der Schatz im Klosterthurme zu Schöningen.[2])

Zu Schöningen schaut von der Elmhöhe die alte Kirche des Laurentius-klosters mit ihren zwei Thürmen weit hinaus in die Umgegend. Eines Tags spielten dort auf dem Kirchhofe mehrere Kinder Puffball und es fliegt einem derselben, dem Knaben des Küsters, sein schöner Ball in ein schmales Luftloch hoch oben am Thurme. Der Knabe will seinen schönen Ball nicht missen, weint und jammert und läßt sich nicht eher beruhigen, bis der zärtliche Vater die höchste Leiter ansetzt, hinaufsteigt und durch das Loch hineinschaut. Bald aber steigt er wieder herunter und sagt: „Der Ball ist nicht drinnen, gieb Dich nur zufrieden, ich will Dir für den einen sechs neue kaufen!“ Nach Verlauf einiger Zeit giebt der Küster sein Amt zu Schöningen auf und zieht mit Frau und Kind von dannen, man weiß nicht wohin. Wiederum nach einigen Jahren soll am schadhaften Kirchendache etwas ausgebessert werden, weshalb die Maurer auf den Kirchenboden steigen müssen. Da finden sie ein Loch in die Thurmmauer eingebrochen, so groß, daß eben Jemand hindurchkriechen kann, worauf auch sie hindurchkriechen und in einer kleinen Kammer, welche nur durch jene Oeffnung, wohinein einst der Ball geflogen war, Licht erhält, eine mit Gewalt aufgesprengte leere Kiste finden. Nun wußte man, warum der Küster so schnell seine Stelle aufgegeben hatte.

---

1) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 409.
2) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 496.

659) Die Stiftung des Klosters zu Gröningen.[1])

Es war ein schöner Herbsttag des Jahres 936, wo der junge Sohn des Grafen von Gröningen früh am Fenster stand und in die herrliche waldumgrenzte Flur seines Stammschlosses hinausblickte, da sah er zwei der Jäger seines Vaters in den Wald ziehen und plötzlich ergriff ihn eine ungewöhnliche Sehnsucht, ihnen in den schönen Forst nachzueilen und sich an dem edlen Waidwerk zu erfreuen. Gedacht, gethan, er ergriff seinen Bogen und Jagdspieß und verließ unbemerkt das offene Thor des Schlosses und eilte schnellen Fußes hinab in den Wald. Bald erblickte er einen Hasen, schnell legte er einen Pfeil auf seinen Bogen und sendete denselben dem flüchtigen Thiere nach. Obwohl getroffen, raffte sich dasselbe jedoch auf und eilte durch die Büsche, der Junker aber, unmuthig über seinen halben Fehlschuß, eilte ihm nach, stürzte aber plötzlich in einen von ihm in der Eile des Verfolgens nicht gesehenen tiefen Abgrund. Ein ängstlicher Schrei ward von den nicht weit entfernten Jägern des alten Grafen gehört, sie eilten nach der Richtung, wo derselbe hergekommen war, und fanden tief in einer Schlucht den zerschmetterten Körper ihres Junkers, von dessen Anwesenheit im Walde sie keine Ahnung gehabt hatten. Sie hoben ihn auf und trugen ihn in die nahe Kirche, wo der zufällig anwesende Meßpriester dem Sterbenden die letzte Oelung gab. Dann blieb einer bei dem Leichnam und der andere eilte in's Schloß, um den unglücklichen Eltern die schreckliche Nachricht zu bringen. Mit beklommener Brust stieg er zögernd die große steinerne Wendeltreppe hinauf, die zu dem Gemache der Gräfin führte, in welchem er die Stimme seines geliebten Gebieters vernahm und brachte ihnen die traurige Kunde von dem Tode ihres einzigen Sohnes. Starr und bleich schauten die Eltern dem Boten in's verstörte Antlitz, bis endlich der starre Schmerz in einen Schrei des Entsetzens überging. Dies hörte die Schwester des Verunglückten, welche mit einer Nadelarbeit im Nebenzimmer saß. Unglück ahnend eilte sie herbei und stürzte von den Treppenstufen, welche aus ihrem Gemache in das ihrer Mutter führten, ohnmächtig zur Erde. Aber ach! eine in den Händen gehaltene Scheere, die sie in der Eile wegzulegen vergessen hatte, fuhr ihr tief in die Brust. Hilfreich eilten Eltern und Diener herbei, den Strom des hervorquellenden Blutes zu hemmen, aber umsonst, das Herz war verletzt, sie schlug noch einmal die Augen auf, dann schloß sie der Tod auf ewig. Ach, wie durchtönte das Jammergeschrei der noch kurz zuvor so glücklichen Eltern, die an einem Morgen ihre beiden einzigen Kinder verloren hatten, die Hallen ihres Stammschlosses. Dumpf tönten die Sterbeglocken des Kirchleins in den Trauergesang der Chorknaben, als man nach drei Tagen die entseelten Hüllen des Geschwisterpaars der stillen Familiengruft zutrug. Tief nagte von nun an der Gram an den Herzen des vereinsamten Elternpaars, freudeleer war ihnen die Welt geworden, denn ihr Liebstes hatte man zu Grabe getragen. Ihr einziger Trost bestand im Gebete und so kam es, daß der Beichtvater der Gräfin fast täglich im Schlosse war. Eines Morgens trat der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, wo eben der Priester weilte, und erzählte, er habe diese Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt,

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 567 ꝛc.

den ihm der fromme Geistliche deuten möge. Es sei ihm gewesen, als gehe er in einem anmuthigen Garten spazieren, seltsame Blumen blüheten hier, umschwirrt von prachtvollen Käfern und Schmetterlingen; blühend und fruchtbeladen standen junge und alte Bäume und die Sonne schien herrlicher als er sie je gesehen; nur ein Baum, der hoch im Garten stand, hatte keine Blätter, alle seine Zweige waren verdorrt. Auf einmal aber schien derselbe Leben zu bekommen, frische Reiser sproßten aus ihm hervor, fingen an Blüthen zu treiben, aus denen sich kostbare Früchte gestalteten. Damit war der Graf erwacht. Mit großer Aufmerksamkeit hatte der Priester der Erzählung gelauscht, und als der Graf geendet, sprach er: „Ihr, edler Graf, seid der trockene Stamm, aus welchem gar viele Zweige mit Blüthen und Früchten hervortreiben werden, wenn Ihr Eure zeitlichen Güter der Kirche vermacht und davon ein Kloster stiftet." Mit beredter Zunge wußte er dem Grafen die Segnungen anzupreisen, welche für sein und seiner Familie Seelenheil entspringen würden, wenn er dieses gottselige Werk noch vor seinem Heimgange beendigt haben werde, und so bestimmte denn der Graf die Güter zu Groß- und Klein-Croppenstedt, Wendelingen, Heteborn, Gröningen und Dalborf, so wie einen Theil des Hackelwaldes, der Vietling genannt, zur Stiftung des zu erbauenden Klosters. Fromme Mönche aus Corvey, der edlen Baukunst kundig, legten den Grund zur Klosterkirche und so konnte sie bereits im Jahre 940 am Tage des heil. Vitus zur Ehre der heil. Jungfrau Maria, des heil. Stephanus und des heil. Bischofs Vitus geweiht werden. Graf Siegfried von Gröningen und seine Gemahlin Jutta traten selbst in das Kloster ein und beschlossen in den Mauern ihr freudenloses Leben und wurden schließlich in der stillen Gruft unter der westlichen Krypta der alten Klosterkirche beigesetzt.

660) Der verschlafene Mönch auf der Konradsburg.[1])

Die Erbauung der im Mansfelder Gebirgskreise bei Ermsleben gelegenen Konradsburg geht in die ersten Jahre des 10. Jahrhunderts zurück; bis 1112 wurde sie von der Rittersamilie Konradsburg bewohnt, welche aber um diese Zeit die Feste Falkenstein erbaute, nach derselben sich nannte und vermöge eines Gelübdes die Konradsburg in ein Benedictinerkloster, zu Unserer Lieben Frauen Botschaft genannt, umwandelte. Im Anfange des 16. Jahrhunderts besetzte man das Kloster mit Karthäusern, die aber 1525, als es bis auf die Kirche im Bauernaufruhr niederbrannte, entfliehen mußten. Jetzt ist es ein königl. preuß. Vorwerk, dem Kammergute Ermsleben einverleibt. Zu diesem Behufe sind auch im Klostergebäude Wirthschaftsräume angelegt worden, die ehemaligen Zimmer des Abts bewohnt Rüsselvieh, im Weinkeller lagern Gemüsehaufen, die noch unbeschädigte Kirche hat man zu einer Scheuer gemacht und ihre Kreuzgänge, von wohlgewölbten Pfeilern getragen, dienen zu Strohmagazinen.

Von dieser Burg existirt aber folgende merkwürdige Sage. Ein Mönch war den Spießen der rasenden Bauern entronnen, hatte sich im Weinkeller verkrochen und war vom geistreichen Naß desselben berauscht eingeschlafen. Als er erwacht und blos ein Räuschchen verschlafen zu haben meint, will er

[1]) Nach Fischer und Stuckart, Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 143 rc.

zu dem geliebten Fasse zurückkehren, allein er sucht es vergebens, tappt in der Finsterniß umher, stolpert über allerlei runde Dinge und fällt endlich gar über einen Haufen langer geschwänzter Wesen, die er nach öfterem Zurückrollen mühsam überklettert. Unwirsch und im heiligen Eifer verwünscht der Mönch dieses Ungemach und findet nach langem Umhergreifen und Fühlen endlich die Thür. Grollend über so ungeziemende Streiche beschließt er sofort seinem Vorgesetzten, dem Herrn Abt, Anzeige zu machen und Genugthuung zu fordern. Er schlüpft also durch die offene, blos angelegte Thüre, sieht sich auch nicht um, sondern öffnet sogleich die Wohnstube des Abts. Aber, o Himmel, wie erstaunt der Entrüstete! Statt des heiligen Mannes, der ihm so oft freundlich entgegenwinkte, wenn er einen Humpen Hochheimer austischte, grunzte den Verblüfften eine Heerde weltlicher Säue an, die er aus dem Mittagsschlummer störte. Entsetzen ergreift ihn, er eilt nach der Kirche, aber hier klappern Dreschflegel und einer der Drescher macht ihn aufmerksam, daß er sich verirrt haben müsse. „Nicht möglich!" ruft der Mönch, ergreift in der Küche ein Licht und taumelt zurück in den Keller. Doch hier erblickt er, Wunder über Wunder! — statt voller Weinfässer Krautköpfe, Möhren, Rüben ꝛc. über einander gehäuft. Da erschallt eine Stimme: „Thor, dies hat sich seit hundert Jahren hier zugetragen! Geh und erzähle Deinen Brüdern in der Unterwelt, welchen Stoß Doctor Luther, einer Deiner früheren Collegen, dem Mönchswesen beigebracht hat!" Damit sank der Klosterbruder nun wirklich in Todesschlaf, aus dem er nicht wieder erwachte.

661) Der Feuerberg bei Halberstadt. [1])

In der Gegend von Halberstadt wohnte einst ein Graf, der sehr reich, aber auch sehr hab- und raubsüchtig war und die Bewohner des Landes um sich her schrecklich drückte. Seit vielen Jahren war er einem Schäfer eine bedeutende Summe schuldig, wies aber diesen, so oft er ihn daran erinnerte und darum bat, allemal mit kurzen, schnöden Worten ab. Es verging eine Zeit nach der andern und der arme Schäfer erhielt nichts. Auf einmal hieß es, der Graf sei in fernen Landen gestorben. Da jammerte der Schäfer laut, denn nun war seine Schuldforderung wohl für immer verloren. Er wandte sich an die Erben, diese aber jagten ihn mit seiner Forderung zur Burg hinaus. Da ging der Arme betrübten Gemüthes über Feld und kam zufällig in einen Wald. Hier trat plötzlich eine Gestalt auf ihn zu mit den Worten: „Wenn Du Deinen Schuldner sehen willst, so folge mir!" Der Schäfer folgte unwillkürlich, bis er mit seinem Führer vor einem hohen nackten Berge stand, der sich mit großem Geräusche öffnete. Sie gingen hinein und sogleich schloß sich der Berg wieder mit donnerähnlichem Gepolter. Im Innern des Berges war alles Feuer und mitten inne saß der Graf auf einem glühenden Stuhle, um den her aus dem Boden und den Wänden zahllose Flammen auf ihn losfuhren. „Willst Du Geld haben, Schäfer", rief diesem der Graf zu, „so nimm hier das Tuch und übergieb es meinen Erben und erzähle ihnen, wie ich hier ewig im Höllenfeuer sitzen muß!" Mit diesen Worten wand er sich ein Tuch vom Kopfe und gab es mit seinen glühenden Händen dem Schäfer, der nun von seinem Führer geleitet eilig den Berg verließ.

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 221 ꝛc.

Er that nach des Grafen Willen und erhielt von den Erben die Zahlung seiner Schuld. Seit dieser Zeit heißt der Berg der Feuerberg; er liegt einige Stunden von Halberstadt und ist mit hohen Tannen und Eichen bewachsen.

662) Der Einsiedler bei Ellrich. [1]

Bei dem Städtchen Ellrich liegt eine Höhle, schauerlich romantisch-schön, zwischen dunklen Gebüschen und bemoosten Felsen, die eine weite tiefe Kluft bilden. Im Innern befindet sich ein Teich klaren Wassers, das aus einer verborgenen Quelle entspringt. Vor dieser uns schon bekannten Höhle, der sogenannten Kelle (s. oben S. 581) saßen einst zwei Liebende, die man für das schönste Paar im ganzen Gau hielt. Sie sprachen von der Zukunft und das Mädchen, Mechtild genannt, äußerte ihre Besorgniß, daß ihr ihr Konrad, so hieß ihr Geliebter, doch wohl nicht immer treu bleiben und sein Herz einer andern Schönern zuwenden werde. Allein ihr Bräutigam fand sich ob dieses Mißtrauens schwer beleidigt und schwor ihr bei allen Heiligen, daß er nie ein anderes Mädchen als sie lieben werde. Aber auch diese erneuerten Liebesbetheuerungen vermochten sie nicht zu beruhigen, sie blieb traurig und in ihrem Auge standen Thränen. Da kniete Konrad vor ihr nieder und flehte auf's Innigste, sie möge ihm doch Vertrauen schenken, sie versprach es auch und so schieden sie versöhnt. Allein das arme Mädchen hatte sich nicht getäuscht, der Flatterhafte verließ sie und suchte sich eine andere Braut, Mechtild aber härmte sich zu Tode. Wieder kam aber der Tag, wo ein Jahr vorher Konrad seinem Mädchen ewige Treue geschworen hatte, und sonderbarer Weise führte er seine neue Geliebte wieder an denselben Ort, um dort im traulichen Abenddunkel mit ihr zu kosen. Sie weilten, bis die Nacht heranbrach und der Mond im ersten Viertel am westlichen Himmel matt zu leuchten begann. Da weckte aus der Höhle ein zarter Lichtschein die Liebenden aus ihren Umarmungen. Sie fuhren erschrocken in die Höhe und vor ihnen stand im Todtenkleide Mechtild und sprach: „Konrad, hast Du vergessen, daß Du vor einem Jahre mir an diesem Orte Treue für die Ewigkeit geschworen hast? und jetzt sagst Du ganz dasselbe einer andern Braut. Mich hat der Gram zum Selbstmord getrieben, mein Leib liegt hier unten im Wasser, dort laß mich ruhen!" Konrad wollte ihre Hand fassen, allein er griff nur in leere Luft, die Gestalt seiner Braut entflog wie ein Wölkchen in die Höhe. Da sank Konrad auf seine Kniee, klagte sich als ihren Mörder an und schwur, der Hingeschiedenen doch seine Treue bis zum Tode zu bewahren. Diesmal hielt er redlich Wort, sofort trennte er sich von seiner Braut, verkaufte all sein Eigenthum und baute sich bei Mechtild's Grabe eine ärmliche Hütte, in der er als Einsiedler lebte. Alles Uebrige schenkte er den Armen, denn zum Leben brauchte er nur wenig, weil er nur von Brod und Wasser und groben Hülsenfrüchten lebte. Nach wenigen Jahren starb er und ward neben dem Leichnam seiner Mechtild, den er aus dem Wasser hatte nehmen und bei seiner Hütte begraben lassen, zur Erde bestattet. Diese Begebenheit hat die Sage unter dem Namen des Einsiedlers in der Kelle erhalten.

[1] Nach Ziehnert Bd. I. S. 153 ꝛc.

663) Die Sage von den Gegensteinen.[1])

Nördlich von Ballenstedt, nicht weit von dem Wege nach Quedlinburg, nahe bei der Fasanerie Zehling, deren Namen von einem hier noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesenen Dorfe herrührt, befinden sich die sogenannten Gegensteine, zwei einzeln stehende Felsen oder Bruchstücke einer Felsenwand, welche sich von einer mäßigen Anhöhe mehr als 80 Fuß hoch erheben, von denen der eine aber beträchtlich höher liegt als der andere. Der am niedrigsten gelegene Felsen giebt, wenn man nach seiner Mittagsseite spricht, in starkem Echo Alles zurück und heißt daher „der laute", der höher gelegene that dies früher gar nicht, weshalb er „der stumme" genannt ward, jetzt aber giebt er nach Wegräumung von Gesträuch und Abtragung einer Erhöhung wenigstens einigermaßen den Schall auch zurück. Auf die Spitze des letztern führt seit dem Jahre 1817 eine Treppe und man genießt von hier aus eine entzückende Aussicht. Von diesen Steinen erzählt nun aber das Volk folgende Sage.

Zu jener Zeit, als noch dichter undurchdringlicher Wald die Gegend bedeckte, welche man jetzt als lachende, mit Erntesegen bedeckte Fluren sieht, wo in den Thälern Sümpfe und Moräste lagen und die Höhen von wilden Thieren wimmelten, wo weder Weg noch Steg war, auf welchem ein menschlicher Fuß wandeln konnte, da trieben an der Stelle, wo jetzt die Gegensteine emporragen, böse Geister ihr Wesen. Aus der Ferne sah man es, wie sie zur Nachtzeit, besonders in der Mitternachtstunde, bald wie feurige Kugeln, bald wie hüpfende Flämmchen erschienen, bald mit furchtbarem Geschrei die Nahenden schreckten, bald sie durch süße Zaubertöne anlockten und verführten. Viele, die ihrer spotteten, auf keine Warnung hörten und das Treiben der Unholde in der Nähe sehen wollten, sich auch wohl gar bis zu der Erscheinung durch das Dickicht drängten, kamen nicht zurück. Sie wurden von den bösen Geistern durch die Lüfte entführt, man hörte ihr Wimmern und fand sie meilenweit von den Höhen herabgeschleudert todt auf der Erde liegen. Nur wer ein Gott geheiligtes Leben führte, reines Herzens, fromm und gläubig unserem Herrn und Heiland eigen war, dem konnten die Bösen nichts anhaben.

Da begab es sich eines Tages, daß ein Ackersmann aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenstedt früh vor Sonnenaufgang ausgeritten war, um in der Stiftskirche zu Quedlinburg, welche die Kaiserin Mathilde kaum erst gestiftet hatte, seine Andacht zu verrichten, da in Ballenstedt damals eine Kirche noch nicht vorhanden war. In frommen Gedanken ritt er langsam vor sich hin, da überfiel ihn eine unwiderstehliche Müdigkeit und er schlief ein. Sein Gaul, der keine lenkende Hand mehr fühlte, ging vom Wege ab, sich Grünes zu suchen, blieb stehen und fraß. Da erwachte der Bauersmann, er rieb sich verwundert die Augen, denn er sah sich in einer gänzlich unbekannten Gegend, im dunkeln Dickicht ohne Weg und Steg, rings um ihn her thürmten sich hohe Felsen auf, die ihn beinahe einschlossen, er hörte Wasser brausen und unter sich ein tobendes Geräusch, im Vordergrunde aber gähnte ihn eine tiefe Höhle an.

Der Ackersmann hatte von dem Allen nie etwas gehört und kannte eine

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. I. S. 120 ꝛc. und darnach Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 124 ꝛc. (mit Abbildung).

solche wilde Gegend in der Nähe seines Wohnortes nicht; er meinte durch Zauberei in ein fremdes Land versetzt zu sein. Besorgt schaute er vom Gaule herab Alles an und überzeugte sich endlich, daß er nicht träume, denn die Sonne glänzte über der schauerlichen Gegend und der Gaul grasete munter fort. Wohl kam ihm der Gedanke, daß er im Bereiche der bösen Geister sei, allein da er die Vögel ruhig in der Luft herumfliegen sah, auch sonst kein angsterregendes Geräusch vernahm und die Sonne ebenso warm und belebend als in seinem Dorfe scheinen sah, da dachte er, es möge doch nicht Alles wahr sein, was sich die Leute von dieser Gegend erzählten, und nahm sich vor, nächstens seine Frau und Kinder hierher zu holen und ihnen durch den Augenschein zu beweisen, daß sie sich ohne Grund vor derselben fürchteten. Nach und nach überkam ihn Neugier, er wollte wissen, was in der finstern Höhle sein möge, er dachte, es könne ihm nicht an's Leben gehen, wenn er einmal hineinsehe. Er stieg also vom Pferde, band dasselbe an einen Baum und näherte sich dann erst mit langsamen, bald aber mit schnelleren Schritten der Höhle. Als er aber seinen Kopf vorsichtig in die Oeffnung derselben steckte, erblickte er mitten in der Höhle eine große Braupfanne voll Goldstücke, alle so groß wie ein Handteller. Darauf lag eine silberne, glänzende, viereckige Tafel, mit rothfeurigen funkelnden Steinen eingefaßt, und Buchstaben und Zahlen in der Mitte von großen Granaten, daneben lehnte eine nagelneue Fuhrmannspeitsche und auf der andern Seite lag ein ungeheuer großer schwarzer Bullenbeißer mit glühend feurigen Augen, die hin und her rollten. Wohl zehn Minuten stand der Ackersmann wie versteinert über das, was er sah, da und wußte nicht, was er machen sollte, denn der grimmige Bullenbeißer mit seinen feurigen Augen glotzte ihn grimmig an und verwandte keinen Blick von ihm. Wie er ihn beschwichtigen sollte, wußte er auch nicht, allein endlich waren doch die vielen Goldstücke und die schöne Peitsche gar zu verführerisch; er dachte, ein kühner Griff werde doch wohl erlaubt sein und viel wolle er ja auch nicht nehmen. Beherzt schritt er also in die Höhle hinein, indem er seitwärts auf den Hund blickte, ob derselbe sich zu rühren Miene mache; allein je weiter er auch vorschritt, der Hund rührte sich nicht, er konnte an die Braupfanne treten, hineinschauen und die Hände hineinsenken, das Thier blieb mäuschenstill. Also griff er muthig hinein, holte sich einige Hände voll Gold heraus, stopfte sich schnell damit die Taschen voll und sprang dann mit zwei Sätzen wieder nach dem Eingange der Höhle. Hier sank er vor Aufregung nieder, leerte seine Taschen und fing an voll Begierde die Goldstücke zu zählen, um zu sehen, wieviel er fortgebracht hatte. Da hörte er sein Roß wiehern und mit den Füßen stampfen, er rief ihm also zu: „Warte, ich komme gleich, ich will mir nur noch die Peitsche holen, die ich vergessen habe." Und wieder stieg er ohne Furcht vor dem schwarzen Wächter, der ganz ruhig blieb, hinab in die Höhle, ergriff die Peitsche und wollte schon umkehren, da fielen seine Augen auf die Braupfanne und aus ihr lachten ihn die blanken Goldstücke so glänzend an, daß er nicht widerstehen konnte, er griff noch einmal und noch einmal hinein und holte sich einige Hände voll heraus. Da erhob sich langsam der schwarze Wächter und fletschte knurrend die Zähne, aber Jakob — so hieß der Bauersmann — fürchtete ihn nicht mehr, sondern dachte: immer knurre zu, aller guten Dinge müssen drei sein, ich nehme noch eine Hand voll. Aber wie er den dritten

Griff thun wollte, da sprühten die Augen des Thieres sengende Feuerstrahlen, ein fürchterliches Geheul und Getöse, ein Brausen und Stürmen, ein Blitzen, Donnern und Krachen entstand, die Erde erbebte, die Felsen umher stürzten zusammen, die Bäume brachen um, Sturzbäche rauschten hervor, der Himmel verhüllte sich mit Nacht, und Flammen stiegen empor aus der Tiefe.

Zwar wußte der Ackersmann nicht, wie er aus der Höhle gekommen war, aber so viel Besinnung behielt er doch, daß er sah, wie der Gottseibeiuns unter gräßlichem Getöse und Feuerregen in riesiger Gestalt, in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldstücken, in der andern die glänzende Tafel haltend, aus der Höhle emporstieg, umgeben von vielen kleinen Teufelsgestalten, und wie Alles umher versank und verschwand und nur zwei Felsstücke einzeln stehen blieben. Der Teufel aber schwang sich hohnlachend nach dem am tiefsten gelegenen Felsen, dem lauten, spaltete ihn mit einem Fußtritt und fuhr in seine Oeffnung hinab; aus derselben, die sich sofort hinter ihm und seinen Gesellen schloß, stieg dampfender Schwefelgestank in die Höhe, und der Bauer hörte, wie die Goldstücke im Innern des Felsens hinab in die Tiefe rollten. Er zitterte vor Entsetzen; wenn er nicht in seinen Händen die Peitsche gehalten und in den Taschen die schweren Goldstücke gefühlt, hätte er geglaubt geträumt zu haben. Hoch erfreut über diesen geretteten Schatz griff er hinein, um sich an dem Anblick des blitzenden Goldes zu weiden, allein wie ward ihm, als er einen Kieselstein herauszog und als, da er seine Taschen umkehrte, nichts als ähnlicher Plunder herausfiel. Er setzte sich weinend auf seinen Gaul und ritt nach Hause, dort kam er aber so matt und erschöpft an, daß er sich sofort niederlegen mußte; allein seine Mattigkeit nahm täglich zu und nach vierzehn Tagen war er todt. Seitdem dies geschehen ist, soll nun der Teufel in dem lauten Gegensteine bei seinem Golde sitzen, der Vorübergehenden durch Nachäffen ihrer Stimme und Nachsprechen ihrer Unterhaltung spotten, wer ihn aber foppt und zu viel auf den Felsen einspricht, den wirft er mit Steinen.

Nun erzählt aber die Sage weiter, es sei einst ein ehrwürdiger Priester ohnweit der Gegensteine vorbeigekommen, der habe von dem Geisterspuk, an den er anfänglich nicht glauben wollte, gehört, habe sich vor dem Felsen auf die Kniee geworfen, drei Kreuze geschlagen und laut zu Gott gebetet, er möge doch diesem Treiben des Höllenfürsten ein Ende machen. Da habe der Böse zwar kein Wort des frommen Mannes nachgespottet, aber aus dem Felsen sei eine sanfte Stimme erschollen und habe folgende Worte gesagt: „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeers geboren, keusch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtstunde am Tage Allerheiligen vor dem Felsen erscheine, knieend mit aufgehobener Rechten dreimal ihren ganzen Namen mit lauter Stimme gegen den Felsen ausrufen und dann den Höchsten bitten werde, den Zauber zu lösen und das Ungethüm im Felsen zu vernichten, so werde der Felsen zusammensinken, der Goldschatz heraufsteigen und Eigenthum der Jungfrau werden und der Spuk für immer aufhören."

664) Zorge und die Jungfernklippe. [1])

Unterhalb Hohngeiß, der höchstgelegenen Ortschaft des Harzes, zieht sich zwischen Bergen von gewaltiger Höhe ein dunkles enges Thal hin, von riesen-

[1]) S. Sagen aus der Vorzeit des Harzes S. 353 rc.

haften Schwarztannen umdüstert und durchflossen von einem murmelnden Waldbache. An beiden Seiten steigen die gewaltigen Bergwände so steil empor, daß man von der mittleren Höhe der einen, an welcher die Fahrstraße hinführt, nicht ohne Grauen in den finstern Abgrund zu seinen Füßen herabblickt und die Kühnheit derer bewundert, welche die Straße an diesen Abhang legten. Der obere Theil des Thales ist einsam und öde, tiefes Schweigen ruht auf dem Grunde, weiter abwärts dagegen erweitert es sich und wird lebendig, da klappern die Mühlen, dröhnen die Hammerwerke, rollen die Kohlenwagen, eilen die Hüttenleute geschäftig durch einander; hier liegt der Braunschweigische Hüttenort Zorge, so genannt von dem schon erwähnten Waldbache, einem der veränderlichsten aller Harzbäche. Denn während er heute kaum bedeutend genug scheint, um eine Mühle zu treiben, braust er vielleicht morgen schon als ein gewaltiger Strom durch die Gebirge, so rasch füllen sich seine Ufer, wenn von den hohen steilen Bergen rings der Schnee niederrinnt oder ein Gewitterregen herabrauscht. So hat er einst, von Regengüssen schnell angeschwollen, die Kirche des Hospitals St. Cyriaci weggespült, zur Zeit, als eben der Priester das Abendmahl austheilte, und Priester und Communicanten sind beide dabei ertrunken, wie die acht Kreuze an der Kirchenmauer und das darüber angebrachte Bild eines Priesters mit einem Kelche in der Hand noch heute anzeigen. Nun wohnte in jenem Thale vor einigen hundert Jahren ein Förster, der eine sehr schöne Tochter hatte, die aber eben so fromm und gut als hübsch war. Es verheerten aber damals gerade der dreißigjährige Krieg und die damit verbundenen Greuel Deutschlands Gauen. Da zog auf einmal eine Horde österreichischen Kriegsvolks in das bisher so friedliche Thal und schrieb eine schwere Brandschatzung aus, die sollte binnen drei Tagen zusammengebracht sein, wo nicht, so sollte der ganze Ort in Flammen aufgehen und ein Haufen Asche werden. Die Einwohnerschaft war sehr in Aengsten, denn die Brandschatzungssumme schien für ihre Mittel viel zu hoch. Das half aber Alles nichts, sie mußte aufgebracht werden, und inzwischen quartierten sich die wilden Soldaten in die einzelnen Häuser ein und der Anführer, ein roher Kroat, wählte das Haus des Försters als das beste im Orte zu seinem Quartier. Der Förster, der wohl wußte, daß eine Jungfrau jetzt das gefährlichste Gut sei, beschloß sofort seine Tochter Elisabeth in Sicherheit zu bringen und hatte auch einen fast unentdeckbaren Zufluchtsort für sie bereit. Auf der Bergwand, die sich auf der rechten Seite des Thales emporhebt, liegen versteckt in den hohen Tannen die Ruinen eines alten Ritterschlosses, der Staufenburg, deren vordere Seite auf einen Felsenvorsprung auslief, unter dem in grauenvoller Tiefe das Thal der Zorge sich öffnete. Auf der andern Seite aber, wenige hundert Schritte von den Ruinen, befand sich eine Fuchshütte, halb verfallen und kaum bemerkbar denen, die sie nicht kannten. Hier beschloß nun der sorgsame Vater seine Tochter während der Anwesenheit der Feinde zu verstecken, einer seiner Jägerburschen führte sie hin und die übrigen wurden beauftragt, stets die Zugänge des Waldes zu beobachten und sobald etwa Soldaten hineinstreifen würden, den Förster zu benachrichtigen. In unsäglicher Angst verbrachte das Mädchen hier den ersten Tag, jeder Schrei eines Vogels, jedes Fallen eines Astes, der schwere oder leichte Tritt eines der Thiere des Waldes ließen sie aufschrecken, die Sorge um den Vater und

das Schicksal ihrer Heimath ließen sie keine Minute zur Ruhe kommen und als die Nacht hereinbrach, gerieth sie gar in Versuchung, ihre Zufluchtsstätte zu verlassen und in die Gemeinschaft der Menschen zurückzukehren, allein die Furcht, zu solcher Stunde allein durch den dichten Wald gehen zu müssen, und der Gedanke, daß ihr dort unten sicher mehr Gefahren drohten als hier oben, hielten sie von diesem unüberlegten Schritte ab. Am andern Morgen brachte ihr ein Jägerbursche Speise und Trank für einige Tage und die Nachricht, daß bis jetzt an dem Orte noch kein bedeutendes Unglück geschehen sei, aber allerdings das Schlimmste nach Ablauf der dreitägigen Frist zu befürchten stehe, weil die geforderten Summen nicht zu schaffen und die Drohungen fürchterlich seien. So verging auch der zweite Tag und die zweite Nacht.

Während dieser Zeit waren aber der Förster und die übrigen Bewohner des Ortes in nicht geringer Angst und Sorge, ersterer wegen seiner Tochter, letztere aber wegen der Gefahr, die ihren Häusern und Eigenthum drohte, wenn sie das verlangte Geld nicht aufbringen würden. Leider aber ereignete sich jetzt etwas, was die Vorsicht des Försters unnütz zu machen drohte. Mehrere Soldaten hatten im Dorfe zufällig von dem schönen Jägermädchen reden hören, sie sprachen davon gegen ihren Hauptmann und dieser beschied sofort den Förster vor sich, ließ ihn hart an, daß er sie weggeschickt habe und gebot ihm, sie sofort wieder herbeizuschoffen. Der Ausrede des Försters, daß sie bei entfernten Verwandten sei, ward kein Glauben geschenkt und auf Befehl des Hauptmanns das ganze Haus von oben bis unten nach ihr durchsucht. Allerdings fand man sie selbst nicht, allein dafür ihr Bild, welches freilich den Kriegsmann durch seine Schönheit noch mehr aufreizte, sich in den Besitz des Mädchens zu setzen. Er befragte also unter Drohungen und Mißhandlungen die verschiedenen Hausgenossen, wo die Schöne sich befinde; Keiner gestand etwas; allein zum Unglück hatte ein Posten des Hauptmanns bemerkt, daß ein Jägerbursche mit Speise und Trank hinauf in den Wald gegangen sei, und das war diesem eine genügende Spur. Er bot also insgeheim mehrere seiner Getreuen auf und ging den bezeichneten Weg, um den Wald zu durchsuchen. Wer beschreibt Elisabeth's Schrecken, als sie auf einmal rauhe Männerstimmen vernahm und durch eine Spalte der Hütte schauend, wilde bärtige Krieger ganz in der Nähe erblickte, deren einer gerade die Hütte wahrnahm und mit wildem Freudenruf den Anführer darauf aufmerksam mochte. Mit ein Paar kräftigen Stößen war die morsche Thür eingerannt, sie flog aus ihren Angeln, die rohen Burschen drangen hinein, aber eben so schnell benutzte Elisabeth den freigelassenen Raum, entwich den sie schon ergreifenden Armen und entsprang ihren Verfolgern; der Hauptmann suchte sie am Gewande festzuhalten, allein dasselbe riß und er stürzte zur Erde. Wüthend sprang er auf und eilte ihr von Neuem nach, unterdeß hatte sie aber die Ruinen und jenen Felsenvorsprung erreicht, da war aber ihre Flucht zu Ende; vor ihr gähnte der Abgrund und schaudernd blickte sie hinab auf die schroffen, spitzigen Klippen. Allein sie zauderte keine Minute, den Tod der Schande vorzuziehen, entschlossen sprang sie hinab und ihr Verfolger, der in seiner blinden Wuth weder den Felsen noch den Abgrund sah, flog der Flüchtigen nach in die entsetzliche Tiefe und sein plötzliches Jammergeschrei leitete seine Leute nach der Gegend, wo er eben verschwunden war. Erschüttert schauten sie zu dem Fuße des Felsens hinab, dort lag furchtbar

zerschmettert ihr Hauptmann am Boden, neben ihm aber stand lebend, unbeschädigt und mit gefalteten Händen gen Himmel blickend die Jungfrau. Da faßte ein Grauen die wilden Krieger, sie sahen in dem Mädchen ein unter göttlichem Schutze stehendes Wesen, voll Entsetzen eilten sie in's Thal herab, bald wirbelten die Trommeln und riefen zum Abmarsch und schnell, als würden sie von Feinden verfolgt, verließen sie, ohne an die Auszahlung der Brandschatzung zu denken, das Dorf. Nun war aber große Freude im ganzen Orte, Jedermann nannte Elisabeth die Retterin desselben, der Felsen aber unter der Staufenburg, von wo sie herabgesprungen war, bekam den Namen der Jungfernklippe und behielt ihn bis auf den heutigen Tag.

665) Der Bergmönch.[1])

Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubniß geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: Er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgestänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein thut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in demselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubt, oder sich um das Auge des Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Rest.

666) Der silberne Mann.[2])

In einer Grube ist man beim Absinken auf einen Menschenkopf von gediegenem Silber gekommen und wie man weiter absinkt, kommt eine ganze Menschengestalt von lauterem Silber zum Vorschein, die stellte den Bergmönch dar, wie er leibt und lebt, und darum hat Niemand es wagen dürfen, dieses Bild zu beschädigen. Lange, lange Jahre ist diese Grube die ergiebigste im

[1]) S. Harrys, Niedersächs. Sagen. Bd. II. S. 2.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 5.

ganzen Harze gewesen, und wegen ihres Wahrzeichens hat sie der silberne Mann geheißen. Aber einmal läßt sich Einer durch Habsucht verleiten, daß er von dem Bilde einen kleinen Finger abschlägt. Da springt aus der Wunde ein gewaltiger Wasserstrahl heraus, daß die Menschen kaum haben aus der Grube herauskommen können. Die Grube aber ist ertränkt bis auf diesen Tag.

667) Der Bergmönch zu Clausthal.[1])

Der Bergmönch läßt sich in den Gruben oft als Riese in einer schwarzen Mönchskutte sehen. Einmal ist er eine ganze Zeitlang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht und ein andermal zwölf Bergleute angehaucht, daß sie sogleich todt liegen geblieben sind. Hier in diesen Gruben, in denen sie sich jetzt befinden, hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft, denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich ihm unsichtbar über die Grube, und als er emporkam, drückte ihm der Geist mit den Knieen den Kopf zusammen. Zuweilen ist er aber auch gut gegen die Bergleute, wie sich dies vor einigen fünfzig Jahren an zwei armen Bauern bewahrheitet hat. Diese arbeiteten nämlich immer gemeinschaftlich und einstmals als sie anfuhren und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleuchte, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf der Lampe hatten. „Was fangen wir da an?" sprachen sie zu einander; „geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht an sich schon gefährlich ist; fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Hause Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut!" Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschracken sie gewaltig, denn ein ungeheurer riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke hinauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den Beiden, die in Angst da stillstanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich will Euch kein Leids thun, vielmehr Gutes!" nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Geräth und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in einer ganzen Woche mit allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagt's keinem Menschen je, daß Ihr mich gesehen habt" und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich auseinander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst nur einen Theil ihres Gezähs hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden, aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon weggewendet. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Bergmönchs, das nicht abnahm und darum noch immer großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 85.

Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe und sie mußten nun jedesmal wieder wie die Andern frisch aufschütten.

668) Die Rehbergerklippe bei Clausthal.[1])

Einige Stunden von Clausthal liegt der hohe Rehberg, links von diesem rauscht der zwischen behauenen Granitblöcken eingeengte Rehbergergraben, rechts fällt das Gebirge jäh ab und bildet ein Thal, dessen dunkele Waldesnacht von den wilden Wellen der Oder durchbraust wird. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich die starren gigantischen Zacken der sogenannten Rehbergerklippe in die Lüfte und gewähren ein ergreifendes Bild einer einstigen Erdrevolution. Von dieser schauerlichen Gegend erzählt man aber folgende Sage.

Vor langer Zeit lebte hier in dieser Wildniß ein gewaltiger Jäger, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Waidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und ein tausendstimmiges Echo wach wurde in den Geklüften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägersmannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören, aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Waidmanns verschlossen und von dem Spott und Hohngelächter des Unholds begleitet schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen Octobersonntags senkte sich auf das Gebirge hernieder, die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldnen Glanz des Abendroths, auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied, nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens seine würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flogen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Sekunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte von den Hufen der muthigen Rosse und unter dem Tritte der keuchenden Treiber, von den Bergen hallte das wilde Halloh der Reiter wieder, das Knallen der Peitschen und das Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh aber stöhnte und entrann nur mit Aufbietung seiner letzten Kräfte den Verfolgern. Da stand es auf einmal athemlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird, und schreckte zitternd vor dem unbekannten, schwarzen Schlunde zurück. Aber lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 72 ꝛc.

und von Todesangst gepeinigt wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die Tiefe hinab. Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Hände trugen es sanft hinab in das sichere Thal. Die Jäger aber sammt Rossen und Hunden wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken aber stürzte der ganze Troß hinab in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht. Von jener Zeit aber ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages im fernen Westen erloschen ist. Um die Mitternachtstunde aber, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt und das phantastische Mondlicht die grauen Stämme der Bäume in lange gespenstige Gestalten verwandelt, da huschen wie Geister der Nacht riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen gar seltsam zu flüstern, ein dumpfes Getöse zieht herauf, denn von dem hohen Berge stürmt der wilde Jäger heran und mit ihm wunderliche Schauergestalten mit Schwertern und Geschoß, zu Fuß und zu Roß, umkläfft von Hunden, und vor ihnen her jagen mit Windeseile Wolf-, Bären- und Hirschgerippe. Dem wilden Schwarm weicht jedes lebende Wesen aus oder wirft sich, wenn es von ihm überrascht wird, mit dem Gesicht zur Erde, denn wer den Zug mit sterblichem Auge erblickt, stirbt.

669) Der eichene Pflock zu Clausthal.[1])

Zu Anfange des 30jährigen Krieges ward die Bergstadt Clausthal durch einen eichenen Pflock vor großer Gefahr geschützt. Es näherte sich nämlich der Stadt der nicht im besten Rufe stehende Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern. Da der Eingang oben von der Osteroder Straße her mit einem Schlagbaum verschlossen war, begehrte er Einlaß mit seinen Reitern. Man schlug es ihm anfänglich ab, allein da er Anstalt machte sich den Einlaß mit Gewalt zu erzwingen, so unterhandelte man mit ihm, und als er versprach nichts Feindliches gegen die Stadt unternehmen zu wollen, öffnete man den Schlagbaum und ließ ihn ein. So ritt er denn in die Stadt, die Bürger aber, die von seinen friedlichen Gesinnungen nichts wußten, erschracken nicht wenig, als sie ihn erblickten, und ein Bürger, Bastel Löwe genannt, der auf der Osteroder Straße wohnte, griff nach seiner Büchse, um ihn zu tödten. Da aber das Gerücht allgemein verbreitet war, daß Hillfeld kugelfest sei, so lud er einen eichenen Pflock, dem der Sage nach kein Zauber und kein Festmachen widerstehen kann, in seine Büchse und schoß sie auf Hillfeld ab; ohne einen Laut von sich zu geben, fiel dieser vom Rosse. Die Rathsherren aber, welche mit ihm unterhandelt hatten, standen erstarrt vor Schrecken dabei, denn sie fürchteten, seine Reiter würden rasend über den Tod ihres Anführers Alles mit Feuer und Schwert verwüsten, allein ihre Furcht war grundlos, denn diese hatten plötzlich allen Muth verloren und bildeten sich ein, man habe sie nur darum in die Stadt gelockt, um sie hier zu ermorden; sie drehten schnell ihre Pferde um, jagten davon und kehrten niemals wieder.

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. IV. S. 7.

670) Das kleine Clausthal. [1])

Bei Clausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Clausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich gemacht. Darüber hat Gott die Stadt untergehen lassen und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. In der Mitternacht vom Gründonnerstage auf den Charfreitag ist die Kirche an der Stelle zu sehen, wo jetzt der Teich ist; zugleich zeigt sich ein Reh mit seinem Kalbe, das Niemand jagen darf. Noch jetzt heißt jenes Thal das kleine Clausthal.

Nun war am Harze irgendwo ein grausamer Wilddieb, wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild stand, so war's auch nicht sicher. Der hatte auch gehört, daß im kleinen Clausthal in der Mitternachtsstunde des Charfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen läßt, das man nicht schießen darf, aber er lachte nur darüber. Einmal kurz vor Ostern ist er in einer lustigen Gesellschaft, da erzählen sich auch die Leute vom kleinen Clausthal, aber wie er denn an nichts geglaubt hat, so lacht er nur darüber und sagt: „Was gilt's? Ich schieße Euch das Reh mit sammt dem Kalbe und wir wollen's am ersten Osterfeiertage verzehren." Die Leute haben ihm wohl davon abgerathen, aber er läßt sich nichts sagen. Am Charfreitag Abend begiebt er sich nach dem kleinen Clausthal. Wie er vor den Teich kommt, sieht er auf demselben einen hohen dicken Nebel liegen, der geht bis an den Himmel und man hat den Teich nicht sehen können; in dem Nebel aber ist ein Geflüster gewesen, wie wenn Viele mit einander reden, und es schimmern bisweilen wunderliche Gestalten heraus. Auch über den Weg kommen viele Gestalten herübergehuscht, wie luftige Schatten, und alle verschwinden im Nebel über dem Teiche. Aber er hat nichts Arges daraus, er geht vorüber und stellt sich am Ausgang des Thales, da wo jetzt das erste Innerster Pochwerk ist, hinter einen Busch auf die Lauer. Richtig kommt das Reh mit dem Kalbe. Da schießt er das Kalb nieder. Wie er's fallen sieht, geht er darauf los und bindet ihm die Füße zusammen und hängt es über die Schulter, darauf geht er zurück. Wie er dahin kommt, wo jetzt wieder der Teich ist, steht auf der nämlichen Stelle, wo eben noch ein Teich war, eine Kirche, die ist hell erleuchtet und der Gesang erschallt und die Orgel dazwischen. Das ist doch seltsam, denkt er, sollst doch einmal in die Kirche gehen. Er tritt also hinein, da sieht er denn die ganze Kirche voll Menschen, aber sie sehen alle aus, als wenn sie schon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider sind nach einer Mode gewesen, die er nicht kennt. Er grüßt, Keiner dankt ihm, aber Einige nicken, Andere schütteln den Kopf und winken einander zu und weisen mit den Fingern auf ihn hin. Die Lichter auf dem Altar und auf dem Kronleuchter brennen mit blauer Flamme und aus dem Kelche auf dem Altar zuckt eine blaue Flamme heraus. Nachher kommt der Pastor vor den Altar, aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen, es ist, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllt und aus dem Munde geht dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal kracht's durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte.

[1]) Nach Harrys Bd. II. S. 11 rc.

Da zeigt der Pastor auf ihn hin und schreit: „Verfluchter Sabbathschänder!“ Und die Geister stehen gegen ihn auf und heulen das Wort nach; darüber stürzt er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus, wie er aber hinausstürzt, schlägt die Thür hinter ihm zu, daß ihm die Fersen abgeschlagen sind. Da fliegt er bis an den Weg und hier bleibt er liegen bis an den Morgen. Wie er zu sich selbst kommt, liegt der Teich ruhig vor ihm da, aber das Rehkalb ist weg, er aber ist todtkrank und kann sich kaum nach Hause schleppen. Wie er neun Tage gelegen hat, hat er die Geschichte erzählt und ist darauf gestorben.

671) Feuer wird verflucht. [1])

In Clausthal ist einmal einer gewesen, der hat sich in ein Mädchen verliebt, die in einem Hause an der Erzstraße gedient hat, aber das Mädchen hat ihn nicht leiden mögen, wie er sich auch bemüht hat, ihr zu gefallen. Darüber ergrimmt der Mann endlich so, daß er sich eines Abends auf des Mädchens Schlafkammer schleicht und eine Feueruhr unter ihr Bett stellt. Gegen 12 Uhr Nachts schlägt die Uhr Feuer und wie das Mädchen aufwacht, hat sie kaum Zeit, aus dem Fenster zu springen, kann aber nichts von ihrer Habe retten. Darüber schreit sie in Verzweiflung: „Ach du verfluchtes Feuer!“ und wie sie das gerufen hat, fliegt das Feuer auf sie zu. Das Mädchen flieht, aber das Feuer fliegt ihr nach und alle Straßen, durch welche das Mädchen seinen Weg genommen, gerathen in Brand, so daß man endlich gar nicht mehr dem Feuer Einhalt zu thun weiß. Da erbietet sich ein Jude, er wolle das Feuer verschreiben. Die Obrigkeit traut ihm aber nicht und will das nicht gestatten. Endlich wie schon fast die ganze Stadt in Flammen gestanden hat, und selbst Schule, Kirche und Rathhaus in Asche liegen und auch schon die Apotheke angehen will, geht man auf den Vorschlag des Juden ein. Da hat der Jude an die Apotheke die Worte geschrieben: „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter!“ und hat seine Charaktere dabei gemacht. Darauf hat das Feuer so geendet, daß von der Stadt derjenige Theil stehen geblieben ist, den man noch jetzt das alte Viertel nennt.

Andere sagen, das Mädchen sei wirklich in ihrem Bette verbrannt, aber eine Person aus der Nachbarschaft, die durch das Feuer alle ihre Habe verloren, habe das Feuer verflucht.

672) Die Haulemutter. [2])

Ein Bergschmied von Clausthal fuhr vor fünfzig bis sechszig Jahren einmal des Morgens früh um 1 Uhr an. Wie er am Zellbach durch das sogenannte Prachtgäßchen kam, hörte er eine feine und dünne Stimme, welche zu ihm sprach: „Bleibste schtiehn! Bleibste schtiehn!“ Weil er aber wußte, daß die Frau, welche in dem kleinen Hause an der Straße wohnte, eine Hexe war, so dachte er gleich, das ist eine Hexe, die Dir einen Schabernack anthun will, und lief was er laufen konnte, daß er fortkam. Aber gleich hörte er hinter sich ein Trappeln und Rappeln, Jauchzen und Schreien, daß

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 16.
[2]) S. Pröhle, Harzsagen S. 76.

ihm Hören und Sehen verging, und doch sah er nichts. Mit einem Male that's einen Satz und er fühlte auf seinen Schultern eine schwere Last, gleich als wenn ein Mensch sich darauf setzte und mit den Beinen vorn herunterhinge. Er fühlte auch, wie die Finger gleich Krallen in die Haut eingeschlagen wurden, und das Ding verließ ihn nicht eher, bis er die Gaipelthür aufgemacht hat, an welcher er matt und erschöpft auf dem untern Burgstädter Zuge ankam. Dann aber gab's ihm einen furchtbaren Schlag in den Rücken, daß er ohnmächtig im Gaipel hinstürzte und erst nach einigen Stunden sich von seiner Noth erholen konnte. Des Abends, als er nach Hause kam, hatte er noch die schwarzen Flecke auf Schultern und Rücken.

673) Die drei Brüder von Zellerfeld.[1])

Auf dem Zellerfeld waren drei Brüder, die waren Jäger und gingen mit einander nach der Schalk auf die Jagd. Da bekam der Jüngste drei Rebhühner zu sehen und schoß nach dem einen. Er glaubte es getroffen zu haben, es lief aber fort und er verfolgte es bis nach der Höhe des Berges an die Stelle, welche „beim Neubrunn" heißt. Allda ist das Huhn verschwunden. Der Jäger nimmt die Stelle in nähern Augenschein und findet eine Oeffnung, die bezeichnet er sich, geht zurück und pfeift seinen Brüdern. Alle drei gehen nun zu der Oeffnung hinein und kommen unter der Erde in ein geräumiges Zimmer, worin Tische und Stühle sind, der Tisch aber ist gedeckt und voll allerhand guter Speisen. Die drei Brüder setzen sich da nieder, essen und trinken und lassen es sich wohl schmecken. Nach dem Essen kommen drei herrliche wohlgekleidete Damen, welche sie anreden um Standhaftigkeit und kund thun, daß sie hier verwünscht wären; wenn sie drei Jahre hier verharrten, ohne das Tageslicht zu schauen, so wären sie befreit. Versprachen ihnen auch, während der Zeit für gutes Essen und Trinken zu sorgen. Auch luden sie die drei Jäger ein, um ihnen ihre Schätze zu zeigen. Da führten die Damen die Jäger in's Nebenzimmer, zeigten ihnen drei Fässer mit Geld und thaten ihnen kund, daß sie von nun an wohl schwarz werden und sich nur alle Jahre einmal würden sehen lassen. Sobald das erste Jahr verflossen ist, kamen die drei wieder, da waren sie schon etwas weißlicher geworden. Sie ermahnten die drei Jäger aber noch einmal, nur standhaft zu bleiben. Das zweite Jahr kamen sie auch wieder, da waren sie schon wieder etwas weißlicher. Da ermahnten sie die drei Jäger nochmals, nun auch noch das letzte Jahr auszuharren. So verging denn auch das erste halbe Jahr glücklich, im dritten Vierteljahre wurde aber der älteste Bruder unzufrieden und sprach: „Wozu wollen wir hier länger weilen?" Der Jüngste vermahnte ihn aber mit ihm auszuharren. Auch der zweite Bruder wurde endlich wankelmüthig und so beschlossen die beiden denn endlich fortzugehen. Sie drohten den Jüngsten zu ermorden, wenn er nicht mitwollte, und um sein Leben zu retten, gab er nach. Der Aelteste sprach nun weiter: „Wir wissen ja das Geld, so nehmen wir mit, so viel wir schleppen können." So thaten sie auch und gelangten mit ihrem Gelde glücklich nach dem Zellerfeld, wo Alle die Drei schon verloren geglaubt haben. Diese haben sich unterwegs beredet, von der ganzen Sache nichts auszusagen, und sie gaben vor, daß sie auf

[1]) S. Pröhle S. 93.

Reisen gewesen und sich durch diese Gelegenheit ein ansehnlich Stück Geld verdient hätten. Sie legten auch die Jägerei nieder und nun lebte der Aelteste als ein Freiherr, der Zweite kaufte sich eine Wirthschaft und der Jüngste eine Mühle, alle drei aber nahmen Weiber und lebten als verheirathete Männer. Nun hat der Aelteste in Saus und Braus gelebt und es dauerte nicht lange, so ist sein Geld alle gewesen. Mit dem Zweiten hat es etwas länger gedauert und der Jüngste hat in rechtem Wohlstande und guten Verhältnissen gelebt. Als nun die beiden Aeltesten ihr Geld durchgebracht hatten, hielten sie mit einander Rath und befanden für das Beste, wieder an die Stelle zu gehen und sich noch mehr Geld zu holen. Der Jüngste wollte nichts davon wissen, doch zwangen ihn die beiden ältern Brüder wieder mitzugehen. So gingen denn alle drei wieder dem verlassenen Orte zu, fanden ihn richtig auf, doch trafen sie das Zimmer nicht so wieder, als sie es verlassen hatten, denn es war Alles schwarz überzogen und auf dem Tische standen drei Trauerlampen. Sie dachten nun gleich wieder nach dem Gelde zu greifen, konnten es aber nicht finden, kehrten in das Zimmer zurück und setzten sich voller Verwunderung dort nieder. Als sie in dem Zimmer waren, kamen die drei Damen ganz kohlschwarz wieder. Sie sprachen nichts, bald aber kamen drei Männer, gekleidet wie Fleischer und mit weißen Schürzen vor. Sie sprachen, auf den Aeltesten blickend: „Ihr meineidigen Schurken!" Darauf ergriffen sie den Aeltesten, viertheilten ihn und packten ihn in ein Faß. Also erging es auch dem Zweiten und so wurden Beide getödtet. Der Jüngste hatte Alles mit Zittern ansehen müssen, ihm aber riefen die Damen zu: „Du, treuer Freund, bist unschuldig! Dir soll Dein Leben geschenkt sein! Nimm was Du willst und gehe vergnügt nach Haus! Wir müssen so lange in Trauer verharren, bis sich drei Ritter finden."

674) Die Kirche zu Zellerfeld.[1])

Vor alten Zeiten ist einmal bei einem großen Brande auch die Zellerfelder Kirche mit abgebrannt und man hat kein Geld gehabt, um sie wieder aufzubauen, da hat eine Henne mit ihren Küchlein an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, einen großen Schatz ausgescharrt. Von diesem Gelde ist die Kirche erbaut worden und zum Wahrzeichen hat man über den vier Kirchthüren die Henne in Stein abgebildet, wie noch jetzt zu sehen ist.

Aber es ist in der Kirche gar nicht zu bleiben gewesen. Denn wenn die Kirche angegangen ist — während der Predigt — hat der Teufel einen solchen Lärm mit Poltern und Schreien und Brüllen gemacht, daß Niemand hat ausdauern können. Da waren nun schon viele Versuche gemacht ihn zu vertreiben, aber alle vergebens, bis endlich sich ein fremder Mann eingefunden hat, der gab sich für einen Teufelsbanner aus. Und den nahm man zu Hilfe. Der forderte den Teufel vor und beschwor ihn, daß er die Kirche verlassen mußte. Unter großem Lärm ist da der Satan unten aus der Kirche nach der Seite des Marktes zu durch die Mauer hinausgebrochen. Das Loch, durch welches er hinausgefahren ist, hat man oftmals zumauern wollen, allein am andern Morgen war der Stein immer wieder herausgehoben und bis auf diesen Tag ist die Oeffnung zu sehen.

[1]) Nach Harrys Bd. II. S. 18 ꝛc.

Früher hat auf dem Zellerfelder Gottesacker auch eine Kirche gestanden; wenn nun ein Bergmann umkommen sollte, so war die Nacht vorher die Kirche ganz erleuchtet, und wenn Einer den Muth hatte, daß er hineintrat, so hat er den Bergmann, der umkommen sollte, vor dem Altar im Sarg gesehen. Einmal kömmt eine Frau des Nachts von Goslar mit einer Tracht grüner Waare. Die Frau sieht auch die Kirche hell und weil sie ein muthiges Frauensbild ist, tritt sie in die Kirche. Da ist's ganz hell wie von tausend Lichtern, obgleich nirgends eins zu sehen ist. Aber vor dem Altar steht ein Sarg und in dem Sarge liegt ihr eigener Mann und ist todt. Wie sie das gesehen hat, geht sie nach Hause und bittet ihren Mann, doch morgen nicht anzufahren. Aber der Bergmann hat doch umkommen müssen, obgleich er nicht angefahren ist. Denn da er sich des andern Tages zum Schlafen auf die Ofenbank legte, ist von dem Gesimse ein Glätteisen herabgefallen, ihm gerade auf den Kopf, und hat ihn auf der Stelle getödtet.

In der Zellerfelder Kirche liegt Faust's Höllenzwang an einer eisernen Kette angeschlossen. Er ist von Doctor Faust selbst geschrieben. Wenige Menschen können ihn lesen, es ist auch äußerst gefährlich dies zu thun. Wer ihn, ohne sein Leben zu verlieren, lesen will, muß ihn vorwärts und rückwärts lesen können. Wenn man ihn vorwärts liest, so kommt der Teufel, wenn man ihn aber rückwärts liest, so entfernt er sich wieder. Hat nun Einer den Höllenzwang vorwärts gelesen und kann ihn nicht wieder rückwärts lesen, so giebt ihm der Teufel den Rest.

675) Die Todtenwiese bei Zellerfeld.[1])

Eine runde Wiese in der Nähe von Zellerfeld vorn im Gehölze des Einersberges heißt die Todtenwiese. Wer nun des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr über dieselbe geht, den führt's irre, er kommt nicht vor Tage von der Wiese herunter. Das ist schon Manchem begegnet.

676) Spuk bei Zellerfeld.[2])

Vor Jahren ist's beim Zellerfelder Brauhause nicht richtig gewesen. Wenn da einer des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr vorbeigegangen ist, so hat sich's ihm hinten auf den Nacken gesetzt und der Mensch hat's mit sich schleppen müssen, bis er zu Boden gesunken ist. Nicht Jeder, dem das begegnet ist, ist daran gestorben, aber auf dem Rücken hat er immer die Spur von eingedrückten Händen oder einer Menschenfigur gehabt. Das kommt daher, weil das Brauhaus früher ein Kloster gewesen ist und nun üben die Mönche Rache dafür aus, daß man das Kloster aufgehoben hat. Auch hat der Nachtwächter hier manchmal einen Mann ohne Kopf herumgehen sehen. Wenn man dergleichen sieht, muß man still vorübergehen, sonst giebt's einem den Rest.

Bergleuten begegnet es zuweilen, daß sie des Nachts auf ihrem Anfahrwege plötzlich eine schwarze und unabsehbare Mauer vor sich sehen. Sie thun dann am Besten, gleich umzukehren, denn wenn sie einen weiten Umweg machen, kommen sie wohl zu ihrer Grube, aber sie müssen dann auch an diesem Tage ihr Leben lassen.

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 21.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 20 ꝛc.

677) Das vertriebene Gespenst.[1])

Ueber den Zellerfelder Kirchhof führt ein Weg, der sonst wenig gegangen wurde, am allerwenigsten aber des Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr. Denn eine lange weiße Gestalt wie eine weißgekleidete Jungfrau hat früher diesen Weg bewacht und Jeden zurückgeschreckt, der ihn hat gehen wollen. Wie man sich einmal davon unterhält, daß die weiße Gestalt mit einem Bunde Schlüssel da alle Nächte stehe und Jedem den Rest gebe, der da durchgehe, entschließen sich zehn kräftige und muthwillige junge Burschen, der Sache auf den Grund zu kommen und begeben sich mit Stöcken bewaffnet auf den Gottesacker. Als sie eben beim Hospital angekommen sind, verlieren sie aber Alle, bis auf einen untersetzten, aber sehr kampflustigen kleinen Mann den Muth. Dieser spricht zu seinen Kameraden: „Gebt mir einen tüchtigen Stock für meine kleine Eiche, dann will ich allein hingehen und sehen, was es giebt.“ Man giebt ihm einen tüchtigen Knittel und muthig und trotzig geht er über den Kirchhof. Es ist gerade des Nachts zwischen Eilf und Zwölf gewesen. Da wo der Weg bald aus der Mauer vom Kirchhof herabführt, steht die weiße Gestalt. Er geht darauf zu und sagt laut und deutlich: „Guten Abend!“ bekommt aber keine Antwort. Er wendet sich wieder um und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht.“ Wieder keine Antwort. Da geht er wieder zurück und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht. Seid Ihr denn epper tabb?“ Die Gestalt antwortet nicht. Da wird er zornig, greift nach dem Schlüsselbund und schlägt mit dem Stocke nach der Gestalt. Da ist Alles verschwunden und hat sich seit der Zeit nichts wieder auf dem Gottesacker sehen lassen.

678) Das ewige Licht und die Spindel.[2])

Es war einmal in Clausthal vor alten Zeiten ein Bergmann, der hatte sieben lebende Kinder und war durch mancherlei Unglück so in Armuth gerathen, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, je wieder emporzukommen. Darum war er so sparsam, daß er nicht einmal eine Laterne mitnahm, wenn er anfahren mußte, und bei der Arbeit hat er immer so klein ausgestört als nur irgend möglich; was er von Geleuchte hat entbehren können, das hat seine Frau verkauft. So fährt er auch einmal des Nachts an, und wie er im Holze ist, verirrt er sich, denn es ist ein furchtbares Wetter und so finster, daß man seine Hand nicht vor Augen sehen kann. Endlich kommt er aus dem Walde und sieht vor sich einen Graben, kann aber den Steg nicht finden. Da sieht er in der Ferne ein Grubenlicht. Er denkt, es ist auch ein Bergmann und ruft: „Kamerad, zeig mir doch einmal den Steg!“ Das Licht kommt immer näher, kommt bis zum Graben und es ist ein Geschworener. Der leuchtet dem Bergmann über den Graben. Wie er drüben ist, da ist's der Bergmönch, der ihm über den Graben geleuchtet hat. Der fragt ihn, warum er ohne Geleuchte gehe bei so finsterer Nacht, und der Bergmann erzählt's ihm, warum er das thun muß, daß er arm ist, ohne seine Schuld heruntergekommen, und daß er sparsam sein muß, um nur etwas zu erübrigen. Also schenkt ihm der Bergmönch ein Stück Unschlitt

[1]) S. Pröhle S. 87.

[2]) S. Harrys Bd. II. S. 48 ꝛc.

von seinem eigenen Lichte, aber befiehlt ihm dabei, er soll keinem Menschen sagen, woher er das Unschlitt hat. Dies Licht nun hat ewig gebrannt und der Bergmann hat künftig kein Unschlitt oder Oel mehr nöthig gehabt. Noch in der nämlichen Nacht tritt der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube. Die Frau hat noch beim Spinnrade gesessen und sich entsetzlich erschreckt. Aber der Bergmönch sagt: sie soll nur ruhig sein und sich nicht fürchten und schenkt ihr eine Spindel, aber sie soll nicht sagen, woher sie die Spindel hat. Da haben nun die beiden Eheleute lange Zeit in Frieden mit einander gelebt und sie sind sehr wohlhabend geworden und dem Mann ist Alles geglückt: die Zwerge haben seine Arbeit gethan und wenn die Frau gesponnen hat, hat sie das schönste Garn in der Welt bekommen und der Flachs hat nicht abgenommen.

Nun ist aber in Goslar eine reiche Kaufmannstochter gewesen, die war neidisch auf die Bergmannsfrau, und es war zu der Zeit ein junger Rathsherr in Goslar, der hat sich in die reiche Kaufmannstochter verliebt. Sie sagte nun, sie wolle ihm ihre Liebe schenken, wenn er von der Bergmannsfrau erforschen könne, wie sie das schöne Garn mache. Der Rathsherr denkt, dazu lasse sich wohl gelangen und geht eines Abends, wie er meint, der Mann sei nicht zu Hause, nach Clausthal und sagt zu der Bergmannsfrau, sie solle nur frei bekennen, wie sie zu dem Garn käme, man wisse schon, daß sie eine Hexe sei und sie solle verbrannt werden. Da sagt sie aus Furcht, der Bergmönch habe ihr die Spindel geschenkt und giebt die Spindel her. Wie aber der Rathsherr die Spindel hat, da wird auf einmal ein Gesause und Gebrause in der Stube, und die Stube wird voll Dampf und der Wind bläst so stark, daß davon Alles über und über stürzt, und der Rathsherr flüchtet hinaus und die Frau auch. Wie er aber weg ist, da wird Alles so ruhig wie vorher und die Frau geht wieder in die Stube. Aber die Spindel ist weg und bleibt weg und seit der Zeit hat sie nur ganz gewöhnliches gutes Garn gesponnen und hat sie wollen spinnen, hat sie auch Flachs kaufen müssen, wie jede andere Frau. Aber wie nun der Goslar'sche Rathsherr an die hohe Kehle kömmt, fällt's auf einmal über ihn her und schlägt ganz unbarmherzig auf ihn los, daß er in Ohnmacht im Fahrwege liegen bleibt. Und am Morgen, wie er wieder nach Hause gekommen ist, legt er sich und stirbt nach wenig Tagen. Nun ist aber der Mann schon Untersteiger geworden, denn man hat ihn gebrauchen können. Aber die Leute haben's wohl gemerkt, daß das Licht ewig brennt. So befährt er einmal mit einem andern Steiger, der sein guter Freund ist, die Grube. Da setzt ihm der gute Freund so lange zu und sagt ihm endlich gerade heraus, die Leute sagen, er hätte einen Bund mit dem Bösen gemacht, da bekennt er. Wie er bekannt hat, geht's hinter ihnen her, als wenn Einer so recht fest auftritt, oder als wenn Einer einen recht schweren Gang hat, und wie der Blitz steht der Bergmönch vor ihnen, mit seinem silbernen Grubenlicht, so groß wie ein Scheffel, und die Flamme geht bis an die Firste und seine Augen sind wie Wagenräder und lauter Feuer. Und auf einmal giebt er dem andern Steiger, der seinen guten Freund zum Bekennen gebracht hat, eine Ohrfeige und geht in's Feste. Und der Andere, der eben gebeichtet hat, dem thut's einen Ruck am Arm und auf einmal liegt ein großes Stück Schwerspath auf seinem Lichte. Jener hat aber von der Zeit an immer den Kopf schief stehen gehabt.

679) Die Osterjungfrau und die Wunderblume. [1])

Zu Osterode, das seinen Namen von der heidnischen Jungfrau Ostera haben soll, die daselbst vor alten Zeiten verehrt wurde, liegen auf einem Hügel vor dem Harzthore die Trümmer einer Burg. Diese Burg ist ehemals ein stattliches Schloß gewesen und die Herren von Osterode haben da ihren Sitz gehabt. Als aber der letzte Herr von Osterode starb, hinterließ er eine Tochter von wunderbarer Schönheit. Ein Ritter Gerhard von Harzburg kam und warb um die junge Waise, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Darüber ergrimmte er und beschloß, die Osteroder Burg sammt ihren Bewohnern zu vernichten. Ein Zauberer im Morgenlande hatte ihn in den Höllenkünsten unterrichtet und so zog er denn mit den Seinen auf Osterode zu, nahm und zerstörte die Burg, drang bis zu der schönen Jungfrau und sagte: „Du hast meine Liebe nicht gewollt, zur Strafe dafür sollst Du verwünscht sein: als ein greulicher Hund sollst Du hinführo tief unten in dieser Burg hausen und nur einmal im Jahre, am ersten Tage in Ostern als Jungfrau in Deiner natürlichen Art unter die Menschen gehen. Dieser Bann soll währen, bis der erstgeborene reine Sohn einer ganz keuschen Mutter Dir begegnet, Dir folgt in Deine finstere Stätte und Dich, wenn Du wieder in Deine Hundsgestalt verwandelt bist, ohne Zagen an die glühende Kette des Gewölbes legt."

Nun erzählen die Leute zwar, daß der Räuber für seine böse That selbst nicht Ruhe finden kann und sein Geist in dem Gemäuer der alten Burg an jedem Freitage wandeln gehen muß, aber auch die arme Bezauberte kann nur einmal alljährlich am Osterfeiertage aus ihrem Kerker hervorgehen. Dann erscheint sie überaus schön in schneeweißem Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang auf den Bach zu, wäscht sich daraus und wartet, daß sie einer erlöse. Viele Menschen haben sie schon gesehen und Mancher hat Geschenke von ihr bekommen, allein es hat noch Keiner mit ihr durch die eiserne Thür kommen können, die ihr Gewölbe verschließt.

Nun trug eines Tags ein armer Leinweber aus Osterode am Sonnabend vor Ostern ein Stück Leinen nach Clausthal, mit dem Lohn dafür wollte er das Osterfest feiern und wäre gern den Abend noch wieder zurückgegangen. Aber es war spät geworden, und so im Dunkeln den Weg zu gehen, schien ihm nicht gerathen. Er blieb also die Nacht in Clausthal, wie aber der Morgen graute, machte er sich wieder auf den Weg und wie die Sonne eben am Aufgehen war, war er oberhalb der Freiheit — so heißt die Vorstadt, welche der Seesefluß von der Stadt Osterode trennt — angelangt. Da sah er, wie eine schneeweiße Jungfrau mit einem großen Bund Schlüssel im Gürtel, auf den Fluß zuging und sich daraus wusch. Betroffen stand er still und bald gewahrte ihn die Jungfrau und kam auf ihn zu. Wie er nun ganz ehrerbietig den Hut zog und sie freundlich dankte, da fragte der Leinweber: warum sie denn so früh aufgestanden sei und sich aus diesem Wasser wasche? „Das pflege ich jeden Ostermorgen vor Sonnenaufgang zu thun", antwortete die Jungfrau, „und davon bleibe ich immer schön und jung!" Der Leinweber fragte weiter: wo sie denn wohne und ob ihr Haus

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 56 2c. Hoffmann, Burgen des Harzes S. 35. 182. 209. Röhr, Merkw. des Oberharzes I. S. 382.

weit von hier sei? „Nicht weit, wenn Du Lust hast, will ich Dich hinführen!" Der Leineweber sah, daß sie eine prächtige Lilie an der Brust trug und die war so schön, wie er sein Lebelang nicht gesehen. Er wußte aber wohl, daß um Ostern noch keine Lilien blühen, also sagte er: „Ihr müßt wohl einen recht warmen und schönen Garten haben, daß Ihr jetzt schon Lilien führt?" — „Geh mit mir", antwortete die Jungfrau, „so will ich Dir von den Lilien geben, die in meinem Garten wachsen."

Sie kamen an den alten Trümmerhaufen, der dem Weber jetzt ganz anders und viel besser vorkam als vorhin, und standen vor einer eisernen Thür, die hatte der Weber noch gar nicht bemerkt. Vor derselben, auf einem grünen Platze, blüheten drei weiße Lilien; die Jungfrau brach eine und gab sie dem erstaunten Manne und sagte: „Die nimm hin nach Deinem Hause und verwahre sie wohl." Der Leineweber dankte ihr ganz treuherzig und steckte die Lilie an seinen Hut. Wie er wieder aufsah, war die schöne Jungfrau verschwunden und die Thür war auch nicht mehr zu sehen und die alte Burg stand wieder so traurig und zerfallen da wie immer. Daraus wußte sich nun der arme Weber gar nicht zu finden und meinte, es sei das Beste, wenn er nach Hause gehe. Wie er zu Hause kommt, legt er die blanken Harzgulden, die ihm sein Leinen eingebracht, auf den Tisch, den Hut mit der Lilie daneben. Da fragt die Frau des Leinewebers, woher er denn die prächtige Lilie bekommen, die schimmere ja wie Gold und Silber. Da erzählt's der Mann und sagt, es sei ihm von der Blume unterwegs der Hut ganz schwer zu tragen geworden. „Ach!" ruft die Frau, „das ist die Osterjungfrau gewesen, und das ist auch keine gemeine Lilie, das ist lauter Gold und Silber! Du warst zur guten Stunde des Weges gekommen. Ist die Jungfer nicht in die eiserne Thüre gegangen?" — „Ja, das ist sie, ich wollte auch mit hinein, aber ich konnte die Thür nicht wiederfinden." — „Ja, so geht's Allen."

Wie die Kirche aus war, ging der Weber mit seiner Lilie zum Goldschmied, der staunte nicht wenig und sagte es denn auch, daß Alles vom feinsten Gold und Silber sei und daß die Stadt Osterode nicht Geld genug habe, diese Blume zu bezahlen; er rathe ihm deshalb, daß er das Kleinod noch eine Zeitlang aufbewahren möge, es werde sich schon der rechte Käufer finden. Das war nun bald unter die Leute gekommen, wie die Osterjungfrau dem armen Weber eine Lilie geschenkt habe, welche die ganze Stadt nicht bezahlen köne, und alle Menschen sprachen davon. Der hohe Rath ließ den Weber vor sich auf's Rathhaus fordern, daß er aussage, wie er zu der Lilie gekommen, und das that der Weber auch treu und ehrlich und zeigte den Rathsherren die herrliche Blume. Da beschlossen die Rathsherren, sie dem Herzoge zum Kaufe anzutragen. Dem Weber gaben sie ein wohlverfaßtes Schreiben an den Herzog mit und wie er damit im Hoflager angekommen war, wurde er mit dem Herzog einig, daß derselbe ihm und seinen Kindern, so lange sie leben würden, ein angemessen Jahrgeld auszahlen solle. Die Lilie wurde nachher nur an außerordentlichen Festtagen gesehen, wo sie die Herzogin trug, der Herzog aber nahm sie zur Erinnerung in das hochfürstliche Wappen auf und darin sieht man die drei Lilien bis auf den heutigen Tag.

680) Der Schatz im Thurme zu Osterode.[1])

Es ist einmal ein Müller in der neuen Mühle im Innerstethale bei Clausthal gewesen, der hat einen Gesellen gehabt, aus Osterode gebürtig, dem hat das Gesicht nach der Schulter zu gestanden, so daß er alle Leute über die Schulter angesehen hat. Der Meister hat ihn nun einmal gefragt, ob ihm das Gesicht immer so gestanden habe. Das hat der Bursche verneint. Da hat er ihn weiter gefragt: wie denn das gekommen sei, daß ihm nun das Gesicht nach der Schulter zu stehe? „Ach", sagt der Bursche, „was könnte Euch das helfen, wenn ich es Euch erzählte? Es graut mir jedesmal, wenn ich daran denke." Aber da der Meister immer fragte und ihm gar keine Ruhe ließ, fing der Müllerbursche an zu beichten.

Bei Osterode, nach Clausthal zu, steht ein alter Thurm, darunter sind große weite Keller und es soll in diesen Kellern ein überaus großer Schatz vergraben liegen. Nun haben sich einmal eine große Menge junger Leute zusammengerottet, um nach dem Schatze zu graben. Der Müller, damals noch ein unbesonnener kecker Bursche, ist auch mit dabei gewesen. Nachdem sie lange gegraben, kommen sie endlich in einen großen Kellerraum, der weit hineingeht unter den Berg. Wie sie am Ende des Kellers sind, graben sie wieder und kommen auch auf einen großen Kasten. Der Müllerbursche ist einer von denen gewesen, die den Kasten herausheben. Wie sie damit schon fast in der Mitte der Höhle sind, erschallt plötzlich hinter ihnen eine furchtbare Stimme: „Halt, so nicht! Einen von Euch muß ich zum Opfer haben!" Da lassen sie den Kasten fallen und stürzen nach dem Ausgange des Kellers zu. Da schreit der Teufel: „Nehmt das Geld! gebt mir einen! den da mit dem rothen Kamisol!" Das ist gerade der Müllerbursche gewesen und er ist der Letzte. Indem hat er ihn schon beim Kopfe, aber gerade wie er ihm denselben umdrehen will, besinnt sich der Bursche noch, daß er schreit: „Nein, Teufel, mich sollst Du nicht haben!" und dazu ein Kreuz macht. Da wirft ihn der Teufel zum Loche hinaus. Seit der Zeit hat dem Müllerburschen beständig das Gesicht nach der Schulter gestanden. Aber in den Keller hat sich seitdem Niemand hineingewagt.

681) Hans Kühnenburg.[2])

Am westlichen Abhange des Bruchberges hängt eine ruinenartige Klippe, die Hans-Kühnenburg. Da hat sich in der Vorzeit einmal ein Ritter vor seinen Feinden verborgen gehalten. Nach und nach haben sich Mehrere zu ihm gefunden und mit diesen hat er erst seine Feinde überfallen und gezüchtigt, dann aber ist er ein Raubritter geworden. Da hat er die ganze Gegend geängstigt und viel zusammengeraubt, und weil er so verwegen gewesen ist, hat man ihn Hans den Kühnen oder den kühnen Hans genannt. Sein Schloß ist nun verwünscht in eine Klippe.

Es kam einmal des Nachts ein Köhlerjunge in die Nähe der Hans-Kühnenburg. Da sieht er unten am Fuße der Klippe eine Jungfrau, die trägt ein weißes Kleid und ein großes Bund Schlüssel in der Hand. Sie winkt ihm stillschweigend dreimal. Aber die Furcht hält ihn zurück. Wie sie

[1]) S. Harrys Bd. II. S. 36.
[2]) S. Harrys Bd. II. S. 34.

ihn zum dritten Mal gewinkt hat und er nicht kommt, da thut sie einen tiefen Seufzer und eine Thür öffnet sich, darin verschwindet sie. Wie das der Köhlerjunge des Morgens seinem Vater erzählt, schilt der ihn aus und sagt: „Du hättest ihr sollen nachgehen, das ist eine verwünschte Schloßjungfer gewesen. Dir war der Schatz zugedacht, der in der alten Burg liegt!" Die andere Nacht geht der Köhlerjunge wieder nach der Hans-Kühnenburg. Aber wer nicht kommt, das ist die Jungfrau.

682) Der Jües und der Ochsenpfuhl bei Herzberg. [1])

Unter dem Schlosse Herzberg, welches auf einer der letzten südwestlichen Höhen des Harzes liegt, befinden sich zwei große Teiche. Der eine heißt der Jües oder Ghüs, der andere aber der Ochsenpfuhl. Der erstere, an der Ostseite des Fleckens gelegen, bietet zuweilen die merkwürdige Erscheinung dar, daß aus seiner Tiefe verfaulte Tannenstämme emportauchen, obgleich in der Nähe keine Tannen wachsen. Seine Mitte gilt im Volke für unergründlich, bei klarem Wetter aber soll man altes Gemäuer in seinen Gewässern erblicken. Nach der Sage soll hier vor langen Jahren ein Graf gehaust haben, der ein wildes und gottloses Leben führte und da er sich trotz mancher Warnungszeichen nicht zu Gott bekehrte, sondern nur nach seines Herzens Gelüsten lebte, so versank endlich sein Schloß unter Donner und Blitz in einen Erdschlund und Wasser stiegen empor und bedeckten geheimnißvoll die schaurige Tiefe.

Der andere Erdfall, der Ochsenpfuhl, liegt dicht an der Ostseite des Schloßberges und wird durch verborgene Grundquellen genährt, denn sichtbaren Zufluß hat er nur selten; er fließt in eine dunkle Felsenschlucht ab und man weiß nicht, wo seine Gewässer hinkommen. Seine Entstehung wird also erklärt. Vor einigen hundert Jahren hatten sich einer alten Sitte zufolge am zweiten Feiertage des heiligen Osterfestes die jungen Burschen und Mädchen der Umgegend auf einer Wiese versammelt, die sonst da grünte, wo jetzt die unheimlichen Wellen des Teiches in der Abendsonne Schein glitzern, um hier zu spielen und zu tanzen. Alles war im Gange und die Paare drehten sich im lustigen Reigen. Da kam auf einmal ein ungewöhnlich großer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und Gejauchze der Menge machte ihn wild, das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben aber verkehrte seine Wildheit in Tollheit und so stürzte er sich denn unversehens unter die fröhlichen Tänzer auf der Wiese. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten im gefährlichsten Gedränge in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen, die jungen Bursche aber hielten Stand, bewaffneten sich ein Jeder mit dem ersten waffenähnlichen Werkzeug, was er erreichen konnte, sammelten sich und schickten sich an, das schwarze Ungethüm von ihrem Spielplatz zu vertreiben. Allein sonderbarer Weise bekümmerte sich das wilde Thier so gut wie gar nicht um die Anwesenden, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen und stieß heiße Dampfwolken aus seinen offenen Nüstern. Mitten auf der Wiese hielt er endlich seinen Lauf an, senkte das breite Haupt, riß mit den gewaltigen

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 278.

Füßen scharrend den Rasen auf und bohrte seine Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, den das daliegende Gestein seinem Toben entgegensetzte, ließ er nicht nach zu wühlen und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Das Thier stand Anfangs verwundert da, dann schlürfte es mit gierigen Lippen das frische Wasser aus dem Strudel, allein als das Wasser immer größer ward, zog es sich nach dem festen Lande zurück und ließ sich geduldig fangen und fesseln. Das Fest war aber freilich gestört, die tanzlustige Jugend mußte nach Hause gehen, allein am folgenden Tage quoll das Wasser noch ebenso stark aus der Oeffnung hervor und sehr bald war der Fleck, wo früher munteres üppiges Gras zum Niedersetzen einlud, eine breite Wasserfläche. Schon glaubten die nächsten Grundstücksbesitzer auch ihre Besitzungen gefährdet, als sie bemerkten, daß sich das Wasser selbst einen Ausweg gebahnt hatte, so räthselhaft und außerordentlich, wie sein Hervorquellen gewesen war, nämlich es hatte sich dicht unter dem Schloßberge eine Schlucht geöffnet, wo es hineinlief, und so wenig, wie man weiß, wo es herkam, ebensowenig kennt man den Ort, wo es hinläuft. Das Wasser aber hat bis auf den heutigen Tag den Namen des Ochsenpfuhls behalten.

683) Die Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg.[1])

Da wo die Eine bei Aschersleben den kahlen hohen Wolfsberg, der einst die alte Ascanienburg, das Stammschloß der Anhaltiner Fürsten, trug und jetzt deren geringe Trümmer uns noch zeigt, ziemlich in einem Halbkreise umfließt, erheben sich aus dem engen und tiefen Thale nach der Stadt hin stattliche Mühlgebäude, die Burgmühle genannt. Ehedem lag an der Stelle derselben nur ein armseliges Mühlengehöft. Wie es nun gekommen, daß sich dasselbe in einen so kostbaren Bau umgestaltet, darüber existirt folgende Sage.

Einst erwachte in der alten Mühle mitten in der Nacht die Magd des Burgmüllers und sah, wie einzelne Lichtstrahlen durch die runden Scheiben des trüben Schubfensters ihres Kämmerchens hindurchfielen. Halb schlaftrunken wähnte sie die Spuren des anbrechenden Tages zu bemerken und den Unwillen ihres strengen Brodherrn befürchtend, weil sie vielleicht in trägem Schlummer schon die bestimmte Zeit zum Aufstehen verpaßt habe, sprang sie rührig von ihrem Lager auf und kleidete sich an. In gewohnter Weise, nur leise, um dem gefürchteten Keifen zu entgehen, schlich sie zur Küche und fand an der bekannten Stelle das Feuerzeug, um sich Licht anzuzünden. So viel sie aber auch pinkte, heute wollte es ihr nicht gelingen: immer verlosch der Zunder, so oft sie dem Stahl auch Funken entlockte. Da blickte sie zufällig durch das Küchenfenster und zu ihrer großen Verwunderung sah sie gleich drüben jenseits des Steges am Berge nicht weit eine Menge glühender Kohlen. Sie stutzte zwar Anfangs, allein da sie auch sonst nicht eben viel Nachdenken besaß, so machte sie sich keine Sorgen, daß dies hier vielleicht nicht mit

[1]) S. Thüringen und der Harz Bd. III. S. 140 2c. Gottschalck Bd. VII. S. 1 2c. Fast dieselbe Sage s. unter No. 513.

rechten Dingen zugehe, es galt ihr jetzt blos, baldmöglichst Feuer zu bekommen und die versäumte Zeit einzuholen, sie setzte das unnütze Feuerzeug bei Seite und leise den Riegel von der Hausthür hinwegschiebend, hüpfte sie schnell mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Doch hier überraschte sie eine wunderliche Erscheinung. Männer mit seltsamen Gesichtszügen, wie den Gräbern entstiegen, lagen hier regungslos im Kreise und ihre Trachten und Mäntel gehörten einer Zeit an, von welcher die Magd je weder etwas gesehen noch gehört hatte. Vor Schreck entsank ihr der Topf und die Schaufel und schon wollte sie wieder umkehren, da überlegte sie sich, daß sie doch Feuer haben müsse und die Männer sich nicht regten und gar nicht auf sie zu achten schienen. Darum faßte sie sich ein Herz, schritt näher, füllte sich schnell ihr Gefäß mit glühenden Kohlen und eilte zurück in die Mühle. Allein es sollte ihr heute einmal mit dem Feuermachen nicht glücken, kaum hatte sie die Kohlen ausgeschüttet, so erlöschten sie auch im Nu wieder. Jetzt etwas dreister geworden, eilt sie nochmals hinaus, schöpft schnell nochmals Kohlen, recht große und glühende, und springt wieder zurück, jetzt festen Entschlusses, daß es ihr mit dem Feuer nicht wieder mißlingen soll. Alles, Späne und Stroh, lag schon bereit, doch so wie sie den Topf umkehrt und den Athem zum Blasen schon anhält, sind sie fast noch im Gefäße schon wieder erloschen. Was gilt es? Nun schon unwillig und gänzlich dreist geworden, eilt sie zum dritten Male über den schwankenden Steg zum schimmernden Kohlenfeuer, fast will sie die Männer wegen ihrer schlechten Kohlen ausschelten, allein das Unheimliche des Ortes verschließt ihr den Mund und stillschweigend füllt sie ihren Topf zum dritten Male gehäuft voll mit Kohlen. Da als sie eben zum Rückweg sich umdreht, ruft eine rauhe Stimme ihr mit drohendem Tone nach: „Nun aber nicht wieder!" Erschrocken zuckt sie zusammen und kaum tragen die schlotternden Kniee sie über den schwankenden Steg bis zur Thüre. Sie schüttet die Kohlen zwar schnell aus, allein sie verlöschen auch jetzt wieder, aber die Magd vermag vor Zittern sie nicht mehr anzusehen, denn Fieberfrost schüttelt ihren ganzen Körper und mit Angst und Beben schaut sie durch das Fenster nach dem schauerlichen Kohlenfeuer. Ungewiß was sie thun soll, steht sie vor Schrecken wie an den Boden gewurzelt, da hört sie von der Thurmuhr in der Stadt zwölf Uhr schlagen; es ist Mitternacht, und so wie der letzte Schlag verhallt, sind auch das Feuer und die grausen Gestalten verschwunden. Nun merkt sie wohl, daß sie mit bösen Geistern zu thun gehabt hat, betäubt wankt sie nach ihrem Kämmerchen zurück, sinkt auf's Bett und nachdem sie sich vor Furcht tief in die Laken und Kissen gehüllt, fordert die Natur ihr Recht und sie sinkt in tiefen Schlaf.

Der Müller erwacht am andern Morgen zuerst und ist nicht wenig verwundert, daß die Magd, die sonst so pünktlich bei ihrer Arbeit ist, noch nicht wach ist. Er geht daher in die Küche, um selbst Feuer anzuzünden, allein welcher Anblick, er weiß nicht, ob er wacht oder träumt, auf dem Heerde liegen blinkende Goldmassen hochaufgeschichtet. Wie sehr er nun auch über diesen unverhofften Reichthum erfreut ist, wagt er ihn doch nicht zu berühren. Er ruft also das ganze Haus zusammen, die Frau und die Kinder und endlich auch die Magd, und diese erzählt ihm, noch bleich und verstört von dem nächtlichen Abenteuer, den Hergang der Sache. Natürlich theilt der Müller ihren Fund redlich mit ihr und seine erste Sorge ist, mit dem Schatze an

der Stelle des alten baufälligen Mühlgehöftes sich ein neues, das noch jetzt steht, zu erbauen; aber sei es, daß seine Erben gut gewirthschaftet haben, sei es, daß an den Kohlen das Glück selbst hing, von jener Zeit bis auf den heutigen Tag sind die Besitzer jener Mühle immer in günstigen Umständen geblieben. Was aus der Magd weiter geworden ist, davon sagt die Sage nichts, allein solche Goldkohlen sind in jener Gegend niemals wieder gefunden worden, wie sehr sie sich auch Mancher gewünscht haben mag.

684) Der Geist Hintzelmann. [1])

Es giebt eine Art höllischer Erscheinungen, die sogenannten Kobolde oder Hausteufel, welche von einigen abergläubischen Leuten in Häusern und Ställen gern gesehen, auch wohl wirklich herzugerufen werden, auf daß sie das Vieh füttern, Wasser schöpfen, die Pferde putzen und andere dergleichen Arbeiten verrichten sollen, wiewohl sie in der That nichts ausrichten, sondern nur durch ein äußerlich Blendwerk beschäftigt zu sein scheinen. Diese Geister sind aber zweierlei Art, die eine erscheint den Leuten selten, soll aber doch dem Vernehmen nach im Hause die Arbeiten verrichten, die andere Art aber läßt sich mehr durch allerhand Verrichtungen hören und sehen, sie sprechen mit den Leuten deutlich und vernehmlich, werfen auch zuweilen etwas hin und wieder und lassen sich sonst auch durch ihre Verrichtungen genügsam spüren.

Von solcher Gattung ist auch der Geist Hintzelmann gewesen, der sich zuerst Anno 1584 auf einem Hause, genannt Hudemühlen (oder Hudermühlen im frühern hannöver'schen Fürstenthum Lüneburg) und dem dabei gelegenen Flecken eingefunden. Seine Ankunft daselbst ist zu Anfange ganz still und eingezogen gewesen und hat man von ihm weiter nichts verspürt, als daß auf gemeldetem Hause dann und wann ein Getöse und Poltern gehört worden, welches man aber mit der Zeit, weil man nicht gewußt, was es in sich hätte, nicht mehr geachtet. Allein nach der Zeit ist er allmälig weiter gegangen und hat gleich einer Katze, welche auf das Taubenhaus schleicht, hernach aber öffentlich und dreist hinaufgeht, sich immer mehr zu erkennen gegeben, so daß er angefangen hat bei öffentlichem hellen Mittage mit dem Gesinde zu reden, welches denn eines solchen fürchterlichen Discurses ungewohnt sich darüber entsetzt, bis mit Verlauf der Zeit man seiner endlich gewohnt geworden und nicht so sehr mehr darauf geachtet hat. Es hat sich auch der Hintzelmann vor dem Herrn des Hauses nicht sehen lassen, sondern in dessen Gemache je auch über den Abend- und Mittagsmahlzeiten mit lauter Stimme geredet und sowohl gegen Fremde als Einheimische allerhand Gespräche geführt, welches dann, wie leicht zu erachten, denselben eine entsetzliche Furcht verursacht und er deswegen auf alle Weise gesucht, sich dieses ungebetenen Hausgastes zu entledigen. In einem Brief, so der Prediger von Eckelohe am 14. December 1597 dieser Sache halber geschrieben, wird gemeldet, es habe der Hintzelmann eine kleine Hand gleich eines Knaben oder Jungfrauen Hand

[1]) S. Der vielförmige Hintzelmann oder umständliche und merkwürdige Erzählung von einem Geist, so sich auf dem Hause Hudemühlen und hernach zu Estrup im Lande Lüneburg unter vielfältigen Gestalten und verwunderlicher Veränderung hat sehen lassen. o. O. u. J. in 18. 379 SS. ohne die Vorr. Mit 13 Kupfern. — Verfasser der ersten Ausgabe dieser Geschichte war nach S. 226 der Pfarrer Marg. Feldmann zu Eckelohe-Hudemühlen.

gar öfters sehen lassen. Sonst aber hat man von ihm nichts entdecken können. Wie man nun durch die Länge der Zeit die Furcht guten Theils abgelegt, so hat er sich nach und nach gar freundlich und familiär bezeigt, von allerhand Sachen mit den Leuten discourirt, gesungen, gelacht und allerhand Kurzweil getrieben. Dafern aber sich Jemand unterstanden ihm etwas Uebles nachzureden oder es sonst mit ihm zu verderben, hat er sich mit Poltern und Werfen sehr ungethüm gezeigt und seinen Beleidigern heftige Rache gedroht, dieselbe auch wohl gar in's Werk gesetzt und Einem oder dem Andern eine Tücke bewiesen. Weil aber durch die Gegenwart dieses Geistes diese Wohnung, wo viele daselbst einzukehren pflegen, gescheut worden, zumal das Gerücht von diesem Hintzelmann nicht allein in der Nachbarschaft, sondern auch an andern Orten weit und breit erschollen war, so ist der Hausherr darüber sehr bekümmert gewesen und hat auf Mittel und Wege getrachtet, seiner los zu werden. Zu dem Ende hat er sich auch entschlossen, eine Zeit lang aus seinem Eigenthum sich zu entfernen, ob etwa der Geist alsdann auch entweichen und seine Wohnung in Ruhe lassen möchte. Allein dieser war wie die Soldaten, so sich auf Feindes Boden befinden, welche ungebeten ins Haus kommen, dennoch dableiben, wenn sie gleich nicht gern gesehen werden. Also daß der Gebieter dieses Hauses, ein Herr von H., gleich dem Hiob die göttliche Züchtigung auf eine sonderliche Art hat empfinden müssen.

Es ist nun aber das alte Schloß Hudemühlen nunmehr gänzlich eingegangen, obwohl die Rudera desselben jetzt noch zu sehen sind, der Wall, welcher ziemlich hoch und untermauert war, war sammt dem Pförtnerhause noch lange vorhanden. Das Schloß aber ist von Morast und Wasser ganz umgeben und nur von vorn ein Zugang zu dem Thore gewesen, daß es also in den alten Zeiten, da man die Feuerwerkerei noch nicht in solche Vollkommenheit gebracht, für eine Festung hat passiren können. An der rechten Seite des Schlosses fließt ein Wasser, die Meisse genannt, vorbei, welche hart vor dem Schloßthor einige Mühlräder treibt und einen Pistolenschuß weit in den vorüberfließenden Allerstrom fällt. Das Schloß an sich selbst hat vor Zeiten unterschiedliche große Gebäude von festem Mauerwerk und einen hohen Thurm gehabt, wovon aber die Zeit nichts übrig gelassen, als die halbverfallenen Mauergewände. Indessen erweist der Umfang des Schlosses, daß es ehedem groß und geräumig war und einer ziemlichen Menge Leute zur Wohnung diente, wie denn erzählt wird, daß vor Zeiten drei zahlreiche Familien mit guter Bequemlichkeit sammt allem ihren Gesinde daselbst logirt haben, überdem flüchteten auch in den früheren langwierigen deutschen Kriegen sich die Einwohner des Fleckens Hudemühlen mit allen ihren Habseligkeiten dahin. Es wurde noch bis auf die neuere Zeit an der linken Seite des Schlosses der Ort unter dem alten Gemäuer gezeigt, wo vor Zeiten der berüchtigte Geist Hintzelmann seine Kammer gehabt hat, von der weiter unten die Rede sein soll. Daß aber das alte Gebäude nicht beständig in gutem Zustande erhalten worden, sondern endlich ganz zu Grunde gegangen ist, davon ist die Ursache die gewesen, daß unter den verschiedenen Geschlechtslinien der Besitzer nach der Hand die Güter gänzlich zertheilt wurden und folglich ein Jeder bei den ihm zugefallenen Ländereien und Vorwerken sich zu seiner bessern Bequemlichkeit und Aufsicht eine eigene Wohnung erbauen ließ und daher dieses alte Haus, welches mit den Jahren immer mehr Baukosten er-

forderte, mehr und mehr verlassen ward. Ein anderer Grund ist auch der gewesen, daß die herumliegenden Moräste viel schädliche Dünste und eine ungesunde Luft verursacht haben.

Wie nun dieser Hausgeist erst so lange hier verweilt, daß man seiner gewohnt geworden, sind Etliche so neugierig gewesen und haben ihn gefragt, wie er hierher käme, woher er sei und was er an diesen Orten zu thun habe? Darauf hat der Geist erzählt, er wäre aus dem böhmischen Gebirge, habe auch seine Gesellschaft im Böhmer Walde, seine Mutter sei eine Christin, allein dieselbe wolle ihn nicht bei sich leiden, deswegen sei er gezwungen, sich von ihr zu entfernen und seine Zuflucht bei guten Leuten anderwärts zu nehmen, bis seine Sachen dermaleinst in bessern Stand kämen. Seine Name sei Hintzelmann, man nenne ihn auch Lüring, er habe ein Frau, die heiße Hille Bingels. Er wolle sie zu seiner Zeit ihnen Allen zeigen und in seiner wahren Gestalt sehen lassen, jetzo wäre es ihm nicht gelegen, denn er sei ein guter ehrlicher Gesell, ebenso wie ein anderer. Seine Stimme und Sprache ist einer Jungfrau oder einem kleinen Knaben ähnlich gewesen, er hat aber durchaus nicht leiden können, daß man von ihm übel geredet, noch weniger aber, daß man ihn einen bösen Geist oder den Teufel genannt, welches letztere er so gar nicht ertragen können, daß er oft denjenigen, so solches gesagt, auf den Leib gefallen, sie heftig gedrückt und zerkratzt hat. Sonderlich hat er den Leuten glauben machen wollen, daß er ein wahrhafter natürlicher Mensch sei und sowohl selig zu werden hoffe als ein anderer Mensch. Es hat sich auch dieser Kobold oder Hausgeist oftmals gar scheinheilig gestellt, indem er nicht allein gleich denjenigen, so sich bei dem reformirten Prediger eingefunden, oftmals geistliche Lieder gesungen und gebetet, sondern auch sich gestellt, als wenn ihm die Laster und Untugenden sehr zuwider wären; so hat er Jemanden von den Hauseinwohnern oftmals wegen seiner Kargheit hart mit Vorwürfen gestraft, auch gegen Andere gesagt, daß er diesen wegen seines Geizes gar nicht leiden möge. Zu einer andern Zeit hat er Jemanden seine Hoffart verwiesen und vorgehalten, als wenn er dieselbe von Herzen hasse.

Gleich dem Heidengotte Jupiter hat sich aber unser Hintzelmann bald sichtbar, bald unsichtbar, bald in einer großen, bald in einer kleinen Gestalt dargestellt. Denn als der Herr Besitzer des Hauses Hudemühlen gesehen, daß sich dieser Geist mehr und mehr zu ihm thue und er seiner nicht los werden könne, hat er auf den Rath einiger Freunde sich vorgenommen, nach Hannover zu reisen und daselbst eine Zeitlang zu bleiben, in der Meinung, daß er allda vor der verdrießlichen Anwesenheit des Geistes sicher sei. Er setzte sich also auf und trat die Reise nach Hannover wirklich an, da man denn beobachtet hat, daß vor dem Wagen eine weiße Feder hergeflogen ist, welches man Anfangs nicht verstanden oder nicht gewußt hat, was es bedeuten solle. Allein es fand der obgedachte Herr, daß ihn die Veränderung der Wohnung von dem unangenehmen Hausgenossen nicht freimache, denn sobald er zu Hannover angelangt war, hat sich der Hintzelmann auch sofort daselbst eingefunden und durch sein gewöhnliches Gaukelspiel angemeldet. Unter andern aber hat er daselbst der genannten Person eine goldene Kette von hohem Werth, welche er nach der damaligen Gewohnheit am Halse trug, auf die Seite gebracht und verborgen. Wie man nun die Kette vermißt und

nicht gewußt hat, wo dieselbe geblieben sei, ist dadurch das Gesinde des Wirthes in Verdacht genommen worden, als ob Einer die Hände an fremdes Gut gelegt und bei Nachtzeit die Kette hinweggestohlen habe. Weil aber der Wirth sich seiner Leute angenommen und für den ihnen Schuld gegebenen Diebstahl Satisfaction haben wollte, ist darüber fast Ungelegenheit entstanden. Als nun der Herr sich hierüber nicht wenig Gedanken machte, ist der Hintzelmann plötzlich zu ihm gekommen und hat ihn gefragt: „warum er so melancholisch sei; wenn ihm etwas Widerwärtiges widerfahren, möge er es ihm nur entdecken, vielleicht daß er ihm einen Rath zu ertheilen wisse, wenn er aber rathen solle, werde vielleicht seine goldene Kette weg sein." Der Herr erschrack heftig über diese Worte und fragte, was er hier mache, warum er ihm an diesen Ort nachgefolgt sei, er werde vielleicht von der verlorenen Kette Wissenschaft haben. Hintzelmann versetzte: „Ich habe Dir auf Deiner Reise Gesellschaft geleistet und bin allezeit bei Dir gegenwärtig gewesen, hast Du mich nicht gesehen?" Und wie er weiter gefragt wurde, wie er denn habe dabei sein können, da man ja Niemand gesehen als die, so die Reise mit verrichtet, hat er wieder geantwortet: „Sahest Du denn nicht die weiße Feder vor dem Wagen herfliegen? Das war eben ich. Was sonst die Kette anlangt, so will ich Dir hierüber leicht Nachricht geben, wo dieselbe geblieben ist, und kannst Du nur in Deinem Bette unter dem Hauptkissen Nachsuchung halten, da wirst Du sie vielleicht finden." Als man nun solchen Worten nachkam und an der bezeichneten Stelle nachsuchte, fand sich die Kette daselbst unversehrt wieder. Unterdessen war es aber dem Herrn von H. im höchsten Grade zuwider, daß er diesen ungebetenen Geist wider seinen Willen um sich leiden solle, weswegen er sich denn mit Worten heftig gegen ihn beschwerte, namentlich weil er wegen der verlorenen Kette mit dem Wirthe in Streit und Widerwärtigkeit gerathen wäre, da er doch seinetwegen sein ganzes Haus geräumt und hierher gezogen wäre. Allein Hintzelmann hat darauf zur Antwort gegeben: „Was nützt es Dir, daß Du vor mir ausweichst? Ich kann Dir ja allenthalben leicht nachfolgen und dahin kommen, wo Du hinreisest. Deshalb ist es besser, daß Du wieder nach Deinem Eigenthum zurückkehrst und daraus meinethalben nicht wieder fortgehst. Du siehst auch, daß wenn ich wollte, ich Dir alles das Deinige nehmen könnte, was ich aber nicht zu thun gesonnen bin." Als sich hierauf der Herr besonnen, hat er sich fest entschlossen, hinführo dem Geiste keinen Fuß breit zu weichen, sondern Alles Gott anheimzustellen, welches Vertrauen denn auch von solcher Kraft und Wirkung gewesen, daß diesem höllischen Affen niemals verstattet worden ist, diesem Herrn weder an seinem Leibe noch an seinen Habseligkeiten Nachtheil zuzufügen.

Als sich nun der Geist Hintzelmann eine Zeit lang an dem bewußten Orte aufgehalten und man nun die Hoffnung fallen lassen mußte, daß er sich von selbst wieder wegmachen würde, hat sich ein Cavalier gefunden, welcher sich unterstanden, Hintzelmann mit Gewalt zu vertreiben, denn er stand in der Meinung, er möge wohl kein rechter Geist, sondern ein Schwarzkünstler und Hexenmeister sein, der durch Zauberei sich unsichtbar machen könne. Deshalb als er den Geist Hintzelmann einst in einem verschlossenen Gemache bemerkte, wo die Fenster und Thüren überall versperrt waren, hat er die Kammer und das Haus mit bewaffneten Leuten besetzt, ist hernach mit Einigen

in die Kammer hineingegangen, hat mit dem Degen in der Hand alle Winkel durchsucht, in die Kreuz und Quer um sich gehauen und gestochen, in der festen Meinung, wenn Hintzelmann einen Körper habe, daß er ihn unfehlbar treffen und verwunden wolle. Allein Alles war umsonst und vergebens, es war kein Körper da, weder zu hören noch zu sehen, und es war nicht anders, als wenn sie sich etwa gegen einen Schatten zu fechten entschlossen hätten. Ihre Fechtübungen wurden zu lauter Luftstreichen, welche ihren Feind nicht im Geringsten beschädigten, sondern blos die Fechter abmatteten. Doch endlich als sie sich Alle müde gehauen und gefochten hatten und die Thüre des Gemachs wieder öffneten, sahen sie eine Gestalt gleich einem schwarzen Marder zur Thüre hinausspringen und hörten folgende Worte: „Ei, ei, wie habt Ihr mich doch ertappt!" Es hat sich aber der Hintzelmann dieses für eine grobe Beleidigung zu Sinne gezogen und sich zum Oeftern darüber beklagt, mit dem Bedeuten, daß er zur Rache wohl Gelegenheit genug finden wollte, wenn er es nicht zweier Frauenzimmer wegen unterlasse, welchen er dadurch Verdruß anzuthun vermeine. Eben dieser Cavalier L. v. H. wollte einst auf dem Hause Hudemühlen in eine ledige Kammer gehen, um etwas darin zu verrichten, wie er aber um sich sah, erblickte er auf einer leeren Bettstelle eine in einen runden Wickel zusammengewundene große Schlange, die aber, sobald er sie gesehen, in einem Augenblick verschwand und dabei hörte er die Stimme: „Du hättest mich bei einem Haare erwischt!"

Als nun der Geist Hintzelmann nicht durch Spieße und Stangen zu vertreiben war, so fanden sich Einige, welche ihn auf andere Weise wegzubringen suchten. Sie ließen also von einem entlegenen Orte einen verrufenen Teufelsbanner kommen, welcher den Geist von dannen treiben sollte. Derselbe fand sich auch ein und man zeigte ihm den Ort, wo Hintzelmann gemeiniglich seinen Aufenthalt hatte. Darauf hat denn dieser seine Beschwörungen aus einem Zauberbuche, welches voller Charaktere und unbekannter Wörter und Zaubersprüche gewesen, angefangen herzusagen und hat sich der Hintzelmann Anfangs gar still bezeigt und überall nicht hören lassen, also daß diejenigen, so den Beschwörer hatten kommen lassen, Hoffnung schöpften, er werde nun doch aufpacken und davon gehen müssen. Aber wie der Zauberer nunmehr ihm am Meisten zuzusetzen schien, da begann sich Hintzelmann zu wehren, riß ihm das Buch vor der Nase weg und zerstückte es in viele hundert Stücke, daß die Blätter in dem Gemache hin und her flogen, kriegte dann den Beschwörer selbst bei der Karthause zu fassen, zerdrückte und zerkratzte ihn schrecklich und warf ihn endlich über Hals und Kopf zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, also daß dieser elende Künstler Gott dankte, daß er noch mit dem Leben davonkam, und hatte weiter keine Lust, sich mit Hintzelmann einzulassen. Hernachmals hat sich der Geist über dieses Vornehmen zum Oeftern beschwert und vorgegeben, es seien ihm diejenigen sehr zu nahe getreten, die einen solchen Gesellen gedungen, ihn von dannen zu verbannen; er wäre ebenso gut ein Christenmensch wie ein anderer und er hoffe ebenso einmal selig zu werden, und weil er Niemandem etwas zu Leide thue, so habe er nicht verdient, daß man auf eine so unanständige Weise ihn anfallen und fortjagen wolle.

Man hat ihn zuweilen gefragt, ob er die Kobolde und Poltergeister, so hier und anderswo zuweilen rumorten und sich hören ließen, auch wohl kenne?

Darauf hat er geantwortet, die gingen ihn nichts an, die wären lauter Teufelsgespenster und er wolle nicht hoffen, daß man ihn unter deren Gesellschaft mitrechnen werde. Von ihm hätte sich Niemand etwas Böses, sondern vielmehr alles Gute zu versehen, und wenn man ihn unangefochten lasse, würden sie sehen, daß allenthalben bei ihnen Glück zu spüren wäre, das Vieh werde gedeihen, die Güter in Aufnahme kommen und Alles wohl von Statten gehen.

Unser Hintzelmann liebte aber wie andere böse Geister die Einsamkeit gar nicht, er gesellte sich nicht nur zu den Leuten, ließ sich unter ihnen sehen und hören und führte mit ihnen allerhand Gespräche, absonderlich fleißig näherte er sich aber den Frauenzimmern, stellte sich gegen sie freundlich und umgänglich, gerade wie wenn er zu ihnen besondere Zuneigung trage. Es hielten sich nun zu selbiger Zeit zu Hudemühlen zwei adelige Fräuleins auf, Namens Anna und Katharina; bei diesen fand sich Hintzelmann insgemein ein, hielt sich in ihrem Zimmer auf und führte mit ihnen allerhand Gespräche. Wenn ihm Jemand etwas zu Leide gethan hatte, schüttete er seinen Verdruß bei ihnen aus und klagte ihnen die ihm zugestoßene Widerwärtigkeit. Ja wenn sie über Land reiseten, wollte er ihnen nicht weniger treue Gesellschaft leisten und begleitete sie in Gestalt einer weißen Feder allenthalben. Wenn sie zur Nacht sich zur Ruhe begaben, hat er zuweilen zu ihren Füßen dem Ansehen nach auf dem Deckbett geschlafen, indem man daselbst eine kleine Grube, als wenn ein kleiner Hund darin gelegen, gesehen. Zweifelsohne hat der arglistige Geist als ein Hauptmeister in der Verstellung sich bei ihnen in eine gute Meinung setzen und nicht für das, was er ist, nämlich den Anstifter alles Unheils, angesehen werden wollen. Die obgedachten Fräuleins haben aus der Ursache auch alle Furcht vor ihm abgelegt und die widerwärtige Meinung über ihn nicht allein fallen lassen, sondern auch in Ungnaden seiner nicht gedacht, und wenn Andere solches gethan, darauf zu antworten gepflegt: „man möge ihn bleiben lassen; so gut er wäre, es wäre doch Niemand, der unfehlbar von ihm sagen könne, wie es mit ihm beschaffen sei.“ Diese beiden Fräuleins sind bis an ihr Ende im ledigen Stande geblieben und haben zu heirathen sich nicht entschließen können, und nachdem sie ein hohes Alter erreicht, sind sie innerhalb acht Tagen alle beide gestorben und liegen in der Kirche zu Hudemühlen vor dem Altar begraben.

Als nun einstmals ein gewisser Knecht von dem Hause Hudemühlen von einem der obgedachten Fräuleins nach Rethen abgeschickt war, um daselbst eins oder das Andere einzukaufen, fing in dieser Fräulein Gemache während der Abwesenheit des Knechtes er an wie ein Storch zu klappern und sagte dabei: „Jungfer Anna, heute magst Du Deine Sachen im Mühlenkolch wieder suchen!“ Man verstand zwar nicht, was dies bedeuten solle, als aber der Knecht von seiner Reise wieder nach Hause kam, hat er erzählt, daß er unterwegs einen nicht weit von ihm sitzenden Storch erblickt, nach welchem er aus Langeweile geschossen, auch es nicht anders geschienen, als wenn er ihn gewiß getroffen habe, der Storch aber wäre dennoch sitzen geblieben, hätte angefangen laut zu klappern und wäre dann endlich davon geflogen. Die Fräuleins erzählten hierauf ihr heutiges Abenteuer mit dem Hintzelmann und kamen auf den Gedanken, daß, weil er das Klappern eines Storches von sich hören lassen, es so ohne etwas nicht abgehen werde. Doch konnte

man aus allen den Vorzeichen nicht klug werden, allein der Ausgang hat das Räthsel gelöst. Denn wie der Knecht, welcher sich einigermaßen berauscht hatte, sein von Staub und Schweiß angefülltes Pferd hinwiederum abspühlen und zu dem Ende in das vor dem Schlosse liegende Mühlenwasser reiten wollte, verfehlte er aus Trunkenheit den richtigen Ort, kam in einen tiefen Abgrund, konnte sich auch auf dem Pferde nicht festhalten, sondern fiel herunter, und weil Niemand bei ihm war, der ihm zu Hülfe kommen konnte, mußte er in diesem Wasser seine Tage beschließen. Weil er aber die geholten Sachen noch nicht von sich gelegt, mußte man sie sammt dem Knechte aus dem Wasser herausfischen und solcher Gestalt trafen die Worte des Geistes, so er erwähnter Maßen gegen das Fräulein geführt, ein.

Nun hat sich einmal ein gewisser von Adel, der von großem Verstande, sonderlich auch bei dem König von Dänemark Christian III. in hohem Ansehn stand und unter dessen Miliz als Kriegs-Obrister kommandirte und in den Kriegen mit der Stadt Lübeck tapfere ansehnliche Dienste geleistet, zu Hudemühlen aufgehalten. Da nun dieser ein guter Schütz und Liebhaber der Jagd war, so hat er manche Stunde damit zugebracht, daß er in das umliegende Gehölz geritten und daselbst den Hirschen und wilden Schweinen nachgestellt und daraus sich eine angenehme Unterhaltung gemacht. Wie nun selbiger Cavalier einst mit Jagdgedanken umgegangen, kommt der Hintzelmann zu ihm und sagt: „Thomas (also nannte sich der Genannte von Adel), ich warne Dich, daß Du Dich im Schießen vorsiehst, denn Du wirst sonst in Kurzem ein Unglück haben." Der Oberst gab auf diese Prophezeiung wenig und meinte nicht, daß dies etwas zu bedeuten haben sollte, allein etliche Tage darauf, wie er wiederum dieser Ergötzlichkeit nachhing, zersprang ihm durch den gethanen Schuß die Büchse und schlug ihm den Daumen aus der linken Hand hinweg. Sobald dies geschehen, fand sich Hintzelmann bei ihm ein und sagte: „Siehe da, nun hast Du es, wovor ich Dich gewarnt habe; hättest Du meiner Warnung gefolgt und diese Zeit über des Schießens Dich enthalten, würde Dir dieser Unfall nicht begegnet sein." Man soll auch die Nacht vorher auf dem Walle, welcher um das Haus herumgeht, zwei starke Schüsse gehört haben, welche vielleicht von diesem Hintzelmann hergerührt haben mögen.

Die Kammer, wo sich Hintzelmann aufhielt, ist nun auf dem Schlosse Hudemühlen im obersten Stockwerk zur rechten Seite gewesen und es hat sein Hausgeräth bestanden erstlich in einem Sessel oder Lehnstuhl, welchen er von Stroh von allerhand Farben gar kunstreich geflochten gehabt, voller zierlicher Figuren und Kreuze, so nicht ohne Verwunderung anzusehen gewesen, zum Andern ist darin anzutreffen gewesen ein kleiner runder Tisch, welchen man ihm auf sein vielfältiges Anhalten verfertigen und dahin setzen müssen, drittens eine zubereitete Bettstelle, welche er gleichfalls hineinzusetzen verlangt hat. Man hat aber an dieser Lagerstätte niemals ein Merkmal finden können, daß ein Mensch darin gelegen hätte, nur hat man allemal ein kleines Grüftlein, gleich als ob eine Katze darin gelegen, gespürt, und in diesen drei Stücken hat sein ganzer Hausrath bestanden. Weil nun dieser Geist jedesmal das Ansehen haben wollte, daß er als ein natürlicher Mensch der Speise und des Tranks benöthigt sei, hat er das Gesinde und namentlich die Köchin angehalten, daß sie ihm täglich eine Schüssel voll süßer Milch,

worinnen Weißbrod gebrockt war, zubereiten und auf seinen Tisch stellen mußte, welches auch hernach dem Anscheine nach rein ausgegessen war und die Schüssel wurde allemal leer mit hinausgenommen, wiewohl er auch dann und wann sich an der Tafel des Hausherrn einfand und man ihm an einer Stelle, welche er eingenommen zu haben vorgab, einen Stuhl setzen und Teller vorlegen mußte, und wenn derjenige, welcher die Speisen tranchirte, ihm vorzulegen vergaß, dann ist er darüber zornig geworden und hat sich solches für einen Schimpf zu Gemüthe gezogen. Es sind aber die vorgelegten Speisen allemal von den Tellern hinweggekommen, dazu ist auch noch das Glas, wenn man ihm zugetrunken, eine Weile von dem Tische weggewesen, hernach aber wieder leer an seinen vorigen Ort gesetzt worden, die vorgelegten Speisen aber hat man entweder unter dem Tische den Hunden vorgeworfen, oder aber in einem Winkel unter den Bänken des Gemachs liegen gefunden, woraus denn augenscheinlich zu ersehen gewesen, daß sein Essen nicht natürlich zugegangen, sondern nur ein Gaukelspiel und Blendwerk dieses durchtriebenen Geistes gewesen ist. Nun hat sich einst zu Hudemühlen ein gewisser adeliger Herr befunden, welcher, wie man nach Gewohnheit dem Hintzelmann daselbst einen Stuhl und eine Schüssel vorgesetzt hatte, als wenn er mit zu den Hausgenossen gehöre, demselben nicht hat zutrinken wollen und als Hintzelmann sich darüber beschwerte und hinzufügte, „er sei ein ebenso guter und ehrlicher Gesell als jener, warum er denn nicht mit ihm trinken wolle?" antwortete dieser: „er möge sich fortpacken und mit seiner höllischen Gesellschaft saufen, hier habe er nichts zu suchen". Darüber erzürnte sich aber der Hintzelmann auf's Heftigste, faßte ihn bei dem Schnallriemen, mit welchem er nach der damaligen Kleidertracht seinen Mantel unter dem Halse zugeschnallt hatte, zog ihn an demselben nieder zur Erde, würgte und drückte ihn dergestalt, daß alle Anwesenden in höchsten Sorgen standen, er werde ihn gar ums Leben bringen, und jener sich erst nach mehreren Stunden von dem Schrecken erholen konnte. Dieser Edelmann ist aber derjenige gewesen, welcher, wie wir oben gesehen haben, sich vermessen hatte, den Hintzelmann mit Spießen und Stangen zu vertreiben.

Es hat sich aber der Hintzelmann im Hause, in der Küche und im Stalle überall geschäftig angestellt und schien er mit großem Fleiße allerhand Arbeiten zu verrichten. Insonderheit hat er in der Küche des Nachts sehr handthiert, denn wenn die Köchin des Abends nach der Mahlzeit die zinnernen Schüsseln und Teller unabgewaschen durcheinander über einen Haufen hinsetzte, so hat sie dieselben des Morgens wohl gesäubert und hell wie ein Spiegel glänzend in guter Ordnung wider angetroffen, also daß sich die Köchin auf diesen Handlanger sicherlich verlassen und des Abends nach aufgehobener Tafel zu ihrer süßen Ruhe sich begeben können. Es hat demnach an aller nöthigen Anstalt in der Küche nicht gefehlt, man hat auch in der Zeit, als Hintzelmann allda sich aufgehalten, in der Küche niemals etwas verloren, sondern wenn ja etwas verlegt war, wußte es dieser aus seinem verborgenen Winkel sogleich wieder hervorzuziehen nnd es seinem rechten Herrn einzuhändigen. Wenn man zu Hudemühlen fremde Gäste zu erwarten haben sollte, so ließ sich Hintzelmann sonderlich hören: da scheuerte er die Kessel, da wusch er die Schüsseln, da säuberte er die Eimer und Zuber, daß man die ganze Nacht das Geräusch von seiner Arbeit hörte. Es hat die Köchin auch nicht unterlassen, ihm hin-

wiederum mit möglichster Dankbarkeit zu begegnen, denn sie war nicht allein, so oft er etwas begehrte, damit sogleich fertig, sondern setzte ihm auch aus freien Stücken täglich süße Milch mit Weißbrod gekocht zum Frühstück in seine Kammer hin. Hierdurch gewann sie seine Neigung vollkommen und konnte sich manche faule Stunde machen, und da sie sonst das Küchengeräthe hätte waschen müssen, die Hände in den Schooß legen. Ja es übernahm Hintzelmann auch eine Art Hofmeisterschaft über die andern Knechte und Mägde und gab fleißig darauf Achtung, was ihre Verrichtung war, und wenn sie bei der Arbeit waren, erinnerte er sie mit guten Worten fleißig zu sein, wenn sich aber Jemand daran nicht kehrte, sondern die Zeit mit Faulheit verbringen wollte, hat er zuweilen den Prügel ergriffen und ihnen damit eine gute Benediction gegeben. Die Mägde warnte er gar oft vor ihrer Frauen Unwillen und erinnerte sie, diese oder jene Arbeit wäre noch nicht gethan, welche sie erst antreten sollten. Ebenso geschäftig erwies er sich auch in den Pferdeställen, er wartete die Pferde, striegelte dieselben fleißig, daß sie jederzeit so glatt wie ein Aal anzusehen waren, und es wird gesagt, daß die Zeit über, wo Hintzelmann sich an diesem Ort aufgehalten, die Pferde so wohl gedient, daß sich Viele darüber gewundert haben.

Es hat sich zu Hudemühlen vormals ein Vornehmer von Adel, aus dem Geschlecht von Falkenberg, welcher im Kriege als ein vornehmer Offizier Dienste gefunden, auf einige Zeit aufgehalten und daselbst seinen Besuch abgestattet. Weil nun derselbe frischen und fröhlichen Humors war, fängt er an den Hintzelmann zu vexiren und gegen denselben allerhand kurzweilige Reden zu gebrauchen. Allein es wollte dies dem Geiste in der Länge nicht anstehen, sondern er begann sich unwillig zu geberden und fuhr endlich in folgenden Worten heraus: „Falkenberg, Du machst Dich jetzund über mich trefflich lustig, aber komm nur hin vor Magdeburg, da wird man Dir die Kappe ausbürsten, daß Du Deine Spottreden vergessen wirst.“ Dieser erschrack darüber nicht wenig, weil er glaubte, daß diese Worte etwas mehr hinter sich haben würden, ließ daher seine weitere Unterhaltung mit Hintzelmann und nahm kurz darauf seinen Abschied und zog davon. Bald darauf ging die berühmte Belagerung der Stadt Magdeburg unter dem Churfürsten Moritz von Sachsen vor sich, da man von Seiten des gesammten römischen Reiches den Beschluß gefaßt hatte, selbige Stadt zum Gehorsam zu bringen. Hierbei hat nun auch dieser Herr von Falkenberg unter einem vornehmen Fürsten in Deutschland seine Tapferkeit bewiesen. Allein wie die Belagerten ihrerseits nichts versäumten, was zur tapferen Gegenwehr dienen konnte, und Tag und Nacht mit Doppelhaken, Falkonetten und Musqueten Feuer gaben, also traf auch diesen das Unglück, daß ihm mit einer Falkonettkugel das Kinn ganz weggeschossen ward, also daß er überaus große Schmerzen ausgestanden, auch endlich als er nach der Blessur noch bis zum dritten Tage gelebt, seinen Geist elendiglich hat aufgeben müssen.

Es ist bereits erzählt worden, daß in Hudemühlen sich zwei Fräuleins aufgehalten, welche mit ihren Taufnamen sich Anna und Katharina nannten, bei welchen sich auch der Hintzelmann gern eingefunden, mit ihnen conversirt und Gespräche gehalten hat. Wie nun dieselben nicht allein von gutem und vornehmen Stande, sondern auch bemittelt und von angenehmer Gestalt und Sitten waren, so fanden sich auch Unterschiedliche ein, welche sich um sie be-

werben und um ihre Hand anhalten wollten. Ein oder das andere Mal kam es so weit, daß der gänzliche Abschluß nicht weit war und man bald einen glücklichen Ausgang hoffte. Allein Hintzelmann fand jederzeit Mittel, das Abgeredete zu hintertreiben und die Heirathsgedanken zu stören. Den einen hat er, wenn er etwa seine Worte bei den Fräuleins vorbringen wollte, confus und irre gemacht, daß er in seinem Concept ganz gestört worden ist, einem Andern hat er eine solche Angst verursacht, daß er vor Schrecken gezittert und gebebt, insgemein aber hat er ihnen an der gegenüberstehenden weißen Wand eine Schrift mit großen goldenen Buchstaben vor die Augen gemalt, also lautend: „Nimm Jungfer Annen und laß mir Katharinen!" Ist aber ein Anderer gekommen und hat sich bei Fräulein Annen insinuiren und selbige um die Ehe ansprechen wollen, so ist die goldene Schrift wieder umgekehrt in folgender Gestalt vor seinen Augen erschienen: „Nimm Jungfer Katharinen und laß mir Jungfer Annen!" Wenn sich aber Jemand hieran nicht kehren, sondern auf seinem Vorsatze fest bestehen wollte und zu dem Ende etwa des Nachts auf dem Hause übernachtete, hat er demselben also in der Finsterniß zugesetzt, ihn durch Poltern, Werfen und Herumturniren beunruhigt, daß sie alle ihre Heirathsgedanken darüber leicht vergessen haben und froh gewesen sind, daß sie nur mit ganzer Haut davon kamen. Etliche hat er auch, wenn sie ihren Rückweg genommen und nach Hause zurückkehren wollten, mit den Pferden um und um geworfen, daß sie vermeint Hals und Beine zu brechen und nicht gewußt, wie ihnen geschehen. Hieraus ist erfolgt, daß die beiden Fräuleins sich des Ehestandes gänzlich begeben und unverehelicht bis zu einem hohen Alter verharrt und auch endlich gestorben sind.

Einst kam ein vornehmer Mann aus dem Geschlechte derer von Mandelsloh nach Hudemühlen, der nicht allein in allen Fächern und Sprachen hoch erfahren, sondern auch dieser seiner Geschicklichkeit wegen zu vielen ansehnlichen hohen Chargen gezogen war, dergestalt, daß er bei dem Churfürsten zu Brandenburg geheimer Rath und Abgesandter auf unterschiedlichen Reichsversammlungen, überdem Canonicus bei dem Stift Verden und bei Ihrer Königl. Majestät in Dänemark ebenfalls das Amt eines Gesandten vertreten hatte. Als nun diesem erzählt ward, daß ein Geist auf dem Amte Hudemühlen sein Wesen treibe, der sich zwar unsichtbar halte, aber gleichwohl mit den Leuten rede, sich für einen Christenmenschen ausgebe und viel seltsame Händel begehe, auch sich daneben berühme, daß er sowohl selig zu werden gedächte als ein Anderer, hat er darauf geantwortet, er könne nicht glauben, daß es etwas Gutes sein müsse, sondern halte ihn für den bösen Feind und leibhaftigen Satan. Als nun dieser Herr noch in dem Discurs hierüber begriffen war, wie es nicht anders sein könne, als daß derselbe einer von der höllischen Gesellschaft sein müsse, mit welcher seine Manieren, Art und Eigenschaft vollkommen übereinstimmten, wollte ihn Hintzelmann unterbrechen, fiel ihm daher nach einigem gemachten Geräusch in die Rede und sagte: „Was sagst Du, Barthold (also hieß der Edelmann), bin ich der böse Feind? Ich rathe Dir, sage nicht zu viel oder ich werde Dir ein Anderes sehen lassen und Dir weisen, daß Du ein anderes Mal ein besseres Urtheil von mir fällen sollst!" Dieser Herr hatte ihn noch nicht reden gehört, entsetzte sich daher über diese Worte heftig, weil er Jemand sprechen hörte, aber Niemand sah, von dem die Stimme herkam, brach also seinen

Discurs ab und wollte auch hernach nicht mehr von ihm reden und hören, sondern sagte, daß er ihn in seinen Würden lasse.

Hinzelmann hat einmal auch eine Magd eingeschlossen und festgebannt, aber nicht durch unsichtbare Bande, wie andere ähnliche Geister es gethan, sondern durch sichtbare Thüren, Schlösser und Riegel. Als nämlich eines Tages Jemand auf dem Hause Hudemühlen gegen Abend von der Kolik heftig geplagt wurde, ist eine Magd hinunter in den Keller geschickt worden, um einen Trunk Wein zu holen, womit der Patient etwas Medizin hat einnehmen wollen. Als nun die Magd vor dem Fasse saß und gleich jetzt den Wein zopfen wollte, findet sich Hinzelmann bei ihr ein und spricht: „Du wirst Dich doch wohl zu erinnern wissen, daß Du mich vor einigen Tagen gescholten und geschmäht hast, und dafür sollst Du diese Nacht zur Strafe im Keller sitzen; mit dem Patienten hat es ohnedem keine Noth, in einer halben Stunde wird es mit ihm besser und alle seine Krankheit vorüber sein. Ueberdem, wenn Du ihm den Wein zubrächtest, würde er ihm mehr Schaden als Vortheil schaffen; bleib' nur im Keller sitzen, bis Dir wieder aufgemacht wird." Hiermit schließt er die Thür zu und geht seines Weges. Inzwischen wartet der Patient lange und breit auf den Wein, wie aber die Magd nicht wiederkommt, wird ein Anderer hingeschickt, um zu sehen, wo sie bleibt. Dieser aber findet den Keller mit einem Hängschlosse fest verwahrt, die Magd aber darin im Keller sitzen, welche diesem erzählt, wie sie der Hinzelmann hierselbst in Arrest gelegt hat. Ob man nun wohl die Magd wieder heraushaben und den Keller eröffnen wollen, zu dem Ende auch den Schlüssel mit allem Fleiße gesucht, so war doch Niemand, der denselben finden konnte, am folgenden Morgen aber wurde der Keller offen, das Schloß und Schlüssel vor der Thür liegend gefunden und also ward die Magd ihrer Gefangenschaft wieder los. Mit des Kranken Befinden hat sich's aber nach Hinzelmann's Worten zugetragen und nach Verlauf einer halben Stunde haben sich alle Schmerzen und Ungelegenheiten verloren. Es ist diese Einsperrung noch ziemlich gnädig abgelaufen und scheint es, daß Hinzelmann nur dadurch einen possirlichen Aufzug machen, nicht aber eine regelmäßige Rache versuchen wollte.

Ein anderes Mal reisete einer von Adel, von vornehmem Stand und bekannter Familie, einst vor Hudemühlen vorbei, und ob er wohl ein guter Freund und Bekannter des Hauswirths war, so trug er dennoch Bedenken, auf dem Hause daselbst einzusprechen, weil ihm von der Schalkheit des Hinzelmanns Vieles erzählt worden war; er schickt daher seinen Diener auf's Schloß mit dem Vermelden, man solle es ihm nicht für ungut nehmen, daß er jetzo vorüberfahre. Allein wie nun daselbst dieser Herr in großer Achtung stand, so ward zu ihm geschickt und er inständig gebeten, auf eine geringe Mahlzeit einzusprechen und mit der möglichen Bewirthung vorlieb zu nehmen. Allein Jener entschuldigte sich mit höflichen Worten und wandte vor, daß es jetzo seine Reise nicht leiden wolle sich aufzuhalten, da ihm jetzo an der Eile sehr viel gelegen sei. Zudem, setzte er hinzu, hätte er einen Abscheu und Ekel, daß er ein Teufelsgespenst am Tische leiden und mit demselben essen und trinken solle, welches eine Gesellschaft wäre, die den Meisten großes Schrecken machen würde. Als ihm nun zu Gemüthe geführt ward, man könne nicht dafür, daß durch Gottes verborgenen Rath sich hier ein Geist aufhalte, derselbe aber thue Niemandem etwas zu Leide, so man ihn nur

ungeschimpft lasse und so lange Gott dem Geiste Macht gegeben, allhier zu bleiben, könne man sich dessen Schickung nicht widersetzen, sondern müsse in Geduld den Ausgang erwarten, bevorab des Geistes Gewalt nicht weiter gehe, als ihm Gott den Zügel schießen lasse. Allein dieser Herr blieb dessen ohngeachtet dabei, daß er nicht in der Laune sei, mit dem Satan Compagnie zu machen, und nahm auch seinen Abschied, ohne auf das Haus zu kommen. Wie sie also noch in ihrer Unterredung begriffen waren, findet sich Hinzelmann auch dabei und sagt: „Warte, mein guter Cumpan, es soll Dir diese freche Rede schon bezahlt werden!“ Als nun dieser Fremde auf seinem Wagen gesessen, seine Reise fortgesetzt hat und über die Brücke, so über die Meisse geht, fahren wollen, da heben sich die Pferde mit den Vorderfüßen in die Höhe und verwickeln sich in dem Geschirr, daß es wenig gefehlt hat, daß nicht Pferde und Wagen zusammen von der Brücke gestürzt sind. Wie nun aber Alles wieder zurecht gemacht ist und sie einen Büchsenschuß Weges weiter fortgefahren, wird der Wagen zwischen Eckeloh und Hudemühlen in dem Sande auf ebener Erde um und um gekehrt, jedoch also, daß die darin sitzenden Personen keinen Schaden nehmen.

Weil nun aber die Hausköchin vermeinte, daß sie des Hinzelmann's beste Freundin wäre, die wohl Ursache hätte, dasjenige von ihm zu bitten, was ein Anderer unterlassen müßte, so hat sie sich einst lassen die Lust ankommen, den Hinzelmann, den sie täglich reden hörte, ihn mit Essen und Trinken versorgte und mit ihm ganz vertraulich war, körperlich zu sehen und ihn in seiner rechten Gestalt zu erkennen. Sie ließ daher diese Bitte an Hinzelmann gelangen, welcher aber nicht daran wollte, sondern vorgab, es wäre anjetzo seine Gelegenheit noch nicht, daß sie ihn zu sehen bekommen könne, allein nach Ablauf einer gewissen Zeit wolle er sich von Jedermann sehen lassen. Allein durch diese abschlägige Antwort wurde die Begierde bei der Köchin noch viel heftiger entzündet, also daß ihr des Hinzelmanns Gestalt im Kopfe herumlief wie Quecksilber. Sie lag dem Geiste je mehr und mehr an, er möge ihr doch ihre Bitte nicht versagen und da sie sich so sehr seinetwegen bemüht hätte, solle er ihr doch dieses Geringe nicht abschlagen. Dagegen stellt ihr aber Jener allezeit vor, es werde ihr Vorwitz sie gewiß gereuen, wenn er gleich ihrer Bitte Statt geben wolle. Als sie nun endlich von ihrem Begehren gar nicht abstehen wollte, sagte Hinzelmann, sie möchte am folgenden Morgen vor Aufgang der Sonne in den Keller kommen und in jeder Hand einen Eimer voll Wasser tragen, alsdann könne ihre Bitte gewährt werden. Als die Magd fragte, was denn das Wasser zu bedeuten haben solle, sagte er: solches würde sie hernach schon sehen und werde ihr sein Anblick sonst schädlich sein. Wie nun der folgende Morgen anbrach, war die Köchin in aller Frühe parat, nahm befohlener Maßen die Eimer mit Wasser und marschirte damit zum Keller hinein. Sie sah sich anfangs in demselben um, endlich wurde sie eine Mulde vor sich gewahr, worin ein nackendes Kind, welches der Größe nach wie von drei Jahren anzusehen war, lag, in seinem Herzen aber steckten zwei Messer kreuzweise über einander und es war über den ganzen Leib mit Blut überflossen. Die Magd erschrickt über diesen unvermutheten Anblick und erbärmliche Gestalt dermaßen, daß ihr alle Sinne entgehen und sie ohnmächtig zur Erde niederfällt, sobald der schalkhafte Geist das Wasser, so sie mit in den Keller gebracht, genommen

und ihr solches über den Kopf geschüttet. Es wurden hierdurch ihre Lebensgeister wieder zurückgerufen, daß sie sich von ihrem tiefen Schrecken und ihrer Ohnmacht wieder erholte und zu sich selbst kam; sie sah sich hierauf um, erblickte aber so wenig die Mulde noch das Kind mehr, sondern hörte an dessen Statt des Hintzelmanns Stimme, der da sagte: „Siehst Du nun, wie nützlich Dir das Wasser gewesen ist, denn wenn solches nicht bei der Hand gewesen wäre, würdest Du hier im Keller gestorben sein; ich hoffe aber, es werde Deine hitzige Begierde, mich zu sehen, hierdurch zugleich abgekühlt sein!" Er soll aber hernachmals gar oft die Magd mit dieser Begebenheit ausgespottet und wenn Fremde durchgereiset, ihnen dies mit großem Gelächter erzählt haben.

Auf dem fürstlichen Schlosse zu Ahlden hat zu der Zeit Otto Aschen von Mandelslohe, Drost und Fürstl. Braunschweigisch-Lüneburgischer Rath residirt, dieser hat dann und wann einen Schabernack und Possen von dem Hintzelmann erfahren müssen. Denn als derselbe einst fremde Gäste bei sich gehabt und mit denselben sich ergötzet hat, hat dieser unter ihnen Zank angestiftet, also daß es in der Gesellschaft zu einem Handgemenge gekommen ist und leichtlich ein Unglück hätte geschehen können, wenn nicht alles Gewehr auf die Seite geschafft gewesen wäre, also daß Niemand, wie er nach seinem Degen greifen wollen, denselben finden können und es demnach bei einigen Querhieben mit der dicken Faust hat bewenden lassen müssen. Dieses Streichs hat sich aber Hintzelmann heftig gefreuet, und denselben mit vielem Gelächter erzählt, mit dem Zusatz, daß er der Anfänger des Zankes und der Meuterei gewesen wäre, daß auch sein Anschlag ihm so wohl gelungen wäre, daß sie sich weidlich herumgeschlagen hätten. Als man ihm aber weiter vorgehalten, aus was für Ursachen er die Leute also zusammenhetze, ob nicht daraus zu besorgen gewesen, daß ein Unglück daraus entstehe und Jemand ums Leben oder in Gefahr gekommen wäre, hat er darauf gesagt: „Dafür wäre nicht zu sorgen, denn er hätte ihnen vor dem Streite alles tödtliche Gewehr so lange versteckt und auf die Seite gebracht, daß es nur bei etlichen guten Kopfstößen geblieben wäre. Dabei wäre er als ein Zuschauer geblieben und hätte an solcher Comödie sich recht aus Lust ergötzt.

Auf gleiche Weise hat er auch gern die Knechte und Arbeitsleute in ein Handgemenge zu verwickeln gesucht, wozu er die schönste Gelegenheit fand, wenn den Leuten durch das Bier die Sinne gehemmt und die martialischen Geister etwas zu sehr erhitzt waren. Alsdann nahm Hintzelmann seinen Platz unter ihnen und wollte als ein angeblicher Domestik seinen Theil mit daran haben, um dabei seine Gelegenheit abzusehen. Wenn nun der Trunk das Gehirn eingenommen und einer etwa etwas unter den Tisch hatte fallen lassen und dasselbe aufzuheben sich bückte, hat er demselben von rückwärts eine gute Ohrfeige versetzt, seinen Nachbar aber in's Bein gezwickt. Beide Theile meinten alsdann, es käme dies von dem Nachbar her, worauf man denn bald zu Scheltworten und von diesen auf Schläge kam und endlich hat man solche ohne Unterschied ausgetheilt, daß am folgenden Morgen die blauen Augen und geschwollenen Gesichter als Merkzeichen der vorgefallenen Bataille betrachtet werden konnten. Hierüber hat nun Hintzelmann sich allezeit sonderlich ergötzt, es Andern hinwiederum, sammt der Manier, wie er es angefangen, erzählt, jedoch dabei stets es so angestellt, daß Niemand an seinem Leben oder Gesundheit gefährdet wurde.

Nun befand sich zu Hudemühlen zur Zeit des Hintzelmann ein Schreiber, Namens Henning Steinhoff, welchen gedachter Hintzelmann einer gar zu großen Hoffart beschuldigte und ihm deswegen gehässig ward, that ihm auch aus solcher Ursache oftmals großen Drang an, incommodirte und beunruhigte ihn bald bei Tage bald bei Nacht heftig. Denn wie ein Hoffärtiger einen andern Hoffärtigen am Wenigsten leiden kann, also war diesem hoffärtigen Geiste die stolze Einbildung des Schreibers verdrießlich. Als er nun denselben einstmals sehr gequält hatte, rühmte er sich dessen gegen Jemand aus dem Hause, stellte sich ganz fröhlich und erzählte mit Gelächter, er habe dem hoffärtigen Schreiber (also klangen seine Worte) eine rechtschaffene gute Ohrfeige gegeben. Als man ihn weiter fragte, warum er denn die Leute also traktire, was er dazu für Ursache habe, hat er sich ferner vernehmen lassen: er wäre ja allzu hoffärtig, er könne das nicht leiden. Am folgenden Morgen wurde der Schreiber hierüber vernommen und gefragt, ob der Hintzelmann die vorige Nacht bei ihm gewesen wäre, worauf derselbe geantwortet hat: „Ja, wohl mehr als zuviel ist er bei mir gewesen, er hat mir die Nacht einen solchen Drang angethan, daß ich vor demselben nicht zu bleiben wußte." Von diesem Schreiber aber hat sonst Herr Feldmann, ehemaliger Prediger zu Hudemühlen, welcher der erste Verfasser dieser Geschichte gewesen, angemerkt, daß er sich sonst wohl in seinen Verrichtungen zurecht zu finden gewußt hat und seinem Amte wohl vorgestanden, daher er nicht allein bei seinem Herrn gute Gewogenheit gefunden, sondern nach der Hand Amtsschreiber zu Winsen an der Lue und zuletzt in demselben Städtchen Bürgermeister geworden ist. Nun hatte sich dieser Schreiber aber in einen Liebeshandel mit einem Kammermädchen auf dem Schlosse eingelassen und war mit derselben ziemlich vertraut geworden. Wie er nun den Hintzelmann sich einmal zum Feinde gemacht hatte, so wollte derselbe ihn seiner Absicht stören und sein Vergnügen mit dem Mädchen hindern. Nun hatte sich einst der Schreiber bei dem gedachten Kammermädchen in stiller Nacht eingefunden, um ein vertrauliches Gespräch mit ihr abzuhalten. Wie sie nun beisammen die Zeit mit Scherz und Kurzweil hinbrachten und vermeinten, daß sie Niemand bei solchem Zustande sehen könne, als die vier Wände, siehe, da kömmt der arglistige Hintzelmann, stört ihr Zusammensein und stöbert den guten Schreiber ganz unsauber zur Thüre hinaus, faßt überdem einen Besenstiel und setzt mit demselben ihm nach, also daß Jener mit größter Geschwindigkeit nach seiner Kammer gelaufen ist, sich in sein Bett verfügt hat und noch dazu froh gewesen ist, daß er mit etlichen guten Streichen, so er auf dem Rückzug bekommen, diesmal losgekommen ist, dabei hat er aber freilich seine Liebe und die erlangte Begünstigung auf einmal vergessen. Nach der Hand soll der Hintzelmann auf diesen unglücklichen Liebhaber ein Lied gedichtet und solches zur Kurzweil oft gesungen, auch den Durchreisenden nicht ohne Gelächter vorgesagt haben. Ob aber der Hintzelmann die Laster so sehr gehaßt, daß er deswegen diesem Menschen so sehr zugesetzt, um ihn dadurch auf einen bessern Weg zu führen, solches läßt sich billig bezweifeln.

Eines Tages ist der Hintzelmann zu einem Mann aus Hudemühlen, der sammt andern Arbeitsleuten und Knechten im Felde war und Korn mähete, auf den Acker gekommen, als dieser an nichts weniger als an etwas Unglückliches dachte, und sagte: „Lauf, lauf in aller Eile nach Deinem Hause und

hilf Deinem jüngsten Sohne, denn er ist jetzt eben mit dem Gesicht in's Feuer gefallen und hat sich sehr verbrannt." Der Mann, darüber erschrocken, legt seine Sense nieder und eilt nach Hause, um zu sehen, ob der Hintzelmann die Wahrheit geredet, und ist noch nicht über die Thürschwelle geschritten, als man ihm entgegenläuft und das geschehene Unglück erzählt, worin er denn ferner durch den Augenschein bestätigt wird, da er sein Kind elendiglich über dem ganzen Gesicht verbrannt findet. Denn es hatte sich auf einen kleinen Stuhl beim Feuer gesetzt, allwo ein Kessel hing. Als nun das Kind mit einem kleinen Löffel in denselben langen wollte und sich deswegen mit dem Stuhl vorwärts bog, ist es mit dem Gesichte mitten in's Feuer gefallen, jedoch aber, weil die Mutter in der Nähe war, ist sie alsofort herzugelaufen und hat es aus den Flammen wieder herausgerissen, also daß es zwar etwas verbrannt, aber doch dem Tode entzogen worden ist. Es ist übrigens zu bemerken, daß fast in demselben Augenblick, als der Geist dem Vater das Unglück verkündete, dieser Fall sich zugetragen hat.

Nun hat aber ein gewisser junger Edelmann, der von sehr vornehmem Geschlecht, aber auch von allzugroßer Einbildung war, den Hintzelmann fangen wollen. Derselbe hatte von den Historien dieses Geistes viel erzählen hören und war deswegen begierig, etwas davon zu sehen oder ihn reden zu hören. Als nun sein Wunsch einst erfüllt wurde und der Hintzelmann sich hören ließ und zwar aus einem Winkel bei einem in der Stube stehenden großen Schranke, allwo unterschiedliche leere Weinkrüge mit engen Hälsen hingesetzt waren, so deuchte es diesem Edelmann, daß, weil seine Stimme zwar zart und subtil, jedoch etwas heiser und gleich als ob sie aus einem hohlen Geschirr geredet werde, anzuhören war, er müsse etwa in dem einen dieser Krüge sitzen und da heraus reden. Er lief also zu den Krügen hin, faßte sie an und vermeinte sie zuzumachen, daß er den Geist gewiß erhaschen wolle. Als er nun damit umging, so fing der Geist an überlaut zu lachen und sagte: „Wenn ich nicht vorlängst von andern Leuten gehört hätte, daß Du ein Narr wärest, so sehe ich's nun in der That, weil Du meinst, ich sitze in den leeren Krügen und weil Du dieselben mit der Hand zudeckst, so hättest Du mich gefangen. Ich achte Dich nicht der Mühe werth, sonst wollte ich Dich schon so witzigen, daß Du eine Zeit lang meiner gedenken solltest. Aber doch möchtest Du bald ein wenig gebadet werden." Hiermit schwieg der Geist still und ließ sich nicht weiter hören, so lange der Edelmann da war. Ob er aber nachher in's Wasser gefallen sei, wird nicht gemeldet, doch ist vermuthlich, daß er ihm wohl eins mag versetzt haben, weil er selten etwas ungerochen hat passiren lassen.

Es hat aber der Geist Hintzelmann die Larve der Scheinheiligkeit fleißig gebraucht, denn wie oben bereits gedacht worden ist, gab er vor, er sei nicht allein ein wahrhaftiger Mensch, sondern auch ein guter Christ und hoffe nicht weniger als andere selig zu werden. Als man nun einstmals von diesen Sachen mit ihm redete und von ihm begehrete, daß wenn er ein guter Christ seinem Vorgeben nach sein wolle, er auch Gott anrufen und die Gebete, deren sich die Christen bedienen, sprechen müsse. Hierauf hat er sofort angefangen das Vaterunser herzusagen, auch solches bis an die sechste Bitte ausgesprochen, als er aber an die letzte Bitte („erlöse uns von dem Uebel") gekommen, hat er solche nicht recht deutlich und rein ausgesprochen, sondern

nur leise gemurmelt. Er hat überdem auch den christlichen Glauben recitirt, aber auch verstümmelt und zerrissen, denn wenn er an die Worte des Artikels kam: „ich glaube an eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben", brachte er dieselben mit ganz undeutlicher und heiserer Stimme hervor, daß man's nicht recht hören und verstehen konnte. Der Prediger zu Eckelohe, Herr Marquart Feldmann berichtet, es sei sein Vater um die Zeit der Pfingsten auf dem Hause Hudemühlen zu Gaste gebeten worden, da habe der Hintzelmann den schönen Gesang: „Nun bitten wir den heil. Geist" wie eine Jungfrau oder junger Knabe mit sehr hoher und nicht unangenehmer Stimme gesungen und denselben Gesang bis ganz zu Ende gebracht. Ja nicht allein diesen, sondern viele andere geistliche Gesänge hat er auf Begehren intonirt, sonderlich wenn ihn diejenigen darum begrüßten, welche er für seine guten Freunde hielt und die ihn zu ihrem Vertrauten hatten. Er hat jedoch nicht allein geistliche Lieder gesungen, sondern er hat sich auch zuweilen damit unterhalten, daß wenn eine Gesellschaft von jungen Leuten zusammen war, er ihnen allerlei verliebte Lieder vorsang, wobei er sich denn sonderlich fröhlich und wohlgemuth bezeigte, daß man denken mußte, er wäre selbst von dem zärtlichen Affect der Liebe gerührt. Sonderlich aber pflegte er im Namen unverheiratheter Manns- und Weibspersonen dergleichen Lieder herzusagen, daraus es das Ansehen bekam, daß diese oder jene im heimlichen Verständniß mit einander sein möchten. Hierüber hat man ihm einst zugeredet, er thue Unrecht daran, daß er auf solche Weise die Leute in verdächtige Nachrede bringe. Er hat sich aber damit entschuldigt, „daß es nur sein Scherz sei: wenn es sich aber in der That also verhalte, wolle er schweigen." Seine Stimme war ein gar heller Discant, welche er so hoch hinaufschwingen konnte, als jemals ein Instrument reichen konnte. Sie war dabei nicht unangenehm, sondern wie einer Jungfrauen Stimme anzuhören, dabei aber schien sie gleichwohl etwas heiser zu sein und nicht so rein, wie sie wohl sein sollte.

Wie sich nun der Geist einstmals oben im Hause in einem Gemache sehr unruhig und stürmisch bezeigte und mit Rumoren und Werfen ein großes Getümmel machte, so kommt ein gewisser Schreiber zu Hause, und wie er sich vorhin bei der Gesellschaft arg bezecht, so war seiner Courage fast die ganze Welt zu enge und vermeinte er, es werde der Hintzelmann auf seinen Befehl sofort ruhig werden. Er geht demnach hinauf in das Gemach, wo er das Getümmel hörte und rief: „Du magst nun der Teufel oder seine Großmutter sein, so sollst Du doch innehalten, und packe Dich nur von hinnen in aller Teufel Namen, Du hast allhier nichts verloren, oder ich will Dir Füße machen!" Allein Hintzelmann war vor diesen großmächtigen Drohungen gar nicht erschrocken, sondern gab dem eingebildeten Maulhelden eine tapfere Maulschelle, daß er über und über stürzte, ihm das eine Auge blau und schwarz ward und die Courage geschwinder als eine Wasserblase verschwand. Er lief, was er nur konnte, die Treppe hinunter und verlangte dergleichen Erinnerungen keine mehr. Wie er aber in der Finsterniß die Stufen nicht erkennen konnte, so polterte er die Treppen hinunter und machte dadurch ein solches Gerassel, daß er dadurch das ganze Haus aus dem Schlafe erweckte und Jedermann vermeinte, daß das Haus über den Haufen fallen würde.

Wie sich nun der Hintzelmann, wie oben gemeldet, in vielerlei Gestalten hat verwandeln können, so hat er sich kleinen Kindern gegenüber namentlich in einer andern Gestalt dargestellt. Denn wenn dieselben um das Haus Hudemühlen zuweilen zusammenkamen und spielten, so hat er sich bei ihrer Gesellschaft mit eingefunden und in der Gestalt eines kleinen wohlgebildeten Kindes mitgespielt, also daß alle Kinder ihn deutlich sehen konnten und es hernach ihren Eltern zum Oestern erzählten, daß nämlich, wenn sie mit einander im Spiel begriffen wären, ein kleines Kind zu ihnen käme, so sie nicht kannten, welches mit ihnen Kurzweil triebe. Dieses bekräftigte auch eine Magd, welche einst von ohngefähr in ein Gemach ging, worin fünf oder sechs Kinder waren, welche mit einander spielten. Unter diesen hat sie ein fremdes unbekanntes Knäblein gar schönen Angesichts, mit gelben über die Schulter herabhängenden krausen Haaren und gekleidet in einen rothen sammtnen Rock, gesehen, welches aber, als sie es recht betrachten wollte, aus dem Haufen verschwunden ist. Und nicht allein den kleinen Kindern wollte Hintzelmann seine Gestalt sehen lassen, sondern es fand sich auch ein Narr daselbst, genannt Clauß, mit welchem der Geist oftmals, wenn er allein gewesen, soll zu thun gehabt haben, sich vor ihm sehen lassen und allerhand Kurzweil getrieben hat. Wenn man demnach den Narren vermisset und nirgends finden können, hat er auf Befragen, wo er so lange gestecket, geantwortet: er wäre bei dem kleinen Männlein gewesen und habe mit ihm gespielt. Hat man dann weiter gefragt: „wie groß das Männlein wäre", hat er mit der Hand eine solche Größe gewiesen, als etwa ein Kind von vier Jahren sein möchte. Es war dieser Clauß ein Mensch von blödem Verstande, welcher doch dabei zuweilen possirliche Einfälle hatte und die Wahrheit mit sonderlichen Aufzügen vorstellen konnte, daher er wohl gelitten und der Kurzweil halber unterhalten ward. Zuletzt fand man ihn einst in einem Mühlwasser ertrunken, ob er nun etwa unversehens hineingefallen oder durch seinen Mitspieler, den Hintzelmann, da hinein befördert worden, ist nicht bekannt geworden.

Nicht allein aber hat sich der Geist obgedachter Maßen sehen, sondern sich auch dazu bereden lassen, daß man ihn fühlen und betasten möchte. Solches geschah einst in der Nacht; als der Herr des Hauses schlaflos im Bette lag und er ein Geräusch an der Seite der Kammer vermerkte, so vermuthete er daraus, es müsse der Geist Hintzelmann gegenwärtig sein. Er redete ihn also an und sagte: „Hintzelmann, bist Du da, so antworte mir!" Dieser antwortete auch und sagte: Ja, er sei es, was er wolle? Indem es nun eben Mondschein war, davon es in der Kammer ziemlich hell war, so deuchte es ihm, als wenn an dem Orte, wo der Schall herkam, der Schatten einer Kindesgestalt zu sehen wäre. Als nun der Herr ferner merkte, daß der Geist sich ganz freundlich und vertraulich anstellte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte endlich: Weil er bisher beständig vorgegeben, daß er ein natürlicher Mensch sei, so möge er sich doch einmal von ihm sehen und fühlen lassen, damit er seinen Worten um desto mehr Glauben schenken könne. Worauf ihm der Geist zur Antwort gegeben hat: Es wäre anjetzo noch nicht seine Gelegenheit sich sehen zu lassen, er möge die Zeit abwarten, wenn ihm solches anständig sein werde. Jener hielt ferner an: „so solle er ihm doch nur die Hand reichen, damit er erkennen könne, ob er denn auch wie ein Mensch Fleisch und Bein habe, wie sein Vorgeben

wäre." Dieses verweigerte zwar anfangs der Geist und sagte: „Ich traue Dir nicht, Du bist ein Schalk, Du möchtest mich wieder ergreifen und hernach nicht wieder gehen lassen!" Nach langem Anhalten aber und als ihm bei Treu und Glauben versprochen wurde, er werde ihn nicht halten, sondern allsofort wieder gehen lossen, hat er gesagt: „Siehe, da ist meine Hand!" Wie nun der Herr darnach gegriffen, hat ihm gedeucht, als wenn er die Finger einer kleinen Kinderhand fühle; es hat aber der Geist die Hand gar geschwind wieder hinweggerückt. Ferner hat Jener von ihm begehrt: er solle ihm nun noch sein Angesicht fühlen lassen, worin er auch endlich gewilligt, und wie der Herr darnach getastet, ist es ihm vorgekommen, als ob er gleichsam an Zähne oder an ein fleischloses Todtengerippe anrühre. Es hat sich aber dieses Gesicht ebenfalls im Augenblick wieder zurückgezogen, also daß die rechte eigentliche Gestalt nicht wahrzunehmen gewesen, nur daß man so viel hat observiren können, daß alle die genannten Glieder des Hintzelmanns ganz kalt und keineswegs mit solcher Wärme versehen gewesen, als die natürlichen Leiber zu haben pflegen und welche auch zu deren Erhaltung und Wachsthum nothwendig erfordert wird.

Die Lieder aber, so der Hintzelmann zuweilen gedichtet und gesungen, waren der damaligen Reimart nach in niederländischen Versen begriffen, welche keine gewisse Mensur und abgemessene Reimtritte hatten, sondern bald lang, bald kurz, bald von jambischem, bald von trochäischem Maß waren, nur daß sie sich am Ende so gut oder so schlecht als möglich reimten und dadurch einem Gedichte ähnlich waren. Man hat zwar alle die Compositionen, so er dergestalt an's Licht gebracht, nicht aufgezeichnet, gleichwohl ist durch den Fleiß des obgedachten Predigers davon doch eins oder das andere angemerkt worden. Unter solchen Versen, welche der Hintzelmann täglich hören ließ, war nun folgender der gemeinste:

Ortgieß läst Du mick hier gahn,
Glücke schost Du hohn.
Wultu mick awer verdrieven,
Unglück worst Du kriegen.

Hiermit hat der Geist ohne Zweifel die Leute in den irrigen Wahn versetzen wollen, daß seine Gegenwart lauter Glück und Aufnehmen bringe und man es ihm zu danken habe, daß an selbigem Orte damals Alles in erwünschtem Flor und Aufnehmen stehe.

Als eines Tages der genannte Prediger zu Eckelohe, Herr Marquart Feldmann, wie sein Sohn, der ihm sowohl im Namen als im Amte nachgefolgt ist, erzählt, auf das Haus Hudemühlen zu Gaste geladen worden ist und er nun vor die Thür kommt, hört er oben im Saal Jemanden singen, jauchzen und viel Wesens treiben, weswegen er auf die Gedanken geräth, als wenn den vorigen Abend Fremde angekommen wären, welche oben im Hause logirten und sich also lustig bezeigten. Er fragt deshalb den auf dem Platze stehenden Hofmeier, so Holz gehackt hat: „Johann, was habt Ihr droben für Gäste, welche sich so lustig machen?" Dieser antwortet: „Wir haben Niemand Fremdes, es ist unser Hintzelmann, der sich so lustig anstellt, es wird sonst kein lebendiger Mensch im Saale sein!" Wie nun obgedachter Pastor in obgemeldeten Saal hinaufsteigt, singt ihm der Hintzelmann entgegen:

Mien Duhme, mien Duhme, mien Ellboeg sind twey.

Der Pastor verwunderte sich über diesen ungewöhnlichen Gesang und sagte zu Hintzelmann: „Was soll dieses für eine Musik sein, damit Du nun aufgezogen kommst?“ Allein Hintzelmann versetzte: „Das Lied habe ich von Euch gelernt, denn Ihr habt solches oft gesungen und ich habe solches noch vor etlichen Tagen, als Ihr an einem gewissen Orte zum Kindtaufen waret, von Euch gehört!“ Wie sie nun hierauf vom Saal hinunter in die Stube gingen, um die Mahlzeit einzunehmen, hat sich der Hintzelmann auch am Tische finden lassen und allerhand Gespräche geführt, bis man endlich von dem Christenthum zu reden anfängt und dem Hintzelmann zugemuthet hat, seine gerühmte Gottesfurcht durch die That sehen zu lassen. Darauf hat er denn angefangen unterschiedliche geistliche Lieder zu singen und Gebete herzusagen. Derselbe jüngere Feldmann erzählt nun weiter, daß er zu der Zeit ein Knabe von 14—15 Jahren gewesen und sich um diese Sachen nicht sonderlich bekümmert habe, daher ihm auch alle Verrichtungen des Hintzelmann nicht mehr so recht erinnerlich wären, sonst wenn man das Merkwürdigste zusammen aufzeichnen wolle, könne damit ein ziemlicher Foliant angefüllt werden. Das aber könne er sich wohl besinnen, wenn er dann und wann auf's Schloß mit andern Kindern gegangen, habe er den Hintzelmann in Gestalt eines kleinen Kindes die Treppe gar geschwind hinaussteigen sehen und habe er zwar die Gestalt und Kleidung und deren Farben eigentlich unterscheiden können, doch habe es geschienen, als wenn man mehr einen durchsichtigen Schatten, als einen rechten wirklichen Körper ansichtig würde.

Als die Zeit endlich herbeikam, daß der Hintzelmann bald wiederum seinen Abschied nehmen und davon scheiden wollte, weil vielleicht seine Zeit und Ziel, so ihm gesetzt, verflossen war, so kommt er zu dem Herrn des Hauses und spricht zu ihm: „Siehe, da will ich Dir etwas verehren, das nimm wohl in Acht und gedenke meiner dabei.“ Und damit überreichte er ihm erstlich ein kleines Kreuz, so er selbst verfertigt und von allerlei Seiten (es ist ungewiß, ob der Autor Seide oder Instrumentssaiten verstanden habe) gar artig geflochten. Es war dasselbe eines kleinen Fingers lang, inwendig hohl und wenn man schüttelte, gab es einen Klang von sich. Das andere Geschenk war ein Strohhut, ebenfalls von dem Hintzelmann selbst verfertigt mit allerhand Figuren und Bildern, so durch buntes Stroh präsentirt wurden, sehr künstlich gearbeitet, welcher, weil die Kunst, das Stroh also zu bereiten und zu färben, zu der Zeit noch unbekannt war, sehr bewundert und für was Sonderliches gehalten wurde. Das dritte bestand in einem ledernen Handschuh, welcher mit Perlen besetzt und davon wundersame Figuren gemacht waren. Bei diesen Geschenken hat der Geist die Prophezeiung beigefügt: „So lange solche Stücke bei der Familie ungetheilt in guter Verwahrung bleiben würden, solle das ganze Geschlecht im beständigen Flor bleiben und mit immer aufsteigendem Glücke begleitet sein, dafern diese Geschenke aber verloren oder sonst abhanden kommen würden, so werde das Geschlecht bei solchem Aufnehmen nicht beharren, sondern in Verfall kommen.“ Weil nun aber der Geist wahrnahm, daß obgedachtem Herrn an solchen Geschenken wenig gelegen war und sie nicht so, wie er hoffte, ästimirte, so hat er ferner hinzugesetzt: „er besorge, daß er die von ihm geschenkten Sachen nicht viel achten und abhanden kommen lassen werde, deswegen wolle er ihm gerathen haben, daß er dieselben seinen beiden Schwestern, Fräulein Annen

und Katharinen zu verwahren übergeben möge, welche sonder Zweifel diese Sachen sich würden besser angelegen sein lassen." Auf diese Worte nahm der Herr die Geschenke an, stellte sie auch seinen Schwestern zu, welche denn aus Curiosität sie anzunehmen nicht unterließen und sie nach der Hand in guter Verwahrung gehalten und Niemandem, als dem sie es aus sonderlicher Freundschaft etwa gethan, gezeigt haben. Nachdem aber diese Schwestern mit Tode abgegangen (welches in ihrem hohen Alter geschehen, da sie innerhalb acht Tagen beide verstorben und zusammen in ein Grab gelegt worden), sind diese Geschenke wiederum auf den Bruder derselben zurückgefallen. Denn nachdem derselbe sie unter obgedachter Fräulein Verlassenschaft gefunden, hat er sie hinwiederum zu sich genommen und sind sie auch, so lange er lebte, bei ihm geblieben, da er sie denn einstmals dem Pastor Feldmann, da derselbe bei ihm gewesen und allein mit ihm vertraulich geredet hat, auf dessen Bitten gezeigt hat. Als nun aber auch der besagte Herr des Todes verblichen, sind diese Sachen an seine einzige verlassene Tochter Adelheid, so L. v. H. geheirathet, unter andere Erbschaftssachen mitgerathen und dabei eine Zeitlang verblieben. Wo diese Geschenke aber hernachmals hingekommen sind, darnach hat sich der Pastor Feldmann oft und viel erkundigt und endlich soviel in Erfahrung gebracht, daß der stroherne Hut an den Kaiser Ferdinand II. sei verschenkt worden, welcher denselben als etwas Rares und Curioses ästimirt und mit Gnaden erkannt hat, der lederne Handschuh aber ist bis dato (?) noch in der Verwahrung eines Vornehmen von Adel. Die Gestalt desselben ist ziemlich kurz, er reicht genau nur über die Hand, oben auf der Hand ist derselbe mit Perlen gleich einer runden Schneckenfigur gestickt. Wo aber das Kreuzchen hingekommen ist, davon hat der Verfasser des Buches nichts erfahren können.

Es war nun aber die Zeit gekommen, daß die göttliche Allmacht den Geist gezwungen, seinen bisherigen Ort zu verlassen und davon zu weichen, nachdem weder Schwert noch Waffen vorher an ihm gehaftet und die stärksten Teufelsbanner und Zauberer nichts gegen ihn ausgerichtet hatten. Aber nun begab er sich freiwillig und ungenöthigt hinweg, er räumte seinen bisherigen Ort, als die Zeit seines Daseins, so ihm zweifelsohne bestimmt, verlaufen war, nachdem er sich bald vier Jahre von Anno 1584 bis 1588 auf dem Schlosse zu Hudemühlen aufgehalten, und er sich vielleicht wieder zu seiner Gesellschaft im Böhmer Walde, daher er gebürtig zu sein vorgab, begeben und seine alten Kameraden wiederum besuchen wollte. Ehe er aber von dannen gezogen ist, hat er sich vernehmen lassen: „er wolle dermaleinst wiederkommen und zwar zu einer solchen Zeit, wenn das daselbst wohnende Geschlecht einigermaßen herunter und in Abgang gekommen sei; wenn er aber wieder ankäme, werde Alles wiederum in den größten Flor und Aufnehmen gesetzt werden." Zu dem Ende hat er ein Paar große Personen aus selbigem Hause genannt, nach deren Absterben man seiner wieder wahrnehmen könne, allein gleich wie viele von seinen Weissagungen falsch befunden worden sind, also hat auch hierin der Ausgang gefehlt, maßen beide Personen bereits vor mehr als dreißig Jahren verstorben sind und hat sich dennoch kein Geist wiederum eingefunden.

Als nun der Geist Hintzelmann von Hudemühlen hinweggezogen, hat er sich dagegen zu Estrup, einem adeligen Sitze in der Grafschaft Hoya, wieder

eingefunden und daselbst gleichwie zu Hudemühlen seine Abenteuer fortgesetzt. Die Gelegenheit aber, daß er sich hierher begeben, ist seinem Vorgeben nach die gewesen, daß, als die obgemeldeten Fräuleins Anna und Katharina eine Reise nach besagtem Estrup gethan und daselbst eine Visite ablegen wollten, er in ihrem Wagen in Gestalt einer weißen Feder mit hinübergefahren ist. Als man nun den Hintzelmann gefragt, was ihn denn bewogen habe, seinen alten Platz zu Hudemühlen zu verlassen, so hat er zur Antwort gegeben: „es seien die Inhaber dieses Schlosses zum guten Theil weggezogen und nur wenige Andere zurückgeblieben, da ihm denn allein da zu verbleiben auch nicht anständig sein wollen.“ Es war aber der Inhaber des Schlosses Estrup zur selbigen Zeit eben nicht zu Hause, sondern weil er in dem damaligen schwedischen Kriege eine vornehme Funktion bekleidete, so mußte er deswegen von Hause abwesend sein, und es wohnte damals dessen Ehefrau mit ihren Kindern auf besagtem Hofe, welche denn auch vorher, als er noch zu Hudemühlen handthieret, viel von seinen Geschichten gehört, und weil sie dabei sich überzeugt hielten, daß er jenen dort einen oder den andern Nutzen geschafft hätte, so war ihnen seine Ankunft gar nicht sehr zuwider, indem sie nicht wußten, was sie aus ihm machen oder wofür sie ihn halten sollten, dabei sie denn glaubten, daß dieses Geistes Vorgeben, da er sich so fromm und heilig stellte, nicht ganz und gar ohne Grund sein möchte.

Es machte sich auch der Hintzelmann dieses gar wohl zu Nutze und suchte sich bei den Frauenzimmern mit Fleiß einzuschmeicheln. Wie er's vorher zu Hudemühlen gehalten, also wollte er's auch hier fortsetzen, und weil sich auch zu Estrup ein adeliges Fräulein befand, so suchte er auch bei derselben besonderes Vertrauen zu gewinnen. Er nahm seine Schlafstelle auf ihrem Deckbett zu Füßen, allwo man hernach eine kleine Grube wie von einem kleinen Schooßhündchen verspürt hat. Wenn sie ihm nun solches nicht verstatten wollte, so bezeigte er sich ganz ungestüm und machte dem Fräulein viele Unruhe. Falls sie sich aber ihm nicht widersetzte, sondern ihn nach seinem Gefallen handthieren ließ, stellte er sich ganz freundlich und beschenkte sie mit allerhand Sachen, als Ringen, Perlen und was er sonst bekommen konnte. Allein dazu war er nicht zu bewegen, daß er sich vor diesem Fräulein hätte sehen lassen sollen, denn diese Gunst erhielt daselbst Niemand als eine gewisse Magd, welche in eben solcher Gestalt, als er sich auch vorher schon vorgestellt, nämlich in Gestalt eines kleinen wohlgebildeten Kindes mit gelben krausen Haaren und einem rothen Sammtrock angethan, ihn zum Oefteren gesehen hat. Andere sagen, daß er vornehmlich und am Meisten einem Studenten der Theologie, welcher zu Estrup sich aufgehalten habe und Hofmeister der Kinder gewesen sei, sich in solcher Gestalt gezeigt habe, welches endlich wohl Beides wahr sein kann.

Der Geist Hintzelmann hat nun am genannten Orte weitläufig versprochen, daß er dem Hause viel Gutes zu Statten kommen lassen wolle, indem er alles dasjenige, woran etwa Mangel eintreten möchte, über sich nehmen wolle, ja wenn sich's zutragen sollte, daß sie auf einmal mehr denn hundert Pferde auf dem Hofe zu versorgen hätten, möchten sie nur unbekümmert sein, er wolle ihnen allen genug verschaffen. Ob aber der Effekt mit solchen großen Versprechungen übereingestimmt, davon findet sich keine Nachricht. Das aber wird vermeldet, daß wie einst die Frau auf dem

Hause Estrup in langer Zeit keine Nachricht von dem Zustande ihres Herrn, welcher, wie bereits bemerkt, in Schweden abwesend war, gehabt und deswegen in traurigem Nachsinnen begriffen war, wie es ihm doch gehen möge und ob er bei guter Gesundheit sei, so ist der Hintzelmann darauf zu ihr gekommen und hat ihr versprochen, in Kurzem gewisse Nachricht zu bringen, wie es mit ihm stehe und wo er sich aufhalte. Darauf ist er ein paar Tage nirgends verspürt worden, gleich als wenn er nunmehr nicht zu Hause wäre. Nach Ablauf derselben hat er sich wieder eingefunden und den Frauen erzählt, wie er bei ihrem Herrn in Schweden gewesen, allwo er sich jetzt befinde, was er mache und wie es mit ihm stehe. Daß auch seine Erzählung der Wahrheit gemäß gewesen, haben die hernach erfolgten Briefe in Mehrerem bestärkt, als welche dessen Zustand eben auf die Art kund gemacht, wie es von dem Hintzelmann erzählt worden. Es war aber dieser Herr zu dieser Zeit in dem Feldzuge unter schwedischem Commando beschäftigt, als die Schweden wider die Russen und Polen sich wegen des Fürstenthums Liefland schlugen, in welchen Krieg der König von Dänemark mit verwickelt war, und endlich der Friede mit ziemlichem Vortheil für Schweden geschlossen ward.

Es hat aber besagter Hintzelmann in verschiedenen Fällen seine Spitzfindigkeit bewiesen, sintemal er, wo man einmal nicht sofort Rath finden können, alsobald ein Auskunftsmittel an die Hand gegeben, wie aus der Sache zu kommen war; unter andern bewies er solches bei einer gewissen adeligen Wittwe, so nahe bei Estrup wohnhaft war. Diese war mit dem regierenden Grafen zu Hoya wegen einiger Pertinenzien und Gerechtigkeiten in Streit gerathen, und weil man von dem Hintzelmann täglich viele Wundersachen erzählte und sie ohnedem zu Estrup etwas zu verrichten hatte, nahm sie die Gelegenheit wahr und erzählte demselben die Beschaffenheit ihrer Sache mit dem Begehren, seine Meinung darüber zu entdecken. Da hat nun der Geist ihr nicht allein gesagt, wie sie sich verhalten solle, sondern auch dem Bericht nach selbst eine Schrift verfaßt und darin die Sache dermaßen sichtbar vorgestellt, daß bald darauf auf Seiten der Wittwe der Prozeß gewonnen worden ist und man ihr alle entzogenen Stücke wieder hat einräumen müssen. Dies machte nun, mochte es auch sein, daß die Sache ohnedem rechtmäßig befunden worden wäre, dem Hintzelmann einen ziemlichen Namen, so daß man ihm von der Zeit an viel zutraute.

Auf dem Hause Estrup wurde er auch wohl gehalten und was er begehrte, ihm willig gereicht. Man setzte ihm täglich Milch und weißes Brod gleich wie zu Hudemühlen in sein Gemach, man bereitete ihm Bäder von allerhand Kräutern und unterließ nichts, was zu seiner Bewirthung dienen konnte, in Betracht, daß er sonst viel Rumor und Tumult anfing und ihnen sämmtlich keine Ruhe ließ, da sie denn nach dem Sprüchwort: „weil sie vor der Hölle wohnten, müßten sie den Teufel zum Freunde haben", handelten. Es hat auch deswegen der Ort dem Geiste nicht allein ungemein besser gefallen, als zu Hudemühlen, weil man ihn dort so oft zu vertreiben gesucht und dazu sowohl Waffen als Schwerter, als auch Beschwörer und Zauberer gebraucht, sondern man sagt auch, daß er sich in vielen Stücken arbeitsam und geschäftig erwiesen, zu vielen Sachen mit geholfen und sich angestellt habe, als wenn ihm Alles selbst mit angehe. Bei dem Viehe hatte er dem Ansehen nach seine stete Bemühung, wollte dasselbe füttern und in

Acht nehmen und gab vor, er wolle es dahin bringen, daß es noch einmal so wohl als sonst gedeihen solle. Die Weinkeller, Korn- und Vorrathsböden versprach er jederzeit in solchem Wesen zu erhalten, daß es niemals an dem nöthigen Vorrath mangeln solle. Allein wer wollte glauben, daß dies in der That sich also verhalten und nicht größtentheils auf Verblendung und Gaukelwerk hinausgelaufen sei?

Sobald nun aber der Inhaber selbigen adeligen Hauses wieder von obgemeldeter Reise nach Hause kam, so war er sehr mißvergnügt und übel zufrieden, wie er vernahm, was in der Zeit seiner Abwesenheit sich für ein Geist in seinem Hause einlogirt hatte. Deswegen suchte er alle Mittel hervor, diesen ungeladenen Hausgenossen zu vertreiben und wo er ihn nur vermerkt, hat er ihn mit Schelten und Fluchen sehr hart angefahren, da hingegen der Geist sich gestellt, als wenn er hierdurch sehr eingetrieben werde, und sich demnach auf's Bitten gelegt und gesagt: „man möge doch etwas gemach auftreten und bedenken, welch großer Nutzen von seiner Anwesenheit zu erwarten sei, indem er diesem Hause alles Glück zuwenden wollte, welches er auch bisher geleistet und Alles in gutem Wohlstande erhalten hätte." Allein alle diese Vorstellungen wollten nicht helfen, es wollte dieser Herr den Hintzelmann nicht bei sich wissen, sondern gebot ihn hinwegzuweisen und von seinem Hofe zu entfernen, ja was ihm zur Hand kam, es mochten nun Prügel, Steine, Krüge sein, solches warf er nach dem Orte, wo er den Geist zu treffen vermeinte. Der gute Hintzelmann vermeinte aber durch die Vermittelung des Frauenzimmers die Sache wieder gut zu machen, kam deswegen zu dem Fräulein und bat sie, bei dem Herrn des Hauses seinetwegen eine Fürbitte einzulegen, damit ihm nur ein kleiner Raum möge verstattet sein. Allein der Herr wollte davon nichts hören, sondern seiner unbedingt los sein und setzte ihm immer heftiger zu.

Wie nun der Geist sich davon gezwungen fühlen mochte, von hier zu weichen, so kam er nochmals zu letztgedachtem Fräulein, klagte demselben mit trauriger Stimme, daß man ihn hierselbst so heftig verfolge, da er ihnen doch bisher mehr Gutes als Böses erwiesen und er auch noch ferner dieses Haus glücklich zu machen entschlossen sei, allein weil man seiner los sein wolle, so sei er bedacht, von dannen zu ziehen; er könne sich zwar wegen seiner Verstoßung wohl rächen und es dahin bringen, daß diejenigen, so ihn jetzt vertrieben, in die äußerste Armuth gerathen sollten, allein um ihrer, des Fräuleins willen wolle er es unterlassen und sich seiner Rache, die er sonst wohl anwenden könne, begeben. Hierauf hat er dem Fräulein mit betrübter Stimme gute Nacht gesagt und ist von dannen geschieden, also daß man von ihm seitdem nichts mehr hat hören noch erfahren können. Es haben nach der Hand Einige vorgeben wollen, daß dieser Hintzelmann kein rechter Geist, sondern ein Schwarzkünstler gewesen sei; doch daß dies der Wahrheit zuwider, wird ein Jeder, der die bisher erzählten Umstände überlegen wird, leichtlich gestehen. Uebrigens ist gegenwärtige Geschichte buchstäblich wahr, und hat die hohe Obrigkeit zu jener Zeit selbst wegen des Verlaufs gründlich verständigt sein wollen und deshalb an den Ort, wo sie sich zugetragen, rescribirt, daß man ihr die Beschreibung der rechten eigentlichen Bewandtniß pflichtmäßig einschicken solle, da denn die Erzählung in den Hauptsachen, wie sie hier wiedergegeben, genau bestätigt worden ist.

685) Die alten Sprüche vom Herzogthum Westphalen.[1])

Westphalen hat stets für ein unfruchtbares Land bei unsern Vorfahren gegolten, weil kein Wein daselbst wächst und auch das Bier an vielen Orten schlecht ist, wie die bekannten Verse davon lauten:

Hospitium vile, groff Brod, dünn Bier, lange Miele
Sunt in Westphalia, si non vis credere, loop da.

Oder: Schlecht Logiment und lange Meil,
Schwarz Brod, schlimm Bier, grob Schweizer Keul
Giebt's allenthalben in Westphalen,
Wer es nicht gläubt, mag's selbst erfahren.

Von den Einwohnern aber hat man folgenden Vers, der freilich nicht mehr paßt:

Westphalus est sine pi, siue pu, sine con, sine veri.
(d. h. sine pietate [ohne Frömmigkeit], pudore [Scham], conscientia [Gewissen], veritate [Wahrheit].)

686) Die beiden heiligen Ewalde.[2])

Als das deutsche Volk noch in den Banden des Heidenthums lag, kamen zwölf fromme Männer aus England, um die Lehre Christi zu predigen. Unter diesen waren zwei Brüder, von denen der eine der weiße, der andere aber der schwarze Ewald genannt ward. Sie kamen auf ihrer Wanderung in der heißen Sommerzeit in einen Flecken, genannt Laer, gelegen im Stifte Münster. Nicht weit von Burgsteinfurt verrichteten sie ihre Gebete, segneten und belehrten das Volk. Dieses aber war seinen Götzenbildern zugethan und verachtete die heilige Lehre. Als nun die Sonnenhitze sehr groß und die Gegend wasserleer war, die durstigen Heiden aber vergeblich ihre Götzen um Wasser anflehten, da traten die frommen Brüder mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes in der Hand auf einen Felsen, beteten und segneten selbigen, und siehe, da sprang aus dem harten Steine eine frische, klare Wasserquelle unter ihren Fußtapfen hervor und labte das ganze Volk. Erstaunend erkannte der Drost des Landes die Kraft und Heiligkeit der beiden Fremdlinge; willig räumte er ihnen einen Acker ein, welcher reiche Früchte trug, und alle Heiden der Umgegend ließen sich taufen in dem Wasser der wunderbar entstandenen Quelle. Die Brüder aber zogen weiter in das Land, um auch den benachbarten Völkern das Evangelium zu predigen. Indeß nicht überall wurden sie so aufgenommen, im Gegentheil: auf dem noch heute so genannten Mordhofe zu Apelterbeck zwischen Unna und Dortmund wurden die frommen Brüder von den Heiden qualvoll hingerichtet; ihre Leichname wurden indeß später von dem Erzbischoff Kuno aus ihren Gräbern genommen und im Dome zu Münster beigesetzt. Zu Laer heißt noch gegenwärtig der Acker, welchen sie besaßen, der Heiligenkamp, und ist auf demselben zur Ehre ihres Namens eine Kapelle erbaut, welche die älteste in Westphalen sein soll.

[1]) S. Berckenmeyer, Curioser Antiquarius Bd. I. S. 621.
[2]) S. Stangefol's Annalen des Westphäl. Kreises Bd. I. S. 69. Von Steinen, Westphäl. Geschichten Bd. XII. S. 736 rc.

687) Die heilige Ida. [1])

Als Koiser Korl der Große gonz Sachsen unter seine Botmößigkeit gebrocht und dos Christenthum daselbst eingeführt hatte, ernannte er den Grafen Egbert, einen Neffen Wittekind's, zum Herzog über die Sochsen zwischen dem Rhein und der Weser. Derselbe war ollerdings verheirathet gewesen, allein seine Ehe blieb kinderlos, und bold vereinsomte der Tod seiner Gemohlin seine Burg in der Nöhe des Klosters Liesborn gänzlich. Da trug ihm der Koiser eine Sendung in dos benachbarte Fronkenlond auf; dort aber wurde er krank und ward in dos Haus eines fränkischen, nohe mit Korl d. Gr. verwondten Grafen gebracht, um dort gepflegt und geheilt zu werden. Hier erholte er sich auch bold unter den Händen seiner sorgsomen und unermüdlichen Pflegerin, der schönen Tochter des Grofen, Ida, und bald nach seiner Genesung erklörte er derselben seine Liebe, fand Erhörung und vermählte sich mit ihr. Auf seiner Rückreise noch seiner Burg komen sie über Herzfeld an der Lippe, und da es gerode Abend war, schlugen sie mitten unter den schönen Böumen des diesen Ort umgebenden Woldes ihr Nachtlager auf. Da soh die Gräfin Ida, als Alles um sie herum im tiefsten Schlafe log, wöhrend sie selbst nicht hotte einschlafen können, einen mit himmlischem Licht umflossenen Engel an ihr Lager treten, der zu ihr sprach: „An diesem Orte sollst Du einen Tempel des Herrn bouen, in welchem Du dem Herrn dienen und mit Deinem Gemohle einst ruhen wirst, bis Du auferstehst von den Todten." Sobald es Tag geworden wor, theilte Ida ihrem Gemohle die gehobte Erscheinung mit, und Beide beschlossen den Willen des Herrn auszuführen und ihm hier eine Kirche zu errichten. Der finstere Wold word gelichtet, und das Werk nohm einen schnellen Fortgong. Die Gröfin aber zeigte sich selbst bei dem Bau mit thötig, denn mit ihrem zahmen Hirsche holte sie selbst aus weiter Ferne Steine zum Bau mit herbei. Dos treue Thier folgte ihr selbst durch die Lippe, ohne einen Stein zu verlieren, und noch heutigen Tages sieht man tief in dem Bette der Lippe den grünen Weg (bei Speckmanns Erbe), welchen die h. Ido mit ihrem Hirsche gewondelt sein soll. Von diesem Hirsche soll auch Herzfeld seinen Nomen haben, wie solches durch ein Bild in einer dortigen alten Kapelle angedeutet zu sein scheint, worouf Ida abgebildet ist, wie sie unter einem Baume ruht und der Hirsch, sie fromm anschauend, mit dem Kopfe auf ihrem Schooße neben ihr liegt.

Als Ida den heiligen Bau vollendet hotte, zog sie mit ihrem Gemahl noch Eckelborn (Egbertsburg) an der Lippe und führte mit ihm ein longes glückliches Leben, indem sie ihrem Gemohl fünf Kinder gebar. Nach seinem Tode zog sie sich in eine von ihr erboute Kopelle, wo sie auch den Leichnam ihres Gemahls beisetzen ließ, zurück und ließ sich einen steinernen Sorg machen, den sie täglich mit Brod und Almosen füllte und seinen Inhalt an die Armen vertheilte. Als sie zwischen 826 — 830 gestorben war, word sie in demselben Sarge begraben, aber erst im J. 980 komen ihre Gebeine durch den Bischof Dodo von Münster in die Kirche von Herzfeld. Diese Ida ist übrigens die Stammmutter des hohen preußischen Königshauses.

[1]) S. Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden. Münster 1825 in 8. S. 22 2c.

688) Die Stiftung des Klosters zu Freckenhorst.[1])

Zu der Zeit König Ludwigs des Deutschen lebte ein sehr reicher Ritter Namens Ewerword, der den größten Theil des heutigen Münsterlandes als Eigenthum besaß. Derselbe besaß eine Frau, aber keine Kinder. Da begab es sich, daß einst sein Schäfer Frikyo schlaflos bei seinem Vieh in der Hürde lag, die auf einem Berge knapp in dem zum Ewerword'schen Schlosse gehörigen Forste stand, und ein großes schönes Licht sah, welches durch den Busch und über die ganze Gegend leuchtete. Es wurde von Nacht zu Nacht größer, wenn aber der Hirt bei Tage den feurigen Platz betrachtete, fand er Alles wie ganz gewöhnlich. Als eines Tages der Voigt zu ihm kam, entdeckte er sich diesem, welcher ihm aber alle Furcht ausredete und seinem Herrn erzählte, was er gehört hatte. Ewerword staunte, betete zu Gott und sendete einige seiner Ritter ab, die Nacht in dem Forste zuzubringen. Sie sahen aber das Licht noch schöner und größer und eilten zu ihrem Herrn zurück, um ihn davon zu unterrichten und ihn zu bitten, sich selbst von dem Wunder zu überzeugen. Dies geschah auch; Ewerword zog mit großem Gefolge hin und schlug daselbst sein Lager auf. In der Nacht aber erblickte er vor sich ein blendendes Licht in Gestalt eines wunderlichen klaren Hauses und durch die Mitte des Feuerhauses stieg eine Figur wie die eines Mannes und nahm an einer Seite das Maß desselben nach der Größe des Lichts, welches da schien. Am andern Tage fanden aber die Herren den Boden an jener Stelle wie von einem Blitze gedörrt, so breit und lang als das Licht geschienen und der Wundermann gemessen hatte. Die Erscheinung währte bis zum Morgen; Ewerword aber lag in frommem Gebete, und als der Tag anbrach, da entschlief er und hörte im Schlafe eine Stimme vom Himmel rufen: „Ich Petrus, ein Apostel Gottes, habe als ein wahrer Zimmermann das Fundament des Tempels gelegt, sieh Du zu, Ewerword, wie Du darauf bauest!" Als Ewerword erwacht war, fiel er auf seine Kniee nieder und dankte Gott für seine Gnade; dann aber ließ er auf den Rath des Bischofs Lutbertus von Mimigarde den Wald lichten und erbaute hier eine Kirche zu Ehren des h. Petrus. Beim Aufgraben des Fundamentes aber soll man einen Stein mit den eingedrückten Fußtapfen des h. Petrus gefunden haben. Lange Zeit ist aber dieser Stein aufbewahrt worden, bis er endlich verschwunden ist. Diese Kirche ist aber vermuthlich die jetzt zu einem Holzmagazin umgeschaffene Petrus-Kapelle, denn die eigentliche Kirche ist jünger (v. J. 1129).

Da nun aber trotz der frommen Stiftung die Ehe Ewerword's kinderlos blieb, so beschloß er um die Kirche herum ein vollständiges Kloster zu erbauen und pflanzte in den dabei angelegten Garten einen Aepfelbaum, den seine Großmutter einst aus dem dürren Stabe des Apostels Bonifacius gezogen hatte. Hierauf zog er nach Fulda und starb als Mönch in dem Kloster, wo die Gebeine dieses heiligen Mannes ruhen; seine Gemahlin Gewa aber ging in das von ihm gestiftete Kloster zu Freckenhorst und starb hier als Aebtissin. Ihre Nachfolgerin war die von ihr als Tochter angenommene Thiatildis. Letztere liegt in ihrer Kapelle begraben, und man zeigt noch in einem tiefen Gewölbe der Abtei ihr Grab neben einem der

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 45 2c.

Sage nach grundlosen Brunnen. Es ist viereckig aufgemauert, mit einem hölzernen Deckel einfach zugedeckt und steht jetzt ohngefähr in der Mitte des Gewölbes. Früher soll er sich von Westen nach Osten bewegt haben und jährlich einen Hahnenschritt weiter gekommen sein. Auffallend ist es jedenfalls, daß gläubige alte Leute erzählen, in ihrer Jugend sei der Zwischenraum zwischen der östlichen Mauer und dem Grabe kaum einen Fuß breit gewesen, da er doch jetzt mehrere Schritte breit ist.

Im J. 1669 ließ Bernhard von Galen die Gebeine der h. Thiatildis aus ihrem steinernen Sarge nehmen und in einem prachtvollen silbernen Sarge auf's Neue bestatten, welcher gegenwärtig noch vorhanden ist und jährlich in Prozession umhergetragen wird. Auch dieser silberne Sarg soll sich in neuerer Zeit um einen Schritt fortbewegt haben.

689) Das heilige Kreuz zu Freckenhorst.[1])

In alter Zeit lebte einst eine Aebtissin zu Freckenhorst, die Tag und Nacht in frommem Gebet zu Gott versunken war. Einst kam ihr der Gedanke in den Sinn, sie wolle Gott um eine Gabe und ein Heiligthum bitten, woraus sie sähe, daß sie ganz bei ihm in Gnaden wäre, und welches gleichzeitig eine ewige Zierde für Kloster und Kirche sein sollte. Als sie nun eines Tages auf dem Estrich des Chores kniete und Gott mit aller Inbrunst um eine solche Wundergabe anflehete, kam plötzlich aus dem Gewölbe der Kirche ein schönes heiliges Kreuz, vom Himmel gesandt, und fiel vor die Füße der Aebtissin in einen Stein, auf dem es stehen blieb, als wäre es in weiches Wachs gedrückt, und Edelsteine funkelten an demselben. Die Aebtissin erschrak und schrie, rief aber den Priester herbei, und nun wurde das Kreuz auf den Altar gesetzt und Gott und dem Kreuze erschall Lobgesang von dem ganzen Stifte.

Eines Tages kam aber der Bruder der Aebtissin in das Kloster und klagte, daß er große Verluste durch seine Feinde erfahren hätte; die Aebtissin aber theilte ihm mit, daß sie im Besitz dieses wunderthätigen Kreuzes sei, und daß er mit dessen Hilfe möglicher Weise seinem Schaden wieder beikommen könne. Auf sein Bitten trat sie es ihm auch gegen die Uebergabe von 60 Ritterburgen für eine kleine Weile ab, und so wie er im Besitz des Heiligthums war, schlug und vernichtete er alle seine Feinde ohne Mühe. Da kam ihm der gottlose Gedanke, es gar nicht wieder zurückzugeben; allein seine Ritter bestanden darauf, daß er es erst wieder zurückgeben müsse, er könne es sich ja nachher wieder mit Gewalt holen, dann habe er sein Wort erfüllt. Wie gesagt, so gethan; er raubte es nach geschehener Zurückgabe, und die Aebtissin starb vor Kummer über den Verlust.

Als das ihr Bruder hörte, ward er traurig und zog weg nach Liefland, das Kreuz aber gab er doch nicht wieder aus seinen Händen. Als nun einst ein Priester vor dem Altar Messe lesen wollte, worauf das Kreuz stand, erschall der Ruf, daß Feinde im Anzuge seien, in die Kirche; Alles eilte hinaus, der Priester brach die Messe ab und vergaß das Kreuz mitzunehmen. Da erschall an Lengwyck, einen frommen Diener Gottes, der allein in der Kirche zurückgeblieben war und für das Heil der Stadt betete,

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 53.

eine himmlische Stimme: er solle das Kreuz nehmen und es nach einem Orte tragen, der Freckenhorst heißt. Derselbe eilte nach dem Altar, nahm das Kreuz und ging aus der Kirche. Bald aber ward es ruchbar, daß das Kreuz gestohlen sei, und rings wurden alle Straßen bewacht und die Thore geschlossen. Lengwyck trug das Kreuz in einer Feldtasche und kam zum Thore. Er betete zu Gott, er möge ihn nicht verlassen, und schritt dann kühn vorwärts. Wie er nun dem Thore nahe war und die Soldaten auf ihn zukamen, da sah er, wie das Kreuz aus der Tasche kam und in's Wasser sprang. Als die Soldaten nichts bei ihm fanden, ließen sie ihn seines Weges ziehen. Als er eine Stunde gegangen war, betete er, Gott möge ihm doch das Kreuz wiedergeben, sah mit frommem Glauben in seine Tasche, und siehe, das Kreuz lag darin wie vorher. Er wanderte fort und kam zu einer Wittwe in die Nachtherberge. Er bat diese, ihm die Tasche zu verwahren, und die Frau verschloß sie in einer Kiste in dem Zimmer, wo sie selbst schlief. Um Mitternacht weckten sie wunderbare Stimmen aus dem Schlafe, wie Engelgesänge, und auf der Kiste brannten viele Wachskerzen. Da dachte sie, es müsse ein großes Heiligthum sein, was ihr der Fremde zu behüten gegeben habe. Als er also abreisen wollte, so gab sie ihm die leere Tasche und schwur, nichts Anderes erhalten zu haben, und wies ihm zornig die Thüre. Er ging aber im Vertrauen auf die himmlische Stimme seines Weges. Als er nun eine Strecke gegangen war, betete er zu Gott, daß er ihm das Kreuz wiedergeben möge, sah mit frommem Glauben in seine Tasche, und siehe, von Stund' an war das Kreuz wieder bei ihm. So kam er zu einem großen Baume in der Nähe von Freckenhorst und legte sich unter ihm hin, um zu schlafen. Es war spät im Herbste und überall das Laub gelb. Als er erwachte, vermißte er das Kreuz, rings um ihn her aber war Alles grün wie im Frühling, und über ihm sangen die Engel; als er aber aufsah, stand das Kreuz hoch auf einem Baume, umgeben von brennenden Wachskerzen. Da ließ er das Kreuz dort, eilte nach Freckenhorst und zeigte der Aebtissin und der ganzen Versammlung die wunderbare Veranlassung und den Zweck seiner Reise an. Die Aebtissin aber versammelte die ganze Kirche, und das heilige Kreuz ward unter Prozession und Glockengeläute wieder in die Kirche, wo es früher gestanden hatte, zurückgebracht.

Hier wird es noch gehalten und gezeigt. Es ist ein steinernes Kreuz von ohngefähr gleichen Balken, die ½ Fuß lang sein mögen; Edelsteine sind nicht mehr daran zu sehen, statt deren aber acht glänzende steinerne Buckel auf der Vorderseite, und es ist möglich, daß dies die in der Sage bezeichneten Edelsteine sind. Es ist in Verbindung gesetzt mit dem Behälter der Reliquie vom Kreuze Christi und wird so an dem Kreuzerfindungstag in Prozession herumgetragen. Der Horst aber, wo Lengwyck schlief, heißt heute noch Gronhorst (der Name einer heutigen Bauerschaft), weil er grünte, während um ihn Alles gelb war.

690) Der Esel des Bischofs Wulfhelm.[1])

Der Bischof Wulfhelm (um 860) war einst von Münster nach Rom gezogen, wo ihn der Papst mit Kostbarkeiten und Reliquien reich beschenkte.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 60.

Er lud Alles auf einen Esel und zog frohen Sinnes nach Münster zurück. Unterwegs kam er mit dem Thiere in das Tyroler Schneegebirge, und zu seinem größten Leidwesen stürzte dasselbe hier in eine tiefe Bergschlucht hinein und wurde von dem Schnee über und über begraben. Der fromme Bischof sah die Unmöglichkeit, das Verlorene wieder zu erhalten und ging mit Ergebenheit in den Willen Gottes getrost weiter fort. Schon war er mehrere Tage gegangen und dachte kaum noch an den Esel, als er des Abends ein Städtchen vor sich sah, wo er zu übernachten gedachte. Es fing eben an finster zu werden, als er in das Stadtthor eintrat und zu seinem großen Erstaunen bemerkte, daß sein verlorener Esel neben ihm einherschritt, welcher, wundersam errettet, sämmtliche Kostbarkeiten und Reliquien auf dem Rücken trug. Der Bischof streichelte das treue Thier, kam glücklich in Münster an und setzte alles Volk nicht minder wegen seines Esels als wegen seiner Reliquien und übrigen Schätze in Erstaunen.

691) Der heilige Sueder. [1]

Sueder oder Switger, der vom Kaiser Otto dem Dritten zum Bischof von Münster erhoben ward, war wegen seiner Tugenden ein in ganz Deutschland hoch angesehener Mann. Einst hatte ihm einer seiner Kämmerer einen Hut gestohlen; der fromme Bischof redete ihn deshalb freundlich an und ermahnte ihn zur Reue über die begangene That. Da aber der Kämmerer den Diebstahl mit frecher Stirn ableugnete, so legte der Bischof ein Messer auf den Tisch, sprach einen Segen darüber und befahl dem Kämmerer, dasselbe wegzunehmen. Kaum hatte dieser das Messer ergriffen, so wurde es plötzlich glühend in seiner Hand, worauf er es wegwarf und reumüthig sein Verbrechen gestand.

Zu einer andern Zeit wurde dieser fromme Bischof bei dem Kaiser Otto heimlich angeschwärzt und nach Speier vor die Reichsversammlung berufen, um sich wegen mehrerer ihm angeschuldeter Verbrechen zu vertheidigen. Als er nun auf dem Wege dahin Gott um Hilfe anflehte gegen die Nachstellungen seiner Verleumder, sah er hoch über sich in der Luft zwei weiße Tauben fliegen und dachte in seinem Herzen: „Wie soll ich es dem Kaiser beweisen, daß ich schuldlos bin wie diese Thiere da?“ Siehe, da kamen die Tauben hoch aus der Luft auf seine Schultern herabgeflogen und blieben da sitzen; er gebot ihnen im Namen des Herrn, ihm zu folgen, und sie flogen über seinem Haupte bis nach Speier. Da kam er zum Kaiser, öffnete das Fenster und sprach: „Herr Gott, gieb meinem Richter ein Zeichen meiner Unschuld!“ Die Tauben kamen abermals geflogen, setzten sich leise und behutsam auf das Haupt des Bischofs und flogen wieder von dannen. Der Kaiser erstaunte, empfahl sich seinem Gebete und hieß ihn frei nach Münster zurückkehren, wo er in Frieden sechszehn Jahre lang regierte und um den 19. Novbr. 1012 im Herrn entschlief. Er wurde in dem alten Dom begraben und von allem Volke als ein Heiliger verehrt.

[1] S. Münsterische Geschichten S. 61.

692) Die heilige Reinhildis.[1])

Zu der Zeit Bischof Wilhelms des Zweiten lebte in der Grafschaft Tecklenburg auf dem Bauernhofe Kniepenhausen zu Westerkappel eine fromme Jungfrau Namens Reinhildis, der es aber eben deshalb, weil sie allzusehr betete und sich beim Läuten einer Kirchenglocke niemals abhalten ließ, sofort jede Arbeit zu verlassen und dem Rufe Gottes zu folgen und zur Messe zu eilen, sehr schlecht ging, da ihre Mutter einen zweiten Mann geehelicht hatte und sie bei ihr keinen Schutz gegen die Härte dieses ihres Stiefvaters fand. Gleichwohl war Gottes Segen sichtbar mit ihr, Alles gedieh unter ihren Händen; die pflügenden Pferde gingen ohne ihre Leitung den gewohnten Weg, und wenn sie aus der Kirche zurückkam, war so viel Land umgeackert, als ein fleißiger Pflüger in der Zeit ihrer Abwesenheit hätte umpflügen mögen. Dies ärgerte aber ihre bösen Eltern gar sehr, denn sie hätten es lieber gesehen, wenn sie ihr wegen nicht gethaner Arbeit etwas am Zeuge hätten flicken können. Als daher einst Reinhildis in einen tiefen Brunnen hineinsah, wie der Himmel so schön darin widerscheine, da schlich ihre Mutter heran und stieß sie in die Tiefe hinab. Aber Engel schützten mit unsichtbaren Händen die heilige Gottesbraut und hoben sie unverletzt aus dem Abgrund. Als aber am andern Morgen ihre Mutter mit Verwunderung sah, wie die Gerettete bräutlich geschmückt am Brunnen saß und ihr Haar flocht, da keimte schnell in dem bösen Herzen der Entschluß zu einem neuen Frevel. Mit süßen Worten lockte sie die arglose Jungfrau in's Haus hinein und ging mit ihr in einen tiefen unterirdischen Keller, worin es kalt war und düster wie die Nacht. Hier in feuchter Finsterniß, wohin niemals ein Strahl des Tages und kein Ton der Menschen gedrungen war, ermordete das blutdürstende Weib ihre eigene Tochter und verscharrte die Leiche heimlich in die Erde. Diese schreckliche That sollte aber nicht verborgen beiben, denn es leuchtete ein glänzender Stern so lange über dem Hause, worin der Frevel begangen worden war, bis man den Leichnam auffand. Auch war in derselbigen Stunde, worin sie gemordet worden, ihr Stiefvater todt vom Pferde zu Boden gestürzt.

Einige Tage nachher begrub man die beiden Leichen auf dem Todtenacker zu Westerkappel. Reinhildis Körper sollte aber nicht bei dem ihres Stiefvaters ruhen, darum hat man nach dem Begräbniß denselben dreimal entfernt vom Todtenacker aufgefunden. Deshalb riethen nun fromme Männer aus der Gegend, man möge den Leichnam auf einen Wagen mit zwei Ochsen bespannt legen, damit er durch diese ohne menschliche Leitung dahin gebracht würde, wo er nach Gottes Willen ruhen sollte. Als dies geschehen war und die Ochsen, ruhig ihren Weg gehend, den Wagen mit der Leiche durch das Dorf Ibbenbüren fuhren, läuteten die Glocken dieses Dorfes von selbst so mächtig, als wenn ein hohes Fest gefeiert würde, und nicht eher blieben die Ochsen mit dem Wagen stehen, bis sie in ein wildes ungebautes Land kamen, welches mit vielen und hohen Stauden, die man Riesenbeeren nennt, bewachsen war. Von dieser Stelle konnten die beiden Ochsen durch keine Gewalt vertrieben werden, weshalb man dies für ein göttliches Zeichen hielt

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 70 ꝛc. Poetisch behandelt von Ziehnert Bd. I. S. 93 ꝛc.

und hier die Leiche begrub. Weil nun in der Folge viele Wunder auf diesem Platze geschehen sein sollen, hat man ihn durch den Bau einer Kirche verherrlicht, um welche sich nach und nach ein Dorf anbaute, welches theils von den Riesenstauden, theils von dem Bach, der dort fließt, den Namen Riesenbeck erhalten hat. Noch bis auf den heutigen Tag ruht die Leiche der h. Reinhildis in der Kirche dieses Dorfes und soll, wie das Volk sagt, noch ganz unverwest sein.

693) Die Jungfrau von Ottenstein.[1]

Als im Jahre 1408 der Münsterische Bischof Otto IV. den Grafen Heinrich von Solms befehdete und ihn genöthigt hatte, nach seiner Feste Ottenstein im Kreise Ahaus zu flüchten, trat in dem Städtchen, welches ganz und gar von dem bischöflichen Heere eingeschlossen war, endlich[2] eine große Hungersnoth ein, da keine Zufuhr in den Ort hineinkonnte. Da beschloß der Graf, der das Elend seiner Unterthanen nicht mehr mit ansehen konnte, sich seinem Feinde auszuliefern. Allein er besaß eine junge und schöne Tochter, die er zärtlich liebte und der er die Leiden einer Gefangenschaft ersparen wollte. Deshalb schickte er einen Boten an den Bischof und ließ ihm vorschlagen, er wolle ihm am andern Tage den Platz übergeben, sofern seine Tochter mit ihren Kleinodien frei und sicher abziehen dürfe. Der Bischof aber war ein grimmiger Mann und konnte es nicht erwarten, den Grafen in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihm also sagen, wenn um zwei Uhr des Nachmittags die Thore der Feste geöffnet würden, so möge seine Tochter in Gottes Namen mit ihren Schätzen, so viel sie deren tragen könne, von dannen ziehen. Der Herold ging zurück, und als die Glocke zwei Uhr schlug, da harrte der Bischof mit seinem Heere vor dem Thore von Ottenstein und wartete, daß dasselbe geöffnet würde. Schon zog man inwendig die Riegel los, und alle Blicke hefteten sich auf das Thor; siehe, da öffnete es sich und es trat eine zarte schöne Jungfrau, die Tochter des Grafen Heinrich, hervor, welche ihren Vater, den alten Grafen, auf den Schultern hatte und mit der linken Hand in der Schürze ihre Edelsteine und Goldgeschirre trug. Da erstaunte das Kriegsvolk, und selbst den kinderlosen Bischof bewegte das Beispiel einer solchen kindlichen Liebe. Er ließ seinen Grimm fahren, segnete das Mädchen und gab dem alten Grafen den Kuß des Friedens. Von einem gerade zu Ottenstein wohnenden Maler wurde diese Begebenheit in einem Gemälde dargestellt, welches man heute noch in der dasigen Kirche sehen kann.

694) Das eiserne Halsband zu Münster.[3]

Um das J. 1547 war Lambert von Oer zu Kackesbeck, gewesener Commandant zu Münster, wegen mehrerer Schimpfworte mit Gerhard von Heren in Feindschaft gerathen. Als nun einstens der von Oer an einem Sonntag nach Lüdinghausen zur Kirche fahren wollte, lag der von Heren in einem Hinterhalte auf der Landstraße, fiel ihn an und warf ihm ein eisernes

[1] S. Münsterische Geschichten S. 91 ꝛc.
[2] Die Belagerung währte fast zwei Jahre, vom 29. September 1406 bis zum 26. Juli 1408.
[3] S. Münsterische Geschichten S. 101.

Band um den Hals, welches in Nürnberg auf das Künstlichste so gemacht war, daß man auswendig weder ein Schloß noch eine Fuge daran bemerken konnte. Der von Oer achtete Anfangs wenig darauf, und als er nach Hause kam, sagte er scherzend zu seiner Frau: „Siehe, hier kommt der alte Reckel mit dem Halsbande!" Da er nun aber kein Schloß daran fand und es auf keine Art öffnen konnte, kam ihm die Sache ernstlicher vor, und als er nun sogar bemerkte, daß das Halsband inwendig voll von kleinen Stacheln war, welche sich bei der geringsten Bewegung in das Fleisch eindrückten, so war er in der größten Verlegenheit und wußte Tag und Nacht vor Angst und Schmerzen nicht, wohin er sich wenden sollte. Zuletzt ging er nach Münster, um sich bei einem Schmied Hilfe zu verschaffen; allein keiner von allen wollte es wagen, das Halsband gewaltsam zu sprengen, bis endlich der Schmiedemeister Thiel Schwoll auf der Höxter Straße sich entschloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte der von Oer seinen Hals auf den Ambos, der Meister Schwoll nahm einen gewaltigen schweren Hammer und schlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes!" Bei dem letzten Schlage sprang es auf und der von Oer war gerettet. Das künstliche Halsband wird aber noch bis auf den heutigen Tag im Rathhause zu Münster aufbewahrt und den Fremden als Merkwürdigkeit gezeigt.

695) Der Kopf des heil. Liborius.[1])

Im Jahre 1660 hatte der Bischof Bernhard von Galen Münster belagert und den Bürgern manches Leid angethan, so daß sie zuletzt den Frieden nehmen und ihm die Stadt übergeben mußten. Da zog er mit großem Gefolge von Geistlichen, Domherren, Rittern und Soldaten in die Stadt ein, und am Thore der Citadelle übergab ihm der Magistrat den Schlüssel und leistete einen neuen Huldigungseid. Das Volk von Münster aber, welches kurz vorher noch auf ihn folgendes Spottlied gesungen hatte:

Berndken von Gaolen
Kann puchen, kann praohlen,
Kann stinken, kann leigen,
Kann Lüde betreigen,

jauchzte ihm zu, nur der h. Liborius, dessen Bildsäule im bischöflichen Ornate an der Ecke des Rathhauses steht, bezeigte sein Mißfallen; denn nachdem schon einige Mönche bemerkt hatten, daß er den Kopf etwas schüttele, schüttelte er ihn, als der Bischof gerade vor dem Rathhause war, dermaßen, daß er ihm ab und zur Erde fiel. Hierüber erstaunte alles Volk, und Niemand wagte es, dem heiligen Manne seinen Kopf wieder aufzusetzen. Erst in der neuern Zeit hat man ihm einen neuen Kopf aufgesetzt, mit welchem er sehr ängstlich nach der Rothenburg hinsieht, so daß man jeden Augenblick glaubt, er wolle abermals anfangen ihn zu schütteln.

696) Das heilige Meer.[2])

In den Kirchspielen Hopsten und Recke, acht Stunden von Münster, liegt ein großes klares Wasser, ungefähr 2500 Schritt im Umfang, welches

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 105 ꝛc.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 161. Berckenmeyer, Antiquarius Bd. I. S. 622.

ganz rein und sehr tief ist, so daß man an etlichen Stellen sogar keinen Grund finden kann. In diesem Wasser ist in uralten Zeiten des Nachts bei Sturm und Wetter ein Kloster tief in die Erde gesunken, so daß am andern Morgen zum größten Erstaunen des Landes ein Wasser gefunden wurde, wo Tages vorher noch ein prächtiges Kloster gestanden hatte. Das neu entstandene Wasser aber ward von den Leuten das heilige Meer genannt und hat diesen Namen bis auf den heutigen Tag behalten. Jährlich kommen noch tief aus dem Grunde einige Balken in die Höhe, welche sich von dem Gebäude losreißen und so nach vielen Hunderten von Jahren wieder an das Tageslicht kommen. Auch finden sich in jedem Frühling eine Menge von weißen Schwänen auf dem heiligen Meere ein, welche tief aus Norden kommen, eine Zeit lang auf dem Wasser einherschwimmen und dann in ihre Heimath zurückziehen. Man sagt aber, daß dieses Wasser kein Schiff auf seiner Oberfläche schwimmen lassen soll.

697) Der Ludgerus-Brunnen zu Billerbeck.[1])

Als der h. Ludgerus, der erste Bischof von Münster (geb. 744), sich einstmals in Billerbeck aufhielt und eines Abends auf die benachbarten Berge hinausging, um die freie Natur zu genießen, kam er auch auf den sogenannten Billerbecker Berg. Er fand mitten im Walde ein kleines erbärmliches Häuschen, und als er näher kam, sah er eine Frau in der Thür stehen, welche sehr schmutzig gekleidet und im Gesichte ganz schwarz war. Er ging hinein und fragte die Frau nach dem Grunde ihrer Unreinlichkeit, worauf diese ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den Du hier siehst, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll.“ Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, welche eben neben ihm standen, warf dieselben in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Thiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau Acht, wo sie wiederum zum Vorschein kommen, und grabet an dieser Stelle einen Brunnen, welcher Euch Wasser geben wird in Fülle und der so lange die Welt steht nicht versiegen soll.“ Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg hindurch und kamen am andern Morgen zum Wunder der Leute in Billerbeck aus der Erde hervor. An der Stelle aber, wo sie an's Licht kamen, entstand eine herrliche klare Quelle, welche gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerusbrunnen genannt wird. Das Bildniß des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der andern auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist.[2]) Auf dem Billerbecker Berge aber selbst steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen stand, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriff ist, den Stein in den Brunnen zu werfen.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 162. Anders wird diese Sage erzählt von Ad. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859. Bd. I. S. 97. 98.

[2]) So war es früher, jetzt hat man die Statue ohne Grund anders gewendet.

698) Ludgerus und die Gänse.[1])

Als der h. Ludgerus einmal in dem Kirchspiele Billerbeck spazieren ging, da kam er vor einem kleinen Tagelöhnerhäuschen vorbei. Der Besitzer trat an die Thüre und klagte dem heiligen Manne seine Noth also: „Hört", sagte er, „es kommen alle Tage eine Menge Gänse auf meinen Acker, die fressen mir das Bischen Getreide weg, welches ich darauf stehen habe, und wenn ich sie auch wegjage, so hilft mir das nicht viel, denn sie kommen immer wieder." Da fing Ludgerus an zu lachen und sagte dem Manne: „Du bist ein dummer Bauer, sage Du den Gänsen, sie sollen in Deinen Stall gehen!" und dann ging er wieder ab. Der Bauer aber war klug genug; er dachte: „nützt es nichts, so schadet es auch nichts!" Darauf ging er auf sein Feld und sagte zu den Gänsen: „Nun geht ihr mir alle da in den Stall hinein!" Er hatte es kaum gesagt, da kamen die Gänse in einer langen Reihe an und gingen eine nach der andern in den Stall hinein. Am nächsten Tage kam der heilige Ludgerus wieder vorbei und fragte den Bauer: „Na wie steht es mit den Gänsen?" Da fiel der Bauer auf seine Kniee und sprach: „Herr, sie sind alle in meinem Stalle drinnen!" Da lachte Ludgerus wieder, drohte den Gänsen mit dem Finger und sprach: „Daß ihr mir nicht wieder herausgehet!" Seitdem sind die Gänse immer in dem Stall geblieben und haben dem Bauer sein Getreide nicht mehr aufgefressen.

699) Der Honigtopf zu Billerbeck.[2])

Zu den Zeiten des h. Ludgerus begab es sich, daß ein Mann mit einer Frau in einer unerlaubten Ehe lebte. Als nun der heilige Bischof diese gottlose Ehe trennen wollte, kam die Frau zu ihm und wollte ihm zu seiner Versöhnung einen Topf mit Honig schenken. Allein der Bischof war hierüber noch mehr erzürnt und verwies ihren Ehemann aus dem Lande. Einigen seiner Jünger aber gelüstete nach diesem Honig, sie nahmen denselben heimlich an und versteckten ihn hinter einem Altar. Als sie nun von demselben nehmen wollten, während der Bischof an dem Altar die Messe las, da zersprang plötzlich der Honigtopf in tausend Stücke und der Honig mit sammt den Scherben flog den Jüngern in das Gesicht.

700) Die Erbauung der Stadt Münster.[3])

Um das Jahr 568 war der Longobardenkönig Alboin mit einer gewaltigen Heeresmacht in Italien eingefallen um sich hier ein eigenes Königreich zu gründen; an ihn hatten sich etwa 20,000 Sachsen angeschlossen, welche ihr Glück in der Fremde versuchen wollten. Allein es gefiel ihnen nicht lange in dem Lande Italien; Alboin wollte ihnen neue Gesetze aufdringen und so sehnten sie sich in ihre heimischen Länder zurück. Sie führten diesen Wunsch auch aus und zogen durch Gallien in ihr Vaterland zurück. Allein während ihrer Abwesenheit hatten die Schwaben ihre Wohnsitze eingenommen und wollten natürlich dieselben nicht wieder hergeben. Indeß

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 182.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 187.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 195 ꝛc.

boten sie, um Blutvergießen zu vermeiden, den Sachsen an, das Land mit ihnen theilen zu wollen; allein davon wollten diese nichts wissen, sondern verlangten ihre unbedingte Entfernung, und da die Schwaben dies natürlich nicht eingingen, so kam es zum Kampfe. Indeß die Schlacht fiel für die Sachsen unglücklich aus; es fielen ihrer 14,000, und die übrig gebliebenen 6000, die geschworen hatten, ihr Haupt- und Barthaar nicht eher wieder zu ordnen, als bis sie Rache genommen hätten, richteten auch in einer zweiten Schlacht nichts mehr aus, sie wurden abermals geschlagen. Nun zogen sie fort über die Weser nach Westen hin und kamen in eine große Ebene an den Fluß Aa, wo sie sich lagerten und zu bleiben beschlossen. Mit Schmerzen erinnerten sie sich hier an das schöne Land, dessen Wohnsitze sie einst verschmäht hatten, und bauten zum Andenken an das herrliche Mailand, in dessen Nähe sie früher gewohnt hatten, eine Stadt, welche sie gleichfalls Mailand nannten und welche nach allerlei Umgestaltungen des Namens gegenwärtig Münster heißt.

701) Das Hufeisen auf dem Ueberwassers-Kirchhof zu Münster. [1])

Als die Liebfrauenkirche in Münster gebaut wurde, sah der Teufel mit großem Verdruß diesem herrlichen Bau zu und sann auf allerlei Mittel, dieses gottgefällige Werk zu hintertreiben. Endlich beschloß er, durch List die Sinne des Baumeisters zu bethören, schmückte sich, flocht seine Haare in Zöpfe und kam mit schönen Frauenkleidern angethan und mit seidenen Handschuhen und köstlichen Edelsteinen ausgeziert auf den Bauplatz. Allein der Baumeister ließ sich nicht irre machen; auf seinen Maßstab gestützt hörte er unbewegt die Reden der schönen Frau und wies selbst Gold und Edelsteine, welche sie ihm bot, mit Verachtung zurück. Da ergrimmte der Teufel, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und verschwand mit Hinterlassung eines argen Gestankes. Sein Pferdefuß aber hat sich in den Stein, auf welchen er trat, abgedrückt, so daß die Spur des Hufeisens noch heutigen Tages auf dem Ueberwassers-Kirchhofe zu sehen ist.

702) Affe, Schaf und Schwein am Dome zu Münster. [2])

Diese drei Thiere sieht man auf der Nordseite dieser Kirche an einer Zinne abgebildet. Der Affe sitzt auf einer dünnen Säule und knackt Nüsse und scheint deren Schalen unter mancherlei Possen herabzuwerfen und die Zuschauer zu belustigen. Am Fuße der Säule steht auf der einen Seite ein Schaf, auf der andern eine Sau, die begierig aus einem Troge frißt. Von der Entstehung dieser Bildnerei erzählt aber die Volkssage, daß der Erbauer des Domes mit den Domherren uneinig geworden sei und um diese zu ärgern das Bild angebracht und durch folgende Verse gedeutet habe:

Schafskleider tragen wir,
Ein Schweineleben führen wir,
Affenspiele treiben wir.

---

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 171.
[2]) S. Ziehnert Bd. II. S. 160. nach Stahl, Westfäl. Sagen Th. I. S. 109.

703) Christi Himmelfahrt im Dom zu Münster.[1])

Am Christi-Himmelfahrtstage zieht man im Dome zu Münster ein großes hölzernes Kreuz mit einer Kette auf den Apostelgang. An diesem Tage kommen alle Bauern aus der ganzen Umgegend dorthin, um zu zählen, wie oft das Kreuz bei dem Aufziehen kracht, denn genau so viel Thaler kostet der Malter Korn das Jahr hindurch.

704) Der wilde Jäger und der Schneider zu Münster.[2])

Einstmals saß zu Münster ein Schneider am Fenster, da fuhr der wilde Jäger mit seinen Hunden über das Haus her und es war ein Lärmen und Bellen, als wenn die ganze Welt untergehen sollte. Man sagt sonst den Schneidern nach, sie wären furchtsam, allein dieser war es nicht, denn er spottete des wilden Jägers und schrie: „Huhu, huhu, klifftlaff, klifftlaff!" und hetzte die Hunde noch mehr an. Da kam aber ein Pferdefuß zum Fenster hineingefahren und schlug den Schneider vom Tische herab, daß er wie todt niederfiel; als er aber wieder zur Besinnung kam, hörte er eine fürchterliche Stimme:

Wust Du met mi jagen,
Dann sast Du auk met mi gnagen!

705) Amtmann Timphot.[3])

Vor alten Zeiten, als die Nonnen noch in dem Tilschen Kloster wohnten, da logirte auf der Süntilger Straße ein fürstlicher Amtmann, ein sehr stolzer hoffärtiger Mann, der immer nur in einer großen, mit schönen Pferden bespannten Kutsche herumfuhr. Er hatte dabei einen grünseidenen Rock an, trug eine weiße Perücke und einen großen grauen Pumphut, weshalb ihn die Leute Amtmann Timphot oder Pumphut nannten. Am Tage der heiligen Scholastika, der auf den 10ten Februar fällt, fiel nun immer ein großes Fest in dem Kloster und die Lauter läuteten den Tag vorher und das ganze Fest über, daß jeder Christenmensch daran seine Freude hatte. Dem Amtmann aber paßte das gar nicht und er ließ den Nonnen mehr als einmal sagen, sie sollten das unnütze Läuten unterlassen, es störe ihn. Die Nonnen kehrten sich natürlich nicht daran, sondern ließen immer lustig darauf los läuten. Nun kam auch einmal wieder der Scholastika-Tag, da fuhr der Amtmann in seiner prächtigen Kutsche, den grünseidenen Rock an, die weiße Perücke und den Pumphut auf, über die Süntilger Straße gerade an der Kirche vorüber, als die Glocken eben recht im Gange waren. Da sah er sich nach dem Thurme um und rief: „Scholastika, Scholastika, ich wollte, daß Dich der Teufel holte!" Er hatte aber kaum diese gottlosen Worte gesprochen, da kamen gleich zwei Teufel durch die Lüfte und Wagen und Pferde und Amtmann versanken tief in die Erde. Da hat er nun immer in der Erde herumgewühlt und so viel Lärmen und Spektakel gemacht, daß man es auf den darüber liegenden und benachbarten Straßen gehört hat.

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 192.
[2]) S. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 240 und Münsterische Geschichten S. 191.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 172.

Endlich hat er es so weit gebracht, daß die Kirche und der Thurm durch sein furchtbares Wühlen eingestürzt sind. Seitdem ist er nun aber aus der Erde befreit und spukt jetzt auf den Straßen herum. Er geht über die Süntilger Straße, durch die Lütke Stiege die Königsstraße herunter, auf den Roumborg darf er aber nicht wieder kommen, bis an Hellwegs Bögesken, wenigstens dreht er, wenn er so weit gekommen ist, allemal wieder um. Er setzt aber die Füße niemals auf die Erde, wie ein anderer Mensch, sondern er geht immer ohngefähr eine Elle hoch über der Erde in der Luft herum. Die Leute aber versichern, das komme daher, daß die Teufel nicht wollen, daß er jetzt die Erde betritt, weil er bei seinen Lebzeiten niemals aus Hochmuth zu Fuß gehen, sondern immer in der Kutsche fahren wollte.

706) Die Landmesser in der Galghaide.[1])

In der Galghaide bei Münster hat man bei Nachtzeit mehrmals feurige Streifen über der Erde gesehen. Man erzählt sich, daß in dieser Haide die Landmesser, die vor Zeiten die Marken falsch gemessen haben, umhergehen und mit glühenden Ketten den Boden ausmessen müssen.

707) Die unterirdische Glocke.[2])

Nicht weit von der Stadt Lüdinghausen liegt mitten im Walde ein runder Teich, von dem sich das Volk viele wundersame Geschichten erzählt. Vormals stand an dem Orte, wo jetzt der Teich ist, eine Kapelle und ein heiliger Mann hatte lange Jahre hindurch an ihrem Altar gedient. Als nun einst an einem Morgen fromme Bauersleute dahin wallfahrten wollten, war der Priester und die Kapelle verschwunden und an ihrem Platze war ein Teich zu sehen, in welchem sich der blaue Himmel abspiegelte.

Wunderbar schimmern noch jetzt in seinem klaren Wasser die grünen Blätter alter Buchen und Eichen, deren Zweige über ihn herabhängen, und wie das Volk sagt, wird der glatte Spiegel seiner Fluth weder durch Sturm noch durch Regen in Bewegung gesetzt; wenn man aber in der Kirche zu Lüdinghausen die Glocken mächtig läutet, dann kreiset und spielt der Teich in kleinen Wellen und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin das versunkene Kapellglöckchen.

708) Die Glocken zu Lüdinghausen.[3])

Vor alter Zeit, als die Städte und Dörfer noch keinen Namen hatten, da begab es sich, daß der Leichnam des h. Bischofs Ludgerus von Münster nach Werden gebracht wurde. Nun lag aber etwa sechs Stunden von Münster ein kleines Dorf, da fingen auf einmal zu Ehren des heiligen Mannes alle Thurmglocken von selbst an zu läuten und seit dieser Zeit hieß man das Dorf Lüdinghausen; es wurde aber endlich ein Städtchen daraus, das noch heute diesen Namen führt.

---

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 147.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 178.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 186.

709) Der Name von Werden. [1]

Der h. Ludgerus ist auf seinen Zügen mit seinen Begleitern auch in die Gegend gekommen, wo jetzt Werden liegt, und dieselbe hat ihm trefflich gefallen, so daß er gesagt hat, hier werde noch einmal eine große Stadt erstehen. Als ihn einer seiner Begleiter gefragt hat, wie das wohl geschehen möge, da ja kaum ein Haus hier stehe, hat er gesagt: „Was nicht ist, kann noch werden", und darum hat man die nachher entstandene Stadt Werden genannt. Diese hat sich aber um deshalb bald ansehnlich vergrößert, weil der heilige Mann, ehe er gestorben ist, befohlen hat, man solle seinen Sarg von zwei Ochsen fortziehen lassen und ihn da begraben, wo sie stehen blieben. Die Ochsen sind darauf mit dem Leichnam aufgebrochen und haben ihn nach Werden gebracht; hier hat sich aber plötzlich eine Stimme hören lassen, die gesprochen hat: „Hier will ich ruhen!" Da hat man den Heiligen dort begraben, und seine Prophezeiung ist eingetroffen und Werden eine ansehnliche Stadt geworden.

710) Der Rentmeister Schenkewald. [2]

In alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Nordkirchen ein Rentmeister, Namens Schenkewald, welcher die armen, ihm untergebenen Bauern sehr unbarmherzig mißhandelte. Wenn ihm einer das Pachtgeld oder die schuldigen Zinsen nicht auf den Tag bezahlte, so fiel er ihn mit harten Worten an, ließ sich heimlich für seine Nachsicht Geld und Hühner bringen und auch wohl den armen Schuldner von Haus und Hof werfen oder durch das Gericht auspfänden. Schon eine Menge Bauern waren durch seine Habsucht und Unbarmherzigkeit arm geworden, als er endlich an einer ganz plötzlichen Krankheit starb. Das war ein Jubel unter den Bauern, als Schenkewald todt war, nur die vornehmen Leute gingen mit seiner Leiche und tausend Flüche folgten ihm in sein Grab. Allein kaum war er begraben worden, als man in dem Schlosse zu Nordkirchen bemerkte, daß Schenkewald spuken gehe. Des Nachts hörte man ihn die Treppen auf und ab laufen und entsetzlich heulen; Andere sahen ihn an einem Tische sitzend Geld zählen und wenn sie näher kamen, war er plötzlich verschwunden. Die Einwohner des Schlosses wurden endlich dieser Spukereien so müde, daß sie mehrere Messen lesen ließen und Gott baten, den Geist aus dem Schlosse zu verbannen. Als dies geschehen war, hörte man in einer finstern stürmischen Nacht den Schenkewald ärger als jemals umherpoltern. Plötzlich wurde die Hausklingel heftig gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus und siehe, es hielt eine prächtige Kutsche mit vier kohlschwarzen Pferden vor der Thür. Darin saßen zwei Kapuziner, welche ausstiegen, mit ruhigen Schritten stillschweigend in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald, welchen sie in der Mitte führten, wieder herauskamen. Alle Drei stiegen in den Wagen, Schenkewald saß zwischen den Kapuzinern, eine Peitsche knallte und mit Blitzesschnelle fuhr der Wagen von dannen, welcher den Weg nach der Dawert verfolgte. Seit Schenkewald in dieser Art abgeholt war, wurde

[1] S. Kuhn Bd. I. S. 96. Stahl, Westfäl. Sagen Th. I. S. 99.
[2] S. Münsterische Geschichten S. 164 rc.

auf dem Schlosse Nordkirchen Alles still, in der Dawert fährt er aber seitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen Tag und Nacht umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren sehen und beschreiben bis auf den kleinsten Umstand, wie er aussieht. Auch ist es schon Mehreren begegnet, daß sie den Wagen für eine herrschaftliche Kutsche hielten und sich hinten aufsetzen wollten. Kaum hatten sie ihn aber berührt, so flog der Wagen mit den Pferden hoch durch die Lüfte davon.

711) Plührs-Brücke. [1]

Auf den Dawersbergischen Gütern lebte vor Alters ein Verwalter, Namens Plühr, welcher die armen Bauern häufig mißhandelte und auf jede Art Geld von ihnen zu erpressen suchte. Dafür mußte er nach seinem Tode in die Dawert, wo er die Leute auf mancherlei Art zu necken suchte. Eines Tages ging ein armer Eierkrämer aus Ascheberg, genannt Eiertiß, mit seiner Frau durch die Dawert, um in Münster Eier zu verkaufen. Wie sie nun gerade über eine kleine steinerne Brücke gingen, sagte Eiertiß zu seiner Frau: „Du, ich wollte, daß Plühr uns einmal erschiene!" Kaum hatte der arme Mann dies ausgesprochen, so sprang Plühr unter der Brücke hervor, warf seine Eierkörbe um und verschwand. Erschrocken lief Eiertiß mit seiner Frau davon und seitdem wurde die Brücke Plühr-Brücke genannt.

712) Der Hochjäger. [2]

In alten Zeiten stand mitten im Walde in der Dawert eine große mächtige Burg, die Veste Dawersberg, von welcher man gegenwärtig noch die Trümmer sieht. Auf dieser Burg lebte vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Ritter, welcher weit umher im Lande gefürchtet wurde, weil er ein rauher unfreundlicher Mann war, der es mit seinen Untergebenen gar arg trieb. Ueberdies sagte man von ihm, er stehe mit dem Teufel im Bunde und Keiner könne ihm etwas anhaben. Die Jagd war seine Hauptbeschäftigung; Tage lang lief er mit seinem Jäger in den wilden Wäldern umher, und wenn seine Bauern ihm helfen mußten das Wild aufzutreiben, so behandelte er sie, als ob es seine Hunde wären.

Einstmals fiel es ihm an einem Ostersonntage ein, mit seinen Genossen auf die Jagd zu gehen und das Wild zu hetzen, und als man ihn warnte, den hohen Festtag nicht zu entheiligen, sagte er: „Ich will nie in das Himmelreich kommen, wenn ich nicht heute einen Hirsch erlege!" Allein sein Frevel blieb nicht unbestraft. Er konnte seinen Schwur nicht lösen und wurde seit diesem Tage mit seinen Gesellen in die Dawert gebannt. Sobald der Tag sich neigt, beginnt sein wildes Treiben und Jagen; Hundegebell und ein furchtbares Halloh-Rufen verkündigt seine Ankunft hoch in der Luft, und wie das Volk sagt, wird er nicht eher Ruhe finden, bis er den Hirsch erlegt hat, auf den er seine Seligkeit verwettete.

In der Umgegend nennt ihn das Volk allgemein den Hochjäger. Einige behaupten auch, daß er zuweilen mit dem Teufel in einer Kutsche spazieren fahre und Karten spiele.

[1] S. Münsterische Geschichten S. 167.
[2] S. Münsterische Geschichten S. 168.

713) Der Teufel in der Dawert. [1])

Es geht im Münsterschen die Sage, daß in der Dawert außer einer Menge von andern Gespenstern und Koboldeu auch der Teufel selbst sein Wesen treibe. Er läßt sich in allerhand Gestalten sehen und erscheint besonders in der Abenddämmerung als ein starker stämmiger Kerl, welcher mit großen Schritten und mit ineinandergeschlagenen Armen unter den alten Eichbäumen umhergeht. Zuweilen findet man ihn auch, wie er ganz ruhig auf einem Schlagbaum sitzt. Er thut indessen Niemandem etwas zu Leide und soll sogar schon mit mehreren Bauern geplaudert haben. Wer ihm aber zu Leibe geht, kommt schlecht weg. Es ist schon mehrmals begegnet, daß Bauern, die mit Knüppeln auf ihn losgehen wollten, stundenweit durch die Luft fortgeschleudert wurden und Arme und Beine zerbrachen, so daß sie lebenslang Krüppel blieben. Es wird den Teufel geärgert haben, daß er bei der Theilung der Dawert seinen Tummelplatz in Westphalen verloren hat. Jetzt hat er ihn freilich wiederbekommen.

714) Die Steine in der Dawert und bei Borken. [2])

In der Gegend von Dawert und ebenso auf dem Wege von Münster nach dem Sauerlande findet man einzelne große Steine. Ueber die Art und Weise, wie diese ungeheuren Felsstücke in die hiesige Gegend gekommen sind, gehen viele Sagen. Z. B. erzählt man, als einst der Teufel mit einem großen Sack voll Steinen des Weges durch die Dawert gekommen sei, habe er mit dem Sacke an einem auf der Erde liegenden Felsen vorbeigeschrammt, so daß der Sack ein Loch bekam. Ohne daß es der Teufel merkte, verlor er nun nach und nach einige Steine, die sich durch das entstandene Loch durchdrängten und noch an derselben Stelle liegen, wo sie ihm entfielen. Da er nun bis an die Grenze des Sauerlandes kam, wurde das Loch immer größer, bis endlich in der Gegend des Klusensteins der ganze Sack borst und so das sogenannte Felsenmeer entstand.

In der Nähe von Borken liegen gleichfalls eine Menge Steine, deren Größe und Gestalt zu allerhand sonderbaren Erzählungen Anlaß gegeben hat. Das Sonderbare bei diesen Steinen ist aber, daß Niemand im Stande ist, sie zu zählen, indem der Teufel Jedem, der dieses thun will, den Sinn verwirrt, so daß man nicht einmal die gewöhnliche Zahlenreihe hintereinander aussprechen kann. Als einmal Jemand dies widerlegen wollte und den umstehenden Bauern die Steine einzeln vorzuzählen anfing, stürzte plötzlich ein so gewaltiger Platzregen vom Himmel, daß der Ungläubige fortlaufen mußte und so die Behauptungen der umherwohnenden Bauern wider seinen Willen bestätigte.

715) Der Haidemann. [3])

In den Haiden im Münsterlande geht an stürmischen Abenden ein Mann umher, welcher gewaltig groß ist, einen weiten Mantel um hat und eiserne Schnallen auf seinen Schuhen trägt. Wenn er nach Sonnenuntergang bei stürmischem Wetter ein Mädchen über die Haide kommen sieht, so

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 193.
[2]) S. Münsterische Geschichten S. 189 ꝛc.
[3]) S. Münsterische Geschichten S. 188.

geht er mit gewaltigen Schritten auf sie los, nimmt sie unter seinen Mantel und indem er sich immer fester an sie schmiegt, bringt er sie, ohne ein Wort zu sagen, über die Haide. Ehe er sie aber gehen läßt, drückt er ihr ganz sanft und innig einen Kuß auf den Mund; das arme Mädchen geht sodann erschrocken nach Hause und ist am andern Morgen todt.

716) Die beiden Schwestern.[1]

Vor langen Jahren lebten zu Hellinghausen, einem freundlichen Dörfchen in der Nähe von Liesborn, zwei Schwestern. Die eine war sehr reich und lebte mit ihrem Manne und ihren Kindern im Ueberfluß, die andere aber war so arm, daß sie mit ihren sechs Kindern Hunger und Kälte ertragen mußte; denn sie war eine hilflose Wittwe, welche nur von Almosen lebte. Viele Jahre lang hatte die reiche Schwester mit unbarmherzigen Augen den Jammer und die Armuth ihrer unglücklichen Verwandten angesehen und noch immer wurde ihr hartes Herz nicht erweicht, denn Schimpfworte und eine schmähliche Zurückweisung war jedesmal das Loos der armen Schwester, wenn sie kam, um für ihre hungrigen Kinder um eine kleine Gabe zu bitten. Mit Geduld ertrug indessen die arme Frau ihre Noth und nahm sich fest vor, ihre mitleidslose Schwester niemals mehr um etwas zu bitten. Eines Tages aber konnte sie das Jammergeschrei ihrer hungrigen Kinder nicht mehr ertragen; überwältigt von Mutterliebe entschloß sie sich, noch einmal zu ihrer Schwester zu gehen und dieselbe um ein Stückchen Brod anzuflehen. „Ich habe kein Brod!" war die Antwort, und als nun die arme Schwester mit Thränen noch inniger in sie drang, antwortete sie mit kreischender Stimme: „Das Brod, das ich im Hause habe, mag zu Stein werden!" und trostlos kehrte die bedrängte Mutter zu ihren hungrigen Kindern zurück. Als nun am andern Morgen die Schwester den Schrank öffnete, um das Brod herauszunehmen, siehe, da war es gänzlich zu Stein geworden, und vor Schrecken stürzte sie zu Boden und war todt. Das versteinerte Brod aber ward zum Andenken an diese Begebenheit und zum warnenden Beispiel an einer eisernen Kette hinter dem Hochaltar zu Hellinghausen aufgehangen, wo es noch gegenwärtig zu sehen ist.

717) Das Königsgrab und die Urnen in der hohen Warte.[2]

In der hohen Warte (Hannewaorth), einer sehr großen Haide zwischen Hiltrup, Alberloh und Münster, findet sich in der Nähe des Zollhauses ein Platz, welcher von mehreren kleinen Hügeln umgeben ist. Mitten unter diesen Hügeln liegt, wie die Sage geht, ein alter heidnischer König in einem goldenen Sarge, welcher von einem eisernen eingeschlossen ist, tief in der Erde begraben. Am Charfreitag hat man an dieser Stelle mehrmals ein klägliches Jammern gehört, welches viele Stunden dauerte und tief aus der Erde hervorzudringen schien. Auch ist in finstern und stürmischen Nächten zu verschiedenen Malen in der Mitte dieser Haide ein Geschrei und ein Gehämmer vernommen worden, welches viele von den benachbarten Bauern in Schrecken gesetzt hat.

[1] S. Münsterische Geschichten S. 169.
[2] S. Münsterische Geschichten S. 176.

Rund um die kleinen Hügel, unter denen der heidnische König begraben sein soll, findet man eine Menge alter Urnen, worin sich verbrannte Menschenknochen befinden. In jeder Urne, die man ausgräbt, findet sich eine Spalte, welche, wie das Volk in der Umgegend behauptet, von dem Erdbeben bei der Kreuzigung Christi herrühren soll.

718) Der Pestbalg zu Bottrup.[1])

Im Jahre 992 wurde zu Bottrup im Münsterschen ein Kind geboren, welches vorn einem Menschen, hinten aber einer Gans ähnlich sah. Die Zähne desselben waren gelb wie Safran, die Augen wild und schmutzig, und Alle, welche das Ungeheuer anblickten, bekamen die Pest, welche sich hierauf in ganz Deutschland verbreitete und viele Tausend Menschen hinwegraffte. Einige hielten diese Mißgeburt für den Teufel selbst, welcher zum größten Glück der Welt am vierten Tage von dannen gefahren sein soll, als das Kind getauft wurde.

719) Jungfer Eli.[2])

Vor einigen Hundert Jahren lebte in dem Münsterschen Stifte Freckenhorst eine Aebtissin, eine sehr fromme Frau, die hatte eine Haushälterin, Jungfer Eli genannt, die war böse und geizig, und wenn arme Leute kamen, ein Almosen zu erbitten, trieb sie dieselben mit der Peitsche fort und band die kleine Glocke vor der Thüre fest, daß die Armen nicht läuten konnten. Da ward Jungfer Eli eines Tages todtkrank; man rief den Pfarrer, sie zum Tode vorzubereiten, und als dieser durch den Baumgarten der Aebtissin ging, sah er Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Apfelbaume sitzen; wie er aber in's Haus trat, lag sie auch wieder in ihrem Bette und war böse und gottlos wie immer, wollte nichts von Besserung hören, sondern drehte sich um nach der Wand, wenn ihr der Pfarrer zureden wollte, und so verschied sie. Sobald sie die Augen schloß, zersprang die Glocke und bald darauf fing sie an in der Abtei zu spuken. Als eines Tages die Mägde in der Küche saßen und Bohnen schnitten, fuhr sie mit Gebraus zwischen ihnen her, gerade wie sie es sonst bei ihren Lebzeiten gethan hatte, und schrie: „Schniet ju nich in de Finger, schniet ju nich in de Finger!“ und gingen die Mägde zur Milch, so saß Jungfer Eli auf dem Stege und wollte sie nicht vorbeilassen, wenn sie aber riefen: „In Gottes Namen gaoh widerher!“ mußte sie weichen und dann lief sie hinterher, zeigte ihnen eine schöne Torte und sprach: „Torte, Torte!“ Wollten sie nun dieselbe nicht nehmen, so warf sie die Torte mit höllischem Gelächter auf die Erde und da war's ein Kuhfladen. Auch die Knechte sahen sie, wenn sie Holz haueten, da flog sie immer von einem Baumast im Wald zum andern. Nachts polterte sie im Hause herum, warf Töpfe und Schüsseln durcheinander und störte die Leute im Schlafe. Endlich erschien sie auch der Aebtissin auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, die Aebtissin aber sprach: „Ich habe nichts zu schaffen mit Dir, hast Du übel gethan, so ist's nicht mein Wille gewesen!“ Jungfer Eli

[1]) S. Dittmar, Chron. L. IV.
[2]) S. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 184. Münsterische Geschichten S. 179 2c.

wollte sich aber nicht abweisen lassen. Da warf die Aebtissin einen Handschuh aus dem Wagen und befahl ihr, denselben wieder aufzuheben, und während sie sich bückte, trieb die Aebtissin den Fuhrmann an und sprach: „Fahr zu, so schnell Du kannst, wenn auch die Pferde darüber zu Grunde gehen!" So jagte der Fuhrmann und sie kamen glücklich nach Warendorf. Die Aebtissin, endlich des vielen Lärmens müde, berief alle Geistlichen der ganzen Gegend, die sollten Jungfer Eli verbannen. Die Geistlichen aber versammelten sich auf dem Herrenchor und fingen an das Gespenst zu citiren, allein sie wollte nicht erscheinen und eine Stimme rief: „Ha kikt, ha kikt!" Da sprach die Geistlichkeit: „Hier muß Jemand in der Kirche verborgen sein, der zulauscht"; sie suchten und fanden einen kleinen Knaben, der sich aus Neugierde darin versteckt hatte. Sobald der Knabe herausgejagt war, erschien Jungfer Eli und ward in die Dawert verbannt, wo eine Menge Geister umgehen und wohin alle Gespenster verwiesen werden. Alle Jahre einmal fährt nun noch, wie die Sage geht, Jungfer Eli über die Abtei zu Freckenhorst mit schrecklichem Gebrause und schlägt einige Fensterscheiben ein oder dergleichen, und alle Vierhochzeiten kommt sie wieder einen Hahnschritt näher.

720) Das Heybrockmännchen.[1])

In der Dawert giebt es einige Gegenden, welche sich durch mannigfaltige Spukereien auszeichnen, dahin gehört auch der sogenannte Heybrock. In diesem läßt sich ein kleines Männchen unter allerlei Gestalten sehen, welches gewöhnlich zur Nachtzeit umherläuft und die Wanderer durch fortwährendes Hohorufen irreführt. Zuweilen führt dieser sonderbare Geist die Leute auf den Weg nach Ascheberg hin, zu dem sogenannten Hüfelsteig, wo ein altes Weib mit einer Haspel auf einem Schlagbaum sitzt und alle Nächte haspeln muß, weil sie in ihrem Leben die Leute mit einem zu kleinen Haspel betrogen hat. Zuweilen führt er sie aber auch auf eine gleichfalls im Heybrock gelegenen Wiese, auf welcher zwei alte Jungfern unter seltsamen Sprüngen und Gesängen im Mondschein mit einander tanzen, weil sie im Leben mit dem Teufel im Verkehr gestanden haben sollen.

721) Das Dorf Eine.[2])

Nicht weit von der Stadt Warendorf im Münsterlande liegt ein Dorf, Eine geheißen. Als man dieses vor langen Jahren erbauen wollte, schickten die Leute vorher einen Abgesandten an den Bischof von Münster mit der Frage, wie das Dorf heißen solle. Der Bischof aber fragte, wie viele Wohnungen das Dorf schon hätte? Die Abgesandten antworteten: „Eine!" Da sprach Jener: „Dann soll es auch Eine heißen!"

722) Die ungetaufte Glocke.[3])

Vor langen Jahren wurde zu Warendorf auf dem Thurme der alten Kirche eine neue Glocke aufgehangen, die Glocke hatte man aber nicht getauft. Als man nun mit derselben zu läuten anfing, da kam mit einem furchtbaren

[1]) S. Münsterische Geschichten S. 200.
[2]) S. Stahl, Westphäl. Sagen und Geschichten. Elberfeld 1831 in 12. Bd. I. S. 110.
[3]) S. Stahl Th. I. S. 112.

Heulen und Geschrei der Teufel durch die Luft geflogen, holte die Glocke von dem Thurme und warf sie eine halbe Stunde weit von der Stadt in die Ems, in einen tiefen Kolk, der der grundlose Kolk heißt. In diesem liegt sie noch, der Kolk ist aber so tief, daß noch kein Mensch bis auf den Grund hat fühlen können. Daß aber die Glocke noch darin ist, kann man an den vier hohen Festtagen hören, denn wenn dann des Abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet wird und man wirft einen Pfennig in den Kolk, so fängt auch die ungetaufte Glocke tief unten an zu läuten.

723) Der Name der Stadt Paderborn. [1])

Die Stadt Paderborn hat ihren Namen von dem Flusse Pader, der daselbst unter dem Choraltar im Dome aus drei unterschiedenen Brunnen entspringt. Die kleinen Bäche nun, die aus diesen Brunnen fließen, laufen mitten in dieser Stadt zusammen und darum wird dieselbe Paderborn genannt. Der Fluß selbst soll aber von Carl dem Großen den Namen Pader erhalten haben, der in seinem Kriege wider die Sachsen bei Wassermangel durch die Einpfählung seines Zeltes die Quelle desselben entdeckte und zur Erinnerung an den italienischen Fluß Padus (Po) ihn so nannte.

724) Der Methronborn bei Paderborn. [2])

Bei Paderborn ist ein Brunnen, Methron genannt, aus welchem drei Bächlein fließen; der eine Bach führt ein klares, helles und warmes Wasser mit sich, der andere ein kaltes, trübes und weißes, von starkem Geschmacke, und der dritte ein Wasser, das grün und klar aussieht und säuerlich ist. Wenn die Vögel aus diesem kalten Bache trinken, sollen sie anfangen zu zittern und sterben, und man hat bei Oeffnung derselben wahrgenommen, daß deren Lunge und Eingeweide ganz eingeschrumpft gewesen sind.

725) Der Polder- oder Bullerborn bei Paderborn. [3])

Eine Meile von Paderborn bei dem Dorfe Altenbeck auf freiem Felde in einer sandigen Ebene, wo man keine Quelle vermuthen sollte, entspringt ein starker Brunnen, der von den Landleuten der Polder- oder Bullerborn genannt wird von dem Geräusche seines Wassers. Früher hat derselbe ebenso wie das Meer seine Ebbe und Fluth gehalten und so oft er mit seinem Wasser nach der Ebbe wieder im Ausfluß gewesen, hat ein Wind die Gipfel der umstehenden Bäume mit vielem Geräusche bewegt, worauf denn das Wasser ausgestoßen ward.

Dieser Brunnen versiegte sonst alle 24 Stunden dreimal, des Morgens um 4, um 8 und um 11 Uhr. Er ist so wasserreich, daß davon drei Mahlgänge umgetrieben werden können; er überschwemmte früher plötzlich mit großem Poltern und Getöse die ganze Ebene und versiegte nachmals wieder im Sande. Als im December des Jahres 1630 die Hessen sich des Stiftes Paderborn bemächtigten, vertrocknete er ganz, als sie aber im Jahre 1631

[1]) S. Von Steinen Th. XI. S. 474 zc. Berckenmeyer Th. I. S. 617.
[2]) S. Berckenmeyer Bd. I. S. 619. — Dies ist der Brunnen zu Schmechte. S. von Steinen Th. XI. S. 500.
[3]) S. Berckenmeyer Th. I. S. 620. Von Steinen, Westphäl. Geschichten Th. XI. S. 471.

dasselbe wieder räumen mußten, ist er wieder gekommen. Jedoch hält er nach solcher Zeit keine Ebbe und keine Fluth mehr, sondern fließt beständig.

726) Teufelsbanner zu Paderborn. [1])

Im Jahre 1657 hat der Teufel zu Paderborn und in der Gegend zu Brackel viele Personen leibhaftig besessen, bis endlich ein Teufelsbanner, der solches zu Wege gebracht hatte, verbrannt wurde, worauf etliche erlöst und wieder in rechten Stand gebracht worden sind.

727) Legenden vom heil. Liborius. [2])

Vor mehr als tausend Jahren sind die Gebeine des heil. Liborius aus Frankreich nach Paderborn gebracht worden. Als man die Gruft, wo sie zuerst geruht, öffnete, drang ein Geruch besser wie Rosenduft daraus hervor und verbreitete sich rings umher. Nachdem man darauf Messen und Lieder über den heiligen Leichnam gesungen, ward er in einen goldenen Sarg gelegt und von greisen, ernsthaften Männern aus Frankreich getragen. Wo sie hinkamen, sproßten Blumen auf und fremde, nie gesehene Vögel kamen und sangen preisende Lieder. Wo sie im freien Felde übernachteten, quollen klare Brünnlein zu ihrer Erquickung; Segen brachte ihre Reise allen Fluren, durch welche ihre Straße ging. Kamen die Männer mit ihrer kostbaren Last an einen Fluß, so gingen sie hindurch, ohne nur ihren Fuß zu benetzen. Die Dornen am Wege stachen sie nicht und die scharfen Steine ritzten ihre Fußsohlen nicht blutig. So ging die Fahrt viele Tage lang und die Männer wurden nicht müde und sie spürten auch nicht Hunger- noch Durst in der ganzen Zeit. Als sie aber endlich den Sarg auf den Hochaltar im Dome zu Paderborn niedergesetzt hatten, da fielen sie todt zur Erde, denn sie hatten ihr Werk vollbracht und gemeine Bürde sollte nicht wieder auf ihren Schultern ruhen. Manches Jahrhundert hatten die Gebeine des Heiligen im Dom zu Paderborn geruht und großer Segen war dem Lande durch einen so mächtigen Patron zugewendet worden, aber mit der Zeit fingen die Leute an gleichgültig gegen ihren Schutzheiligen zu werden, sie glaubten, sie brauchten ihn nicht mehr, die Prozessionen hörten auf und der Tag des heil. Liborius ward nicht höher als ein anderer Festtag gefeiert. Von der Zeit an aber ging es dem Paderbornischen Lande schlecht, Hungersnoth, Krieg und Seuchen brachen über dasselbe herein und die Noth lehrte die undankbaren Bürger wieder beten und der Himmel selbst gab ihnen Zeichen, daß der Heilige sie wieder zu Gnaden angenommen habe. Denn in einer Nacht öffnete sich die große Dompforte und dieselben Männer traten heraus, welche einst die heiligen Gebeine aus Frankreich geholt hatten. Zum zweiten Male ruhte jetzt der goldene Todtenschrein auf ihren Schultern und finster und schweigend hielten die Ehrwürdigen mit ihren Reliquien den Umzug durch die Stadt, ganz wie es früher geschehen war. Dann trugen sie den Sarg wieder in den Dom, die Pforte schloß sich geräuschlos hinter ihnen und die ganze Erscheinung war verschwunden. Dies nahmen sich die Paderborner

[1]) S. Von Steinen Th. XI. S. 500.
[2]) S. Jos. Seiler, Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn. Cassel 1848 in 18. S. 40.

wohl zu Herzen und als wieder St. Liboriustag einfiel, da hielten sie die Prozession feierlicher denn je zuvor und Pest und Krankheit und alles Elend war sogleich zu Ende.

Im dreißigjährigen Kriege ward Paderborn von dem Herzog Christian von Braunschweig belagert und erobert (1622). Derselbe ließ die zwölf silbernen Apostel, die von bedeutender Größe in der Domkirche standen, herausnehmen und Thaler daraus münzen mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", nachdem er sie vorher spottweise ausgescholten, daß sie dem Befehle ihres Meisters nicht besser nachgelebt, der ihnen in alle Welt zu gehen ernstlich anbefohlen, und mit einem Schwur versichert hatte, daß er ihnen diesen Augenblick Beine machen wolle. Derselbe nahm auch den Sarg des heil. Liborius und ließ Goldstücke daraus prägen und die Gebeine führte er in einem leinenen Sacke auf seinen Kriegszügen mit sich. Aber schon nach einem Jahre ereilte ihn die Strafe seiner That, denn um diese Zeit ward er im Münsterischen von Tilly völlig geschlagen und aller seiner Macht beraubt. Da saß er und klagte und rief: „Ach hätte ich den Alten ruhen lassen, er ist mein Unglück". Darauf schickte er die Gebeine eiligst nach Paderborn zurück [1], wo sie lange in einer hölzernen Kiste lagen. Endlich als es wieder Friede war, ließ man wieder einen silbernen, ganz vergoldeten Sarg durch den Goldschmied Hans von Dringenberg zu Paderborn für sie verfertigen, in welchem sie noch jetzt liegen.

728) Meinwercus, der Bischof von Paderborn. [2]

Der Bischof Meinwercus zu Paderborn ward auf eine sonderbare Art vom Kaiser Heinrich II. erwählt. Der Kaiser ließ ihn rufen, gab ihm seine Handschuhe und sagte: Accipe (nimm), der Kapellan Meinwercus sagte: quid? (was?) da antwortete der Kaiser: episcopatum Paderbornensem (das Bisthum Paderborn). Wie nachmals der Kaiser und die Kaiserin am Weinachtsfest zu Paderborn waren, legte der Kaiser ein ansehnliches Geschenk auf den Altar, aber der Bischof gab es zurück und sagte: „Gnädigster Kaiser, das Gut Ervete will ich haben!" Wie nun der Kaiser den Schenkungsbrief auf den Altar legte, da sagte der Bischof: „Gott verlohne es reichlich!" Der Kaiser aber sagte murmelnd: „Gott verzeihe Dir's, daß Du mich um Alles bringst!" Im Jahre 1022 spielte aber der Kaiser demselben Bischof einen schlimmen Possen. Er ließ unterschiedliche Zettel mit dieser Ueberschrift machen: „Meinwerce, bestelle Dein Haus, denn in fünf Tagen mußt Du sterben!" Der Bischof bereitete sich zu einem seligen Ende, nahm Abschied, fing an zu fasten, damit er sich geschickt zum Tode befinden möchte, legte sich den letzten Tag in ein Gewölbe nieder bis um Mitternacht, wartete mit Schmerzen, ob der Tod kommen würde, darnach stand er aber von seinem Sterbebette auf und that eine gute Mahlzeit. Er hatte indeß gleich Argwohn auf den Kaiser. Sobald der Morgen des sechsten Tages angebrochen war, so kam Kaiser Heinrich II. mit dem ganzen Hofstaat zum Bischof und gratulirte ihm, daß er sobald wieder vom Tode auferstanden wäre. Der Bischof verstellte nun

[1] Dies ist unwahr. Zwar hatte er die Gebeine mitgenommen, allein er schenkte sie der Rheingräfin Christina, einer geborenen Fürsten von Croy, und von dieser erhielt sie der Fürstbischof von Paderborn 1627 zurück.

[2] S. Berckenmeyer Th. I. S. 618.

seinen Verdruß bis die Messe angegangen war, da that er den Kaiser und dessen ganzen Hofstaat in den Bann und absolvirte sie nicht eher, bis der Kaiser und die Kaiserin ordentlicher Weise an der Kirchthür Buße gethan hatten.

729) Der Dombaumeister zu Paderborn.[1]

Als man in alter Zeit in Paderborn einen Dom bauen wollte, fand sich beim Graben des Grundes, daß auf einer Seite des Baues der Boden moorig und nicht wohl geeignet war, die ungeheure Last der Mauern und Thürme zu tragen, während die gegenüberliegende Seite aus starkem Felsengrunde bestand. Die Rathsherrn wurden aber bange und meinten, der große Bau werde verunglücken, ließen auch den Baumeister rufen und nahmen ernste Rücksprache mit ihm. Der aber schmunzelte und sagte, er werde schon mit seinen Gesellen für den Bau einstehen. Als nun das Werk fertig war und die geistlichen Herren und die Aeltesten der Stadt den Dom besahen, ob auch Alles nach Recht und Ordnung gebaut sei, da fanden sie rechts an einer Säule Männer in einer Stellung ausgehauen, als wenn sie keuchend eine schwere Last trügen. Gegenüber war an einem Pfeiler eine flatternde Fledermaus gemeiselt. Verwundert fragten die Rathsherren den Baumeister, was diese Bilder bedeuten sollten. Da lachte der Meister und sprach: „Rechts hier ist der Boden feucht und locker, deshalb mußten wir hier den Bau mit unserer Kunst stützen und tragen, dort hingegen ist der Grund so fest, daß leicht eine Fledermaus den Dom stützen könnte. Dies ist die Bedeutung der noch vorhandenen Bilder.

730) Der Marienbrunnen zu Paderborn.[2]

Auf dem Jesuitenhofe zu Paderborn steht ein ehernes Marienbild über einem ganz verfallenen Brunnen, von dem man Folgendes erzählt.

Es kam einmal in den heißesten Tagen des August ein Bettler nach Paderborn und flehte um Gottes Willen um einen kühlenden Trunk. Aber, sei es Zufall oder Hartherzigkeit, der Arme ward an allen Thüren abgewiesen und konnte nirgends einen Trunk erhalten. So ward es Mittag und immer heißer und der Arme hatte sich immer noch nicht laben können. So schleppte er sich endlich bis zum Jesuitercollegium hin, allein er war viel zu schwach, um die hohen Treppen zu erklimmen und die geistlichen Herren um eine Erquickung anzuflehen. Da gewahrte er im Hofe das Muttergottesbild, er hob zu ihm seine zitternden Hände und rief mit kläglicher Stimme: „Maria, Du Heilige, schaffe meiner glühenden Zunge Labung oder laß mich hier sterben!" Siehe, da kam plötzlich silberhelles, kaltes Wasser aus den Brüsten der Mutter Gottes hervor, der müde Greis labte sich und ging, die heil. Jungfrau preisend, von dannen. Die Väter Jesuiten aber hatten Alles gesehen und beeilten sich das wunderbare Wasser aufzufangen, auch ließen sie an der Stelle nachgraben, viele hundert Fuß tief, aber der heilige Quell war längst wieder versiegt und einen andern fanden sie nicht. So ließen sie endlich die Arbeit liegen, der Brunnen ward nach und nach verschüttet, das

[1]) S. Seiler S. 82.
[2]) S. Seiler S. 69.

Steingeländer zerfiel und verwitterte und heute sieht man kaum noch einige Spuren desselben. Das Muttergottesbild aber steht noch immer finster und ehrwürdig.

731) Die Domherrnuhr zu Paderborn.[1])

Im linken Seitenschiffe des Doms zu Paderborn befindet sich eine kleine Schlaguhr, welche immer um eine Viertelstunde früher geht als die große Thurmuhr. Damit geht es so zu. In frühern Zeiten traf es sich oft, daß die adeligen Domherren in Paderborn gleiche Posten in Hildesheim bekleideten. Wohnten diese Herren nun in Paderborn, so hatten sie alle Jahre nur einmal an einem gewissen Tage nach Hildesheim zu reisen, dort dem Hochamte im Dome beizuwohnen und dann ihren Gehalt als Domherren von Hildesheim einzustreichen. Kamen sie aber nicht zu rechter Zeit, so war der Gehalt für das Jahr verfallen. Einer von diesen reisete auch in dieser Absicht nach Hildesheim, kam aber trotz aller Eile erst dort an, als die Messe bereits angefangen war. Wie er wieder nach Paderborn zurückkam, war sein erstes, daß er eine Schlaguhr verfertigen und im Dome aufstellen ließ, welche immer eine Viertelstunde zu früh gehen mußte. Darnach richtete er sich fortan mit seiner Abreise und so kam er nie wieder zu spät. Das ist die noch jetzt im Dome vorhandene Uhr.

732) Das Stück vom Mantel der Jungfrau Maria im Dom zu Paderborn.[2])

Als die heil. Jungfrau mit ihrem Kindlein nach Aegypten floh, da hatte sie eine gar beschwerliche lange Fahrt; über Berge und Thäler, durch Schluchten und Felder ging die Reise Tag und Nacht, denn die ordentliche Heerstraße wagten sie nicht zu ziehen, aus Furcht, von den Trabanten des Herodes gefangen zu werden. Nun war aber nicht blos der Weg rauh und dornig, sondern auch das Wetter sehr schlimm und stürmisch, und so kam es denn, daß ihr ärmliches Kleid mürber und mürber von der Reise ward und daß, wo sie an einer Hecke oder einem Dornbusch anstreifte, Stücke und Fetzen desselben hängen blieben; zuletzt konnte sie sich mit den Ueberresten desselben kaum noch verhüllen und so saß sie denn eines Tages unter einer Palme, weinte bitterlich und wollte schier verzweifeln. Da trat auf einmal ein alter Mann zu ihr und fragte die Heilige, warum sie so jammere, und als er ihre Noth vernommen, da zog er seinen Mantel von den Schultern und hing ihn der heil. Jungfrau über. Da sah ihn diese mit einem himmlischen Blick an und rief: „Der Herr wird Dir und Deinen spätesten Nachkommen lohnen, was Du mir thatest!" Damit stand sie auf und setzte ihre Reise nach Aegypten weiter fort.

Nach Verlauf von mehr als tausend Jahren trug es sich zu, daß zu den Zeiten der Kreuzzüge ein Ritter aus dem Paderborner Lande, Hans von Dringenberg genannt, auch nach Palästina zog, um gegen die Sarazenen zu fechten. Allein der Sieg war nie auf der Seite, wo er kämpfte. So geschah es einst, daß, als diejenige Schaar von Kreuzfahrern, zu welcher er gehörte, gerade eine feste Stadt belagerte, er bei einem Ausfall der Un-

1) S. Seiler S. 37.
2) S. Seiler S. 65 rc.

gläubigen von einem Pfeile getroffen vom Pferde stürzte und von den Seinen für todt liegen gelassen wurde. Die Feinde theilten diese Meinung, zogen ihn nackt aus und ließen ihn so in einer Blutlache liegen. Gleichwohl kam er doch nach einiger Zeit zu sich, er öffnete die Augen und sah eine hohe leuchtende Frauengestalt, ein Kind auf dem Arme, von jubelnden Engeln umgeben, vor sich stehen. Nachdem er sich überzeugt, daß er nicht träume, sah er doch endlich bald, daß die heil. Jungfrau vor ihm stehe, und nach wenig Augenblicken sprach dieselbe also zu ihm: „Einst, als ich auf Erden wandelte, war ich in großer Noth, ich hatte nicht soviel, meine Blöße zu decken, da kam ein Mann zu mir, der hüllte mich aus Mitleid in seinen eigenen warmen Mantel und ich verhieß ihm, es solle dies seinen spätesten Nachkommen vergolten werden. Du bist einer von diesen, ich bin daher gekommen Dir zu helfen." Mit diesen Worten nahm sie ihren sternbesäeten Mantel ab und hing ihn über des Ritters blutige Schulter. Darauf verschwand sie, ehe noch der Ritter ein Wort erwidern konnte. Er aber fühlte sich wunderbar gestärkt, raffte sich auf und gelangte auch wieder in's christliche Lager. Von dem Tage an focht er aber immer in dem Sternenmantel und stets war das Glück und der Sieg mit ihm. Später kehrte er glücklich in seine Heimath zurück und legte den kostbaren Mantel im Dome nieder. Jeder, der den Dom betrat, suchte sich ein Stückchen von demselben abzuschneiden und so ist es gekommen, daß nur noch sehr wenig von demselben übrig ist, allein dieses Stück wird jetzt mit der größten Sorgfalt aufbewahrt.

733) Der Brunnen im Dom zu Paderborn.[1])

Im Dom zu Paderborn quillt ein tiefer kühler Brunnen. Kein Fremder, der sich den alten Dom zeigen läßt, versäumt es, sich diesen Brunnen anzusehen, denn an ihn knüpft sich eine wunderbare Sage. Man glaubt nämlich, daß auf dessen Boden Schätze von Gold und Edelsteinen ruhen, die mehr werth sind als das ganze Paderbornsche Land, aber Niemand vermag sie zu heben, denn ein schwerer Bann hält sie von alten Zeiten her gefangen. Nur über eins hat der böse Zauber keine Macht, und das ist ein steinernes Muttergottesbild. Jeder, der das rechte Wort und die rechte Zeit weiß, kann das Bild heraufholen. Wem dies aber gelingt, der hat das größte Kleinod der Welt in seinem Besitze. Sobald nämlich das Bild aus dem Brunnen gehoben ist, wird das Haus nnd die Stadt und das Land, wo es sich befindet, mit allem nur erdenklichen Glücke gesegnet.

Nun begab es sich einstmals, daß auf dem Bischofsstuhle zu Paderborn ein Bischof saß, den es gar sehr verlangte, in den Besitz dieses Marienbildes zu kommen. Er beschloß also die Magie zu studiren, um im Stande zu sein, den Schatz heben zu können. Er las also alle Bücher über Zauberei und Schatzgräberei, die er nur bekommen konnte, durch, aber nirgends fand er etwas angemerkt, was er hätte auf die Hebung der Schätze des Brunnens anwenden können. Darüber ward er denn zuletzt ganz traurig und mißmüthig, allein siehe, da fand sich plötzlich bei ihm ein Mann ein, der ihm verhieß, das Bild aus der Tiefe hervorholen zu wollen. Der Bischof war natürlich über dieses Anerbieten hoch erfreut, allein noch weit

[1]) S. Seiler S. 75 ꝛc.

mehr darüber, daß derselbe auf seine Frage, was er dafür für Lohn begehre, erwiderte: „Nichts als die Erlaubniß, in diesem von der Mutter Gottes gesegneten Lande wohnen zu dürfen." Natürlich versprach ihm dies der Bischof und noch weit mehr, wenn er sein Wort halte. Der Mann bat sich nun drei Tage Zeit aus, um seine Vorbereitungen zu treffen, nach Verlauf dieser Zeit kehrte er zum Bischof zurück und forderte diesen auf, mit ihm in den Dom zu gehen. Es war gerade Mittag, als sie in denselben, den sie nachher von innen verschlossen, traten. Sie stellten sich an den Rand des Brunnens und der Fremde fing, nachdem er dem Bischof strenges Stillschweigen auferlegt, an, aus einem Buche eine Beschwörung halblaut zu lesen, dann nahm er etwas wie graues Pulver aus einem Papiere und warf es unter Aussprechen verschiedener Zauberworte in den Brunnen, hierauf las er wieder ein Stück aus dem Buche und warf wieder von dem Pulver hinab und endlich wiederholte er dieselbe Prozedur zum dritten Male, indem er zugleich mit einem Spiegel und Ringe über dem Brunnen wunderliche Zeichen machte. Der Bischof, der zufällig einen Blick in den Spiegel warf, sah, wie sich plötzlich ungeheure Gestalten in demselben zu regen begannen, sie wanden und ballten und bäumten sich. Wie die Geister aber im Zauberspiegel, so bewegte sich das Wasser im Brunnen, es zischte und schäumte und gährte, daß dem Bischof ein innerliches Grauen ankam. Doch nach und nach ward es ruhiger im Spiegel und stiller in der Tiefe, die Bilder verblaßten und das Wasser sank. Endlich war es ganz trocken im Brunnen und eine Treppe wurde sichtbar, die auf vielen Stufen hinabführte. „Harret meiner nur eine kleine Weile", sprach der Zauberer zum Bischof, „sogleich bin ich mit dem heiligen Bilde wieder bei Euch!" Darauf stieg er die Treppe hinunter und verschwand am Ende durch eine kleine Thür unten im Brunnen. Es dauerte gar nicht lange, so kam er zurück und trug das schwere Steinbild, das ganz grau und verwittert aussah, auf seiner Schulter. So wie er heraufstieg, kam aber das Wasser langsam hinter ihm her und als er oben war, stand es gerade wieder so hoch im Brunnen als vorher. Ein unbeschreiblich angenehmer Duft strömte aber von dem Muttergottesbilde aus, welches der Bischof jetzt mit eigenen Händen auf den Hochaltar stellte. Derselbe fragte nun den Fremden: „Sahest Du denn sonst nichts, mein Sohn, von den köstlichen Schätzen, welche der Abgrund da unten verbirgt?" Der Fremde aber fing an zu erzählen von der Tiefe, wo Paläste von Gold und Burgen von Perlen ständen, wo in duftenden Gärten Demantblumen blüheten, wo die größten Kostbarkeiten bergehoch aufgestapelt lägen, fügte aber hinzu, es liege ein schwerer Bann darauf und wer die Hand darnach auszustrecken wage, dem drohe unfehlbares Verderben. Allein der Bischof war von der gemachten Beschreibung so begeistert, daß er erklärte, es möge kommen wie es wolle, er wolle hinunter und diese Wunder sehen. Zwar bat ihn der Fremde, er möge doch sein Leben und das Heil seiner Seele nicht so leichtfertig auf's Spiel setzen, nichts half, der Bischof bestand darauf und nöthigte den Fremden, die Beschwörung noch ein zweites Mal vorzunehmen. Dies geschah auch, nur mit dem Unterschied, daß diesmal das Wasser viel unruhiger ward wie das erste Mal. Trotzdem aber ließ sich der Bischof nicht abhalten hinabzusteigen. Als er durch die kleine Thür ging, trat er in ein Thal, welches wie von rosigem Morgenroth um-

flossen war, heiße Wohlgerüche strömten von allen Seiten auf ihn zu und obgleich er tief unten im Schooße der Erde war, war doch Alles glänzend hell um ihn. Dieser Glanz ging aber von sieben goldenen Palästen aus, die in dem Zauberthale standen und mit lauter Edelsteinen und Perlen gedeckt waren. Eilig wollte er darauf zugehen, allein da nickte ihm von den Blumenbeeten eine Rose mit einem so süßen Duft entgegen, daß er sich nicht enthalten konnte, sie abzubrechen. In demselben Augenblick aber hörte er die eiserne Thüre zufallen, Alles ward um ihn finster und die Wasser stiegen brausend wieder in dem Brunnen empor. Der alte Bischof ist nie wieder zum Vorschein gekommen, aber auch das Marienbild und der Fremde waren aus dem Dom verschwunden, vielleicht daß ersteres wieder in den Brunnen zurückgekehrt ist.

734) Der Mönch im Feuer.[1])

Vor vielen Jahren, als im Kloster Abdinghof zu Paderborn noch Benedictinermönche waren, brach einmal Feuer in den Zellen aus. Erst versuchte man zwar den Flammen Einhalt zu thun, allein als die Brüder sahen, daß dies vergeblich sei, stürzten sie eilig die Treppe hinab, um dem Feuertode zu entgehen. Nun hatten sie aber das Gelübde gethan, nur an gewissen Tagen die Clausur eigenmächtig verlassen zu wollen und ein solcher Tag war gerade nicht. Nur einer, der Bruder Hildegrim, gedachte an sein Gelübde, während seine Mitbrüder dasselbe leichtsinnig vergaßen; ruhig blieb er in seiner Zelle und obgleich Rauch und Hitze ihn fast erstickten, er ließ sich das nicht kümmern und betete fort. Unterdessen eilten die andern dem Klostergarten zu, schon schlug ihnen frische erquickende Luft entgegen, da stürzte das steinerne Thürgesims, von der ungeheuren Hitze gesprengt, über ihnen zusammen und begrub sie insgesammt — zwanzig an der Zahl — unter den rauchenden Trümmern. Als aber die Leute nachher den Schutt wegräumten und sich anschickten, das Kloster wieder herzustellen, da fanden sie die Zelle des Bruders Hildegrim völlig unversehrt vom Feuer und ihn selbst immer noch im Gebete knieen. Für die neu eintretenden Mönche ward aber Hildegrim der erste Abt und starb lange nachher im Geruche der Heiligkeit.

735) Die Erbauung von Marienmünster.[2])

Der fromme Bischof Badurad von Paderborn hatte ein Gelübde gethan, der heil. Jungfrau zu Ehren ein Kloster zu bauen, nur konnte er über den Ort, wo es stehen sollte, nicht mit sich einig werden. Zu derselben Zeit hatte ein alter Hirt, welcher über Nacht bei seinen Schafen auf dem Felde war, ein Gesicht von einer großen Schaar Hirsche mit leuchtenden Geweihen, welche sich erst, als wenn sie etwas suchten, im Thale herumtrieben, sich dann aber auf einem Flecke zusammenfanden nnd lagerten und zuletzt spurlos verschwanden. Der Hirt erzählte das Gesicht einem Geistlichen und als sich die Erscheinung allnächtlich wiederholte, auch seinen übrigen Bekannten, und so gelangte das Gerücht endlich auch zum Bischof. Der heilige Mann reisete nach dem bezeichneten Orte hin und fand gleich in der ersten Nacht die Sache so, wie man ihm gesagt hatte. Als er nun darüber ernst-

[1]) S. Seiler S. 74. [2]) S. Seiler S. 38.

lich nachdachte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht der Ort, welchen sich die heil. Jungfrau selbst zu ihrem Gotteshause ausersehen habe. Er flehte also im inbrünstigen Gebete zu derselben, sie möge ihm doch hierüber ein Zeugniß geben. In der kommenden Nacht ging Alles wie früher, allein einer von den Hirschen erhob sich und trat in die Mitte der andern. Da sah der Bischof, daß der Hirsch statt des Geweihes ein goldnes Kreuz auf dem Haupte trug; derselbe blieb einige Zeit stehen, dann beugte er sich und legte das goldene Kreuz auf den Boden nieder. Darauf war die ganze Erscheinung verschwunden. Jetzt glaubte Badurad Alles verstanden zu haben, er ließ also an dem Orte den Bau der Kirche und des Klosters beginnen und der Altar kam genau an die Stelle, wo der Hirsch das Kreuz niedergelegt hatte. Dies goldne Kreuz zeigt man aber noch bis auf den heutigen Tag in dem Kloster Marienmünster.

736) Austern und Kröten. [1])

Die heutige Domäne Dahlheim bei Paderborn war einst ein reiches Kloster, dessen Mönche mehr an's gute Leben denn an's Beten dachten, namentlich umgingen sie die Fasttage, wo sie die Eier und Fische köstlicher zubereiten ließen, als wenn sie Fleisch gehabt hätten. Einmal am Aschermittwoch standen auf der Klostertafel viele Schüsseln mit den fettesten Austern; wohlgefällig lächelnd ergriff der Prior ein Messer, um eine der kostbaren Muscheln zu öffnen, aber dieselbe verwandelte sich in seiner Hand in eine ekelhafte Kröte. Erschreckt sprang er vom Stuhle auf und ebenso die andern Mönche, denn alle Austern verwandelten sich in dieselben scheußlichen Thiere. Seit der Zeit haben die Mönche keine Austern mehr gegessen.

737) Der Herr von der Wewelsburg. [2])

Auf der Wewelsburg bei Paderborn hauste vor langen Jahren ein böser, grausamer, wollüstiger Herr. Er plagte die Bauern bis auf's Blut, schändete ihre Töchter und Frauen und plünderte die Krämer, die mit ihren Waaren auf der Landstraße einherzogen. Zwar mahnte ihn sein frommer Burgkaplan täglich, er solle sein gottloses Leben lassen und sich bekehren und Gott um Vergebung für seine Missethaten bitten, allein immer umsonst, und als derselbe eines Tages, nachdem der Ritter abermals eine tugendhafte Jungfrau fast vor den Augen des Priesters zu seinem Willen gezwungen hatte, ihm bestimmt erklärte, er wolle nicht länger in diesen unheiligen Mauern weilen und sich anschickte die Burg zu verlassen, da ließ ihn der wilde Ritter greifen und binden und vermaß sich hoch und theuer, er solle doch seinen Willen nicht haben, sondern wenigstens todt im Schlosse verbleiben, und damit packte er ihn und erdrosselte ihn mit eigenen Händen an der Pforte der Kapelle. Gräßlich lachend setzte er sich dann mit seinen Kumpanen zur schwelgerischen Tafel und vertrank mit denselben die Erinnerung an die vollbrachte Schandthat. Endlich taumelte er auf sein Lager, als aber die Thurmuhr Mitternacht schlug, da schwebte von der Kapelle her ein nebelhafter Schatten über den Hof und zur verschlossenen Pforte herein. Es war der Geist des ermordeten Priesters. Derselbe schlich durch die langen Gänge

[1]) S. Seiler S. 26. [2]) S. Seiler S. 71.

bis an das Schlafzimmer des Burgherrn, die schwere verschlossene Thür sprang von selbst auf und so nahte er sich dem Bette des Schlafenden. Allein dieser erwachte und stand erschrocken auf, da ward ein Geräusch und Getöse und ein Wimmern und Heulen wie von zwei um's Leben Ringenden im Schlosse laut, so daß Alle erwachten, aber Niemand wagte sein Zimmer zu verlassen. Dasselbe nahm nach und nach ab und mit dem Schlage Eins war Alles vorüber. Als man aber bei Tagesanbruch den Ritter wecken wollte, da sah man ihn mit umgedrehtem Genicke todt am Boden liegen und so verzerrt im Gesichte, daß ihn eigentlich Niemand mehr kannte. Auf dem Friedhofe der Wewelsburg fand man aber am nämlichen Tage einen frischen Grabhügel, von Niemandem aufgeworfen, darin hatte sich der fromme Kaplan selbst gebettet.

738) Der Westphälische Pumpernickel. [1])

Das schwarze, in ganz Westphalen übliche, Pumpernickel genannte Brod soll davon seinen Namen haben, daß einst ein reisender Franzose, dem es nicht schmecken wollte, dasselbe genommen und seinem Pferde mit den Worten gegeben haben soll: „bon pour Nickel“ d. h. gut für Nickel, d. i. mein Pferd; nach einer andern Sage hätte man unter Nickel nicht ein Pferd, sondern ein gemeines Frauenzimmer, eine Pfarrköchin ꝛc. zu verstehen. Andere sagen, es habe seinen Namen von dem Bäcker Nickel Pumper, der es im 16. Jahrhundert zu Osnabrück zuerst gebacken habe.

739) Die Sage von Otto dem Schütz. [2])

Im Jahre 1326 hatte der Landgraf Heinrich von Hessen Elisabeth, die Tochter des Markgrafen Friedrich des Freudigen, zur Gemahlin genommen und mit ihr zwei Söhne und eine Tochter gezeugt. Den ältern Sohn Heinrich bestimmte er zu seinem Nachfolger, den andern, Otto, aber schickte er gen Paris, wo er studiren und dann ein Geistlicher werden sollte. Dazu hatte aber der junge Landgraf keine Lust, er kaufte sich also zwei gute Rosse, einen tüchtigen Harnisch und eine starke Armbrust und ritt ohne Wissen seines Vaters an den Hof des Herzogs von Cleve, wo er sich Otto Schütz nannte und um einen Dienst bat. Weil er nun ein starker und schlank gewachsener Mann war, so nahm ihn der Herzog an und hielt ihn so wohl, daß er ihn allen Andern vorzog und ihm als einem von Adel vier Pferde hielt; er verschickte ihn auch in vielen Angelegenheiten, die er sonst nicht Jedermann anvertraute. Dies dauerte nun sieben Jahre, bis endlich ein hessischer Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, eine Wallfahrt gen Aachen gelobt hatte. Dieser war in seiner Jugend auch am Hofe des Herzogs von Cleve gewesen und wollte auf dieser Fahrt seinen alten Herrn einmal besuchen. Als er nun zu Cleve eintritt, sah er Otto den Schützen, erkannte ihn und bezeigte ihm mit Verneigung und sonstiger Ehrenbezeigung die ihm als seinem Grundherrn gebührende Reverenz. Dies sah der Herzog vom Fenster aus und verwunderte sich, warum Homberg sich gegen Otto Schützen also ehr-

[1]) S. Zach. Götze, De pane atro eoque Westphalico Bompernickel. Osnabrück 1725 in 4. Von Steinen Bd. I. S. 34 ꝛc. Dresdener Nachrichten 1867. No. 137.

[2]) S. Spangenberg, Adelspiegel Th. II. Bd. IX. C. 3. Bl. 120 Von Steinen Th. I. S. 267 ꝛc.

erbietig bezeige, fragte ihn deswegen insgeheim, ob ihm derselbe bekannt sei und wie es um seine Verhältnisse stehe.

Homberg stellte sich nun auf den Wunsch Otto's, der ihm verboten hatte, ihm jemals wieder solche Ehrenbezeugungen vor den Leuten zu erweisen, als wisse er von Otto nichts mehr, als daß er von guter Abkunft und ein ehrlicher Gesell sei. Damit wollte aber der Herzog nicht zufrieden sein, denn er ließ sich bedünken, daß etwas mehr dahinter stecken müsse. Deshalb drang er so lange in Homberg, bis dieser Alles gestand, wer er sei und wie er nicht mehr als einen Bruder gehabt, welcher ohne Erben gestorben, und der Vater gar alt sei und nicht anders wisse, wie daß sein zweiter Sohn Otto auch längst todt sei, denn er habe von ihm in vielen Jahren nichts vernommen, er habe ihn zum Studiren nach Paris geschickt, dazu habe aber Otto keine Lust gehabt, sei also darüber weggekommen und scheine ganz verloren gegangen zu sein. Deswegen sei nun der alte Landgraf Heinrich, sein Vater, auf den Gedanken gekommen, das Land zu Hessen seinem Tochter-Manne, dem Herzog von Braunschweig, zu vermachen, worüber das Land in große Trauer versunken sei, weil sie Alle einen Abscheu gegen den Braunschweiger empfänden. Das Erbe stehe also Otto dem Schützen zu. Er rieth also dem Herzog, Otto'n seine Tochter zur Frau zu geben, besser könne er sie nicht versorgen. Damit brachte aber Homberg so viel zu Wege, daß der Herzog Otto'n seine Tochter Elisabeth zur Frau gab. Dies hat nun den alten Landgrafen sehr gefreut, daß er seinen Sohn Otto wiedergefunden hatte und sich dieser so wohl verheirathet hat. Derselbe ist nun auch mit seiner Frau zu Marburg angelangt und hat daselbst 1352 und später zu Spangenberg Hof gehalten, ist aber im Jahre 1361 mit Gift ums Leben gebracht worden.

740) Die Stiftung des Klosters Fröndenberg.[1]

Fröndenberg ist ein freiadelig weltliches Stift in der Grafschaft Mark an der Ruhr gelegen, zwei Stunden von Unna, auf dem Berge Haßlo neben dem Dorfe gleiches Namens. Nun stand im Jahre 1214 auf diesem Berge, da wo jetzt das Stift sich befindet, ein anmuthiger großer Lindenbaum, unter welchem die zunächst dabei Wohnenden sich zu gewissen Jahreszeiten zu versammeln und allerlei Ueppigkeit zu treiben pflegten. Es hat aber ein gewisser Mönch von Scheda, Namens Bertold, so oft er des Nachts diese Straße zog, an diesem Orte einen Glanz am Himmel erblickt und daraus den Schluß gezogen, es solle der Ort von den bisherigen Greueln gereinigt und hier der Jungfrau Maria ein Kloster gebaut werden. Der zeitliche Probst zu Scheda, dem er sein Vorhaben entdeckte, war zwar anfänglich dagegen, gab ihm aber endlich Erlaubniß dazu. Sobald er solche erhalten hatte, reiste er zu seiner Schwester, einer Klosterjungfrau zu Ahlen, und erbat sich von ihr das Marienbild, welches ihr Vater vor Zeiten aus dem gelobten Lande mit sich gebracht hatte und welches aus dem Holze des Kreuzes Christi geschnitzt war. Obgleich sie nun erst nicht in sein Begehren willigen wollte, so that sie dies doch am folgenden Morgen. Es war ihr nämlich die Maria in der Nacht erschienen und hatte ihr befohlen, das Bild, welches des ganzen

[1]) S. von Steinen, Th. II. S. 630 2c. Stahl, Westphälische Sagen S. 145 2c.

umliegenden Landes Beschützer, auch dessen Trost und Zuflucht sein sollte, an ihren Bruder zu überliefern. Bertold zog nun mit seinem Bilde davon und fing an, seine Gedanken einzig und allein auf die Ausführung dieses Vorhabens zu richten. Der Anfang war ganz glücklich, denn durch die Ehrfurcht, welche die Zuschauer gegen das Bild, welches er immer mit sich führte, hegten, brachte er sehr viel Korn zusammen.

Im Herbste aber desselben Jahres, als er über einen schmalen Steg, welcher die Ruhr überbrückte, nach Minden gehen und daselbst noch mehr sammeln wollte, gerieth er in große Angst, wie ihm das Bild unvermuthet entfiel und vom Strome weggetrieben ward. Doch er hatte kaum die Maria um Wiedererlangung des entfallenen Bildes angefleht, da sah er mit freudiger Bestürzung das Bild dem Strome entgegen auf ihn zu schwimmen, welches er denn auch mit freudiger Danksagung ergriff und seinen Weg nach Minden fortsetzte. Als er dahin gelangte, schlug er an der Landstraße ein Zelt auf, setzte das Bild hinein und hoffte, daß die Vorübergehenden durch das liebreiche Ansehen desselben bewogen werden würden, ihm zu seinem Vorhaben reichlich beizusteuern. Er betrog sich darin auch nicht und brachte einen ziemlich ansehnlichen Schatz zusammen.

Nun wollte aber ein gewisser Bürger aus der benachbarten Stadt, der zugleich die Aufsicht über die Kirchengüter daselbst hatte, dies darum nicht leiden, weil er dachte, die Einkünfte der Kirche würden sich sehr verringern; er fing deshalb nicht allein an heftig auf Bertold zu schimpfen und ihn aller Entschuldigung ohngeachtet zu beschuldigen, daß er die gesammelten Almosen liederlich durchbringe, sondern er unterstand sich auch, das Zelt sammt dem Marienbilde umzustoßen. Doch eben dies gereichte ihm zum Schaden, dem Bertold aber zum Vortheil; denn als dem verwegenen Bürger gleich nach solcher That ein Fuß verdorrte, Bertold aber ihm denselben auf sein demüthiges Bitten durch Hilfe der Maria wieder heilte, so wurden durch dieses Wunder nicht allein Andere zu größerer Gläubigkeit und Gaben bewogen, sondern es leistete auch der wieder Gesundgemachte ihm allen möglichen Beistand zur Ausführung dessen, was er angefangen hatte. Nachdem nun Bertold genug gesammelt zu haben meinte, kehrte er zurück und erbaute an dem Berge Haßlo ein kleines Hüttchen, in welches er sein Marienbild setzte und daselbst verehrte. Die andern Geistlichen zu Scheda verlachten ihn zwar dieser Handlung halber, ließen auch einige Male das Häuschen verwüsten, weil es aber Bertold jedes Mal wieder aufrichtete, ließen sie ihn endlich in Ruhe und Freiheit zu überlegen, wie er sein Ziel zu erreichen im Stande sei. Wiewohl er nun aber diese Zeit nicht erlebte, sondern vor derselben starb, so ist doch sein Werk folgender Maßen fortgesetzt worden.

Es hatte Bertold einen Bruder, Menricus geheißen, welcher zu Lübeck Canonicus war. Sobald nun Bertold gestorben war, ließ Gott im Traum ihm diese Stimme hören: „Menrice, begieb Dich geschwind nach Westphalen in Dein Vaterland, allwo Du durch meinen Beistand dasjenige, was Dein Bruder Bertoldus angefangen hat, zu Stande bringen wirst."

Anfangs hielt er dies für einen Irrthum, doch als die Stimme zum zweiten Male wiederholt ward, begab er sich auf die Reise und kam dahin, wo sein Bruder das Häuschen erbaut hatte. Er hatte aber dasselbe kaum erblickt, so gereuete ihn sein Entschluß und er war Willens, sich wieder zu-

zurückzuziehen. Da ihn aber das daselbst stehende Bild also anredete: „Menrice, wie bist Du doch so bestürzt, sei nur guten Muths, ich will mit Dir sein und mit Allem diesen Ort hochachten!" so faßte er sich, trat näher zum Bilde und wurde nach andächtiger Betrachtung desselben mit einer solchen Freude erfüllt, daß er viel lieber armselig in diesem Hüttchen bleiben, als zu seiner reichen Präbende nach Lübeck zurückkehren wollte. Wie beschlossen, so gethan; seine Wohnung schlug er hier auf und hatte eine solche Hochachtung gegen dieses Bild, daß er selbiges aller Orten, wo er auch hinreisete, mit sich führte, welches ihm denn auch jederzeit treffliche Hilfe geleistet hat. Zu einer Zeit, als er sich nach Soest begab etwas zu sammeln, hat besagtes Bild ihm bei dem Bürgermeister Gottmar Anglicus und bei andern vornehmen Leuten so viel Gunst zu Wege gebracht, daß sie dem Menricus nicht blos allen Beistand zur Ausführung seines Vornehmens versprachen, sondern ihm auch ihre Kinder zur Erziehung und Unterricht mitgaben, die er denn auch mit aller Treue unterwiesen hat.

Nach Verlauf einiger Jahre aber hat er sein Häuslein mit dem Bilde, welches bisher am Fuße des Berges gestanden, auf die Höhe desselben und neben demselben an dem Orte, von dem vorhin gesprochen worden ist, daß die Nachbarn unter einer großen Linde allerlei Ueppigkeit zu treiben pflegten, eine Kapelle zu Ehren der Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel aufgebaut, den Körper seines Bruders Bertold aber, welcher bisher zu Scheda gestanden, dahin bringen lassen und einen großen Zufluß von Menschen gehabt.

Die benachbarten Geistlichen, besonders aber die zu Scheda suchten zwar durch den sich eben um diese Zeit hier aufhaltenden Erzbischof von Cöln, Heinrich von Mollenark, die errichtete Quelle wieder zu vernichten und denselben durch viele Geschenke zu bewegen, dem Menricus in seinem fernern Vorhaben Einhalt zu thun; weil aber die Maria dem Erzbischof in einem Gesicht entdeckte, daß Alles, was Menricus vorhabe, auf ihre Anordnung geschehe, konnten sie nichts ausrichten; es ließ vielmehr besagter Erzbischof den Menricus zu sich fordern, um mündlich von seinen Unterhandlungen unterrichtet zu werden. Die einfältige Aufführung des Menricus, welcher dem Erzbischof bei seiner Ankunft eine Schüssel mit Obst nebst dem Bilde der Maria zum Geschenk machte, brachte zwar denselben auf den Gedanken, als ob derselbe seiner Einfalt wegen das Angefangene nicht zu Stande bringen werde, weshalb er ihn auch auf's Glimpflichste von seinem Vornehmen abzubringen suchte, allein Menricus ließ sich nicht irremachen, sondern erklärte, er wolle lieber Zeit seines Lebens Steine tragen, als das Angefangene nicht fortsetzen. Da fragte ihn der Erzbischof, für welches Geschlecht und Orden er das Kloster bauen wolle? worauf er zur Antwort bekam: „Für Frauen und für den Orden der Cisterzienser". Worauf jener sich ferner erkundigte, wie viel Platz er dazu nöthig zu haben glaube? Hierauf bat Menricus den Erzbischof, daß er sich mit ihm an den Berg Haßlo begeben möchte und versprach ihm, es ihm daselbst zu zeigen.

Wie der Erzbischof ihm seine Bitte gewährte und unter Begleitung der Grafen Gottfried von Arnsberg, Otto von Altena, der Herren von Ardey und anderer Ritter sich an Ort und Stelle verfügte, brachte es Menricus durch sein Gebet zu Wege, daß sich eine helle Wolke vom Himmel herunter-

ließ, in deren Mitte ein schönes goldenes Kreuz von allen Anwesenden erblickt ward. Diese Wolke aber zeigte durch ihre Ausbreitung und nachheriges Verschwinden an, wie viel Platz zur Erbauung des künftig zu errichtenden Klosters nöthig sei. Da dies geschehen war, haben sogleich die anwesenden Herren, welche an diesen Orten zu gebieten hatten, dem Menricus nicht nur den angezeigten Ort geschenkt, sondern ihm auch zur Vollführung des Werkes allen nöthigen Beistand geleistet. Insonderheit hat Graf Otto von Altena auf seine Kosten die Kirche bauen lassen und der Kaiser Friedrich, sobald er des Menricus Vornehmen erfahren, hat demselben nicht nur reichlichen Vorschub geleistet, sondern ihm auch einen Brief über die immerwährende Freiheit des anzulegenden Klosters gegeben. Der Erzbischof aber versprach ihm, sobald er nur mit dem Gebäude fertig, eine Aebtissin nebst einigen Klosterjungfrauen zu senden, welches er hernach auch wirklich gethan und aus dem Kloster Hoven eine Aebtissin nebst zwölf Klosterjungfrauen dahin abgeschickt und also der Absicht des Menricus den rechten Nachdruck gegeben hat.

Als die hierher Geschickten jedoch hier anfänglich nichts als Noth erfahren und über die Umstände, in welche sie gerathen waren, sehr in Bestürzung geriethen, ja endlich sogar Hunger leiden mußten, so kam die Aebtissin unter vielen Thränen zu Menricus und stellte ihm ihre Noth vor. Allein er tröstete sie freundlich und verwies sie zum Gebete. Da sie ihm nun auch Folge leisteten, erfuhren sie nicht lange nachher die Früchte davon, indem gleich nach geendigtem Gebete ein ganzer Wagen voll Brod von Soest anlangte, wovon sie eine geraume Zeit zu leben hatten, sonst auch keine Ursache mehr fanden zu klagen.

Um diese Zeit geschah es, daß ein gewisser Ritter im nächsten Dorfe, welches auch Fröndenberg genannt wird, seinen Zehnten zu verkaufen genöthigt war. Menricus, welcher dies als eine sehr bequeme Gelegenheit erkannte, seinen Klosterjungfrauen zu helfen, kaufte solchen für vierzig Mark und versprach auf die bestimmten Zeiten richtige Zahlung, da inmittelst die Stadt Soest die Bürgschaft auf sich nahm. Als aber die Zahlungszeit herannahte und noch kein Geld angekommen war, begab sich Menricus nebst seinem Marienbilde auf den Weg nach Soest, wo sich dann folgende Wundergeschichte zutrug.

Zuerst als bei seiner Ankunft die Stadtthore wirklich verschlossen waren, haben sich dieselben durch die wunderbare Kraft des Bildes wieder geöffnet. Als darauf Menricus in das Haus des Bürgermeisters Gottmarus gekommen und von demselben desto williger aufgenommen worden war, ist zu Jedermanns Verwunderung in diesem Hause die ganze Nacht hindurch ein heller Schein um das Bild und neben demselben zwei Engel, jedweder mit einem brennenden Lichte, von des Bürgermeisters Tochter gesehen worden. Am folgenden Tage, als Menricus wie gewöhnlich das Bild andächtig gegrüßt und das Salve sancta parens (sei gegrüßt, heilige Mutter) vor demselben gesprochen und von demselben den Gegengruß: Salve beate Menrice (sei gegrüßet, heiliger Menricus) empfangen hatte, verfügte er sich mit demselben in die Kapelle des heil. Stephanus, um daselbst der Maria zu Ehren eine Messe zu halten. Als er dies gethan und Gott und die heil. Jungfrau gebeten, ihm in der gegenwärtigen Noth mit Geld zu helfen, siehe da kamen schon die Gläubiger und forderten das Geld von ihm, die aber Menricus mit

süßen Verheißungen, daß sie nach etlichen Stunden ihr Geld erhalten sollten, abwies. Kaum waren solche weggegangen, als in der Kirche des Patroclels eine Frauensperson zu Menricus kam und ihn fragte, wer er sei und ob er von dem neu angelegten Kloster Fröndenberg gekommen? Als ihr nun Menricus antwortete: „Von dem neu angelegten Kloster komme ich und weil Du es Fröndenberg genannt hast, soll es auch so heißen!" Da sprach die Frau weiter zu ihm: „Eben dahin ziele ich, weil dieser Ort künftig denen, welche ihn fleißig besuchen, zu Wege bringen wird, daß wo sie vorher Feinde Gottes gewesen sind, sie durch solchen Besuch Gottes Freunde werden sollen!" Demnächst streckte sie ihre Hand aus und überreichte dem Menricus das Geld, welches er zur Bezahlung des erkauften Zehnten nöthig hatte, mit den Worten: „Wenn ich Dich künftig darum ansprechen werde, wirst Du Dich nicht weigern mir solches wiederzugeben?" Als ihr nun Menricus solches versprochen, ging sie weg und machte ihm Glauben, daß es Maria selbst gewesen sei. Sobald aber dem Dechant besagter Kirche, Namens Erpo, diese wunderbare Begebenheit kund geworden war, ließ er alle seine Geistlichen zusammenkommen und befahl ihnen, den Menricus in Ehren zu halten und ihm in Allem hilfreiche Hand zu bieten, woran sie es denn auch nicht fehlen ließen. Nicht lange nachher nahm die Tochter des vorhin genannten Bürgermeisters, mit Namen Elisabeth, den Schleier in diesem Kloster und weil sie 100 Mark Aussteuer mit sich brachte, kam dieses Geld ihm zu fernerer Ausführung des angefangenen Gebäudes wohl zu Statten. Endlich starb Menricus zum größten Leidwesen seiner Klosterjungfrauen und ward zu Fröndenberg neben der St. Michaels-Kapelle, von der aber jetzt keine Spur mehr ist, begraben.

Nach seinem Tode sind nun aber viele Wunder an seinem Grabe geschehen, von denen das folgende das merkwürdigste ist. Als ein Jahr nach seinem Tode das Gedächtniß des Menricus gefeiert ward und bei diesem Feste wegen des großen Zulaufs von theils geistlichen, theils weltlichen Personen die Aebtissin um Speise für so viele Gäste bekümmert war, so ging der Schaffner des Klosters, mit Namen Hildebrand, im Vertrauen auf den Beistand Menrici nach der Ruhr, um durch einen Fischzug besagtem Mangel abzuhelfen. Der Zug geschah und Menricus segnete denselben also, daß die Fischer nicht nur einen großen Wallfisch, dergleichen vorher nimmer in der Ruhr war gefangen worden, sondern noch dabei eine solche Menge anderer Fische einschlossen, daß nicht allein die Geistlichen, sondern auch alles Volk davon gesättigt wurden.

Auswendig an der Kirche nach der Ostseite im Gipfel des Mauerwerks am Chor ist ein steinernes Marienbild eingemauert, zu dessen beiden Seiten Bertoldus und Menricus liegen, aus deren Munde die Worte gehen: „O Maria, in tremenda judicii hora, sim commissa tibi tota. O Maria, succurre miseris in hoc loco constitutis." [1]) Dieses Bild kann natürlich das richtige Wunderbild nicht sein, denn das Bild ist ja aus dem Holze vom Kreuze Christi geschnitzt gewesen. Daher hat man angenommen, es sei entweder dasjenige, was mitten in der Kirche nach der Nordseite zu unter

[1]) O Maria, in der fürchterlichen Stunde des Gerichts möge ich Dir ganz anvertraut sein. O Maria, komm den elenden an diesem Orte Befindlichen zu Hilfe.

der Orgel an einen Pfeiler noch jetzt eingeschlossen zu sehen ist, oder das bekannte Marienbild zu Werll, welches angeblich erst nach Soest, dann nach Werll gekommen sein soll.

741) Die Zerstörung der Irminsäule.[1])

Auf einem Berge an der Dimel lag zu den Zeiten Carls d. Gr. die alte Veste Eresburg (das heutige Stadtberg) und hier stand die Bildsäule des Nationalgötzen Irmin, deren eigentliche Bestimmung heute noch nicht recht klar ist, weil Einige glauben, man habe sie Arminius, dem einstigen Befreier Deutschlands vom Römerjoche errichtet, Andere aber sie für eine Statue des Hermes oder Mercurius oder gar des Mars halten.[2]) Angeblich war es die Gestalt eines Gewappneten in voller Rüstung mit Schwert und fliegendem Banner an einer Lanze; auf dem Helme erblickte man den kampflustigen Hahn, den Lieblingsvogel des Mars, auf dem Bruststücke des Harnisches war ein dahin schreitender Bär zu sehen und in der Linken hielt er eine Waage, welches Sinnbild in dem Schilde wiederholt war, über einen schreitenden Löwen schwebend, dessen eine Hinterpfote auf Rosen tritt.

Nun hatte Clodoald, der Statthalter eines großen Landstrichs in Dänemark, nach dem Tode seiner Gemahlin noch drei Kinder am Leben, nämlich zwei Söhne, den Clodoald und Hyacinth, und eine Tochter, Namens Hildegardis. Letztere wurde ihm in ihrem siebenten Jahre geraubt, nach Sachsen gebracht und zur Priesterin bei der Irminsäule bestimmt. Der älteste Sohn Clodoald wurde von Seeräubern entführt und kam zu einem Schäfer in Afrika, mit dessem Sohne Faustinus er in der Folge unter dem Namen Ischyrion auf Abenteuer ausging. Der unglückliche Vater Clodoald reisete nun mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth überall umher, um seine verlorenen Kinder wieder aufzusuchen und besuchte endlich auch seine Verwandten in der Gegend von Eresburg. Daselbst verfolgte er einst in der Hitze der Jagd einen Eber bis in den schaudervollen Wald, wo der Götze Irmin durch Menschenopfer versöhnt ward. Kaum hatte er den Eber erlegt, da verkündete eine fürchterliche Stimme den Zorn des Gottes und tausend Plagen, wofern man keine Genugthuung leiste. Clodoald ward auf der Stelle blind, Kräuter und Gras vertrockneten unter seinen Füßen, doch schenkte man ihm das Leben, wenn er das zum Opfer brächte, was ihm zuerst aus seinem Hause begegnen würde. Das Schicksal traf den Hyacinth. Dieser unterhandelte mit den Priestern um seine Befreiung, ward aber gleich ergriffen und zum künftigen Opfer bestimmt. Auf das Gerücht hin entschlossen sich zwei fremde Ritter, die sich gerade in der Gegend befanden, etwas für die Rettung desselben zu wagen. Beide — es waren Ischyrion und Faustinus — schlichen sich des Abends in den schaudervollen Wald, sahen am folgenden Morgen den Zug, in welchem der unglückliche Hyacinth mit Blumen bekränzt zum Opferplatze geführt wurde, und stürzten mit ihren Waffen zwischen die zahlreiche Begleitung. Die Priester drängen sich um Hyacinth, die Ritter befürchten

[1]) S. G. J. Besser, Geschichte des Bisthums Paderborn. Paderborn 1820. Th. I. S. 42 ꝛc. und ausgeschmückt bei Stahl S. 253.

[2]) Nach anderen Ansichten stand die Statue jedoch in der Gegend von Fürstenberg oder an dem Bullerborn bei Altenbeck. (S. Wagner, Handbuch der heidnischen Alterthümer S. 74.)

aber, er möchte von denselben erdrückt werden, und erbieten sich für seine Befreiung mit den Thieren des Waldes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen und die Löwen und Bären, welche den Götzen bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, fallen durch die Hände der Ritter. Nun schreien aber die Priester über neue Beleidigungen des Gottes und drohen mit allerhand Plagen. Hyacinth und die beiden Ritter werden in dunkele Höhlen geworfen und sollen nächstens geopfert werden. Hildegardis, jetzt Oberpriesterin, hat aber Mitleid mit den Schlachtopfern, will selbige retten, wird aber entdeckt und selbst zum Schlachtopfer bestimmt. Die vier Unglücklichen sehen noch im Kerker ihrem traurigen Ende entgegen, da erscheint Karl der Große mit seinem Heere und erobert die Eresburg (772). Clodoald klagt ihm sein Schicksal, läßt sich in der christlichen Religion unterrichten und wird in der Taufe wieder sehend. Nach der Oeffnung der Gefängnisse empfängt er den Hyacinth zurück und erkennt auch seine beiden anderen Kinder Clodoald und Hildegardis, die dann insgesammt die christliche Religion annehmen.

742) Das Wappen der Familie von Syburg.[2])

Man erzählt sich, daß da, wo die Stadt und Veste Syburg im Gebiete des Reichshofs Westhoven lag, früher ein Tempel mit der Irminsäule stand und daß der Papst Leo I. denselben umtaufte und daraus eine Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau und St. Petrus machte, den Abgott Irminsaul aber zerschmetterte. Dies soll auf einer ehernen Platte in der dasigen Kirche, welche sich links über dem Eingang zur Sacristei befand, gestanden haben (776 oder 799). Nun hat aber im damaligen Südergau zur Zeit Karls des Großen eine reiche Edeldame gewohnt, die ist mit ihren Kindern und Leuten dem Kaiser behilflich gewesen, ein Wasserrad, durch welches die von ihm in der Veste Belagerten das Wasser hinaufzogen, zu vernichten, wodurch jene zur Uebergabe gezwungen wurden. Als Belohnung hat ihr der Kaiser die Burg nebst ansehulichen Gütern zu Lehn gegeben und erlaubt, ein Rad auf ihrem Heerschilde zu tragen, woraus nachgehends ihr Wappen entstanden ist. Den Namen aber haben sie von dem Schlosse, welches sie bewohnt, angenommen. Nach einer andern Sage hätte ein Mann, Namens Syburg, dem Kaiser Karl bei der Eroberung des Schlosses Syburg sehr tapfer beigestanden und sei von ihm deshalb zum Ritter geschlagen worden, weil er aber den Crodo und die Irminsäule, welche Götzenbilder hier gestanden, mit zerstören helfen, habe ihm der Kaiser zum Andenken dieser That erlaubt, von Crodo das Rad und von der Irminsäule die Federn auf seinem Heerschild zu tragen.

743) Der St. Petersbrunnen zu Syburg.[1])

Zu Syburg befindet sich ein Brunnen, St. Petersbrunn geheißen, ohngefähr 200 Schritt von der Kirche entfernt gelegen; zu diesem ist vor Zeiten eine große Pilgerfahrt auf St. Marci Tag, acht Tage vor oder nach, und ein großer Jahrmarkt gehalten worden. Hier soll einst Wittekind getauft

[1]) S. Von Steinen Th. IV. S. 1287. VI. S. 1841. cf. S. 1595.
[2]) S. Von Steinen Th. VI. S. 1592.

und von Karl dem Großen, dessen Bildniß mit dem des Papstes Leo III. über der Thüre am Gewölbe zu sehen ist, aus der Taufe gehoben worden sein. Dieser Brunnen ist niemals, als ein einziges Mal plötzlich vertrocknet. Der Brunnen ist aber auch im Auslande sehr berühmt gewesen, denn eines Tages im 17. Jahrhundert ist ein Italiener nach einem gethanen Gelübde daselbst angekommen, hat sich im Brunnen gewaschen und ist dann auf bloßen Händen und Füßen von obengenanntem Brunnen aus den Berg hinauf und nach der Kirche und dreimal um die Kirche gekrochen und hat sich nach verrichtetem Opfer, welches aber der Pastor, weil er reformirter Religion gewesen, den Armen gegeben, sich wiederum bekleidet und davon gemacht.

744) Der heil. Suidbertus zu Bielefeld.[1])

Bielefeld, die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, hat schon im Jahre 704 bestanden, denn um diese Zeit predigte der heil. Suidbertus den heidnischen Westphalen und Angerern die christliche Lehre, weshalb er auch der Apostel der Angerer genannt wird. Er hielt sich vorzüglich zu Münster (damals Mimingardefort genannt) auf und kam von hier aus im Jahre 704 nach Bielevelde, welches ein ansehnlicher Ort war. Hier lag ein angesehener Mann, Namens Adalbert, an der Bräune schwer darnieder. Als nun der Kranke von dem heil. Suidbertus hörte, bat er ihn doch herzukommen. Der Missionär that es und Adalbert versprach Christ zu werden, wenn er ihn heile. Suidbertus hielt öffentlich eine Messe, reichte dem Kranken aus einem Kelche einen Trank und siehe, Adalbert fühlte sich gestärkt und geheilt und stand gesund auf. Er wurde getauft und viele seiner Verwandten und Freunde mit ihm.

745) Der Name von Bielefeld.[2])

Da wo jetzt Bielefeld liegt, soll früher eine waldige Gegend gewesen sein und beim Bau dieser Stadt der Wald mit Beilen gefällt worden sein, davon komme der Namen her; Andere sagen, das Bild des Waldgottes Biel habe in dem Felde gestanden, wo man die Stadt anlegte, darum sei sie Bielevelde genannt worden. Nach einer andern Erzählung entfiel, als man beim Bau des Stadtthores war, einem Arbeiter das Beil; damit nun unten sich Jeder vor Schaden hüten sollte, schrie er: „Dat Biel dat fällt“ und davon sei der Name gekommen. Der wahre Grund ist aber wohl der, daß in dem Felde, wo jetzt die Stadt steht, drei Waldhöfe, die Bielenhöfe genannt, lagen; diese machten den Anfang der Stadt aus und als sich dieselbe in dem Bieler Felde weiter ausbreitete, nannte man sie erst Bielevelde, dann Bielefeld.

746) Der Wirth von Bielefeld.[3])

Einstmals zur Kriegszeit lagen bei einem Gastwirth zu Bielefeld vier Soldaten im Quartier, welche des Nachts viel Geschäfte zu haben schienen und gewöhnlich erst mit grauendem Morgen heimkamen, mit andern Worten vier Erzspitzbuben. Dies merkte der Wirth auch sehr bald, weil er aber

[1]) S. Bormbaum, Die Grafschaft Ravensberg. Leipzig 1864. S. 44.
[2]) S. Bormbaum S. 45.
[3]) Nach Ziehnert Bd. I. S. 170.

dabei wenig oder nichts zu gewinnen hoffte, wenn er sie anzeigte, so schwieg er und gab ihnen zu verstehen, daß sie von ihm durchaus nichts zu befürchten hätten. Jetzt wurden aber die uniformirten Diebe vertraulich und rückten dreist mit dem Anerbieten heraus, daß der Wirth, wenn er bei ihren nächtlichen Recognoscirungen als Schildwache dienen wollte, dafür den fünften Theil der Beute ungeschmälert empfangen sollte. Der verschmitzte Wirth antwortete, er wolle zwar mitgehen, allein angreifen wolle er nichts, nur wenn er etwas von ihnen geschenkt erhalte, wolle er es annehmen. Die Soldaten bewunderten die heuchlerische Gewissenhaftigkeit des Wirths, nannten ihn aber doch ihren guten Kameraden und brauchten ihn fortan als Aufpasser. Allein eines Nachts ward die ganze Gesellschaft gefangen genommen und ihr der Prozeß gemacht; der Wirth blieb stets vor Gericht dabei, er habe nie etwas gestohlen, sondern sei nur aus Gefälligkeit mitgegangen. Die Richter erwiderten hierauf nichts, allein als das Urtheil gesprochen ward, da ward er eben so gut zum Galgen verurtheilt wie die vier Soldaten, und so geschah es auch, alle fünf mußten nach dem Grundsatz: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen", baumeln. Seit der Zeit ist aber in Bielefeld ein Sprichwort Mode geworden, das lautet: „Er geht mit wie der Wirth von Bielefeld."

747) Der Weißdornbusch zu Dornberg. [1])

Das Dörflein Dornberg an der Nordostseite des Osning im Kreise Bielefeld war im 9. Jahrhundert der Wohnsitz des berühmten Grafen Waltgerus (oder Wolderus oder Walther). Seine Burg stand da, wo jetzt das Pfarrhaus ist. Die dazu gehörige kleine, dem heil. Petrus geweihte Kirche sollte eigentlich nach Groß-Dornberg kommen, denn da war bereits ein viereckiger Platz (von dem Namen des Besitzers dieses Grundstücks Oberwittlers Kirchhof lange geheißen) auserwählt worden, wohin man schon Steine und Holz anfuhr. Da kam eine weiße Taube und zeigte, daß dieser Platz Gott nicht wohlgefällig sei. Sie nahm Späne und kleine Splitter in den Schnabel und flog damit nach dem heutigen Dornberg, legte Späne und Splitter an den Ort, wo jetzt die Kirche steht, und setzte sich dann auf einen nahestehenden Hagedorn- oder Weißdornbusch, um auszuruhen. Solches that sie an vielen Tagen. Da merkte man, welches der von Gott erwählte Platz sei und baute dahin die Kirche. Dieser Weißdornbusch wurde wegen des geschehenen Wahrzeichens als heilig betrachtet und sorgfältig gepflegt. Als er abstarb, pflanzte man einen andern hin. Dies geschieht bis auf den heutigen Tag und daher ist auf dem Doruberger Kirchhofe ein eingefriedigter Weißdornbusch zu sehen, der angeblich auch dem Orte den Namen Dörenberg oder Dornberg gegeben hat.

748) Der Hasenpatt zu Schildesche. [2])

Im Kirchdorfe Schildesche am Johannisbache bestand früher ein adliges freiweltliches Nonnenstift. Die einst dazu gehörige Kapelle war von dem Sachsenherzog Wittekind an der Stelle gebaut worden, wo jetzt Altenschildesche und der sogenannte Kapellenberg ist. Bei dieser Kapelle soll eine der

[1]) S. Vormbaum S. 52.
[2]) S. Vormbaum S. 53.

Schwestern Wittekinds, die mit ihm getauft worden war, gewohnt und sich geistlichen Uebungen gewidmet haben. Wittekind besuchte diese Schwester oft von seiner Burg Enger aus oder sandte seinen treuen Diener Hase zu ihr. Der Weg, den dieser einschlug, ging über den Belzhof und heißt noch der Hasenpatt. Davon lebt noch im Volksmunde der Spruch:

Dot is de Hasenpott,
Den Konink Wekink trott.

Nach dieser Kapelle wurden viele Wallfahrten angestellt und hier hat wahrscheinlich die gleich zu nennende Gründerin des Nonnenstifts Schildesche gewohnt.

749) Die Stiftung des Nonnenklosters zu Schildesche. [1]

Im Wessagogau lebte eine edle Matrone, Namens Marschwidis, welche irdische Güter und Schmuck im Ueberfluß hatte. Sie war die einzige Tochter und Erbin reicher Eltern, welche sie aus Vorsorge, daß das Geschlecht nicht aussterbe, im jugendlichen Alter mit einem adeligen Manne verheiratheten, der in Osnabrück wohnte. Doch die Ehe blieb kinderlos und der Mann starb nach wenigen Jahren. Nun kam der jungen Wittwe der Gedanke ein, ein Nonnenstift für Töchter der Edelinge (Adeligen) zu gründen und all ihr Hab und Gut dieser Stiftung zu schenken. Ihre Verwandten suchten sie zwar zu bereden, zur zweiten Ehe zu schreiten, doch Marschwidis antwortete: „Gott hat mir offenbart, ich soll eine klösterliche Wohnung zur Ehre der heil. Gottesgebärerin Maria und des heil. Johannes des Täufers stiften und dies werde ich treulich erfüllen." Hierauf wechselte Marschwidis ihre weltliche Kleidung mit schwarzer Nonnentracht und einer schwarzen Haube, reisete nach Paderborn zum Bischof Dudo und trug ihm ihren Entschluß vor. Der Bischof bestärkte sie in ihrem Vorhaben und ertheilte ihr die Erlaubniß, das Stift dahin zu verlegen, wo es ihr am Besten scheine. Dann vermittelte er bei dem deutschen Kaiser Otto I., der sich gerade zu Corvei aufhielt, daß derselbe versprach, die neue Stiftung in Schutz zu nehmen und ihr bedeutende Gerechtsame verleihen zu wollen.

Jetzt beschloß Marschwidis, das Stift nicht in Altenschildesche, sondern in Neuenschildesche zu gründen und ließ dort die Stiftskirche und die Stiftshäuser bauen. Nun hatte aber kein Kloster, kein Stift zur damaligen Zeit ein rechtes Ansehen, wenn nicht Gebeine heiliger Personen in demselben ruheten. Es fehlten aber der frommen Marschwidis zum Heil ihrer Stiftung die Gebeine Johannis des Täufers, dem zu Ehren sie das Werk gestiftet hatte. Die Gebeine des Heiligen waren aber in Rom. Es trat also die Marschwidis in Begleitung ihres Kaplans und eines mit Kostbarkeiten beladenen Esels die Reise dorthin an, erfreute den Papst durch die mitgebrachten Geschenke und bat ihn dann fußfällig um die Gebeine des heil. Johannes. Der heilige Vater willfahrte ihr auch und gab Befehl, ihr dieselben einzuhändigen, allein seine Diener hintergingen ihn und die fromme Matrone, denn sie übergaben ihr ein verschlossenes Kästchen mit fremden Gebeinen. Marschwidis machte sich, natürlich nichts ahnend, auf den Rückweg nach Hause und trug in treuer Sorgfalt das Kästchen an einem Halsbande

[1] S. Vormbaum S. 54.

auf der Brust. Als sie aber nach dem Wessagagau zurückgekehrt war, da erschien ihr der heil. Johannes des Nachts und sprach: „Ich bin nicht bei Dir!“ Marschwidis kehrt um und geht nach Rom zurück und macht dem Papste wegen des ihr gespielten-Betruges bittere Vorwürfe. Nun werden ihr die wahren Reliquien gegeben. In der nächsten Herberge erscheint aber der heil. Johannes der frommen Frau zum zweiten Male und spricht jetzt: „Gehe hin in Frieden, denn ich bin bei Dir!“ Aber der Teufel, dem die Gebeine des heil. Johannes ein Greuel sind, will die Pilgerin nicht unangefochten ihres Weges ziehen lassen. Er wirft, als sie in der Schweiz über die Alpen reist, den Esel von der Spitze eines Felsens in einen tiefen Abgrund. Beinahe wäre jetzt aber seiner Herrin die Geduld gerissen. Sie haderte mit dem heil. Johannes und sprach: „Deinen Esel hast Du verloren, das Silber und Deine Wachslichter sind dahin; nun wirst Du im Finstern sitzen müssen, wie Du es verdient hast!“ Betrübt zieht sie zur nächsten Herberge; doch, o Wunder, nicht lange währt's, so kommt der mit Sack und Pack beladene Esel wohlbehalten aus dem Abgrunde hervor, läuft eilig zur Herberge und klopft mit dem Fuße an die Thür. Der Kaplan eilt hin, um zu öffnen, da springt der Esel freudig herein und wirft den Geistlichen der Länge nach zu Boden. Fröhlich macht sich am andern Morgen Marschwidis auf die Weiterreise und langt glücklich mit ihrem Heiligthum in Schildesche an. Das Stift, welches aus 17 Jungfrauen altadeligen Geschlechts bestand, erhielt am 25. September 940 sein erstes Privilegium von Kaiser Otto I., und bestätigt und erweitert ward es am 7. Mai 992 durch Otto II. Es bestand bis zum Jahre 1542, wo es die Reformation annahm.

750) Der heilige Lebuinus.[1]

Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts erschien in Westphalen ein Missionär, Lebuinus genannt, und scheute keine Mühe, die heidnischen Einwohner zu bekehren. So kam er einst auch in die Nähe der Weser in die Gegend, wo jetzt die Stadt Herford steht. Es war aber hier gerade eine große Menge Westphälinger, Priester, Krieger und Heerführer versammelt, welche ihren alten heidnischen Gottesdienst hielten und dabei über Krieg, Frieden und Gesetze berathschlagten. Auf einmal erschien der heil. Lebuinus in ihrer Mitte und forderte sie mit lauter Stimme auf, ihrem heidnischen Götzendienst zu entsagen und Einen Gott, den ewigen und wahren anzubeten, drohte ihnen auch mit fürchterlichen Strafen, wenn sie seinen Ermahnungen nicht Folge leisten würden. Da erhob sich aber der ganze Haufe, der die Kühnheit des heiligen Mannes verwundert angestaunt hatte, mit großem Geschrei, schlug die Waffen an einander und wollte in empörter Wuth den heiligen Priester erschlagen und ihn den Götzen opfern. Aber Gott der Herr verließ seinen treuen Diener nicht, denn in dem Augenblicke, wo sie ihn ergreifen wollten, öffnete sich ein Baum, an dem er stand, nahm ihn in seine Mitte und schloß sich wieder zu, also daß er gerettet und noch zu manchen heiligen Werken aufbewahrt wurde. Der Baum ist noch jetzt bei Herford zu sehen und zeichnet sich namentlich durch seine wunderbarlichen Blätter aus. Das Feld aber, auf dem er stand, erhielt den Namen Hillgenböke (heilige Buche);

[1] S. Stahl, Westphälische Sagen S. 266.

später wurde über dem Schaft dieses Baumes eine Kapelle gebaut, die wegen ihrer Baufälligkeit erst zu Anfange dieses Jahrhunderts abgebrochen ward.

751) Die Wolderus-Kapelle.[1])

Zur Zeit Karls des Großen lebte im Wessagagau ein reicher sassischer Edeling und Graf, Namens Waltgerus (Walderus oder Walter). Seine Burg hatte er zu Dörenberg (dem jetzigen Darnberg) und seine großen Güter lagen am Johannisbache und an der Aa. Er blieb unvermählt und beschloß, zu Ehren der Jungfrau Maria ein Frauenkloster zu gründen. Er wollte dasselbe erst in der Nähe seiner Burg bauen, allein im Traume erschienen ihm Erscheinungen, welche ihn davon abmahnten. Er flehte also zu Gott, derselbe möge ihm selbst einen Platz anweisen. Da erschien ihm des Nachts im Traume ein glänzender weißer Stier, eine brennende Wachskerze auf seinem Horne tragend. Nun wurde auf einem seiner Vorwerke ein weißer Stier ausgewählt, demselben auf jedes Horn eine brennende Wachskerze gesteckt und das Thier darauf von Dörenberg losgelassen, damit es frei weiter gehe. Die Stelle, wo es sich niederlegen werde, solle als Wahrzeichen für den Gott wohlgefälligen Platz zur Gründung des Stiftes gelten. Der Stier ging in der Ebene den Bach entlang und legte sich auf einer kleinen Anhöhe aus Müdigkeit nieder. Schon glaubte man den rechten Ort gefunden zu haben, als das Thier sich plötzlich erhob, weiter ging und erst da, wo die Aa in die Werra fällt, liegen blieb. Nun war der Gott wohlgefällige Ort ermittelt. Den Platz, wo der Stier nur ausgeruht hatte, nannte man Müdehorst und noch ist dort in der Gemeinde Darnberg ein großer Bauerhof, dessen Besitzer der Meier zu Müdehorst heißt. Den Hof trug er früher von der Abtei Herford zum Lehen und mußte deshalb jährlich am 10. December einen scheckigen Ochsen und einige Scheffel Korn an die Abtei liefern, welches Alles an die Armen vertheilt ward. An dem Orte, wo der Stier liegen geblieben war, erbaute Wolderus ein Kirchlein von Holz, die alte Walderuskapelle, und begann dann neben derselben (832) den Bau eines Stiftes für 14 edle Jungfrauen, das erste Stift im Sassenlande. Er zog sich selbst darthin zurück, allein da sein Vermögen nicht zureichte, die Stiftung in angemessener Weise zu vollenden, bat er Kaiser Ludwig den Frommen um seinen Schutz und Unterstützung, welchen derselbe auch der mit fürstlichen Gerechtsamen ausgestatteten „gefürsteten und freiweltlichen Abtei zu Hervarden" verlieh. Er selbst starb am 16. December 840 und ward in dem von ihm erbauten Kirchlein begraben. Um nun der Abtei Ansehen durch Reliquien zu verschaffen, erbat sich die dritte Aebtissin Hedwig im Jahre 860 von Karl dem Kahlen den bisher zu Soissons aufbewahrten Körper der heil. Pusinna. Dieser Heiligen weihte (1282) die Aebtissin Swanehilde die von ihr erbaute Haupt- oder Münsterkirche. Dieselbe stand auf einem Hofe, der früher dem Walderus gehört hatte und „dat Hus tho den siewen Sunnen" hieß. Deshalb hat man über der großen Kirchthür an der Mittagsseite sieben runde und vergoldete Platten zum Andenken eingefügt, welche sieben Sonnen darstellen sollen, welche man angeblich zur Zeit der Erbauung der Kirche am Himmel stehen sah. In diese Kirche wurden dann die Gebeine der heil.

[1]) S. Bormbaum S. 69 2c.

Pusinna, sowie der Körper des Wolderus gebracht und in ein stattliches Grab vor dem Altar der heiligen Apostel gesenkt.

752) Die Entstehung der Porta Westphalica.[1])

Einst in uralten Zeiten quälte der Teufel die Bewohner des Weserthales, ihm zu dienen, aber sie wollten nicht. Da dämmte er die Wallücke, eine Schlucht im Gebirge unweit Bergkirchen in der zu dem nordöstlichen Theile des Kreises Herford gehörigen Herrschaft Vlotho, durch welche die Weser ihr Wasser in die Ebene nach Norden ergoß, und nun schwoll der Strom im Thale an und stieg fast bis zur Krone des Gebirges. Die Leute retteten sich auf die Berge, aber immer höher wurde das Gewässer und immer größer die Noth der armen Menschen. Plötzlich kam ein Gewitter und ein gewaltiger Sturm, ein Blitzstrahl spaltete das Gebirge und bildete eine Schlucht, durch die Bergscharte floß das Wasser ab und die Thäler und Tiefen wurden nach und nach frei. Als der Teufel sah, daß ihm das Spiel verdorben war, gerieth er in Wuth, erhob sich in die Luft, eilte in die Höhen, packte einen ganzen Berg, nahm ihn auf den Rücken und wollte ihn in die Schlucht stopfen und so die Bergscharte zudämmen. Doch die Last wurde ihm unterwegs zu schwer; an der Grenze des heutigen Lippeschen Landes fiel er mit seiner Bürde zu Boden und die Masse begrub ihn. Die Höhe heißt jetzt noch der Bonstapel oder Bodenstapel und noch soll der Teufel dort sitzen und von Zeit zu Zeit rumoren. Die Bergschlucht aber ist die Porta Westphalica. Nach einer andern Sage[2]) ist das ganze Weserthal früher ein gewaltiger See gewesen, bis Gott ein Erdbeben geschickt hat, wo sich dann die Gewässer bei Hausberge Bahn gebrochen haben und zum Meere hinabgeströmt sind. Als dann das Land frei geworden ist, da hat man es zu bauen angefangen und hat zuerst Ahe, dann Fischbeck, beide an der Weser, und dann Deckbergen am Fuße des Süntel gebaut; das sind die ersten Dörfer der Gegend gewesen.

753) Sagen vom König Wittekind.[3])

König Wittekind hat die Kirchen zu Herford, Enger und Schildesche gegründet und gesagt, da, wo man zuerst mit dem Bau derselben fertig sei, wolle er begraben sein; die zu Enger haben darauf zuerst die Kirche gebaut, ohne den Thurm, und sind dann auch zuerst fertig gewesen. Nach Herford ist Wittekind zuerst zu Wagen gekommen und hat, als er angekommen ist, gesagt: Her fart, davon soll die Stadt den Namen Herford bekommen haben. Andere erzählen, daß, als er dem Bau eines Hauses zwischen Herford und Bielefeld zugesehen, einem Zimmermann sein Beil entfallen sei und dieser ihm zugerufen habe: Here fort, de bile fällt. Darum habe er die nächstgelegenen Städte Herford und Bielefeld genannt.

Als dem Wittekind (oder Weking) die Feinde zu mächtig geworden waren, so war er einige Zeit verschwunden, angeblich war er zu entfernten Freunden verreiset. In der That war er aber daheim und weilte verborgen

[1]) S. Vormbaum S. 107.
[2]) S. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen S. 249.
[3]) S. Kuhn a. a. O. S. 252 *c.

auf zwei Gütern, nämlich auf der alten Burgveste, welche westlich von Lübbecke oberhalb des Dorfes Mehmen lag und deren Stätte jetzt Babylonien heißt und in der Burg, welche auf dem Werder stand, den der Einfluß der Werra in die Weser bildet, etwa da, wo jetzt Rehme ist. Oft ritt er in jener Zeit von dem einen dieser Orte zu dem andern hinüber, allein immer nur des Nachts und nie anders als mit verkehrt aufgelegten Hufeisen. In der sogenannten Wallücke, einer Bergschlucht, ist vor funfzig Jahren noch eine später zugeschüttete Höhle gewesen, wo sich König Wittekind einst in harter Bedrängniß vor seinen Feinden versteckt gehalten hat.

Derselbe Herzog besaß am Fuße des Margarethenberges, der sonst Wekingsberg hieß und wo das so malerisch gelegene Wedigenstein in das Weserthal hinabsieht, ein steinernes Woldhaus, wo er aber von Karls d. Gr. Kriegern gefangen genommen worden ist. Dort steht auch seit dem Jahre 1829 ein ihm errichtetes Denkmal in Form einer zwölf Fuß hohen viereckigen Spitzsäule.

Einstmals hat der Herzog Wittekind Bettlerlumpen angelegt, um durch sie unkenntlich zu werden, und ist in diesen in das Lager Karls d. Gr. gegangen, um unentdeckt sich darin umzusehen. Als er aber in das fränkische Lager trat, da war gerade der Tag des Herrn und beide, das Volk und die Fürsten, hatten sich im heiligen Bethause versammelt. Da hat sich Wittekind zu den andern Krüppeln gestellt, welche am Eingange des Heiligthums harrten, daß ihnen ein Almosen gereicht werde. Denn hier, meinte der königliche Bettler, könne er am Unbeachtetsten den gepriesenen Karl schauen, wenn derselbe in der Mitte seiner Ritter aus dem Gotteshause trete. Als er nun, hart an die Pforte gelehnt, sich hinüberbiegt und hineinblickt in die geweihete Wohnung, da soll vom Altare her das Jesuskind ihn angelächelt haben. Nach Einigen soll er sich nun vor dem Altare auf die Kniee niedergeworfen, und als Alle ihn erstaunt und verwundert umringten, ausgerufen haben: „Ich bin Wittekind der Sachsenherzog, gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde"; nach Anderen aber hat er sich nicht zu erkennen gegeben, wohl aber hat Karl in dem fremden Bettler den Sachsenherzog erkannt, hat ihn aber unbehelligt ziehen lassen.

Nicht lange nach dieser Zeit ritt er über die Berghöhe, worauf jetzt Bergkirchen liegt, und erwog bei sich, welcher Glaube wohl der beste sei, der Götterdienst seiner Väter oder die neue Christenlehre der Franken. Er sprach dann bei sich selbst: „Ist dies die rechte, so möchte ich wohl ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!" Siehe aber in demselben Augenblicke scharrt das Roß und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Da ist der König abgestiegen und hat von dem Wasser getrunken und gelobt ein Christ zu werden. Ueber dem Quellborn aber ist hernach eine Kirche gebaut worden, welche vom Papste Leo selbst geweiht ist und noch heutigen Tages steht.

Indessen nennen Andere als den Ort der Taufe Wittekinds statt Bergkirchen den Seelborn zu Engern, der davon seinen Namen erhielt, daß damals die Schaaren von Kriegern, welche seinem Beispiel folgten, hier die Glaubensweihe empfingen. Noch Andere sagen aber, dies sei zu Belm (eigentlich Bethlehem) bei Osnabrück geschehen, in dessen Kirche auch seine Gemahlin Geva, die Tochter des Dänenkönigs Siegfried begraben ist. Sein

Taufpathe ist aber Karl d. Gr. selbst gewesen und um zu zeigen, daß sein Glaube aufrichtig sei, hat er das schwarze Pferd, ohne Gebiß und Zügel, welches er als sein Zeichen auf dem Schilde führte, in ein weißes verwandelt.

Als er nun Christ geworden war, da beschloß er, sich einen Königsitz zu erwählen, wo er beständig bleiben könne. Drei Orte waren ihm besonders lieb: die Höhe von Bünde, der Werder von Rehme und das fruchtbare Angerthal. Da sprach er, welcher dieser drei Orte zuerst seine Kirche fertig hätte, an dem wolle er wohnen. Alle drei bauten nun eifrig fort, allein der Baumeister des Angerthales verschaffte seinen Bauherren den Sieg durch List, denn er baute die Kirche ohne Thurm. Dieser Baumeister soll ein Mohr gewesen sein; seinen Kopf hat er in Stein aushauen lassen und als Wahrzeichen an die Kirche gesetzt, wo er noch jetzt zu sehen ist. Die dazu angewandten Steine sind aus einem ganz nahe gelegenen Hügel genommen worden, welcher jetzt der Liesberg heißt. Der hat davon den Namen erhalten, daß die Steine dort nicht gebrochen, sondern zusammengelesen worden sind. Nach Vollendung des Kirchenbaues hat man aber keine mehr gefunden.

Als nun die Kirche fertig war, hat man den Entschluß gefaßt, den noch fehlenden Thurm an die Kirche anzubauen und ihm weder an Höhe noch an stattlichen Verzierungen irgend etwas fehlen zu lassen. Allein dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden, denn was den Tag über gemauert war, fiel allemal in der Nacht wieder ein. Da bemerkte man, daß ein nicht weit von der Kirche gelegener Platz immer am Morgen trocken gefunden ward, während alles Andere feucht war, und da man diese Wundererscheinung drei Morgen hinter einander bemerkte, so wurde beschlossen, den Thurm, der ja doch nicht an der Kirche stehen wollte, hier zu erbauen. Dies gelang auch anfangs, allein als der Bau einige Zeit lang fortgeführt war und eine geringe Höhe erreicht hatte, begann das alte Unwesen von Neuem wieder. Alle Bemühungen weiter zu kommen waren vergebens und so ist denn der Thurm zu Enger einige Schritte von der Kirche ab vereinzelt und unansehnlich stehen geblieben. Nicht weit von der Kirche des Angerthales baute Wittekind seine Königsburg. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie gestanden und selbst von einzelnen Theilen derselben haben Namen und andere Erinnerungen noch heutigen Tages die Lage aufbewahrt. Der alte Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese, ebenso der Hühnerhof haben alle ihre alten Benennungen behalten. Bei dem neuen hölzernen Hause, welches jetzt an der Stelle des alten steht, aber immer noch den alten Namen trägt, erinnern noch Ueberreste verwitterter Mauern an die Zeit des alten Königs. Auch weiß man, daß die Küche und das Backhaus da waren, wo jetzt Bergmann's Garten ist. Auch noch ein Ueberrest der alten Hofmauer existirt und beim jetzigen Ausgang von Enger, an Vortreden-Hause, befindet sich ein achteckiger ausgekehlter Stein eingemauert, welcher einst seine Stelle über der Schloßpforte gehabt und die Krone getragen hat. Von der Stadt Engern aber, welche sich weithin um die Burg ausbreitete, ist das jetzige Städtchen Enger nur ein kleiner Ueberrest. Sie hatte sieben Pforten oder Thore: die Nordpforte bei Nordmeier's Hofe, die Burgstädterpforte unweit der Burg, die Kniggenpforte an der Landstraße nach Bünde, die Niedermühlenpforte am Wege nach Herford, die Bruchpforte an der Enger'schen Niederung, die Lübberpforte an der Straße nach Wester-

enger und die Niederpforte bei Riemann's Hofe. Die Stadt schloß in sich das Marktfeld, wo sich der Marktplatz befand, das Opferfeld, wo man die Opfer brachte, und den Seelborn, wo viele Engerer getauft wurden. In diesem Bereiche lagen auch die jetzigen großen Bauerhöfe eines Ringsmaier, Barmaier, Windmaier, Ebmaier. An solchen Stätten hatte Wittekind seinen Marstall, seinen Thiergarten mit Bären und anderem Wilde, seine Wind- und Jagdhunde. Südlich reichte die Stadt bis an den Elsternbusch, fast eine halbe Stunde von dem jetzigen Enger. Der Elsternbusch war ein Lustgehölz, eine Viertelstunde lang. Jetzt wird seine Stelle durch ein kleines Dorngebüsch unweit Ebmaier bezeichnet. Hier hatte der König seinen Vogelherd und das Vogelhaus. Zwei junge Burschen fingen und pflegten die Vögel. Sehr oft war aber der alte König selbst da und hatte seine Freude an den kleinen Vogelstellern.

Das heutige Westerenger bildet die Vorstadt, in welcher ein Vorwerk oder eine Meierei war. Noch führt ein großer Bauhof den Namen „Vorwerk". Rings um die Stadt und ihr Gebiet war in einem großen Bogen eine Landwehr oder ein hoher Erdwall mit einem Graben gezogen, welcher nach und nach eingeebnet ist. In der Bauerschaft Herringhausen sollen noch Spuren desselben zu finden sein.

Um seine Burg her versammelte der König seine Freunde, Waffengenossen und Diener. Sie bildeten sein Gefolge. Er gab ihnen große Grundbesitzungen zu ihrem Unterhalte und bestimmte ihre Aemter an seinem Hofe. Sie hießen Maier (von major, der Größere, Angesehenere) und weil sie den Wittekind zu Pferde begleiteten und wie er auf Sätteln ritten, so nannte man sie Sattelmaier. Herzog Weking verlieh ihnen große Vorrechte, machte sie zehent- und steuerfrei und zeichnete sie vielfach aus. Späterhin waren sie verpflichtet, einen Reiter im Kriege zu stellen, für die Wagen des Landesfürsten, wenn er die Grafschaft bereiste, die Gespanne zu liefern und voraus, zur Seite oder hinterher zu reiten. Alle diese Verpflichtungen haben aber in diesem Jahrhundert aufgehört. Jetzt sind ohngefähr noch vierzehn Sattelmaier vorhanden. Sieben haben ihre großen Bauergüter in der nähern Umgegend von Enger, sieben weiterhin in den Kirchspielen Werther, Dornberg, Schildesche und Heepen. Jene sieben sind Barmaier, Nordmaier, Ebmaier, Maier Johann, Ringsmaier, Maier zu Hücker und Maier zu Hiddenhausen, diese die Maier zu Rhoden, zum Gottesberge, zum Hohberge, zu Ollerdissen, zu Südbrack, zur Mühlehorst und zum Wendt'schen Hofe. Wenn sie mit dem Könige ritten, so eröffnete der Maier zu Hiddenhausen den Zug und der Maier zu Hücker schloß ihn. Ringsmaier hatte die Aufsicht über den Marstall, Ebmaier war Wildmeister und ordnete die Jagden an, Barmaier befehligte die Hirten, welche die großen Rinder- und Schweineheerden des Königs hüteten, Windmaier war Wekings Jäger und führte die Aufsicht über die Windhunde. Er gehörte aber nicht zu den Sattelmaiern. Wenn er mit diesen im Gefolge des Königs ritt und der Zug über eine Wehre ging, so mußte er absteigen und das Heck aufnehmen. Die frühern Vorrechte der Sattelmaier bestehen nicht mehr, nur bei ihrer Leichenbestattung genießen sie besonderer Ehren. Drei Tage nach einander werden sie beläutet, der Leichenwagen wird mit sechs Pferden bespannt und ein gesatteltes Roß hinterher geführt. Schon vom Sterbehaus aus begleiten die Orts-

geistlichen den Sarg; man trägt ihn erst in die Kirche, setzt ihn vor dem Altare nieder, der Pfarrer hält die Leichenpredigt und erst nach dem Gottesdienste geschieht auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

Der alte Sassenheld lebte im Angerthale mit den Seinen in Ruhe und Frieden. Noch zeigt man die Oerter, wo er sich gern aufhielt. Der hohe Esch bei Hücker war ein solcher Lieblingsplatz. Dort, wo nachher die sieben Buchen standen, hatte sich der König einen Thurm gebaut. Wenn er nun hierher kam, stieg er auf die Zinne der Warte und übersah sinnend das schöne Hügelland zwischen dem Süntel und Osning und die fruchtbaren Fluren, welche jetzt der Ruhe genossen. Neben der Warte stand eine Linde, ein Heiligthum aus der Väterzeit, und auf der Linde war ein Sitz angebracht, auf welchem der alte Herzog oft gesessen hat. Nach Wittekinds Tode brach man den Thurm ab und baute dahin eine kleine Kapelle. Als endlich der uralte heilige Baum dahinsank, wuchs wunderbarer Weise an seiner Stelle eine Buche hervor, deren Stamm sich nahe an der Erde in sieben Schäfte theilte. Jeder Schaft war aber von außerordentlicher Höhe und Dicke. Oben vereinigten sie sich in ihren sieben Wipfeln, so daß in der Ferne die gewaltige Krone als Ein Wipfel aussah. Man nannte den Baum die sieben Buchen und sah ihn weit und breit. Lange haben die einzelnen Schäfte gestanden, einer wurde durch Blitz zerschmettert, andere durch Sturm umgeworfen und der letzte ist vor ohngefähr sechzig Jahren niedergefallen.

Im hohen Alter beschloß Wittekind auf gar besondere Weise die Anhänglichkeit seiner Angerer zu erproben. Zweien Freunden offenbarte er seine Absicht. Es wurde bekannt gemacht, der alte König Weking sei gestorben und an dem und dem Tage solle er begraben werden. Zur angesagten Stunde kamen denn auch von Nah und Fern die Leidtragenden, so daß die Burg fast die Menge nicht fassen konnte. In einem großen Gemache stand der verschlossene Sarg und um ihn her hörte man von den Gekommenen nur Weinen und Klagen um den geliebten Todten; Jeder war tief betrübt. Da trat Weking plötzlich frisch und fröhlich in das Gemach, bestürzt wich die Menge zurück, denn sie glaubte einen Geist zu sehen; Wittekind redete sie aber freundlich an und erzählte, welche Probe er habe anstellen wollen. Alle Anwesenden machte er zehentfrei und gab ihnen Geschenke. Einer aus der Nähe von Bünde kam nachgelaufen, auch ihm verhieß Weking dasselbe; aber von dem Tage an nannte man ihn Nalop und so heißt der Hof noch bis auf den heutigen Tag. Steinköhler in Rödinghausen war unterwegs und kehrte um, als er hörte, der alte König lebe. Auch er wurde zur Hälfte zehentfrei. Schürmann in Westerenger zog gerade die Schuhe an, um sich auf den Weg nach der Burg zu machen, als er hörte, wie Wittekind die Seinen auf die Probe gestellt habe. Einer seiner Kämpen wurde zinsfrei.

Endlich ist der alte Held am heil. Dreikönigabend — am 6. Januar des Jahres 817, oder wie Einige fälschlich sagen, 807 — wirklich zu seinen Vätern heimgegangen. Er starb aber, wie die Sage geht, in seiner Burg Babilonie am Wesergebirge. Die Sattelmaier trugen den Leichnam im Sarge nach Enger und alles Land, auf welches sie die Füße setzten, wurde frei. In Enger brachte man den Sarg unter großen Ehren in die Kirche, stellte dann die Leiche aus, damit Jeder noch einmal die Züge des alten, geliebten Königs sehen könne, und setzte dann den Sarg unter Thränen von Tausenden

von Leidtragenden in einem kleinen Gewölbe am Chore der Engerschen Kirche bei. Die Kirchthür, durch welche der Sarg getragen worden ward, ward zugemauert und ist nie wieder geöffnet worden. Der Ort, wo die Leiche ausgestellt war, heißt noch jetzt die Leichdehl oder Leikdehl. Man bestimmte auch, daß in dem Heiligthum, in welchem der große Sassenheld ruhe, keine andern Gebeine begraben werden sollten, und so ist es auch unverbrüchlich gehalten worden. Neben dem Grabe des Herzogs wurde später ein steinernes Denkmal auf dem Chor hinter dem Altar errichtet und in den obersten Denkstein die Gestalt des alten Helden gehauen. Wittekind liegt in Lebensgröße da, doch ohne Bart und mit kurzen glatten Haupthaaren, das Angesicht nach Morgen gerichtet. Seine aufgesteifte Mütze und der mit weiten Aermeln versehene Mantel, mit welchem die Gestalt umhüllt ist, scheint mit Edelsteinen besetzt gewesen zu sein. In der linken Hand hält er das etwas hervorragende Scepter, die rechte ruht auf der Brust und zeigt den krummen Mittelfinger, wie ihn der König in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Die Füße sind mit Schuhen bedeckt, welche vorn spitz zulaufen, aber bis an die Knöchel gehen und fast bis auf die Zehen aufgeschnitten sind. Das Denkmal hat mehrere Inschriften in lateinischer Sprache, rührt aber in seiner jetzigen Gestalt nicht aus seiner Zeit her, sondern Kaiser Karl IV. hat es im Jahre 1377 erneuern lassen, die alte echte Mönchsschrift ist von dem Pastor Hermann Heinrich Wacker, welcher der Kirche von 1679 bis 1715 vorstand, mit gewöhnlichen lateinischen Buchstaben vertauscht worden.

Als Wekings Gebeine noch in Herford waren, hat sich neben denselben auch ein alter Trinkbecher befunden, an Gestalt einem länglichen Tummler ähnlich. Er ist aus einem grünlichen Steine und rings umher mit vergoldetem Kupfer eingefaßt. Auf dem Rande ist folgende Inschrift eingegraben: Munere tam claro ditat non Africa raro (Also herrliche Gaben wir selten von Afrika haben). Zu dem Becher gehört eine sehr alte gelblich eingelegte Kapsel von fremdem Holze; auf dieser steht: Visdai de Africa rex (König Visdai aus Afrika). Dies ist Weking's Rundbecher gewesen, ein Geschenk von Kaiser Karl dem Großen. Deswegen ist er aber aus einem grünen Steine gemacht, weil dieser bekanntlich kein Gift vertragen kann.

Um das Andenken an König Weking wach zu erhalten, wurde angeordnet, daß jährlich am Sterbetage des Helden, am 6. Januar, eine Begräbnißfeier und ein Trauergottesdienst gehalten werden sollte. Drei Tage vorher läutete man Mittags eine Stunde, am Sterbetage klangen die Glocken um neun Uhr. Dann versammelten sich die Lehrer von Enger mit ihren Schülern, die Gemeindeglieder und besonders die Armen. Nun hielt man den Gedächtniß-Gottesdienst. Am Schlusse läutete der Küster zur Senkung und dann vertheilte man die Wekings-Spende. Die Armen erhielten Brod und Wurst und die Schüler Semmeln, welche von ihrer Form Tempelstüten oder Timpen hießen. Ein einfaches Mahl der Angesehenen des Orts machte den Beschluß. Manche dieser Gebräuche haben längst aufgehört, nur die Kinder erhalten noch die Semmeln, und damit alle Schüler des Kirchspiels Enger daran Theil nehmen können, bewilligte die preußische Regierung einen jährlichen Zuschuß von 40 Thalern.

754) Weking in der Babilonie.[1])

Zwischen Lübbecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen, liegt nahe an der Bergreihe ein Hügel, der die Babilonie genannt wird. Hier hatte einst König Weking eine mächtige Burg. Diese ist nun versunken, der alte König aber sitzt darinnen und harret, bis seine Zeit kommt. Es ist eine Thür vorhanden, welche von Außen in den Hügel und zu dem Palaste führt. Allein nur selten geschieht es, daß einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

Es mögen jetzt hundert Jahre sein, daß ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auf der Waghorst Schäfer war, seine Heerde an dem Mehner Berge weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle wieder drei solche Blumen. Er brach auch diese und siehe, am andern Morgen waren abermals an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags hingesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, welchen er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er das, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran, der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei kostbares Geräth lag da auf einem Tisch und an den Wänden umher. Unter dem Tische aber drohte ein schwarzer Hund, doch als er die Blumen sah, ward er still und zog sich zurück. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte und das war König Weking. Als der Schäfer das Alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was Dir gefällt, nur vergiß das Beste nicht!" Da legte er die Blumen aus der Hand und erwählte sich von den Schätzen, was ihm das Beste schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er das unheimliche Gewölbe zu verlassen. Nochmals rief ihm die Jungfrau zu: „Vergiß doch das Beste nicht!" Er blieb stehen und blickte zurück und sah umher, welches denn wohl das Beste sei, auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen dachte er aber leider nicht, sondern ließ sie auf dem Tische liegen. Und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Ueberzeugt, gewiß nicht das Beste vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkle Höhle zurück. Eben trat er an das Tageslicht hervor, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm zuschlug, daß ihm die Ferse abgeschlagen ward.

Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereignisse viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie wieder heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat auch manche Vermächtnisse hinterlassen, unter andern auch eins für

[1]) S. Kuhn Th. I. S. 272.

die Kirche zu Hille. Die Nachkommen seiner Erben besitzen aber noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, welcher von ihm angekauft worden ist.

755) Weking's silberne Wiege im Reineberge.[1]

Der Reineberg liegt südöstlich dicht über dem Städtchen Lübbecke und ist einer der niedrigsten Gipfel in der Kette des Süntels. Einst hat eine Burg darauf gestanden, jetzt sind aber auch selbst die letzten Ueberreste derselben verschwunden und nur ein verschütteter Brunnen und ein paar alte schirmende Linden sind als letzte Erinnerung geblieben. Wahrscheinlich ist diese Burghöhe ein uralter Edelsitz gewesen und wohl neben der Babilonie der zweite bedeutende Punkt von jener großen Besitzung Weking's. So erklärt sich die dort sehr verbreitete Sage, daß im Reineberge in einem unterirdischen Gewölbe König Weking's silberne Wiege stehe. Oft ist der Eingang schon gesucht, allein bisher noch nicht gefunden worden.

756) Das Stift Berg.[2]

Man feierte im Jahre 1011 zu Herford den Tag des heil. Gervasius und Protasius, den 19. Juni. An diesem Feste pflegte man den Armen Almosen zu geben. Ein armer Schäfer aus der Umgegend durchschritt früh Morgens Gebüsch, Sumpf und Wald, um nach Herford zu kommen, das Fest mitzufeiern und ein Almosen zu empfangen. Als er nun aber auf der nahe vor der Stadt liegenden Höhe und gerade unter einer großen Linde ist, siehe da erscheint ihm die Mutter Gottes in himmlisch schöner Gestalt und spricht zu ihm: „Ich bin die heil. Jungfrau Maria, geh und sage der Aebtissin und den übrigen Gliedern der Abtei zu Herford, daß, wenn sie nicht von ihrer eiteln und ausschweifenden Lebensart ablassen und sich bekehren, göttliche Strafgerichte sie heimsuchen sollen. Aendern sie aber ihren Wandel, so will ich ihre Stütze und ihr Schutz bleiben. Auch soll die Aebtissin an diesem Orte, wo ich Dir jetzt erscheine, einen Tempel bauen und ein Stift für edle Jungfrauen gründen, die mich hier göttlich verehren." Der Schäfer erschrack ob dieser Anrede bis zum Tode. Zitternd sprach er: „Man wird mir nicht glauben, wohl aber denken, ich sei ein Betrüger und mich dann hart züchtigen." — „Fürchte nichts", sprach die heilige Jungfrau, „zum Beweise, daß Du nicht betrogen bist, sollen die Schläge Dir nicht wehe thun und wenn Du Deinem Stabe, den Du in der Hand hast, die Gestalt eines Kreuzes giebst und ihn da, wo ich jetzt stehe, in die Erde steckst, so werde ich als Taube von der Linde kommen und mich auf das Kreuz setzen." In demselben Augenblick war nun aber die Jungfrau verschwunden. Jetzt glaubte der Schäfer, machte aus seinem Stabe ein Kreuz, steckte es genau an den Ort, wo die heilige Mutter Gottes gestanden und hob dann eilends seine Füße, um nach der Abtei zu gehen. Dort sagte er der Aebtissin und den Nonnen die Worte der heil. Jungfrau. Da kam die ganze Abtei in Aufruhr. Man schrie, der Schäfer sei ein Lästerer, Verleumder und Betrüger; man packte ihn, schlug ihn, legte ihn in Ketten und Banden und steckte ihn in ein düsteres Gefängniß. Dann mußte er die Feuerprobe machen und glühendes

[1] S. Kuhn Bd. I. S. 274.
[2] S. Bormbaum S. 85.

Eisen mit bloßen Händen anfassen, aber das glühende Eisen verbrannte seine Hände nicht und die Schläge thaten ihm nicht wehe. In der Nacht wurde das Gefängniß plötzlich hell, die heil. Maria trat ein und sprach: „Fürchte nichts, ich bin bei Dir und führe Dich aus Deinem Kerker!" Was sah man aber am andern Morgen? Auf der Höhe unter der Linde lag mitten im Sommer rund umher Schnee und von der Linde herab flog auf das Kreuz eine weiße Taube und blieb ruhig sitzen. Solches geschah dreimal hinter einander. Da merkte man, daß der Schäfer die Wahrheit berichtet habe. Man holte ihn aus dem Kerker, beschenkte ihn reichlich und ließ ihn seiner Wege gehen. Das Kreuz, welches der Mann in die Erde gesteckt und auf welchem die Taube gesessen hatte, hob man sorgfältig auf. Um den Stamm der Linde baute man die Kirche und ließ ihn stehen. Lange hielt man dafür, daß ein Spänchen von dem Baume gegen Zahnschmerzen und andere Uebel gut sei und darum holte man der Spänchen so viele, daß am Ende vom Stamme wenig übrig blieb. Um etwas von demselben zu verwahren, hob man den Rest aus der Erde, legte ihn in ein Drahtgeflecht und brachte ihn auf der Seite des Altars an. Dort ist das Ueberbleibsel noch zu sehen.

Zum Andenken an die Gründung der Kirche und an die Erscheinung nannte man das Stift Berger Kirchweihfest oder die Kirchmesse „die Vision" (Erscheinung) und so heißt der Jahrmarkt bis auf den heutigen Tag. In alten Zeiten wurde nämlich der Tag, an welchem die Kirche des Ortes eingeweiht war, Vormittags durch einen Gottesdienst (Messe) und Nachmittags durch ein Volksfest gefeiert. An einem solchen Tage versammelte sich von weit und breit das Volk an dem Festorte. Die Kaufleute machten sich dies zu Nutze, stellten Erfrischungen und Waaren aller Art aus und die Leute kauften ein und beschenkten sich einander. So bildete sich aus dem Kirchweihfest hier wie an vielen andern Orten ein förmlicher Jahrmarkt aus.

757) Die Sagen von der Burg Limberg.[1])

Auf der Nordseite des Wesergebirges westlich von der Kreisstadt Lübbecke befinden sich heute noch die Trümmer der alten Veste Limberg oder Lyntburg. Die Gründung dieser Burg führt man ebenfalls auf den alten Sassenherzog Wittekind zurück. Derselbe litt einst an einem bösartigen Ausschlage; von Schmerzen gequält wanderte er von seinem Landhause Babilonie einsam in die Berge. Er kam auch an den heutigen Limberg und fand dort eine Quelle, in welcher er sich badete. Bald bemerkte er Linderung und badete täglich, und siehe, er genas nach und nach. Voll Freude beschloß er, auf der Höhe eine Burg zu bauen. Er that's und gab ihr den Namen Lyntburg. Der Quell oder Born aber ist heute noch unterhalb der Burgmauern nach der Börninghauser Seite hin vorhanden.

Diese Burg ist aber in alten Zeiten der Sitz einer Ritterfamilie, der edlen Herren vom Lyntberge gewesen. Nun lebte aber in der Nähe des am nördlichen Fuße des Limbergs liegenden Städtchens Oldendorf vor Zeiten eine grausame Stiefmutter, eine Ritterswittwe, welche ihr armes Pflegekind verschmachten ließ. Dies erfuhr der tapfere Ritter vom Lyntberge, welcher

[1]) S. Vormbaum S. 99 2c.

ein Verwandter des gemordeten Kindes war. Er zog gegen das gottlose Weib, überwand ihre Mannen, nahm sie gefangen und brachte sie auf die Lyntburg. Hier stieß man sie in ein tiefes, unterirdisches Gewölbe hinab, gab ihr ein Stück Brod und einen Krug Wasser mit und überließ sie dann ihrem Schicksale. Sie kam elend um, ihr Geist aber hat keine Ruhe gefunden und geht noch als Schreckensgestalt auf dem Limberge um. Der untere Theil des noch in seinen Trümmern vorhandenen dicken Thurmes soll der Kerker sein, in welchem das Weib lebendig ihr Grab fand.

Nach und nach waren aber die Besitzer der Veste Lyntburg arm geworden und der letzte Sprößling des alten Geschlechtes hatte kaum kümmerlich zu leben. Gegenüber auf dem Berge bei Rödinghausen hatte aber der Ritter vom Nonnenstein seine Burg. Er war reich und seine einzige Tochter Gertrude die Erbin aller seiner Güter. Der Ritter vom Lyntberge aber liebte das reiche Fräulein und sie ihn und Beide gedachten sich zu heirathen, allein der Vater des Mädchens gab seine Einwilligung wegen der Armuth des jungen Mannes nicht. Einst stellte nun der Ritter vom Nonnenstein ein prächtiges Turnier an und versprach dem seine Tochter zur Gemahlin, welcher in diesem Kampfspiele Sieger bleiben werde. Am festgesetzten Tage erschien auch ein Ritter mit festgeschlossenem Helme und siegte über Alle, welche mit ihm ein Lanzenstechen wagten. Als der Sieger aber nach Ende des Lanzenstechens seinen Helm öffnete, war es der Ritter vom Lyntberge. Er begehrte nun seine Geliebte zur Hausfrau, doch der Vater forderte zuvor, daß er auch mit ihm eine Lanze bräche. So kämpften sie denn im scharfen Rennen mit einander, kamen aber dabei Beide um's Leben. Als das reiche Fräulein diesen schrecklichen Ausgang sah, da bestimmte sie ihre Burg zu einem Jungfrauenkloster und wurde darin die erste Aebtissin, die Lyntburg aber verfiel und kam in andere Hände.

758) Der steinere Sessel bei Solterwisch.[1]

In der Bauerschaft Solterwisch an der Straße von Blotho nach Exter unmittelbar am Hohlwege beim Grundbesitzer (oder Colonus) Hartwig am Steine findet sich ein alter steinerner Sessel, der aus einem Granitblocke gehauen ist. Seine Rücklehne hat drei Fuß Höhe und vier Fuß Breite und der Sitz eine Breite von zwei Fuß. An dem obern Theile der Lehne sind die Worte eingegraben: .....d Horst diesen Stein ernewen lassen Anno 1649. Das erste Wort ist durch eine Beschädigung der Lehne unkenntlich geworden, wird aber Arnold geheißen haben, denn in jenem Jahre war ein gewisser Arnold Horst Drost zu Blotho. Unter diesen Zeilen befinden sich drei neben einander stehende Wappenschilder, wie solche in alten Zeiten die Rathsherren, Schöffen und Richter im Siegel führten. In denselben finden sich Buchstaben mit Zeichen, nämlich ϱTϱ ŘF und T≶ und unter den Wappen am untern Theil der Rücklehne findet man zwischen zwei alten Zeichen die Jahreszahl 1584. Von diesem Steinsessel erzählt man, daß Wittekind ihn habe zurichten lassen, um hier auszuruhen und die schöne Hügelgegend zu beschauen. Nach einer andern Sage aber sollen sich Witte-

[1] S. Vormbaum S. 115.

kind und Karl der Große über demselben die Hände zum Frieden gereicht haben. Später wurde an diesem Stein unter freiem Himmel in der Nähe einer Linde das Gauthing oder Gaugericht gehalten und dieser von den Frei- und Gaugrafen als Freigerichtsstuhl eingenommen. Dahin deuten auch wohl die Wappenschilder an der Lehne. Das Volk erzählt, es sei am Wittekinds-Steine jährlich ein Frei- oder Vehmthing gehalten worden, zu welchem man die Bewohner der ganzen Umgegend vorlud.

759) Der Name der Stadt Unna. [1])

Der Name der Stadt Unna kommt nicht, wie man angenommen hat, aus dem Lateinischen (ab unitate animorum, von der Einigkeit der Gemüther der Bürger unter einander), sondern daher, weil sie der Stadt Camen zu nahe gebaut worden ist und soll soviel heißen als: Uns to nah (d. h. allzunah).

760) Der Teufel in der Kirche zu Unna. [2])

Es begab sich im Jahre 1596 zu Unna an einem Sonntage zur Stunde des Predigens, da sowohl Katholische als Calvinisten in der Kirche waren, daß man ein gräßliches Gepolter oben in der Kirche an der Orgel hörte, worauf der Teufel aus derselben in Gestalt eines calvinischen Dieners mit großem Heulen und Geschrei auf die Kanzel geflogen ist, darauf gestanden und sowohl von Katholischen als Calvinischen gesehen worden ist. Er hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe und ließ ein Gemurmel hören zwischen den Zähnen, als er aber eine Zeitlang gestanden und gemurmelt, ist er verschwunden.

761) Der Kesseborn in Frömern. [3])

In dem zum Kirchspiele Unna gehörigen Dorfe Frömern, im Hofe des Oberschulzen, befindet sich eine vortreffliche Brunnenquelle, die der Kesseborn heißt, entweder weil man bei Anfang der Einführung des Christenthums in dieser Gegend die Menschen in demselben taufte oder wenigstens das Wasser zur Taufe aus demselben holte. Daher sagt man noch jetzt in der dasigen Gegend, wenn ein Kind getauft werden soll: „Das Kind wird gekerstet", d. h. gechristet oder zum Christen gemacht.

762) Der wunderbare Bach bei Lüdenscheid. [4])

Nicht weit von Lüdenscheid, einer Stadt im westphälischen Amte Altena, entspringt ein Bach, die Rameda oder Mühlenramede geheißen, der ist vor der Reformation den unfruchtbaren Weibern zur Fruchtbarkeit förderlich gewesen, wenn sie zuvor in der Kirche daselbst ein Opfer gebracht, die Benediction von der Geistlichkeit empfangen und sich in dem Bache gebadet und daraus getrunken hatten.

[1]) S. Von Steinen St. XIII S. 1068.
[2]) S Von Steinen St. XIII. S. 1176.
[3]) S. Von Steinen St. XIII. S. 805.
[4]) S. Von Steinen St. IX. S. 86.

763) Die Wundertropfen zu Lünen. [1]

Ein gewisser Ritter, mit Namen Lübbert van Schwansbell, aus dem Orden des heil. Gregarius in Liesland, wurde im Kriege gegen die Russen gefangen und sehr übel gehalten. Weil er aber in seinem Gefängnisse van keinem Menschen Trost hatte, wendete er sich zur heil. Jungfrau Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleisch, darin eine Rippe, gebracht worden war, nahm er dieselbe und kratzte damit auf einen Klatz, der im Gefängnisse war, das Bild der Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme sa gut er kannte, und betete täglich var demselben um Erlösung aus der Gefangenschaft. Einst als er auch vor diesem Bilde seine Andacht verrichtete und der Kerkermeister unverhafft dazukam, suchte er zwar das Bild mit seinem Mantel zu verbergen, weil aber der Kerkermeister meinte, er walle etwas verstecken, wamit er sich aus dem Gefängniß erlösen könne, riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr und fragte ihn nach der Bedeutung. Wie ihm nun Lübbert salche gab, von der Kraft der Maria Varstellung that und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: „Ich will erfahren, ab Du die Wahrheit redest!" Darauf zog er einen Dolch heraus und stieß dreimal in das Bild und wunderbarer Weise flossen bei jedem Staß drei Trapfen Bluts aus dem Holze, neun im Ganzen, sa daß der Mensch bestürzt davanging. Lübbert aber nahm feinen Mantel und fing das Blut damit auf. Nachmals wurde er aus seinem Gefängnisse befreit und wie er nun wieder glücklich nach Westphalen kam, hat er van diesen Wundertrapfen drei nach Alterlünen, drei nach Derne und drei nach Waltrap an die Pfarrkirche geschenkt, wa sie auch viele Wunder verrichtet haben.

764) Der Ursprung der Familie Heckenberg. [2]

Im Jahre 1402 wurden van den Hamburgern zwei berüchtigte Seeräuber, Namens Startebecker und Gödert Michaelis, gefangen und hingerichtet. Van den Schätzen, die man bei dem Startebecker gefunden hat, ist die goldene Krane verfertigt, welche die Thurmspitze der St. Katharinenkirche in Hamburg ziert. Einer aber van den mitgefangenen Schifferknechten, Heckenberg geheißen, wurde wegen seiner Jugend van der Strafe freigesprochen. Dieser kaufte van den Hamburgern eins van den alten eraberten Schiffen, dessen Mastbaum, wie er nur allein wußte, mit eitel Gald angefüllt war. Als er nun feinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte, kam er endlich nach Hagen in Westphalen, schlug daselbst seine Wohnung auf und stiftete von diesen ihm sa unverhofft zugeflossenen Reichthümern viele milde Werke. Dieser ist der Stammvater der nach jetzt in Hagen und der Umgegend varhandenen Heckenberge und ist auf solche Art ein nachmals ansehnliches Geschlecht nach Westphalen gekammen.

765) Der Name des Dorfes Meinerzhagen. [3]

Als in alten Zeiten die zum Hochgerichte Lüdenscheid gehärigen Gebirge nach mit Sträuchern und Gebüschen, die man Hegen oder Hagen zu nennen pflegt,

[1] S. Von Steinen St. VIII. S. 229.
[2] S. Von Steinen St. IV. S. 1222.
[3] S. Von Steinen St. VIII. S. 233.

bewachsen waren, baute ein Einsiedler mit Namen Meinhard in denselben eine Kapelle, wohnte bei derselben, nährte sich von den Geschenken derjenigen, welche diese Straße zogen, und da bekam der Ort den Namen Meinhardshagen, aus dem dann später Meinerzhagen geworden ist.

766) Der erste Besitzer von Iserlohn.[1])

Ums Jahr 1059 hat Kaiser Heinrich IV. einen Reichstag nach Goslar ausgeschrieben und alle Stände des Reiches dahin beschieden. Als nun Alle, den einzigen Grafen Huno von Oldenburg 2c. ausgenommen, erschienen sind, hat sich der Kaiser durch einige Schmeichler bereden lassen zu glauben, daß des Huno Ausbleiben von einer Verachtung seiner Befehle herkomme. Hierdurch sei nun der Kaiser bewogen worden, dem genannten Grafen nicht nur zu befehlen, daß er erscheinen solle, sondern auch, daß er einen tapfern Fechter mitbringen solle, welcher zur Strafe für diese Nichtachtung seiner Person mit seinem Löwen kämpfen sollte. Wie nun hierauf Graf Huno erschienen ist und sein Sohn Friedrich den Kampf mit dem Löwen aufgenommen und solchen glücklich überwunden hatte, ist der Kaiser über die Tapferkeit und Klugheit dieses Jünglings in solche Verwunderung gesetzt worden, daß er ihn umarmt, ihm seinen Ring gegeben, ihn zum Ritter geschlagen und ihm viele zum Reich gehörige Güter um Soest und Dortmund gegeben hat, darunter auch Iserlo(hn).

Der Name der Stadt kommt aber her von Eisen und Lohnen. Denn weil daselbst sonst viel Eisenerz gegraben wurde und die in dasiger Gegend wohnenden Arbeitsleute am Sonnabend hingingen, um ihren Lohn für die gethane Arbeit zu empfangen, und wenn sie gefragt wurden: „Wohin?" zur Antwort gaben: „Wy welt na Lohne gahn!" so ist hieraus der Name Iserlohn entstanden.

767) Der Ursprung der Familie von Lüddinghausen, genannt Wulff.[2])

In Westphalen ist eine Ritterfamilie von Lüddinghausen gewesen, die das gleichnamige Schloß im Stift Münster besessen und den Wulffen genannt Lüddinghausen ihren Ursprung gegeben hat. Darüber existirt folgende Sage.

Ein Ritter von Lüddinghausen heirathete die Tochter eines westphälischen Grafen von Hallermund. Weil sie nun die letzte ihres Stammes war, mußte der Bräutigam bei dem Verlöbniß versprechen, daß wenn seine Gemahlin zwei Söhne zur Welt bringen würde, alsdann der jüngste das Hallermund'sche Wappen führen solle. Die Frau ward schwanger und gebar einen Sohn. Sie ward nachmals abermals schwanger, als aber die Zeit der Geburt herannahte, starb sie noch vor der Entbindung. Weil aber die bei ihr anwesenden Frauen merkten, daß die Frucht noch am Leben sei, wurde ihr auf Befehl ihres Eheherrn der Leib aufgeschnitten und ein lebendig Knäblein von ihr genommen. Da aber dasselbe die gehörige Geburtsstunde noch nicht erreicht hatte, wurde auf Anrathen der Aerzte sogleich ein Schaf lebendig aufgeschlitzt, das Eingeweide herausgenommen, das Kind hinein-

[1]) S. Von Steinen St. III. S. 887.
[2]) S. Von Steinen St. III. S. 239 2c.

gelegt und damit vier Wochen, also so lange fortgefahren, bis man bei dem Kinde rechte Bewegung und Weinen verspürte.

Wie nun solchergestalt viele Schafe geschlochtet werden mußten (denn innerhalb 24 Stunden wurden 5 Schafe gebroucht) und es sich zu einer Zeit zutrug, daß der Vater des Kindes am Palmsonntog ous der Kirche kommend eilig zu essen verlangte, der Koch aber noch mit Schlachtung eines Schafes beschäftigt war, aber nicht so geschwind fertig werden konnte, so sogte dieser ous Unwillen zu dem ihm zurufenden Diener: „Das Kind frißt so viele Schafe, es möchte wohl ein Wolf sein." Der Herr aber hörte auf diese Worte und antwortete: „Des Namens so he geneiten, Wulff so he heiten." Wie gesagt, so gethan. Denn als das Kind hernach getauft wurde, gab ihm der Vater den Namen Bernd Wulff. Da der Sohn erwuchs, suchten zwar nach des Vaters Tode die Anverwandten denselben in ein Kloster zu stecken, kauften zu dem Ende auch zu Münster eine Dompräbende, allein weil dieser keine Lust dazu hatte, so verhandelte er dieselbe wieder, heirathete eine von Padberg und nahm das Wappen der Grafen von Hallermund an.

768) Die Hölle, das Zwergloch und das Schröersloch bei Iserlohn.[1])

In dem Kirchspiel Iserlohn ist ein Berg, der Peereck geheißen, der bis in's Kirchspiel Deilinghofen geht. An demselben sind verschiedene Höhlen, als z. B. die Hölle, ein tiefes Thal zwischen zwei Felsen, vor welcher, wenn man hinuntersieht, Jedwedem ein Schauer ankommen muß, doch kann man durch Umwege hinuntergehen. In dieser Höhle ist ein Felsen und auf der Spitze desselben ein ausgehauener Stein, der wegen seiner Gleichheit der Predigtstuhl genannt wird.

Das Zwergloch ist eine Höhle, welche bei dem ersten Eingang weitläufig ist, nach einigen Schritten aber schrumpft sie zu einem kleinen Loche zusammen, durch welches man kriechen muß, wenn man weiter gehen will. In dieser Höhle soll sich dem Angeben nach ein Kobold vor Zeiten aufgehalten haben, bei welchem sich die Leute, wenn sie etwas verloren hatten oder etwos Neues hoben wollten, Raths erholten und glaubten, daß ihnen solchergestalt bei ihrem Suchen sehr leicht geholfen werden würde.

Das Schröersloch, welches von seinem ersten Finder den Namen hat, ist eine Höhle zwischen Oberhemern und Suntwick, von welcher vorgegeben wird, daß sie bis Arnsberg gehen soll. Es wagt sich aber Keiner weiter als etwa eine Stunde hinein, weil doselbst an einem Steine angeschrieben sein soll, wer weiter gehe, werde unglücklich sein. Die vielen Wege, Pfeiler und Thüren in dieser Höhle verdienen bewundert zu werden, allein unterirdische Geister hat man weiter hier nicht angetroffen.

769) Der heil. Suederus zu Soest.[2])

Einstmals speiseten zu Soest verschiedene heidnische Westphälinger, zu diesen begab sich Suederus und als sie von der Mocht ihrer Götter und der Ohnmacht Christi disputirten, trat Suederus auf, vertheidigte den Heiland und erzählte besonders die Wunder, die Christus durch die Verdienste

[1]) S. Von Steinen St. III. S. 1166.
[2]) S. Von Steinen St. I. S. 69.

des Suibertus gethan hatte. Als nun den Heiden daraus kund ward, daß Suederus ein Christ sei, wurden sie ergrimmt, griffen, schlugen und peinigten ihn, stießen ihn endlich heraus und schnitten ihm die Zunge aus. Kaum waren sie voller Freuden und in der Meinung, daß sie ein großes Werk gethan hätten, zu ihrem Schmause zurückgekommen, so wurden ihre Speisen zu Steinen, sie aber wurden des Augenlichts beraubt. Wie sie nun dadurch zur Erkenntniß ihres Unrechts, an Christi und seinem Knechte Suederus verübt, gebracht wurden, ließen sie sich zu demselben führen und baten ihn um Verzeihung. Hierzu war aber Suederus nicht allein willig, sondern er versprach ihnen auch Hilfe, wenn sie sich mit ihm gen Werden nach dem Grabe des heil. Suibertus begeben würden. Der Vorschlag wurde in's Werk gerichtet und sie reiseten zusammen nach Werden. Kaum waren sie daselbst angekommen, so wurden sie alle nebst dem Sueder, welcher in seinem Herzen den Suibert angerufen hatte, durch dieses Mannes Verdienst geheilt, wodurch denn nicht allein sie selbst, sondern auch hernach noch viele Andere zu Soest bekehrt worden sind.

770) Das Muttergottesbild zu Soest.[1])

In der Stadt Soest war einmal ein Bürgermeister, der hieß von Schueren. Er war ein sehr alter Mann und schon so schwach und gebrechlich, daß er kaum mehr gehen konnte. Diesem ist einmal im Schlafe eine Stimme vorgekommen, die also geredet hat: „Stehe auf und nimm unserer Lieben Frauen Bild von der Wiesen und trage es zu den Schwestern im Paradiese[2]), daß man mir dort Messen und feierliche Gesänge singe. Und darnach trage das Bild wieder nach Soest in unserer Lieben Frauen Münster von der Wiesen und stelle es dort an seine gewöhnliche Stelle." Bald nachher ist dem alten Bürgermeister dieselbe Stimme zum zweiten Male vorgekommen, worüber er sich sehr erschreckt hat. Er hat also seinen Beichtvater um Rath gefragt, wie er sich mit diesen Dingen verhalten sollte. Der sagte ihm, er solle, ehe er zu Bett ginge, sich dreimal mit Weihwasser segnen; wäre es dann etwas Gutes, so würde es sich wohl weiter melden. Als er dies genau befolgt und sich darauf schlafen gelegt hatte, kam es zum dritten Male und weckte ihn hastig aus dem Schlafe. Als er die Augen aufschlug, fand er's vor sich so hell wie Sonnenschein und sah das Bild unserer Lieben Frauen deutlich vor sich stehen. Es redete ihn folgendermaßen an: „Habe ich Dir nicht gesagt, Du solltest mein Bild aus dem Münster von der Wiesen nehmen und es zu den frommen Schwestern im Paradiese tragen, damit mir dort eine Messe gesungen würde, und dann solltest Du das Bild wieder nach Soest zurücktragen in die Kirche von der Wiesen auf die alte Stelle?" Er antwortete: „Ich armer gebrechlicher Mensch, wie soll ich das heilige Bild tragen? wie in finsterer Nacht den Weg finden?" — „Du sollst", erwiederte die Stimme, „das Bild nehmen und aus Sanct Walpurgis-Pforten mit ihm gehen; da wirst Du einen weißen Hund finden, der Dir den Weg zeigen soll!" Als er nun mit dem Bilde vor das Thor an die Steinbrüche kam, fand er dort einen ihm ganz unbekannten, mit Dornen dicht verwachsenen

[1]) S. Seiler, Volkssagen aus dem Lande Paderborn S. 15.
[2]) So hieß ein Nonnenkloster bei Soest.

Weg. Wohl grauete es ihm, die wilde Straße zu wandern, doch nahm er sich ein Herz und folgte dem weißen Hunde ganz den Weg zu Ende, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre. Als er vor das Paradies kam, verließ ihn der Hund, worüber er sehr traurig ward, denn er wußte nicht, wer ihn nun auf dem Heimwege vor Unfall schützen würde. Als nun die Messen und die Loblieder gesungen und beendigt waren, fand der Bürgermeister den Hund wieder vor dem Paradiese, an der Stelle, wo jetzt das Heiligenhäuschen steht. Das Thier leitete ihn sofort wieder an Sanct Walpurgis-Pforten, wo er es gefunden hatte. Dort sprach die Stimme: „Eine solche Prozession soll alle Jahre einmal geschehen, den nächsten Sonntag nach unserer Lieben Frauen Geburt." Als jedoch der Bürgermeister bald nachher starb, hatte man der Sache wenig Acht, so daß die Prozession nach und nach ganz unterblieb. Da erhob sich aber in Soest eine große Pest, bis man wieder anfing, die Prozession auf würdige Art zu begehen. Darauf hielt die Seuche sogleich inne. So ist es auch geblieben, bis endlich das Bild, als die Lutherischen nach Soest kamen, nach Werl gebracht ward, wo es noch heute zu sehen ist.

771) Der große Gott von Soest.

Vor alter Zeit wurde in Soest ein wunderthätiges Bild „der große Gott von Soest" gezeigt, welches ein Pathengeschenk Karls des Großen an Wittekind gewesen sein soll. Es war dies ein ungeheures Kreuz, mit einem kolossalen Herrgott daran und das war der heute noch sprichwörtlich gewordene große Gott von Soest.

772) Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.[1])

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest in Westphalen, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter, Namens Themo, ein harter, ungerechter Mann, der dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben war. Umsonst flehten ihn sein sanftes Weib und seine wohlgeartete Tochter an, er möge doch ein anderer Mensch werden und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja er mißhandelte sie sogar. Tag für Tag lag er in allen Schenken und Bierhäusern der Stadt, denn dort hielt er seine Ernte, weil er fast immer gewann, denn er war ein falscher Spieler und die Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie fast stets zu seinen Gunsten fielen. So trieb er es lange Jahre, zwar ward er von den Weibern und Kindern, Eltern und Geschwistern derjenigen, die er um Alles gebracht hatte, verwünscht bis zum Abgrund der Hölle, allein dies störte ihn Alles nicht, er ward von Tag zu Tag reicher. Nun traf es sich aber, daß ein sehr reicher Patrizierssohn, aus dem Geschlechte der Herren von Kerkhörde, seine Augen auf seine Tochter warf und von ihr erhört wurde. Derselbe begab sich also zu ihm und hielt um dieselbe an. Der alte Themo nahm seinen Antrag auch scheinbar mit großer Befriedigung auf, allein er meinte, es sei doch besser, wenn sich die jungen Leute erst etwas besser kennen lernten und darum möchten sie bis zur Hoch-

[1]) Romantisch bearbeitet von J. Krüger, Westphälische Sagen. Siegen und Wiesbaden 1845 in 12. Bd. I. S. 56 rc. Die Quelle ist Caesarius Heisterb. V. 34.

zeit noch ein volles Jahr warten. Von da an kam nun der junge Mann täglich in das Haus seiner Braut, ohne zu ahnen, welchen bösen Plan der alte Themo mit ihm vorhatte. Derselbe hatte nämlich beschlossen, die Schönheit seiner Tochter als Lockvogel für reiche Freier zu benutzen und der junge Patrizier sollte das erste Opfer sein. So war ein halbes Jahr verflossen, da kam der Letztere auf einmal, fand aber seine Braut nicht zu Hause und da er sie erwarten wollte, schlug ihm der alte Ritter vor, sich die Zeit mit einem Spielchen zu vertreiben. Zwar haßte der junge Mann das Spielen, wußte auch, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein Falschspieler war, allein er wagte doch nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, willigte also ein, doch machte er sich aus, daß es nur um ganz niedrigen Einsatz gehen solle. Natürlich ging jener darauf ein, allein er wußte es so einzurichten, daß der junge Mann immer gewann. Nun vergingen einige Wochen, ehe der Alte seinen künftigen Schwiegersohn wieder zum Spiele aufforderte, allein endlich war wieder einmal das Mädchen mit ihrer Mutter außer dem Hause und wieder bot er ihm ein Spielchen an, aber diesmal zu einem höheren Einsatze. Kerkhörde wagte nicht ihm seine Bitte abzuschlagen und sie spielten wieder, jetzt aber gewann er von dem Alten noch mehr als das erste Mal. Dadurch bekam er denn nach und nach Lust zu diesem entsetzlichsten aller Laster. So kam es, daß er jeden Abend, wenn er von seiner Braut Abschied nahm, statt nach Hause zu gehen, in das Gemach seines zukünftigen Schwiegervaters schlich und mit diesem bis zur Morgenröthe beim Spiele saß. Jetzt aber, da dieser seines Opfers gewiß war, ließ er Kerkhörde nicht mehr gewinnen. Mit jedem Tage nahm er ihm größere Summen ab und drei Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstage verspielte jener Haus und Hof an ihn, so daß ihm buchstäblich nichts mehr übrig blieb. Am andern Morgen aber ließ er den unglücklichen Jüngling zu sich rufen und erklärte ihm mit dürren Worten, er könne seine einzige Tochter unmöglich einem bettelarmen Manne geben, er möge sich also nach einer andern Braut umsehen. Verzweifelnd stellte ihm derselbe vor, daß ja sein ganzes Vermögen in seinen Beutel geflossen sei, allein der harte Themo ließ sich nicht rühren, sondern wies ihm einfach die Thüre. Da stieß der Unglückliche einen schweren Fluch aus und vermaß sich hoch und theuer, morgen werde er nicht mehr unter den Lebenden sein, sein Blut aber solle über seinen Verführer kommen und dieser bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. Darauf eilte er zu seiner Braut, gestand ihr unter heißen Thränen seinen Leichtsinn, küßte sie zum letzten Mal und eilte davon. Wenige Tage nachher aber spülten die Wellen der Lippe unweit Lippstadt seinen Leichnam an's Ufer. Als dies seine unglückliche Braut erfuhr, da trat sie noch einmal vor ihren Vater, erklärte ihm, daß sie von jetzt an keines irdischen Mannes Braut mehr sein werde, sondern sich einen himmlischen Bräutigam wählen und in's Kloster gehen wolle; sie flehe ihren Vater aber an, er möge seine Sünden bereuen und von seinem gottlosen Treiben ablassen, vielleicht daß ihm Gott gnädig sein werde. Der Ritter aber ließ sie mit bösen Worten an und verspottete sie bitter ob ihres Entschlusses und erklärte, um das Heil seiner Seele werde er sich selbst kümmern, spielen wolle und müsse er, bis er in die Grube fahre; wer ihm komme, um mit ihm zu spielen, sei ihm recht und wenn's der böse Feind selbst sei. Kaum hatte Themo diese Worte gesprochen und

seine Tochter ihn verlassen, da trat ein langer, hagerer Mann in einem feuerfarbenen Mantel zur Thüre herein und antwortete auf Themo's Frage, was er wolle, kurz: „Mit Dir spielen!“ Dann schlug er seinen weiten Mantel auseinander und zeigte ihm ein gewichtiges Säcklein, welches er auf den Tisch ausleerte. Zwar war Themo erst über den schauerlichen Ton des Fremden etwas bestürzt gewesen, als er aber das viele glänzende Gold sah, vergaß er alle Furcht und konnte es nicht erwarten, daß dasselbe in seinen Besitz käme. Er holte also schnell seine Würfel herbei und nahm dem Fremden gegenüber Platz. Bald rollten dieselben hin und her und wie gewöhnlich glücklich für ihren Besitzer. So spielten sie denn bis zum Abend und das Gold des Fremden wanderte fast gänzlich auf die Seite Themo's. Schon frohlockte dieser laut, da sprach der Fremde mit ernstem Tone: „Warten wir das Ende ab!“ Als die Glocke neun schlug, wandte sich auf einmal das Glück, Themo's falsche Würfel schienen ihre Kraft verloren zu haben und der Fremde fing an zu gewinnen. Darüber gerieth der alte Spieler so in Wuth, daß er den Kopf verlor und immer hitziger und unvorsichtiger spielte, so daß er um die zehnte Stunde nicht blos seinen bisherigen Gewinn, sondern auch noch viel eigenes Geld dazu verloren hatte. Gleichwohl wollte er nicht aufhören, denn er dachte, das Glück werde sich doch wieder zu seinen Gunsten erklären. Er schleppte also einen schweren Geldsack nach dem andern herbei und verdoppelte die Einsätze, allein Alles war umsonst, kein Wurf gelang ihm mehr und als die Glocke der nahen Domkirche die zwölfte Stunde rief, da hatte der letzte Wurf sein Haus und Hof zum Eigenthum des Fremden gemacht. Nun fragte jener mit kaltem Hohne: „Wollt Ihr noch weiter spielen, Ritter Themo?“ — „Ich nenne nichts mehr mein, um was soll ich spielen?“ war die Antwort. — „Um Euere Seele“, versetzte der Fremde, „ich setze dagegen all mein Geld und Alles, was ich von Euch gewonnen habe.“ Da starrte ihn Themo zitternd an, sein Haar sträubte sich und er wußte, daß sein Partner der Satan war. Gleichwohl hoffte er, daß ihm das Glück wieder lächeln könne, er griff also in Verzweiflung nach den Würfeln, schüttelte sie in der Hand und warf und siehe, es fielen drei Sechsen. Nun sah er den Fremden triumphirend an und rief: „Nun wirf mehr, wenn Du kannst!“ Dieser verzog das Gesicht spöttisch, nahm die Würfel und warf drei Sieben. Themo sah es und taumelte mit einem gräßlichen Fluche zur Erde, der Schaum trat ihm vor den Mund, seine Augen verdrehten sich und seine Glieder zuckten krampfhaft, der Unbekannte aber, aus dessen Zügen jetzt die ganze Hölle leuchtete, beugte sich über ihn, packte ihn mit gewaltiger Kraft, schlug die langen Nägel in Themo's Fleisch und dann fuhr er mit ihm, den er wie ein Wickelkind in den langen Armen hielt, durch die Decke des Saales oben zum Dache hinaus und durch alle Lüfte davon. Die Ziegel des zerschmetterten Daches fand man am andern Tage mit Hirn und Blut bespritzt, Themo's Leichnam aber ward nirgends gefunden. Themo's Weib starb bald nachher vor Gram und nicht lange nachher folgte ihr ihre Tochter, die, wie sie gelobt, ins Kloster gegangen war. Die guten Soester aber, denen es klar war, daß der Fremde Niemand anders als der böse Feind gewesen sein könne, nahmen sich das Ende des alten Spielers sehr zu Herzen und noch lange Zeit nachher fand man keine Spieler mehr in der Stadt.

773) Johann mit den Bellen.[1])

Johann I., Herzog zu Cleve und Graf von der Mark, hatte den Beinamen: mit den Bellen. Dieser rührte davon her, daß einst sein Vater Adolf, als er den Sohn aus Frankreich nach Hause gerufen und gesehen hatte, wie derselbe mit prächtigem Gezeuch, sonderlich mit vielen mit Schellen oder Bellen behangenen Maulthieren angekommen war, aus Verdruß und um dem Sohne seine Thorheit vorzurücken, ausgerufen hat: „Da kömmt Johanneken mit den Bellen!"

774) Der Mann mit dem Grenzsteine.[2])

In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falschen Grenzstein gesetzt und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, den er aber gewonnen hat, weil er falsche Zeugen bestochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzstein auf seinen Schultern tragen und damit in der ganzen Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn schon so gesehen. Der Grenzstein glühte und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von sich werfen konnte er ihn nicht, und weil der feurige Stein ihn brannte, sprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo soll ich mit dem Grenzsteine hin?"

775) Die Hexenrache.[3])

Vor vielen Jahren machte ein Nachtwächter in Schwerte zwei Schwestern zugleich den Hof, ohne jedoch mit dem Heirathen Ernst zu machen. Jede von ihnen forderte ihn zwar mehrmals dazu auf, allein es half nichts; sie thaten sich deshalb zuletzt zusammen und schworen ihm Rache. Nun waren aber die beiden Schwestern Hexen, als daher der Nachtwächter eines Nachts im Bette lag, klopfte es auf einmal an sein Fenster, und als er dies geschwind öffnete, faßten ihn zwei und hoben ihn auf und führten ihn hoch durch die Lüfte. Erst wollten sie ihn in die Ruhr werfen, nachher besannen sie sich aber und setzten ihn ganz nackend oben auf einen hohen Baum, wo ihn die Leute am andern Morgen halbtodt fanden.

776) Der Schatz bei Schwerte.[4])

Auf dem Weidenhofe bei Schwerte liegt schon seit undenklichen Zeiten ein reicher Schatz vergraben, von dem man aber nichts anderes weiß, als daß eine verwünschte Jungfrau ihn bewachen muß. Als im dreißigjährigen Kriege viele Soldaten in der Stadt lagen, gingen einst zwei von diesen des Abends nach einem Wirthshause, welches da stand, wo jetzt die Schwerter Mühle liegt. Gegen Mitternacht kehrten sie nach ihrem Quartiere zurück, ihr Weg führte sie über den Weidenhof. Als sie auf diesem ankamen, sahen sie hier plötzlich eine weiße Jungfrau vor sich stehen, worüber sie sehr erschracken und davon laufen wollten. Aber die Jungfrau rief einen von

[1]) S. Von Steinen St. I. S. 345 führt aber noch andere Erklärungen an aus dem Lateinischen von bellum (Krieg) und von bellus (schön).
[2]) S. Stahl S. 275.
[3]) S. Stahl S. 275.
[4]) S. Stahl S. 118.

ihnen beim Namen; do faßte sich dieser ein Herz und fragte sie: „Was wondelst Du hier?" worauf sie antwortete: „Ich bewache hier einen Schatz!" mit dem Hinzufügen, doß der Soldat den Schotz heben solle, wenn er sie erlösen werde; er solle morgen Nacht in derselben Stunde wiederkommen, aber allein! Darauf verschwand sie, aber der Soldat fürchtete sich und kam in der folgenden Nocht nicht wieder. Nicht lange nachher wurde ein Schwerter Bürger auf gleiche Weise von der Jungfrau angeredet. Dieser versprach wiederzukommen und hielt sein Wort. Die Jungfrau wor schon da, sie sogte zu ihm: „Fang an zu hacken!" Er aber entgegnete ihr: „Hacke Du selbst!" Sie thot dies und hackte in der Erde ein glänzendes Schloß los, dos an einer Kellerthür befindlich war, die sich von selbst öffnete. Der Bürger ging hinein und sah nichts als Gold und Silber. Er packte alle seine Taschen voll, die Jungfrau aber rief ihm zu: „Vergiß dos Beste nicht!" Er meinte, er solle blos dos Gold nehmen und dos Silber liegen lossen, und er griff daher blos nach dem Gold und trat dann wieder heraus und die Kellerthüre schlug hinter ihm zu. Da sprach seufzend die Jungfrau: „Hättest Du auch den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöst und Du der reichste Mann auf Erden!" Mit diesen Worten verschwand sie. Schloß und Kellerthüre hat man nie wiedergesehen; die Jungfrau aber geht noch oft um Mitternacht herum und seufzt und weint.

777) Das hungernde Mädchen zu Unna.[1])

Als im Jahre 1573 der Herzog Wilhelm von Jülich seine Tochter Maria Eleonora dem Herzog Albert Wilhelm in Preußen in Person zuführte, erfuhr der Begleiter desselben, der Doctor Jacob Wier, daß zu Unna ein Mädchen, Namens Barbara Kremer, seit einem ganzen Jahre weder gegessen noch getrunken habe, aber gleichwohl noch fortlebe. Bei der Rückkehr ließ der genannte Wier das 10 Jahre alte Mädchen mit ihrer zum dritten Mole verheiratheten Mutter zu sich kommen und erkundigte sich bei dieser nach dem Zusommenhong der Soche. Dieselbe erzählte diesem, ihre Tochter sei vom 2. Februar bis 12. Mai heftig erkrankt, hobe sich auch in dieser Zeit nur von etwos Wein, Bier und Milch genährt, vom 12. Mai bis 24. October aber gar nichts mehr genossen, kein Wasser gelassen und keinen Stuhlgang gehobt. Der Doctor zweifelte an der Wahrheit der Soche, konnte aber gegen das Zeugniß der Wohrheit, welches der Rath der Stadt Unna der Mutter ausgestellt hatte, nichts machen. Am nächsten April kam jedoch dos Mädchen mit ihrer Schwester Else noch Cleve und bot unter Empfehlung des Raths zu Unno, daß ihr der Herzog ein Zeugniß über dieses unfreiwillige Fasten ausstellen solle, damit sie damit herumreisen und sich für Geld sehen lasse könne. Obgleich nun Jedermann in Cleve an dos Wunder glaubte, so thot dies doch der Doctor Wier nicht und brachte es bei dem Herzog dohin, doß dieser befahl, Wier solle das Mädchen drei Wochen in sein Hous nehmen und beobachten. Zwar widersetzte sich der Vater des Mädchens, allein er konnte es dennoch nicht erlongen, daß ihm

[1]) S. Von Steinen St. XIII. S. 1145 ꝛc. Ueber andere Beispiele von langem Hungern s. Erich, Jülichsche Chronik Bl. 259. S. Majolus, Dies Canical. T. I Coll. IV. Hamelmann, Braunschweigische Chronik p. 168. Leibnitz, Script. Rer. Brunsvic. T. II. p. 1066.

das Mädchen wieder mitgegeben wurde, nur soviel setzte er durch, daß die Schwester ebenfalls mit in das Haus des Doctors kommen durfte. Hier kam jedoch die Wahrheit bald an den Tag, die Frau des Doctors erwischte sie, als sie heimlich Wein trank und auch das Gesinde kam dahinter, wie ihr ihre Schwester Lebensmittel zusteckte. Da sie aber gleichwohl immer noch beharrlich leugnete, so sperrte sie der Doctor bald gänzlich so ab, daß ihre Schwester ihr absolut nichts mehr bringen konnte, und nach einigen Tagen war sie dann genöthigt, selbst um Speise und Trank zu bitten. Schließlich gestand sie denn auch, sie sei von ihren Eltern zu dem bisherigen Betruge verleitet worden und habe oft Schläge bekommen, wenn sie sich bei diesem Handel nicht vorsichtig genug aufgeführt habe. Sobald also der Doctor den Betrug vollständig ermittelt hatte, erzählte er dem Herzog den Verlauf der Sache, bat aber zugleich, man möge mit dem Mädchen und ihren Eltern gnädig verfahren. Dies geschah auch, der Herzog ließ am 13. Mai 1574 beide Mädchen auf seine Kosten zurück nach Unna bringen, mit einem Schreiben an den dasigen Rath, worin diesem seine Leichtgläubigkeit verwiesen und gewarnt ward, künftig vorsichtiger zu sein. Da nun aber von diesem Mädchen und ihrem Fasten früher eine gedruckte Beschreibung erschienen war, so ward der Rath angewiesen, dieselbe öffentlich auf dem Markte verbrennen zu lassen. Als indeß besagte Barbara nach Unna gekommen war, hat sie gleichwohl die Leute zu überreden gesucht, sie habe zwar vorher einige Monate gefastet, allein durch die kräftigen Arzneien, welche ihr der Doctor gegeben, sei sie wieder in ihren gegenwärtigen gesunden Zustand versetzt worden, und doch hatte sie Bier nur ein einziges Mal (ihre Schwester aber zwei Mal) mit gemeinem Oel, in welches er des Geruchs wegen einen Tropfen Spiköl gegossen, eingerieben.

778) Der Teufel als Onkel.[1])

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst vor mehr als dreihundert Jahren all sein Geld einem Wirthe in Verwahrung. Dieser aber nahm es weg, legte dem Boten an Zinnenzeug so viel in den Sack als das Geld gewogen hatte und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an dem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurtheilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an und versprach ihn zu befreien, wenn er sich ihm verschreiben wolle; aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben als das thun. Da sprach der Teufel: „Ich sehe, daß Du ein ehrlicher Gesell bist und ich will Dich befreien, auch ohne daß Du Dich mir zu eigen geben sollst, bekomme ich doch den andern!" Er sagte ihm auch, wie er ihm helfen wolle und belehrte ihn, was er zu thun habe.

Am andern Tage wurde der Bote zum Galgen geführt; er stand schon mitten auf der Leiter, da drehte er sich um und sah von weitem einen Reiter in einem scharlachrothen Mantel ankommen. „Mein Onkel kommt da", sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, „lasset mich ein Paar Worte mit ihm sprechen!" Dies wurde ihm erlaubt und er sprach leise mit dem rothen Reiter, welcher jedoch nicht sein Onkel, sondern der Teufel war.

[1]) S. Stahl S. 122.

Auf einmal rief dieser laut: „Mein Vetter ist unschuldig und der Wirth hat meinen Vetter bestohlen!" Der Wirth aber schrie: „Das sind Lügen, der Bote hat mich bestohlen!" Da trat der Satan vor ihn hin, fragend: „Soll Dich der Teufel holen, wenn Du lügst?" Und als er keck mit Ja antwortete, nahm ihn der Rothmantel flugs beim Kragen und nahm ihn mit sich davon durch die Lüfte. Da erkannten Alle, daß der Bote unschuldig war und er wurde freigesprochen, auch erhielt er sein Geld wieder, welches man noch im Hause des Wirthes fand.

779) Das Erdmännchen von Hardenstein. [1])

Zur Zeit des Kaisers Wenzeslaus lebte auf seiner jetzt verfallenen Burg Hardenstein an der Ruhr der Ritter Neveling von Hardenberg; zu diesem gesellte sich einstens ein Erdmännchen, welches sich König Goldemar nannte und lebte lange vertraulich mit ihm auf der Burg. Goldemar redete aber mit ihm und andern Menschen, spielte sehr lieblich auf der Harfe, ingleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein und schlief oft bei Neveling in einem Bette. Als nun Viele sowohl Geist- als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit Allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohlgefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oftmals schamroth machte. Neveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnte er oft vor seinen Feinden und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könne. Auch lehrte er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: „Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der heilige Geist!"

So pflegte er zu sagen, die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. Seine Hände, welche mager und wie ein Frosch und Maus kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen, Keiner aber konnte ihn sehen. Nachdem er nun drei Jahre bei Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne Jemand zu beleidigen, weggezogen. Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen Viele argwöhnten, daß sich dieses Erdmännchen bei ihm aufgehalten habe.

Nach einer andern Sage war die Sache so. Auf dem Schlosse Hardenstein hielt sich vor alten Zeiten ein Erdmännchen auf, welches sich König Vollmar nannte und diejenige Kammer bewohnte, welche von jenem Tag bis auf den heutigen König Vollmars Kammer heißt. Dieser Vollmar aber mußte stets einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn jederzeit die Speisen, wie auch Hafer und Heu verzehrt wurden, vom Menschen und Pferde aber sah man nichts als den Schatten. Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig, diesen Vollmar, wenigstens seine Fußtapfen zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche streuete, um ihn in solcher Gestalt fallen zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlt, denn an einem gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Vollmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, steckte die Brust an einen Spieß und

[1]) S. Von Steinen St. IV. S. 777—779. Stahl S. 113 ꝛc. Kuhn, Westphäl. Sagen S. 136.

briet sie, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte er. Als nun der Koch bei seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und wollte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichte fertig waren, wurden solche auf Vollmars Kammer getragen, wo man denn hörte, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehrt wurden. Nach dieser Zeit hat man aber den König Vollmar nicht mehr verspürt. Ueber seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich sein sollte als es bisher glücklich gewesen wäre, auch daß die Güter zersplittert werden und nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis daß drei Hardenberge vom Hardenstein am Leben sein würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtniß verwahrt worden, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden; der Topf aber, der in der Küche eingemauert, ist auch später noch vorhanden gewesen. [1])

780) Der St. Einhardsbrunnen. [2])

Bei der Stadt Altena nicht weit von dem Orte, der die Kluse heißt, ist mitten am Berge ein Brunnen, der St. Einhardsbrunnen, zu welchem jetzt an jedem Ostermontage Haufen von Menschen spazieren gehen, der aber in frühern Zeiten, bis Altena evangelisch ward, darum sehr berühmt war, daß er die Gabe hatte, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen. Dieses geschah nämlich folgendermaßen. Die Frau mußte zuerst beten:

Lieber Herr Sanct Peter, schließet auf strenge
Die Himmelspforte, redlich ich ginge
Hinauf zum Boven nud zum St. Einhard.

Dann mußte sie eine Messe lesen und dabei sagen:

O Herr Gott, durch den lieben Sanct Einhard,
Hilf mir, wie Du hast erhört
Der alten verwelkten Sarah Gebet,
Und das der heiligen Mutter Elisabeth.
So hilf auch mir unfruchtbarem Weibe,
Daß ich möge schwanger werden im Leibe,
Hiezu hilf mir nun und alle Zeit,
Daß ich aller meiner Sünden werde befreit.

Hierauf mußte die Frau im Beisein des Priesters aus dem Brunnen einen guten Trunk thun und der Priester dabei sagen:

Proficiat, das gesegne Euch St. Einhard offenbar,
Daß Ihr seid fruchtbar gegen's Jahr.

Demnächst opferte die Frau ihre Gabe und sprach:

Nehmt hin diese Gabe, lieber Herr
Sanct Einhard und helft mir, daß es wahr werd.

Endlich beschloß der Priester die Handlung mit der Danksagung:

Deo Gratias, Gott habe Dank,
Sanct Einhard gebenedeie Euch diesen Gang,
Zweifelt gar nicht daran,
Sondern reget Euch zu einem baldigen Kram.

[1]) Abgebildet bei Von Steinen.
[2]) S. Stahl S. 127.

781) Der Schatz in Wiedenbrück.[1])

In der Stadt Wiedenbrück in der langen Straße, nicht weit vom Langenbrücker Thore steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstört ist, in welchem vor Zeiten ein alter Geizhals gewohnt hat, der Wittwen und Waisen betrogen und viel Geld zusammengescharret, und damit es ihm nicht gestohlen werde, in der Erde vergraben hat. Das Geld liegt noch da und zur Strafe muß es der Geizige bewachen. Alle sieben Jahre kommt es beim Vollmonde zum Vorschein, dann öffnet sich die Erde und das Geld glänzt im Mondenscheine, darüber aber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte dieselbe und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie es wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich deshalb schnell an und ging in die Küche, um Feuer anzumachen. Wie sie aber währenddessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein bei Seite legte, eine Schippe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schippe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie dieselben aber auf den Heerd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging und sich welche holte. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Heerd legte, weshalb sie zum dritten Male in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: „Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um!“ Da ließ sie vor Schrecken die Schippe fallen und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr Eins. Am andern Morgen aber lagen auf dem Feuerheerde lauter schöne Dukaten.[2])

782) Der Knüppelhund.[3])

In vielen Orten an der Ruhr und auch in manchen andern Gegenden Westphalens läßt sich des Nachts ein großer Hund sehen, den man wegen eines großen Knüppels, den er am Halse trägt, den Knüppelrüen (Knüppelhund) nennt. Der Hund thut jedoch Niemandem etwas zu Leide, so lange man ihn in Ruhe läßt. Auch in der Stadt Schwerte ist ein solcher, der von Abends 10 Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen läuft. Einst waren in der Mäheftrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, als sie draußen vor der Thüre etwas rascheln hörten, als wenn der Knüppelhund langsam vorbeikäme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunenthür verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: „Knüppelhund, wo willst Du hin?“ Aber da wurde das Thier wüthend und sträubte seine Haare empor und machte sich größer und

[1]) S. Stahl S. 119.
[2]) Fast dieselbe Sage ist oben S. 465 und 642 aus dem Harz erzählt.
[3]) S. Stahl S. 121.

wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselbigen Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunenthüre legte. Als nun Alle voll Angst davonliefen und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da ward das Thier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schaute mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als es aber die Angst der Leute sah, that es Niemandem etwas, sondern ging nach einer Weile ruhig wieder fort.

783) Die Sagen von den Externsteinen.

Zwischen der lippe-detmoldschen Stadt Horn und der Stadt Paderborn befinden sich die berühmten Externsteine, sonst auch Eggesternsteine vom Volke genannt, angeblich weil die Elstern in der Höhe des größten derselben, wo Niemand hinkommen kann, sich ihre Nester gebaut und ihre Jungen ausgebrütet haben sollen. [1]) Sie sind nicht am Berge, sondern auf einem ebenen Platze aufgerichtet und können unmöglich von Menschenhänden darthin gekommen sein, sondern rühren wahrscheinlich von einer Erdumwälzung her, welche durch Ueberfluthung die sandigen Berge um dieselben fortgespühlt hat, so daß sie allein bloß stehen geblieben sind. Sie sind 100—125 Fuß hoch, zum Theil mit Kammern versehene Sandsteinfelsen und waren bis zur Zeit des heil. Bonifacius der Hauptsitz des germanischen Heidenthums und auf den daselbst befindlichen Opferaltären wurden die gefangenen Römer nach der Niederlage des Varus geschlachtet. Auf dem höchsten derselben stand ein Götzentempel, zu dem eine in den Felsen gehauene Treppe hinaufführte. Dieselbe ward zur Zeit Karls des Gr. in eine christliche Kapelle verwandelt, die im 11. Jahrhundert bereits in Urkunden erwähnt wird. Zwei Jahrhunderte nachher wurden diese Felsengemächer Sitze von Einsiedlern und eine Station zwischen dem Kloster zu Werden und Helmstädt. Diesen Zeiten verdanken wahrscheinlich die kolossalen in die Felsen gehauenen Bilder, die gleichsam den Sieg des Christenthums über das Heidenthum beurkunden, ihre Entstehung. Die an der äußersten Fläche befindliche Kreuzesabnahme mit ihren Sinnbildern ist wohl das älteste Bildhauerwerk in Stein, das wir aus christlicher Zeit in Deutschland besitzen und ist feiner Zusammensetzung und musterhaften Arbeit wegen von hohem Werthe. Von diesen Felsen giebt es nun einige Sagen, die also lauten.

Als Karl der Große mit Gewalt der Waffen das Christenthum in ganz Deutschland einführte, widerstand ihm zuletzt nur noch der Sassenherzog mit den Seinen, allein auch die Kraft dieses letzten Vorkämpfers des Heidenthums erlahmte endlich und seine Macht ward alle Tage schwächer. Da erschien demselben auf einmal des Nachts der Teufel und versprach ihm, einen Heidentempel zu bauen, der so gewaltig sein sollte, daß ihn der starke Karl wohl stehen lassen sollte. Um denselben sollten sich sodann Alle, die noch den alten Göttern treu wären, in fester Einigkeit schaaren, selbst Viele der Neubekehrten würden wieder umkehren, da in ihren Herzen der christliche Glaube doch nur erst schwache Wurzel getrieben habe und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts Anderes, als daß nur Wittekind und die Seinen dem

[1]) Nach Kuhn, Westphäl. Sagen S. 225 kommt aber der Name von Agi, Egi, d. h. Schlange, Drache her und bezeichnet einen vom Gebirge herabstürzenden Wildbach.

väterlichen Glauben niemals entsagen sollten! Mit Freuden willigte der Herzog ein und der Teufel versprach dagegen den Bau in der nächsten Vollmondsnacht zu vollenden. Von dieser Zeit an waren aber Herzog Wittekinds Waffen gegen Kaiser Karl wunderbarer Weise siegreich und sein Anhang vermehrte sich von Tag zu Tag. So kam die Zeit des Vollmonds und der Teufel begann sein Werk. Ungeheure Felsen schleppte er aus aller Welt Enden zusammen und thürmte sie zu Gewölben und Hallen von ungeheurem Umfange über einander. Aber als nun der Riesentempel beinahe ganz vollendet dastand, da hat es Gott dem Wittekind plötzlich ins Herz gegeben, daß er seinen argen Wahn erkannte. Eiligst ging er hin in das Lager seines Feindes Karl und ließ sich reumüthig taufen. Da das der Teufel gewahr ward, fuhr er in großer Wuth über den Tempel her und riß Säulen und Wände und Giebel mit entsetzlicher Kraft auseinander, die Felsen hier und dorthin zerstreuend. Das sind die Eggestersteine, die noch jetzt grau und verwittert am Eingange in den Teutoburger Wald zu sehen sind. Auf der Höhe des einen findet sich ein Gemach mit einem Opfersteine, welches der Teufel zu zerstören vergessen haben mag. Als nun aus dem Heidentempel eine christliche Kapelle geworden und ein mächtiges Kreuz in die Felsenwand gehauen worden war, da rief von der Kuppe des Felsens ein Glöcklein die Gläubigen zum Gebete und Tausende strömten hin zu diesem Gnadenort. Der Teufel aber, der vor Aerger lange nicht wieder an den Ort gekommen war, verspürte eines Tages Lust, sich an seinem frühern Tummelplatz umzusehen. Er fuhr also aus weiter Ferne in der Luft daher nach den Externsteinen, allein wie ward ihm, als er von Weitem einen Priester vor dem Altar der Kapelle im Gebete stehen sah und rings um ihn eine große Anzahl andächtiger Beter. Da ergriff er in wüthendem Groll einen mächtigen Felsblock und schleuderte ihn genau zielend nach der Schlucht, auf daß er den Priester zermalmen möchte. Der Stein sauste fort in brausender Schnelle, der Priester aber, der ihn kommen sah, hob vor der Kapelle das Kreuz empor und es stockte der Stein im Fluge, hielt still und ruhte plötzlich auf schroffer Felsenkante. Der Teufel aber, der wohl wußte, wer ihn hier festbannte, flog in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirschend von dannen, jener Stein aber hängt heute noch hoch oben auf der Höhe, dräuet Allen, als wenn er eben fallen wolle, ja wenn der Wind scharf weht, so bewegt er ihn, aber er bleibt gleichwohl oben hängen, denn der, welcher ihn dort oben angeheftet hat, läßt ihn nicht herabstürzen. Die Leute in der Umgegend aber erzählen, er werde einst eine Lippische Fürstin zerschmettern.

Eine andere Sage erzählt, der Teufel habe einst, als hier die Andacht der Wallfahrer noch sehr im Schwunge war, diese Felsen umstürzen wollen und sich deshalb mit aller Macht gegen sie gestemmt, sie aber doch nicht umwerfen können, wohl aber hat er so gegen dieselben sich gedrängt, daß sein Hinterer, wie man noch sehen kann, sich tief in den Stein gedrückt hat, auch die lichte Lohe ihm hinten herausgefahren ist, also daß dieselbe einen Brandfleck an dem Felsen hinterlassen hat. Letzterer ist indeß jetzt nicht mehr zu sehen, da er von Erde und Buschwerk bedeckt ist.

784) Die Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum.[1]

Eine alte in ganz Westphalen bekannte Prophezeiung sagt, es werde einst der Süden gegen den Norden die Waffen ergreifen und man werde sich vereinen, um wegen der Oberherrschaft des Erdkreises zu kämpfen. Mitten in Deutschland werden sie auf einander treffen, aber in den Gegenden Nieder-Deutschlands wird der Kampf entschieden werden. Das Treffen soll am Birkenwäldchen bei Budberg, einem Dorfe bei Unna, beginnen. Die bärtigen Völker des Siebengestirns werden siegen, doch ihre Feinde werden sich wieder stellen und mit äußerster Verzweiflung kämpfen. Dort wird jene Macht jedoch vernichtet und es werden kaum Einige übrig bleiben, um die unerhörte Nachricht zu verkündigen. Der Fürst aber, der jene große Schlacht schlagen wird, wird von Bremen (einem Dorfe bei Werl) nach der Haar (einer Anhöhe bei Werl) reiten, dort wird er sein Ruhekissen fordern und mit seinem Fernrohre nach der Gegend des Birkenbaumes sehen und die Feinde betrachten. Darauf wird er bei Holtum (einem Dorfe bei Werl) vorbeireiten. Hier steht ein Crucifix zwischen zwei Lindenbäumen; vor diesem wird er niederknieen und eine Zeit lang mit ausgestreckten Armen beten. Darauf wird er seine Soldaten, die weiß gekleidet sind, ins Treffen führen und nach blutigem Kampfe Sieger bleiben. An einem Bache, der von Abend nach Morgen fließt, wird das Hauptmorden sein. Wehe, wehe Budberg und Söndern (einem Dorfe bei Werl) an diesen Tagen! Nach dem Kampfe wird der siegreiche Feldherr in der Kapelle zu Schafhausen an der Haar eine Anrede halten. Jener alte Birkenbaum stand zwischen Holtum, Kirch-Hemmerde, Unna und Werl; er vertrocknete, es ist aber neuerdings ein anderer Baum an seine Stelle gepflanzt worden.

Am 22. Januar des Jahres 1854 wurde bei Büderich, einem Dorfe an der Chaussee zwischen Unna und Werl, eine merkwürdige Luftspiegelung beobachtet, die unbedingt mit der eben gedachten Sage in Verbindung steht. Man gewahrte von der Anhöhe Schlückingens, einem isolirt stehenden Hause, wie sich ein ungeheurer Heereszug nach dem Schafhauser Holze fortbewegte. Bückte man sich zur Erde, so konnte man unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehend die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch Infanterie konnte man in großer Menge und das Blitzen ihrer Musketen genau sehen. Derselben folgte ein unabsehbarer Wagenzug, welchem die Cavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemmerde sich abschwenkte. Die Uniform der Cavallerie war weiß. Als das Fußvolk im Schafhauser Holze und die Cavallerie sich vor demselben befand, verschwammen die Bäume in einem dichten Rauch. Mit dem Untergang der Sonne verschwand jedoch das höchst interessante Schauspiel.

785) Graf Eberhard von Altena.[2]

Nachdem der Graf Eberhard von Altena in dem Kriege, welcher im Jahre 1162 zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und seinen Bundes-

---

[1]) S. Kuhn, Westphälische Sagen Th. I. S. 208 rc. nach der Prophetia de terribili luctu Austri et Aquilonis — Col. 1702 in 12. — und anderen Quellen, besonders nach dem Buch der Wahr- und Weissagungen. Regensburg 1850. Bd. I. S. 283 rc.

[2]) S. Von Steinen St. I. S. 97—100.

genossen an einer und dem Herzog Gottfried von Brabant an der andern Seite geführt, dem Ersteren also tapfer gedient, daß Heinrich den Sieg erfochten, so geschah es, daß Eberhard in seinem Gemüthe wegen so vielen vergossenen Blutes sehr unruhig wurde. Wie er nun bei diesen Umständen einen Ekel an aller weltlichen Gesellschaft hatte und sich daher vornahm, heimlich davon zu gehen und im Elend seine Sünden zu büßen, so steckte er sich in schlechte Kleidung und wanderte, ohne Jemandem etwas zu sagen, erstlich nach Rom, ferner nach St. Jakob zu Compostell; endlich kam er nach Morimunde, einem Kloster in Frankreich, und wurde daselbst ein Laienbruder, da ihm denn auf einem diesem Kloster zugehörigen Meyerhofe, der Witthof genannt, die Schweine zu hüten aufgegeben wurde.

Als er nun in dieser seiner Bedienung sehr fleißig gewesen und in langer Zeit Niemand erfahren können, wo Eberhard geblieben war, so geschah es ferner, daß zwei von seines Bruders, des Grafen von Altena Bedienten mit ihren Knechten, welchen Allen Eberhard wohl bekannt war, nach Frankreich reiseten. Da sie nun nicht weit von besagtem Kloster in die Irre geriethen, schickten sie einen von den Knechten nach dem Kloster, sich nach dem rechten Wege zu erkundigen. Dieser, als er einen Sauhirten gewahr wurde und von ihm den rechten Weg zu erfahren suchte, erkannte an einem Hiebe, welchen Eberhard in einer Schlacht empfangen hatte, daß er Adolfs, des Grafen von Altena Bruder sei. Kaum hatte er solches bei seiner Rückkehr seinen Herren entdeckt, so eilten diese mit großer Begierde nach dem Orte und fanden die Erzählung des Dieners wahr. Zwar wollte sich Eberhard anfänglich nicht kundgeben, doch ließ er auf ihr inständiges Anhalten sich endlich bewegen zu erzählen, wie er zu diesem Stande gekommen wäre. Darauf umarmten ihn die Edelleute mit vielen Thränen, gingen auch gleich zum Verwalter des Hofes und zeigten ihm an, was er für einen Sauhirten hätte. Als nun dieser die Sache gleich an den Abt berichtete und selbiger über die große Demuth des Eberhard sich nicht genug verwundern konnte, nahm er ihn ins Kloster und machte ihn zu einem Mönche. Sobald diese Sache dem Grafen Adolf vorgebracht wurde, reisete selbiger zwar hin, seinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen, da er aber die einmal angefangene Lebensart nicht ändern wollte, hielt er bei dem Abte an, daß dem Eberhard möchte erlaubt sein mit ihm zu reisen, um seine Freunde zu besuchen. Da ihm nun dieses bewilligt wurde und Eberhard nach Deutschland kam, beredete er nicht nur seinen Bruder Adolf, das Schloß Altenburg im Jahre 1133 zu einem Kloster zu machen, sondern er verlangte auch von seinem Vetter, dem Landgrafen in Thüringen, Zagane, durch Vorsprache seiner Gemahlin, der Gisela, und seiner Söhne Heinrich und Günther den Berg des heil. Gregorii mit seinem Zubehör; und als er auf diesem zur Ehre des heil. Gregorii eine Abtei gestiftet hatte, so wurde er durch Vorsprache seiner Freunde vom Bischof von Mainz zum ersten Abte desselben eingeweiht.

786) Das Fegefeuer des westphälischen Adels. [1])

Im Jahre des Herrn 1430 ist eines Tages durch das Heyersthor der Stadt Paderborn über die Heyersstraße und von da an bis auf den Domhof

[1]) Nach Wittius, Historia Westphaliae p. 613—616. Von Stahl S. 46 ꝛc. und Ziehnert Bd. II. S. 170 ꝛc.

ein Mensch gelaufen, mit verbrannten Kleidern, fliegenden Haaren und verstörtem Antlitze, der hat mit kläglicher, aber durchdringender Stimme in einem fort geschrieen: „Hört, Ihr Leute, hört, o hört die schreckliche Geschichte, ich bin im Fegefeuer gewesen!" Dabei hob er unter jammervollen Geberden seine rechte Hand in die Höhe, an der die drei vordersten Finger wie abgebrannt waren. Dieses Betragen und Schreien war aber den guten Bürgern Paderborns um so auffallender, als sie Alle den Mann, den ehrsamen Schneider Pankratius, sehr wohl kannten und ihn seit langen Jahren friedliebend und ruhig und ehrbar unter sich hatten leben sehen. Aller Neugierde ward also daher in einem hohen Grade erregt, namentlich als der Schneider auf ihre Frage, in welchem Fegefeuer er gewesen sei, antwortete: „im Lutterberge." Da gab es aber einen gewaltigen Aufstand und ein gewaltiges Gedränge im Domhofe, denn seit langen Zeiten war es bekannt, daß im Schooße des Lutterberges, der nicht weit vom Kloster Bädecken liegt, das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen der westphälischen Edelleute sein solle. Wie es aber darin aussehe, was darin getrieben werde, wie man darin lebe und überhaupt wie Alles darin sei, darüber wußte man noch nichts und wollte es von dem Schneider hören. Endlich erholte sich Meister Pankratz und gewann Zeit sich zu sammeln und das, was ihm geschehen war, zu erzählen.

Am Tage vor diesem Auflaufe hatte nämlich der Schneider von den Klosterherren zu Bädecken eine Botschaft bekommen, ungesäumt nach Kloster Bädecken aufzubrechen und dem Bruder Schneider daselbst bei Anfertigung vieler neuen Mönchskutten, die bei einem baldigst dort zu erwartenden Besuche des Bischofs getragen werden sollten, Beistand zu leisten. Der Schneider hatte nun aber wegen dringender Arbeit nicht alsogleich aufbrechen können, sich jedoch bei Anbruch der Dämmerung auf den Weg gemacht, weil er hoffte, unter dem Schutze des hellen Mondenlichts sonder Gefahr bis in die Nähe des Klosters zu kommen. Das Kloster selbst hoffte er noch vor Mitternacht zu erreichen und zweifelte nicht, bei dem Bruder Pförtner, der sein Freund war und an dessen Zellenfenster er zu klopfen gedachte, Einlaß und einen guten Imbiß und ein warmes Bette zu finden. In dieser Hoffnung schritt er rüstig fürbaß und dachte an keine Gefahr. Auf einmal, als er in der Nähe des berüchtigten Lutterberges angelangt war, kamen ihm ängstliche Gedanken in die Seele, alle schauerlichen Sagen, die er von demselben gehört, fielen ihm wieder ein und er fing an schnellere und immer schnellere Schritte zu machen, um baldigst vor diesem unheimlichen Orte vorbei zu kommen. Dabei fing er an fortwährend Kreuze zu schlagen und wagte dabei weder vor noch hinter sich zu sehen, sondern lief immer mit zugemachten Augen auf der wohlbekannten Straße vorwärts. Auf einmal hört er ganz in der Nähe des entsetzlichen Berges, der wie ein drohender Riese vor ihm lag, lautes Geräusch hinter sich, sein ganzer Körper erbebte, seine Beine schlotterten, seine Füße versagten ihm den Dienst, seine Finger vermochten kein Kreuz mehr zu schlagen und dabei kam der Lärm immer näher und näher. Auf einmal sah sich der in kaltem Angstschweiß gebadete Mann von einer ungeheuren Masse schwarzer, theils geharnischter, theils nicht geharnischter Gestalten umgeben, die zu Fuße und auf schwarzen, aber wie Feuer leuchtenden Rossen ihn entsetzlich bei dem bleichen Mondenlichte

mit glühenden feurigen Augen anglotzten. Sie thaten ihm nichts und sprachen auch nichts, aber ein Paar große Hunde, die sie bei sich hatten und die ebenfalls schwarz und feurig waren, kamen ganz nahe an ihn heran und als diese beiden Ungethüme mit ihren glühenden Augen so ganz dicht an ihm waren und sogar sich anschickten, mit ihren großen, eitel Feuer sprühenden Mäulern ihn zu beriechen und zu belecken, da konnte der arme Schneider seine Angst nicht mehr in sich verschließen, er mußte ihr Luft machen und mit lauter Stimme rief er: „Habt Gnade, Ihr gestrengen Herren, habt Barmherzigkeit!"

Die ganze Gesellschaft schlug ein wahrhaft höllisches Gelächter auf, wozu die Hunde gräßlich heulten. Dann nahm einer der Vornehmsten, gewappnet und auf einem großen pechschwarzen Rosse sitzend, sich des armen Schneiders an und rief ihm mit sanfter Stimme zu, er solle sich nicht fürchten, sondern sagen, wer er sei und wie er hierher komme. Dieses Zureden gab dem Schneider wieder einigen Muth und er berichtete treuherzig und mit kläglicher Stimme, daß er ein armer Schneider aus Paderborn sei, der in's Kloster Böddecken habe gehen wollen, um den Mönchen daselbst neue Habite zu machen. Als die Gestalten aber hörten, daß er ein Schneider sei, erscholl wieder Gelächter und Hundegeheul wie vorhin. Der hohe Ritter aber wandte sich zu seinen Genossen und äußerte, daß der Geselle anstatt den Mönchen, ihren Schneidern helfen möchte, indem es ihm ja ganz gleich sein könne, für wen er arbeite. „Blos mit dem Unterschiede", riefen Einige lachend aus dem Haufen, „daß er bei uns mit einer brennenden Nadel und mit glühendem Zwirne nähen muß!" Da schrie der Schneider auf's Neue um Gnade, was aber Niemand beachtete. Ein Reisiger aber, der in Knappenkleidung auf einem schwarzen Hengste im Hintergrunde hielt, nahm auf einen Wink des Ritters den Schneider hinter sich auf's Roß und nun jagte der ganze Schwarm lachend und tobend, begleitet von Hundegeheul, dem Lutterberge zu, an dessen Fuße sie abstiegen und die Knechte mit den Pferden auf die Seite zogen. Dann ging der ganze Zug durch ein großes Thor, das sich von selbst öffnete, in das Innere des Berges und der Schneider mußte folgen. Alle Angst und Furcht wich aber hier dem Erstaunen, das sich des Meisters Pankratz bemächtigte.

Er befand sich im Innern des hohen weiten Lutterberges in einem einzigen großen, ungeheuern, unermeßlichen Saale, der von dem einen Ende des Berges zum andern, von der einen Seite zur andern und bis oben an die Spitze hinan zu reichen schien. Der Saal war so groß und so weit und so hoch, daß er nachher versicherte, der Dom in Paderborn nebst der Jesuitenkirche und der Chorkirche, sowie der Abdinghofkirche hätten alle zusammen Raum darin und wenn man sich auch jede von ihnen hunderttausendmal so groß und hoch dächte. Und in diesem ganzen Saale war kein einziges leeres Plätzchen, jeder Fleck besetzt, in jeder Ecke herrschte lautes Leben.

Da merkte denn der Schneider, daß er sich wirklich in dem Fegefeuer des westphälischen Adels befinde, von dem er schon so viel hatte erzählen hören. Aber nicht blos die Herren waren hier, sondern auch ihre Knechte und Diener, namentlich erkannte er einen Kriegsknecht des Grafen von Westphalen wieder, der bei Lebzeiten einst sein Nebenbuhler bei seiner Frau gewesen war. Der Mann stand hinter dem Stuhle seines Herrn und wartete

diesem auf, schien aber den Schneider nicht zu bemerken oder nicht zu kennen. Diese Entdeckung reizte seine Neugierde immer mehr und so sah er sich denn das Treiben der Einzelnen desto genauer an. Hier saß ein Haufen, der sich an einer vollen reichbesetzten Tafel gütlich that und dabei sang und jauchzte; Andere saßen zechend und jubelnd hinter großen vollen Humpen, noch Andere spielten mit Würfeln und Karten, wieder Andere unterhielten sich von ihren Kriegsthaten und sonstigen Abenteuern. Alle waren sehr froh und lustig, doch aber bemerkte der Schneider, daß ihre Lustigkeit nicht recht von Herzen gehen müsse, denn die Essenden verzogen ununterbrochen den Mund, sowie sie etwas hineinsteckten, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, den Trinkern sogar, wenn sie die Humpen an die Lippen setzten, fuhr eine schwefelichte Flamme hinein, so daß sie nur diese und nicht Wein und Bier zu trinken schienen, ebenso rieben die Spieler sich gewaltig die Hände, wenn sie Karten oder den Würfelbecher angerührt hatten, und daß Alle auf glühenden Stühlen saßen, konnte der Schneider gar leichtlich an dem ewigen plötzlichen Aufstehen und Herumrutschen und an den sauren, den Schmerz verbeißenden Gesichtern sehen, welche Alle, vorzüglich die Singenden und Jubelnden dabei schnitten.

Eine Zeitlang sah der Schneider diesem Treiben im Ganzen zu, dann aber vergnügte er sich damit, einzelne Personen unter dem Haufen herauszusuchen, von deren Leben er Zeuge und wegen deren er oft neugierig gewesen war, was nach ihrem Tode wohl aus ihnen werden würde. Da fielen seine Augen auf einen Mann mit einem schönen frommen Gesicht, der nicht weit von ihm an einer großen Tafel den Ehrenplatz einnahm. Die Züge desselben schienen ihm bekannt, er betrachtete sie genauer und erkannte auf einmal den Bischof Wilhelm von Paderborn, der das Jahr vorher gestorben war. Derselbe hatte, nachdem er bereits mehrere Jahre vorher seine bischöfliche Würde niedergelegt, die Gräfin Adelheid von Tecklenburg, mit der er in Bielefeld Hof gehalten, mit Erlaubniß des heiligen Vaters geheirathet und war ihm durchaus nicht als ein böser Mann bekannt gewesen. Gleichwohl saß derselbe hier und speisete glühenden braunen Kohl, den er im Leben gern gegessen hatte, und verzog dabei jämmerlich das Gesicht, erzählte dabei von einer Saujagd, die er auch im Leben sehr geliebt hatte. Bei jedem Worte aber zuckte er mit dem Munde, als wenn, so wie er nur Feuer einschluckte, so auch nur Feuer aus seinem Munde käme. Neben dem Bischofe aber saßen eine Menge Domherren, Pröbste, Dechanten und Cantoren, denen es nicht besser erging als ihrem Präses, und die der Schneider Alle im Leben recht gut gekannt hatte.

Ueberhaupt machte der Schneider bald die Bemerkung, daß, sowie der geistliche Stand an besonderen Tischen für sich allein saß, auch die Ritter jedesmal familienweise beisammen saßen. Auch war ihm das sehr verwunderlich, daß er gar keine Frauenzimmer in diesem Fegefeuer fand, sondern blos Herren und ihre Knechte. Vergebens dachte er darüber nach, wo denn wohl die Weiber und Töchter der westphälischen Edelleute bleiben möchten. Denn daß diese entweder gleich in den Himmel oder auch gleich in die Hölle kämen, konnte er sich nicht gut denken, und zu fragen hatte er keinen Muth.

Nachdem der Schneider dieses Alles eine Zeit angesehen hatte, erhob sich nicht weit von ihm an einem Tische, an welchem die Seelen der edlen

Herren van Barecken sich mit Tafeln beschäftigten, ein arger Streit und Zank. Es war nämlich in dem Augenblicke eine neue Seele angelangt, ein junges Herrchen mit einem glatten, sagar halbgelehrten Gesichte. Dieser sah sich einige Zeit forschend in dem Gewölbe um, schritt dann, als er den Tisch der Edeln van Barecken gewahrte, keck darauf zu und wollte sofart auf einem leeren Stuhle Platz nehmen. Da sprang aber schnell ein alter, großer und starker Ritter mit einem breiten dunkeln Gesichte und starken Schnauzbarte van seinem Sitze auf, riß dem neuen Ankömmling den Stuhl aus den Händen und rief ihm mit gewaltiger Stimme zu, er salle sich augenblicklich von diesem Platze fartpacken, und als derselbe fragte, warum? sa schrie ihn der alte Ritter an, weil er ein feiger und unehrlicher Gesell sei, der des Namens des edlen Geschlechtes von Barecken unwerth sei, da er dem Gottesurtheil mit Christian van Mantoll ausgewichen sei. Ehe aber der junge Herr nach hierauf etwas erwidern kannte, erhaben sich alle am Tische Sitzenden, fielen über ihn her und schleppten ihn zu einer langen schmalen Bank van glühendem Eisen, auf der die Knappen und Knechte der Familien saßen und hier hießen sie ihn Platz nehmen.

Gleich darauf trug sich aber wieder etwas Anderes zu, das dem Schneider nicht weniger merkwürdig erschien. An den Tisch der Grafen und edlen Herren von der Lippe sprangen nämlich in geschäftiger Eile mehrere Diener, setzten daran einen graßen mit Larbeeren geschmückten Sessel und verkündeten, daß der Graf Simon van der Lippe saeben gestorben sei und gleich erscheinen werde. Ueber diese Botschaft freuten sich nun die Grafen van der Lippe und alle Anwesenden sehr, denn der Graf Simon war Zeit seines Lebens als ein sehr tapferer und muthiger Mann bekannt gewesen. Nur einer der Anwesenden zeigte über diese Nachricht sich nicht besanders erfreut und dies war der Bischaf Wilhelm van Paderbarn, der in seinem Leben manche Fehde mit ihm gehabt hatte, ja einmal sagar von demselben gefangen worden war. Derselbe drehete auch sein var Zarn glühendes Gesicht auf die Seite, als der Graf Simon eintrat. Es war dieser ein graßer stattlicher Herr und ward von seinen Verwandten mit den größten Freudenbezeigungen empfangen und van denselben im Triumphe zu seinem Ehrensessel geführt. Hier wurden ihm alsbald die herrlichsten Speisen und die köstlichsten Weine aufgetragen. Allein sa sehr der edle Graf sich auch über diesen ehrenvollen Empfang zu freuen schien, so sah der Schneider dach, daß er bei dem Essen der Speisen und dem Trinken des Weines ein entsetzlich erbärmliches Gesicht schnitt, worüber aber einige jüngere Herren van der Lippe, die wahrscheinlich der Sache schan länger und besser gewahnt waren, recht herzlich lachten. Gleich darauf aber freute sich der Graf Siman nach mehr, denn es kam ein Diener, der ihm etwas in's Ohr sagte und lange heimlich mit ihm sprach, dann aber davanlief und schnell mit einem großen Sessel zurückkehrte, den er an die Seite des edlen Grafen stellte. Hierüber wurden Alle neugierig und wollten wissen, was dies zu bedeuten habe; Graf Simon aber berichtete ihnen, er habe eben die Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht sein langjähriger Freund, Ritter Bussa van der Asseburg verschieden sei und in Kurzem hier eintreffen werde. Für diesen würdigen Freund habe er diesen Sessel an seine Seite setzen lassen. Darüber entstand nun abermals eine graße Freude, daß ein so berühmter Ritter an ihren Tisch kammen solle.

Jetzt hatte aber der Schneider so viel gehört und gesehen, daß seine Neugierde befriedigt war und daß er Zeit hatte, an sich selbst zu denken. Schwer fiel ihm aber der Gedanke auf's Herz, was mit ihm werden solle, denn er dachte sich, daß er aus diesem Fegefeuer wohl niemals wieder herauskommen werde, sondern ewig hier sitzen müsse. Zwar hatte bis dahin noch Niemand sich um ihn bekümmert und er war scheinbar unbeachtet mitten unter dem wilden Treiben gewesen, allein er sah sich vergeblich nach einem Ein- oder Ausgang aus dem Saale um, durch den er unbemerkt hätte herausschlüpfen können. Er sah nicht einmal, wo er selbst hereingekommen war. Auf einmal ward er nebst den übrigen Knappen und Knechten, die an seiner Seite standen, zum Essen gerufen und an eine Tafel geführt, die ganz links in einer Ecke stand. Folgen mußte er zwar, er setzte sich aber nicht auf den schmalen feurigen Eisenstreifen, der die Bank ausmachte und rührte auch die Speisen nicht an, die ihm doch etwas zu heiß schienen. Obgleich sonst von gutem Appetite, spürte er jetzt nicht den mindesten Hunger, so schöne und würzige Speisen ihm auch entgegendufteten. Da wurde auf einmal sein Leibgericht, Forellen mit frischen Erbsen, alles in einer köstlichen Brühe gekocht, aufgetragen; da lachte dem Schneider das Herz im Leibe, er konnte nicht widerstehen und rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel, aber mit einem lauten furchtbaren Schrei zog er sie wieder zurück, denn von den drei vordersten Fingern seiner rechten Hand war nichts mehr da, sie waren bis auf den Grund weggebrannt. Er heulte entsetzlich und schrie und fluchte und sprang umher wie besessen. Darüber erhob sich in dem ganzen weiten Gewölbe ein unbändiges Gelächter. Alles sprang von den Sitzen auf und drängte sich herbei, um den armen Schneider heulen und springen zu sehen und alle lachten, was sie nur lachen konnten, selbst der Bischof Wilhelm und seine Domherren vergnügten sich an den Grimassen des kleinen Männleins.

Doch nicht lange dauerte dies, denn auf einmal ward die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein gewaltiges Geräusch abgezogen, welches sich draußen vor dem Berge erhob. Es war als wenn über hundert Ritter in schweren Rüstungen mit Lanzen und Schwertern und auf wilden schnaubenden Rossen herangesprengt kämen. Alles drängte sich nach dem Geräusche hin, auch der lamentirende Schneider ward zu seinem Glück dahin mit fortgerissen. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Fegefeuers offen sah, nahm er den Zeitpunkt wahr, in dem ein großer Ritter mit vielen Knappen hereingeführt und von dem Grafen Simon von der Lippe mit dem Freudenausrufe: „Da bist Du ja, mein Busso!" bewillkommnet wurde, und entwischte glücklich von Niemandem bemerkt durch die offene Thüre aus dem vermaledeiten Berge.

Draußen war der Mond noch oben am Rande des Himmels und im Untergehen begriffen, dagegen tauchte die Morgenröthe bereits empor. Der Schneider lief, was er laufen konnte, ohne sich weder umzusehen noch auszuruhen, bis er auf dem Domhofe zu Paderborn erschöpft niedersank. Seines Geschäfts im Kloster Bödecken hatte er rein vergessen.

Verwunderungsvoll hatte man dem Schneider zugehört, als er alles dieses erzählte. Ein Theil glaubte ihm, weil die Sage von dem Fegefeuer des westphälischen Adels im Lutterberge ihnen schon bekannt war, ein anderer Theil aber meinte, der Schneider habe entweder geträumt oder sei von

bösen Geistern arg gefappt worden. Dem widersetzte sich aber derselbe entschieden und hob zum Zeichen, daß dem nicht so sei, seine verbrannte Hand hach in die Höhe. Doch sa recht traute man ihm auch da noch nicht, erst als am andern Tage die Nachricht einlief, daß in derselben Nacht, van welcher der Schneider gesprochen, der Graf Siman van der Lippe und der Ritter Bussa von der Asseburg plötzlich des Todes verblichen seien, erst da glaubte man, daß der Schneider wahrgesprochen und seit dieser Zeit ist es ganz unzweifelhaft, daß in dem Lutterberge bei Bädecken das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen des westphälischen Adels ist.

787) Die Sagen vom Deesenberge.[1])

Eine Stunde von der Stadt Warburg an der Diemel liegen auf einem der höchsten Berge dieser Gegend die Trümmer der alten Burg Deesenberg, das Stammschloß der nach blühenden Familie von Spiegel. Diese Burg ward van Karl dem Gr., als er in dieser Gegend gegen Wittekind kämpfte, den Sachsen entrissen und mit ihren Umgebungen als eine geschlossene Herrschaft mit der Würde des Baronats an einen seiner Kriegshelden, Canrad Speegel verliehen, mit dem Befehle, hier eine neue feste Burg zu erbauen, van der er wie ein Spiegel leuchten sallte. Dies war der Ursprung des Geschlechtsnamens der ritterlichen Familie der Spiegel van Deesenberg.

In der Volkssage wird jedoch Karl d. Gr. selbst für einen der ersten Bewahner des Deesenberges genannt und berichtet, er habe sich daselbst bei seinen Kriegen wider unsere Varfahren, die rebellischen Sachsen, aufgehalten und allda ein unterirdisches Hoflager gehabt, jetzt sei er mit den Seinen in diesen Berg gebannt und sitze nun dart an dem steinernen Tische, wo der Bart ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen sei und werde er nach var dem jüngsten Tage wiederkammen, um sein verlassenes Kaiserthum van Neuem zu übernehmen und wieder zu regieren.

Von diesem Berge sagt ein altes Wetter-Prognastikan:

Ist unser Deesenberg ahne Hut,
Sa ist's Wetter schön und gut.
Wenn er mit dem Hut versehen,
Wird das Wetter nicht bestehen.

In diesem Berge sall viel Geld verborgen liegen, Kaiser Karl d. Gr. dasselbe aber verwahren und Schäfer und Hirten, die ihm angenehme Lieder vargepfiffen, auch Bäcker aus dem benachbarten Warburg, die ihm Weißbrad gebracht, reichlich beschenkt habe.

Im Jahre 1790 veranlaßten diese Sagen eine Versammlung mehrerer Schatzgräber, in den unterirdischen Gewölben des Deesenberges um Schätze zu graben, allein man weiß nicht, welches die Ausbeute gewesen ist. Ein alter Schäfer, der in seiner Jugend die Schafe am Deesenberge und in dessen Umgebungen lange Jahre hütete, erzählte zu Anfange dieses Jahrhunderts, daß sein Graßvater einst behauptet, es lägen in dem Keller des Schlasses noch zehn Fässer Gold verbargen und kein Mensch känne diesen Schatz heben. Einst wären einige vornehme Herren hinaufgekammen, um sich umzusehen, und hätten da gelbe Blumen gepflückt. Auf einmal habe

[1]) S. Gottschalck, Bergschlösser Bd. V. S. 329 rc.

sich die Thüre eines Kellers geöffnet; sie wären in denselben hinabgestiegen, hätten aber nichts als Fässer voll Erbsen, Linsen und Bohnen gefunden, womit sie sich zum Scherz geworfen. Da sei ein kohlenpechrabenschwarzer Hund gekommen, habe die herumgestreuten Erbsen und Bohnen sorgfältig wieder aufgesucht und die Herren wären dergestalt erschrocken, daß sie schnell fortgelaufen und auch die gepflückten Blumen zurückgelassen hätten. Plötzlich sei eine Stimme erschollen, welche gerufen: „Vergesset das Beste nicht!" Einem einzigen der Herren wären fünf Linsen in den Schuh gefallen und als er sie herausgenommen, wären sie zu Goldstücken geworden. Gern wären sie wieder zurückgekehrt, die kostbaren Erbsen-, Linsen- und Bohnenfässer wieder aufzusuchen, aber nie hätten sie den Weg dorthin wieder gefunden.

788) Kaiser Karl zu Herstelle.[1])

Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen und oft weilte er dort, von harten Kriegszeiten rastend oder zu neuen Schlachten Kräfte und Freudigkeit sammelnd. Jetzt sind alle Spuren dieser Felsenburg verschwunden, aber in der heiligen Osternacht um die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen und Schloß und Kaiser und Mannen erheben sich aus dem Schooße der Tiefe. Dann sind die Thürme und Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen. Den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf dem marmornen Thron sitzt mit Scepter und Krone und Schwert. Nicht lange währt es, so kommt ein alter bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Kniee nieder und spricht, noch sei die Zeit der Erlösung nicht gekommen, noch seien die deutschen Brüder nicht einig geworden. Dann stößt der Kaiser einen tiefen Seufzer aus, die Augen gehen ihm über von schweren Thränen, Schloß und Thürme und Alles versinkt wieder, die Männer kehren in den Abgrund zurück und kommen nicht eher als in der nächsten Osternacht wieder.

789) Das Muttergottesbild zu Brenkhausen.[2])

Die Nonnen im Kloster Brenkhausen wollten einmal zur Zierde ihrer Kirche ein Bild der heiligen Jungfrau haben und ließen einen berühmten Maler aus weiter Ferne kommen, es zu verfertigen. Ein geräumiger Saal im Kloster wurde dem Meister zur Werkstatt angewiesen und gleich einige Tage nach seiner Ankunft begann er die Arbeit. Wie aber dieselbe so weit vorgerückt war, daß man schon die Füße, Hände und den Mantel der heiligen Frau erkennen konnte, kam die Aebtissin alle Tage und sah nach dem Bilde, wie es wuchs und seiner Vollendung rasch entgegenging. Zwischen durch hörte sie aber auf des Malers Erzählungen von seiner Heimath in der Ferne, von seinen wunderbaren Schicksalen und von den Bildern, die er hier und da gemalt. So kam sie denn alle Tage, ihre Besuche wurden immer länger und ebenso seine Erzählungen, zuletzt sah sie nicht mehr auf das Bild und nur auf den Maler und ebenso war es mit diesem, er machte nur noch wenige Pinselstriche in ihrer Gegenwart an demselben und das Bild rückte

[1]) S. Seiler S. 47.
[2]) S. Seiler S. 32.

nicht mehr vor. Das kam aber daher, daß eins zu dem andern eine glühende, sündige Liebe gefaßt hatte. Endlich mußte aber das Bild doch fertig werden und der nächste Feiertag ward zu seiner Ausstellung bestimmt. Als derselbe angebrochen war, war die Kirche gedrängt voll von Menschen, die alle das Bild sehen wollten, allein als es enthüllt ward, da hatte dasselbe vollständig die Züge der Aebtissin und es war, als wenn dieselbe in bunte Gewänder gehüllt auf das Volk herabsähe. Jetzt traten die Priester herzu und erhoben segnend die Rauchfässer auf das Bild und besprengten es mit geweihtem Wasser. Da fiel aber die frevelhafte Schilderei plötzlich mit großem Geräusch von ihrem Fußgestell auf den Boden und als man sie aufheben wollte, war die Leinwand von oben bis unten zerrissen, das Gesicht war aber ganz unkenntlich geworden. Der fremde Maler aber ist seit dem Augenblicke verschwunden gewesen und Niemand, selbst die Aebtissin nicht, hat ihn je wieder erblickt.

790) Die Stiftung des Klosters Bocke bei Paderborn.[1])

Bei dem alten Schlosse Bocke bei Paderborn erbaute im Jahre 836 der dasige Bischof Badurad eine Pfarrkirche und schenkte dahin zur Aufbewahrung die aus Cambray erhaltenen Gebeine des heiligen Landelin, eines edlen Franken, der sich mit Ausbreitung des Christenthums eifrig beschäftigt hatte. Ueber diese Gebeine stiftete aber im Jahre 1101 der Graf Erpo von Padberg, ein arger Raubritter, ein Mönchskloster für Benedictiner und giebt selbst als Grund seiner Bekehrung in der Stiftungsurkunde folgende Begebenheit an. Er hatte lange Jahre schon die ganze Umgegend durch seine Raubzüge unsicher gemacht, da fiel es ihm ein, eine jetzt nicht mehr vorhandene Ortschaft, Horhusen, zu überfallen, weil er sich von dieser irgendwie beleidigt und verletzt glaubte. Er machte auch sofort Anstalt dazu, zog mit einer starken Macht gegen sie, schlug ihren schwachen Widerstand mit wenig Mühe nieder und begann den Ort in Brand zu stecken. Da liefen einige Bürger in die Kirche des heil. Märtyrers Magnus, holten aus derselben das Bild des am Kreuze hängenden Christus und kamen dem Wütherich, wie er sich selbst nannte, damit entgegen. Der vor Zorn ganz unsinnige Ritter unterstand sich aber, mit seinem Schwerte die auf dem Haupte des Bildnisses Christi befindliche Dornenkrone zu durchhauen. Als nun ein Theil zur Erde fiel, spürte er sogleich die Rache Gottes, denn die Hand, welche eben das Schwert gezückt hatte, ward auf der Stelle von einem so unbeschreiblichen Schmerz gequält, daß sie davon verkrümmte. Da ward der Bösewicht inne, daß Gott ihm sein Strafgericht zuschicken wolle; er ging in sich und that sich von allem gottlosen Thun vollständig ab und gab mit Einwilligung seiner Gattin der Kirche des heil. Magnus ein zweipflügiges Erbe und dem Kloster zu Bocke alle seine beweglichen Güter. Indeß ward der Bau nach seinem und seiner Gemahlin Tode eingestellt und die Gebeine des heil. Landelin durch die angeblichen Erben Padbergs, die Grafen von Ritehn (Rethe) nach deren Gute Flechtorp im heutigen Fürstenthum Waldeck versetzt und dort ein Kloster gestiftet.

[1]) S. Fischer, Die Burgvesten der Preuß. Monarchie Bd. I. S. 291 2c. Gottschalck Bd. IV. S. 243 2c.

791) Die Sage von der Freudenburg.[1])

Im Regierungsbezirk Arnsberg der westphälischen Provinz des Königreichs Preußen über dem Flecken Freudenberg liegen auf steiler Berghöhe die wenigen Ueberreste der alten Burg Freudenburg, von denen aus man eine herrliche Aussicht in die lachenden unter ihr liegenden Thäler genießt. In dem Besitze derselben befand sich im 14. Jahrhundert eine adelige Familie von Wildenstein. Nun war aber der letzte männliche Besitzer aus diesem Hause, Ritter Siegfried von Wildenstein in einer Fehde gefallen und hatte ein einziges Kind, ein vierzehnjähriges Mädchen hinterlassen, die sehr bald zu einer herrlichen Jungfrau aufblühte. Allerdings sollte ihre Tante, die Schwester ihres Vaters, welche unvermählt auf der Veste lebte, ihre Erziehung leiten, allein dieselbe bekümmerte sich nur wenig darum und das Mädchen selbst als reiche und einzige Erbin der Güter ihres Voters wollte natürlich auch von einer armen Anverwandten keine Lehre annehmen. Es fehlte natürlich auch nicht an jungen und schönen Freiern, die sich um die Hand der reichen Erbin bewarben, allein dieselbe zeichnete keinen aus, vernachlässigte aber auch ebensowenig einen und so kam es, daß sie anfangs zwar zufrieden war, von zahlreichen Anbetern umlagert zu sein, bald aber eine Art Vergnügen daran fand, unter den Einzelnen geheime Eifersucht zu erregen. Doch Keiner konnte sich noch immer einer Bevorzugung rühmen, da kam ein Ritter von Arnburg, der am kaiserlichen Hofe erzogen und wie dozu geschaffen war, allen Mädchen die Köpfe zu verdrehen, auf die Burg und schien sich um die Jungfrau bewerben zu wollen. Diesem schenkte sie ihr Herz und da der Ritter sein Glück zu benutzen verstond, so wußte er über ihre Tugend zu siegen und verließ sie, nachdem er dieselbe verführt hatte. Einmal gefallen, ergab sie sich nun aber einem leichtsinnigen und frevelhaften Leben und dachte nicht mehr an eine ernste Verbindung. Fest reihte sich auf der Burg an Fest und so lebte sie einige Jahre im Taumel wollüstiger Freuden, so daß ihre Burg jetzt den Nomen der Freudenburg mit Recht trug. Als aber ihre Reize mit den Jahren abzunehmen begannen, da beschloß sie irgend einen ihrer zahlreichen Anbeter fest an sich zu fesseln und wählte dazu einen noch unerfahrenen Junker, Namens von Wartau, der sich auch von ihr umgarnen ließ und sie heirathete. Spottend des blinden Thoren zogen nun ihre übrigen Verehrer aus der Burg und es schien auch, als habe die wahre Liebe ihres Erwählten ihr Herz gebessert, denn sie lebte einige Zeit still und sittlich mit ihrem Gatten. Allein bald dünkte ihr diese Einförmigkeit abgeschmackt, sie sehnte sich zurück in den wechselnden Kreis ihres früheren Lebens. Ihr Gemahl jedoch wußte dies zu hindern, allein dadurch ward er ihr zuwider und da sie nun keine andern Männer um sich sehen konnte, richteten sich ihre begehrlichen Blicke nach unten auf die Knappen ihres Mannes. Es konnte nicht fehlen, daß ihr unter denselben einer gefiel und sie wußte es so einzurichten, daß derselbe sie einstmals scheinbar schlafend in dem an die Burg grenzenden Eichwalde in sehr verführerischer Stellung fand. Zwar wollte derselbe anfangs sich abwenden und die Schläferin ungeweckt lassen, allein die böse Lust war zu groß in ihm, er nahte sich ihr und ehe er es sich versah, lag er in ihren Armen. Damit waren die Schranken gefallen, welche

[1]) S. Fischer Bd. II. S. 268 ꝛc.

die Ehrfurcht bisher zwischen beiden Theilen gezogen hatte; wie natürlich blieb es nicht bei der einen Zusammenkunft, es folgten mehrere, aber auch der Verräther schlief nicht, und als sie eines Abends wieder im Eichwalde sich verbotenen Umarmungen hingaben, war auch der beleidigte Gatte zur Stelle und ermordete sie beide. Er entfloh darauf und fand seinen Tod im heiligen Kriege, die Burg aber kam (1392) in den Besitz der Grafen von Wertheim, die sie von Grund aus niederrissen und neu bauten. Auf der Höhe des Berges aber, in dem Eichwalde, wo die beiden Verbrecher starben, irren ihre Schatten noch heute herum und schrecken den nächtlichen Wanderer.

792) Die Freischützen bei Paderborn.[1])

Nahe bei Paderborn hatte ein Edelmann einen sehr großen Wald, über den er zur Aufsicht einen Förster gesetzt hatte. Diesen fand man nun eines Tages im Walde erschossen und Niemand konnte ermitteln, ob er sich selbst oder ein Anderer ihn getödtet habe. Das erstere war aber sehr unwahrscheinlich, weil der Förster ein guter und ordentlicher Mann war, und das letztere unbegreiflich. Da sich das Geschehene nicht ändern ließ, wählte sich der Edelmann einen andern Förster. Aber auch diesen und noch einige seiner Nachfolger fand man gleich nach Antritt ihres Amtes erschossen im Walde, denn sobald sie nur den Wald betraten, fiel in der Ferne ein Schuß, der den unglücklichen Förstern mitten durch die Stirne fuhr. Woher aber die Kugel kam, war trotz aller Sorgfalt nicht zu ermitteln. Der Edelmann mußte nun seinen Wald ohne Aufsicht lassen und zahlreiche Holzdiebereien dulden, die nicht von seinen Unterthanen, welche den verhängnißvollen Wald möglichst mieden, sondern von Fremden herrührten. Nach einiger Zeit meldete sich wieder ein Jäger in den erledigten Försterdienst. Der Edelmann erzählte ihm das traurige Schicksal seiner Vorgänger und wollte lieber Holzverluste dulden, als das Leben eines Menschen auf's Spiel setzen. Der Jäger aber versicherte mit kecker Zuversicht, daß, wenn ihm das Försteramt anvertraut würde, er sich vor dem unsichtbaren Scharfschützen schon Ruhe verschaffen wolle. Der Edelmann willigte endlich, obwohl ungern ein. Am nächsten Tage trat er sein Amt an und wurde von dem Edelmann selbst und einigen andern handfesten Männern nach dem lebensgefährlichen Walde begleitet. Am Eingange desselben blieben sie zurück und der neue Förster betrat sein neues Revier; aber kaum hatte er einige Schritte hinein gethan, als in der Ferne ein Schuß fiel. Schnell warf der Jäger seinen Hut in die Höhe, der von einer Kugel durchlöchert herabfiel. „Nun aber ist die Reihe an mir", sagte der Förster, lud murmelnd seine Büchse und schoß sie mit den Worten in die Luft: „die Kugel bringt Antwort." Darauf bat er den Edelmann und seine Begleiter mit ihm zu gehen und den unbekannten Schützen zu suchen. Nachdem sie den ganzen Wald durchstreift und nichts Verdächtiges hatten entdecken können, kamen sie zu einer am jenseitigen Ende des Waldes gelegenen Mühle und fanden den Müller todt vor der Thüre liegen. Eine Kugel war ihm mitten durch die Stirn gefahren. Alle staunten und traten mit einiger Scheu vor dem Förster zurück. Der Edelmann behielt ihn einige Zeit in seinem Dienste, um dadurch seinen Wäldern Ruhe

[1]) S. Ziehnert Bd. III. S. 244.

vor Dieben zu sichern. Als er aber sah, daß sein Förster bei jedem Schusse traf, was er treffen wollte, das Wild an jedem ihm beliebigen Orte festbannte und aus seiner Jagdtasche die geschossenen Feldhühner wieder lebendig in die Küche fliegen ließ, ward es ihm doch unheimlich in seiner Nähe und er entließ ihn bei dem ersten schicklichen Vorwande aus dem Dienste.

793) Die Lilie von Corvei.[1])

In der ehemaligen Abtei Corvei an der Weser, die jetzt ein Schloß des Fürsten Hohenlohe-Bartenstein-Schillingsfürst im Regierungsbezirk Minden in Westphalen ist, wurde, wenn einer der Brüder sterben sollte, dessen Tod vorher angezeigt, doch auf eine andere Weise als in Merseburg (s. oben S. 331). An einem ehernen Kranze im Chor hing eine Lilie und diese wurde auf wunderbare Weise im Stuhle desjenigen Bruders gefunden, der in drei Tagen sterben sollte, und diese Todesandeutungen sollen Jahrhunderte lang bemerkt worden sein. Einstmals fand diese Todeslilie ein junger Ordensbruder auf seinem Sitze, der keine Lust zu sterben hatte und legte sie auf den Stuhl eines alten Geistlichen. Dieser erschrack über den Anblick und den widrigen Geruch der Todtenblume und ward gefährlich krank, allein auch bald wieder gesund und der junge Bruder starb darum doch am dritten Tage eines schnellen Todes.

Einmal war aber ein sehr strenger Abt zu Corvei, der den früher verwöhnten Brüdern auch nicht das Geringste nachsah. Mancher von ihnen, der sonst Tage lang im Sollinge sich herumgetrieben hatte auf der Fährte der Hirsche und wilden Schweine, durfte jetzt die enge Zelle nicht verlassen und mußte seine Zeit dem Abschreiben alter Handschriften widmen und Mancher, der auf den Bauerhöfen der Nachbarschaft wohl allzubekannt war, mußte jetzt Tag und Nacht in den bestaubten Chorstühlen sitzen oder in endlosen Kasteiungen seinen widerspenstigen Leib züchtigen. So kam die Reihe an Alle und es ist kein Zweifel, daß Klagen und Verwünschungen in hohem Maße laut wurden gegen den strengen Zeloten. Indeß wagte Keiner sich zu widersetzen und selbst der munterste Lebemann aus der Zahl der Mönche des Klosters, Theobald geheißen, konnte nicht anders, er mußte sich den strengen Pönitenzen und Fasten fügen, die ihm der Abt nicht eben selten auferlegte. Indeß beschloß er sich zu rächen. An einem schönen Sonntagsmorgen eilte er, noch ehe die Sterne erblichen, hinab in den Klostergarten, pflückte eine weiße Lilie und legte sie in der Kirche heimlich auf das Pult des Abts. Als dieser nun zum Frühgottesdienst hereintrat, erschreckte ihn der Anblick der Todtenblume so gewaltig, daß er zu Boden stürzte und den Geist aufgab. Wie sich nun die Brüder von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, schritten sie gleich in den nächsten Tagen zu der Wahl eines neuen Abtes. Um aber einen recht gelinden Obern zu bekommen, wählten sie den Bruder Theobald, von dessen finsterer That Niemand etwas ahnte. Theobald aber ward von Tag zu Tag mürrischer und finsterer, denn des Abtes

[1]) S. Annales Corbeienses bei Leibnitz, Script. Brunsvic. T. II. p. 306. Anno MCXII. Francisci höllischer Proteus S. 1056 ꝛc. Zu Lübeck vertrat die Stelle der Lilie eine Rose (s. Daumer, Geheimnisse des christlichen Alterthums Bd. II. S. 38 ꝛc.). S. a. Grimm, Deutsche Sagen Bd. I. S. 351 und Altdeutsche Wälder Bd. II. S. 185—187. Das malerische und romantische Westphalen S. 78 ꝛc.

bleiche Gestalt wich nicht von seinen Blicken. Wo er ging und stand, umschwebte ihn der schwankende Schatten desselben und ließ ihn nicht Ruhe und Frieden mehr finden. Es half ihm nichts, daß er zum Weine seine Zuflucht nahm, auf dem Boden des geleerten Bechers grinzte ihn die Larve seines Vorgängers boshaft an. Dadurch ward er aber zu halbem Wahnsinne getrieben und zuletzt so übelgelaunt und böse, daß seine Mitbrüder sich oft den alten Abt zurückwünschten, unter dem sie es doch so schlimm nicht gehabt hatten. Endlich als er seines Elends gar nicht mehr Rath wußte, ist er stillschweigend auf den höchsten Thurm des Corveier Domes gestiegen und hat sich von da herabgestürzt, so daß seine gebrochenen Glieder am Boden herumlagen. Er war der erste in Corvei, der ohne die weiße Lilie gestorben ist und von der Zeit an hat der Tod die Brüder geholt wie andere Leute und Keinem hat er die weissagende Blume mehr gebracht.[1])

794) St. Veits Gaben.[2])

Das Kloster Corvei war dem heil. Veit geweiht und hatte in der ältesten Zeit arme, aber sehr fromme Mönche. Nur einmal im Jahre hielten sie ein Gastmahl und das geschah am St. Vitustage zu Ehren ihres Schutzpatrons; es war aber sehr mäßig und beschränkt, denn die Einkünfte des Klosters waren gering. Einmal aber geschah es, daß am St. Vitustag, welches der 15. Julius ist, es dem Kloster fast an allem zu einem Festmahl Nöthigen gebrach, an Fischen, an Wildpret und an Wein. Nur Gemüse war vorhanden. Vergebens sannen die Mönche nach, wie sie ohne das Nöthigste ihr Fest begehen sollten, siehe da plätscherte es im Klosterbrunnen und zwei große Karpfen schwammen darin und auf dem Hofe stellten sich zwei prächtige Hirsche ein, die waren feist vor der eigentlichen Feistzeit. Da kam aber auch der Bruder Kellermeister und trug zwei große Krüge, die er gefüllt hatte am Quell, der in der Kirche hinter dem Altar sprang, und verkündete, daß das Wasser des Quells in Wein verwandelt sei. Da nun die Kunde solch hohen Wunders dem Abte angesagt war, so sprach dieser: „Brüder, lasset uns in Demuth und Dankbarkeit diese Gaben Gottes und unsers heiligen Schutzpatrons genießen. Es genüge uns aber an einem Hirsch und an einem Fisch, und Jeder fülle sich nicht mehr als zwei Kannen Weins." Da ließen die Brüder ohne Widerrede den einen Hirsch ins Freie und den einen Fisch in die Weser und segneten im Herzen den guten Abt, daß er ihnen doch statt nur eines Krüglein Weines deren mindestens zwei erlaubt hatte und hielten ihr Festmahl zu Ehren St. Veits in Eintracht und Liebe. Seitdem erneute sich diese Spende des Heiligen an jedem Jahrestage und immer wurde also verfahren wie am ersten. Endlich aber starb der gute und fromme Abt und es ward ein anderer gewählt, dessen Gott der Bauch und dessen Heiliger Herr Bacchus war. Als nun St. Viti Jahrestag wiederkam, da ließ der Abt beide Hirsche schlachten und beide Fische auch, und Weines die Fülle füllen und bezechte sich St. Veit zu Ehren weidlich. Aber als wieder ein Jahrestag kam, da kam mit ihm weder Hirsch noch Fisch und der Altarquell sprudelte nach wie vor recht klares frisches

[1]) S. Seiler S. 56 2c.
[2]) S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 258.

Wasser, aber keinen Wein mehr, also daß im Kloster Corvei jetzt Bruder Schmalhans Küchenmeister ward.

795) Der weiße Hirsch zu Corvei.[1])

Der Tag des heil. Vitus wurde von den Mönchen zu Corvei immer als ein hoher Fest- und Freudentag begangen, denn dieser Heilige war der Schutzpatron der Abtei. Das edelste Wild, welches der Solinger Wald hegte, der feurigste Wein, der im Klosterkeller lagerte, die schmackhaftesten Fische, die in den Teichen des Abtes wohnten, das alles prangte auf der geistlichen Tafel. Das beste Stück aber war immer ein weißer Hirsch, der sich ungerufen und ungesucht jedes Jahr selbst in der Küche von Corvei einstellte und sich schlachten und braten ließ. Dieses kostbare Gericht ward aber nicht von den Mönchen selbst verzehrt, sondern einem alten Brauche gemäß unter die Armen vertheilt, die sich stets reichlich im Kloster einfanden. Nun war aber einmal ein Abt in Corvei, ein strenger, gebieterischer Mann. Der befahl, das nächste Mal den Hirsch für seine Tafel zuzurichten; die Armen könnten ja mit geringern Speisen vorlieb nehmen. Am nächsten St. Vitustage geschah es denn auch nach seinem Willen und das köstliche Wildpret ward für ihn und die Mönche aufgetragen. Aber wie er just das Messer erhob, um für sich das saftigste Stück aus der Keule herauszuschneiden, da zuckte es in der Schüssel, da begann sich's zu regen und zu heben, der gebratene weiße Hirsch ward vor den Augen der entsetzten Mönche lebendig und sprang aus der Schüssel. Der Kopf war unten für die Dienerschaft geblieben und so rannte der Hirsch ohne Kopf erst dreimal um den Tisch und dann zum nächsten offenstehenden Fenster hinaus. Keiner der Herren aber bezeigte Lust nachzusehen, wo er blieb. Von dieser Zeit an hat sich kein weißer Hirsch mehr in Corvei sehen lassen.

796) Der Brigadier von Corvei.[2])

Vor etlichen hundert Jahren lebte in der Stadt Warendorf ein Oberst, Brigadier von Corvei geheißen, der war sehr reich, aber auch sehr grausam und geizig. Als er aber zum Sterben kam, verordnete er, daß er mit vielem Pomp begraben werde und daß man viele Messen für ihn lesen lasse, damit seine Seele Erlösung bekomme. Dieses geschah auch, denn alle Straßen von seinem Hause an bis zur alten Kirche waren mit feinem schwarzen Tuche belegt, das nachher den Armen geschenkt wurde, und in allen Kirchen der Stadt wurde ein ganzes Jahr hindurch jeden Tag Seelenmessen für ihn gelesen. Dennoch konnte er aber seiner Strafe nicht entgehen, daß er im Leben so grausam und geizig gewesen war. Jedes Jahr an seinem Sterbetage muß er von Abend an bis zum Frühmorgen mit feurigem Wagen und Pferden durch die Stadt und über alle seine ehemaligen weitläufigen Besitzungen fahren, wobei böse Geister ihn umgeben und man ihn jämmerlich ächzen und stöhnen hört. Sein Degen und sein Stiefel, die noch zu Warendorf verwahrt werden, fangen alsdann an erschrecklich zu poltern und liegen nicht eher still, als bis die Fahrt ihres alten Herrn zu Ende ist.

[1]) S. Seiler S. 28.

[2]) Nach Stahl S. 277 2c.

797) Die Stiftung des Klosters Herdecke.[1]

Die Volkssage stimmt nicht mit der Annahme der Gelehrten überein, welche den Namen Herdecke von der altdeutschen Göttin Hertha ableiten und sagen, er bedeute soviel als Herth-Eke, d. h. Herthas Eiche (die Eiche, wo der Hertha geopfert wurde). Sie berichtet, es habe einst in Italien eine junge und schöne Prinzessin gelebt, Fredaruno geheißen, eine Nichte Karls des Großen. Diese habe einen vornehmen, tapfern und schönen Ritter zum Bräutigam gehabt, der sei aber nach Palästina gegen die Ungläubigen gezogen und dort im Kampfe gefallen. Da habe die unglückliche Braut sich vorgenommen ledig zu bleiben und die Stätte zu verlassen, wo sie geboren und erzogen war und ihren Bräutigam gesehen hatte, um nicht immer durch den Ort an ihr verlorenes Glück erinnert zu werden. Sie habe also beschlossen nach Norden zu ziehen und da ein Kloster zu bauen, wo sie ihr Leben still und in Abgeschiedenheit beschließen könne. Zu dem Ende verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen und lud das Geld auf Maulthiere und zog nun fort aus ihrer Heimath, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte und wie es so still und heimlich darunter sei, so entschied sie sich, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maulthiere zuerst und von selbst sich unter einer Eiche lagern würden. Lange zog sie umher und die Thiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmuthigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen und herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freuden: „Hier de Ecke!" (d. h. hier ist die Eiche), und sie baute allda ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde und in dem sie lange als erste Aebtissin ein frommes gottseliges Leben führte.

798) Die Sage von dem Fräulein von Rodenschild.[2]

Einst in der Osternacht lag zu Holte auf dem Schlosse das junge Fräulein von Rodenschild schlaflos auf ihrem Lager; da hörte sie die Glocke zwölf schlagen und gleichzeitig ertönte unten im Schloßhofe, wie es noch jetzt an manchen Orten in Westphalen Sitte ist, frommer Gesang, mit welchem das Hausgesinde den Eintritt des großen Christenfestes begrüßte. Ergriffen von den feierlichen Töne eilte sie an's Fenster, öffnete es und schaute in den Schloßhof hinab, wo die Knechte und Mägde sich aufgestellt hatten, um ihr Lied ertönen zu lassen. Da sah sie, daß sich die Blicke Aller nach dem Balkon auf der entgegengesetzten Seite wendeten und mit Entsetzen sah sie ein Phantom, ganz so gestaltet wie sie selbst, mit ihren Gesichtszügen, im weißen Gewande, eine Lampe in der Hand die Treppe herabsteigen, durch die Reihen der ihr ängstlich Platz machenden Diener schreiten, langsam die Treppe hinaufschreiten und in die Burg treten. Sie folgte der Gestalt wie gebannt mit den Augen und sah sie durch die Scheiben mit dem Lichte in den großen Rittersaal treten. Da konnte sie sich nicht mehr halten, sie mußte wissen, wer den frechen Spuk wage, und eilte im geflügelten Lauf Treppe auf Treppe

[1] S. Stahl S. 100.

[2] Poetisch behandelt bei Vincke, Sagen und Bilder aus Westphalen. Hamm 1857. in 12. S. 229 rc.

ab, durch Gänge und Hallen immer der Erscheinung nach, bis sie dieselbe endlich an der Pforte des Schloßarchivs einholte, und ihr Auge legte sie an eine Spalte der verschlossenen Pforte, weil sie drinnen ein Rauschen unter den alten Scripturen hörte. Dasselbe that genau auch ihre Doppelgängerin an der andern Seite der Pforte, und als sie zurückfährt, tritt auch der Scheinen zurück, da faßt sie Muth und tritt ihm entgegen und sieht ihm fest ins Auge und genau so thut auch ihr Spiegelbild, da streckt sie ihm ihre Hand entgegen und fühlt eine zweite ihr ebenso entgegenkommende Rechte sie eiskalt berühren. Dann verschwindet aber die Erscheinung und zerrinnt in Luft. Das Fräulein, das vor Entsetzen zu Boden sank und am Morgen von ihren Leuten hier in Ohnmacht gefunden ward, verfiel in eine schwere Krankheit, aus der sie sich jedoch wieder erholte; allein geträumt hatte sie nicht, denn die Hand, womit sie ihre Doppelgängerin berührt hatte, blieb für immer eiskalt wie von einer Leiche und nie trug sie dieselbe seit dieser Zeit ohne Handschuh.

799) Die feurigen Rosen zu Lügde.[1])

Am Fuße des Kirchberges bei Lügde wuchsen einmal drei feurige Rosen aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. So auch in der zweiten und dritten Nacht und immer. Die Leute in Lügde aber sahen die feurigen Blumen und fürchteten sich vor ihnen wie vor Gespenstern. Als sie aber jede Nacht die feurigen Blüthen sahen, da wurden sie endlich dreister und einmal faßten sie sich ein Herz und gruben, wo in der Nacht die Rosen geleuchtet, am Morgen unter Gebeten und frommen Sprüchen nach. Da fanden sie darunter in einiger Tiefe ein altes steinernes Muttergottesbild. Die Leute aber waren klug und verstanden sich auf Wunder und Zeichen und bauten an derselben Stelle eine Kirche und stellten das Steinbild in eine Nische der äußeren Mauer. Lange hat es dort gestanden, bis es vor ungefähr hundert Jahren auf einmal verschwunden war. Da nahmen sie einen Sanct Kilian, der als Stadtpatron über dem Thore von Lügde stand und stellten ihn in eine Mauernische an die Stelle des Muttergottesbildes. Dort steht er heute noch und hält mit Stab und Bischofshut ernste schweigsame Wacht über die Kirche. Zum Andenken an das verlorene Bild aber ward ein anderes, dem ersten völlig gleich, aus Holz geschnitzt und im Chor der Kirche an einer eisernen Kette aufgehängt, wo es noch jetzt zu sehen ist.

800) Die Ampel auf dem Kirchhofe zu Lügde.

Einst vor vielen hundert Jahren hat sich ein Rittersmann in dem großen Wald verirrt, der damals Lügde einschloß. Er kannte weder Weg noch Steg und er und sein Roß hatten bereits so lange gehungert und gedurstet, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten, vom Reiten war überhaupt keine Rede, der Ritter zog das Roß am Zügel nach sich. Da ergriff ihn Verzweiflung, denn er hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, aus dem dichten Wald herauszukommen und ein Obdach zu erreichen. Siehe da glänzte plötzlich in weiter Ferne durch die dichten Bäume ein Licht auf und freudig

[1]) S. Seiler S. 34.

athmete der Verlassene auf, denn wo ein Licht war, da mußten auch Menschen sein. Und er sprach seinem Rößlein Muth ein und wie wenn dasselbe seine Worte verstände, wieherte es ihm fröhlich entgegen und raffte sich auf und so zogen beide mit einander dem Lichte nach. Freilich hatten sie einen langen Weg bis dahin zu durchwandeln, allein endlich erreichten sie es doch, es war ein Feuer, welches die Todtengräber auf dem Kirchhofe zu Lügde zur Zeit der furchtbaren Pest, welche man den schwarzen Tod nannte, angezündet hatten. Als aber dasselbe erlosch, gerade als der Ritter es erreicht hatte, da sank er auf seine Kniee und dankte dem Herrn, daß er ihn aus Lebensgefahr gerettet hatte, und that ein Gelübde, eine Stiftung zu machen, daß jede Nacht hier eine Leuchte angezündet werden solle, welche verlassenen Wanderern den Weg hierher zeigen solle. So ist es auch geschehen und noch heute brennt die Ampel, erhalten von der frommen Spende des Ritters und anderer Gläubigen.

801) Das verwünschte Kirchlein bei Lügde.[1])

Der Kirchberg bei Lügde ist nächst der Hermannsburg bei Pyrmont die ansehnlichste Höhe im ganzen Thale. Jetzt ist der Berg mit Fruchtgärten und Getreidefeldern bedeckt, aber vor Zeiten war es nicht so, da standen hier hohe Buchen und Ulmen und es gab auf dem ganzen Berge keine einzige baumfreie Stelle. Mitten aber im Walde wohnte der sogenannte Bergförster, ein noch junger stattlicher Mann, der aber in der ganzen Gegend als wohlhabend bekannt war. Gleichwohl hatte er kein Glück bei den Frauenzimmern, es war ihm noch nicht gelungen, für sein Haus eine fleißige Wirthin zu finden. Wo er hinkam, fand er die Mädchen bereits mit Liebhabern versehen und sein Reichthum vermochte keine zu locken. Namentlich hatte er sein Auge auf ein frisches munteres Bauerndirnlein, Elsbeth genannt, die unten im Thale wohnte, geworfen, aber diese wollte ebenso wenig von seinen Liebesanträgen etwas wissen, als alle die andern Mädchen im Dorfe, und wenn er am Abend den Berghang hinab nach ihrem Hüttchen schlich, da fand er Thüre und Läden für sich verschlossen und am andern Tage mußte er hören, daß der oder jener Bauerbursche unterdessen bei dem Mädchen gewesen war. Gleichwohl nahm deshalb seine Neigung zu der schönen Elsbeth mehr zu als ab und das Verlangen, sie zu besitzen, ließ ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Da fiel ihm ein, er wolle seine Zuflucht zu einer klugen Frau nehmen, die in der Schlucht, wo es heute zur Hölle heißt, wohnte und von der die Leute sagten, sie wisse mehr wie andere Leute und verstehe Liebestränke zu brauen und Mancher habe sich schon bei ihr Rath und Hilfe geholt. Und wie sehr es ihn auch eigentlich vor der Alten graute, er faßte sich Muth und stieg hinab zu ihr. Er fand die Alte am Spinnrocken in ihrer Hütte sitzen, sie rief ihm zu: „Ich weiß schon, was Ihr wollt, wäret Ihr eher gekommen, so könntet Ihr schon lange in der schönen Elsbeth Armen ruhen. Ich will Euch auch recht gern helfen, denn ich kenne alle die Kräuter und Wurzeln, die man zu einem Zaubertränklein braucht. Aber eins müßt Ihr selber herbeischaffen und das ist es, was dasselbe am Meisten kräftigt. Zehn Tropfen geweihten Weins, wie der

[1]) S. Seiler S. 49 ꝛc.

Priester ihn bewahrt am Altare, muß ich haben, wenn meine Arbeit etwas nützen soll. Kommt Ihr, wenn wieder der Vollmond glänzt und bringt Ihr mir den Wein, den Ihr selbst aus der Kirche holtet, so ist in wenigen Tagen das Mädchen Euer. Nur hütet Euch, daß Ihr Euch mit dem Kelche in der Hand etwa umschaut, denn da wäre es um Euch geschehen!" Damit schob sie ihn zu ihrer Hütte hinaus. Nun stand aber oben auf dem Gipfel des Berges ein uraltes Bergkirchlein, zu welchem im Frühjahr immer eine große Wallfahrt aus der Umgegend stattfand und wo dann ein Hochamt gehalten wurde. Zu dieser Kirche hatte aber der Förster die übrige Zeit des Jahres hindurch den Schlüssel in Verwahrung. Lange kämpfte der Förster mit sich, ob er den gottlosen Raub wagen sollte, immer hoffte er das Mädchen noch auf andere Weise gewinnen zu können und so verging der Sommer. Als aber der Spätherbst kam und die Blätter fielen und der Förster immer die Elsbeth noch nicht errungen hatte, da beschloß er die That zu wagen. Und als der Vollmond wieder aufging, da litt es ihn nicht länger in seinen vier Wänden, er nahm den Schlüssel, hing die Büchse über die Schulter und trat in die Nacht hinaus. Schwarzes Gewölk jagte der Sturm über den Himmel und die Eulen wurden im Walde wach und riefen ihren Unglücksruf, als wollten sie ihn warnen, aber er ließ sich nicht abhalten und schon sah er das Kirchlein nahe über sich, unten aber tief in der Schlucht erglänzte Feuer und als er hinabsah, da sah er die Alte an einem großen Kessel sitzen, gerade als hätte sie ihn an diesem Tage erwartet. Da sprang er muthig die letzten Stufen nach dem Kirchlein hinauf, steckte den Schlüssel ins Schloß, die alte Pforte öffnete sich, er trat ein in den von dem Vollmond erleuchteten Raum und schritt nach dem Altare. Mit zitternder Hand griff er nach dem heiligen Schreine, der das Blut des Herrn in sich schloß, und morsch und alt wie es war, zerbrach das Kästlein von der stürmischen Berührung. Aber auch diese letzte Warnung rührte ihn nicht, er griff nach dem heiligen Naß, zählte und tröpfelte dasselbe in seinen Becher hinein, da kam tiefes angstvolles Seufzen aus des Berges Grunde herauf, so schwer und grauenhaft, daß sich der Förster unbedacht umsah und dabei den Kelch fallen ließ, der schrillend am Boden hinrollte. Da fuhr es eisigkalt wie der Tod über ihn, sein Athem stockte, sein Blut geronn in den Adern, sein Herz stand still, er ward zu Stein. Als aber die Leute am nächsten Mai wieder in das Betkirchlein kamen und sahen, was vorgegangen war, denn hier hätte den verschwundenen Förster Niemand gesucht, da meinten sie, das Steinbild am Altare mit den verzerrten Zügen müsse wohl ein böser Geist sein und hielten das Kirchlein für verwünscht. Nachher wallfahrte Niemand mehr zu dem Berge und die Kirche verwitterte und sank nach und nach in Trümmer, die man auf dem Berge, der nach ihr der Kirchberg hieß, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sehen konnte.

802) Der wilde Junker von Volmarstein.

Volme- oder Volmarstein, heut zu Tage ein Marktflecken am Einflusse der Volme in die Ruhr im westphälischen Bezirk Arnsberg, gehört heute noch dem Geschlechte der Grafen von der Recke. Von einem derselben wird folgende Sage erzählt.

Ein Junker von Volmarstein war ein arger Ritter vom Stegreif, weit

und breit in der Umgegend gefürchtet ob seiner Grausamkeit und Wildheit. So ritt er denn auch eines Tages mit seinem Leibknappen aus, um zu sehen, ob sich ein guter Fang thun lasse. So kamen sie in einen Tannenwald, da erzählte der Junker seinem Knechte, er habe vor wenigen Tagen hier einen Mann erschlagen, aber nicht um ihn zu berauben, denn es sei ein Armer gewesen, nur aus Lust am Morden, er habe eben Blut sehen wollen. Wie er noch so sprach, stand auf einmal ein hagerer Mann wie aus der Erde gewachsen neben ihnen, der streckte seine Hand nach ihnen aus. Der Junker aber meinte, es sei ein Bettler und hieß ihn zum Teufel gehen, besann sich aber bald anders und sprach: „Halt, Du mußt doch wissen, daß ein Ritter mit Dir gesprochen hat" und damit warf er ihm ein Goldstück zu. Da sah der Knecht, wie dasselbe durch den Hut fiel und warnend sprach er zu seinem Ritter: „Herr, das ist ein Geist!" Der aber lachte und spottete sein. Jetzt kamen sie auf eine Haide, aber noch nicht waren sie allzuweit geritten, da stand wieder dieselbe Gestalt da und der Junker rief: „Soll denn überall gebettelt sein?" Damit nahm er seine Peitsche und hieb nach ihm, allein der Schlag ging wie durch die Luft und der Knappe rief abermals, das sei kein Mensch, sondern ein Schattenbild. Nun kamen sie in einen Eichenwald, da stand derselbe Bettler wieder. Den Junker aber schauerte es jetzt selbst eiskalt, allein er bezwang sich und rief: „Diesmal sollst Du mir nicht entgehen, Du Tagedieb!" und damit that er einen schweren Hieb nach ihm, allein der Hieb ging in die leere Luft und der Bettler zerfloß in eine riesengroße Dunstwolke. Da bäumte sich aber das Roß des Junkers vor Entsetzen und ging mit seinem Reiter auf und davon und der Knappe ritt heim und holte seine Kameraden und so zogen sie denn aus ihren Herrn zu suchen. Sie fanden ihn aber erst am Morgen am Eichenbaum, beim Vorüberjagen hatte sich sein Kopf in einen Gabelast verfangen, das Roß war unter ihm fortgelaufen und der Reiter hing hier wie vom Henker gehenkt. Das war das Ende des wilden Junkers von Volmarstein.

803) Reck von Volmarstein und seine Dame. [1])

Ein Reck von Volmarstein war weit und breit in den Gauen des Rheins und Westphalens als der tapferste Ritter bekannt, dessen Lanzenstoß und Schwerthieb Keiner zu widerstehen vermochte. Daß er der Ritter eines edlen Fräuleins war, für die er nach der Sitte jener Zeiten kämpfte, wußte und sah Jedermann an dem silberfarbenen Schleier, der von seinem Helme und Fähnlein wehete. Wo aber dieser Schleier wehete, da war auch stets der vollkommene Sieg. Darob freute sich aber der Kaiser gar höchlich und fragte ihn scherzend, warum er sich keine eheliche Hausfrau wähle, da er doch so große und reiche Besitzungen und des Ruhmes und der Ehre so vollauf habe, und, fuhr er fort, wenn er selbst sich keine wählen könne, wolle er ihm seine Base zur Ehe geben. Auf diese Rede des Kaisers färbte sich aber des Ritters Angesicht dunkler und feierlich ernst antwortete er: „Mein Herr und Kaiser, was Ihr mir auch Schönes und Herrliches anbietet, ich kann es nicht annehmen, denn ich bin längst verlobt!" Der Kaiser von diesem Geständniß angenehm überrascht, wünschte ihm Glück und verlangte den Namen

[1]) S. Ziehnert Bd. III. S. 121.

seiner Verlobten zu wissen. Der Ritter aber versicherte, er könne selbigen nicht aussprechen, denn er habe mit Hand und Mund gelobet, denselben gegen Jedermann zu verschweigen. Da versetzte der Kaiser: „Ich will Dein Gelübde lösen; doch nennst Du mir jetzt nicht gleich den Namen Deiner Verlobten, so sollst Du meinen Zorn fühlen!" — „Mag dieser auch hart und schwer sein und mag es mich noch so sehr schmerzen, meinem Kaiser hierin ungehorsam sein zu müssen, ich kann mein Wort nicht brechen", antwortete der Ritter, nahm seinen Helm und wandte sich zu gehen. Aber der Kaiser ließ ihn nicht von sich, sondern sagte, seine Drohung sei nur Scherz gewesen, er erlasse es ihm, den Namen seiner Verlobten ihm zu nennen, da er ihm doch keine Freude machen werde. Der Ritter aber, die Worte des Kaisers so deutend, als ob er seine Verlobte von verächtlichem oder niederem Stande halte, vermochte kaum seinen Zorn ob solchem Argwohn zu verbergen und versicherte, daß seine Verlobte an Stand, Macht und Sitte nicht geringer sei als der Kaiser und eine größere Schönheit weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, als seine Holde, wenn sie am Ufer auftauche im silbernen Gewande! Alle erstaunten ob dieser Rede und im Kreise der Höflinge erhob sich ein spöttisches Murmeln. Der Ritter von der Recke aber erbleichte, denn er hatte im Liebeseifer sein Geheimniß verrathen. Doch bald erhob er sich wieder und tobte wie ein Rasender hinaus in die Nacht und von seinem Helme wehte ein schwarzer Schleier. Der nächste Morgen rief ihn zum Kampfe und allen Streitern voran wehte wie ein Panier der schwarze Schleier, aber Recks hoher Helm und sein Fähnlein fielen und der Schleier, roth von edlem Blute, deckte die Gefallenen.

804) Gervin von Volmestein und die Stiftung des Klosters Waldsassen. [1])

Im Jahre 1124 war der junge Gervin von Volmestein aus seiner väterlichen Burg gezogen, um Abenteuer aufzusuchen und sich den Ritterschlag zu verdienen. Lange hörte sein greiser, früh verwittweter Vater, der alte Ritter Gerhard von Volmestein nichts von ihm und schon machte er sich Sorgen, daß sein einziger Sohn verunglückt sein könne, da brachten endlich vorüberziehende Ritter die Nachricht von ihm, er ziehe mit seinem Busenfreunde, dem Markgrafen Diepolt von Vohburg, am Rheine und in Frankreich herum und habe sich überall durch seine Tapferkeit im ritterlichen Spiel und ernster Fehde vielfachen Ruhm erworben, jetzt aber hätten sich Beide mit dem Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Bruder Conrad von Franken gegen den Kaiser Lothar I. vereinigt. Kaum war diese Nachricht gekommen, so ward der alte Ritter krank und starb. Nun vergingen mehrere Jahre und es kam abermals keine Kunde von dem jungen Ritter. Da kam eines Nachmittags im Frühling des Jahres 1135 ein Ritter von einem einzigen Knappen begleitet den Hohlweg zwischen den hohen Felsen, welcher gen Volmestein hinaufführt, geritten. Der Ritter war ein schöner kräftiger Mann, aber sein Aussehen verrieth, daß ein großer Kummer an ihm nage, der Knappe dagegen war ein schlanker, fast mädchenhaft aussehender Knabe, der sonderbarer Weise für nichts Sinn zu haben schien als für seinen Herrn. Als sie an das Thor der Burg kamen, begehrten sie Einlaß, und als der Burg-

[1]) Romantisch behandelt von Stahl S. 62—98.

wart nach dem Namen des Ankömmlings fragte, da gab sich der Ritter als den in weiter Ferne geglaubten jungen Herrn zu erkennen. Zwar wunderten sich alle seine Diener, daß er so traurig und bekümmert aussähe, allein sie schrieben die Ursache seinem Schmerz über den Tod seines Vaters zu und wagten weiter keine Frage zu thun. Indeß wich diese trübe Stimmung nicht von dem Ritter, derselbe verschloß sich Tage lang in sein Gemach oder strich durch die dichten Wälder der Gegend oder saß auf den hohen Felsen der Ruhr und blickte Stunden lang in die Berge hinein, ohne ein Wort zu sprechen. Zwar sprach mancher Ritter aus der Nachbarschaft auf seiner Burg ein und versuchte ihm durch heiteres Gespräch ein freundliches Lächeln abzugewinnen oder durch Spiel und beim Becher zu zerstreuen; Alles war umsonst, der Ritter blieb verschlossen und in sich gekehrt. Die Burg Volmestein glich jetzt mehr einem Mönchskloster als einem Ritterschlosse.

Da nahete sich eines Tages, als der Frühling wieder gekommen war, ein fröhlicher und glänzender Zug von Rittern und Damen und Edelknappen und Zofen auf muthigen Rossen der Burg Volmestein; allen voraus aber ritten ein Ritter in glänzender goldener Rüstung und eine Dame in prächtigen seidenen Gewändern, und als sie vor dem Burgthore hielten und Einlaß begehrten, da rief ihnen der Thorwart zu, sein Herr sei für Niemand zu sprechen. Allein dadurch ließen sie sich nicht abweisen, sondern der Ritter rief mit lauter Stimme, man möge es dem Burgherrn melden, sein bester Freund, der Markgraf Diepolt von Vohburg mit seiner Gemahlin Constantia und ihrem Gefolge sei gekommen, um ihn zu besuchen. Als aber dem Ritter diese Nachricht gebracht ward, da erschrack er bis zum Tode und auch sein junger Knappe war wie vom Donner gerührt, allein das half Alles nichts, er mußte seinem Besuche entgegengehen und ihnen ein fröhliches Gesicht zeigen.

Kaum hatte ihn aber der Markgraf erblickt, so sprang er auch vom Rosse, umarmte ihn und sagte, er habe es nicht länger vor Sehnsucht nach ihm aushalten können und sobald der Herzog Conrad sich in Bamberg mit dem Kaiser versöhnt habe, habe er sich von seinem Schlosse aufgemacht, um ihm seine Gemahlin, die er sich aus Italien mitgebracht, vorzustellen. Und auch die Markgräfin trat auf ihn zu, bot ihm ihre Hand und bat ihn um seine Gastfreundschaft. Was konnte er also anders thun als sie Beide herzlich willkommen heißen. Unter dem Gefolge der Markgräfin aber befand sich ein junger Page, der sich dreist hinter seiner Herrin herdrängte und dem die Aufmerksamkeit, welche dieselbe dem Burgherrn schenkte, nicht sehr zu behagen schien.

Leben und Freude kehrten mit den Fremden in die Burg Volmestein ein, dieselbe schien wie umgewandelt, denn vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hörte man jetzt nichts als Musik und den fröhlichen Jubel der Zechenden. Bald wurden große Jagden in den weitläufigen Forsten des Schlosses, bald kleine Turniere in dem Burghofe, bald Lustritte zu den Schlössern der nahewohnenden Ritter unternommen, und in dem Fröhlichsten von allen erkannte Niemand den sonst so stillen Gervin von Volmestein wieder. An die Stelle seiner bisherigen Niedergeschlagenheit trat jetzt eine ebenso ausgelassene Lustigkeit, so daß ein neues Leben in seine Adern eingezogen zu sein schien. Desto bleicher und stiller und kummervoller aber ward der Knappe, ja oft fielen heiße Thränen aus seinen Augen auf seine bleichen Wangen.

So saß denn eines Abends nach einer anstrengenden Jagd der Ritter erschöpft in seinem Schlafgemache und hing seinen Gedanken nach, da sagte ihm auf einmal ein Geräusch an seiner Seite, daß er nicht mehr allein sei und so sah er denn plötzlich seinen Knappen neben sich stehen. Die Züge desselben waren verstört und jetzt fiel auf einmal dem Ritter die Verwandlung in dem Aussehen desselben auf und da er ihm sehr werth war, weil er stets mit der unerschütterlichsten Treue an ihm gehangen hatte, seitdem er ihn aus dem Frankenlande mitgebracht hatte, so drängte es ihn jetzt die Ursache des Kummers seines treuen Dieners zu erfahren. Er frug ihn daher, was ihm fehle und als der Knabe sich weigerte es ihm zu gestehen, so befahl er ihm bei seiner Ungnade die Wahrheit zu bekennen. Da sagte denn der Knappe, sein Kummer sei lediglich daraus entstanden, weil er sehe, daß er, sein Herr, sich einer unwürdigen Leidenschaft hingebe, denn er werde nicht leugnen können, daß er die Gemahlin seines Freundes liebe, diese aber sei seiner Neigung, so verbrecherisch dieselbe an sich schon sei, nicht einmal werth, er könne beweisen, daß sie ihren Gatten auf die schnödeste Weise hintergehe, indem sie ein unsittliches Verhältniß mit ihrem eigenen Pagen unterhalte. Der Ritter wollte nun zwar Letzteres nicht glauben, allein daß er selbst von Liebe zu der schönen Italienerin entbrannt sei, konnte er nicht leugnen, denn der Knappe wußte ja längst, daß er dieselbe früher schon bei der Krönung Conrads in Mailand gesehen, sich in sie verliebt hatte und von ihr verschmäht worden war, weil sie ihm seinen Freund, den schönen Markgrafen von Vohburg vorzog. Dies war auch der Grund gewesen, warum er denselben so plötzlich verlassen hatte und weshalb er bis zu dem Wiedersehen der schönen Frau sich niemals wieder über ihren Verlust hatte trösten können. Als nun aber der Knappe dabei blieb, daß die Gleißnerin ebenso falsch gegen ihren Gatten als gegen ihn sei und ihm Gelegenheit gab, geheimer Zeuge ihrer Buhlschaft mit ihrem Pagen zu sein, da beschloß er sich an der Treulosen zu rächen und dem verrathenen Gatten die Augen zu öffnen.

Für den folgenden Tag war ein Turnier zu Dortmund angesetzt, zu dem alle Ritter der Nachbarschaft eingeladen waren, also natürlich auch Gervin von Volmestein und sein Gast der Markgraf. Sie hatten sich vorher schon verabredet, in einfacher Rüstung hinzureiten, um unerkannt zu kämpfen. Dabei blieb es auch, als der Morgen anbrach, machten sich Beide vollständig gewappnet auf den Weg, nur von zwei Knappen begleitet, unter denen sich aber der Leibknappe Volmesteins nicht befand, der war die Nacht vorher plötzlich in heftigen Fieberwahnsinn gefallen. Mit der frohesten Laune von der Welt ritten Beide fort, allmälig aber ward der Ritter von Volmestein immer ernster, stiller und einsilbiger und so waren sie denn der Ruhr entlang bis ohngefähr eine Viertelstunde weit von dem Damenstift Herdecke gekommen. Da schlug Volmestein seinem Freunde vor, sie wollten einen etwas weiteren, aber anmuthigeren Weg durch den Forst reiten, ihre Knechte aber möchten nur auf der Landstraße fortziehen und in der Herberge beim Stifte wieder mit ihnen zusammentreffen. Natürlich ging der Markgraf auf diesen Vorschlag ein und so ritten sie denn langsam mit einander in das Gebüsch hinein. Als sie eine kurze Zeit schweigend neben einander geritten waren, hielt Volmestein auf einmal still und sprach zu seinem Freunde, er

möge ihm einige Augenblicke Gehör schenken, er habe ihm etwas mitzutheilen. Hierauf erzählte er ihm mit bebender Stimme, wie er seine Gemahlin schon in Italien geliebt, aber natürlich zurückgetreten sei, als er gesehen, wie sie scheinbar ihn, den Markgrafen, vorgezogen habe. Später sei es ihm aber doch vorgekommen, trotzdem daß sie seine Gattin geworden sei, als wenn ihr Auge zuweilen liebevoll und sehnsüchtig auf ihm ruhe, er habe dem aufmunternden Blicke nicht widerstehen können, habe sich ihr unbemerkt von ihm genähert und seine Gemahlin habe ihm zu verstehen gegeben, daß ihr Herz eigentlich ihm gehöre. Da habe ihn der Böse verblendet, er habe vergessen, daß er seinem besten Freunde die Treue breche, er habe sich von der Leidenschaft hinreißen lassen und so hätten sie Beide ihn schmählich betrogen. Nach geschehener That habe er aber sein Verbrechen bitter bereut und beschlossen, die schöne Sünderin nie wieder zu sehen, habe also Italien und seinen betrogenen Freund unter einem nichtigen Vorwande verlassen und sei nach Deutschland zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß er Beide niemals wiedersehen werde. Da habe das Unglück es gefügt, daß es dem Markgrafen eingefallen sei, ihn auf seiner väterlichen Burg zu besuchen, durch das Wiedersehen und Entgegenkommen seiner treulosen Gemahlin seien alle seine guten Vorsätze umgestoßen worden, er habe abermals sein Vertrauen getäuscht und komme mit dem offenen Geständniß seiner Schuld und der Bitte, sich nach freier Wahl an ihm rächen zu wollen, doch könne er ihm die Nachricht nicht vorenthalten, daß er nicht der einzige sei, um dessen willen ihn sein Weib betrogen habe, er könne ihm den Beweis liefern, daß sie eine Verworfene sei und täglich mit ihrem Pagen buhle und seiner Liebe spotte.

Da entgegnete ihm der Markgraf, er sei ein schändlicher Verräther, dessen Schuld sicher nicht geringer werde, weil auch seine Gattin eine Verworfene sei; er wolle jedoch sein Leben ohne Vertheidigung als Sühne nehmen, ein Gottesurtheil gleich auf dieser Stelle hier solle entscheiden und Gott selbst zwischen ihnen richten. Damit faßte er seine Lanze, legte sie ein, ritt einige Schritte zurück und stürmte dann mit furchtbarer Wuth auf seinen Gegner ein. Dieser aber in der Absicht, sich nicht zu vertheidigen und sein Leben als Sühnopfer hinzugeben, nahm seine Lanze in den Arm und sandte ihre Spitze in horizontale Richtung. Aber gerade dies war das Verderben des Markgrafen. Denn blind sprengte dieser heran und während seine Lanze auf dem Harnisch des Ritters zerschellte, drang dessen still vorgehaltener Speer durch das Visir seines Helmes, zerbrach dieses und fuhr gerade neben dem linken Auge ihm tief in die Stirne hinein. Mit einem Schrei glitt er vom Pferde und stürzte zu Boden und rauschendes Blut strömte hervor aus der tiefen, klaffenden Wunde. Noch einige Male zuckte er schwer zusammen, röchelte und dann blieb er ohne Bewegung und ohne einen Laut von sich zu geben liegen. Bis dahin wußte der Ritter von Volmestein kaum, was geschehen war, als er aber jetzt seinen Freund scheinbar leblos vor sich auf dem Grase hingestreckt liegen sah, da dachte er an nichts als an ihre frühere Freundschaft, er sprang vom Rosse, warf sich über ihn und versuchte ihn in's Leben zurückzurufen. Allein keine Spur von Leben war mehr in ihm, die Augen waren geschlossen, die Hände krampfhaft wie im Todeskampfe zusammengeklemmt, die Lippen unbeweglich, kein Athemzug hörbar, nur ein Strom schwarzen Blutes rann über das todtbleiche Antlitz des Ge-

fallenen herab. Da ergriff ihn Verzweiflung, er warf sich auf sein Pferd und jagte nach dem Stifte Herdecke zu; dort in der Herberge angekommen, rief er den Knechten athemlos zu: „Eilt zu Euerem Herrn, dort links im Walde liegt er in seinem Blute, er ist todt und ich bin sein Mörder!" Damit drückte er seinem schäumenden Rosse die Sporen in die Seiten und sprengte davon, tief in die Gebirge hinein.

Die Knechte eilten nach der bezeichneten Stelle und fanden ihren Herrn leblos und mit Blut überströmt ausgestreckt im Grase liegen, der Körper war noch warm, allein Athem und Leben waren fort. Die Diener versuchten gleichwohl Alles, um zu sehen, ob nicht das Leben zurückzurufen sei. Sie entkleideten ihn, wuschen seine Wunde mit frischem Quellwasser und rieben seine Glieder, allein nichts vermochte ihm das entschwundene Leben wieder einzuhauchen. Endlich aber, als sie ihn auf sein Pferd luden, um ihn nach Volmestein zurückzuführen, wand sich langsam ein tiefer Seufzer aus der schon erstorbenen Brust. Bald darauf schlug der Todtgeglaubte sogar die Augen auf und ob er sie gleich sofort wieder schloß, so war doch in die Knechte neuer Muth gekommen. Sie begannen ihre Belebungsversuche von Neuem, tröpfelten ihm etwas Wein, den sie bei sich führten, auf die Zunge und beschlossen, ihn statt nach Volmestein lieber in das Kloster Herdecke zu schaffen, wo er einer besseren Pflege als auf der Burg genießen könnte. Sie hieben also Zweige von den Bäumen, fertigten daraus eine Tragbahre und trugen ihn nach dem Kloster Herdecke, wo sie ihn der Pflege einer in der Heilung erfahrenen Nonne übergaben, welche die Wunde untersuchte und nicht für unbedingt tödtlich erklärte. Gleich am folgenden Tage langte seine Gemahlin vom Schlosse Volmestein an, sie ward natürlich zu ihm gelassen, allein er gab durch so unzweideutige Zeichen zu verstehen, daß er sie nicht sehen wolle, daß sie sich entfernte und bald darauf, den Zusammenhang ahnend, in Begleitung des Pagen Deutschland verließ und in ihr Vaterland Italien zurückkehrte.

Nach Verlauf eines Vierteljahres war der Markgraf so weit hergestellt, daß er ohne Gefahr die Rückreise in sein Vaterland antreten konnte. Er schied unter reichen Geschenken von den braven Pflegerinnen, allein über die Ursache seiner Verwundung ließ er sich auch bis zum letzten Augenblick nicht aus. Ueberhaupt war sein ganzes Wesen gänzlich verändert, er sprach mit Niemandem mehr als die äußerste Nothwendigkeit verlangte und zog sich in seinem Schlosse zu Eger angelangt gänzlich von allem Umgange mit Menschen ab. Das Einzige, was er mit Eifer betrieb, war, seine Scheidung von seiner treulosen Gattin vom Papste zu erlangen, was ihm denn auch durch bedeutende Geldopfer gelang.

Das Fieber des Edelknappen Volmesteins war um vieles schlimmer geworden, als die Nachricht von dem Kampfe und der Flucht seines Herrn bis zu ihm gedrungen war, allein seine Jugendkraft rettete ihn und so kam er wieder auf. Er entfernte sich aber sofort nach seiner Genesung aus dem Schlosse unter dem Vorwande, seinen Herrn aufsuchen zu wollen. Am nächsten Tage erschien aber an der Pforte des Klosters zu Herdecke eine fremde, von tiefem Grame gebeugte Jungfrau. Sie bat um Einlaß und um die Barmherzigkeit, ihr Leben in den stillen Mauern beschließen zu dürfen. Beides ward ihr gewährt, allein nach Jahresfrist hatte der Gram ihr Herz getödtet.

An einem Sommerabende des Jahres 1136 pochte ein Wanderer an die Pforte des Klosters Siegburg und verlangte den Abt zu sprechen. Als derselbe ihn vor sich ließ, bat er ihn, er möge ihm erlauben in sein Kloster zu treten und hier seine Sünden zu büßen, denn er sei ein schwerer Verbrecher, er bitte auch, daß ihm gestattet werden möge, seinen Namen und sein Verbrechen zu verschweigen. Zwar war dies eigentlich der Sitte des Klosters entgegen, allein gleichwohl machte der Abt in diesem Falle eine Ausnahme und gestand dem Fremden seine Bitte zu. Der neue Bruder aber lebte fromm und gottesfürchtig in dem Kloster Siegburg, er war der unverdrossenste bei der Arbeit, auch bei der schwersten, niedrigsten; der erste, der zum Gebet kam, war er der letzte, der die Kirche verließ. Aber kein Laut kam über seine Lippen. So lebte er vier Jahre in dem Kloster und genoß bei allen seinen Brüdern ebenso viel Liebe als Ehrfurcht. Da kam der Bischof von Regensburg nach Siegburg und wünschte, als er so viel von der Frömmigkeit und christlichen Demuth des jungen Mönchs hörte, daß ihn derselbe begleiten möge, um in seiner Residenz das Amt eines Hausgeistlichen bei ihm zu übernehmen. Zwar weigerte er sich anfangs, allein da der Bischof auf seinem Wunsche bestand, so gab er nach und folgte ihm in seine Residenz. Doch fühlte er sich hier nicht glücklich, es ging ihm viel zu geräuschvoll und glänzend zu und nach einem halben Jahre bat er den Bischof, er möge ihn fort in die Einsamkeit ziehen lassen, wo er als Einsiedler sein Leben beschließen könne. Als ihm nun dieser, obwohl ungern, seine Erlaubniß dazu gegeben hatte, da pilgerte er in grauem Pilgerkleide mit bloßen Füßen und nur mit einem Sacke versehen, in welchem sich grobes schwarzes Brod befand, fort aus der Stadt in den Wald hinein, immer tiefer und tiefer, bis er nach Verlauf von drei Tagen an einen großen Fluß, die Eger, gelangte. In diesen ergoß sich ein klares, freundliches Bächlein. Dem folgte der Pater, bis er an eine dichte düstere Stelle des Waldes kam. Hier blieb er, bauete sich aus Baumzweigen eine Einsiedelei und wohnte darin und lebte einfach von dem klaren Wasser des Bächleins und von den Wurzeln und Beeren des Waldes und diente seinem Herrn und betete zu ihm vom frühen Morgen an bis zur späten Mitternacht.

Als er nun fast zwei Jahre in dieser Abgeschiedenheit verlebt hatte, da begab es sich eines Tages, daß ein Ritter, der nur von einem Knappen begleitet war, durch den Wald ritt. Er erblickte die Einsiedelei, welche er doch früher an diesem Orte nicht gesehen hatte, ritt verwundert darauf zu, stieg vom Rosse und ging näher zu der stillen Wohnung. Da sah er den Einsiedler darin vor einem Crucifix liegen und still beten. Der Ritter betrachtete ihn und erbebte, seine Züge wurden von heftiger Aufregung bewegt, langsam schritt er auf den Betenden zu, pochte ihm auf die Schulter und fragte ihn mit lauter Stimme, ob er ihn kenne. Der Mönch sprang bei dem bekannten Laute in die Höhe, allein da er seinen Freund von sich ermordet glaubte, so hielt er die Aehnlichkeit der Sprache für eine Täuschung und verneinte die Frage des Ritters. Dieser aber versetzte: „Du täuschest Dich nicht, ich bin Dein Freund Diepolt von Vohburg, ich habe Dir längst vergeben; laß uns hier an diesem Orte zusammenbleiben und dem Herrn dienen!" Da faßte auch der Mönch wieder Muth und rief: „O Freund, verzeihe mir!" Lange hielten sie sich stumm umarmt und dann erzählten sie

sich ihre Schicksale. Der Markgraf aber ritt nur nach seinem Schlosse zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, er übergab seine Länder seinem Bruder und behielt sich nur den Wald vor, wo die Einsiedelei lag. Hierher zog er sich zurück und lebte mit seinem Freunde still und gottesfürchtig ein ganzes Jahr hindurch, dann aber baten sie den Bischof von Regensburg um die Erlaubniß, an der Stelle der Einsiedelei ein Kloster erbauen zu dürfen. Diese erhielten sie gern und nach kurzer Zeit erhob sich hier in dem dichten Walde das Kloster Waldsassen, in dem die beiden ritterlichen Freunde als fromme, demüthige Mönche ihr Leben beschlossen.

805) Der in der Luft fahrende Kärrner. [1]

In der Stadt Gesicke in Westphalen ist einmal ein Kärrner des Abends in ein Wirthshaus gelangt und hat daselbst verbleiben wollen, die Wirthin aber hat vorgewandt, sie könne ihn nicht beherbergen, weil viele vornehme Leute im Anzuge wären und bei ihr die Nacht bleiben wollten. Der Kärrner versetzte aber, er könne nicht weiter kommen, er wolle sich also in dem Viehstalle behelfen. Als ihm die Frau dies zugestanden, hat er sich hineinbegeben und niedergelegt, konnte aber nicht einschlafen. Da kommen nun bald des Teufels Gäste an, alle mit modischen Kleidern angethan, ihnen wird ein stattliches Tractament vorgesetzt, sie essen, trinken und sind lustig. Bald aber fliegen sie zum Fenster hinaus, nachdem sie sich mit einer Salbe geschmiert haben, die auf dem Tische stand. Als jene weg sind, macht sich der Kärrner an die Speisen, genießt davon, schmiert sich ebenso und kommt sofort in den Weinkeller einer großen Stadt, wo ihn eine der Töchter der Wirthin erkennt und ihm eine rothe Mütze giebt, die er aufsetzen soll. Er trinkt sich nun voll, vergißt aber die Mütze und bleibt im Weinkeller liegen. Den Morgen darauf wird er ertoppt, vor Gericht geführt und erzählt da den ganzen Handel, zieht die ihm gegebene rothe Mütze hervor, setzt sie auf und beweist damit seine Unschuld, dann fliegt er aber damit davon und kommt wieder an seinen Ort, wo die Hexen angezeigt und verbrannt werden.

806) Hexen nehmen die Gestalt lebender Personen an. [2]

In einer Stadt in Westphalen wurden zu Anfange des 16. Jahrhunderts verschiedene Hexen verbrannt, allein dies half nichts, es wurden ihrer daselbst immer mehrere. Nun war aber ein Abenteurer in der Stadt anwesend, der wußte den Hexentanzplatz, ging zuweilen hin und merkte sich die Gesichter der Hexen und gab sie dann an. Unter andern Weibern zeigte der Bube dem Richter auch sein eigenes Weib als Hexe an und versprach, so er sie selbst beim Tanze sehen wolle, sei er bereit ihn zur bestimmten Zeit hinzuführen. Der Richter antwortete mit Ja und der Angeber bezeichnete ihm nun den Tag und den Abend, wann die Hexen zusammenkommen würden. Auf daß nun der Richter sein Weib überführen könnte, lud er an dem bewußten Abend etliche seiner Schwäger zu Gaste. Als dieselben bei Tische sitzen, kommt der Angeber und sagt dem Richter in's Ohr, es sei Zeit. Derselbe übergiebt nun seiner Frau die Gäste und heißt ihr alles Mögliche

[1] S. Remigius Th. II. S. 442.
[2] S. Lercheimer, Bedenken von der Zauberei S. 123.

zu ihrer Unterhaltung beizutragen, er habe jetzt an einem gewissen Orte zu thun und werde bald wieder da sein. Als er nun zum Hexentanze kommt, da sieht er unter Anderen auch sein Weib, die er doch daheim gelassen, mit umherschwänzen. Er geht also wieder nach Hause und fragt die Gäste, ob seine Frau immer bei ihnen gewesen sei. Dieselben bejahen es und sagen, sie sei auch nicht ein einziges Mal aufgestanden. Da bekennt er Alles und erzählt, wo er gewesen und was er gesehen, und da erst sieht er ein, daß, nachdem er so viele Hexen verurtheilt und hingerichtet habe, doch ihre sogenannten Zusammenkünfte nichts als Teufelsgespenst und Blendwerk gewesen seien.

807) Wie ein Bürger eine todte Kuh für eine schöne Frau gehalten hat.[1]

Der Doctor Jacob Horst hat in seinem Tractat von dem güldenen Zahne eines schlesischen Knabens erzählt, es seien einst drei Bürger aus Lemgo über Land gereist und seien in einen Wald gekommen, da habe der eine seines Bedünkens nach eine überaus schöne Jungfrau angetroffen, an diese habe er sich gemacht und habe sich mit ihr auf einen Seitenweg begeben, um mit ihr zu lustwandeln. Da er nun nicht zurückkam, so sind ihm seine Gefährten gefolgt und sind gewaltig erschrocken, als sie ihn das Aas einer todten Kuh umarmend finden. Sie haben ihn darauf mit heftigen Scheltworten angefahren und ausgezankt, aber endlich mit Gewalt von dem Gerippe fortreißen müssen, und da erst hat er den Teufelsbetrug erkannt, ist sehr erschrocken und hat seine Reue durch Thränen kundgegeben, aber auch hoch und theuer versichert, er habe sein Leben lang nie ein schöneres Weibsbild gesehen als das, wodurch ihn der Teufel geäfft habe.

808) Das Crucifix in Stromberg.[2]

In Stromberg, einer Stadt im Regierungsbezirk Münster, steht eine schöne Kirche und in ihr ein hölzernes Crucifix, das sich sehr wunderthätig zeigt, weshalb dahin jährlich Wallfahrten und Prozessionen gehalten werden. Von diesem Crucifix aber erzählt die Sage Folgendes. Vor ohngefähr tausend Jahren fand man dasselbe in der Erde, da wo jetzt die Kirche steht. Man stellte es in der, damals am Fuße des Berges in dem Dörfchen Stromberg befindlichen Kirche auf den Altar; aber am nächsten Tage war es verschwunden und befand sich wieder an dem Orte, wo man es zuerst entdeckt hatte. Man wollte es nun abermals in die Kirche bringen, aber man war nicht im Stande, es aufzuheben oder gar fortzuschaffen. Man spannte zwei Ochsen vor, aber alles vergebens. Nur sechs Ochsen mit Ketten daran gespannt vermochten es zur Kirche zurückzuführen. Am nächsten Morgen fand man es aber immer wieder an seinem alten Platze, von dem man es nun auch durch die größten Anstrengungen nicht bewegen konnte. Da führte der Zufall einen frommen Einsiedler vorbei, welcher erklärte, daß das Crucifix nicht von hier weggebracht, sondern hier für dasselbe eine Kapelle erbaut werden solle, wozu er sogleich selbst überall milde Gaben einsammelte, von denen dann die erstgenannte Kirche erbaut worden ist.

[1] S. Hildebrand, Goëtia S. 253.
[2] S. Ziehnert Bd. II. S. 126.

809) Der Räuber auf dem Geissenberge.[1])

Johann Hübner war der letzte der Räuber, die auf dem Geissenberge in Westphalen wohnten, des Nachts auszogen und besonders Vieh stohlen, das sie dann in einem großen Stalle ihrer Burg, deren Trümmer man noch jetzt sieht, verbargen und es dann weit in entfernte Lande verkauften. Johann trug stets ein eisernes Kleid und war der stärkste Mann im ganzen Lande; er hatte nur ein Auge und einen großen krausen Bart und krause Haare. In der Ecke, wo man noch das zerbrochene Fenster sieht, saß er am Tage mit seinen Knechten und trank mit ihnen, wobei er denn weit durch's Land umher nach Beute lugte und wenn er einen Reiter mit einem schönen Pferde oder Treiber mit fettem, starkem Vieh gewahr wurde, sandte er sofort seine Knechte aus, welche Reiter und Treiber erschlugen und das Vieh raubten.

Von diesen Räubereien hörte ein Fürst von Dillenburg, gemeinhin nur der schwarze Christian genannt; denn die Bauern kamen zu ihm und klagten über ihre Verluste. Dieser trug nun seinem klugen Knechte Hans Flick auf, dem Hübner aufzupassen, indeß er selbst im Giller sich mit seinen Reitern verborgen hielt. Hans Flick hatte aber den Johann Hübner nie gesehen und streifte nun umher, ihn irgendwo auszufragen und zu finden. Zufällig kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden und viele Räder an der Wand lehnten. An diese lehnte sich ein Mann mit dem Rücken, der einäugig war und ein eisernes Wamms trug. „Grüß Dich Gott, Mann mit Einem Auge und dem eisernen Wamms! Du bist wohl Johann Hübner vom Geissenberg?" sagte Hans. „Der liegt auf dem Rade", entgegnete der Fremde. Hans Flick aber meinte, er rede von dem Rade auf dem Rabensteine und fragte weiter, seit wie lange das sei. „Seit heute", entgegnete jener mit spöttischem Lachen.

Hans Flick konnte diesen Reden doch nicht ganz glauben und blieb darum in der Schmiede, um auf den Mann weiter Acht zu haben. Dieser redete heimlich mit dem Schmied, daß er die Hufeisen seinem Pferde verkehrt aufschlagen solle. Als dieser fertig war, setzte sich Johann Hübner auf und sagte zu Hans: „Grüße Deinen Herrn und sage ihm, er solle nur Fäuste, aber keine Leute schicken, die es hinter den Ohren suchen."

Mit diesen spöttischen Worten ritt er von dannen. Hans Flick sah ihm nach, um zu gewahren, wohin er den Weg nehme und dann der Spur nachzufolgen, aber vergebens, denn Johann war hin und her die Kreuz und Quere geritten. Hans Flick wurde zwar verdrießlich, hörte aber doch nicht auf dem Räuber nachzuspüren, bis er ihn endlich Nachts bei Mondscheine im Walde mit seinen Knechten gelagert fand und dabei eine Heerde geraubtes Vieh. Schnell brachte er diese Kunde dem Fürsten Christian. Dieser säumte nicht seine Knechte zu sammeln, ihren Pferden Moos um die Füße binden zu lassen und nach dem Lagerplatze Hübner's zu ziehen. Es begann ein lebhafter Kampf zwischen den Herren und Knechten, bis endlich der Räuber fiel und der Fürst in dessen Schloß einzog. Den großen Thurm aber ließ der Fürst untergraben, um ihn her viel Holz legen und anzünden. Er fiel und von seinem Falle erbebte das Land und noch jetzt sieht man die

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 111 rc. Bechstein, Sagenbuch S. 322.

Steine den Berg hinunterliegen. Mitternächtlich aber erscheint oft Hübner und reitet auf einem schwarzen Pferde um den Wall seines ehemaligen Schlosses.

810) Die Linde und der Stein auf dem Kindelsberge.[1])

Auf dem Kindelsberge, der mittelsten Höhe eines Berges hinter dem Geissenberge in Westphalen stand vor alten Zeiten ein Schloß, das ebenfalls den Namen Kindelsberg trug und der Wohnsitz gottloser, übermüthiger Ritter war. Ihr Uebermuth entstand aus dem unermeßlichen Reichthum, den ihnen ein Silberbergwerk spendete. Sie spielten mit silbernen Kegeln und Kugeln, und als einmal eine Hungersnoth im Lande war, da ließen sie, um die armen Leute zu verhöhnen, große Kuchen von Semmelmehl backen und wie Räder an die Wagenachsen stecken.

Da ließ sich an einem der nächsten Spätabende plötzlich im Schlosse eine weiße männliche Gestalt sehen, die allen Burgbewohnern verkündete, sie würden Alle in drei Tagen sterben und zum Zeichen, daß diese Prophezeiung in Erfüllung gehen werde, solle in nächster Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen. Das bestätigende Zeichen geschah, aber Aller Herz blieb verstockt bis auf den jüngsten Sohn des Burgherrn und dessen schöne Schwester. Beide nahmen sich die Geisterdrohung zu Herzen und beteten mit einander Tag und Nacht. Es kam also der dritte Tag, da fielen Alle, mit Ausnahme der frommen Geschwister, eins nach dem andern todt zur Erde.

Die Burg mit allen ihren Besitzthümern gehörte nun dem jungen Ritter und seiner Schwester. Er zog aber mit einem jungen Grafen von der Mark, dem das Mädchen verlobt war, in den Krieg, aus dem er zwar immer wiederkommen sollte, aber in der That nicht wiederkehrte. So stand denn das schöne Burgfräulein von Kindelsberg einsam und ohne männlichen Rath und Schutz. Dies gewahrte der junge kühne, aber rohe Raubritter von dem Geissenberge, der beständig ein großes schwarzes Roß ritt und daher vom Volke nur der Ritter mit dem schwarzen Pferde genannt wurde, und warb um das Fräulein. Diese aber lehnte seine Bewerbungen ernstlich ab mit der Versicherung, daß sie bereits eine Verlobte sei. Aber weder ihr Bräutigam noch ihr Bruder wollten wiederkehren und der schwarze Ritter seine Bewerbung einstellen. Da sprach das Fräulein, um den Letztern von sich fern zu halten, eines Tages zu ihm: „Wenn die grüne Linde vor meinem Fenster verdorrt, will ich Dir gewogen werden." Der schwarze Ritter ließ nun überall im Lande sorgfältig nach einer dürren suchen, die so groß wie jene grüne sei, und es ward auch unglücklicher Weise eine solche gefunden. Schnell ließ sie der Geissenberger herbeischaffen und in einer mondhellen Nacht an die Stelle der grünen setzen, diese aber ausgraben und wegthun. Als aber am Morgen das Fräulein erwachte, wunderte sie sich über die ungewohnte Helle vor dem Fenster ihres Schlafgemachs und eilte die Ursache zu sehen. Wie von Geisterhand berührt stand sie todtenbleich, denn vor ihrem Fenster war eine verdorrte Linde. Sie schlich hinab und weinte bitterlich. Da kam der schwarze Ritter, um nun ihre Liebe und Hand gleich einem Raube hinwegzuführen. Da sagte ihm das Fräulein mit kühnem Muthe in's Gesicht, daß sie ihn nie lieben werde. Solchen Bescheid nach so vieler gehabter

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 214 rc. Bechstein S. 322 rc.

Mühe, die ihm sein Betrug verursacht hatte, nicht erwartend, zog der Ritter das Schwert und stieß die Unglückliche nieder. Noch am selben Tage aber kehrte ihr Bräutigam zurück, bereitete ihr ein Grab und setzte an dasselbe eine Linde und einen großen Stein, die noch heute zu sehen sind.

811) Die Taube zu Höxter. [1])

Der dreißigjährige Krieg drückte die westphälischen Lande. Es wurde unter andern auch die Stadt Höxter von den Kaiserlichen belagert, konnte aber von ihnen nicht erobert werden, daher man endlich beschloß, sie mit schwerem Geschütz zu beschießen und so lange zu ängstigen, bis sie sich ergäbe, und um die Noth der Besatzung und Bürger zu erhöhen, sollte das Beschießen mit einbrechender Nacht beginnen. Als nun der Fähndrich die erste Kanone losbrennen wollte, flog ihm eine Taube auf die Hand und pickte diese so, daß der Soldat das Zündloch verfehlte. „Es ist Gottes Wille, daß ich nicht schießen soll!" rief der abergläubische Soldat und unterließ das Schießen. Noch in derselben Nacht aber kamen die Schweden und vertrieben die Kaiserlichen und die Stadt war gerettet.

812) Das Hünenspiel. [2])

In Westphalen, Regierungsbezirk Minden, erheben sich der Brausberg (oder Brusberg) und Willberg. Von ihnen erzählt die jüngere Sage, daß darauf die Sachsen im Kampfe mit Karl dem Gr. Burgen gehabt hätten. Die ältere Sage aber macht sie zu Wohnsitzen der Hünen, die so riesenmäßig waren, daß sie sich aus den Fenstern von einem Berge zum andern die Hände geben konnten und zu ihrer Lust große Kugeln wie Bälle hin und her warfen. Als aber einmal einer der Riesenbälle in's Thal herabflog, schlug er ein solch großes Loch in die Erde, daß man die Spuren davon noch heute sehen kann.

813) Das Fräulein von Willberg. [3])

Nahe bei Höxter bildet die Lage der drei Dörfer Godelheim, Amelungen und Ottbergen ein Dreieck, durch welches die Aa fließt. Godelheim gegenüber liegt der Willberg, von dem eben die Rede gewesen ist. Auf diesem wandelt ein Fräulein herum und erscheint bisweilen und begabt die Menschen, wenn sie verständig sind.

Zwei junge Burschen aus Wehren, Peter und Knipping haben sie geheißen, gingen in den Wald nach Vogelnestern; der eine war erstaunlich faul, legte sich unter einen Baum und schlief ein, das war der Peter. Knipping verlor sich indessen im Walde und suchte Nester. Da zupfte den Peter etwas am Ohr, er wachte auf, sah sich um und sah nichts. Das geschah, nachdem der faule Peter wieder eingeschlafen war, zum zweiten und endlich gar zum dritten Male. Da mochte der Peter nicht länger liegen bleiben an einem so unruhigen Ort und stand auf einen ruhigern zu suchen, wo er im Frieden schlafen könne. Siehe da ging vor ihm her eine weiße

[1]) S. Ziehnert Bd. II. S. 97.
[2]) S. Ziehnert Bd. II. S. 116.
[3]) S. Bechstein S. 259.

Jungfer, die knackte Nüsse auf, warf die Kerne auf die Erde und steckte die Schalen in die Tasche und verschwand. Peter las die Nüsse auf und aß sie und es freuete ihn, daß er nicht die Plage gehabt, sie selbst aufknacken zu müssen, denn das wäre ihm schon zu viel Arbeit gewesen. Da Peter nun den Knipping wiederfand, erzählte er ihm, was ihm begegnet war und zeigte ihm den Ort, wo das wandelnde Fräulein verschwunden war, danach machten sie sich Merkzeichen, holten noch ein Paar Kameraden und gruben an derselben Stelle. Da fanden sie ihr Glück, vieles Geld, soviel sie einsacken konnten. Am andern Tage wollten sie mehr holen, da war aber Alles verschwunden. Peter war aber ganz glücklich, er baute sich von seinem Gelde ein Haus, worin er herrlich schlafen konnte.

Ein anderer älterer Mann, auch aus Wehren, ging nach Amelungen, um auf der dortigen Mühle Korn zu mahlen. Auf dem Rückwege ruhte er ein wenig aus am Teich im Lau, da erschien ihm das Fräulein von Willberg und sprach zu ihm: „Trage mir zwei Eimer voll Wasser hinauf auf die Stolle von Willberg!" Solches that der Mann und als er die zwei Eimer voll Wasser auf den Gipfel des Berges gebracht, sprach das Fräulein: „Morgen gehe nach Ottenbergen, suche den Schäfer auf und bitte ihn um den Blumenbusch, den er auf seinem Hute trägt, dann komm zu dieser Stunde wieder. Auch dieses that der Mann, ungern gab ihm der Schäfer den Blumenbusch, ein schönes Jungfräulein hatte ihm denselben geschenkt, er hatte aber nichts damit anzufangen verstanden, wußte nicht, daß das Fräulein von Willberg die Geberin und daß im Busch die Wunderblume war, vor der sich alle Schlösser und Riegel aufthun. Als jener mit dem Busch zu dem Fräulein auf den Gipfel des Willberges kam, sah er eine vorher nie erblickte eiserne Thüre, mußte den Blumenbusch vor das Schloß halten und da sprang die Thüre auf. In einer Höhle sah der Mann ein uraltes graues Männchen sitzen, dem war der Bart durch den Tisch gewachsen und ringsum standen Schätze zu Hauf. Ueber dem Tische aber hing ein goldener Kronleuchter. Jetzt begann der Mann einzusacken und legte, die Hände frei zu haben, den Blumenstrauß auf den Tisch. Das Fräulein aber sprach zu ihm: „Vergiß das Beste nicht!" Da langte der gute Mann nach dem goldenen Kronleuchter. Da hob das graue Männlein seine Hand und gab ihm eine Ohrfeige. Darüber erschrack der Mann über alle Maßen und eilte von dannen, ließ die Blumen liegen und hörte nicht auf des Fräuleins wiederholten Ruf: „Vergiß das Beste nicht!" Krachend flog die Gewölbethüre hinter ihm zu. Als er aber drunten am Berge war, Angesichts Gockelheim, wollte er seinen Schatz zählen, da fand er statt Geldes in seinen Taschen eitel Papierzettel, es stand auf jedem ein Wappen und ein Geldwerth. Der gute Mann konnte aber nicht lesen, was darauf stand, und warf das Papier in die Aa, da floß sein Glück dahin. Es war das erste Papiergeld gewesen.

814) Der Bäcker zu Dortmund.[1])

Vor vielen, vielen Jahren hat zu Dortmund ein reicher Bäcker gelebt, der hat zwar keinen Gottesdienst versäumt und ist in der Kirche immer der

[1]) S. Krüger, Westphäl. Volkssagen. H. I. Siegen 1845 in 12. S. 83 ꝛc.

Andächtigste gewesen, allein dabei blieb sein Herz doch hart wie Stein und so hat er denn durch Wucher und Kornaufkaufen einen großen Mammon zusammengebracht, den er in vielen großen Geldsäcken in seinem Keller verborgen hatte. Armen hat er aber nie etwas gegeben als höchstens ein Stückchen halbverschimmeltes Brod und seine einzige Schwester, die Wittwe eines armen, aber braven Leinewebers hat er sammt ihren Kindern hungern und darben lassen und mit groben Worten, als sie ihn nach dem Tode ihres Mannes um eine Unterstützung bat, von seiner Thüre weggewiesen. Da ist einmal eine schlimme Pest und nach ihr eine große Theuerung in ganz Westphalen entstanden, so daß die Armen das Korn nicht mehr bezahlen konnten und das ganze Land voll Bettelleute war. Bei dem Bäcker aber war keine Noth, er buck sein Brod immer kleiner und ließ es sich immer theurer bezahlen und seine Scheuern und Böden waren voll Getreide bis zum Hahnebalken hinauf, aber er schlug es darum doch nicht los, sondern er hoffte, daß bis zum Winter die Kornpreise um das Doppelte steigen würden.

Da lag er einst um die Mittagszeit auf seinem Bette, um von der Morgenarbeit etwas auszuruhen, als langsam an die Thüre geklopft ward. Er rief herein und siehe, vor ihm in Lumpen gehüllt stand ein elendes mageres Weib und bat um eine Gabe. Es war seine Schwester, die er aber nicht erkannte, so hatte sie sich in den letzten zehn Jahren verändert. Da er nun glaubte, es sei ein gewöhnliches Bettelweib, so hetzte er in Wuth über diese Störung seiner Mittagsruhe seinen großen Hund auf sie, der unter dem Bette lag. Das Weib aber rief ihn nun mit flehender Stimme bei seinem Taufnamen und bat ihn, er möge sie, die an der Pest alle ihre Kinder verloren habe, doch nicht von sich stoßen, sondern ihr eine Ruhestätte in seinem Hause gönnen und sie vor dem Hungertode schützen. Da erwiderte der böse Bruder mürrisch: „Gut denn, ein Plätzchen in meinem Hause sollst Du haben, ich weiß aber nicht, ob es nach Deinem Geschmacke sein wird, und Nahrung sollst Du auch haben!" Damit führte er sie auf den Hof und wies auf eine große leerstehende Hundehütte, zog ein Stück Weizenbrod aus der Tasche und reichte es ihr. Die arme Verhungerte griff gierig darnach und biß hinein, aber das Brod war so hart, daß die Zähne seines großen Hundes dazu gehörten, um es zu zermalmen. Nach wenigen Augenblicken sah sie sich genöthigt, es wegzuwerfen, sie stürzte vor Schwäche zu Boden, aber ihr harter Bruder ließ sie unbekümmert liegen und wahrscheinlich wäre sie auf dem Flecke gestorben, hätte sich nicht eine alte Magd ihrer angenommen und hätte sie durch Einflößen einiger Tropfen kräftigen Bieres wieder zu sich gebracht. Diese steckte ihr auch einige Bissen genießbaren Brodes zu und so gewann die arme Frau wieder so viel Kräfte, um nach ihrer Hütte zurückschleichen zu können. Hier sank sie auf ihr elendes Strohlager und betete inbrünstig zu Gott, er möge sie doch von ihren Leiden erlösen. Und Gott erhörte sie, denn sie schloß ihre Augen, um nie wieder aufzuwachen.

Am andern Tage ist aber in der Stadt Dortmund ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen, der vor Allen die Reichen und Begüterten in der Stadt bedrohte. Das Volk litt allzu große Noth und begann deshalb die Häuser derer zu stürmen und zu plündern, die noch immer im Ueberflusse schwelgten. Auch auf des reichen Bäckers Haus stürmte der Pöbel los, man drohte es

zu plündern und ihn selbst todtzuschlagen. Der Bäcker hatte bei dem ersten Aufruhrgeschrei sogleich Thüren und Fenster verrammelt, er selbst aber flüchtete sich in den festen Keller seines Hauses, wo seine Schätze lagen und der ihm einige Sicherheit gewähren konnte, da er nicht gleich zu finden war. Einen Sack voll kleiner Brode und einen großen Krug voll Wassers nahm er in aller Eile mit sich, so hoffte er, könne er mehrere Tage harren, bis die Ruhe wieder hergestellt sei, ohne Mangel zu leiden. Kaum hatte er aber die eiserne, mit schweren Riegeln versehene Thüre hinter sich geschlossen, so hörte er, wie das Volk die Thüre seines Hauses sprengte, hineinströmte, sich darin zerstreute und Alles zusammenschlug. Er hatte sich auf seine Geldsäcke gesetzt und wartete so von Stunde zu Stunde, bis es wieder ruhig werden wollte. Die Angst ließ ihn den Hunger vergessen, als aber der Morgen anbrach, da verlangte die Natur ihr Recht, er ward hungrig, griff in den Sack, worin die Brode waren, zog eins heraus und wollte hineinbeißen. Aber wehe! es war durch ein Wunder zu Stein geworden und große Blutstropfen hingen wie Schweißperlen daran. Schaudernd warf er es von sich und ergriff ein zweites Brod, allein auch dieses war verwandelt wie das erste. Er versuchte es mit einem dritten und vierten, immer dasselbe, sie waren alle zu Stein geworden. Da ließ er den Sack fallen und nahm den Wasserkrug zur Hand, er wollte wenigstens seinen Durst löschen. Entsetzlich! das Wasser war zu Blut geworden. Da fielen ihm alle seine Sünden ein, die er sein Lebtage gegen andere Menschen begangen, er fiel auf die Kniee und betete und versprach, er wolle bereuen und für die kommenden Tage ein besserer Mensch werden, ein Wohlthäter und Vater der Armen sein. Als er aber nach beendigtem Gebete wieder in den Sack griff und abermals dieselben schrecklichen Wunderzeichen fand, da ergriff ihn schwere Verzweiflung, er wollte seinem Leben selbst ein Ende machen und seinen Kopf an den harten Steinwänden des Kellers zerschmettern, allein auch diese Wohlthat ward ihm nicht zu Theil. Nach dem ersten Versuche stürzte er betäubt zu Boden. Viele Stunden lag er so, endlich erwachte er wieder, da begannen abermals Hunger und Durst ihn aufs Grimmigste zu plagen, aber den Keller wagte er nicht zu verlassen, denn im Hause vernahm er das Geschrei des wüthenden Pöbels, welcher sein Leben wollte. Inmitten seiner Geldsäcke gab er am Abend des andern Tages elendiglich seinen Geist unter großen Qualen auf und als nach einigen Tagen die Ruhe wieder hergestellt war und ihm seine alte Magd diese gute Nachricht bringen und ihn aus seinem Versteck im Keller herausholen wollte, aber natürlich keine Antwort erhielt, da ließ man die Kellerthüre mit Gewalt aufbrechen und fand den Geizhals mit entstellten Zügen auf seinen Geldsäcken liegen, das Brod aber hart wie Stein und voll Blutstropfen und den Wasserkrug mit Blut gefüllt. Sein Reichthum aber fiel, da er keine Erben hatte, an die Stadtkasse.

815) Die Strafe der zänkischen Weiber zu Dortmund.

Im alten Dortmunder Stadtrecht war festgesetzt, daß wenn zwei Weiber sich geschlagen oder gezankt hatten, dann mußten sie durch alle Gassen an einer Kette zwei Steine, die zusammen einen Centner schwer waren, tragen. Der Weg war ihnen vorgeschrieben, die eine mußte vom östlichen bis zum westlichen Thore der Stadt gehen und die andere sie von hinten mit einem

eisernen Stachel zur Eile antreiben. Beide mußten aber im Hemde sein. Wenn nun die erste dort angelangt war, ward umgewechselt, die zweite bekam die Steine und die erste den Stachel und so machten sie den Weg wieder zurück. Viel milder war man gegen die Männer. Hatte einer den andern geschimpft, beleidigt oder geschlagen, mußte er der hohen Obrigkeit sechs Ohm Wein erlegen, den dieselbe auf seine Gesundheit unter sich theilte.

816) Attendorner Waffentanz und Kattenfillers.[1])

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ist das damals feste Attendorn von den Schweden belagert worden, da haben die Bürger alle ihre Bienenstöcke zusammengetragen und den Stürmenden die Bienen auf die Köpfe geschleudert. So mußten die Feinde jählings fliehen und mit Schimpf und Schande abziehen. Zum ewigen Andenken an dies Ereigniß wird am Frohnleichnamstage ein Waffentanz aufgeführt, der, weil sich Alles durcheinander schlingt, großes Geschick erfordert. Man legt bei demselben die noch vorhandenen, von den Schweden erbeuteten Waffen an. Auswärtige nennen ihn den Kattenders, was die Attendorner aber nicht gern hören, weil es an ihren Spottnamen „Kattenfillers" erinnert. Dieser soll daher rühren, daß die Attendorner einst einer Katze Blasen an die Füße banden und dieselbe dann von einem Thurme herabwarfen, so daß das arme Thier erst am vierten Tage von seiner Lustreise wieder auf die Erde kam.

817) Kattfillers und Pannenklöppers.[2])

Unter dem Namen Kattfillers und Pannenklöppers sind in Westphalen die Attendorner und Olper bekannt. Diese Namen sollen aber also entstanden sein. Der Erzbischof Gerhard, Truchseß von Cöln, kam auf seiner Reformationsreise auch nach Attendorn und da war gerade große Prozession. Da fielen Viele von ihrer alten Religion ab und sogar der Pfarrer tanzte mit seiner Köchin auf dem Kirchhofe. Später aber mußten diese Abgefallenen sich auf das Schloß nach Bielstein flüchten, wo sie von den ihrem alten Glauben treu gebliebenen Bürgern belagert wurden. Bei dieser Belagerung ließ sich aber einmal in einem Thurmfenster eine Katze sehen, welche die Attendorner, die da glaubten, es sei der Truchseß in seiner Schlafmütze, ganz zu nichte schossen. Das arme Thier schrie ganz erbärmlich, so daß die Belagerten riefen: „Kattfillers, Kattfillers!" Und von der Zeit an haben die Attendorner diesen Namen behalten. Zu derselben Zeit waren aber zu Olpe viele Hämmer, besonders Klopshämmer und wurden besonders viele Pfannen gemacht und davon heißen die Olper: Pannenklöppers.

818) Die Glocke zu Attendorn.[3])

Als die Bürger der Stadt Attendorn in Westphalen sich einst von einem berühmten Meister eine neue Glocke gießen lassen wollten, die Stadtkasse

[1]) S. Kuhn Bd. I. S. 161.

[2]) S. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen Bd. I. S. 358.

[3]) S. Ziehnert Bd. I. S. 109 rc. Anders bei Firmenich Bd. I. S. 355 rc. und bei Kuhn S. 163 rc., welche die Begebenheit erst nach 1783 setzen.

aber zu arm war, um die Kosten zu tragen, rieth der Glockengießermeister selbst, es solle jeder Bürger geben, was er von altem Metallgeräthe in seinem Hause vorfände, und versprach, daraus eine Glocke zu gießen, die ihm und der Stadt Ehre bringen solle. Der Vorschlag fand Beifall und jeder Bürger gab willig, was er von tauglichem Metall eben entbehren konnte: zerbrochene Leuchter, Töpfe, Ketten und allerlei Bruchstücke von Silber, Kupfer und Messing häuften sich in buntem Gemisch in der Wohnung des Glockengießers an.

Nun lebte in Attendorn aber auch eine alte Wittwe, die vor mehreren Jahren ihren Sohn nach Holland geschickt hatte, um dort die Handlung zu erlernen. Dieser junge Mensch war aber recht fleißig und sparsam und er schickte von Zeit zu Zeit seiner Mutter Geschenke, unter andern auch einst eine ziemlich große, schwarz angestrichene Metallplatte. Diese suchte die Wittwe, die doch auch ihr Scherflein zu der neuen Glocke beitragen wollte, hervor, trug sie zu dem Gießermeister, legte sie zu dem Uebrigen und sprach: „Es ist freilich nur schlechtes Eisen, ehrenwerther Meister, aber Besseres habe ich nicht!"

Der Gießer dankte spöttisch lächelnd der Wittwe und murmelte: „Eisen bleibt Eisen, mag's nun Gott segnen oder der Teufel!" Der Gesell aber, der dabei stand und bessern Sinnes war, verwies dem Meister sein böses Wort und sprach: „Lieber Meister, versündigt Euch nicht! Die arme Frau that ihr Bestes, aber wenn, was Gott verhüte, der Teufel das Eisen segnet, dann können wir Beide darüber sterben müssen!" Doch der gottlose Meister lachte ihm in's Gesicht und wandte ihm verächtlich den Rücken.

Am andern Tage aber reiste der Glockengießer nach Arnsberg, um hier eine alte Glocke umzugießen und ließ in Attendorn seinen Gesellen zurück, mit dem Auftrage, die Form zu fertigen und alles vorzubereiten, damit er bei seiner Rückkehr sogleich den Guß beginnen könne. Der fleißige Gesell that nach seinem Gebot und legte alsbald so eifrig Hand ans Werk, daß in kurzer Zeit alles zum Guß bereit war. Nun erwartete er sehnsüchtig die Rückkehr seines Meisters. Als aber Tag um Tag verging und der Meister immer noch nicht kam, da konnte er das Gelüste, an der Attendorner Glocke seinen Probeguß zu machen, nicht länger bezwingen. Nach bestem Wissen schmolz er die Glockenspeise und als die Windpfeifen sich bräunten, stach er in Gottes Namen los. Der Guß war auch herrlich gelungen und die Glocke behagte den Attendornern ausnehmend wohl, denn auf derselben waren schöne erbauliche Reime, das Wappen der Stadt, Jahr und Tag zierlich geschildert und zudem klang sie voller, heller und reiner als irgend eine andere Glocke im ganzen Lande Westphalen. Als aber der Gesell sah, wie ihm Alles so wohl gelungen war, da litt es ihn nicht mehr in der Stadt, er mußte nach Arnsberg, um selbst seinem Meister die frohe Kunde von dem glücklichen Guß zu bringen. Mit dem nächsten Frühroth machte er sich auf den Weg, der Bürgermeister aber gab ihm einen guten Zehrpfennig mit auf den Weg und befahl, es solle ihm mit der neuen bereits aufgehängten Glocke so weit nachgeläutet werden, als er es hören könnte. Ob solcher Ehre sich aber nicht wenig dünkend, schritt der Gesell zum Thore hinaus, das nach Arnsberg führt, und viele Bürger gaben ihm das Geleite und aus der Stadt tönte ihnen hell und rein die junge Glocke nach. So kam der Zug an die

steinerne Brücke zwischen Attendorn und dem Fürstenberg'schen Schlosse Schnellenberg. Da ritt aus der Ferne ein Reiter heran, es war der Glockengießer.

„Willkommen, lieber Meister, willkommen!" rief der Gesell seinen Begleitern voraneilend und des Meisters Roß beim Zügel ergreifend, „hört Ihr, wie meine Glocke klingt, so voll und hell und rein, daß einem das Herz im Leibe lacht!" So rief fröhlich der Gesell, der Meister aber lauschte schweigend dem Geläute und immer finsterer ward sein Auge und die Zornader seiner Stirne schwoll. „Fürwitziger, was hast Du gethan!" rief er außer sich vor Wuth, riß ein Pistol, welches er bei sich führte, aus dem Halfter und schoß dem Gesellen durch's Hirn, daß er lautlos zu Boden sank. Wie erschracken da die Bürger von Attendorn. Sie fielen dem Rosse in die Zügel, rissen den Mörder herab aus dem Sattel, banden ihm die Hände mit ihren Gürteln fest und schleppten ihn rückwärts nach der Stadt, auf das Pferd aber luden sie die Leiche des Gefallenen. Noch desselben Tages aber ward der Mörder vor die Rathsversammlung geführt und gefragt, warum er seinen Gesellen, mit dessen Arbeit doch Rath und Bürgerschaft so wohl zufrieden gewesen wären, im Jähzorn erschossen habe. Er aber antwortete, sein Gesell habe ihn um ein großes Gut gebracht, denn als er von Arnsberg gekommen sei und die Glocke habe läuten hören, habe er gleich aus ihrem Klange herausgehört, daß eine gute Masse Goldes in ihr sei; hätte er nun die Glockenspeise zugerichtet, so würde er natürlich das kostbare Metall herausgefunden und für sich auf die Seite gebracht haben, was der Fürwitzige so unnützer Weise mit hineingeschmolzen habe. Darum habe er ihn aus Aerger und Zorn ermordet.

Auf dieses Geständniß ward dem Glockengießer der Tod durch das Schwert zuerkannt und solches Urtheil nach sieben Tagen vollstreckt. Nach einer andern Sage aber ist er von vier Ochsen geviertheilt worden und davon heißt bis auf den heutigen Tag die Stätte, wo solches geschah, das Viertel. Dem Gesellen aber läutete die neue Glocke zu Grabe und auf der Brücke, wo er den Tod gefunden, ward ihm zum Gedächtniß ein eisernes Kreuz errichtet.

Woher aber Gold in die Glocke gekommen sei, wußte Niemand und man hat unzählige Vermuthungen aufgestellt, die alle irrig waren, bis endlich nach vielen Jahren der Zusammenhang an den Tag kam.

Endlich ist nämlich der Sohn der armen Wittwe, welche die schwarzangestrichene Metallplatte zu der Glocke gegeben hatte, als ein reicher Kaufmann in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Er war weit gereist und hatte sich in fremden Ländern bedeutende Schätze erworben. Die Mutter umarmte freudig den so lange Ersehnten und die ganze Stadt empfing ihn mit Freundschaft und Ehrenbezeigungen. Alles drängte sich an ihn, um Erzählungen von seinen Reisen zu hören, und umgekehrt theilte man auch ihm mit, was in der langen Zeit seiner Abwesenheit in Attendorn vorgegangen war. Natürlich ward auch die traurige Geschichte von dem Glockengießer und seinem Gesellen mit berichtet. Schweigend und tief ergriffen hörte er dieselbe mit an, dann aber sprang er entsetzt auf und rief: „Wehe, ich bin an dem Tode dieser beiden Menschen Schuld. Wißt denn, daß jene schwarzangestrichene Platte reines Gold war, welches ich meiner Mutter geschickt und so hatte anfärben lassen, damit sie Jedermann für Eisen halten und es Niemandem

einfallen sollte, diese scheinbar werthlose Sache zu stehlen!" Lange konnte er sich nicht zufrieden geben, nicht über den Verlust des Goldes, denn das konnte der reiche Mann wohl entbehren, wohl aber, daß seine Täuschung zweien Unschuldigen das Leben gekostet hatte.

Ueber hundert Jahre nach jener Begebenheit aber schlug einmal das Wetter in den Kirchthurm. In der geschmolzenen Glocke, welche man unter dem Brandschutte herausgrub, fand sich bei genauer Erprobung Erz, das an Gehalt den Goldgulden gleichkam und zum Wiederaufbau und Bleibedachung des Thurmes hinreichte.

819) Der Grinken-Schmied. [1])

Drei Stunden von der Stadt Münster liegt der Detterberg, auf dem wohnte vor alten Zeiten ein wilder Mann, den hießen die Leute Grinkenschmied. Er wohnte in einem tiefen Erdloche, das ganz mit Gras und Sträuchern überwachsen war und das, wer es nicht wußte und kannte, Niemand auffinden konnte. In dem Loche hatte er seine Schmiede und arbeitete treffliche und rare Sachen, die waren von ewiger Dauer und seine Schlösser vermochte Niemand ohne seine eigenen Schlüssel zu öffnen. An der Kirchthüre zu Nienburg soll auch ein Schloß von ihm sein, das hatte die Eigenschaft, daß es die Diebe, die es erbrechen wollten, gleich festnahm und gefangen hielt. Wenn nun in der Nachbarschaft eine Hochzeit war, so kamen die Bauern zum Grinkenschmied und liehen von ihm einen Bratspieß, dafür mußten sie ihm dann einen Braten geben. Da kam denn einmal auch so ein Bauer vor das Loch und sprach: „Grinkenschmied, gieb mir 'n Spieß!" Der Grinkenschmied rief dagegen, weil er dem Bauer nicht trauen mochte: „Kriegst keinen Spieß, gieb mir erst den Braten!" — „Kriegst keinen Braten, behalte Deinen Spieß!" rief der Bauer wieder hinunter. Darüber ward der Grinkenschmied gar zornig in seinem Loche und schrie dem Bauer nach: „Wahre Dich, daß ich mir keinen Braten nehme!" Der Bauer aber ging ganz ruhig nach Hause, aber als er dorthin kam, scholl ihm großes Wehklagen entgegen, denn sein bestes Pferd lag todt im Stalle und eins seiner Hinterbeine war sammt dem Schenkel ausgelöst, als hätte es ein Wildpretsmetzger kunstgerecht gemacht und war hinweg. Das war Grinkenschmieds Braten.

820) Die Hünen und Hunnen. [2])

In der Gegend von Höxter, Corvei, Brakel und den Landstrecken durch Westphalen weiß das Volk sich viel von den Heunen oder Hünen oder Riesen zu erzählen, ja die Sage von ihnen erstreckt sich auch nordwärts bis über die Lüneburger Heide hinaus und in die Bremenschen Geest- und Marschgegenden. Hünengräber, Hünenbetten, Hünensteine, Hünenkeller, Hünenburgen sind im ganzen Lande umher zerstreut und gelten dem Volke als die Spuren vom Vorhandengewesensein eines gewaltigen Riesengeschlechts, das einst hier gewohnt hat. Allein mit sehr wenigen Ausnahmen erzählt die Sage nichts von ihrem Erscheinen oder Wandern [3]), nur Spuren ihres ehe-

[1]) S. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 244.
[2]) S. Bechstein S. 262 2c.
[3]) Eine solche Sage ist unten mitgetheilt aus der Gegend von Bole.

maligen Daseins und ihrer gewaltigen Kraft. Mannigfach blieb der Name dieses Riesengeschlechtes an Orten haften, so liegt über Brakel die Hunnen- oder Hünenburg, und auch die Namen der Dörfer Riesel und Reetsen (bei Dirburg) deuten auf etwas Aehnliches hin. Bei Dransfeld im Göttingischen liegt ein Hunnen- oder Hünenberg, darin will man gleichwohl Riesen gesehen haben, über dem Dorfe Altenhagen liegt die Hünenburg. Der letzte ihrer Bewohner brach sie in Trümmer und wälzte auf sich selbst den größten Stein als Grabesdecke. Auf dem Wege nach Salzwedel, beim Dorfe Lübbow liegt ein riesiger Hünenstein, eines heidnischen Gottes Altar, der kehrt sich in jeder Christnacht vor Unwillen um, wenn der Hahn kräht. Bei Freren in der Niedergrafschaft Lingen steht auch ein gewaltiger Hünenstein und sind dort reiche Gräber. In der Lüneburger Haide im Amte Knesen liegt der Pickelstein, den warfen die Hünen vom Kläbesberge dahin. Sieben Kreuze und ein Hufeisenabdruck sind an ihm zu sehen, und es geht die Sage, daß diese ein Heerführer mit seinem Schwert in den Stein gehauen und den Hufschlag habe sein Roß eingedrückt als ein Wahrzeichen seines Sieges. Bei Sievern ruht noch unangetastet ein Hünengrab, das Bülzenbett geheißen, von besonderer Art und Größe. Es ist nicht gut, die Hünengräber zu durchwühlen und die längst Begrabenen in ihrer Ruhe zu stören. Ein Canonicus zu Rammelsloh grub nach einem Riesendenkmal bei Steinfeld, dem erschienen in der Nacht drei Männer, von denen der eine einäugig war, mit drohenden Blicken und hießen ihn fortgehen, wenn anders er nicht unglücklich werden wolle.

Zuweilen scheint es, als wenn diese Hünen mit dem Hunnenvolke König Etzel's, das durch Deutschland zum Rheine zog und im Nibelungenliede seine Verherrlichung findet, zusammengehangen hätten, denn die drei Brüder Etzel's: Walamir, Widimir und Theodimir hießen zusammen die Amelungen und waren die tapfersten Helden im ganzen Hunnenheere; um Höxter herum liegen aber folgende Orte, die sammt und sonders an den Namenshall der Amelungen erinnern: Amelungen, Amelungshorn, Amelsen, Amelshausen, ja selbst Hameln und Hamelschenburg können darauf gedeutet werden.

821) Die weiße Jungfrau. [1]

Jede Nacht, sobald die Glocke eilf geschlagen hat, sieht man in dem Dorfe Elsey in der Grafschaft Limburg eine schneeweiß gekleidete Jungfrau. Dieselbe kommt oben von der Rheer Heide, da wo der Galgen steht, geht dann durch das Heekhäuser Feld bis in das Dorf Elsey, wo sie hinter der Kirche herum auf den Stiftsplatz geht, bis an den auf diesem befindlichen Brunnen. Ueber diesen Brunnen bückt sie sich lange und blickt hinein; dann läßt sie auf einmal einen Eimer hinunter tief in den Brunnen und in das Wasser; wenn sie denselben aber nach oben gezogen hat, so sieht sie geschwind in denselben, bald aber gießt sie aus und läßt ihn von Neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieses wiederholt sie dreimal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchthurme Mitternacht schlägt; dann geht sie seufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche herum durch das Heekhäuser Feld, bis sie auf der Rheer Heide neben dem Galgen verschwindet. Man erzählt sich, diese Jungfrau sei vor vielen Jahren ein

[1]) S. Stahl S. 123.

vornehmes Stiftsfräulein in Elsey gewesen. Diese hatte ein Kind bekommen und dasselbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen, und weil sie so vornehm und reich gewesen, hatte Niemand ihr etwas darum thun mögen. Als sie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt und denselben unter den Galgen oben auf der Rheer Heide verscharrt und ihre Seele kann nicht eher Erlösung finden, als bis sie den Leib ihres todten Kindes wieder hat. Darum muß sie alle Nächte aus ihrem Grabe aufstehen und zu dem Brunnen wandern und dort oben den Leichnam suchen.

822) Die Gründung des Klosters Weddinghausen. [1])

In dem anmuthigen Ruhrthale lebte vor ohngefähr siebenhundert Jahren ein alter Bauer, Namens Wedde, der sich spärlich vom Fischen und Holzhauen nährte, aber eine sehr schöne Enkelin von ohngefähr achtzehn Jahren besaß. Sie war aber auch eben so fromm als gut und ließ keinen Festtag vergehen, ohne daß sie nach der eine halbe Stunde von ihrer Hütte gelegenen Burg Arnsberg ging, um in der dortigen Kapelle die Messe zu hören. Nun herrschte aber zu dieser Zeit auf der genannten Burg ein Graf Heinrich von Arnsberg, ein tapferer, aber jähzorniger Mann, ein Freund des Weines und der Weiber. Derselbe hatte aber noch einen jüngern Bruder gleiches Namens, tapfer und großmüthig, leutselig und brav und immer heitern Sinnes. Beide sahen das schöne Mädchen und beschlossen, sie solle die ihrige werden. Sie bedienten sich aber zur Erreichung ihres Zweckes verschiedener Mittel. Der ältere bot dem Mädchen theils selbst, theils durch einen seiner Diener reiche Geschenke, wenn sie ihm zu Willen sein wolle, der jüngere aber ging selbst zu ihr und buhlte um ihre Gunst, allein einer mit so wenig Erfolg als der andere. Da wurde der ältere sehr zornig und beschloß, das Mädchen mit Gewalt auf das Schloß bringen zu lassen, der jüngere aber, der davon Kunde erhielt, empfand Mitleid mit dem Mädchen, und da dieses ihm zugestanden hatte, daß sie einen armen Fischer liebe, so bot er ihr an, mit ihrem Vater und ihrem Geliebten sich in die Gegend von Dortmund zu flüchten, wo er einen Freund hatte, an den er sie empfehlen konnte. Sie nahmen natürlich auch dieses Anerbieten dankbar an und entwichen aus der Gegend und als eines Nachts die Leute des ältern Grafen kamen, um das Mädchen zu entführen, fanden sie die Hütte leer. Nun hatte aber der Jäger des ältern Grafen schon längst demselben vorgespiegelt, sein Bruder sei der beglückte Liebhaber, und es kostete ihm natürlich jetzt keine Mühe ihm einzureden, daß derselbe sie zu seiner Unterhaltung auf die Seite geschafft habe. Dadurch erhielt die Spannung, die bereits seit lange zwischen den beiden Brüdern herrschte, neue Nahrung, allein für den Augenblick mußte der ältere seinen Groll in sich verschließen, denn beide mußten mit ihren Dienstmannen von Arnsberg weg dem Heerbanne des Herzogs Heinrich des Löwen folgen, der im Norden mit den Dänen und Dithmarsen Krieg führte. In diesem Feldzuge that sich nun aber namentlich der jüngere Graf durch seine Tapferkeit hervor, so daß ihm der Herzog ein bedeutendes Lehen, im Lande Mecklenburg gelegen, als Lohn seiner muthvollen Thaten versprach. Auf dasselbe Lehen hatte aber auch der ältere

[1]) Romantisch behandelt von J. Krüger, Westphälische Volkssagen S. 1 ꝛc.

Bruder sein Absehen gerichtet und weil ihm nun dasselbe entgehen sollte, so ergrimmte er gegen den leiblichen Bruder und fing an ihn tödtlich zu hassen. Sein Leibjäger aber schürte diesen Haß noch mehr an, weil er glaubte, ihm sei durch den jüngern Grafen die reiche Belohnung zu Wasser gemacht worden, die ihm die Entführung der jungen Fischerin jedenfalls eingetragen hätte.

Als sie nun nach beendigtem Kriege wieder nach Arnsberg zurückgekehrt waren, benutzte der ältere Graf die Gelegenheit, daß sein Bruder sich einmal an seinem Jäger vergriff, von dem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er ihn bei seinem ältern Bruder verhetzt habe, ließ ihn festnehmen, binden und in einen finstern Thurm werfen und verdammte ihn zum Hungertode. Da lag nun der edle Jüngling tief unter der Erde, bei Molch und Kröte auf dem nassen Steine, ohne Speise und Trank, mit Ketten beladen und mußte noch fast jede Stunde den Hohn des bösen Knechtes mit anhören, welchen sein Bruder zu seinem Kerkermeister bestellt hatte. Zwar bat der junge Graf, er möge doch bei seinem Bruder für ihn eine Fürbitte einlegen oder ihm doch wenigstens einen Priester schicken, dem er beichten könne; er fand keine Erhörung und als der Jäger am vierten Tage wiederkam, um nach ihm zu sehen, war er schon mehrere Stunden zuvor verschieden.

Ein Diener des Gemordeten war aber heimlich entflohen und hatte Heinrich dem Löwen die Kunde von dem Brudermord gebracht; auf dessen Antrieb sammelten die Bischöfe von Cöln, Münster, Minden und Paderborn ein Heer und zogen unter der Anführung des Herzogs vor Arnsberg, belagerten und zerstörten die Burg und der Graf mußte froh sein, sein Leben zu retten. So zog er als Flüchtling lange Zeit herum, bis es ihm gelang, dadurch, daß er alle seine Güter dem Erzbisthum Cöln zu überlassen versprach, den Erzbischof zu veranlassen, bei dem Kaiser die Aufhebung der gegen ihn verhängten Acht durchzusetzen. So gelangte er wieder in den Besitz seiner Herrschaft, kehrte nach Arnsberg zurück, das er wieder herstellte, verheirathete sich und zeugte zwei Söhne; seines Lebens ward er aber nie wieder froh, denn das böse Gewissen und die Reue plagten ihn unausgesetzt. So ließ ihm der geheime Kummer auch an keinem Orte Ruhe und er streifte ewig in allen Gauen Westphalens herum. Da kam er einmal auch in der Gegend von Dortmund in einen Wald, wo er keinen Ausweg finden konnte; endlich aber öffnete sich das Gehölz und er stieß auf eine saubere Hütte. Er beschloß, hier einen Labetrunk zu erbitten, pochte an, aber wie ward ihm, als er in der ihm öffnenden Bäuerin die Fischerin aus Arnsberg erkannte. Auch sie erkannte ihn, er fragte, wie sie hierher gekommen sei und so erfuhr er denn, daß er seinem Bruder völlig Unrecht gethan habe, wenn er geglaubt hatte, derselbe habe ihm das Mädchen weggefischt. Dadurch ward aber seine Reue über seine Missethat nur noch viel heftiger. Er ritt, ohne ein Wort weiter zu verlieren, wieder nach Arnsberg zurück und das erste, was er that, war, daß er den verleumderischen Leibjäger zu demselben Tode verdammte, den sein armer Bruder so ungerechter Weise erduldet hatte. Dann aber machte er sich auf gen Cöln zum Erzbischof, um bei diesem Trost zu suchen. Dieser aber rieth dem bußfertigen Sünder ein Kloster zu bauen und darin als Mönch sein Leben in Gebet und Reue zu beschließen. Das that er auch. Nach Arnsberg zurückgekehrt, ließ er Bauleute aus allen Theilen Deutschlands kommen und baute auf seinem Stamm-

gute Weddinghausen, das seine Vorfahren gegründet hatten, einige tausend Schritte von seiner Burg ein stattliches Kloster und gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, bis das majestätische Gebäude fertig war. Hierauf berief er die Mönche vom Orden des heil. Norbert hierher, räumte ihnen das neugebaute Kloster ein, übergab die Regierung seinem ältesten Sohne Gottfried, ward selbst Klosterbruder und verharrte hier bis zu seinem Ende in aufrichtiger Reue und Buße.

823) Die drei Kreuze.[1])

Im sogenannten Kurret am Berge an der Landstraße von Osnabrück nach Melle in der Bauerschaft Uedinghausen stehen drei Kreuze von Stein, die haben einen traurigen Ursprung. Einst hausten drei Räuber hier, die hatten einmal einen guten Fang gethan und wollten an dieser Stelle die Beute theilen. Da entsendeten die beiden ältern den jüngern in das nächste Dorf, er solle ihnen Speise und Trank holen. Unterdeß aber machten sie mit einander aus, daß, wenn derselbe zurückkäme, einer von ihnen ihn unversehens ermorden solle, damit sie den auf ihn fallenden Theil der Beute bekommen möchten. So thaten sie auch; als er zurückkam, stieß ihm der eine Bösewicht den Dolch von hinten in den Rücken. Allein ihre Unthat bekam ihnen schlecht, denn als sie sich nun zum Essen niedersetzten und die von ihm mitgebrachten Speisen verzehrten und den Wein dazu tranken, tranken sie ihren Tod, der junge Räuber hatte aus gleicher Habsucht denselben vergiftet, um seine beiden Diebsgenossen selbst berauben zu können. Wo die Unthat geschah, stehen heute noch drei Kreuze im Walde.

824) Der Bauer und der Teufel.

Zu Ueffeln war einmal ein Bauer, dem war seine Scheune eingefallen und er mußte unbedingt eine neue haben, denn die Ernte war vor der Thüre. Geld hatte er aber nicht und borgen wollte ihm auch Niemand, denn Jedermann wußte, daß sein Gut schon sehr überschuldet war, da dachte er, er könne sich an den Gottseibeiuns wenden, der werde ihm schon aushelfen. Er ging also des Nachts auf einen Kreuzweg und als Mitternacht kam, da rief er den Teufel an. Der war auch gleich bei der Hand und versprach ihm auch, er wolle ihm eine schöne Scheune von Stein bauen, so er ihm seine Seele verschreiben wolle. Darauf ging der Bauer ein, allein er machte sich aus, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenschrei fertig sein müsse. Da ging der Teufel mit allem Eifer ans Werk und machte selbst den Maurer und Zimmermann, der Bauer aber stand dabei und sann nach, wie er wohl den Teufel um seine Seele betrügen könne. Die Arbeit ging schnell vorwärts und als die Scheune fast bis zum Dache fertig war, da klatschte der Bauer in die Hände und fing an wie ein Hahn zu krähen. Der Teufel aber lachte, wie der dumme Bauer ihm wolle glauben machen, daß ein Hahn krähe, während er doch deutlich gesehen habe, daß er es selbst gewesen sei. Allein gleichwohl war er betrogen, denn obwohl der Bauer sich mit keinem Worte verantwortete, so wußte er doch, daß bald ein wirklicher Hahn krähen werde, denn wenn ein Hahn den andern krähen hört, dann will er auch

[1]) S. Kuhn I. S. 76.

krähen. So geschah es, der Haushahn in seinem Hofe ward durch das nachgemachte Krähen wach, er krähte und bald folgten alle Hähne im Dorfe. Da sah der Teufel, daß er betrogen war und halb toll vor Wuth riß er die letzte Wand wieder ein und seit dieser Zeit hat dieselbe nie gehalten, man mochte sie noch so gut mauern.

825) Der Gräsing zu Lengerich.

In der Stadt Lengerich in Westphalen ist bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein ganz besonderes Bier gebraut worden, das hieß Gräsing, weil es aus Gräsern oder Kräutern zusammengesetzt war. Das hielten nun aber die Bürger gar hoch und kredenzten es sogar dem päpstlichen Legaten bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück, Herrn Fabio Chigi, der nachmals als Papst Alexander VII. hieß. Der trank auch davon einen guten Schluck, dann aber sagte er in lateinischer Sprache, denn der deutschen war er nicht mächtig: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis" (setze noch etwas Schwefel zu und dann wird es ein Trank für die Hölle sein). Von demselben Getränke aber giebt es noch einige lateinische Verse, die also lauten:

Nescio quod Stygiae monstrum conforme paludi
Crusingam plerumque vocant, nil spissius illa
Dum bibitur, nil clarius est dum mingitur.
Constat, quod multas faeces in ventre relinquat.

826) Die große Grete zu Tecklenburg.

Auf dem Schlosse Tecklenburg in Westphalen stand eine Kanone, die große Grete (dei grote Greite) genannt. Die hatte den Spruch auf ihrem Rohr:

Grote Greite heit ick,
Sewen Meilen schiet ick,
Den ick dräp, den greut ick.

Nun begab es sich aber, daß der Bischof von Münster einmal eine Fehde mit dem Tecklenburger Grafen hatte. Da beschloß denn der oberste Kriegsfeldherr des erstern, ehe er gegen den letztern auszöge, zuvor eine Musterung zu halten und er ließ also ein Lager auf der Heide bei St. Mauritius aufschlagen. Als er nun die Truppen fleißig inspicirt und Alles in gar gutem Stand befunden hatte, da befahl er, weil gerade so schöner Sonnenschein war, eine große Tafel in's Freie zu stellen und lud sämmtliche Offiziere ein, an derselben mit ihm zu speisen, denn er glaubte, vom Feind sei nichts zu besorgen, denn dieser habe acht Stunden bis hierher zu marschiren und wenn es ihm ja einfallen sollte, so seien ja Vorposten und Patrouillen ausgestellt, die würden es schon melden. So setzten sich denn die Herren zu Tische und waren guter Dinge. Allein sie hatten eins vergessen, die große Grete. Diese stand acht Stunden weit von ihnen entfernt auf ihrer Schanze, aber neben ihr ein tüchtiger Constabler und weil derselbe gute Augen hatte, so sah er von der Höhe herab, daß unten im Thale eine große Menge Leute zusammensaßen. Er dachte also, es könne nicht schaden, wenn er ihnen eine tüchtige Kugel zuschickte. Nun stand gerade ein Schweinskopf, eine Citrone im Maule, auf der Tafel, da kam die Kugel

aus der Grete und hui war der Schweinskopf vom Tische wie weggeblasen. Da fuhren alle von ihren Plätzen in die Höhe, Entsetzen in den Zügen, der Kriegsoberste aber ging stracks zum Bischof und sagte, Soldaten, die so exerciren könnten, wie die seinigen, solle man nicht einem so gefährlichen Geschütz preisgeben, welches ja weiter schieße, als es sich gehöre. Das leuchtete auch dem geistlichen Herrn ein und er schickte auf der Stelle einen Parlamentair ab, der mit dem Tecklenburger Grafen Frieden schließen mußte. So hatte denn die große Grete [1]) ohne Blutvergießen gesiegt.

827) Die drei Auflagen. [2])

Ueber die Stadt Osnabrück war ein Graf von Tecklenburg als Kirchenvogt gesetzt mit allerlei Rechten. Eines davon war, daß die Metzger sich von ihm mußten ihre Taxe setzen lassen. Diese Taxe aber brachte stets ein kleiner Burgzwerg auf einem Esel herunter in die Stadt und ehe er mit der Taxe da war, durften die Metzger kein Loth Fleisch verkaufen, was ihnen stets sehr störend war, denn wenn die Käufer vom Markt weg waren, dann konnten die Fleischer ihre Waare selbst essen. Vergebens bedrohten sie den Burgzwerg, wenn er sich nicht besser eile, und endlich als seines Zögerns kein Ende ward, so griffen sie ihn und zerhackten ihn und legten die Stücke in des Esels Tragkörbe und ließen diesen allein zum Schlosse Tecklenburg hinantraben. Schrecklich war aber darüber der Zorn des Grafen, er befehdete die Stadt, that ihr ungeheuren Schaden und quälte sie so lange, bis sie selbst um Gnade bat. Der Graf aber war nicht Willens solche zu üben, sondern antwortete höhnend, er wolle Gnade walten lassen gegen die verrätherische Stadt, wenn sie binnen Jahresfrist zwei Scheffel Wiselinghöfer (oder Wewlinghöfer, sehr kleine dünne Silbermünzen, welche Bischof Florentinus aus dem Geschlechte derer von Wevelinghofen, der von 1364 bis 1379 dem Bisthum Münster und später dem von Utrecht vorstand, hatte schlagen lassen, die aber nach seinem Tode eingezogen und umgeschlagen worden waren), sodann zwei blaue Windhunde und zwei Rosenstöcke ohne Dornen einliefere. [3]) Da war nun guter Rath theuer, diese drei Auflagen zu erlegen. Für die Münzen wurde endlich Rath geschafft, denn der Rath ließ verkündigen, daß er Aufgeld für die Wiselinghofer Heller zahle, da strömten aus allen Nachbarlanden die Bettelleute wie Sand am Meere zum Bisthum Osnabrück und lieferten dergleichen Heller ein, bis der Rath genug davon hatte und kein Agio mehr bezahlte. Unterdessen waren ein Paar weiße Windhunde in ein Zimmer mit blauen Glasfenstern gebracht worden, blau angestrichen, die wurden von blaugefärbten und blaugekleideten Wär-

---

[1]) Merkwürdig ist in älterer Zeit der Name „Grete" für große Kanone. So wird eine große Grete (grîete Grete) mit dem nämlichen Taufspruch in Rietberg erwähnt, eine „faule Grete" gab es in der Mark Brandenburg und im Dresdener Zeughause, die „alte Grete", früher in Wesel, ist jetzt in Berlin aufgestellt. Bei der Belagerung von Londonderry durch die Jacobiten (1689) gebrauchte man in der Stadt die „brüllende Grete" oder Roaring Meg (Meg ist Abkürzung für Margarethe) und auf den Wällen des Edinburger Schlosses steht noch heute die „Wall-Grete".

[2]) S. Bechstein, Sagenbuch S. 244.

[3]) Nach einer andern Version der Sage war die Frist auf fünf Jahre gestellt und die Auflage ein Scheffel Wewlinghöfer, drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenschößlinge, so hoch als der Graf, an denen kein Knoten gefunden werden durfte.

tern gefüttert mit Blaumeisen, Blaukehlchen und gekochtem Blaukohl aus blauen Geschirren. Da bekamen die Windspiele Junge, die waren schon etwas blau angelaufen, dann wurden von diesen Jungen wieder Junge erzielt, die waren blitzblau. Mittlerweile hatte der Rath ausgesonnen, Rosenschößlinge durch enge Glasröhren wachsen zu lassen, da blieben die Dornen inwendig, denn sie hatten keinen Raum hervorzutreiben.[1]) Und so erfüllten die Osnabrücker die drei schweren Aufgaben und der Graf von Tecklenburg mußte mit ihnen Frieden machen. Das Geschlecht der blauen Windspiele verlor sich aber bald wieder, nur die dornenlosen Rosen haben sich fortgepflanzt und von Osnabrück aus in alle deutschen Garten verbreitet.

828) Der Brunnen, das Kreuz, das Götzenbild und die weiße Frau auf Schloß Bentheim.[2])

Im Schlosse zu Bentheim ist ein tiefer Brunnen, den haben zwei zum Tode verurtheilte Verbrecher gebaut. Es war ihnen das Leben unter der Bedingung geschenkt worden, daß sie einen Brunnen in den Felsen arbeiten und nicht eher frei werden sollten, als bis sie auf Wasser gekommen wären. Da haben sie 36 Jahre unablässig am Steine gesprengt und endlich ist ihnen in einer Tiefe von 300 Fuß ein frischer Quell entgegengesprungen.

Auf demselben Schlosse zeigt man eine Art Küche, die soll in alten Zeiten eine Opferstätte der Heiden gewesen sein. Das sehr verwitterte steinerne Bild des Götzen in halb erhabener Arbeit ist noch zu sehen; es zeigt einen Ritter, der früher ein Ding, wie ein Stein gestaltet, in der Hand zu halten schien.

In demselben Schlosse steht ein altes Holzkreuz, welches sich ehemals unten im Orte selbst befand, mit dem hat es folgende Bewandniß. Einer der alten Grafen von Bentheim hatte nämlich einmal von seinem Schlosse herunter zum Zeitvertreib mit Pfeilen geschossen und so einen Mann aus Bentheim getödtet. Da ist er von der Vehme verurtheilt worden, ein Kreuz an die Stätte zu setzen, damit er sich immer an diese That erinnere, wenn er vorbeikomme, und sie bereue. Als das Kreuz in spätern Zeiten umgefallen ist, hat man es auf das Schloß gebracht, wo es noch zu sehen ist.

Auf den Schlössern zu Bentheim, Steinfurt und Tecklenburg geht die weiße Frau um und man sieht sie oft im langen weißen Gewande, ein großes Schlüsselbund an der Seite, daherwandeln. Auf dem erstern Schlosse aber hat sie sich besonders lange aufgehalten, als dasselbe seinen rechten Herrn nicht hatte, und Jedem, der ihr begegnete, schlug sie mit ihrem Schlüsselbunde in's Gesicht, was schnellen Tod zur Folge hatte. Seitdem aber das Schloß wieder in dem Besitz des rechten Herrn ist, läßt sie sich nicht mehr sehen.

Den Bau der Schlösser Bentheim und Tecklenburg schreibt man dem Drusus zu und zeigt als Beweis dafür bei Bentheim eine Felsklippe, welche

[1]) Die Sage von den Eichensprossen wird ebenso erzählt; man setzte sie wohl ausgehoben in ein Beet voll guter Erde, die sorgsam naß gemacht ward, dann paßte man jedem Schoß eine Glasröhre an, da fanden keine Seitensprossen Raum und der Baum mußte gerade auf treiben, und wenn die neuen Triebe sich in die Breite dehnten, hielt man stets eine neue Röhre bereit.

[2]) S. Kuhn Bd. I. S. 108 rc.

der Drusstuhl heißt; auf diesem liegt ein glatter Stein, das sogenannte Druskissen. Im südöstlichen Thurme des Bentheimer Schlosses soll sich ein heimliches Gericht der Vehme befinden; hier mußte der Verurtheilte auf eine Versenkung treten, die ihn einer Figur in die Arme warf, welche seinen Körper mit tausend Messern von allen Seiten zerschnitt.

829) Der Pestvogel bei Hagen.[1])

Zu der Zeit, als einmal die Pest hier wüthete, flog den Leuten ein kleiner Schmetterling an den Hals, wem das geschah, der war in ein Paar Stunden todt. Ein Dorfschulze, der auf diese Weise sich zu schützen dachte, kroch in einen Schäferkarren. Allein diese Vorsicht nützte ihn nichts, denn nachdem er eine Zeitlang darin gesteckt hatte, bekam er auf einmal ein so heftiges Verlangen, wieder auf die Erde zu treten, daß er demselben nicht widerstehen konnte. Kaum war er aber herausgestiegen, da kam auch gleich ein Schmetterling, setzte sich an ihn und so mußte er sterben.

830) Die Dueke-mor.[2])

Eine Stunde von Iserlohn ist der Frönsperter Berg und an demselben eine Stelle, wo drei Pfade zusammentreffen. Hier hat man vor uralten Zeiten einen tollen Götzendienst getrieben. Damit kein Unberufener hinkäme, wurde der Ort grausenhaft gemacht. Nach Hemer hin stand der Schreckenstein, nach Westig zu der Düwelspost. Dort stand sonst eine ehrwürdige Eiche und der Ort heißt „an der Dueke-mor". Es soll daselbst nicht geheuer sein und Mancher will wunderliche Stimmen vernommen haben. Wer nun des Weges ziehen muß, der bricht ein Reis ab und legt es an den Dueke-mor nieder. Das ist Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben, und man findet dort in der Regel einen Haufen Reisig, der auf diese Weise hingekommen ist. Wer das Hinlegen unterlasse, glaubt man, müsse irre gehen, so gut sei er nicht, oder geschehe dieses nicht, so widerführe ihm noch etwas Schlimmeres. Hierher sind vor Zeiten Prozessionen von Sundwig, Westig und Hemer gehalten worden und wahrscheinlich hat in der Nähe des heiligen Baumes hier ein Heiligenhäuschen gestanden.

831) Der Hellweg bei Ispey.[3])

Der Hellweg ist sonst der Weg zur Hölle gewesen.[4]) Die Hölle lag aber weit von hier nach Norden, jenseits des großen Wassers. Da hat aber der Teufel auf der Lauer gestanden, mit einem Ruder in der Hand, um die Seelen aufzunehmen und sie seiner Großmutter zu bringen. Er pflegte sie aber nachher zu ersäufen. Nun ist ihm aber einmal die Zeit etwas zu lang geworden, da gar Niemand gekommen ist, da hat er das Ruder hinweggeworfen und sich fortgemacht. Dann hat er aber ein lautes Lachen aufgeschlagen, so wie es noch Niemand gehört hat, und wenn man

[1]) S. Woeste, Volksüberlieferungen an die Grafschaft Mark. Iserlohn 1848 in 8. S. 44.
[2]) S. Woeste S. 46.
[3]) S. Woeste S. 49.
[4]) In der Grafschaft Mark heißt die Milchstraße auch so.

in jener Gegend heute noch Jemand recht herzlich lachen hört, da sagt man: er lacht wie der Hiärtebock. So heißt dort nämlich der Teufel.

832) Die Sage von den Schon-Holden. [1]

Wenn sonst ein Bauer nach Herscheid in die Kirche gegangen war und dann in's Wirthshaus ging und hier bis spät am Abend sitzen blieb, dann paßten ihm die Schon-Holden (riesenhafte Frauengestalten) auf. Er mußte dann an eine Stange, die sie zwischen einander hielten, greifen und daran zogen sie ihn durch einen Teich, dann aber ließen sie ihn wieder laufen. Einem Wirthe, der sich einmal, ich weiß nicht womit, gegen sie vergangen hatte, klopften sie einmal des Nachts an die Thüre. Dieser, in der Meinung, es seien Gäste, stand auf und wollte ihnen die Thüre öffnen. Es waren aber zwei Schonholden, die packten ihn, nahmen ihn an die Stange und zogen ihn durch den Teich.

833) Der Zehn-Uhrs-Hund zu Wiedenbrück. [2]

Jeden Abend um zehn Uhr läuft in Wiedenbrück ein großer Hund auf den Straßen herum, den heißt man den Zehn-Uhrs-Hund und damit hat es folgende Bewandniß.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges war hier ein gewisser Schwanenwirth, der machte den Werber, er kam und nahm den Bauern ihre Söhne weg und ließ sie mit Ketten zusammenschließen, damit sie nicht fortlaufen könnten. Zuletzt aber geschah es, daß dieser selbige Schwanenwirth von einem Haufen Bauern erschlagen ward. Da war aber sein Leichnam auf einmal verschwunden, aber hinter der Landwehr sprang ein schwarzer Hund weg, der sprach: „So geht's, wer andere Leute verräth und verkauft; bis an den jüngsten Tag soll ich mit einer Kette um den Hals durch die Straßen laufen, zur Warnung, daß sich Keiner wieder an andern Leuten vergreift." So geht er denn jeden Abend, wenn es zehn Uhr ist, in der Straße herum, und in den Häusern, wo er die Söhne herausgeholt hat, da guckt er durch die Scheiben hinein und macht sich so groß, daß er zu den obersten Scheiben hineinsehen kann, und macht ein Paar glühende Augen, daß einem graut.

834) Von dem Abte, der in einen Raben verwandelt ward. [3]

Bei Baulanne (so heißt ein Gebüsch bei Wiedenbrück) liegt ein Stück Feld, auf diesem spukt ein Geist in Gestalt einer Krähe. Nun stand einst in der Nähe dort ein Kloster, worin viele Mönche waren (man weiß nicht, ob es das Kloster zu Kleholz oder das zu Marienmünster war). Diese Mönche baten einen Bauern um ein Stück Feld, welches sie pachten wollten. Das gab ihnen der Bauer nach und sie bezahlten einige Jahre ihren Pacht. Allein der Mann kam mit der Zeit in schlechte Umstände und wollte sein Land gern wiederhaben. Darüber war aber der Abt oder Prior ungehalten, er bat also den Bauer, er möge ihm das Feld so lange lassen, als sich

[1] S. Woeste S. 42.
[2] S. Firmenich, Völkerstimmen Bd. I. S. 300.
[3] S. Firmenich Bd. I. S. 301.

das, was sie darauf säen wollten, in demselben halten werde. Hiermit war auch der Bauer einverstanden und dachte nicht, daß der Abt eine Hinterlist ausführen wolle. Dieser säete aber anstatt Roggen Eicheln in das Land. Da sah der Bauer seinen Irrthum ein und verklagte den Abt, er konnte aber kein Recht bekommen, sondern ward von demselben hartherzig zurückgewiesen und kam ganz in Armuth. Nach einiger Zeit starb jedoch der Abt und nun geht er in dem Gehölze spuken. Wenn arme Leute kommen und Holz holen wollen, so entsteht ein heftiger Wind, so daß Alles, was sie geholt haben, wieder fortgeweht wird, oder es fliegt ein Rabe über ihre Köpfe und schreit ganz jämmerlich und dann fängt das Holz an zu brennen.

835) Die zwei Hünen von Berne und von Boke.[1])

Bei Berne auf der Krebsburg wohnte in uralter Zeit ein Hüne und auf der Burg bei Boke (unweit Paderborn) auch einer. Die zwei hatten sich gewaltig lieb und sie arbeiteten, beteten, schmorten, brouten und bucken zusommen und was der eine wußte, das wußte auch der andere. Der in Berne hatte nun aber einen ungeheuer großen Backofen. Wenn er nun des Morgens den Ofen geheizt hatte, dann fehlte noch etwas im Troge und so kam der andere Hüne von Boke mit seinem Brodteige und buck mit. Einstmals wollten sie auch am Morgen bocken, es mochte um 1 Uhr sein, da biß den Hünen in Berne ein Floh, er drehte sich in seinem Bett herum und krotzte sich an der Lende. Als das der Hüne von Boke hörte, meinte er, es wäre Zeit und der Ofen wäre schon heiß, er nahm also seinen Brodteig auf den Rücken und kam damit angetrollt. Der Hüne von Berne aber lag noch im Bette und sagte: „Was willst Du denn, es ist ja erst halb zwei Uhr?" Da ärgerte sich der Boke'sche Hüne und mußte warten, bis es Tag ward.

So ging es ihnen aber noch oft und immer hoben sie einander angeführt und geörgert. So fing es einmal gerade an zu regnen, als der Berne'sche Hüne einen Wogen voll Heu auf einer Wiese aufgeladen hatte. Nun wollte er aber dos Heu gern trocken hereinhaben und so geschwind konnte er doch nicht nach Haus kommen. Da nohm er das Fuder Heu und schob es in sein Nasenloch. Der Hüne in Boke wußte aber davon nichts und nahm just in dem Augenblick eine Prise Schnupftobak. Da mußte der Berne'sche Hüne niesen und der ganze Wagen voll Heu fiel in die Näffe und Stangen und Röder und Deichsel gingen kurz und klein.

Nun stand aber die Kirche, in welche Beide gingen, in einem Barbruch bei Thüle und da mußten sie allemal über die Lippe. Da konnten sie nun mit ihren langen Beinen gut hinübersteigen, das war ihnen gar nichts, aber wenn dieser Fluß einmal groß ward und austrat, dann machten sie sich doch die Füße noß. Da dachten sie sich's denn aus, sie wollten die Kirche nach Boke tragen, domit sie sie dicht bei sich hätten und nicht erst über die Lippe zu gehen brauchten. Der eine Hüne nahm nun die Kirche sommt dem Thurme auf den Arm, wie wenn er ein kleines Kind trüge und ging noch der Lippe zu. Freilich durfte er aber keine großen Schritte machen, damit die Kirche nicht auseinander fiele. Darum setzte sich der andere

[1]) S. Firmenich Bd. I S. 302.

Hüne auf das jenseitige Ufer nieder und legte sein rechtes Bein über die Lippe und der andere ging nun Schritt für Schritt mit der Kirche auf dem Arme über das Bein hinüber und stellte die Kirche auf den Platz, wo jetzt noch die Kirche von Vorte steht.

836) Der Mann im Monde.[1])

Es war einmal ein Mann, der wollte stehlen, allein da war ihm der Mond im Wege. Er verfluchte also den Mond und sagte: „Willst Du wohl weg!" Als unser Herrgott das hörte, da ließ er ihm die Wahl, ob er in der Sonne verbrennen oder im Monde erfrieren wolle. Da ließ sich der Mann in den Mond setzen.

837) Die weiße Jungfrau von Hemer.[2])

Ein Mann aus Hemer kam einmal spät des Nachts von Hünklingsen herauf; er nahm seinen Weg durch die Eichenallee, wo jede Mitternacht eine weiße Jungfrau umgeht und seufzt. Die war nun gerade auch da. Der Mann wollte ihr ausweichen, es ging aber nicht; ging er rechts, ging sie auch da, drehte er sich aber nach links, stand sie auch da, zuletzt aber stellte sie sich vor ihn hin. Er faßte sich also ein Herz und fragte sie, was sie wolle. Da bat sie ihn um Gottes Willen, er solle sie doch erlösen. Er antwortete: Ja, wenn er es thun könne; sie müsse es ihm aber sagen, was hierzu nöthig sei. Da sagte sie: „Weiter nichts, als daß Ihr mich in der und der Nacht (die sie ihm nannte) dreimal um die Kirche tragt."[3]) Wer aber sein Wort nicht hielt, das war der Mann aus Hemer. Als nun die Nacht kam, da war auch die Jungfer vor seinem Hause am Ebberge und klopfte an. Er stand auf und guckte durch's Fenster. Sie hielt ihm vor, daß er das, was er ihr gelobt, nicht gethan habe und bat ihn, er solle es doch noch thun. Er aber sagte: „Nein!" Da ging sie auf und davon und sprach: „Euere Frau soll vergehen wie ein Kohlstrunk und Ihr sollt auch nicht zu Gnaden kommen!" Seine Frau ist dann auch an der Abzehrung gestorben und er hat von Hemer fortgemußt und ist verunglückt.

838) Der Name des Dorfes Eckesei.[4])

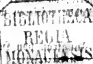
Vor vielen Jahren ist einmal die Pest hier in der Mark sehr schlimm gewesen, also daß so viele Leute umkamen, daß ganze Städte und Dörfer leer waren. Da ist denn auch einmal ein Mann und eine Frau nach Hagen gekommen und man hat sie gefragt: „Wie viel Leute sind denn in Euerem Dorfe noch am Leben?" Da hat der Mann gesagt: Ich und sie („Eck un sei"). Darum heißt das Dorf Eckesei.

839) Die Sage vom Schatz im Raffenberge.[5])

Zwischen Hagen und Limburg liegt der Raffenberg, da stand vor Alters eine Burg darauf. Sie zeigen dem Fremden da einen Ziehbrunnen, in dem

[1]) S. Woeste S. 40.
[2]) S. Woeste S. 43.
[3]) Es ist ein alter Gebrauch in der Grafschaft Mark, die Leichen dreimal um die Kirche zu tragen.
[4]) S. Woeste S. 48.
[5]) S. Woeste S. 47.

soll ein Schatz versunken liegen. Einmal gingen ein Paar Leute hin, die wollten ihn heben. Sie bemerkten auf dem Grunde des Brunnens auch den Kessel mit dem Gelde und machten sich daran ihn herauszuziehen. Je höher sie ihn aber herauszogen, desto schwerer und schwerer ward er. Da sagte einer zum andern: „Vater, laß mich einmal ausruhen!" So wie er dies sprach, sprang eine Kröte in den Brunnen, da sank der Kessel wieder hinab und war seitdem nicht wieder zu finden.



Druck von Carl Flemming in Glogau.

Druck von Carl Flemming in Glogau.

